

# **Die Weltbühne**

**Der Schaubühne XVI. Jahr**

**Wochenschrift für Politik-Kunst-Wirtschaft**

**Herausgeber: Siegfried Jacobsohn.**

**16. Jahrgang**

**Zweites Halbjahr**

**1 9 2 0**

**Verlag der Weltbühne  
Charlottenburg-Dernburgsfrasse 25**





# Sach-Register

Die fetten Ziffern bezeichnen die Nummer, die magern die Seiten

[illegible]

Berlin simultan	30	117
Berliner Brief	44	486
—, Die reichsten	28	56
—, Kunstskandal	32	165
—, Schulschandal	39	321
Berliner Theater*)		
T Feuerwerk (Wilde: Bunbury)	30	125
Saisonbeginn	38	311
M } Ibsen und (Baumeister Solneß)	39	337
A } Strindberg (Brandstätte)		
M } Mirandolina (Goldoni)	40	370
S } und Isolde (Wagner)		
D } Hauptmann und (Einsame Menschen)	41	393
L } Lautensack (Das Gelübde)		
M Von Pallenberg (Courteline: Drei Einakter)	42	433
B Godiva (Hans Franck)	43	463
A } Liebe (Tolstoi: Er ist an Allem schuld)	44	489
K } Suff (Gogol: Die Spieler)		
und Spiel (Hauptmann: Griselda)		
L Dorsch, (Hans Müller: Die Flamme)	45	524
O } Pallenberg (Bernauer-Schanzer: Die Sache mit Lola)		
D } und Urfaust (Goethe: Urfaust)		
B König Richard der Dritte (Shakespeare)	46	558
Z Europa (Kaiser)	47	584
U Perikles von Tyrus (Shakespeare)	48	624
M } Margit (Strindberg: Frau Margit)	49	655
D } und Martins (Rehfisch: Chauffeur Martin)		
L } Von Rickelt (Delegiertenversammlung)	51	706
D } bis (Molière: Amphitryo)		
Reinhardt (Schiller: Don Carlos)		
B Orska und (Zuckmayer: Der Kreuzweg)	53	763
M } Zuckmayer (Wilde: Salome)		
Besprochene Aufführungen		
Croisset: Der erste Beste	31	148
Courteline: Drei Einakter	42	433
Franck: Godiva	43	463
Friedmann: Präsident Stopper	52	736
Gluck: Iphigenie auf Tauris	30	123
Goethe: Urfaust	45	524
Gogol: Die Spieler	44	489
Goldoni: Mirandolina	40	370
Grillparzer: Libussa	46	565
Hauptmann: Einsame Menschen	41	393
Griselda	44	489
Ibsen: Baumeister Solneß	39	337
Kaiser: Europa	47	584
Gas	52	736
Kerner: Der Totengräber von Feldberg	36	269
Lautensack: Das Gelübde	41	393
Molière: Amphitryo	51	706
Müller: Die Flamme	45	524
Rehfisch: Chauffeur Martin	49	655
Rittner: Die Tragödie des Eumenes	28	50

\*) A = Kammerspiele, B = Staatstheater, C = Kleines Schauspielhaus, D = Deutsches Theater, E = Berliner Theater, F = Deutsches Künstler-Theater, G = Metropol-Theater, J = Das Junge Deutschland, K = Kleines Theater, L = Lessing-Theater, M = Theater in der Königgrätzer Straße, O = Komödienhaus, S = Staatsoper, T = Tribüne, U = Neues Volkstheater, Z = Großes Schauspielhaus.

Rossem und Soeltman: Femina . . . . .	28	50
Schanzer und Bernauer: Die Sache mit Lola . . . . .	45	524
Schiller: Don Carlos . . . . .	50	682
Shakespeare: Hamlet . . . . .	43	461
König Richard der Dritte . . . . .	46	558
Perikles von Tyrus . . . . .	48	624
Shaw: Es hat nicht sollen sein . . . . .	31	148
Haus Herzenstod . . . . .	49	653
Sil-Vara: Mit der Liebe spielen . . . . .	45	531
Straus: Die spanische Nachtigall . . . . .	51	713
Strindberg: Brandstätte . . . . .	39	337
Frau Margit . . . . .	49	655
Tolstoi: Er ist an Allem schuld . . . . .	44	489
Wagner: Tristan und Isolde . . . . .	40	370
Wilde: Bunbury . . . . .	30	125
Salome . . . . .	53	763
Zuckmayer: Der Kreuzweg . . . . .	53	763
Bolschewismus, Der — in Asien . . . . .	33	187
— , Die Liquidation des . . . . .	53	749
— , Jubiläum des — . . . . .	46	539
Bordellgeschichte, Kleine — . . . . .	53	772
(Boris) Ein neuer Zeichner . . . . .	49	648
Bostelmann & Cie . . . . .	50	687
Brief an den Stabsoffizier . . . . .	45	510
— — Frau Cläre Meyer-Lugau . . . . .	38	305
— — Simons . . . . .	40	353
Buchbesprechungen . . . . .		
Paulchen: Die Brotwinsel . . . . .	27	29
Heine: Italien . . . . .	28	59
Oehlke: Lessing . . . . .	29	82
Scheer: Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg . . . . .	30	104
Tiemann: Das Auswärtige Amt . . . . .	32	153
Stössinger und Holtz: Das System Noske . . . . .	32	171
Reitzenstein: Geschichten aus dem Kadettencorps . . . . .	35	236
Schröder: Der Sprung in den Sonnenkringel . . . . .	35	245
Kuttner: Die erdolchte Front . . . . .	35	246
Barth: Aus der Werkstatt der Revolution . . . . .	36	269
Goldschmidt: Moskau 1920 . . . . .	38	304
Goethe: Das Tagebuch . . . . .	39	334
Sturzenegger: Die Wiederauferstehung Serbiens . . . . .	39	341
Noske: Von Kiel bis Kapp . . . . .	40	362
Burg: Kunstschutz an der Westfront . . . . .	41	402
Roda: Irrfahrten eines Humoristen . . . . .	43	470
Ostwald: Lieder aus dem Rinnstein . . . . .	44	500
Pasch: Anwaltsnot . . . . .	45	517
Perutz: Der Marques de Bolibar . . . . .	46	566
Giese: Der Mond der Toinette . . . . .	47	595
Mehring: Das politische Cabaret . . . . .	48	619
Soyka: Der entfesselte Mensch . . . . .	48	629
Hamsun: Die Stadt Segelfuß . . . . .	49	649
Oehlenschläger: Aladdin . . . . .	50	687
Kalser: Stern über der Schlucht . . . . .	52	742
Siemsen: Wo hast du dich denn herumgetrieben . . . . .?	52	743
Weißmann: Politisch-Künstlerisch-Radikal? . . . . .	53	770
Buchhandelspolitik . . . . .	37	288
Bülow, Flotow— . . . . .	48	605
Bühnenstar und Höchstgage . . . . .	31	140
Bürgergeneral, Der — . . . . .	32	171

## IV

Bunte Reise	30 115
Burgtheater	43 461
Busoni	48 622
Carnazza	36 252
Chopin	38 314
Couplet en voltige	33 194
Dankgebet an Peter Panter	49 657
Deflation?	30 119
Delbrück, Antwort an —	48 609
Demokratische, Der — Tasso	28 60
Dernburg, Bernhard —	29 75
Deutsche Quark, Der — —	53 747
Deutschen, Die — in der Tschechoslowakei	49 635
Deutscher Kunstschutz	41 402
Deutscheindliche, Die — Stimmung in England	42 420
Deutschtum, Kärntner Abstimmung und —	47 576
Die Waffen nieder!	40 361
Diplomatie, Die deutsche	50 679
Dolchstoß, Der —	48 618
— , — — von oben	42 416
Dominion of Austria	37 276
Don Carlos	50 682
Dorsch, Pallenberg und Urfaust	45 524
Drei Deutsche	45 532
Drum soll der Sänger mit dem König gehn	38 315
Eden-Hotel	49 659
(Edschmid) Der sublime Kasimir	42 426
Ehescheidung	32 172
Eisenbahnfahrt	41 400
England, Die deutscheindliche Stimmung in	42 420
Entfesselte Mensch, Der — —	48 629
Entgegnung, Kleine —	53 772
Epi-Prolog	41 401
Ergänzung	49 640
Erich, Spaziergang mit Professor	28 42
Esplanade, Wedding- und —	47 569
Europa	47 584
Europas Selbstmord	34 201
(Fall Augustin) Politische Fälle	52 723
Fall Nicolai, Der — —	47 580
Faradische Ströme	47 587
Fehler, Die alten —	47 571
Feuerwerk	30 125
Finale	28 61
Flotow-Bülow	48 605
Fluch der Objektivität!	33 196
Frankreichs Arbeiterschaft	40 358
(Friedlaender-Fuld) Die reichsten Berliner	28 56
Fünf Hefte	38 315
Fürsten, Die —	27 14
Fürstenberg, Karl —	37 278
Garnaschenknopf, Der alte —	52 733

## Gedichte

Löwenliebe	27	27
Heinrich Mann	28	49
Marburger Studentenlied	28	55
Steuerabzug	29	86
Berlin simultan	30	117
Die alte Waschfrau	31	147
Niederreißen	32	162
Die Ausgestorbenen	32	171
Couplet en voltige	33	194
Auf dem Dache sitzt ein Greis	34	220
Gruß	35	242
Terzinen über die Vergänglichkeit Hofmannsthals	36	263
Auf ein Kind	37	292
Chopin	38	314
Hamburger Abschiedsessen	39	340
Die Waffen nieder!	40	361
Kainz	40	373
Wiegenlied	41	399
Wenn die Muse küßt . . . !	42	436
Zeitungsstreik	43	455
Kleines Trällerlied	44	492
Welten-Kino	45	527
Tolstoi	45	529
Den namenlosen Helden	46	557
Kleiner Streik	46	564
Literatur-Walzer	47	586
Der Dolchstoß	48	618
Der Hosenschnüffler	48	630
Dankgebet an Peter Panter	49	657
Nekrolog	50	685
Sorrent	51	705
Unser Weg	51	709
Mechterstädt	52	735
Sylvester	53	768
Genf!, Nach Spa, vor —	32	156
—, Wien in —	52	717
Gewalt und Arbeit	50	670
Gewaltpolitik, Der Irrsinn der —	29	65
Godiva	43	463
Goethe, Iste —	39	334
Grelling, Antwort an Herrn —	49	652
Großer Zeit, Aus — —	33	198
Gute Witze aus großer Zeit	44	485
Guttmann, Eugen —	43	470
Gwinner, Arthur von —	33	180
	27	8
Haenisch, Antwort an —	39	330
—, Letzter Gruß an —	43	471
Hainisch, Michael —	53	769
Hamburger Abschiedsessen	39	340
Hamsun, Der kleine — in der Westentasche	35	245
Haresu	27	19
—, Wie ich zu — kam	28	51
Hauptmann und Lautensack	41	393
Haus Herzenstod	49	653
Heer, Das alte —	27	14
—, — neue —	28	45
	29	69



Lautensack, Hauptmann und —	41	393							
Leerlauf	40	373							
Legende, Die —	36	266							
Lenin	40	350							
Lessing	29	82							
Leuß, Hans —	43	452							
Libussa	46	565							
Liebe, Sufi und Spiel	44	489							
Liebe Welthühne! 42 438 43 470 44 500 45 532 46 567	47	595							
48 630 49 662 51 714 52 743									
Liebermann, Max — als Politiker	53	759							
Lied, Das neue —	48	619							
Lieder aus dem Rinnstein	44	500							
Lindenhof und Baltikum	45	507							
Literatur-Walzer	47	586							
Löwenliebe	27	27							
Londoner Erlebnisse	46	542							
Luther und Huß	48	603							
Macher, Der — von det Janze	41	405							
Mann, Heinrich —	28	49							
Marburger Studentenlied	28	55							
(Markiewicz, Otto) Die reichsten Berliner	28	56							
Marques de Bolibar, Der — — —	46	566							
Martens, Kurt —	34	221							
(Massary) Die böhmische Nachtigall	51	713							
Mayerling	42	437							
Mechterstädt	52	735							
— , Die Tragödie von —	47	592							
Mendelssohn	40	366							
Menschewiki, Die jüngste Kundgebung der	43	450							
Meyer-Lugau, Brief an Frau Cläre —	38	305							
Mirandolina und Isolde	40	370							
Mit der Liebe spielen	45	531							
Moissi in Biel	34	221							
Mond der Toinette, Der — — —	47	594							
Moskau, Warnung an —	38	297							
Moskauer Kongreß	36	255							
(Mosse, Rudolf) Die reichsten Berliner	28	56							
München, Rund um —	52	721							
Nachlese	42	423							
Nachtigall, Die böhmische —	51	713							
Namenlosen Helden, Den — — —	46	557							
„Nazis“, Die —	48	627							
Nekrolog	50	685							
Neue Heer, Das — — —	29	69							
Nicolai, Der Fall —	47	580							
(Nicolai, W.) Der Vater der Lüge	31	137							
Niederreißen	32	162							
Nobel-Preis, Der —	27	5							
32 162									
Oberon	41	403							
Oesterreich nach den Wahlen	45	430							
Oper									
Iphigenie auf Tauris	30	123							
Oberon	41	403							
Ritter Blaubart	46	555							

## VIII

Orchesterkonzerte . . . . .	44 498
Orden und Ehrenzeichen . . . . .	28 45
Organisierte Beamte . . . . .	34 213
Orska und Zuckmayer . . . . .	53 763
Ostjuden!, Die verdammten — . . . . .	47 594
Othello, eine jiddische Operette . . . . .	35 240
Palästina . . . . .	44 495
Pallenberg, Von — . . . . .	42 433
— , Dorsch, — und Urfaust . . . . .	45 524
Panter, Dankgebet an Peter — . . . . .	49 657
Pariser Eindrücke . . . . .	44 480
Parlamentsberichterstattung . . . . .	44 497
Pax punica . . . . .	44 478
Perikles von Tyrus . . . . .	48 624
Pogrome in der Ukraine . . . . .	52 741
Polens militärischer Zusammenbruch . . . . .	34 204
Politische Fälle . . . . .	52 723
Potsdam . . . . .	32 174
Prag zum ersten Mal . . . . .	38 313
Premieren, Die letzten — . . . . .	28 50
Preußens, Die Ueberwindung — . . . . .	50 665
Prozeß, Der — der Kooperatoren . . . . .	48 614
Rätsel, Das — der Kollektivität . . . . .	27 28
Reaktion und Gegenwehr . . . . .	49 633
— — Universität . . . . .	46 545
Reichsten Berliner, Die — — . . . . .	28 56
Reif zur Vernichtung? . . . . .	35 225
Reporter-Deutsch . . . . .	50 686
Revolution, Zu dieser — . . . . .	31 144
Revolutionshochzeit . . . . .	43 466
Revolutionswerkstatt . . . . .	36 269
Rickelt, Von — bis Reinhardt . . . . .	51 706
Ritter Blaubart . . . . .	46 555
Romantisches Theater . . . . .	36 269
Rußland . . . . .	
Die Tragödie der Kadetten . . . . .	29 80
Rußlands patriotischer Aufschwung . . . . .	31 133
Der Bolschewismus in Asien — . . . . .	33 187
Moskauer Kongreß . . . . .	36 255
Wrangel . . . . .	38 300
Russische Reise . . . . .	38 304
Lenin . . . . .	40 350
Die jüngste Kundgebung der Menschewiki . . . . .	43 450
Jubiläum des Bolschewismus . . . . .	46 539
Der Prozeß der Kooperatoren . . . . .	48 614
Antibolschewistische Blockspielereien . . . . .	51 695
Die Liquidation des Bolschewismus . . . . .	53 749
Saisonbeginn . . . . .	38 311
Säulen, Die grünen . . . . .	43 469
Scheers Erinnerungen . . . . .	30 104
Scheideweg, Am — . . . . .	44 475
Schierl . . . . .	43 458
Schloß Sutz . . . . .	45 528
Schlußwort . . . . .	45 513
(Schottlaender, Bernhard) Zwei Bändchen Hölderlin . . . . .	33 195



Schrei, Ein — aus der Not . . . . .	50	686		
Schreker, Direktor — . . . . .	36	264		
Schuldfrage, Die — . . . . .	53	751		
Schulskandal, Berliner — . . . . .	39	321		
Schwangerschaft, Unterbrechung der — . . . . .	41	385		
Schwarz-gelbe Henker . . . . .	39	341		
Schweiz, Die „deutschfeindliche“ — . . . . .	49	658		
Sie hazardieren weiter . . . . .	30	97		
Siemens . . . . .	31	134		
Simon, James — . . . . .	32	159		
Simons, Brief an — . . . . .	40	352		
Sind die Engel geschlechtslos? . . . . .	39	324		
Sinowjews Verbündete . . . . .	43	443		
Sittlichen, Die — . . . . .	33	189		
Soldatenlieder . . . . .	35	246		
Sorrent . . . . .	51	705		
Sozialisierung . . . . .	45	519		
Sozialisierungsvorschlag, Hortens — . . . . .	47	589		
Sozialismus, Staatsbankrott und — . . . . .	42	434		
Sozialistische Weltpolitik . . . . .	40	347		
Spa . . . . .	28	33		
—, Das Spiel von — . . . . .	33	184		
—, Was wir in — Spa zu erklären haben . . . . .	27	23		
Spaziergang mit Professor Erich . . . . .	28	42		
Spionage . . . . .	50	673	51	702
Splitter und Balken . . . . .	39	343	52	728
Staatlich unterbundene Fröhlichkeit . . . . .	49	661		
Staatsbankrott und Sozialismus . . . . .	42	434		
Stadt Segelfuß, Die — — . . . . .	49	649		
Stern über der Schlucht . . . . .	52	742		
Steuerabzug . . . . .	29	86		
Steuerpropaganda . . . . .	40	374	37	292
Stranderlebnis . . . . .	40	375		
Streikrecht, Das — der Beamten . . . . .	51	696		
Strindberg, Ibsen und — . . . . .	39	337		
Stumm . . . . .	39	331		
Sylvester . . . . .	53	768		
Tasso, Der demokratische — . . . . .	28	60		
Terzinen über die Vergänglichkeit Hugo von Hofmannsthals . . . . .	36	263		
Theater, Romantisches — . . . . .	36	269		
Theobald Tiger . . . . .	27	29		
Thyssen, August — . . . . .	30	111		
Tietz, Wertheim und — . . . . .	41	389		
Tolstoi . . . . .	45	529		
Tragödie, Die — der Kadetten . . . . .	29	80		
Triumph, Der, — des Untermenschentums . . . . .	27	1		
Tschechoslowakei, Die Deutschen in der — . . . . .	49	635		
U. S. P. D. oder K. P. D.? . . . . .	37	273		
Ueberkonfessionellen, Die Idee des — . . . . .	45	515		
Ueberpatriot, Ein — . . . . .	39	327		
Ukraine, Pogrome in der — . . . . .	52	741		
Unbegriffene Notwendigkeit, Die — — . . . . .	36	268		
Ungarn, Christlicher Kurs in — . . . . .	38	301		
Universität, Reaktion und — . . . . .	46	545		
Unser Weg . . . . .	51	709		
Unterbrechung der Schwangerschaft . . . . .	41	385		

Untermenschentums, Der Triumph des —	27	1
Unzelmann, Anekdote von der —	30	126
Valutasturz, Der neue —	41	397
Vater der Lüge, Der — — —	31	137
Völkerbund!, Für den —	31	129
Vor dem Winter	41	377
W. T. B., Das Kapitel —	35	232
Waffen nieder!, Die — —	33	177
Waffenstillstandsverlängerung	51	699
Wahres Märchen	33	189
Waschfrau, Die alte —	31	147
Weber, Max —	30	101
Wedding und Esplanade	47	569
Weltbühnen, Alte —	33	197
Welten-Kino	45	527
Weltfriede oder Weltruin?	36	249
Weltpolitik, Sozialistische —	40	347
Welttheater, Das kleine —	40	345
46 537 48 601	42	409
43 441 44 473	45	505
Wenn die Muse küßt! . . .!	42	436
Wenn Zwei das Selbe tun	35	244
Wertheim und Tietz	41	389
Wertrevolution — nicht: Weltrevolution!	42	414
Wiederherstellungskommission, Auch eine —	41	381
Wiegenlied	41	399
Wien		
Die letzten Premieren (Die Tragödie des Eumenes; Femina)	28	50
Allerletzte Premiere (Der erste Beste; Es hat nicht sollen sein)	31	148
Burgtheater (Bunbury; Hamlet)	43	461
Mit der Liebe spielen (Sil-Vara)	45	531
Libussa (Grillparzer)	46	565
Haus Herzenstod (Shaw)	49	653
Don Carlos (Schiller)	50	682
Wiener Theater (Gas; Die Flamme; Präsident Stopper)	52	736
Wien in Genf	52	717
(Wilhelm der Erste) Der alte Gamaschenknopf	52	733
Wir	31	148
Wirtschaftsrückblick	53	766
Wirtschaftszukunft	51	709
Wo hast du dich denn herumgetrieben?	52	743
Wohlanständige Wohltätigkeit	53	757
Wortspiegel, Im — der Zeit	37	295
Wrangel	38	300
Wundt, Der alte —	38	317
Zeichner. Ein neuer —	49	648
Zeit der schweren Not, Die — — — —	31	145
Zeit und Zeitschrift	36	261
Zeitung, Wie lese ich die — ?	28	56
Zeitungsstreik	43	455
Zensor, Der — geht um!	48	616
Zionismus, Der —	50	667
Zwei Bändchen Hölderlin	33	195

# Autoren-Register

Die Ziffern bezeichnen die Seiten

- Bab, Julius 101. 759  
 Balogh, Emmerich 301  
 Bauer, Hans 28. 196  
 Bloch, Ernst 5  
 Börne 675  
 Breuer, Robert 456  
 Bylo, Max 281  
 Caspari, Georg 123. 341. 403  
 Czempin, Arnold 140  
 Danzer, Carl M. 530  
 Delbrück, Hans 652  
 Dreifuß, Kläre 714  
 El Ha 437  
 Feist, Hans 269  
 Fernau, Hermann 362  
 Fischer, Heinrich 242  
 Fried, Alfred H. 162  
 Friedell, Egon 19. 51  
 Ganz, Hans 8. 56. 75. 111. 134.  
 159. 180. 208. 238. 257. 278. 331.  
 366. 389. 458  
 Gehrke, M. M. 686  
 Georg, Manfred 195. 594  
 Gerlach, H. v. 691  
 Glenk, Hans 244. 288. 315  
 Gobineau 144  
 Goldbeck, Eduard 381  
 Goldschmidt, Kurt Walter 515  
 Gorki 350  
 Graf, Otto 114. 465. 591. 721  
 Grelling, Richard 609  
 Grotius, Hugo 517  
 Grüner, Gustav 37  
 Haenisch, Konrad 305. 423  
 Halpert, D. H. 452  
 Hatvani, Paul 405  
 Hesse, Otto Ernst 317. 373. 557  
 Holzer, Marie 318  
 Hülsen, Hans von 221  
 Hurwicz, Elias 80. 133. 187. 255.  
 304. 539. 614. 695. 749  
 Inquit 82  
 J., S. 30. 61. 87. 127. 151. 175.  
 199. 223. 247. 271. 296. 311.  
 319. 337. 343. 370. 376. 393.  
 406. 433. 438. 463. 471. 489.  
 501. 524. 533. 558. 568. 584.  
 596. 624. 631. 655. 663. 684.  
 689. 706. 715. 744. 763. 773  
 Janowitz, Hans 189. 268  
 Kahn, Harry 245. 426. 742  
 Karpel, Franz Heinrich 661  
 Keller, Elisabeth von 480  
 Koester, Otto 165  
 Kollenka, Walter 635  
 Kommunist, Ein 510  
 Laie, Ein 172  
 Lehmann-Rußbüldt, Otto 324. 542  
 Levy, Arnold 284  
 Lichtenberg 662  
 Ludwig, Emil 681  
 Lukas 204  
 Mackens, Max 618  
 Mann-Tiechler, Ludwig v. 496  
 Marcus, Erich 401  
 Marcuse, Ludwig 565  
 Marx, Erich 495  
 Mehring, Walter 117. 194. 220. 240.  
 266. 399. 657. 685  
 Meier-Graefe, J. 216  
 Meyer, Willy 416. 640  
 Meyer-Lugau, Cläre 228. 330. 471  
 Meridionalis 184. 252. 276. 300.  
 358. 380. 414. 571. 719  
 Mühsam, Erich 643  
 Natonek, Hans 12. 772  
 Nicolai, Georg Fr. 545  
 Oehme, Walter 232  
 Orlopp, Ottomar 374  
 Panter, Peter 59. 125. 149. 174. 197.  
 246. 334. 375. 437. 470. 500. 566.  
 595. 619. 648. 688. 713. 743. 772

Paul, Jean 630  
 Persius, L. 104  
 Polgar, Alfred 50. 148. 313. 461.  
 531. 565. 587. 653. 682. 736  
 Procurator 385

Räuscher, Josef 261. 627  
 Ramm, Staatssekretär Dr. 723.  
 Reichwaldau, Franz 84  
 Reimann, Hans 567. 649  
 Reitzenstein, Hans Joachim Frei-  
 herr von 294  
 Ricardus 766  
 Rickmers, C. Mabel 420  
 Ritis, Benjamin de 478  
 Rose, Wilhelm 519. 562. 589. 709  
 Rosenberg, Curt 592  
 Rothammer, Karl 569. 603. 633.  
 665. 696. 717. 747

Schach, Fabius 295  
 Schay, Rudolf 667  
 Schmidt, Otto Erich 687  
 Schmitt, Peter Paul 712  
 Schulze, Theodor 658  
 Schwann-Schneider, Hans 751  
 Schwann-Schneider, Rosa 661  
 Schweitzer, Ernst Emil 580  
 Selden-Goth, Gisella 60. 264. 468.  
 498. 555. 622. 738. 770  
 Siemsen, Hans 659. 711. 740  
 Stabsoffizier, Ein 14. 45. 69. 446.  
 638. 676. 733.  
 Strindberg, August 162

Ströbel, Heinrich 1. 33. 65. 97. 129.  
 153. 177. 201. 225. 249. 273. 297.  
 321. 347. 377. 411. 443. 475. 507

Telmann, Fritz 769  
 Tiemann, Kuno 121. 679  
 Tiger, Theobald 27. 29. 55. 86. 147.  
 171. 340. 361. 436. 455. 492. 527.  
 564. 586. 630. 705. 735. 768  
 Toller, Ernst 709  
 Treuberg, Hetta Gräfin 42. 156.  
 352. 466. 493. 605. 699  
 Treves, Claudio 327. 670  
 Tucholsky, Kurt 243. 292  
 Twardowski, Hans Heinrich von  
 263

Validus 119. 145. 168. 191. 292.  
 397  
 Vegesack, Siegfried von 49. 529  
 Verax 61  
 Viator 687  
 Voigt, Arno 122

Walser, Robert 221. 314. 400. 528  
 Wauer, William 23. 434. 626  
 Wendel, Hermann 576  
 Wolfradt, Willi 315. 629  
 Wrobel, Ignaz 56. 72. 108. 148.  
 171. 189. 213. 236. 269. 308. 341.  
 373. 402. 469. 492. 513. 616. 686.  
 757

Ziesenitz, Andreas 126. 137. 637.  
 702. 728. 753  
 Zille, Heinrich 486

# Der Triumph des Untermenschentums

von Heinrich Ströbel

Die Freisprechung der Studenten des Marburger Zeitfreiwilligenregimentes wird von der Geschichtsschreibung als einer der schmachlichsten und verderblichsten Akte eines Zeitgeistes gebucht werden, der sich von moralischen Grundsätzen völlig emanzipiert hatte! Fünfzehn wehrlose Einwohner von Thale sind in grausiger Weise ermordet worden. Alle Anzeichen — schon die Lage der Ermordeten, die dicht nebeneinander aufgefunden wurden und sämtlich Kopfwunden aufwiesen, die nur Projektile hervorbringen konnten, die aus nächster Nähe abgefeuert waren — schlugen der zum Freispruch führenden Annahme des Kriegsgerichts ins Gesicht, daß die Fünfzehn bei einem Fluchtversuch den Tod gefunden haben sollten. Vollends das, was von den (vom studentischen Auditorium mit Fußscharren empfangenen) Belastungszeugen über Mißhandlungen und Bedrohungen der Opfer der Marburger Zeitfreiwilligen bekundet wurde, machte es zur entsetzlichen Gewißheit, daß sich der Fanatismus der studentischen Gesellschaftsretter hier in der gleichen Weise ausgerast hatte, wie bei der Abschachtung der neunundzwanzig Mariner durch die Marloh-Truppe. Daß ein Kriegsgericht einen solchen Spruch fällen konnte, ist nach dem moralischen Stahlbad eines Krieges, der jeden Gegner als mit allen Mitteln zu vertilgendes Ungeziefer betrachtete, noch verständlich. Aber daß Professoren den Freigesprochenen Huldigungen darbringen, daß die Masse der Studenten die gleiche seelische Verfassung verrät, ist erschütternd. Welch ein Absturz in die Barbarei längst verschollen gewählter Zeiten, welch eine Perspektive für die schweren inneren Kämpfe, die uns noch bevorstehen!

Haben die Menschenverächter recht, die behaupten, daß der Mensch die niederträchtigste und hoffnungsloseste aller Bestien sei, die längst verdient habe, mit Stumpf und Stil von der Erdrinde vertilgt zu werden, und die jetzt die wollüstige Hoffnung empfinden, daß der radikale Selbstvertilgungsprozeß endlich begonnen habe? Die schlimmste der Bestien ist der Mensch nun wohl nicht, aber sicher noch allzu sehr Bestie. Die Eingewöhnung in die sanften Sitten der Kultur ist noch eine so junge und oberflächliche, daß jede Lösung der zivilisatorischen Bande, jeder Rückfall in die tierischen Formen des Kampfes ums Dasein, wie ihn Kriege und Revolutionen darstellen, die schlecht gezähmte Bestie im Menschen wieder entkettet. Aber da der Mensch nun einmal entwicklungsge-

schichtlich ein größeres Gehirnvolumen produziert hat, setzen sich bei ihm die alten Bestieninstinkte in eine primitive Ideologie um: in den triebhaft dunklen Rausch einer religiösen, nationalistischen oder revolutionären Mystik. Während das Raubtier seine Mitgeschöpfe zerreißt, um sich zu sättigen oder in seinem Blute zu berauschen, mordet die zweibeinige Bestie, um (wie die Inquisition) Seelen zu retten, um das Vaterland gegen den schnöden Erbfeind zu schirmen oder um Religion, Familie und Gesittung gegen den Bolschewismus zu verteidigen. Jede Regung des Verstandes und des Gewissens wird von der Allmacht des atavistischen Raubtierinstinktes erstickt. Alles Kulturmenschliche wird von dem trüben Strom des Untermenschlichen hinweggespült. Die Bestie triumphiert — unter Schauern religiöser, nationalistischer, revolutionärer Mystik!

\*

Wahrhaft tragisch aber ist es, daß das Untermenschliche auch auf der Seite der Revolution Empfinden und Denken unterjocht. Daß die Massen seiner noch elementaren Kraft erliegen, wäre ja bei der Seelenverfassung selbst der großen Mehrheit der Akademiker kein Wunder — aber auch so manche geistigen Führer der Revolution lassen sich von primitivster Ideologie umnebeln. So feiert selbst ein Romain Rolland den Bolschewismus, weil er „mystische Seelenkräfte des russischen Volkes“ offenbare, die leider in dem klassischen Lande der Revolution, in Frankreich, versiegt seien. Wir bedauern, daß der Dichter, der in seinem Johann Christoph ein Kulturpanorama vor uns entrollte und während des Krieges einer der wenigen Hüter der Menschlichkeit war, immer mehr zum Verherrlicher revolutionärer Methoden wird, deren Uebertragung auf Westeuropa namenloses Unheil anrichten müßte. Daß Gerede von den mystischen Volks- und Seelenkräften sollten auch die Poeten den Ideologen der Reaktion überlassen. Welche Werte für die Kulturentwicklung der Menschheit in diesen dunklen Kräften stecken, haben doch sattsam die nationalistische Tobsucht und die Kriegspsychose bewiesen. Vier Jahre lang hielten ja freilich unsre Künstler und Aestheten diese herrlichen „Urgefühle“ für das seelische Verjüngungsbad der gealterten Menschheit — inzwischen ist man aber doch dahinter gekommen, daß sich diese „mystischen“ Seelenkräfte aus einem sehr wohl definierbaren Mosaik allzumenschlicher und untermenschlicher Triebe zusammensetzten: aus kindischer Leichtgläubigkeit gegenüber den läppischen Kriegslügen, aus stockigem Commißgeist, aus professoral-deuschtümelnder Ueberhebung, aus pennälerhaftem Abenteurerdrang, aus militaristischer Prestige- und Händel-

sucht, aus nacktester Raubgier der Schwerindustrie, aus der Raffsucht der Millionen großer und kleiner Schieber und so weiter.

Den Kreuzzug der internationalen Reaktion gegen Sowjetrußland abzuwehren, ist Pflicht jedes Sozialisten; aber man braucht darum den Bolschewismus nicht als Vorbild für Westeuropa anzupreisen und dem russischen Volke besondere, beneidenswerte Seelenkräfte anzudichten. Denn die Entstehung und die Widerstandskraft des bolschewistischen Regimes in Rußland erklärt sich restlos aus den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes, wie gerade unlängst wieder einer der feinsten Köpfe des österreichischen Sozialismus, Otto Bauer, nachgewiesen hat. In seiner Schrift „Bolschewismus oder Sozialdemokratie“ (Verlag der Wiener Volksbuchhandlung) hat Bauer, dem seine Kenntnis der russischen Sprache und russischen Zustände besonders zustatten kam, mit verblüffender Meisterschaft gezeigt, wie der Bolschewismus im Grunde nur der Vollstrecker der bäuerlichen Revolution war, die sich seit Jahrzehnten bereits im Schoße des russischen Volkes vorbereitet hatte. Es gibt nichts Einfacheres, Durchsichtigeres, als die Grundgesetze der bolschewistischen Revolution. Die Bauern waren die große Masse des russischen Volkes und der russischen Armeen. Nach dem Zusammenbruch der zaristischen Heere forderten sie als Soldaten den sofortigen Frieden, als Landbebauer die sofortige Aufteilung des Großgrundbesitzes. Die Bolschewiki waren ihnen zu Willen und konnten dafür die Regierung übernehmen und ihr sozialistisches Gewaltexperiment erproben — aber wohlge-merkt nur in den Städten. Und weil die Bauern von der Reaktion eine Wiederentreibung des ehemaligen Gutsbesitzerlandes befürchten, unterstützen sie einstweilen die bolschewistische Bürokratie, die schon deshalb einen so heroischen Widerstand leistet, weil es für sie — und zwar sogar im persönlichen Sinne — um Sein oder Nichtsein geht. Alles das beruht so sehr auf der Logik der wirtschaftlichen und politischen Tatsachen, daß es zur Erklärung der russischen Verhältnisse absolut keiner mystischen Volkskräfte mehr bedarf. Aber mehr noch: Romain Rolland, der Poet und soziale Mystiker, nennt den Bolschewismus die einzige Form, die der proletarischen Revolution den Sieg sichern könne. Otto Bauer jedoch erbringt den Nachweis, daß das bolschewistische System der Minderheitsherrschaft und der auf den Terror gestützten Diktatur nichts anderes sei, als die Folge der Kulturlosigkeit der russischen Bauern, einer Rückständigkeit der ökonomischen und kulturellen Entwicklung, die in Westeuropa nirgends mehr vorhanden sei, also auch nirgends mehr eine bolschewistische Herrschaft ermögliche!

Und es wäre furchtbar, wenn nicht Bauer, der marxistische Forscher, recht hätte, sondern Rolland, der für seelische Urkräfte schwärmende Poet. Denn wie es zugeht, wo solche Urkräfte sich austoben, das beweist uns der Wahnsinn des Krieges, beweist der Marburger Prozeß, beweisen uns all die sinnlosen Greuel des weißen und des roten Terrors. Was würde aus einem Europa werden, in dem die mystischen Volkskräfte der Reaktion und der Revolution gegeneinander prallten! In wildem Fanatismus und erbarmungslosem Mordgrimm würden sich beide Heerlager aufeinanderstürzen und die letzten Reste der europäischen Kultur und Gesittung in Trümmer schlagen. In dem blinden Wahn, für die heiligsten Güter der Menschheit zu kämpfen, würden sie im mystischen Blutransch der Conquistadoren millionenfach die Menschheit schänden!

Die primitiven Urgefühle und mystischen Verzückungen haben in der Menschheitsgeschichte schon allzuviel Unheil angerichtet, als daß wahre Menschenfreunde, ernste Sozialwissenschaftler und gewissenhafte Politiker von ihnen noch einen Segen für das gemarterte Zeitalter erwarten dürften. Was diesen Zeiten und diesen Menschen nottut, ist nicht die Aufpeitschung ihrer Ur-Instinkte und mystische Gehirnumnebelung, sondern unerbittlichster Kampf gegen alle Stimungs- und Phrasenpolitik, peinlichste Erziehung zum klaren, nüchternen Sehen und zur unausgesetzten geistigen und moralischen Selbstkontrolle. Die sozialistische Umgestaltung des Produktionsprozesses kann nicht durch Gefühlswallungen und Gewaltakte erzwungen werden, sondern nur durch nüchterne Erkenntnis ihrer Lebensbedingungen und die kluge, klare Aufbauarbeit von Millionen. Jede Mystik ist dabei vom Uebel, sie wird, nach den Worten von Marx, umso mehr verschwinden, je mehr „die Verhältnisse des praktischen Werketagelbens dem Menschen tagtäglich durchsichtige, vernünftige Beziehungen zu einander und zur Natur darstellen“.

Grobkörnigen Revolutionsbrüllern und schwärmerischen Aestheten mag diese Auffassung mißfallen; aber sie ist gerade das, was diesem hysterischen Zeitalter und dieser entarteten Menschheit nicht oft und eindringlich genug gesagt werden kann. Mögen uns die Revolutionsromantiker und Mystiker getrost Philister schelten — die tiefsten Köpfe des Sozialismus stehn auf unsrer Seite. Und im Uebermenschentum der Gewaltmenschen hat bisher fast immer nur das Untermenschentum eines primitiven Trieblebens seine unsozialen, kulturwidrigen Triumphe gefeiert.



## Der Nobel-Preis von Ernst Bloch

Es steht jedem schaffenden Menschen weiter frei, zu verhungern. Selbst das Komma, das der Setzer umstellt, ist teurer geworden, aber die Autoren sind zum alten Preise zu haben. Einiges Gewissen wurde zwar empfindlicher; als Kyser die verkommene Praxis der Schiller-Stiftung angriff, fanden seine Worte Resonanz. Doch weiter ist noch nichts gediehen, als daß private Wohltätigkeit oder Launen eines überalterten Kuratoriums dem geistigen Arbeiter, wenn er Glück hat und Gnade findet, Almosen für einige Monate reichen. Nur Lukács unternahm in Ungarn einen großartigen Versuch, dem imaginativen Typus staatshalber, ohne Zeilenberechnung, sein Leben zuzusichern. Man möchte sich im Einzelnen irren, hie und da dürften „Unwürdige“ mit einbezogen worden sein: das sei kein Einwand, und er rechtfertigt nicht jenen bestehenden Zustand, sich untätig im Ganzen zu irren und auch den Würdigen, den Würdigsten, den Begriffensten auszukreisen. Bebel verhiess, im Zukunftsstaat werde der Lehrer, der Schriftsteller der erste Mann sein. Da Ludendorff auch als Schriftsteller hübsch verdient, hat es insofern mit Bebels Satz allerdings seine Richtigkeit.

Doch auch ein Andres läßt zuweilen von sich hören. Die Menschen merken darauf, und viele freuen sich, daß das Selbstverständliche, obwohl fast niemandem einfällt, es seines Orts zu fordern, doch nicht ganz ausstarb.

Gelockerte Zeiten, in denen der Geist schweifte, ließen vor dem noch hie und da Maecene eingreifen. Gebundene Zeiten, denen der Geist das bestimmende, regierende Element war, pflegten im Stand der Priester, Literaten, Kleriker das Sonderbare des Intellekts zu garantieren. Nobel, der letzte, der weithin nachwirkende Maecen, nahm es auf sich, eine Wirtschaftsordnung, die immer deutlicher nur noch den Schieber, bestenfalls den Erfinder und äußerstenfalls den trivialen Spaßmacher prämierte, wenigstens im Kleinen zu durchbrechen.

Von Fall zu Fall wenigstens erging derart an verdiente Männer eine Einladung ins Prytaneion. Man schwieg mehrere Jahre, und die Hilfe wurde nicht gewährt. Jetzt wagt sich Preis und Ehre wieder ans Licht, aber die Bedenken gegen ihre Wertungen haben sich in geistig veränderter Zeitlage nur verschärft. Denn die Stiftung hat einmal zum Zweck, bedeutende Menschen von äußerer Sorge zu befreien; und sodann, den Begriff des poeta laureatus in umfassendster, idealischster Weise zu erneuern. Daß nun das erste Ziel zumeist nicht erreicht wird, daß in den weitaus überwiegenden Fällen nur sowieso beruhigte Professoren, wohldotierte Institutsdirektoren den Geldpreis erhalten, hängt genau mit den veralteten Rubriken der Preisverteilung, der Verdienstwertung selber zusammen. So

haben zuletzt ein Chemiker und zwei Physiker die Auszeichnung erhalten; der Chemiker für seine Ammoniaksynthese, der eine der Physiker für die Zerlegung der Spektrallinien der Atome durch elektrische Kraft, der andre (nicht genug, daß er bereits 1908 gekrönt wurde) für die Gewinnung neuer Gesichtspunkte zur Entwicklung der Quantentheorie. Verdienstliche Leistungen gewiß; aber einmal: dringt nicht schon aus der Ammoniaksynthese, wie aus der Mehrzahl aller chemischen Entdeckungen, ein Lohn, der reichlich lohnt? Und sodann: ist es nicht ein wahrhaft empörender Anblick, die begrenztsten fachwissenschaftlichen Arbeiten in solch ungeheuerem Ausmaß — Jahr für Jahr, in breiter Front: Chemie, Physik, Medizin — geehrt zu sehen, während dem strengen Arbiter „keine Persönlichkeit geeignet schien“, auch nur den einen schmalen Literaturpreis zu erwerben? Wie? Professoren, deren Namen kaum je außerhalb der Fachzeitschriften und Hörsäle vernommen wurden, sind geeignet und nicht minder zweimal geeignet, das nachdrucksvollste Laureat zu erhalten? Und ein Kollegium, das bereits den Herstellern von Ammoniaksynthese den goldenen Kranz testamentsgemäß aufs Haupt zu drücken hat, überwindet sich, in den Tagen des drückendsten, des gegen den Geist feindlichsten Elends Naturen wie Schönberg und Busoni so energisch zu übersehen, wie vordem Mahler und Strindberg übersehen wurden? Es findet keinen Anlaß, auch nur den einen, jammervoll summarischen Literaturpreis ins Reine zu bringen? Ist die Komik nicht erbitternd, nach der am Ende fast jeder Physik-Professor und zuletzt gar jeder erfinderische Gaswerks-Direktor zum Preisträger werden muß, während das Kuratorium vor Jahren zu schwanken hatte, ob Bergson oder Gerhart Hauptmann des Literaturpreises würdig seien? Ist die sorgfältige Dreiteilung der Naturwissenschaften nicht eine skurrile Anomalie, wenn sich die höchsten geistigen Kräfte und Ordnungen: Malerei, Bildhauerei, Architektur, Musik, sämtliche Zweige der Dichtung und Essayistik, Nationalökonomie, Soziologie, die mannigfaltigsten Disziplinen der Geschichte, die gesamte Jurisprudenz, Theologie und Philosophie in den engen Raum, in den fast verächtlich zusammengefaßten Begriff der „Literatur“ zu teilen haben? Gewiß bleibt noch der Friedenspreis übrig; aber grade auch diese Rubrik ist so speziell und rein stofflich disponiert, daß in ihr ebenfalls nur verhältnismäßig unbedeutames Spezialistentum wohnt.

Der Grund zu alldem ist klar: die Nobel-Stiftung stammt aus einer Zeit, wo die Naturwissenschaften über die Maßen überschätzt wurden; wo man von ihnen den einzigen Anstoß menschlicher Entwicklung, die einzige Methodik konstitutiver Erkenntnis erwartete. Es hat sich unterdes anders und andres gezeigt, aber die Worte blieben stehen. Man sah, wie bereitwillig sich strategische Bahnen bauen ließen, wie die Chemiker und Phy-

siker völlig hemmungslos so gut Giftgase wie weittragende Geschütze erfanden. Man hatte sein Entsetzen daran, wie eine Chirurgie, die sonst nichts ist, eine vom Gewissen, Geist, Samaritertum völlig emanzipierbare Chirurgie imstande war, die Verwundeten fünfmal wieder schußreif zu machen, den Exzess der Technik aufs Niederträchtigste zu unterstützen. Aber auch die Wertschätzung der Naturwissenschaft im rein theoretischen Begriff fand unterdes genaue Grenzen: grade bei ihren bedeutendsten Vertretern, bei Mach, Duhem, Poincaré, ist der Glaube an ihre Strenge, an ihre konstitutive Erkenntniskraft bis aufs Letzte geschwunden. Nur in Zeiten, deren künstlerische und geistige Kultur dermaßen tief wie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gesunken war, konnte überhaupt die Wissenschaft der äußern Natur zur materialistischen Hegemonie gelangen. Aber auf den Toren dieser unsrer Zeit steht wiederum das große: **Erkenne dich selbst!** — und das Wort des Sokrates geht um: „Von den Bäumen kann ich nichts lernen, wohl aber von den Menschen in der Stadt“, und das Programm Popes: „The proper study of mankind is man“ erleuchtet wiederum die neue, die kräftig aufgenommene Enzyklopädie. Bereits Bergsons **Metaphysik**, so schwach und rein biologisch auch noch ihr Humanismus wirkt, zeigt diesen Umschwung an: eine Entwertung des Rechnens, der Science, des Automatismus, des geometrischen Ballasts, der Materie; eine Inthronisation der Zeit, der Freiheit, der Intuition, der Geschichte — hoch über alle Physik, ja selbst noch hoch über aller Biologie, auf deren Prämissen sich niemals, wie grade Nicolai und vor ihm tiefer Lotze demonstrierte, niemals menschliche Ethik und der Friedensgedanke erbaut.

Wir wissen nun nicht, ob und wie weit Nobel eine Aenderung der Satzungen zuließ. Mit fortschreitendem Friedenswerk, mit der Errichtung des Völkerbunds kommt sowieso der Anlaß, die Möglichkeit des weitem pazifistischen Preises in Wegfall; er muß zur „Literatur“ geschlagen werden. Ist diese Veränderung also ohnedies unumgänglich, dann scheint auch einer weitem Verständigung der Testamentsvollstrecker mit dem veränderten Kulturbegriff nichts im Wege zu stehen; wie immer in Fällen, wo Wohltat Plage wurde und buchstäblicher Vollzug dem Geist einer Stiftung zu widersprechen beginnt. So sei hier endlich zur öffentlichen Diskussion vorgeschlagen, daß sich hinfort Physik, Chemie und Medizin in einen einzigen Preis teilen mögen; er adelt die wahrhaft großen Entdeckungen, die künftigen Curies, Ramsays, Einsteins genauer, als es die jetzige Verschwendung und fragwürdige Vereinsbildung vermag. Dagegen sollten die frei werdenden übrigen vier Preise den großen Künstlern, Schriftstellern und Gelehrten des Geistes zuteil werden; allen jenen Schaffern, Wegweisern und Entdeckern, deren Arbeit nur selten in einem Amt geschieht, deren Werk sich nicht technologischer oder operativer Anwendung sogleich zu rentieren

vermag; den Brückenbauern und Friedensbringern besserer Zeiten. Es werde mithin außer dem naturwissenschaftlichen ein Preis ausgesetzt für die bildenden Künstler und Musiker, ein anderer für die Dichter und großen Literaten, ein vierter für die Historiker, Soziologen und Juristen und ein fünfter schließlich für die Theologen und Philosophen. Die solchergestalt neue Rubrizierung bringt nicht nur eine dem bedrohtesten Punkt zugewandte ökonomische Hilfe, sondern entspricht auch exakter der Hierarchie geistiger Werte als jene Zufallsdisposition, in der das abseitigste Fachergebnis heilig gesprochen wird, während die Gesamtheit der Künste und Geisteswissenschaften als eine Art von Unterhaltungsroman höherer Gattung figuriert.

---

## Industriekapitäne von Hans Ganz

### IV. Arthur von Gwinner

Es gibt kaum ein großes Land und sicherlich keinen wichtigen Industriezweig, wo die Deutsche Bank nicht beteiligt wäre. Das 1871 begründete Institut errichtete noch in seinem Geburtsjahr Zweigstellen in Schanghai und in Yokohama. Nach einer Weile wurde auch die belgische La-Plata-Bank, die in Montevideo und Buenos Aires Niederlassungen hatte, der Deutschen Bank angegliedert. Als das Unternehmen, noch bevor es ein Jahr zählte, sein Stammkapital verdoppeln mußte, witzelten die alten berliner Finanzgrößen, die Bleichroeder, Hanseemann, Mendelssohn, nicht ganz mit Unrecht, es scheine sich zu bewahrheiten, daß die junge Bank bei den Rif-Piraten, Kaffern und Schwarzfuß-Indianern Depositenkassen errichten wolle. Zum mindesten hat sich die Deutsche Bank in China an der Schantungbahn hervorragend beteiligt; sie hat in der Türkei die Bagdadbahn gebaut; in Argentinien waren ihre Interessen nicht geringer als im Rußland des Zaren; bis zum Weltkrieg unterhielt sie große Verbindungen in England und Frankreich; in Wien ist sie bei den Geschäften von Siemens & Halske dabei; die Deutsch-Oesterreichischen Mannesmann-Röhrenwerke sind ihr Konzern; mit der Südbahn hatte sie in den letzten Jahren ebenfalls zu tun; im ehemals stolzen Ungarn hat sie mitten im Weltkrieg ein riesiges Erdgasgeschäft begonnen; in der rumänischen Petroleum-Industrie hatte sie bis zum militärischen Zusammenbruch Deutschlands eine dominierende Stellung; in der deutschen Zigaretten-Industrie kann noch heute gegen ihren Willen nichts von wirklichem Belang geschehen; sie sitzt in der Verwaltung der berliner, der rheinischen und der schlesischen Fabriken und Gruben und macht mit den Kohlen-Magnaten in Stein- und Braunkohle. In glücklichen Friedenszeiten hat sie dem deutschen Sparer zahllose exotische Anleihen beschert — nicht zum Schaden der Direktoren und der Aktionäre — und im Weltkrieg hat sie den preußisch-deutschen Militärs

durch die hervorragende Mitarbeit bei der Unterbringung von neun Kriegs-Anleihen das Durchhalten erleichtert. Das alles kriegt die Deutsche Bank selbstverständlich nicht mit ihrem Aktienkapital fertig, das mit den Reserven kaum eine halbe Milliarde Mark beträgt und bei einem Kursstand von rund 280 % mit etwas über einer Milliarde zu bewerten ist. Den größten Teil ihrer Geschäfte macht die Deutsche Bank vielmehr mit den von ihr verwalteten Kapitalien, hauptsächlich bei ihr hinterlegten Depositen, die mehr als das Zehnfache des Aktienkapitals betragen.

Der unbestreitbar erste Mann der Deutschen Bank war lange Zeit Herr Arthur von Gwinner. Er lehnte zwar ab, Generaldirektor genannt zu werden, und behauptete, die anderen Vollandirektoren des Instituts — die Stauß, Mankiewitz, Heinemann, Herrmann, Michalowsky, Schliker, Schröter, Wassermann — seien ihm völlig koordiniert: wer aber Herrn von Gwinner jemals bei Generalversammlungen in Gesellschaft seiner Kollegen gesehen und beobachtet hat, mit welchem Respekt im respektlosen Bankiergewerbe Gwinner von den Andern behandelt wurde — der wußte genau, was von der reinen Demokratie im Vorstand der Deutschen Bank zu halten war. Dabei ist Gwinner nicht etwa der Senior unter den Chefs der Deutschen Bank gewesen; einige der Herren sind an Jahren älter, und Mankiewitz, der Börsengott des Hauses, war schon lange vor Gwinner in der Deutschen Bank. Dennoch hatte Gwinner bis zum April 1919, wo er sein Direktoren-Dasein beendete und an die Spitze des Aufsichtsrats trat, eine Autorität, die alle andern Vollandirektoren zusammen nicht hatten. Das kam schon davon, daß er der weitaus reichste unter den Chefs der Deutschen Bank war.

Gwinner ist ein Süddeutscher. Er wurde im April 1856 zu Frankfurt am Main geboren. Die Gwinner sind evangelisch — eine alte deutsche Familie, die aus dem Elsaß stammt. Sie führen ihren Ursprung bis ins Jahr 1695 zurück, wo Johann Konrad Gwinner, später Bäckermeister und Kassenverwalter in Oetisheim, als Sohn des Bürgers Johannes Gwinner ebendort geboren wurde. Gwinners Vater ist, über neunzig Jahre alt, mitten im Weltkrieg gestorben. Er war Doktor der Rechte und der Philosophie und brachte es bis zum Konsistorialpräsidenten. Er ist ein Schöngeist gewesen und hat sich als Schopenhauer-Forscher einen Namen gemacht. Wilhelm der Zweite verlieh ihm 1908 den preußischen Adel, wodurch auch sein Sohn Arthur adlig wurde. Hauptsächlich wegen der Schopenhauer-Forschungen des alten Geheimrats durften die vermögenslosen Gwinner in den feinsten, will sagen: reichsten Familien Frankfurts verkehren, und diesem Umstand verdankt Arthur Gwinner gut die Hälfte seiner Karriere. Er bekam nämlich eine ungemein reiche Frankfurterin zur Frau: Anna Speyer, die Schwester der beiden In-

haber des frankfurter Bankgeschäfts Lazard Speyer-Ellissen, des Bankiers Lord Edgar Speyer in London und des Bankiers James Speyer in New York. (Im Kriege wurde diese etwas kompromittierende Verwandtschaft des Generalgewaltigen der Deutschen Bank mit der internationalen Hochfinanz beinahe ebenso sorgfältig verschwiegen wie die deutsche Niederlage an der Marne im September 1914.) Nachdem sich Gwinner einige Zeit zu London und zu Madrid — im Dienste seiner Schwäger — geschäftlich betätigt hatte, siedelte er zu Beginn der neunziger Jahre nach Berlin über, erwarb hier das alte, kleine Bankgeschäft Rieß & Itzinger und führte es unter der Firma Arthur Gwinner & Co. weiter. Dabei fand er auf folgende Art Anschluß an die Deutsche Bank. In Berlin hatten dazumal die amerikanischen Werte noch gar keinen Markt. Sie wurden meist in Frankfurt am Main gehandelt, und das Haus Lazard Speyer-Ellissen in Frankfurt sowie die Firma Speyer & Co. in London und New York hatten damit viel zu tun. Gwinner riet dem damaligen Alleinherrscher der Deutschen Bank, Georg Siemens, sich der vernachlässigten amerikanischen Papiere anzunehmen, und Siemens, der im Allgemeinen fremdem Rat nicht zugänglich war, ließ sich mit Gwinner ein. Gwinners Vorschlag erwies sich als gut — er war so einfach, wie das Ei des Columbus. Gwinner selbst hätte mit seinem Winkelgeschäft für die amerikanischen Werte nichts tun können. Aber der Kredit der Deutschen Bank war schon damals ungeheuer groß, er kam den „Amerikanern“ zugute, schnell entstand in Berlin ein bedeutender Markt für amerikanische Bonds, die Deutsche Bank verdiente an diesem Tip ganz dick, und nun war Gwinners Glück zum zweiten Male gemacht: die Deutsche Bank verheiratete sich in aller Form mit Gwinner, indem Siemens ihn einlud, sein eignes Geschäft zu liquidieren und am ersten Januar 1894 in die Direktion der Deutschen Bank einzutreten. Und nun geschah, was schier unglaublich schien: der Autokrat Siemens teilte sich sogleich mit Gwinner in die Leitung des großen internationalen Bankgeschäfts. Dabei stand Siemens erst in der Mitte der Fünfzig und war durchaus arbeitsfreudig und arbeitsfrisch. Er hatte an Gwinner einen Narren gefressen.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß Gwinner auch nicht annähernd gehalten hat, was sich Siemens von ihm versprochen hatte. Gwinner hatte wohl bei aller Unbescheidenheit, die ihn auszeichnet — selbst erkannt, daß er sich in allen Kardinalfragen der Weltwirtschaftspolitik getäuscht hat, und unmittelbar nach der militärischen Niederlage Deutschlands beschloß er, sich aus dem aktiven Direktors-Leben auf den Pensionistenstuhl des Aufsichtsratsvorsitzenden zurückzuziehen. Er hat vor dem Krieg die alte Orientpolitik der Deutschen Bank noch vertieft und hat gleich auf zwei falsche Pferde hoch gewettet: auf die Türkei und auf Oesterreich-Ungarn. Er hat eben nicht erkannt, daß diese beiden

sogenannten Großmächte innerlich längst verfault waren, daß sie mit Krieg und ohne Krieg früher oder später zugrunde gehen mußten. Er glaubte wirklich, das junge Deutsche Reich könne den Engländern an allen Ecken der Welt wirksame Konkurrenz machen, wie er überzeugt war, die Deutsche Bank würde die renommierten englischen Finanz-Institute überall aus dem Felde schlagen. Er sah nicht, wie gefährlich es war, wenn überall hinter der Deutschen Bank das Deutsche Reich einherlief und nach Machtpositionen angelte, er ahnte nicht, daß der Wettlauf der Deutschen Bank um das Auslandsgeschäft eine Herausforderung der stärksten Gegner Deutschlands war. Und völlig verkannt hat er die realen Machtverhältnisse im Kriege. Da war er der verblendete Protektor von Ludendorffs Kriegspolitik, der kurzsichtige Schützer der Wirtschaft der Schwerindustriellen, ein Optimist, ein Phantast, wie fast alle Industrie-Kapitäne des armen deutschen Landes. Und der schlimmste seiner Fehler ist: er hat den Helfferich „geschaffen“. Er hat aus dem kleinen Dozenten und kreischenden Bürokraten zuerst einen großen Bank-Direktor gemacht und hat ihn, als er fand, daß er ihn maßlos überschätzt hatte, in den Staatsdienst weggelobt und Wilhelm dem Zweiten und dessen ergebenem Kammerdiener Bethmann den Klugschwätzer als Reichsfinanzminister aufgeredet. Und dann gings los: wie um die Wette schwärzten Herr und Gescherr die Finanzkraft der Entente-Genossen und erzählten Märchen über die Kunst, mit der Deutschland den Krieg finanzierte, und wie es wirtschaftlich und finanziell täglich stärker werde — Meister Gwinner im Preußischen Herrenhaus und in Generalversammlungen, Lehrjunge Helfferich im Reichstag und in Interviews.

Nun ja: auch unter Gwinner ist die Deutsche Bank in einer gewissen Linie — die letzten Endes höchst ungewiß ist, weil die Pleite vielleicht doch kommt —, also in einer gewissen ungewissen Linie vorwärtsgeschritten. Aber auch diese Entwicklung ist nicht durch, sondern trotz Gwinner erzielt worden: von dem verstorbenen Direktor Klönne, der durch eine unerhörte Trinkfestigkeit die Großindustriellen der Rheinlande an die Deutsche Bank auch persönlich zu fesseln wußte, und durch Steinthal und Mankiewitz, die mit guter Nase viele einträgliche Geschäfte zu riechen wußten, wobei es manchmal, vor und nach dem Geschäft, noch lange bedenklich roch.

Auch äußerlich wirkt Gwinner gar nicht. Er sieht allenfalls wie ein Professor aus, nicht wie ein Bankmagnat. Er ist von kleiner, schmaler Statur, sein bleiches Gesicht wird von einem kurzgeschorenen, dünnen, dunkelblonden, leicht angegrauten Vollbart eingerahmt, das Haupthaar ist voll und von derselben Farbe wie der Bart, die Nase klein, das kleine Auge mit einem Zwicker bewehrt. Er ist der weitaus am besten angezogene Bankmann Berlins.

# Anschauungsunterricht an der Waffe

von Hans Natonek

Am vierzehnten März demonstrierten unbewaffnete Arbeiter und Bürger gegen den Kapp-Putsch. Dabei wurden — niemand weiß warum — dreißig Menschen vom militärischen Alarmapparat, der — niemand weiß warum — in Funktion trat, erschlagen.

Wenn es nicht zu gefährlich gewesen wäre, in diesen Tagen mit einem Kind durch die Straßen zu gehen: ich würde einen Knaben, etwa einen zwölfjährigen, an der Hand gefaßt haben, um ihm im Spaziergehen einen gewissen Anschauungsunterricht zu erteilen.

Mit Erwachsenen kann ich mich über Politik nicht unterhalten; ob das an mir oder den Erwachsenen liegt, weiß ich nicht. Meine politischen Grundanschauungen sind kindlich beim Evangelium stehen geblieben: Du sollst nicht töten! Auch weiß ich Einiges von der Unzulänglichkeit aller Feindschaft; weiß von der stummen Anklage jedes Toten, vor der selbst das beste politische System zunichte wird.

Aber ich würde mit meinem Knaben gegenständlicher verfahren. An den Drahtverhauen der Reichswehr und Zeitfreiwilligen, beispielsweise, würde ich ihm erklären: „Sieh, diese Stacheldrähte wurden gezogen, weil . . .“. Hier aber stocke ich schon. Wie ist diese aus einer Vielfalt und einem Zwiespalt von Motiven geborene Maßnahme zu erklären? Soll ich den Knaben in die Untergründe der Politik einführen, die mit Stacheldrähten, M.-G. und dem ganzen militärischen Alarmapparat aufgezogen ist? Nein; deshalb sage ich: „Siehst du, diese Stacheldrähte waren vorerst nichts als eine militärische Notwendigkeit — und militärische Notwendigkeiten, siehst du, sind unkontrollierbar. Sie sind gegen einen Feind aufgestellt, der noch nicht da ist, der aber kommen könnte, und der bestimmt kommt, eben weil er durch das, was sein Kommen verhüten soll, herausgefordert wird. Das ist nicht leicht zu verstehen, mein Junge. Das sind noch unerforschte Causalzusammenhänge. Halt, wir müssen stehen bleiben. Lies einmal diese Tafel.“

„Beim Weitergehen wird scharf geschossen.“ Der Knabe sah mich fragend an.

„Das hat zu bedeuten, daß Jeder, der weitergeht, niedergeschossen wird. Du mußt verstehen, mein Junge, daß im neuen Deutschland in diesem Ton Ordnung gemacht wird. Zuerst waren die Tafeln da, um die Ruhestörer, die nicht da waren, im Zaume zu halten.“

„Aber wenn keine Ruhestörer da waren — warum hat man denn diese Tafeln aufgestellt?“

„Das ist das Geheimnis und die undurchdringliche Logik der militärischen Notwendigkeit, mein Junge. Feuerprobe des Alarmapparates, der das Feuer erst hervorruft. Wäre das Feuer nicht ausgebrochen, dann würde das Militär sagen: Seht Ihr,



das habt Ihr unsrer Alarmbereitschaft zu verdanken. Wenn aber die Feuerspritzen losgehen und die Gegenseite daraufhin lichterloh zu brennen beginnt, siehst du, dann hat sich die Alarmbereitschaft erst recht bewährt. Versprich mir, daß du stets daran glauben wirst: es gibt in der Politik keinen üblern Löschapparat als die Waffe; und das Militär — jedes Militär, auch das der Arbeiter — gleicht einer Feuerwehr, die einen Brand hervorruft, und dann ohnmächtig vor den Flammen steht.“

In diesem Augenblick knatterten einige Schüsse, sinnlos belfernd — Niemand wußte woher, wohin und wozu.

„Lerne diesen Lärm als den sinnlosesten, kindischsten ansehen. Wenn du als kleiner Knabe mit einer Pfropfenpistole piff-paff machtest, hatte das Spiel nicht mehr und nicht weniger Zweck als dieses Drauflosknallen, das erwachsene Menschen vollführen. Nichts wird damit erreicht, was irgend Dauer haben könnte. Würde nicht an der Heiligkeit des Menschenlebens gefrevelt, dieses ganze Gebaren wäre unendlich lächerlich. Weil A bei ungeeignetem Anlaß in Waffen aufklirrt, tut B desgleichen; weil A dem B mißtraut, mißtraut B dem A. Dies ist das neu-deutsche Parteileben. Nicht die Idee entscheidet kraft ihrer Ueberzeugung, sondern die Zahl der Maschinengewehre. Ich kann es dir gar nicht eindringlich genug machen, wie tief du die Waffe verachten lernen sollst. In der äußern Politik, die das Leben der Völker regelt, beginnt sich die Einsicht von der Sinnlosigkeit der Waffe durchzusetzen. Dafür haben wir jetzt noch den ekelhaften Zustand, daß in der innern Politik M.-G. Trumpf ist.“

„Aber die Entente hat uns doch den größten Teil der Waffen weggenommen?“

„Allerdings. Aber so viel scheint sie uns gelassen zu haben, wie ausreicht, um uns im Innern gegenseitig zu zerfleischen. Wir müssen dahin gelangen, daß die Waffe in der innern Politik noch weniger zu sagen hat als in der äußern. Die Gewalt kann jedem politischen System dienstbar gemacht werden, auch dem schlechtesten; und meist wird sie dem schlechtesten dienstbar gemacht. Denn die Vernunft und Gerechtigkeit hat den Glauben an sich selbst. Sie hat es nicht nötig, sich bankerott zu erklären, indem sie sich mit der Gewalt verbündet. Wir müssen und wir werden zum Pazifismus der innern Politik gelangen. Laß dich durch nichts in der Verachtung der Waffe beirren; auch nicht durch ihren Erfolg; selbst nicht durch die Begründung, daß sie notwendige Arbeit geleistet hat. Wir brauchen eine neue Generation, in der der letzte Respekt vor der Waffe und ihrem Heroismus erloschen ist. Wir brauchen einen neuen Heroismus: den Mut, Ueberzeugungen zu vertreten, die — vorerst noch — Mißbilligung, ja den Hohn der meisten auf sich laden. Wir brauchen die Militarisation der Vernunft und die Entwaffnung des Militärs.“

# Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXXIII.

## Die Fürsten

Die engen Beziehungen zwischen der Armee und dem Landesherrn waren im alten Preußen traditionell und hatten sich auch keineswegs gelockert, als nach der Revolution von 1848 dem König eine Verfassung abgerungen worden war. Demonstrativ trug der Monarch in der Öffentlichkeit immer die Uniform eines „seiner“ Regimenter und brachte damit, vielleicht halb unbewußt, zum Ausdruck, daß er sich nicht als Bürger, sondern als Soldat fühle. Andre konstitutionelle Herrscher, zum Beispiel der König von England, zeigen sich gewöhnlich im Gewand des Bürgers und tragen die Uniform nur bei besondern Gelegenheiten. Das ist jedenfalls vernünftiger als der preußische Brauch, denn der König ist ja wohl Herrscher des Volkes und nicht ausschließlich oberster Kriegsherr. Was jedoch kümmerte die „altpreußische Tradition“ Verfassung und Volk! Sie trennte scharf zwischen Armee und Volk — obgleich das seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht widersinnig war; sie betonte, daß Preußen nur durch seine Armee geworden sei, was es sei, und setzte dem Volk die Armee als leuchtendes Vorbild vor die Nase — obgleich Volk und Armee doch eigentlich garnicht von einander zu trennen waren.

So erhielt man künstlich eine Fiktion aufrecht, für die seit Scharnhorsts Zeiten jede Vorbedingung fehlte. Der preußische Adel hat mit der ihm eignen beschränkten Zähigkeit verstanden, friderizianische Gedankengänge und Anschauungen in das Volksheer der Befreiungskriege hinüberzuretten, und die Tatsache, daß seit Friedrich dem Großen kein Hohenzoller von überragendem Geist war, begünstigte diesen eigenartigen Prozeß, der logischerweise mit der Zeit dazu führen mußte, den König dem Volk zu entfremden. Es sah in ihm den obersten Offizier der Armee, und als diese geschlagen war, brach mit ihr gleichzeitig das Königtum zusammen, das hauptsächlich diese eine Stütze besessen hatte. Hätte der Monarch nicht so einseitig sich immer nur als obersten Kriegsherrn, sondern mehr als konstitutionellen Herrscher gefühlt, so hätte der Untergang des auf ein Mal unpopulären, weil geschlagenen Heeres ihn vielleicht nicht mit fortgerissen.

Er hatte den richtigen Moment verpaßt, um den Bürgerrock anzuziehen, der ihm in seiner Schlichtheit auch sonst nicht lag. Wie wenig vorteilhaft sah der Kaiser in Zivil aus! Das pompös zurechtgemachte Gesicht paßte so gar nicht zum Jackettanzug: er enthüllte, wie diesem Mann eigentlich jede Natürlichkeit fehlte. Die Buntheit, das Geglitzter und das Ge-

klirr der Uniform entsprach seiner Veranlagung und seinem Hang zur Pose. Er erfand immer neue Tressen und Litzen, durchstöberte die friderizianischen Uniformen und die fremden Armeen und vergaß dabei ganz den eigentlichen Zweck der Armee, die doch als Volksheer keine Werbeuniform brauchte, besonders nachdem der Burenkrieg die Leere des Schlachtfelds im modernen Kriege gepredigt hatte. Das gesamte Uniformwesen interessierte ihn brennend. Die Frage, welche Uniform er irgendeinem Potentaten verleihen könne, war höchst wichtig, und es gab immer irgendeinen, der noch nicht ausgezeichnet war. Diese fürstliche Soldatenspielerei war eigentlich schon lange überlebt und nur noch ein sinnloses Symbol. Auch Damen fürstlichen Geblüts wurden so begnadet und legten bei Paraden und sogar bei Manövern das Uniformoberkleid ihres Regiments an.

Die deutschen Bundesfürsten hatten auf diese Weise alle irgendeinen militärischen Rang, obgleich in Wirklichkeit nur die Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg in ihren Armeen etwas zu sagen hatten. Die andern waren Chefs ihrer Regimenter — aber wehe, wenn sie sich in den Dienstbetrieb mischten! Die Truppen in Karlsruhe und Weimar, Bückeburg, Schwerin, Meiningen, Gotha und andern Residenzen kommandierte der älteste preußische Offizier, und oft genug gefiel es diesen eigentlichen Gewalthabern, die Landesfürsten anzuzögern. Besonders Karlsruhe war berühmt dafür; der Großherzog von Baden hatte auf seine gesamte Militärhoheit verzichtet, und die preußischen kommandierenden Generale waren die militärischen Herren des Landes. Bei Konflikten zog der Großherzog immer den Kürzern, denn in militärischen Dingen verstand Berlin keinen Spaß, und nichts war ja auch ungefährlicher, als einen Bundesfürsten schlecht zu behandeln. Am schlimmsten erging es seinerzeit dem unglückseligen detmolder Fürsten, dem sogar auf Anweisung aus Berlin die Ehrenbezeugungen verweigert wurden.

Das bayrische Herrscherhaus war das einzige, das gelegentlich einmal opponierte und betonte, daß die Bundesfürsten keine Vasallen, sondern Bundesgenossen seien. Dabei waren sie in ihrer großen Mehrzahl nicht einmal Vasallen, sondern nur noch leere Embleme einer Herrscher Gewalt, die sie in Wirklichkeit an Preußen abgetreten hatten. Dies erklärt auch ihre geringe Popularität. Sie sind von der Bildfläche verschwunden wie fortgeblasen und sind jetzt das, was sie eigentlich immer schon waren: mehr oder weniger große Grundbesitzer. Wer hätte auch für sie kämpfen sollen, für sie, deren Landeskinder seit Jahrzehnten preußisch erzogen worden waren! Wenn ein Mann wie der Großherzog

von Hessen Offizierspatente unterschrieb, aber gar keinen Einfluß darauf hatte, daß sein Offizier in Darmstadt blieb, so war das eine derartige Farce, daß man sich wundern muß, wie dergleichen Jahrzehnte lang möglich war. Bis zu einem gewissen Grade erklärt es sich aus der Art, wie Prinzen erzogen werden. Von Jugend auf wird ihnen eingebläut, nur ja niemals aufzufallen und sich mit liebenswürdiger Grazie in den engen Grenzen des Zeremoniells zu bewegen. Zweifellos sind Prinzen die besterzogenen Menschen der Welt, und da es ihnen auch sonst ganz gut ging, so fanden sie sich mit ihrem Schattendasein ab. Was denn hätten sie machen sollen? Der Einheitsgedanke war stärker als sie, das wußten sie und waren im Grunde Bismarck vielleicht dafür dankbar, daß sie überhaupt noch vorhanden waren. Man stelle sich etwa einen Protest des Herzogs von Coburg-Gotha vor: daß er von jetzt an seine Soldaten allein kommandieren wolle — um zu verstehen, wie bedeutungslos die meisten Bundesfürsten waren. Die unerbittliche Tradition zwang jedoch diese sogenannten Landesherren, sich militärisch zu drapieren, also grade das Kleid zu tragen, worin sie am wenigsten zu sagen hatten. Nur wenige gingen ganz ihren eignen Weg, wie der alte Herzog von Meiningen, der den Theaterkünsten lebte und eine Schauspielerin zur Frau nahm; die meisten verkleideten sich willig als Offiziere, selbst ohne militärische Interessen.

Der König von Bayern, dem noch eine preußische Kugel von der Schlacht bei Kissingen im Bein steckt — wie denn die Wittelsbacher niemals das Feuer gescheut haben —, war eigentlich im Reich beliebter als in Bayern. Er lebte vollständig seiner Landwirtschaft, und sein Konto ist keineswegs so belastet wie das des Kaisers, den er persönlich garnicht mochte, sodaß seine Hoffnung, das Haus Wittelsbach mit Hilfe des Zentrums noch einmal in altem Glanz erstrahlen zu sehen, garnicht so unbegründet ist, da Habsburg und Hohenzollern sich selbst ausgeschaltet haben. Die sympathischste Persönlichkeit unter den Bundesfürsten war wohl der König von Württemberg, ein kluger, taktvoller, ja weiser Regent, der kaum einen Feind haben dürfte. Ebenso dürfte es Niemand geben, der auf den Großherzog von Hessen schimpft. Dessen Interessen lagen auf dem Gebiet der Kunst, besonders des Kunsthandwerks und der Architektur. Seine englische Erziehung hatte ihn Achtung vor allen Menschen, selbst vor Zivilisten, gelehrt, und das gewöhnte ihm auch seine Dienstzeit in Potsdam nicht ab. Er beging sogar das Verbrechen, sich öfters mit dem Sozialdemokraten Ulrich zu unterhalten, und hieß seitdem in Berlin der „rote Großherzog“. Vom Militär verstand er rein garnichts und interessierte sich auch nicht ein bißchen dafür.

Unter den übrigen Bundesfürsten war mancher nette Mann, aber keine überragende Persönlichkeit. Für die Armee spielte keiner eine Rolle, wenn sie auch alle als Verteiler schöner bunter Vögel sehr geschätzt waren. Die regierenden Fürsten waren meist Chefs von einem oder mehreren Regimentern, das heißt: sie trugen die Uniform dieses Truppenteils bei feierlichen Gelegenheiten und stifteten Orden, Bilder, manchmal auch Kürasse oder Dolmane je nach ihrem Geldbeutel. Die jüngern Prinzen standen à la suite ihrer Regimenter, in denen sie meistens einige Jahre sozusagen Dienst getan hatten, und unterschieden sich nicht wesentlich von den Reichsunmittelbaren; wie diese zierten sie die Ranglisten ihrer Regimenter mit ihren klangvollen Namen und waren, als gesellschaftliche Schicht gesehen, im Allgemeinen harmlos. Einige blieben im Kriege bei der kämpfenden Truppe, manche aber zogen vor, sich zu schonen. Unter den Angehörigen des ehemals reichsunmittelbaren hohen Adels waren die Verluste im Kriege geringer als unter den Prinzen aus regierenden Häusern.

Die fremden Potentaten standen gleichfalls fast alle in traditionellen Beziehungen zur Armee.

Eduard der Siebente von England war Chef der 1. Garde-Drager und der 5. Husaren. Sein Neffe wußte, wie ungern der korpulente Herr die Uniform anzog und zu Pferde stieg: grade deswegen zwang er dem König, wenn er zur Kur in Homburg weilte, militärische Uebungen auf und amüsierte sich über den schlecht bemeisterten Aerger seines Onkels. Diese — man kann wohl sagen: läppische Art, seine Kollegen auf den verschiedenen Thronen anzuöden, hat viel dazu beigetragen, den Ring um Deutschland zu schließen und uns verhaßt zu machen.

Der König von Italien war Chef der 13. Husaren. Um den König, der sehr klein ist, zu ärgern, schickte der Kaiser wiederholt einen der größten Ofiziere der Armee, den Major Leopold von Kleist, von den Gardes du Corps, nach Rom, der dort auch Militär-Attaché wurde. Eine Unterhaltung zwischen dem baumlangen Kleist und dem kleinen König war kaum möglich, ohne daß sich der Spott herausgefordert sah, und Wilhelm hatte seinen Spaß.

Ebenso benutzte er jede Gelegenheit, um das rumänische Königshaus vor den Kopf zu stoßen. Den Besuch des alten Königs Karol hat er nie erwidert. „Der deutsche Kaiser besucht keinen Balkanfürsten“, erklärte er; und über die in Rumänien doch zweifellos politisch sehr mächtige und intelligente Königin und ihren Lebenswandel äußerte er sich stets denkbar wegwerfend und verletzend.

Wie wenig Ferdinand von Bulgarien seinen Vetter in Berlin mochte, ist bekannt. Als der schlaue Coburger sein Spiel verloren sah, dankte er schleunigst ab, rettete seinem Sohn dadurch den Thron und bemerkte: „Wenn der Kaiser klug wäre, hätte er noch vor mir abgedankt.“

Die engsten Beziehungen zur preußischen Armee hatte von Alters her der russische Zar. Er war Chef des Alexander-Regiments, der 6. Kürassiere, Ehren-Admiral der Marine, und viele Regimenter trugen die Namen seiner Vorgänger auf dem Zarenthron. Wie befreundet Wilhelm der Zweite mit dem Zaren Nikolaus war, beweist der jüngst veröffentlichte Briefwechsel zwischen Willy und Nicky. Willy hielt die Macht des Selbstherrschers aller Reußen für unerschütterlich und von Gott gegeben, und der weiche schwärmerische Charakter des Zaren sagte den romantisch verstiegenen Herrscherneigungen des Kaisers zu. Umso schlechter behandelte dagegen der Kaiser den Großfürsten Nikolaus, den Oberkommandierenden der russischen Armee. Dieser in Rußland tatsächlich allmächtige Mann wurde bei Entrevuen in den Schären vom Kaiser geflissentlich übersehen und so vor den Kopf gestoßen, daß es beinahe ungezogen war und die Mißbilligung der Höflinge erregte. Der Großfürst haßte deshalb den Kaiser von ganzem Herzen, und hinter ihm, nicht hinter dem Zaren, stand die russische Armee.

So gab es viele Fäden zwischen den Fürsten und der Armee, und wenn man die alte Rangliste von 1914 durchblättert und die vielen Kaiser, Könige, Großherzöge, Herzöge, Fürsten und Prinzen sieht, deren Tummelplatz die Armee war, so zeigt sich aufs krasseste der Wandel der Zeiten. In dem ungeheuern Blutmeer des Weltkriegs ist alles ertrunken, was keine innere Bedeutung mehr hatte: all die prunkenden und glitzernden Bänder und Farben, all das Gold und Silber, die ganze leuchtende Pracht der alten Armee in ihrer Buntheit, die ebenso veraltet war wie die Rolle, die in diesem Volksheer die Fürsten spielten. Als es hart auf hart kam, sprach Niemand mehr von Chefs, von Prinzen und Potentaten. Bis zur Generalprobe waren sie dagewesen; aber als der Vorhang aufging, waren alle diese Heldendarsteller verschwunden, und die Front war frei für das gewöhnliche Kriegsvolk. Manchmal tauchten die Landesfürsten in der Etappe auf und verteilten Orden. Im übrigen war das Volk ganz unter sich in Dreck und Schlamm, in Blut und Not, und eines Tages rissen auch die letzten losen Fäden, die den richtigen Soldaten noch mit den verschiedenen „Kriegsherren“ eigentlich: Friedensherren, verbunden hatten, und man beseitigte einige längst morsch gewordene Symbole und nannte es Revolution.

## Haresu von Egon Friedell

In einer seit kurzem erscheinenden Revue schrieb ich letzthin über den Sekretär in Rittners „Unterwegs“: „Er ist Leporello, aber freilich ein vergeistigter, verfeinerter, seelisch gesteigerter Leporello, der Stendhal und Haresu im Blute hat.“ Seitdem bin ich mehrfach von Bekannten, die den Namen Haresu nur flüchtig oder auch gar nicht gehört hatten, ersucht worden, doch einiges Nähere über ihn mitzuteilen. Ich habe nun allerdings niemals geglaubt, daß Haresu heute schon zum geistigen Besitzstand des deutschen Bildungsphilisters gehört (und ich möchte diesem feinen und weltfernen Geist ein solches Schicksal auch gar nicht wünschen, obgleich es ihm höchstwahrscheinlich nicht erspart bleiben wird), aber ich dachte doch, daß der eine oder andre „Connoisseur“ ihn bereits einem breitem Publikum zugänglich gemacht habe. Dies scheint jedoch nicht der Fall zu sein, und so ergreife ich denn mit Vergnügen die Gelegenheit, zu sagen, was ich über ihn weiß. Es ist freilich wenig genug, und auch dies Wenige ist schwer in Worte zu fassen.

Die Verlegenheit beginnt schon bei dem Versuch, Haresu in eine bestimmte Gruppe zu rangieren. Denn eine Gruppenbezeichnung, eine Etikette und Nomenklatur muß ja bei uns Jedermann haben, sonst nimmt man ihn nicht ernst. Wir Westler würden nun wohl keinen Augenblick zögern, Haresu einen Dichter zu nennen, aber ich glaube, er selbst wäre mit dieser Klassifikation kaum einverstanden gewesen. Er hat einmal von sich geschrieben: „Ich habe nie etwas andres im Leben für wertvoll gehalten als die andächtige und willenlose Betrachtung des Weltalls und seiner Schönheit, wie sie sich in allem und jedem tausendfältig und ununterbrochen offenbart, sei es in einer Blume, in einem Frauenantlitz, in einem Wasserspiegel oder in einer großen Seele, und ich betrachte Jedermann als einen schmachlählig Betrogenen, der einer andern Aufgabe oder Tätigkeit hienieden irgendeinen Wert beilegt.“ Und ein ander Mal: „Was wir sagen können, geht uns nichts mehr an. Unsre tiefsten und wirklichsten Gefühle haben eine Scheu davor, zu Worten zu gefrieren.“ Er schätzte also die literarische Tätigkeit offenbar nicht sehr hoch ein, wie ja überhaupt im Orient der Mensch mit dem Dichter noch eine innigere Einheit bildet als bei uns. Er wollte nicht schreiben, sondern leben. Seine Bücher betrachtete er nur als zufällige Nebenprodukte.

Trotzdem oder vielleicht grade deshalb hat er in seinem Vaterlande und auch anderswo begeisterte Verehrer gefunden. Oscar Wilde hat über ihn gesagt: „Ich liebe Haresu. Von andern Dichtern könnte ich sagen, daß ich sie bewundere, daß ich sie genieße, daß ich den Ehrgeiz habe, sie nachzuahmen, aber wenn ich die Empfindung ausdrücken soll, die ich Haresu gegenüber habe, so fällt mir nichts andres ein als die so gewöhnliche und nichtssagende und doch für Jeden von uns das Tiefste bedeutende Phrase, daß ich ihn liebe wie einen Freund, einen Bruder oder Vater, dem ich mich nicht bloß literarisch und künstlerisch, sondern ganz persönlich verpflichtet und verbunden fühle.“

Ich verdanke die Bekanntschaft mit Haresu Hermann Bahr, der heute vielleicht im ganzen deutschen Sprachgebiet, sicherlich aber in Deutschösterreich der einzige Geist von wahrhaft kosmopolitischem Format und Zuschnitt ist, von lebendigem Gefühl für das, was Goethe „Weltliteratur“ genannt hat, und dessen feine und starke Witterung für Menschheitswerte auch vor dem Gelben Meer nicht Halt gemacht hat. Haresu ist übrigens nur in Mitteleuropa ein Fremder, in England und Frankreich, ja selbst in Rußland ist er ziemlich bekannt: J. C. Collins, der Biograph Swinburnes, hat über ihn einen kritischen Essay geschrieben, und Cornish F. Warre hat einige seiner Werke ganz vorzüglich ins Englische übersetzt; und die beiden feinen gelben Lederbände mit den schimmernden japanischen Farbenholzschnitten finden sich im Strandkorb oder im Boudoir mancher träumerischen Lady. Georg Müller, der in London auf ihn aufmerksam geworden war, plante eine deutsche Ausgabe, und zwar auf Grund des japanischen Originaltextes, aber der Weltkrieg verhinderte die Ausführung dieses Projekts.

Rennosuke Haresu wurde Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren; das genauere Datum ist nicht bekannt. Er besuchte das Seminar in Hiroshima und die Hochschule in Semnon Gekko und widmete sich dann der Lackmalerei. Erst im reifern Mannesalter entdeckte er seinen Dichterberuf. Er begann mit Märchen und Gedichten. Einige dieser Märchen sind in George Holidays Sammlung ‚Erzähler des Ostens‘ enthalten. Sie sind leicht und anmutig geschrieben, von feiner, weltkundiger Charakteristik und durch allerlei halb melancholische, halb ironische Lichter angenehm belebt. Besonders die Geschichte von der „lasterhaften Kirschblüte“ ist voll Humor und Poesie. Wenn man aber an die große Begabung denkt, die fast alle ostasiatischen Völkergrade für dieses literarische Genre besitzen, so wird man nicht finden, daß Haresu hier etwas Außergewöhnliches geleistet hat. Seine Lyrik ist vor etwa zwanzig Jahren in Auswahl ins Französische übersetzt worden; diese ‚Anthologie de Haresu‘ habe ich mir jedoch nicht beschaffen können.

~~Man wird aber wohl nicht irren, wenn man annimmt, daß~~  
Haresus Haupttalent auf dem Gebiet der Philosophie und des Dramas lag. Er hat eine große Anzahl kleiner Theaterstücke verfaßt: lauter Miniaturdramen, wir würden sie vielleicht Einakter nennen, farbige und durchgeistigte Dialoge, die bald an Gobineaus Renaissance-Szenen, bald an Plato, am häufigsten aber an Maeterlinck erinnern; sie sind meist ziemlich locker komponiert, stellen aber doch immer irgendeine dramatische Situation höchst bildhaft und eindrucksvoll vor den Leser. Haresu berührt sich übrigens auch darin mit Maeterlinck, daß er sich in seinen Theaterstücken bewußt an frühere dramatische Formen anlehnt. Wie Maeterlinck die alten flämischen Puppenspiele wiederbelebte, so griff Haresu auf den ‚No‘ zurück. Der ‚No‘ war eine Art dramatischer Aufführung, die etwa mit unsrer Oper verglichen werden kann. Der Text wurde von Schauspielern gesungen, außerdem spielte der Chor eine bedeutende Rolle. Die Handlung war nicht sehr kompliziert, aber fein durchgearbeitet. Das



Ganze hatte einige Aehnlichkeit mit dem griechischen Drama. Der „No“ war im japanischen Mittelalter sehr beliebt und wurde auch bei großen Feierlichkeiten am Hofe des Shoguns aufgeführt. Was nun Haresu wollte, war, wie er selbst sagt, ein „No ohne Musik“. „Denn“, äußert er sich, „wozu die äußere Melodie, da doch alle tiefen Dinge einen innern Gesang in sich tragen? Poesie ist musikalisches Denken. Der Dichter ist ein Mensch, der auf diese Weise denkt. Sieh tief genug, und du siehst musikalisch, das Herz der Natur ist immer Musik.“ Dieses Prinzip zeigt sich schon in der ganzen Architektonik, die Haresu seinen Werken gibt: sie sind immer irgendwie symphonisch angelegt. Da ist zum Beispiel ein Dramenzyklus „Der schwarze Ritter“, der eine Art „comédie humaine“ darstellt: lose Bilder aus der Geschichte der Menschheit. Leider enthält die englische Ausgabe nur das erste Stück. Dieses führt uns unter die ersten Menschen, in eine Art Paradies, wo der Urmensch in Unkenntnis der Krankheit, des Todes und aller irdischen Leiden mit seinen vielen Kindern lebt. Unter diesen befinden sich die Brüder Ashikaga, eine finstere, grüblerische, von Herrschsucht gequälte Gewaltnatur, und Jyeyasu, ein sonniger Instinkt Mensch, glücklich und von Allen geliebt, wir würden sagen: Kain und Abel, und in der Tat hat ja der ostasiatische Mythos große Aehnlichkeit mit der Bibel. Beide Brüder lieben ihre Schwester Sada, doch diese neigt sich Jyeyasu zu; das Motiv der Geschwisterliebe wird hierbei ganz unbefangen verwendet. Ashikaga, der Jyeyasu schon längst eifersüchtig haßt, als den Freien, Reinen und Sichern, dem alles von selbst zufällt (hier wäre man wieder versucht, an Hakon und Jarl Skule zu denken), beschließt, sich seiner zu entledigen. Er lockt ihn in den labyrinthischen „Wald der Schlangen“, aber mit nachtwandlerischer Sicherheit findet Jyeyasu wieder den Weg ins heimische Paradies zurück. Neuer Streit entbrennt zwischen den Brüdern, und der Vater, der herbeieilt und erfährt, daß Sada die Ursache ist, schleudert seinen Fluch auf diese, denn „alles Unheil kommt immer vom Weibe“. In seiner Erregung stürzt er plötzlich kraftlos zusammen mit den Worten:

Ich sehe fast nichts mehr . . . außer mir ist es ganz dunkel . . . als ob ich blind wäre. Aber nun beginne ich wie von innen zu sehen (plötzlich in höchstem Schreck und Erstaunen): Ha . . . ah . . . was muß ich sehen? (er fällt zurück, seine Glieder strecken sich).

S a d a: Er schläft ganz seltsam . . . wie ein Tier.

J y e y a s u (zittert unaufhörlich, bewegt die Lippen, will etwas sagen, kann es aber nicht aussprechen).

S a d a: Was soll das . . . sagt, was soll das alles?

J y e y a s u (im Aufblitzen einer Erkenntnis): Er wird nicht wieder erwachen! (Er verstummt und erschrickt über seine eigenen Worte.)

S a d a (verständnislos): Nicht wieder erwachen?

A s h i k a g a (murmelt vor sich hin): Nicht wieder erwachen . . . (Er steht dicht hinter Jyeyasu. Seine Hand tastet nach dem Hammer. Es wird ganz finster. Man sieht nur noch das Leuchten seiner Augen.)

Hiermit schließt das erste Stück, das für uns zweifellos etwas Befremdendes hat. Denn dieser Gedanke, daß die erste Erfahrung von der Sterblichkeit des Menschen sogleich den Plan erzeugt, zu töten, ist von einem ungeheuerlichen, radikalen, ganz uneuropäischen Pessimismus und Immoralismus. Und ebenso pessimistisch ist die Einkleidung des ganzen Dramenzyklus. Sie besteht nämlich darin, daß der „schwarze Ritter“, ein gottfeindlicher Dämon, eine Art Luzifer zur Strafe für seine Auflehnung die Welt träumen muß: alles, was auf Erden geschieht, ist nichts als der schaurige Alldruck eines gefallenen Engels. Am Schluß der Szenenreihe, die bis in die Gegenwart führt, schüttelt der Geist mit übermächtiger Kraft seinen quälenden Traum von sich ab, denn zu entsetzlich sind die Gesichte, die ihn bedrängen. Aber nur für eine kurze Frist ist ihm Erholung gegönnt, noch ist seine Schuld nicht gesühnt, bald wird er wieder in den Schlaf versinken müssen, in dem ihn immer schrecklichere Visionen erwarten. Das ist Haresus Ausblick in die Zukunft der Menschheit.

Eine zweite Serie heißt: „Der Eroberer“. Sie ist durch die Gestalt Yoritomos zu einer Einheit zusammengeschlossen, eines gewaltigen „Tenno“, der beschlossen hat, die ganze bewohnte Erde zu erobern, und in einer bunten Bildergalerie wird nun gezeigt, wie ihm dies tatsächlich gelingt. Aber je weiter er vordringt, desto unbefriedigter wird er, ohne sich recht den Grund erklären zu können. Schließlich gelangt er in ein fernes Land, in dem der Buddhismus herrscht. Dort hat er eine Unterredung mit einem Buddha-Priester. Dieser sagt zu ihm:

Ich will dir eine Geschichte erzählen. Als Gotama geboren wurde, sagten die Zeichendeuter: wenn er ein weltliches Leben erwählt, wird er zum Weltbeherrscher werden, entsagt er der Welt, so wird er zum Buddha.

Yoritomo: Und was tat Gatoma oder Glotama oder wie er heißt?

Der Priester: Er wurde natürlich zum Buddha. Hätte er sich der Welt ergeben, so wäre die Erdscheibe ihm untertan geworden, und du stündest nicht hier. Aber er wurde zum Buddha; das war das Schwerere. Und es war auch das Bessere.

Yoritomo: Sage mir: Glaubst du, wenn ich der Welt entsagte, könnte ich da auch noch zum Buddha werden?

Der Priester: Nein.

Yoritomo: Und warum nicht?

Der Priester: Weil du, wenn du zum Buddha begabt wärest, niemals hättest die Welt wählen können. Aber ich will dir etwas ins Ohr sagen: du kannst immer noch zum Buddha werden. Für dich. Nicht für die Welt. Aber für dich. Das kann jeder werden (mit einiger Geringschätzung), selbst du . . .

Und nun erkennt Yoritomo, daß man die Länder der Erde und ihre Bewohner bloß erobern, aber nicht besitzen kann, und ebenso die Frauen, die man liebt, und alles auf der Welt, bis auf eines: sich selbst; aber wenn man sich selbst besitzen will, grade dann darf man kein Eroberer sein. Und er läßt sich von seinem Leibarzt ein Gift geben, das ihn scheinot macht; und während um seinen Sarg sich alles in wilde Parteikämpfe und Anarchie auflöst, flieht er heimlich in die Einsamkeit.

Auf Haresus Philosophie kann ich leider hier nicht mehr näher eingehen. Sie ist im wesentlichen in einer Sammlung von Aphorismen, Parabeln und kleinen Abhandlungen niedergelegt, die den Titel „Der Steinbruch“ führt und als Motto die Worte: „Mein Ziel ist nicht, Recht zu behalten, sondern Gedanken in Bewegung zu setzen.“ Der letzte Satz des Buches lautet: „Also besteht die vornehmste Aufgabe des Menschen darin, der Steuermann seines Narrenschiffs zu sein.“ Haresu scheint übrigens so etwas wie ein „décadent“ gewesen zu sein, wenigstens läßt ein Aphorismus seines Buches darauf schließen, welcher heißt: „Wenn dem Reiher neue Federn wachsen, ist er krank und gereizt. Vom Weisen, dem die neuen Gedanken wachsen, soll man nicht erwarten, daß er gesund sei.“

Haresu starb im Jahre 1896, kurz nach dem Frieden von Shimonoseki. Den letzten Aufstieg seines Vaterlandes zur Weltgeltung hat er nicht mehr erlebt. Aber es ist zu vermuten, daß er, dessen Lieblingssatz lautete: „Die Welt ist nicht draußen“, diesen Ereignissen nicht allzuviel Bedeutung beigelegt hätte. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Ich komme wieder.“ Wer den Buddhismus kennt, weiß, daß darin kein triumphierender Glaube an die Unvergänglichkeit ausgesprochen ist, sondern das resignierende Bekenntnis der Unvollkommenheit. Diejenigen aber, die sich mit Andacht in seine Werke versenken, werden finden, daß diese trotz manchen sonderbaren Einzelheiten, in die sich der Europäer erst hinüberdenken muß, kleine Vollkommenheiten sind, und sie werden mit Wilde sagen: „I love Haresu.“

---

## Was wir in Spa zu erklären haben

von William Wauer

**W**ir befinden uns in der Agonie eines Bankrotteurs, der nicht Schluß machen kann und nicht den Mut hat, eine Inventur aufzunehmen.

Es muß aber Schluß gemacht werden. Jeder weiß, daß das Ende nur schrecklicher wird, je länger wir es hinausschieben.

Schluß mit Anleihen, Schluß mit Valutapolitik, Schluß mit Papiergelddruckerei, Schluß mit dem Steuerwahnsinn! Schluß mit dem ganzen Humbug, mit dem unsre Doktor Eisenbarts an den Symptomen herumkurieren. Es sind Pferdekuren, die nichts nützen.

Reden wir Ziffern.

Machen wir uns klar, was wir leisten sollen, und was wir leisten können.

Leisten sollen wir zunächst die Verzinsung der gesamten Geldsummen, die in Deutschland angelegt sind, also „arbeiten“. Sämtliche Anlagen, alle Anleihen, staatliche, städtische sowie alle privaten Kredite müssen verzinst werden. Wir sind allen in Deutschland investierten Kapitalien mit 5 % tributpflichtig.

Gleichgültig, wer die Zinsen zahlt — ob der Staat, die Kommunen, der Privatmann —: diese Zinsen müssen jährlich erarbeitet werden. Sie müssen erarbeitet werden durch neue Werte, die wir schaffen. Neue Werte sind Rohstoffe, die wir nur aus der Erde gefördert, oder die wir durch Hand- und Maschinenarbeit veredelt haben.

Wie hoch ist die zu zahlende Zinssumme?

Wir haben nach den Angaben unsrer Minister 218 Milliarden Reichsschulden (innere Anleihen). Dazu kommt die Kriegsentschädigung von wenigstens 100 Milliarden Goldmark, die wir in Gold verzinsen müssen — also auf den heutigen Markkurs umzurechnen gezwungen sind. Rechnen wir, vorsichtig, die Goldmark mit 10 Mark, so beträgt die Kriegsschuld 1000 Milliarden. Wir haben also Reichsschulden in Höhe von 1218 Milliarden jährlich zu verzinsen. Dazu kommen die Staatsanleihen und Schulden der Kommunen, die auch verzinst werden müssen aus dem jährlichen Neuwert, den wir durch Arbeit schaffen.

Die kommunalen Schulden Deutschlands betrugen 1919 — eine Ziffer für 1920 steht nicht zur Verfügung — etwa 22,5 Milliarden.

Die Bundesstaatsschulden im Jahre 1919 etwa 30 Milliarden.

Das in Privathand investierte Kapital in Deutschland (Hypothesen und andre verzinsliche Wertpapiere) wollen wir zur Abrundung — da zurzeit genaue Ziffern auch nicht zu beschaffen sind — mit der geringen Summe von 130 Milliarden einsetzen.

Die gesamte verzinsliche Schuldenlast beträgt damit 218 Milliarden Staatsanleihen, 1000 Milliarden Kriegsschuld, 182 Milliarden bundesstaatliche, kommunale und private Kapitalanleihen: in Summa 1400 Milliarden mit 5 % zu verzinsendes Kapital.

Die Zinssumme, die wir jährlich erarbeiten müssen, beträgt also mindestens 70 Milliarden Mark.

Diese Berechnung ist bestimmt zu gering, da sie unvollständig ist. Sie genügt aber, um uns klar sehen zu lassen.

Diese 70 Milliarden müssen die deutschen Arbeiter zunächst erarbeiten für das Reich, die Einzelstaaten, für die Kommunen, für das Privatkapital.

Das heißt, daß von 15 Millionen werteschaftender Arbeiter jeder vorerst 4500 Mark im Jahr an „Zinsen“ erarbeiten muß.

Dann können sie auch an sich denken und sich ausrechnen, was des Lebens Notdurft für sie selbst und ihre Familie kostet — denn die Summe dieser Kosten muß jährlich ebenfalls durch Schaffung von neuen Werten erarbeitet werden.

Das Existenzminimum ist im März 1920 für eine Familie von Mann, Frau und zwei Kindern mit wöchentlich 231 Mark errechnet worden. Sagen wir zur Abrundung nur: 200 Mark.

Dieser Ansatz ist noch viel ungünstiger, als er bei der täglich weiterschreitenden, Verteuerung der Lebenshaltung erscheint, weil vier Personen, die zusammengehören, billiger leben als der Einzelne. Wir rechnen trotzdem so, als ob immer vier Personen in Deutschland gemeinsamen Haushalt hätten.

Bei 60 Millionen Menschen, von denen vier immer zusammengehören, sind also anzusetzen

15 Millionen Personen mal 52 Wochen im Jahr mal 200 Mark als Existenzminimum — das macht in Summa jährlich 156 Milliarden Mark für die äußerste Notdurftsbefriedigung des deutschen Volkes.

Wir haben bis jetzt die Summe unsrer Zinsverpflichtung und des Aufwandes festgestellt, den wir zur einfachsten Existenzfristung jährlich beschaffen müssen.

Weiter müssen noch zwei Posten unter allen Umständen in unsre Notrechnung eingestellt werden, die ebenfalls nicht zu umgehen sind:

Es sind erstens die Kosten für den Materialverbrauch sämtlicher deutscher Verwaltungen und zweitens der Materialverbrauch für Erhaltung der deutschen Wirtschaft in weitestem Sinne.

Gehälter, Löhne, Pensionen berechnen wir nicht mehr; sie sollen einfach in das vorher berechnete Existenzminimum einbegriffen sein. Alle Gehälter, Löhne, Pensionen, Arbeitseinkommen sollen also in Summa nicht höher berechnet werden als mit den nackten Erhaltungskosten der Bevölkerung Deutschlands.

Die Verwaltungs- und Erhaltungsspesen — also reine Materialkosten — müssen mit einem Prozentsatz des deutschen Nationalvermögens eingesetzt werden. Mindestens mit 10 Prozent, in die alle Abschreibungen auf immobilies Vermögen undsoweiter mit einbegriffen wären.

Wie hoch ist aber das deutsche Nationalvermögen zur Zeit noch?

Man hat es im Kriege auf 350 Milliarden Mark errechnet. Bei heutigem Valutastand müßte es mit dem zehnfachen Wert etwa eingesetzt werden, also mit 3500 Milliarden. Aber so wird man nicht rechnen dürfen. Wir können höchstens die Hälfte ansetzen und müssen dabei noch den schlechten Stand aller Immobilien und die gänzliche Entwertung der Papiervermögen und den Abfluß alles Goldes in Abrechnung bringen. Wagen wir es noch, die Hälfte einzusetzen? Nehmen wir 1500 Milliarden als Schätzungswert an, so wäre für Materialaufwand und Ersatz bei 10 Prozent mit einer weitem Summe von 150 Milliarden Neuwert-Erarbeitung zu rechnen.

Bei diesen ganz rohen — im Werte aber (als Mindestaufwand) unanfechtbaren — Feststellungen wollen wir es bewenden lassen. Sie zeigen in den größten und deshalb zuverlässigsten Umrissen den wirklichen Stand unsrer Wirtschaft und ihrer Notwendigkeiten.

Wir müssen jährlich aufbringen:

für Zinsen	70 Milliarden
für Lebenserhaltung	155 Milliarden
für Materialverbrauch	150 Milliarden

in Summa 375 Milliarden.

Wenn wir also jährlich 375 Milliarden neue Werte schaffen, so können wir

1. unsre Schulden verzinsen,
2. unser Volk an der Hungergrenze ernähren und aufs dürftigste kleiden,
3. unsre Wirtschaft zur Not aufrechterhalten, falls alles glatt geht.

Was wir nicht können, auch wenn wir jährlich 375 Milliarden Neuwerte erarbeiten, ist:

1. unsre Schulden abzahlen,
2. irgendeinem Volksgenossen mehr gönnen als die äußerste Notdurftsbefriedigung,
3. verbessern, neu aufbauen, ausprobieren. Es muß alles im alten Geleise glatt weiterlaufen, sonst entsteht Mehraufwand, für den kein Geld da ist.

Gesetzt aber, das deutsche Volk und insbesondere der deutsche Arbeiter wären entschlossen, zu leisten und zu ertragen, was unsre Notlage von ihm fordert: auch dann ist noch die Frage aufzuwerfen und die Möglichkeit festzustellen, ob wir — beim besten Willen — das, was geleistet werden müßte, auch wirklich leisten können.

Können wir jährlich bei angestrengtester Arbeit 375 Milliarden Neuwerte schaffen?

In der Hochkonjunktur des Friedens betrug die jährliche Neuertschaffung des deutschen Volkes 45 Milliarden Mark bei unbeschränkter Verfügung über alle möglichen Rohstoffe, bei guter Ernährung seiner Arbeiterschaft und günstigen Kapitalverhältnissen.

Durch den Krieg haben wir verloren:

die ausreichende Ernährungsmöglichkeit,

$\frac{1}{10}$  unsrer Leistungsfähigkeit durch Gebietsverluste,

2 Millionen, also  $\frac{1}{7}$  unsrer wertschaffenden Arbeiter,

$\frac{1}{2}$  unsrer Kohle,

$\frac{1}{2}$  unsrer wichtigsten Rohstoffe: Kali und Eisenerze,

$\frac{9}{10}$  unsres Geldwertes,

unsre gesamte Handelsflotte,

einen großen Teil unsrer Verkehrsmittel,

fast sämtliche Auslandswerte,

sämtliche Kolonien.

Wie hoch soll man danach Deutschlands Leistungsfähigkeit noch einschätzen?

Ich weiß, daß sie im Ausland noch sehr hoch eingeschätzt wird: aber man kalkuliert dort seine Gläubigerhoffnungen mit ein und macht sich kein klares Bild von der Ungunst unsrer wirtschaftlichen Lage.

Obgleich ich die deutsche Leistungsfähigkeit zur Zeit für viel geringer halte, wollen wir sie hier mit 50 % der Friedenshochkonjunktur einsetzen.

Danach würde die heutige Werterzeugung in Deutschland noch jährlich 22 bis 23 Milliarden betragen, was einen Zeitwert von 225 Milliarden ausmachen würde. Dabei rechne ich also, daß alle Waren gegen den Friedenspreis das Zehnfache bringen.

Unsre Arbeitsleistung beträgt jährlich 225 Milliarden Mark — wir brauchen aber jährlich mindestens 375 Milliarden, das heißt:

Unser jährlicher Verlust, das „Defizit“, beträgt zur Zeit mindestens 150 Milliarden Mark.

Daß er in Wahrheit viel höher ist, weiß man.

Denn wir leben, die ganze Bevölkerung lebt noch nicht auf dem Niveau des Existenzminimums.

Wir verschleudern noch Unsummen in Mißwirtschaft.

Wir machen täglich neue Schulden.

Was kann geschehen?

Wir müssen alle freiwillig aufs Existenzminimum heruntergehen und unsre Produktion erhöhen.

Können wir unsre Produktion erhöhen?

In Deutschland arbeiten direkt an der Rohstoffförderung und Veredelung etwa 15 Millionen Arbeiter.

Diese 15 Millionen müssen alle Werte erarbeiten, von denen wir Alle und ganz Deutschland existieren.

Diese 15 Millionen Arbeiter müssen den ganzen ungeheuern Aufwand in 43 Arbeitswochen leisten.

Der deutsche Arbeiter arbeitet wöchentlich 46 Stunden, im Jahre also 43 mal 46 = 1778 Stunden.

15 Millionen Arbeiter leisten im Jahre die Neuertschaffung in etwa 26,52 Milliarden Arbeitsstunden.

Bei unserm Bedarf von 375 Milliarden Aufwand jährlich müßte jeder Arbeiter in jeder Stunde für 15 Mark Neuwert schaffen. Das ist mehr als die Höchstleistung der Friedenskonjunktur. Sie ist zur Zeit nicht erreichbar.

Aber nur, wenn sie erreichbar wäre, könnte an Deutschlands Errettung vor dem Zusammenbruch geglaubt werden. Falls die Bevölkerung ihre Lebensansprüche auf das Existenzminimum herabmindert — falls wir keine Kriegsentschädigungen verzinsen oder zahlen müssen.

Ist das durchführbar? Es ist nicht durchführbar.

Die Friedensleistung unsrer Produktion müssen wir erreichen, um nicht zu verkommen. Wir können sie nur erreichen,

1. wenn uns die Entente Rohstoffe genug überläßt,
2. wenn sie uns eine ausreichende kräftige Nahrung sichern hilft,
3. wenn man auf jede weitere Belastung Deutschlands verzichtet.

Erfüllt die Entente diese drei Bedingungen nicht, dann muß Deutschland und mit ihm Europa zusammenbrechen.

Das ist es, was wir in Spa zu erklären haben.

---

## Löwenliebe von Theobald Tiger

Als jener junge Schopenhauer  
am Löwenkäfig in Berlin  
der gelben Bestien Wollustschauer  
sah stumm an sich vorüberziehn —

da schrieb er auf in seinem Büchlein:  
„Der Löwe liebt nicht vehement.  
Von Leidenschaft auch nicht ein Rüchlein;  
der schwächste Mann scheint mehr potent.“

Der Wille macht noch kein Gewitter.  
Gehirn! Gehirn gehört dazu.  
Der muskelstarke Eisenritter  
gibt bald im Frauenschoße Ruh.

Du liebst. Und heller noch und wacher  
fühlt dein Gehirn und denkt dein Herz.  
Der Phallus ist ein Lustentfacher —  
du stehst und schwingst dich höhenwärts.

Du liebst. Wo Andre dumpf versinken,  
bist du erst tausendfältig da.  
Laß mich aus tausend Quellen trinken,  
du Venus Reflectorica —!

Berauscht — ach, daß ichs stets so bliebe!  
Getönt, bewußt, erhöht, gestuft —  
Das ist die wahre Löwenliebe.  
Du Raubtierfrau!

Es ruft. Es ruft.

# Rundschau

## Das Rätsel der Kollektivität

Beim Militär seinerzeit: eine buntgewürfelte Masse von so dreihundertfünfzig Kerlen mit Koffern, Paketen, Paketchen, Taschen, stehen wir im Kasernenhof. Eben sind wir eingezogen worden. Sind noch in Zivil. Einer brüllt von einem Pferd herab: „Nach — der — Größe — antreten.“ Wir schwirren durcheinander. Jener vom Pferd herab blökt uns wieder an: „Zu sechzehn abzählen!“ Wir zählen zu sechzehn ab. Mit jedem vollen Sechzehn marschiert ein Unteroffizier weg. Ich werde als kleiner Kerl in die dritte Korporalschaft des dritten Zuges eingereiht. Wir sechzehn von der dritten Korporalschaft des dritten Zuges haben einander noch nie im Leben gesehen. Kennen uns nicht. Wußten noch nichts von einander. Irgendeiner von der ersten Korporalschaft des ersten Zuges stand mir genau so nah oder fern wie Einer aus meiner Korporalschaft. Mir! Am selben Abend aber sagte mir Einer: „Also unsre Korporalschaft muß alle andern ausstechen!“ Mir war noch nicht ganz klar, warum sie das müsse.

„Na ja, es ist doch ‚unsre‘ Korporalschaft“, sagte er.

Nach drei Tagen hatte er ein Mittel entdeckt, mit Hilfe dessen der Gewehrschaft besonders zum Funkeln zu bringen sei. Er verriet es nur seiner Korporalschaft. Daß die brilliere! Zu uns sagte er, unsre Korporalschaft müsse die beste des Zuges werden! Zu Hause freute er sich, daß der dritte Zug der beste der Kompanie sei. Fernerstehenden versicherte er, daß die vierte (seine) Kompanie die beste des Regimentes sei, und das Regiment sei das beste der sächsi-

schen Armee. Und die Sachsen stellten die besten Truppen für das deutsche Heer. Und das deutsche Heer sei das beste der Welt. Und hätte er einem Marsbewohner gegenüber gestanden, so würde er sich gewiß des Beweises beflissen haben, das Heer der Erde sei unbedingt besser als das des Sternes Mars.

Aber die Marsbewohner hätten ihm nicht ferner gestanden als irgendein Trustmagnat in Amerika, und die Menschen des deutschen Heeres waren ihm ebenso fremd wie die anderer Heere, und daß er grade der dritten Korporalschaft des dritten Zuges zugeteilt war, war ein plumper, klobiger Zufall. Und daß er für ‚seine‘ Korporalschaft eintrat, war Korporalschaftschauvinismus, der mindestens eben so undurchdacht und dämlich ist wie jeder Nationalismus, jeder Chauvinismus. Die zu seiner Korporalschaft Gehörigen hießen Meyer, Schulze, Lehmann, waren Meyer, Schulze, Lehmann mit den ihnen eigentümlichen Eigenschaften. Hätten sie Krause, Pfeffersack, Wasserkübel geheißen und ihre andern Eigentümlichkeiten gehabt, so würde er ihnen — ihnen verraten haben, wie der Gewehrschaft am besten zum Blinken zu bringen sei. Aber weil Meyer, Schulze, Lehmann in seiner, der dritten Korporalschaft sich befanden, verriet er ihnen das Putzmittel und nicht den Wasserkübel, Pfeffersack und Krause, denen er geistig und oekonomisch vielleicht weit näher stand, die aber der ersten Korporalschaft angehörten.

Ja, und weil er in Deutschland — ganz zufällig — geboren worden war, darum trat er für Deutschland ein, ohne zu prüfen, ohne zu fragen; er trat für Deutschland ein, weil er inner-



halb des geographischen Begriffes Deutschland geboren worden war, und er trat für sein Regiment ein und war unsäglichen Jubels voll, wenn der Heeresbericht meldete: „... Besondern Heldenmut haben wieder einmal die sächsischen 105er bewiesen“ ... — weil das sein Regiment war. Sein, sein Regiment.

Von Denen da draußen kannte er keinen. Im Regiment war ein ständiger Wechsel. Mit allen Angehörigen des Regiments 105 verband ihn allein die Tatsache, daß sie ebenso wie er eine 105 auf der Achselklappe trugen. Allein das verband ihn mit ihnen.

Ja, er hätte auch sagen können: Alle über zwei Meter Großen der Welt gehören zusammen — oder einen Aufruf erlassen können: Herren mit Umschlaghosen in ganz Deutschland, vereinigt euch! — oder: Leute, die vorgestern abend zwischen sieben und acht Uhr mit der Straßenbahn Nummer Neun fahren, gründet einen Bund!

Es wäre nicht viel blödsinniger gewesen, als von „seiner“ Korporalschaft, „seinem“ Regiment, „seiner“ Armee zu sprechen.

Nicht nur Internationalismus darum, sondern auch Interlokalismus, Interfamiliarismus: denn auch die letzte Konsequenz muß gezogen werden. Man habe Ehre und Wohlergehen seiner Familie über alles zu setzen? Befindet sich Lumpenpack in meiner Familie, so ist es mir fremder als irgendein Redlicher in der Ferne.

Intergemeinschaftlichkeit deshalb bis zum Äußersten! Gleiche Geminnung, gleicher Gerechtigkeitswille: die sollen sich verbrüdern. Nicht aber soll von vorn herein auf Grund eines ohnmächtigen, äußerlichen Zufallsspieles das „Beieinander bis zum Tode“ gegeben sein.

*Hans Bauer*

## Theobald Tiger

bedankt sich — die Schnurrbart-haare gestäubt und mit einem maßlos stolzen Schweife einherwackelnd — angelegentlichst bei Paulchen, dem Hausdichter des ‚Vorwärts‘. Der hat im Verlage der Vorwärts-Buchhandlung seine „garstigen Lieder“ herausgegeben, sie ‚Die Brotwinsel‘ genannt und das Ganze Tigern gewidmet. Das ist sehr nett.

Aber auch sie sind nett, die Lieder und Gesänge. Es sind ziemlich alle Arten vertreten: die Travestien und die Dialektverse und die still-beschaulich-ver-schnörkelt-verklausulierten Gefühle und die kessen Dinger und all das. Spaßig ist die Form: sie geht meist nicht auf Pointen aus, sondern hat ihren Spaß am Lied, wie der Rhythmus läuft — besonders ausgeprägt ist das in den sangbaren Lautenliedern, ganz ausgezeichnet: „Herr Ludendorff, wie ick mir freue!“ (Für politische Guitarrensänger eine reiche Auswahl!) Spaßig die Form — und wirksam. Vortragende werden ihre helle Freude an diesem Büchlein haben.

Und sehr ernsthaft die Gesinnung. Ich kann sie mir tiefer, philosophischer denken, gewichtiger, mehr in die Abgründe dringend. Aber diese hier ist anständig — und von wessen Kriegshaltung in Deutschland kann man das sagen?

Ave, Paulchen. Spiel du auf deiner Brotwinsel (drei Saiten über eine Zigarrenkiste gespannt) freundliche kleine Lieder, daß sich all das bunte Volk ärgert und die Gutwilligen gewarnt und die Böswilligen geschüttelt werden. Spiel, Paulchen. Ich will dabei sitzen und will dich accompagnieren, daß den Leuten bei den Adagios das Wasser in den Augen und sonstwo zusammenläuft ... Grüß Gott und vielen Dank!

**Dieter B. im Breisgau.** Ich habe der ‚Alkestis‘ von Robert Precht eine von Rilke entgegengehalten. Jetzt fragen Sie: „Sollte das nicht vielleicht Hofmannsthal statt Rilke heißen? Die Hofmannsthalsche ist wenigstens sehr schön.“ Mag sein. Bei mir sollte es aber Rilke heißen. Ich meinte allerdings kein Drama von ihm, sondern ein Gedicht. Eines, das Legionen von Dramen aufwiegt.

**Buchhändler-Börsenblatt-Leser.** „Darauf hat bis jetzt das Volk gewartet: daß auch ein Prinz von politischer Urteilsfähigkeit zu den Ereignissen der Jahre 1889 bis 1919 Stellung nimmt. Das geschieht in dem soeben bei mir erschienenen Tagebuch: ‚Rudolf der Letzte. Tagebuchblätter eines deutschen Fürsten.‘“ Darauf hat das Volk allerdings bis jetzt gewartet. Was sollte ein Automobilbesitzer, den sein Chauffeur in den Graben gefahren hat, denn sonst wohl tun, als mit Begeisterung und Hingabe von eben diesem Chauffeur ein Buch über die Kunst des Automobilfahrens zu bestellen, zu kaufen und zu lesen!

**Antibolschewist.** Die k. u. k. Monarchie (jetzt Republik) Austria ist die größte Zeit ihres Lebens monarchistisch und kapitalistisch regiert worden. Sie steckt heute in einem Jammer, daß dagegen, nach dem Zeugnis aller Kenner, Petersburg ein Dorado ist. Aber Keiner von euch kommt und sagt: Das sind die Folgen des Kapitalismus. Stattdessen erfindet Ihr Entschuldigungsgründe und findet keine — denn Wien kann nicht Ein Mal in fünfhundert Jahren auch nur mit zwei Wochen Räte-Republik aufwarten. Ihr rettet die heiligsten Güter Europas dauernd auf viel zu gutem Papier und bringt euch reineweg um, wenn Ihr das Wort Sozialismus hört. Wie wäre es, wenn Ihr ein bißchen die Katastrophe betrachtet, die eure Weltordnung über Wien gebracht hat?

**Georg Elgard.** In Nummer 20 hat Bab den Kino-Operateur Sellnow, der ihm in seiner Ausbildungszeit als Feldwebel vorgesetzt war, „ein sittliches Genie“ genannt. Sie wünschen, ein zweites schildern zu dürfen. „Als ich am elften Juni 1917 in einer Kolonne ‚A. v. H.-Leute‘ in die Franzer-Kaserne einzog, stand da zu unserm Empfange, das dicke Kompagnie-Buch in der Brustlitze, ein großer, kräftiger Herr bereit, den wir als den Kompagniefeldwebel erkannten. Wie bebte das Herz des Knaben, als er ihn sah (oder so-ähnlich-heiße in Hebbels ‚Heideknaben‘)! Was tausendmal in Witzblättern belacht worden war, legte sich wie ein lähmender Albdruk auf Herz und Seele: nun gnade Dir Gott! Ein ‚Bombenorgan‘ (Baßbariton) begrüßte, ein Paar funkelnde Augen durchbohrten uns. Fast nie hat uns, wenn wir zu unlöblichem Tun versammelt waren, der etatmäßige Feldwebel Hans Gerstenich anders angeredet als: ‚Ihr Schweinehunde‘, fast immer hat er uns herrliche Dinge versprochen, wenn wir etwa nicht parieren sollten (zum Beispiel: er wolle uns einen Schwärmer in den Hintern — er sagte anders — stecken, damit wir auf dem Kasernenhof herumgejagt würden): aber wir Alle, ohne Ausnahme, selbst die dreckigsten Charaktere, haben ihn geliebt als einen der edelsten Menschen, und als wir, infolge Zusammenlegung zweier Kompagnien, zu einem andern, übrigens nicht unanständigen, doch herzensengen Feldwebel kamen, saß ich oben auf der Kammer beim Unteroffizier Hoffmann und weinte die bittersten Tränen. Denn Hans

Gerstenich hatte die wahre Genialität des Herzens: nie hat er irgend-einem Menschen Böses getan, selbst solchen nicht, die es verdient hätten; unendlich vielen, die unter dem Soldatsein körperlich und seelisch litten, hat er durch sein bloßes Dasein das Gefühl des Geborgenseins gegeben; vielen hat er unmittelbar Gutes getan. Wenn er Menschen ‚raus‘ schicken mußte, weil die 2. Kompagnie so und so viel ‚Mann‘ zu stellen hatte, ja, wenn er auch nur Menschen irgend-wohin, wo es nicht so schön war wie in der Blücher-Straße bei ihm, zu versetzen hatte: dann lag in seinem Tonfall eine Bitte um Entschuldigung. ‚Oft genug hat er, mit seltsam stiller ergriffener Stimme, gesagt: ‚Ja, Müller (oder Schulze) — ich muß ja, ich kann Ihnen ja nicht helfen . . .‘ Ein aktiver Feldwebel!!! der sogar ‚oben‘ eine Nummer hatte: mit dem Fürsten Wied hatte man ihn, als Auszeichnung, nach Albanien geschickt. Denn es war nun nicht etwa so, daß die Kompagnie dieses gütigen Menschen nichts taugte — im Gegenteil: die ‚Kerls‘ arbeiteten bei Hans Gerstenich froher und mehr als bei den ‚Zwieblern‘. Wie taktvoll benahm er sich beim Kriegsanleihe-Propaganda-Schwindel! Wie wirksam war seine Grobheit, wenn er mal gegen Antisemitismus vorgehen mußte! Wie gerne schmiß er einen raus (aus der Kompagniestube) — und wie freudig fühlte man sich auch dabei menschlich getroffen, denn auch dann lag in seinem Tone Lebenswürdigkeit. Eine spaßige Schwäche nur hatte dieser übrigens intelligente Mann: er glaubte alles Ernstes, daß wir riesige Angst vor ihm hätten! Kürzlich traf ich ihn, nach zweieinhalb Jahren, zum ersten Mal wieder, und da nun meine Worte berechnende Schmeichelei nicht einmal mehr scheinen konnten, dankte ich ihm für alle Freundlichkeit. ‚Aber Angst habt Ihr doch vor mir gehabt, was?‘ fragte er; und freute sich, als ich es lächelnd bejahte. Welch ein Trottel hätte man sein müssen, um nicht das ‚sittliche Genie‘ dieses seltenen Menschen und das Gegenteil von Angst und Liebe beglückt zu empfinden! Nach der sogenannten Revolution, nach der das Franzer-Regiment eine Zeitlang eine sehr radikale Truppe war, änderte sich nichts in der Beliebtheit des etatsmäßigen Feldwebels Hans Gerstenich. Von dem ich Ihnen, verehrter Herr Jacobsohn, nicht nur aus einem dankbaren Herzen, sondern auch zu einem sehr wichtigen Zwecke schreibe: ich bin nämlich der Ansicht, daß man eine ganze Reihe solcher militärischer sittlicher Genies sammeln und mit ihnen die künftige Heeresmacht bilden sollte! Es sind Menschen und Fachmänner — es ist durchaus nicht militärisch gut für unsern Staat, wenn solche Köpfe reiern.“

**Student.** Nicolai? Er liest noch nicht. Dafür ist aber der Kapp-Rektor Eduard Meyer noch immer im Amt. Das bißchen Hochverrat . . . Nicolai liest noch nicht. Dann sollten wenigstens Sie ihn lesen: seine ‚Biologie des Krieges‘.

**Jurist.** Man hat euch noch nie so mannhaft für die Unabhängigkeit der Justiz eintreten sehen wie jetzt, wo alle Welt fühlt, daß die subjektiven Anschauungen eines nationalistisch erzogenen Richterstandes bei Hochverratsprozessen gegen rechts dem „allgemeinen Volksempfinden“ in keiner, aber schon gar keiner Weise gerecht werden. Kaum hattet Ihr damals den Leviné, da ließet Ihr ihn erschießen (und nach dem Urteil eines Sondergerichts!). Seit dem Kapp-Putsch ist über ein Vierteljahr vergangen: kein Teilnehmer ist verhaftet, keinem ist was geschehen, keinem ist auch nur die bombastisch angekündigte

Vermögenseinziehung widerfahren. Hier und da sickert eine spärliche Nachricht von einer Aktenüberweisung an den Oberreichsanwalt durch die Blätterchen. Wartet nur, balde . . . Ueber Revolutionstribunale, die, zum Beispiel, bei den ungeheuerlichen Verbrechen der deutschen Kriegführung nötig gewesen wären, weil ja kein Strafgesetzbuch ein solches Unmaß von folgenschwerer Leichtfertigkeit, bösem Willen und tierischer Roheit voraussehen konnte — über solche Sondergerichte mag man dieses und jenes denken. Das Untersuchungsamt für die März-Vorgänge (zu Berlin W. 10, Königin-Augusta-Straße 40) ist aufgelogen, weil man den lächerlichen formalen Einsprüchen der Verbrecher nachgegeben hat, statt sie allesamt wegen Hochverrats pensionslos auf die Straße zu setzen. Wir haben kein Revolutionstribunal. Karl Kraus hat gesagt, was wir haben: Reaktions-Tribunale.

**Zeitungshändler Stinnes.** Der Bürger schlief, die Proletarier wachten. Ihr tut jetzt staatserhaltend und verzückt. Ein Putsch ist dann nur zu mißachten, wenn er mißglückt.

**Querulant.** Hast du dir einmal überlegt, was du tust? Bei jeder Preiserhöhung der ‚Weltbühne‘ brichst du nicht allein in ein klägliches Gestöhn aus, sondern zeihst auch den Verlag oder mich der Ausübung einer verbotenen Tätigkeit: des Wuchers. Wenn eine Trambahnfahrt vom Spittelmarkt bis zum Molkenmarkt siebzig Pfennige kostet, so könnte dir dein bißchen Verstand eigentlich sagen, daß ein Heft dieses Blattes von Rechts wegen siebzig Mark kosten müßte. Aber vergleichen wir garnicht das körperliche Beförderungsmittel mit unserm geistigen, sondern einfach dessen Vorkriegs- mit seinen Nachkriegsverhältnissen. Da sind denn folgende Kostentabellen nebeneinanderzustellen:

	vor sechs Jahren	heute
Drucklegung einer Nummer	125	2050 Mark
1000 Bogen Textpapier	12	180
Umschlagpapier	25	695
Monatsgehalt eines Laufburschen	80	400
Verlagsgehilfen	200	1000
Gros Stahlfedern	1,35	14,40
Stadtpostkarte	0,02	0,30

Ich kann nicht fortfahren, ohne daß das Salz meiner Tränen die Tinte frißt, von der die Flasche einstmals zehn Pfennige gekostet hat und augenblicklich einhundertachtzig kostet. Bedenke weiter, daß der Herausgeber, der doch schließlich zunächst einmal leben muß, bevor er herausgibt, anno 1913 einhundertfünfundachtzig Mark im Monat verbraucht hat, und was anno 1920 du selber, der du bestimmt nicht so anspruchlos bist wie er, als dein Existenzminimum bezeichnest; daß es wie dem Herausgeber seinen entsetzlich bedauernswerten Mitarbeitern geht, die ihn, wenn die Verwandlung des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller in eine Gewerkschaft erst durchgeführt ist, wahrscheinlich alle um hundert Prozent werden steigern müssen; daß die Verlagsräume . . . ; daß das elektrische Licht . . . ; daß das Telefon . . . ; daß jedes Streifband . . . Nein, ich kann nicht fortfahren, ohne daß . . . Die ‚Schaubühne‘ seligen Angedenkens kostete 40 Pfennige. Die ‚Weltbühne‘ kostet vom ersten Juli an 1,80 und vierteljährlich 20 Mark. Wer richtig ausrechnet, wieviel dabei im Jahre zugesetzt wird, soll sie das Jahr lang gratis kriegen.

## Spaa von Heinrich Ströbel

Hätte man die Erwartungen, mit denen man in Deutschland den Verhandlungen von Spaa entgegensieht, durch eine Enquête ermitteln lassen, so würde man vor allem zwei starken Gruppen von Beurteilern begegnet sein, den Pessimisten und den Optimisten. Die Pessimisten sind davon überzeugt, daß die Entente unmögliche Forderungen stellen und von ihnen trotz der klarsten Beweise ihrer Unerfüllbarkeit nicht lassen wird. Denn Frankreich sei nun einmal von der fixen Idee besessen, daß es ohne die ökonomische Vernichtung und politische Zerschlagung Deutschlands keine ruhige Stunde habe, so daß es schon deshalb die Forderungen überspanne, um neue Konflikte, neue „Garantie“-Maßnahmen und „Sicherungs“-Aktionen gegen Deutschland provozieren zu können. Sein unverrückbares Ziel sei die Besetzung des Ruhrreviers und die Lostrennung West- und Süddeutschlands. Was dann aus dem preußischen Rest und den vier Millionen Groß-Berlins werde, bereite ihm kein Kopfzerbrechen. Aber auch die derzeitig Herrschenden in England hätten kein Interesse an der Erhaltung des Deutschen Reiches und seinem wirtschaftlichen Wiederaufbau. Um sich der Hilfe Frankreichs in Asien zu versichern, würden sie Frankreichs Anschläge gegen Deutschland kein Hindernis in den Weg legen. Das Ergebnis von Spaa werde darum sein: finis Germaniae. Soweit es sich wenigstens um die Absichten der führenden Entente-Staaten handle. In Wirklichkeit werde damit eine neue Mächtegruppierung, ein neuer Kampf um die Gestaltung Europas beginnen: der gemeinsame Selbsterhaltungskampf Rußlands und Preußens gegen den anglo-gallischen Imperialismus. — Neben diesen Schwarzsehern stehen die professionellen Optimisten, die von Spaa überhaupt nichts Entscheidendes erwarten. In der Frage der Truppenverminderung und der Auflösung der Sicherheitswehr werde die Entente auch diesmal mit sich handeln lassen, und die Wirtschaftsforderungen brauche man gleichfalls nicht allzu tragisch zu nehmen. Denn entweder erlange Deutschland erträgliche Bedingungen, oder es komme überhaupt nichts Definitives zustande.

Die Auffassungen beider Gruppen halten wir für ebenso falsch, wie verhängnisvoll. Sie beweisen, daß man sich in Deutschland noch immer nicht auf objektives, internationales Denken einstellen kann. Und doch hängt von dem Verständnis für die Entente-Politik jede Möglichkeit ab, in Spaa zu einem annehmbaren Ausgleich zu gelangen.

Wie verständnislos benahm man sich in Deutschland vor und nach Versailles. Man gebärdete sich, als habe man ein verbrieftes, heiliges Anrecht auf einen milden Aussöhnungsfrieden und einen idealen Völkerbund. Als die Schalen der Schicksalswage noch schwankten, lachte man des Völkerbundes, dachte man nur an den „Sicherungsfrieden“; als man aber das Spiel schmachlich verloren hatte, glaubte man Gewinn und Verlust gleichmäßig auf Sieger und Besiegte verteilen zu können. Und als es anders kam, als die bankrott gewordenen Sieger sich an Deutschland möglichst schadlos zu halten suchten, schalten unsre Gewaltpolitiker von gestern über den Schmachtfrieden von Versailles. Und eine Flut von Hohn und Lästerung ergoß sich über Wilson, den Vorkämpfer des Völkerbundes. Der noch eben gefeierte, angebettelte Heils- und Gnadenspender war zum eitelsten der Narren, zum betrogenen Betrüger geworden. Als ob Wilsons Ideen nicht an den harten Realitäten zerschellt wären, an der furchtbaren Not Frankreichs, an dem blinden Egoismus der verbündeten und Schutz-Staaten, und nicht zuletzt an der unsäglichen Haltung des offiziellen Deutschland, das alle Beschuldigungen Frankreichs, sein Wesen habe sich in nichts geändert und die Revolution sei nur camouflage gewesen, durch seine militärischen Aventiuren nur zu sehr zu bestätigen schien!

Mit dem alldeutschen Schimpfen auf den Gecken Wilson, den Tiger Clemenceau und den perfiden Fuchs Lloyd George wird man dem Friedensproblem ebenso wenig gerecht, wie mit dem kommunistischen Schlagwort von der Ruchlosigkeit des Welt-Kapitalismus, der zur Zeit im Entente-Imperialismus kulminiere und nur durch die kommunistische Weltrevolution entthront werden könne. Wie verblendet und verbrecherisch der Kapitalismus an der Zerstörung Europas arbeitete, haben gerade wir Deutschen seit dem August 1914 und seit dem November 1918 erfahren; aber für den Ausfall des Versailler Friedens war nicht die kapitalistische Beutegier des Entente-Imperialismus allein verantwortlich zu machen. Nicht nur die schauerliche Verwüstung Belgiens und Nordfrankreichs schrie nach Wiedergutmachung — auch die Furcht vor einer Wiederholung all des Entsetzlichen durch einen deutschen Vergeltungskrieg peitschte zur Suche nach den verlässlichsten Sicherungen. Aus Tardieus Enthüllungen wissen wir, daß die andern Mächte Deutschland weit gelindere Friedensbedingungen zugedacht hatten. Aber Frankreich zitterte um seine Existenz und seine Zukunft. Den sichersten Schutz hätte ein wirklicher Völkerbund geboten, dessen internationale Exekutivgewalt so stark gewesen wäre, daß sie jeden Friedensstörer zur Raison hätte zwingen können. Aber statt dieses wohlorganisierten, solidarischen Völker-

bundes gab es einstweilen nur ein durch den Krieg zerrüttetes, von revolutionärem oder nationalistischem Paroxysmus geschütteltes Europa. Aber auch Amerika, das unter Wilsons Führung mit der Losung der internationalen Friedenssicherung in den Krieg eingetreten war, verlor angesichts der unerwarteten Schwierigkeiten und der gesteigerten politischen und finanziellen Mitverantwortlichkeit die Lust und das Interesse am Völkerbund und zog sich auf die Monroedoktrin zurück. Damit aber war für Frankreich die Aussicht auf ausreichenden internationalen Schutz vollends geschwunden und die Schwächung Deutschlands anscheinend das einzig erfolgversprechende Schutzmittel geblieben. So war denn die Bahn frei geworden für das imperialistische Schachergeschäft zwischen Frankreich und England. Frankreich verzichtete auf gewisse Interessensphären in Vorderasien, um dafür die Kompensation härterer Friedensbedingungen gegenüber Deutschland herauszuschlagen!

Aber die Kalkulationen stimmten nicht. Man hatte zwei Faktoren nicht nach ihrer Bedeutung in die Rechnung eingesetzt: die Wirtschaftszerrüttung und die Revolutionsgefahr. Man glaubte Deutschland nicht nur politisch unschädlich machen, sondern ihm auch ungeheure Verpflichtungen aufbürden zu können. Aber das war eine platte Unmöglichkeit. Der Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens, das sich gerade jetzt, nach allerlei künstlichen Belebungsversuchen, in schwerer Agonie befindet, ist nur möglich, wenn man die Wiedergutmachungsforderungen gewissenhaft der Leistungsfähigkeit Deutschlands anpaßt. Verlangt man die abenteuerlichen Summen, die in der Entente-Presse genannt wurden, so muß die deutsche Volkswirtschaft hoffnungslos zusammenbrechen. Dann aber ist die Entente nicht nur um ihre Entschädigungsforderungen betrogen, sondern sie hat dann auch mit den gefährlichsten revolutionären Verzweiflungsausbrüchen des deutschen Proletariats zu rechnen. Und wenn man auch in Paris noch die Expansionsgefahr des Bolschewismus unterschätzen sollte: in London hat man doch nachgerade einen Vorgeschmack der Verlegenheiten bekommen, die der zur Offensive schreitende Bolschewismus den Westländern und besonders England selbst zu bereiten vermag. Und gerade dann, wenn man die tollhäuslerisch-frivole Idee einer Zerreißung Deutschlands und einer Isolierung und Rohstoff-Aushungerung Preußens zu praktizieren wagen sollte, wenn man dadurch das Rumpf-Deutschland in die Arme der Sowjet-Republik triebe! Aber die englischen Politiker sind viel zu kluge und weitsichtige Männer, als daß sie das notwendige Ergebnis einer so unsinnig-provokatorischen Politik nicht selbst begreifen sollten.

In der Beziehung sind auch wir Optimisten. In England kann man gar nicht verkennen, daß die Zerrüttung Deutschlands unfehlbar auch die Zerrüttung Europas nach sich ziehen muß. Gerade wenn England die weitere Abrüstung Deutschlands durchsetzen will, kann es nicht zugleich einer wirtschaftlichen Erdrosselung Deutschlands zustimmen, die ärgste revolutionäre Konvulsionen verursachen muß. Selbst eine Verstärkung der deutschen Rüstungen würde dann die neue, die bolschewistische Revolution in Deutschland nicht verhindern können! Die einzige Möglichkeit, Deutschland und damit Europa zu pazifizieren, wäre der Entschluß der Entente, Deutschlands wirtschaftliche Genesung nicht nur durch keinerlei unerträgliche Kräfteentziehung zu gefährden, sondern sie durch jedes irgend mögliche Mittel der internationalen Hilfeleistung zu beschleunigen. Aber auch zu der Einsicht müssen Frankreich und England sich durchringen, daß mit den Mitteln kapitalistischer Wirtschaftspolitik der Kräftezerfall Deutschlands nicht mehr aufzuhalten ist, sondern daß nur eine Sozialisierungspolitik, nur der Uebergang zur Plan- und Bedarfswirtschaft zu einer Gesundung führen kann, die eine Wiedergutmachung in den Grenzen der Billigkeit überhaupt erst ermöglicht.

\*

Von Spaa hängt das Schicksal Europas ab. Wird es nur ein zweites Versailles, vollendet es die Abkehr von der Idee des Völkerbundes, so dürfen wir noch auf ein Jahrzehnt der Wirtschafts- und Kulturverwüstung rechnen, auf die allverheerende Kraftprobe zwischen Imperialismus und Bolschewismus, die nur mit der Weltrevolution enden kann. Kommunistische Fanatiker beglückwünschen sich und die Menschheit zu dieser Entwicklung; wir unsrerseits zögen es vor, wenn der Weg zu einer höheren Entwicklungsstufe der Gesellschaft nicht erst über Millionen neuer Leichen führen würde. Aber nur das Bekenntnis zu den Grundsätzen des Völkerbundes kann die Nationen Europas vor verhängnisvollsten Katastrophen schützen. Durch eine gemeinsame Finanzaktion könnte er Deutschland wie Frankreich vor dem Zusammenbruch retten, durch planmäßige Rohstoffbelieferung könnte er die ganze Welt vor Hunger und Hungeraufständen bewahren, durch Schaffung einer kraftvollen Weltfriedensorganisation könnte er der wahnsinnigen Geldverschleuderung des Militarismus ein Ende bereiten und die allgemeine Abrüstung erzwingen. Wir müssen schon froh sein, wenn nur ein Teil dieses Programms durchgesetzt wird. Aber verrät Spaa auch nur den Beginn der Einsicht, so hätten die Pazifisten und Sozialisten alle Aussicht, die zögernden Regierungen unwiderstehlich auf der einmal beschrittenen Bahn vorwärtszudrängen!



## Der rechte Abweg von Gustav Grüner

Es mag wohl sein, daß sich die Menschheit, um die trotzige Entscheidung eines andern Daseins ringend, wiederum anschickt, ein altes Recht offen geltend zu machen und die Freiheit des Willens von der Vernunft in die Tat umzusetzen. Und man spricht vergebens viel, ihr das zu versagen. Es ist oft unedel, den Freund von einem Duell abhalten zu wollen, nur weil es Gefahren droht.

Sei nicht vernünftiger für deinen Nächsten, als du vernünftig bist für dich selbst. Sehe jeder — fehlt nur die nötige Einsicht —, wie er selbst es treibt, und er wird finden, daß er zum mindesten inkonsequent und eigensinnig ist. Wenn eine öde Vernunft wirklich gebietet, das äußere Wohlergehen als erste Richtschnur des Handelns zu setzen, so unterwirft sich ihr kein Einzelner, weder der teuflische Schuft noch der Durchschnittsphilister. Jeder ist abwechselnd geizig und verschwenderisch, einmal kleinlich, einmal großzügig, von Trieben und Affekten aller Art beherrscht. Schlechte Schauspieler sind sie alle, die mehr oder minder stilisiert sich selbst spielen, arme Narren, von sich selbst geprellt. Sie gaukeln sich das sogenannte logische Motiv ihres Handelns vor, wenn der Entschluß schon feststeht oder die Tat schon vollbracht ist, wie der Weinpantscher, der auf sein Gebräu die jeweils passende Vignette klebt und dann selbst als Sekt genießt, was die Marke trägt. Aber tags darauf brummt doch der Kopf, und es gibt Sodbrennen.

Und die Gesamtheit dieser Horde Irrender und Verwirrter sollte klaren Auges das Vernünftige erkennen und es mit festem Plane angehen? Der Einzelne steigt in der Wertschätzung, wenn er imstande ist, auch sogenannte „große Dummheiten“ zu begehen, Vermögen, Gesundheit und Leben aufs Spiel zu setzen um der Idee willen. Und dieses Eine muß sich auch für Alle schicken.

Wenn der Wille des Volkes höchstes Gesetz wird und zwar nicht der durch Wahlhandlung Uninteressierter ermittelte, die die Wahlmache neben den wirklich Wollenden zur Urne schleift, muß die öffentliche Meinung, die durch ihr offizielles Sprachrohr, die Presse, ebenso verfälscht und verlogen zum Ausdruck kommt wie das wahre Wollen des Einzelnen im gesprochenen Wort seines Mundes, für sich selbst eintreten. Sie bildet sich nach eignen Gesetzen aus den Einzelwillen, analog wie diese sich aus der Zusammenfassung der Strebungen des Individuums ergeben. Sie ist nicht einfach die Meinung der Mehreren, deckt sich sogar mit keinem Einzelwillen, der stets auch von ausschließlich die Person betreffenden Motiven geleitet ist, ganz. Es wäre freche An-

maßung eines Königs gewesen, einem persönlichen Ehrbegriff zuliebe gegen den offenkundigen Willen und angeblichen Vorteil seines Volkes den Bündnisvertrag nicht zu brechen, und die innere Echtheit im politischen Streben des Kommunistenführers von heute steht garnicht zur Erwägung; wenn man annimmt, daß er von einem wirklichen Instinkt der Volksmasse geführt wird, die sich im ernstesten Spiele selbst einsetzt. Die Frage, ob nicht ein andrer Weg durch sonnigere Landschaft führte, hat keinen Platz. Der Strom treibt nicht mit unwiderstehlicher Gewalt dem Meere zu, weil er dies für richtig hält, und wenn sein Bett nicht tief genug ist, überschwemmt er die Ufer.

Die materialistische Geschichtsauffassung als die Lehre, daß alles Weltgeschehen allein aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu verstehen sei, leidet immer wieder Schiffbruch, und grade die sich heute mit der fanatischsten Treue um die Fahne des Marxismus scharen, schwören in diesem Belang einen Meineid. Die Welt wird von Ideen regiert, die sich auf gleiche Art ethisch einordnen lassen wie die Triebfedern des Einzelnen, sicherlich aber ebenso wenig wie diese ausschließlich im Materiellen wurzeln. Vergebens wäre der nachhinkende Versuch, das Menschheitsungewitter der letzten Jahre bloß als Entladung wirtschaftlicher Spannungen eindeutig zu determinieren, wie sie sich auch für jede andre Kombination um jeden andern Ausgang ebenso willig und billig präsentieren würden.

Im kleinen Rahmen signifikant war da die Geschichte der nationalen Spaltung der oesterreichischen Sozialdemokratie. Die Arbeiterzeitung hatte damals gut predigen, daß dem geeinigten Unternehmertum auch die Arbeiterschaft wirtschaftlich geschlossen gegenüberstehen müsse, daß die nationale Selbständigkeit in der gesonderten politischen Organisation genügend Spielraum habe. Aber den tschechischen Arbeiter drückte die Gemeinsamkeit der gewerkschaftlichen Bewegung, die zur natürlichen Folge hatte, daß seine Angelegenheiten in Wien erledigt wurden und unter dem Einfluß deutscher Funktionäre standen, wie eine Fremdherrschaft, und um sich ihr zu entziehen, verzichtete er auf die tägliche Wurst mehr, die er sich bei vorschriftsmäßig adjustiertem Klassenkampf vielleicht hätte herauschlagen können. Diese Erscheinung erst recht wieder aus wirtschaftlichen Ursachen ableiten zu wollen, wird zum dialektischen Schachspiel, das die Partie ebenso sicher mit den weißen wie mit den schwarzen Steinen handhabt.

Möglich, daß dem ohnehin hart mitgenommenen wirtschaftlichen Organismus nur die milde Kur des gemäßigten Tempos der Sozialisierung zugemutet werden kann, möglich

sogar, daß der als Rätediktatur auftretende Kommunismus die von ihm ergriffenen oder ihm noch verfallenden Länder wirklich wirtschaftlich zugrunde richten muß, wenn die Reaktion nicht rechtzeitig als unheilige Retterin einspringt. Es mag auch stimmen, daß das, was heute unter dem Namen Kommunismus geht, in die Praxis umgesetzt, eine so ungeheure Verminderung der Produktion bedeutet, daß die Menge der auf den Einzelnen entfallenden Konsumgüter schließlich hinter dem Durchschnitt dessen zurückbleibt, was früher dem einzelnen Proletarier zur Verfügung stand, und auch, was an geleisteter Arbeit erspart wird, kein Äquivalent mehr für die gesteigerte Entbehrung ist. Dabei ist allerdings eine Tatsache in Betracht zu ziehen, die sich das durch den Krieg aufgerüttelte allgemeine Gewissen erst dann gefühlsmäßig eingestehen wagte, als es den Krieg auch als Generalausrede gebrauchen und für den neuen und den alten Jammer verantwortlich machen konnte. Breite Volksschichten führen bis heute ein so freudlos eingegengtes Arbeitsdasein, daß kaum mehr der Vorwurf des frivolen Aesthetizismus gegen die Behauptung erhoben werden könnte, auch der Hungertod müßte da noch als romantischer Lichtstrahl wirken, garnicht Erwähnung zu tun ganz unglücklicher Einzelschicksale, die, auch ohne psychologische Finesse betrachtet, durch das Bild trostlosen Elends, gemengt aus Krankheit und Armut, zu politischem und philosophischem Nihilismus herausfordern.

Es ist schwer vorzustellen, aber auch heute nicht undenkbar, daß ganze Völker als solche zugrunde gehen. Das blutige Schwert des Siegers tilgte das auf hoher Stufe der Zivilisation stehende Karthago vom Erdboden. Vielleicht üben heute die besiegten Länder, zur Verzweiflung getrieben durch die Härte der Kapitulation und in der Klemme ihrer wirtschaftlichen Not eine andre Wahl nicht findend, auf moderne Weise Harikiri, wobei es dahingestellt bleibt, in welchem Umfange sie die übrige Welt mit ins Verderben reißen könnten. Denn auch der dauernde Fortbestand der Menschheit überhaupt ist durch nichts gewährleistet, und wenn es scheint, die Zeit sei noch nicht um, so muß bedacht werden, daß nur der Auserwählte an Altersschwäche stirbt. Auf den Gedanken einer praestablierten Harmonie in politischen Dingen wollen wir nicht allzu fest bauen. Wunder genug, daß wir trotz allen Fährnissen bis hierher nicht gestrandet sind, und wenn es einmal garnicht mehr weiter geht, so kommen eben Untergang und Tod in irgendeiner Form herbei.

Nehmen wir also an, der Kommunismus wäre eine „Seuche“ im Volkskörper und der praktische Einwand dagegen nicht Vorwand bedrohten Privat- oder Klassenvorteils, sondern weise Stimme des Warners, der als Arzt seines

Amtes walten oder wenigstens als Gegenbazillus seine Pflicht tun will. Demgegenüber aber bleibt folgendes aufrecht. Die heutige Menschheit, abgestoßen, empört und gelangweilt durch die gigantischen und die scheinbar kleinen von ererbten Götzen geforderten Opfer, erblickt zum ersten Mal die Gewalt einer neuen politischen Idee. Aus Sackgassen tun sich Fernblicke auf. Gestern noch unentbehrlich scheinender, jedoch schon brüchiger Hausrat, der einer Instandsetzung aber vorläufig widerstrebt, wird mit kühnem Ruck in die Ecke geworfen. Der Gedanke, dem er zunächst dienstbar, später aber eher Hemmnis war, eine Benachteiligung in der Allgemeinheit auszuschalten, wird durch adaptiertes Rüstzeug der Vergangenheit zu verwirklichen gesucht, dessen Beseitigung zum Triumph seines Wesens zu gehören schien, wodurch in typischer Art gleichsam neuer Stil entsteht.

Und mit Staunen wird die Generation gewahr, wie ihr öffentliches Leben, das bis nun in trostloser Isolierung einhergekeucht ist, Fühlung mit dem modernen geistigen Leben erhält und mit diesem gemeinsame Stellung bezieht. Auf der ganzen Linie scheint es die Durchbrechung einer kitschig-idyllischen Oberflächenordnung zu gelten, die sich für Kultur ausgeben kann, weil sie Ueberbau ist wie diese, aber grade im Namen der Kultur bekämpft wird, da eine Welt der Lüge und des Scheines, wenn sie als solche erkannt sei, ihr nicht mehr dienen könne. Aber die Grenzen, wo der gefährliche und notwendige Kampf einmal zum Selbstmord werden muß, sind nicht eingezeichnet, wenn auch dem innern Auge vorläufig fixiert. So glaubt sich der Vorwurf, den der Widerstand überall erhebt, mit Recht zu regen, daß nicht einem Wesentlichen der Dinge nähergekommen, sondern die Kultur überhaupt aufgelöst oder verderbt, durch innern Zwiespalt todgeweihte Kultur geboren werden soll. Wir sind es gewöhnt, das Ende dieser Ordnung als Ende jeder Ordnung verschrien zu hören.

Die Kunst will nicht mehr so sehr in irgendeiner Form äußeres Ebenmaß darstellen, das einst ihr höchster Ausdruck scheinen mochte, sondern ihre ewige Aufgabe eher dadurch lösen, daß sie sich in immer neuen Versuchen unmittelbar etwas wie innern Aufbau darzustellen müht, wobei hier auch sie oft ihr ursprüngliches Wesen aufzuheben scheint. Grundlegende moderne Seelenkunde, welche zu Heilzwecken erdacht ist, aber im Prinzip auch vor der Gefahr zersetzender Wirkung nicht zurückschrecken darf, sucht den Kristallisationsprozeß in jeder seelischen Erscheinungsform zu durchleuchten, indem sie zur Erklärung der Oberfläche der seelischen Vorgänge unterirdische Kräfte heranzieht — *flectere si nequeo superos, Acheronta movebo*: das Motto zu Freuds

„Traumdeutung“ —, die als Noch-nicht-Seele und eher physiologischer Natur von einer alten Psychologie nicht der Betrachtung gewürdigt wurden. Sie sind die wirklichen Träger jeder seelischen Energie, aber doch so gruppiert, daß es ihnen verwehrt ist, ihre Art grade zu offenbaren und sie sich selbst zu unterdrücken scheinen. Und wie ein Zug der Zeit dem Ziele zustrebt, der Natur „ihr Recht zu geben“, die gebändigten Gewalten der Seele ihre Fesseln sprengen zu lassen, wodurch sowohl Vereinfachung geschaffen als auch — gewissermaßen ungesunde — Spannung erzeugt wird, so fordern auch in der Politik die Schichten, welche heute die Gesellschaft durch ihre Arbeit tragen, indem sie durch eine als künstlich empfundene staatliche Ordnung auf sich drücken lassen, sich in ihrer Bedeutung zu entfalten. Sie achten nicht darauf, ob die alte Ordnung die Methode ihres Sturzes vorgesehen hat, stehen aber vor umso schwierigeren Problemen.

Die neue Idee scheint insofern auch einer ethischen Forderung gerecht zu werden, als sie dahin tendiert, sich den um ihr Glück Betrogenen zur Seite zu stellen und nicht bloß hohlem Prestige oder gar der Legitimierung des Betrugers dienen will, welchen Suggestionen sich auch ein durch die Jahre gemäßigter Sozialismus garnicht mehr entziehen kann. Denn wofür der Einzelne in ehrlicher Begeisterung sein ganzes edles Streben einsetzt, kann, als Funktion der Allgemeinheit betrachtet, kleinliche Rechthaberei sein, und was Alle als reine Tat vollbringen, ergibt sich vielleicht aus plumper Eigensucht des Einzelnen.

Daß die neue Ordnung, indem sie Tatsache zu werden sucht, als Begleiterscheinung ihrer Einführung Greuel mit sich bringt — auch überflüssige, in der Idee nicht begründete —, wird in der Berichterstattung zwar in unsinniger Uebertreibung dargestellt, muß aber zugegeben werden. Sie sind zumeist durch die Abwehr der Herrschenden hervorgeufen, und wir müssen einsehen, auch dort nur vor einem notwendigen Naturereignis zu stehen, wo jetzt die Rechnung der Entrechteten einfach Rache heißt. Denn die Herrschenden von heute üben, auf raffinierte Art sich und den Andern das Bewußtsein trübend, unter dem Anschein von Gesetz und Recht jedes Verbrechen bis zum Mord. Der Ueberfluß auf ihrer Tafel ist Arbeiterblut, und Arbeiterleichen sind es, womit sie sich ihr Dasein schön gestalten. Die „Proletarier“ werden zur Arbeit gezwungen, müssen entbehren und hungern und ihr Leben um Dezennien früher beschließen als die Reichen, die die Differenz als Tribut nehmen. Wer sich wehren will, den belehrt das Gesetz gar bald, wie rechtliche Freiheit faktische Gewalt ist. Diener oder Dirne sein, wird erstrebtes Schicksal Bevorzugter. So dürfen wir uns auch

nicht wundern, wenn manche von Denen, welche grundsätzlich in wohl utopischer Weise Gegner jeder Gewalt sind — Anarchisten einer gewissen Richtung —, sich heute zur offenen Gewalt bekennen.

Jedenfalls aber ist alles Entsetzen, das sich eine in blutigem Wahnsinnsrausch dem Abgrund zutaukelnde Menschheit heute auferlegen könnte, gerechtfertigt durch die bloße Möglichkeit des furchtbaren Krieges in einer vermeintlich vernünftig regierten Welt mit einer angeblich vernünftigen, sogar gottgewollten Weltordnung. Mit dem Kriege, der Menschenleben und Menschenschicksal auf brutal direkte und offene Weise zertrampeln ließ, die Kunstmittel verschmähend, deren sich der Kapitalismus hierbei bedient, kann die Menschheit leicht dem Anspruch auf sogenannte ruhige Entwicklung bis auf weiteres verwirkt haben.

Immerhin bleibt dem Optimismus Grund zu seiner Hoffnung, daß der Strudel uns nach einer Richtung reiße, die wir „nach oben“ nennen. Wenn Kulturwerte vernichtet werden, so werden vielleicht neue, nach außen hin anders geartete und sozusagen höhere aus dem Schutt erstehen. Manche Periode in der Weltgeschichte konnte ihr Gebäude trotz dem doppelten Fluche der hinsinkenden Mutter errichten, zu nüchtern und zu romantisch ans Werk zu gehen. Es geht von einem Krampf zum andern, aber man nennt es Entwicklung. Wir stehen, ob wir wollen oder nicht, an einer Wende. Gemütlicher wars freilich in halb bourgeoisem, halb auch anarchistischem Sinne, als noch Franz Josef über unsre Heimat herrschte und sein Minister Goluchowski ihre äußern Angelegenheiten verwaltete. Da sahen wir nicht zu, wie sich das Rad der Geschichte drehte, aber dafür wurden unsre Kreise seltener gestört. Wir haben es böse getroffen, daß gerade diese Zeit aus den Fugen ist, und wehe all Denen, die nicht geboren wurden, sie einzurichten.

---

## Spaziergang mit Professor Erich

von Hetta Gräfin Treuberg

Professor Erich, Finnlands Staatsminister, steht wieder im Zentrum der Politik des Nördens.

Da fällt mir eine Unterredung ein, die ich einmal mit ihm gehabt habe, als er während des Krieges in Berlin weilte.

Ich hatte die Finnländer, den Staatsrat Hyelt und den Professor Erich, bei Bekannten kennen gelernt, ihren Erzählungen von den Untaten der Roten mit Entsetzen zugehört und mich über ihren Mangel an Interesse für die Aalands-Inseln gewundert.

Die Herren befanden sich auf der Königssuche in Deutschland. Ach, sie hatten so viele Prätendenten, die ihnen den Hof

machten. Da war ein Prinz von Preußen, der gerne den König spielen wollte; da war der Hesse, Schwager des Kaisers; da war ein Mecklenburger, der gleichzeitig für alle Throne genannt wurde; da waren viele Prinzen, die wir und Oesterreich liefern konnten und gerne lieferten. Zwar: daß S. M. von Zeit zu Zeit einen seiner Söhne, meist Oscar, den morganatisch vermählten, oder andre Verwandte vorschlug, wurde als Auszeichnung empfunden. Aber außer bei den Polen, die auf die römisch-katholische Konfession Wert legten und zu Carl Stephan neigten, weil sie mit ihm verwandt waren, habe ich nie eine besondere Sympathie oder Antipathie bei unsern Abnehmern, den Royalisten der neuen Reiche, entdecken können. Die Herren waren nicht sehr wählerisch: sie suchten nach einer erblichen Dynastie, nicht nach einem Menschen.

Im Frühjahr 1918 ging ich mit Professor Erich im Tiergarten spazieren. Es war ein wundervoller, heller, klarer Morgen. In der Siegesallee blühten die Magnolien. Wie große Porzellanblüten sahen sie aus. Der Rasen war mit Krokus und blauen Blümchen übersät. Hyacinthen dufteten ganz schwer, so, wie sie nur im Norden duften. Professor Erich sah mit abwesenden Blicken über die gelben japanischen Sträucher hinweg. Er wollte mir die Ziele Finnlands auseinandersetzen. Nichts sei imstande, die Freundschaft mit Schweden zu zerstören. Ich warf die Frage auf, ob nicht ein König aus deutschem Stamm den Frieden bedrohen könnte. Professor Erich aber sah in Schweden nur die aktivistische, deutschfreundliche Partei, deren Sitz doch schon eine ganze Weile die Phantasie militärischer Intellekte Deutschlands und Finnlands war.

Ich sah, daß diese Verteilung von Thronen nicht allein fremde Länder schädigte und deren ehrliche Vertreter später einmal kompromittieren mußte, sondern daß es auch eine der Grundschwächen deutscher Kriegspolitik sei, ein verdeutschtes und falsch angewandtes Legitimitätsprinzip auf Länder wie Kurland, Finnland, Polen anzuwenden. Aber so, wie man nach der Wahl Fritz Eberts zum Präsidenten Minister ohne Portefeuille kreierte, um Parteigrößen zu versorgen, und, als dies nicht genügte, sogar zur Schaffung neuer Portefeuilles schritt, so schuf man damals Randstaaten, um alle Bundesfürsten und den treuen Sekundanten Oesterreich, oder wenigstens seine ehrgeizigen Erzherzöge, zufriedenzustellen.

Professor Erich nun erklärte mir, daß ohne einen König die bürgerlichen Parteien sich keine Regierungsdauer sichern könnten: daß Anlehnung, Anschluß an Deutschland im alten engen dynastischen Sinne erwünscht sei. Ich sprach dagegen. Ich riet zu einem schwedischen Prinzen, wofern Monarchie unbedingt vonnöten. Sei aber wegen der latenten Aalands-Frage kein schwedischer Prinz wünschenswert, kein Bernadotte angenehm,

so käme doch als Monarchenlieferant immer noch Dänemark in Betracht. Denn wenn wirklich nach Friedensschluß Frieden in Skandinavien und am Baltikum herrschen sollte und eine Verbindung durch Verwandtschaft der Regenten, Fürsten, Könige angestrebt würde, so müßten die Herrscher der skandinavischen Staaten sich so nah zusammenschließen und befreunden, daß ein Bund dieser Monarchien möglich sei. Ich für meine Person sähe zwar das Heil der neuen Weltordnung nur in einer föderativen Republik. Ich glaubte, besonders bei der Regierungsart und dem Volkscharakter Dänemarks, bei der freien Bevölkerung des demokratischen Norwegen, das keine Herren und Knechte duldete, glaubte ich, daß ein Bund der Völker des Nordens leichter erreichbar und dauerhafter sein würde, wenn man sich keinen Schattenkönig von der letzten Insel alter Tyrannis holte, sondern bei Einführung einer neuen Verfassung den Versuch machte, durch Rücksichtnahme auf schwedische Minderheiten und deren Selbstverwaltungsrecht die Volksgegensätze auszugleichen. Ich führte als Beispiel England an, dessen frühere Kolonien als selbständige Reiche — Dominions, Commonwealth of Australia, Indien, die Buren in Südafrika, Canada — das Mutterland in seinem Kampfe stärkten, auch seine Stellung, selbst gegenüber dem mächtigen Partner der Vereinigten Staaten, befestigten.

Professor Erich hörte aufmerksam zu. Widersprach manchmal. Stimmte vielem bei. Am Ende aber klang so, als wollte er sagen: Sie mögen wohl in dem und jenem Punkt recht haben. Aber wir sind ein armes Volk. Wir können nicht einmal unsre Minderheiten im eignen Lande allein besiegen. Wenn ein Volk auf die Hilfe des Grafen Goltz angewiesen ist, darf es gegen einen deutschen Fürsten nicht opponieren. Mit Schweden müssen wir uns einigen. Schwedens Freundschaft ist eine Notwendigkeit für das moderne Finnland und seine Bevölkerung. Wir brauchen, um zu existieren, eine Interessengemeinschaft mit Schweden.

Heute? Heute rasselt man in Finnland mit dem Säbel. Man ist bereit zu einem Krieg um die Aalands-Inseln, die das A und O aller schwedischen Politiker sind, ob sie Branting oder Hammerskiöld heißen, ob konservativ oder sozialdemokratisch regiert wird. Die Aalands-Inseln in der Hand einer Militärmacht sind eine Bedrohung Schwedens. Eine Feindschaft dieser souveränen Macht gefährdet die schwedische Bevölkerung der Aalands-Inseln.

Vielleicht denkt droben im Norden Professor Erich manchmal an den Spaziergang im blühenden Tiergarten. Vielleicht dufteten auch grade die Hyacinthen, als er in Marienhamn noch einmal gütliche Lösung versuchte. Damals sprachen wir zwischendurch über Generale — ich weiß nicht mehr, ob über Ludendorff oder Mannerheim — und Professor Erich zitierte den Ausspruch: „Sehr klug — aber ein General!“



Politik muß der Politiker machen. Daran, daß aus der Aalands-Frage nicht, wie aus der Fiume- und der Albanischen Frage, ein Konflikt entsteht, der nur mit den Waffen zu beenden ist — daran ist ganz Europa beteiligt. Wir können keine Kriege mehr brauchen, keine Kämpfe um Land, Macht oder Prestige. Dieser Krieg hat die Zwecklosigkeit von strategischen Grenzen, die Unfähigkeit von militaristischen Hirnen zur Volksbeglückung oder zur Herrschaft gezeigt. Wir brauchen Frieden. Frieden braucht Europa in allen Teilen. Frieden braucht zur Gesundung die Welt.

Professor Erich, der das Kriegs-Berlin gekannt hat, der sehe sich jetzt das Berlin an, das aus der Niederlage entstanden ist. Und das siegreiche Paris soll noch trauriger, ernster, schmerzlicher wirken.

Bevor Finnland und Schweden zu den Waffen greifen, müßten sie ihren Staatsmännern und Generalen eine Tournee durch Europa auferlegen.

Dann ist die friedliche Lösung sicher.

---

## Das alte Heer von einem Stabsoffizier

### XXXIV.

#### Orden und Ehrenzeichen

Die ganze patriarchalische und längst von der Neuzeit überholte Art des alten preußischen Obrigkeitsstaats ist aus dem Kapitel Orden und Ehrenzeichen abzulesen. Wer kann sich heute noch denken, daß der Rote Adler-Orden sage und schreibe achtunddreißig Abstufungen hatte! Es gab das Großkreuz: nackt; mit Eichenlaub und Schwertern und mit Schwertern am Ringe; mit Eichenlaub und Schwertern; mit Schwertern; mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe; mit Schwertern am Ringe; mit Eichenlaub. Es gab die Erste Klasse: nackt; mit Eichenlaub und dem Emaillebande des Kronen-Ordens mit Schwertern am Ringe; mit — zehntens bis fünfzehntens wie beim Großkreuz. Es gab die Zweite Klasse: nackt; mit dem Stern, Eichenlaub und Schwertern und mit Schwertern am Ringe; mit dem Stern, Eichenlaub und Schwertern; mit dem Stern und Schwertern; mit dem Stern, Eichenlaub und Schwertern am Ringe; mit dem Stern und Eichenlaub; mit dem Stern; mit — vierundzwanzigstens bis neunundzwanzigstens wie zweitens bis siebentens. Es gab die Dritte Klasse: nackt; mit der Schleife und Schwertern und mit Schwertern am Ringe; mit der Schleife und Schwertern; mit Schwertern; mit der Schleife und Schwertern am Ringe; mit Schwertern am Ringe; mit der Schleife. Es gab die Vierte Klasse: siebenunddreißigstens nackt; achtunddreißigstens mit Schwertern. Der Orden war beinahe ebenso

kompliziert wie die Bestimmungen über Ehrenbezeugungen und atmete den pedantischen Geist der Epoche Friedrich Wilhelms des Dritten. Der alte Kaiser gehörte zu den wenigen Menschen, die den Roten Adler-Orden durch und durch kannten: er wußte genau, was Jeder zu bekommen hatte, und hielt darin streng auf Gerechtigkeit und Ordnung. Sein Enkel verstand, wie auf den meisten andern Gebieten, auch auf diesem Nebengebiet verheerend zu wirken. Wenn unter Wilhelm dem Ersten der alte Amtsgerichtsrat seinen Roten Adler-Orden vierter Klasse erhielt, so fühlte er sich immerhin ausgezeichnet, und wer in jüngern Jahren den Kronenorden vierter Klasse erhielt, mußte schon irgendetwas geleistet haben. Wilhelm der Zweite dagegen verlieh den Kronenorden den Fähnrichen des Kürassier-Regiments Großer Kurfürst in Breslau bei ihrer Beförderung zu Leutnants, nachdem er sie persönlich zu Rittern geschlagen hatte. Natürlich machte das allgemein böses Blut, und schließlich bat der Regimentskommandeur selbst darum, daß der Unfug in Zukunft unterbleibe.

Man mag über Orden denken, wie man will: einen Sinn haben sie nur, wenn sie nicht ganz leicht zu haben sind; dann nämlich bilden sie eine Art Anreiz und appellieren mit Erfolg an die Eitelkeit und dadurch an den Ehrgeiz. Sonderbarerweise unterliegen keineswegs nur Dummköpfe dem Nimbus der Orden, sondern man kann ohne Uebertreibung sagen, daß sehr, sehr wenige Menschen über diese kleine Schwäche absolut erhaben waren. Die Erfinder dieser für den Spender so billigen Ehrenzeichen waren ausgezeichnete Psychologen, denn auch der Spötter und der Skeptiker probiert seinen Orden doch einmal vor dem Spiegel, wenn er allein ist.

Der letzte Kaiser stürzte sich mit Feuereifer auf das grade für Fürsten so dankbare Gebiet. Als erstes Ehrenzeichen führte er die Erinnerungsmedaille an seinen Großvater ein und — verlieh sie der ganzen Armee. Jeder Soldat heftete sich das apfelsinengelbe Band mit der ziemlich geschmacklosen Medaille an, und man erwog damals, ob nicht überhaupt eine Medaille für Zeitgenossen eingeführt werden könnte. Später gründete der Kaiser den Jerusalem-Orden, den alle Teilnehmer an seiner Palästina-Reise bekamen, auch das Musikcorps der Hohenzollern, denn es war schließlich gleichfalls dabei gewesen, und die große Pauke hatte sicherlich ihre Verdienste.

In der Armee waren die Orden so eine Art Terminalsache. Den Roten Adler-Orden vierter Klasse bekam man als älterer Hauptmann, man konnte ihm garnicht entgehen, und die Folge war, daß eigentlich nur die Schwerter-Orden wirklich ge-

achtet wurden. Das Eiserne Kreuz von 1870/71 war allgemein geschätzt, und die wenigen Kreuze Erster Klasse gaben ihren Trägern ein großes Ansehen. Später kamen die Afrikaner mit ihren Schwerter-Orden, und das schwarz-weiße Band dieser oft mit Blut erkauften Orden galt als viel wertvoller denn die zahllosen bunten Bändchen der Offiziere aus den Residenzen des Reichs; für diese Art Dekorationen hatte man die treffende Bezeichnung: „Frühstücks-Orden“.

Eine Klasse für sich bildete der Johanniter-Orden, denn er wurde nur an adlig Geborene evangelischer Konfession verliehen; noch vornehmer war der katholische Malteser: der verlangte sogar sechzehn Ahnen. Ein königlicher Prinz war stets Großmeister des Johanniter-Ordens; zuletzt war es (und ist es auch wohl noch heute) der Prinz Eitel Friedrich. Früher war der Prinz Albrecht von Preußen, der Bruder des alten Kaisers, lange Jahre Großmeister der Johanniter.

Die feierliche Investitur der Ordensritter fand immer in Sonneburg bei Küstrin statt. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich einmal ein Vorgang, der den Anhängern der Vererbungs-theorie einen wertvollen Fingerzeig für die Veranlagung des letzten Kaisers geben kann.

Die Ritter waren in der Kirche versammelt, alle feierlich in ihren langen roten Mänteln, und der Großmeister, der baumlange Prinz Albrecht, stand am Altar, um mit dem Ordensschwert den Rittern den üblichen Schlag zu versetzen. Neben dem Prinzen stand als Vertreter Wilhelms des Ersten der Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich in seiner blitzenden Kürassier-Uniform. Als nun der Prinz Albrecht das Ordensschwert erhob, riß plötzlich, ganz spontan, der Kronprinz den Pallasch aus der Scheide und hielt ihn mit theatralisch-majestätischer Gebärde über das Ordensschwert. Dieser romantische Einfall sollte wohl ein Symbol sein, daß die Macht des Kaisers noch über die des Großmeisters ging — man bedenke: in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts —: in Wirklichkeit war es aber wohl nur der Ausdruck einer Eitelkeit, die nicht vertragen konnte, selbst für kurze Zeit an zweiter Stelle zu stehen. Eitle Menschen suchen stets den Vordergrund, und bei Fürsten wird dieser Trieb leicht hemmungslos. So besuchte der letzte Kaiser nicht gern Rennen, denn unwillkürlich trat er da als Attraktion mit dem Sieger in Konkurrenz. Er liebte es, sich mit Orden förmlich zu behängen, oft waren es Großkreuze von ungeheuern Dimensionen, sodaß man eigentlich nur Gold, Silber und Emaille sah, wenn der Kaiser im Felde erschien.

Im Kriege gewann das ganze Ordenswesen eine besondere Bedeutung. Das Eiserne Kreuz genoß, noch von 1870 her, zu Anfang ein sehr großes Ansehen. Ich habe persön-

lich Schwerverwundete und Sterbende gesehen, die vor Freude weinten, wenn sie das Eiserne Kreuz bekamen. Leider wurde es im Bewegungskrieg der Truppe kaum verliehen, da der Instanzenzug so lange dauerte, daß der Tod meist früher erschien als das Kreuz. Später sank der Wert auch dieses immerhin ehrwürdigen alten preußischen Ordens, denn er wurde völlig wahllos verteilt. Man bekam das Eiserne Kreuz sowohl in der Etappe wie in der Heimat. Die Köche und Ordonnanzen der Armee-Oberkommandos und General-Kommandos hatten es wohl alle; ebenso, wie die Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, Hauptquartier-Kommandanten und Verpflegungsoffiziere alle mit der Zeit das Eiserne Kreuz Erster Klasse errangen. Am besten dekoriert an der ganzen Westfront war ein Rittmeister, der ein Pferde-Depot bei Brüssel hatte. Jeder zur Front reisende Potentat besuchte dieses Depot, denn welcher Fürst interessierte sich nicht für Pferde, und jeder zeichnete den glücklichen Führer dieser „Kampftruppe“ aus, denn er war viel bequemer zu erreichen als die vorn im Dreck liegenden Bataillone.

Später, als das Eiserne Kreuz seinen Nimbus verloren hatte und die Kampftruppen immer lauter verlangten, daß irgendetwas geschähe, um den falschen vom richtigen Soldaten zu unterscheiden: da führte man das Verwundeten-Abzeichen ein. Ganz gerecht ist das selbstverständlich auch nicht, denn es gibt doch immerhin eine ganze Menge Leute, die alles mitgemacht haben, ohne verwundet worden zu sein. Das Problem ist also tatsächlich nicht gelöst worden; aber das Verwundeten-Abzeichen, besonders das silberne und das goldene, sind wohl die am ehrlichsten erworbenen Orden des großen Kriegeres.

Die Bundesfürsten verliehen natürlich auch Orden, und der Großherzog von Hessen hatte als erster ein Abzeichen gestiftet, das nur verwundete Frontsoldaten bekommen konnten. Ich erinnere mich eines ganz famosen Hessen, der nach jedem Gefecht tieftraurig konstatierte, daß er wieder nicht verwundet worden, also wieder um den „blutigen Ludwig“ gekommen sei.

So, wie die Verhältnisse auf dem Ordensmarkt zuletzt lagen, kann man sagen, daß Unteroffiziere und Mannschaften mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse und Offiziere mit dem Pour le Mérite oder mit dem Hohenzollernschen Hausorden meist wirklich Beweise von Tapferkeit geliefert hatten.

Die Revolution hat die ganze Ordenswirtschaft vereinfacht, aber keineswegs abgeschafft. Heute noch werden munter weiter Orden verliehen, und es soll sogar Leute geben, die bei Vermittlung derartiger posthumer Verleihungen ganz gehörig verdienen. Besonders das Eiserne Kreuz am weiß-

schwarzen Bande der Nichtkombattanten, das sogenannte Schieberkreuz, ist zur Zeit sehr beliebt: das kann nämlich Jeder bekommen, der nachweislich überhaupt vorhanden war, und die verschiedenen Fachzeitungen berichten oft und gern, daß dem Kommerzienrat X., dem Verlagsdirektor Y., dem Mostrichfabrikanten Z. für seine Verdienste in der Kriegszeit das Eiserne Kreuz verliehen worden sei. Meist hat er ja auch gut verdient in der Kriegszeit, und daß er nicht am Feinde war, würde man ihm sogar ohne das friedliche weiß-schwarze Band glauben.

Auch auf diesem Gebiet, wie auf so vielen andern, hat das alte Regime nicht verstanden, einen würdigen und gerechten Ausgleich zu schaffen, und der höhere Zweck der Orden: die Leute für Strapazen und Gefahren zu entschädigen, wurde nicht erreicht. Trotzdem sollte man das schwarz-weiße Band achten, denn oft hat es der Träger in Ehren erworben, und es bedeutet ihm etwas: er erinnert ihn an schwere Kampftage, an gefallene Kameraden und manchmal auch an den Führer, der es ihm überreichte. Schließlich hat man das Band auch zu oft mit Blut befleckt gesehen, um es anders als mit Ernst zu betrachten. Orden sind ein Spielzeug für große Kinder, das ist sicher. Immerhin: einige sind Symbole und erinnern an die schweren Kämpfe, die das alte Preußen bestand, an Friedrich den Großen, der den Pour le Mérite stiftete, an die Befreiungskriege und an 1870 — und unter den alten Bildern der Vorfahren hängen auch ihre Kriegsorden, die zwar keine Ehrfurcht, aber wenigstens Pietät heischen.

---

## Heinrich Mann von Siegfried von Vegesack

Vergaß er mich? Hat er mich ganz verlassen?

Ich friere so,  
Und war doch einst der süßen Glieder froh,  
Wenn über meine marmorblassen  
Arme  
Das Mondlicht hergeflimmert  
Und Brust und Schenkel  
Bedeckt mit kleiner Schatten Laubgesprenkel  
Und über meinen Leib geschimmert.  
Ein Knabe klagte,  
Daß ich mich seiner Not erbarme.

Nun sind auch seine Lippen mir geschlossen.  
Vergaß er Mnais? Die Tränen, die er einst vergossen?  
War es nur Spiel,  
Daß er so hart die süßen Stunden schmäht, —  
Und hat doch einst so heiß zu mir gelleit!  
Wie tief er fiel:  
Nun zieht gefeiert er auf lauten Gassen  
Und predigt Liebe, — und hat mich verlassen!

## Die letzten Premieren von Alfred Polgar

Die Tragödie des Eumenes' heißt ein apartes Stück, das Thadäus Rittner geschrieben hat, eine vieraktige, heitere Komödie, in die mancherlei Reflexe vom Licht Bernard Shaws hineinspielen, die aber auch ihre eignen geistigen Valeurs hat. Schauplatz des Geschehens ist ein „unwahrscheinliches Griechenland“, Held ein junger Dichter, der, in seine Phantasiewelt eingesponnen, von der wirklichen Welt bedrängt, gestört, durch sonderbare Abenteuer hindurchgewirbelt und endlich an das Ufer einer glücklichen Ehe getragen wird. Das Weise, Infantile, Verspielte, Hold-Törichte, Egoistische, sich hart an den Dingen Stoßende und flügelleicht über sie Hinwegschwärmende des Dichters wird von Rittner zartest gezeichnet. Die menschliche Komödie ringsum trägt ein wenig grelle Possenfarbe, aber es spiegelt sich in ihr Klugheit, Güte und Ironie eines sehr hellen, sehr liebevollen Auges. Leider fehlt es dem Spiel an Kraft und Balance. Es schwankt oft, entgleitet den Händen seines Lenkers und schnurrt viertelstundenlang weiter, dem Gesetz der eignen Trägheit überlassen. Dennoch bleibt der Gesamteindruck einer witzigen, liebenswürdigen, von Subtilität des Geistes und der Empfindung erhöhter literarischer Arbeit.

Sie wird vom Burgtheater behutsam und in guter Laune dargestellt. Herr Rhomberg als Dichter wäre vorzüglich, wenn er sich die Schmoll-Töne sparen und der ganzen Figur ein wenig Wärme geben wollte. Reizend Herr Thimig junior als kindlich-engelsguter „Tyrann“. Die nicht sehr dankbaren Frauenrollen bieten den Damen Carlsen und Wohlgemut kaum Gelegenheit zu mehr, als mit Grazie in Zonen der Gleichgültigkeit zu spazieren.

\*

„Femina“ heißt ein psychopathisches Lustspiel von C. P. van Rossem und J. F. Soeltman. Die hübsche Witwe liebt den jungen Nervenarzt, der sie wieder liebt, aber zu schüchtern ist, ihr dies zu sagen. Wie er nun doch, unter Mithilfe eines ältern Freundes der Witwe, herum- und herangekriegt wird, das ist der Inhalt der nicht unangenehmen, nur ziemlich dünnen drei Akte. Für die Länge eines ganzen Abends hat die Behaglichkeit wohl zu kurzen Atem. Und wie sich da drei spielerische, sorglose Lebewesen lustig-lächerlich um einander und um die eigne Achse drehen, das wirkt auf die Dauer doch ein bißchen puppig. Auch der tändelnde Salondialog mit seinem ewigen „gnädige Frau“ und „Herr Doktor“ und „Herr Doktor“ und „gnädige Frau“ ist recht sehr vieux genre; klingt wie aus einer Lust-Spieldose. Die neue bürgerliche Komödie heiterer Art wird ganz andre Wege gehen müssen; diese Welt geleckter Figürchen mit ihren Gefühlnen und Späßchen und Marottchen ist tot, diese neckischen Contretänze um Liebe und Heiraterei von einer kaum

mehr erträglichen faden Anmut. Eine gewisse kultivierte Witzigkeit ist dem ‚Femina‘-Spiel nicht abzusprechen. Sie hindert es leider nicht, ins Langweilige und stellenweise auch ins Alberne zu entgleiten. Hieran trägt wohl auch die betuliche Regie der Kammerspiele Schuld. Sie kann sich nicht genug tun in Zerdehnung der komischen Situation, in Retardierungen, Wiederholungen, vermeintlich-spaßhaften Symmetrien, Pausen und allerlei Aufputz-Einfällen. „Psychopathisches Lustspiel“ deshalb, weil ein paar milde, kaum die oberflächlichste Oberfläche ritzende Scherze über Psycho-Analyse geplaudert werden. Schade um das Thema, dessen wirklich satirische Ausbeute sich wohl lohnen würde!

Herr Everth ist ein überaus angenehmer Schauspieler, humorvoll, liebenswürdig, gescheit (als Arzt treibt ers wohl ein wenig parodistisch), Fräulein Köckeritz eine lustige Witwe, die den geistigen Ansprüchen der Rolle gerecht wird, Herr Homma der amüsante Dritte im Bunde. Eine nette Vorstellung. Wenn sie aber bald — wie die Psycho-Analytiker sagen — „verdrängt“ würde, wär’ es auch kein Malheur.

---

## Wie ich zu Haresu kam von Egon Friedell

Der Leser erinnert sich aus der vorigen Woche meines Aufsatzes über den japanischen Philosophen und Dramatiker Rennosuke Haresu. Seitdem bin ich öfters gefragt worden, wie ich denn eigentlich zu Haresu kam.

Ja, das ist eine ziemlich komplizierte Geschichte, das heißt: im Anfang ist sie sehr einfach; aber später wird sie kompliziert.

Also, wie ich schon erwähnte: seit ein paar Monaten erscheint in Wien wieder einmal eine neue Revue, die zur Abwechslung von einer Dame redigiert wird. Diese kam nun, da sie den festen Vorsatz hatte, ihre Zeitschrift gleich von vorn herein großzügig und bedeutend anzulegen, auf den ebenso naheliegenden wie fruchtbaren Gedanken, mir das Burgtheater-Referat anzutragen. Ich lehnte nun zunächst ab, weil ich nämlich in Erfahrung gebracht hatte, daß ein Burgschauspieler, mit dem ich seit Jahren befreundet bin, noch in dieser Saison eine große Shakespeare-Rolle spielen werde, und dann sagte ich mir überhaupt: Es ist dir bis jetzt unter ungeheuern Opfern an Intelligenz und Charakter gelungen, dich so ziemlich mit allen Leuten gut zu stellen, kaum bist du aber Kritiker, so ändert sich das sofort; denn schimpfst du auf einen Dichter oder sonstigen Zeitgenossen, so hast du ihn zum Feind, lobst du ihn aber, so hast du alle seine Kollegen zu Feinden. Die liebenswürdige Redaktrice beruhigte mich aber, indem sie sagte: „Mit einer Feder, wie Sie sie haben, dürfen Sie sich erlauben, was Sie wollen, Ihnen wird man nichts verübeln, denn Sie nimmt ja kein Mensch ernst.“

Nun hat aber die in Rede stehende Zeitschrift neben andern apärten Eigentümlichkeiten auch diese, daß sie nicht dazu zu bringen ist, Korrekturen zu verschicken. Dies hatte zur Folge, daß meine kritischen Untersuchungen in zum Teil wesentlich an-

drer Gestalt vor den Leser traten (ich spreche vorsichtigerweise im Singular, da ich von einer Mehrzahl von Lesern keine sichere Kunde habe). als sie ursprünglich von mir projiziert waren. Ich muß hier eine kurze Bemerkung über die Psychologie des Setzers einschalten. Dieser ist nämlich nicht, wie manche Laien glauben, nachlässig oder gar dumm, sondern im Gegenteil viel zu sorgsam und zu gescheit. Er glaubt nämlich, daß er die Verpflichtung habe, den Text zu verbessern. Kommt ihm also etwas unter, was ihn befremdet, so ändert er es unerbittlich. Hat man, zum Beispiel, irgendein neues Wort gebildet, auf das man nicht wenig stolz ist, so kann man sicher sein, daß er es in ein andres längst bekanntes und gewohntes korrigiert. Bisweilen aber ereignet sich auch das Umgekehrte. So hatte ich einmal anläßlich einer Schillerfeier den, wie ich selbst zugeben muß, nicht übertrieben originellen Satz niedergeschrieben, Schiller sei ein großer Idealist gewesen. Der Setzer aber machte daraus den Ausspruch: Schiller war ein großer „Ikarist“. Ich ließ den Druckfehler natürlich stehen und bekam am nächsten Tag allerlei Schmeichelhaftes über diese interessante Bereicherung der deutschen Sprache zu hören.

Aber kehren wir zum Faden unsrer Fabel zurück. Ich bekam also meine Kritik über Rittners ‚Unterwegs‘ erst gedruckt zu lesen, als sie bereits in zahllosen Exemplaren wie ein Lauffeuer durch die Stadt eilte. Sie hatte diesmal ganz besonders steile Metamorphosen durchgemacht. Ich verstand durchaus nicht alles, was darin niedergelegt war, und mußte mich in diesen etwas ängstlichen Stil erst ein wenig einlesen, ehe ich ihm zu folgen vermochte. Ein Satz war aber da, der mir ganz besonderes Kopfschütteln verursachte. Ich mußte nämlich bemerken, daß ich die Behauptung aufgestellt hatte, der Sekretär in ‚Unterwegs‘ sei Leporello, aber ein vergeistigter, seelich gesteigerter Leporello, der Stendhal und Haresu im Blute habe. Ich fragte mich wiederholt kopfschüttelnd: Wie bist du nur auf Haresu gekommen? wo hast du denn diesen Namen aufgeschnappt? Es gehört zwar zu meinen kleinen schriftstellerischen Finessen, bisweilen im Tone der Selbstverständlichkeit einen Namen einzuführen, den fast Niemand kennt, aber daß ich diesen Namen dann selber nicht wiedererkenne, das war mir noch nicht vorgekommen.

Ich muß nun eine Bemerkung über die Psychologie der Lesewelt einschalten. Hat man etwas geschrieben, was geeignet ist, Bewunderung zu erwecken, so hat es regelmäßig Niemand gelesen; ist einem aber eine logische Entgleisung, ein grober grammatikalischer Fehler, eine offenkundige Stupidität oder sonst etwas Blamables passiert, so hat jeder Mensch grade diese Stelle aufmerksam studiert. So auch diesmal. Auf einmal bestand die ganze Stadt ausschließlich aus Lesern dieses Satzes. Die Reaktion fiel je nach der Gemütslage der Einzelnen verschieden aus. Die Einen sagten zu mir: „Was ist das schon wieder für eine neue Patzigmacherei mit diesem Haresu? Ich finde es gradezu lächerlich von Ihnen, daß Sie von jedem böhmischen oder jüdischen Winkelschreiber annehmen, alle Welt müsse ihn im kleinen Finger haben.“ Die Andern erklärten augenzwinkernd: „Mir scheint,



von dem Haresu wissen Sie auch nicht mehr, als im Kleingedruckten von irgendeiner Literaturgeschichte steht. Sie wären wohl in großer Verlegenheit, wenn Sie nähere Auskunft über ihn geben müßten.“ Und Einer sagte gar: „Wie Sie den Haresu mit Stendhal zusammenstellen konnten, das ist mir einfach unbegreiflich. Eine solche Urteilslosigkeit hätte ich selbst Ihnen nicht zugetraut.“ Um nun allen diesen Anschuldigungen die Spitze abzubrechen, schrieb ich den Aufsatz über Haresu.

Also glauben Sie vielleicht, ich habe Haresu erfunden? Aber wie können Sie so etwas annehmen, da ich Ihnen doch ausdrücklich erkläre, daß ihn der Setzer erfunden hat? Bei mir hieß er nur Hamsun, und den werden Sie doch kennen.

Ich ging nun zunächst zu Hermann Bahr und sagte zu ihm: „Ich bin fest entschlossen, an den Angaben meines Setzers festzuhalten; sind diese aber richtig, so ist es klar, daß nur Sie Haresu entdeckt haben können. Es handelt sich nun um die Frage, die Sie allein beantworten können: wo lebt Haresu?“ Bahr sagte erstaunt: „Wie soll er denn noch leben, wenn er im elften Jahrhundert gedichtet hat?“ Ich erwiderte, das sei mehr als zweifelhaft, denn für einen mittelalterlichen Dichter sei Haresu in seinem Denken viel zu modern. Darauf entgegnete aber wieder Bahr, die Japaner hätten eben eine viel längere Entwicklung hinter sich und seien damals schon so weit gewesen, wie wir heute. Nach längern Verhandlungen einigten wir uns auf das Kompromiß: tot, aber Gegenwart.

Im Ganzen bereue ich nicht, den Aufsatz über Haresu geschrieben zu haben. Zunächst habe ich diesmal nicht einen einzigen Brief bekommen, in dem mir allerlei krasse Fehlurteile und grundfalsche Daten nachgewiesen werden, was sicher geschehen wäre, wenn ich einen Essay über Lessing oder Jehovah verfaßt hätte. Ferner: wenn man gewußt hätte, daß ich die geistige Produktion Haresus immerhin stark beeinflußt habe, glauben Sie, daß sich dann ein Mensch gefunden hätte, der mir geschrieben hätte, einer der Aussprüche Haresus (ich will ihn nicht nochmals zitieren) lasse alles hinter sich, was das Abendland bisher auf dem Gebiet des Aphorismus hervorgebracht hat, und es sei sehr unrecht von mir, über die mitgeteilten Dramenszenen zu sagen, sie erinnerten an Maeterlinck, während doch der viel dünnere Maeterlinck höchstens an sie erinnere? Auch haben sich meine Beziehungen zu den Theaterdirektoren seither wesentlich gefestigt. Einer telegraphierte mir mit bezahlter Rückantwort: „Erbitte umgehendste Einsendung der in Ihrem Bühnenvertriebe befindlichen Werke von Hamesle (das nähert sich ja schon wieder einigermaßen Hamsun!) und Angabe äußerster Aufführungsbedingungen. Vorschuß spielt keine Rolle.“ Das hatte ich freilich schon immer gewußt, daß bei diesem Direktor der Vorschuß nie eine Rolle spielt. Aber immerhin: verlockend. Ein anderer fragte an, ob man aus ‚Goethe‘ und der ‚Musteroperette‘ (zwei bekannten Meisterwerken von Alfred Polgar und mir) und Haresu nicht einen Abend machen könnte. Na also, das Geschäft hebt sich. Direktor Bernau vom wiener Deutschen Volkstheater ging freudestrahlend auf mich

zu und sagte: „Das ist ja eine famose Entdeckung, die Sie da gemacht haben! Den spiele ich unbedingt, der ist ja noch unbekannter als die Roswitha von Gandersheim. Uebersetzen Sie ihn so schnell wie möglich, ich lasse dann gleich die Rollen ausschreiben.“ Als ich aus begreiflichen Gründen zögerte, mißverstand er das und deutete an, er sei auch gar nicht mehr abgeneigt, der Aufführung meiner „Judastragödie“ näherzutreten, höchstwahrscheinlich komme sie noch in dieser Saison. (Bisher fehlten Leim, ein Bergkegel, Blech und der Darsteller des Pilatus. Auf einmal war alles da.)

Der einzige Mensch, der sofort erklärte: Mein Lieber, den Haresu gibts nicht!, war mein Direktor Hans Ziegler (Volksbühne, VII., Neubaugasse 36, das linke Haus neben dem „Zuckerlkönig“); der ist aber durch ein zweijähriges Zusammenarbeiten mit mir bereits so verbittert, daß er mir überhaupt nichts mehr glaubt und höchstwahrscheinlich auch Japan für eine böswillige Erfindung von mir hält. Bei dieser Gelegenheit möchte ich übrigens gleich bemerken, daß jener zweite, den der Sekretär im Blute hat, nämlich Stendhal, zwar auch erfunden ist, aber weder vom Setzer noch von mir, sondern von Monsieur Henri Beyle, der sich diesen Namen als literarisches Pseudonym gewählt hat. Diesen Stendhal hat es also in gewissem Sinne wirklich gegeben, und er hat sogar eine Anzahl vielbewunderter Bücher geschrieben. So sagt zum Beispiel Nietzsche über ihn: — aber das wird man mir jetzt nicht mehr glauben, denn der Ausspruch Oscar Wildes über Haresu, den ich zitierte, war ja auch falsch.

Soweit wäre nun alles ganz schön und gut, aber jetzt beginnt die Sache etwas unheimlicher und verwickelter zu werden. Ich fange nämlich langsam an, zu bezweifeln, daß es den Haresu nicht gibt. Es glauben schon so viele Leute an ihn, daß ich irre werde. Täglich, wenn ich die Zeitung aufmache, erwarte ich eine Notiz zu lesen: „Die Werke Haresus sind in größerer Anzahl bei Buchhändler Heller eingetroffen und kosten, elegant gebunden, 486,40 Kronen.“ Letztthin habe ich mich sogar dabei ertappt, wie ich im großen Meyer Haresu suchte. Ich fand aber nur „Harndrang“ und „Harke, siehe Rechen“. Das will freilich nichts besagen, denn Debussy, Altenberg und Weininger stehen auch nicht in der neusten Auflage des Meyer.

Kurz: solange man mir nicht das Gegenteil beweist, was sehr schwierig ist, werde ich glauben, daß Haresu keine bloße Phantasie ist, sondern eine geniale Divination. Dergleichen kommt bei mir öfters vor. So las ich einmal auf dem Plakat einer Wohltätigkeitsakademie, bei der ich mitwirken sollte: „Cäcilie Ingolstadt, Lieder zur Laute.“ Dieser suggestive Name ließ mich nicht mehr los. Ich fragte mich fortwährend: Ingolstadt . . . Cäcilie Ingolstadt . . . wie muß die aussehen? Ich kam zu dem Resultat: achtundvierzig Jahre, Papageiennase, Hornzwickler, vorstehende Zähne. Auch hatte ich die Empfindung, daß Plattfüße nicht unbedingt von der Hand zu weisen seien. Als ich am Vortragsabend das sogenannte „Künstlerzimmer“ betrat, saß dort ein junges Mädchen von etwa neun-

zehn Jahren mit braunen gescheitelten Haaren und sanften blauen Augen. „Mein Fräulein“, sagte ich höflich, aber streng, „hier haben nur Künstlerinnen Zutritt, und Sie dürften, da Sie offenbar unter vierzig sind, kaum zu diesen gehören.“ „Entschuldigen Sie“, erwiderte die Dame schüchtern, „mein Name ist Ingolstadt.“ „Wie?“ rief ich barsch, „Sie wollen die Ingolstadt sein? Aber die hat ja vorstehende Zähne, Hornzwickler, eine Papageiennase und Plattfüße!“ „Pardon“, sagte das Fräulein errötend, „das ist meine Mama.“ Man sieht also: etwas ist immer an den Sachen, die wir uns einbilden, ob sie sich nun auf Japan beziehen oder auf andre Kulturkreise.

---

## Marburger Studentenlied von Theobald Tiger

Stimmt an mit hellem, hohem Klang,  
Stimmt an das Lied der Lieder!  
Des Vaterlandes Hochgesang,  
das Waldtal hallt ihn wi—hi—der!

Der alten Barden Kriegsgericht,  
dem Kriegsgericht der Treue —  
wir wissen, du verknackst uns nicht —  
dir weihn wir uns aufs Neue!

Wir fingen fuffzehn von dem Pack,  
das unser Preußen schädigt.  
Es war ein schöner Märzentag.  
Wir haben sie erledigt.

Sie sind von uns erschossen worn.  
Doch ganz in Recht und Züchten.  
Zwar sitzen ihre Wunden vorn . . .  
Man kann auch rückwärts flüchten.

Wir wissen jeden krummen Weg.  
Uns kann man nicht erweichen.  
Der Mediziner im Kolleg  
braucht Leichen, Leichen, Leichen!

Uns tut kein deutscher Richter nichts  
und auch kein Staatsanwalte.  
Die Schranken unsres Kriegsgerichts  
der liebe Gott erhalte!

Zur Ahnentugend wir uns weihn,  
Zum Schutze deiner Hütten!  
Wir lieben deutsches Fröhlichsein  
und echte deutsche Sitten!

Ad exercitium executionis parati estisne?  
Sumus!

# Rundschau

Wie lese ich die  
Zeitung?

Schopenhauer hat einmal eine „eristische Dialektik“ geschrieben. „Die wissenschaftliche Dialektik in unserem Sinne hat demnach zur Hauptaufgabe, jene Kunstgriffe der Unredlichkeit im Disputieren aufzustellen und zu analysieren: damit man bei wirklichen Debatten sie gleich erkenne und vernichte.“

Dr. Oswald Rossi hat das Gleiche für und gegen die Zeitung versucht. (Journalistische Dialektik. Eine Kritik der Tageszeitung, zugleich eine Anleitung für ihre Leser. Verlag Jahoda & Siegel, Wien.)

Dieses ausgezeichnete kleine Heftchen wäre, wenn Ihr seine Ratschläge befolgtet, der Tod der Pressewirkung. Um das Negative vorweg zu nehmen: ich glaube nicht an Rossis Leitsätze und Reformvorschläge, weil sie, wie alle diese Dinge, Kautschukworte und Gummibegriffe enthalten. Was sind, zum Beispiel, „ungefärbte Nachrichten“? Was sind „Gründe der Uebersichtlichkeit und rein sachliche Gründe“? Subjektiva, und dann hätten wir also das alte Elend noch einmal Ob überhaupt etwas mit Reglements zu bessern ist, weiß ich nicht.

Vorzüglich ist aber die Kritik. Ein Verzeichnis von zwanzig journalistischen Kunstgriffen leuchtet tiefer in das skandalmacherische Wesen der Presse hinein, als es dickleibige Wälzer zu tun vermögen. Rossi zählt auf.

Erster Kunstgriff: Die Raumerfüllung. Vierter Kunstgriff: Die Temperierung des Interesses. Elfter Kunstgriff: Die mehrfache Bezeichnungsreihe („Mußte ein Frontkeil aus irgendwelchen Gründen weichen, so meldete

der davon betroffene Teil die Zurücknahme in vorbereitete Stellungen, der Gegner jedoch ein Eindrücken der feiglichen Front“). Dreizehnter Kunstgriff: Die journalistische Determination („Rein ethisch: sinnlos, ja verbrecherisch; ethisch-sentimentalisch: heldenhaft; politisch: sie haben ihre Pflicht getan; journalistisch: unsre Braven“). Sechzehnter Kunstgriff: Die Spitzmarke (aber da werdet Ihr euch eure Lieder allein singen können). Neunzehnter Kunstgriff: Das Wichtigtn. Und so jagt ein Witz den andern.

Ich rate, das Heftchen zu lesen. Es ist sehr dazu angetan, die Autorität der Presse so zu erschüttern, wie ihr das zu gönnen ist. Es ist durchaus zu wünschen, daß der stumpfsinnige Glaube an das bedruckte Papier einer gescheiten und weitsichtigen Kritik Platz macht. Ihr müßt alle lernen: jedes gedruckte Zeitungswort ist Aufmachung, Tendenz, Gleichgültigkeit oder Mache irgendwelcher Art. Die Presse hat nur einen absolut einwandfrei ehrlichen Teil: den Inseratenteil.

Das erste Mittel zur Bekämpfung des Feindes ist eine gute Generalstabskarte. Das erste Mittel zur Besiegung eines Gegners ist die genaue Kenntnis von seinem Wesen. Ihr liebt die Presse? Hier habt ihr ein Stückchen ihrer Naturgeschichte.

*Ignaz Wrobel*

Die reichsten Berliner  
Vor dem Kriege waren die drei reichsten Männer Berlins: der Verleger des Berliner Tageblatts Rudolf Mosse; der Kohlengroßhändler und Grubenbesitzer Geheimer Kommerzienrat Fritz von Friedlaender-Fuld; der Privat-

bankier Geheimer Kommerzienrat Leopold Koppel. Von ihnen glaubten die Steuerbehörden (die auch nicht allwissend sein sollen), daß jeder ein Vermögen von 45 bis 50 Millionen Mark besäße. Alle Drei haben ihren Besitz selbst, durch Verteuerung des Massenkonsums, gesammelt.

Rudolf Mosse, der vor sieben- und siebenzig Jahren im Posenschen geboren wurde, kam als armer junger Mann nach Berlin und errichtete da anno 1867 im bescheidensten Rahmen ein Annoncenbureau, das sich schnell ausdehnte und einen dauernd steigenden Gewinn abwarf. 1872 begründete Mosse das Berliner Tageblatt, das eine sehr bedeutende, seit der Uebnahme der Chefredaktion durch Theodor Wolff fast ununterbrochen wachsende Auflage hat und, ebenso wie die Mosse gehörende Berliner Volkszeitung, ein hübsches Geschäft ist.

Herr von Friedlaender-Fuld, der etwa ein Jahr vor dem Ende des Weltkriegs starb, stammte aus Gleiwitz in Schlesien, wo sein Vater, Emanuel Friedlaender, eine Kohlenhandlung großen Stils inne hatte. Aber Emanuel Friedlaender hatte sich finanziell übernommen, und als er — verhältnismäßig jung — starb, hinterließ er seinem Sohn eine Firma, die dem Bankrott verzweifelt nahe war. Der Sohn hat dann in zehn erfolgreichen Jahren alle Schulden des väterlichen Geschäfts tilgen können. Nachdem er den Kohlenhandel immer mehr ausgedehnt und nicht eben für Verbilligung der Kohle gesorgt hatte, begann er eine umfassende Industrietätigkeit: er errichtete überall in Oberschlesien moderne Kokereien, wo Teer, Ammoniak, Benzol und andre wertvolle Nebenprodukte der Kohle gewonnen wurden, und erwarb schließlich in Ober-

schlesien Braunkohlen- und Steinkohlengruben, in denen Millionen Tonnen Kohlen produziert wurden. In seinen letzten Lebensjahren spielte er in der berliner Haute-Finance eine bedeutende Rolle. Das äußerte sich schon darin, daß er Mitglied des Zentral-Ausschusses der Reichsbank und Mitglied des Aufsichtsrats der Deutschen Bank war. Die Firma Emanuel Friedlaender & Co. wird im Interesse der beiden weiblichen Haupterben verwaltet; aber gewachsen ist das Haus seit dem Tode von Fritz von Friedlaender-Fuld nicht mehr.

Leopold Koppel hat als Handlungsgehilfe in einem nicht mehr bestehenden mittlern dresdner Privatbankgeschäft angefangen. Nachdem er etwas Geld erheiratet hatte, begründete er selbst unter seinem Namen ein winziges Bankgeschäft in Dresden, siedelte aber mit diesem Geschäftchen bald nach Berlin über, da er in der sächsischen Hauptstadt auf keinen grünen Zweig kommen konnte. In Berlin liefen ihm eines Tages der Erfinder des Auer-Gas-Glühlichts, der Oesterreicher Dr. Karl von Auer, und dessen Anwalt, Dr. Gallia, über den Weg. Koppel glaubte an den Wert der Auer'schen Erfindung, an der viele Sachverständige zweifelten. Er gründete die Deutsche Glühlicht-Aktiengesellschaft, die als Auer-Gesellschaft in Europa populär ist. Ihre Entwicklung ist in Nummer 43 des fünfzehnten Jahrgangs der „Weltbühne“ ausführlich geschildert worden; auch die neueste Transaktion, die mit dem Unternehmen vorgenommen worden ist, die Herrn Koppel den Löwen-Anteil an diesem nicht geschmälert hat, und die verspricht, schon aus Steuerspargründen, für alle Beteiligten ein besonders gutes Geschäft zu werden — denn

die Osram-Aktien notieren nicht an der Börse, man kann sie also beliebig niedrig zu Buche stehen haben und braucht diesen wertvollen Besitz gar nicht zu versteuern. In dieser Welt ist die Hauptsache, daß der Kapitalist sich auskennt, zumal an den Grenzen der Gesetze. Koppel ist auch Haupt-Aktionär der Hotel-Betriebs-Aktiengesellschaft Conrad Uhl, der das Hotel Bristol (Unter den Linden), das Zentralhotel (gegenüber dem Bahnhof Friedrich-Straße) und noch einige andre Fremdenbetriebe gehören. Auch an diesen Unternehmungen hat Koppel viel finanzielle Freude gehabt — mehr als die Angestellten, die über ein hohes Maß von unsozialem Verhalten der Leitung klagen. Was das Hotel Bristol an dem Unterschied zwischen dem Lohn der armen Kellner und den Trinkgeldzuschlägen verdient, die die (übrigens nicht bedauernswerten) Gäste bezahlen — das allein geht jährlich in die Hunderttausende. Im Kriege hat die Auer-Gesellschaft allerhand Kriegsbedarf geliefert, und der Geheimrat Koppel hat keinerlei Not gelitten.

Auch Rudolf Mosse ist durch Weltkrieg und Revolution nicht arm geworden. Er hatte seinen Besitz — teils in amerikanischen Wertpapieren, teils in Grundbesitz angelegt, und zwar in vierzehn berliner Häusern, die den Zwecken seines Verlags- und Annoncengeschäfts dienen, ferner einem großartigen Palais am Leipziger Platz, das von Bildern alter und neuer Meister voll ist, und schließlich mehreren Rittergütern und Gütern in der Umgebung Berlins. Der Wert all dieser Dinge ist gestiegen.

Dennoch sind heute Mosse, Koppel und die Erben von Friedlaender-Fuld bei weitem nicht mehr die reichsten Leute Berlins.

Neue Groß-Millionäre sind in diesen Jahren heraufgekommen, und die neuen Reichen haben die alten überflügelt.

Der reichste Mann Berlins dürfte heute der Kaufmann Otto Markiewicz sein, der neuerdings sein Bureau im Palais des Fürsten Guidotto Henckel-Donnersmarck (Unter den Linden) aufgeschlagen hat. Man schätzt Herrn Markiewicz auf 300 Millionen Mark. Er ist der Sohn des Möbelhändlers Markiewicz und war einige Zeit Commis im Geschäft des Vaters. Er galt für einen sehr fähigen, kühlen Kaufmann, aber alle seine Freunde glaubten, er habe, trotz seiner Jugend, bereits eine Zukunft hinter sich, weil ihm seine erste große Spekulation gründlich mißlang: die Spekulation mit dem Passage-Kaufhaus in der Friedrich-Straße, aus der er sich nur dadurch rettete, daß sich in der Person des (später völlig zugrunde gegangenen) Wolf Wertheim ein Abnehmer für die technische, architektonische und lokalgeschäftliche Mißgeburt fand. Otto Markiewicz ließ sich durch das erste Fiasko nicht abschrecken, und im Krieg hatte er einen beispiellosen Erfolg als Grundstücksspekulant. Das kam so. Walther Rathenau richtete im Preußischen Kriegsministerium bald nach Kriegsbeginn die Kriegs-Rohstoff-Abteilung ein. Diese Abteilung, ursprünglich in drei Zimmern des Kriegsministeriums untergebracht, wuchs sich mit der Zeit, wie der Krieg selbst, zu monströsen Dimensionen aus, und als sie im Zustand des Wachsens eine Unterkunft brauchte, bot Otto Markiewicz alte Häuser an, die im untern, südlichen Teil der Friedrich-Straße lagen. Er hatte die alten Gemäuer billig aufgekauft, ließ sie niederreißen, erbaute neue, moderne Bureau-

häuser, vermietete sie ans Ministerium und schließlich kaufte das Reich sie ihm ab, was noch immer billiger war als das Mietsverhältnis. Es handelt sich hier um sämtliche Häuser der Neuen Hedemann-Straße.

Die Riesengewinne aus diesem Häuserverkauf legte der weiland Möbelhändler in Stadtanleihen an. Die Stadtanleihen wieder verkaufte er in großen Posten an die Amerikaner. Fast alle deutschen Kommunalanleihen der letzten drei Jahre hat Otto Markiewicz placiert. Letzthin spielten ihm die Behörden der Stadt München einen bösen Streich. Sie nahmen zwei Anleihen auf: eine von 50 Millionen Mark direkt bei den Amerikanern und eine in derselben Höhe bei Herrn Markiewicz. Von der direkten Anleihe bei den Amerikanern erzählten sie Herrn Markiewicz keine Silbe. Davon hörte er erst, nachdem er mit den Münchnern völlig einig geworden war. Nun war es aber zu spät. Die Amerikaner wollten ihm selbstverständlich von seinen münchener Papieren nichts abnehmen. Bei einem Haar wäre er auf seinen 50 Millionen münchener Stadtanleihe sitzen geblieben, wenn sich nicht schnell ein Konsortium von berliner Großbanken bereit gefunden hätte, ihm den größten Teil dieser Werte abzu kaufen, und zwar ohne seine Notlage auszunutzen, das heißt: zu normalen Bedingungen. Und da sage noch Jemand, die Großkapitalisten hätten kein Herz für Solidarität.

Welch ein Glanz muß aber schon heute die Krone des sechs- unddreißigjährigen Grundstück-Jobbers umstrahlen, wenn sich Großbank-Direktoren bereit finden, ihm zu unwucherischen Bedingungen aus der Verlegenheit zu helfen!

*Hans Ganz*

„Herr Gumpel —  
schicken Sie mich!“

Und es geschah, daß Karl Kraus eines Tages nicht ganz wohl auf war, und daß sich Heinrich Heine leise und verstohlen, wenn auch nicht mehr in allen Teilen ganz frisch, vom Père Lachaise zum Verlag Julius Bard nach Berlin begab, um daselbst die neue Ausgabe all seiner italienischen Schriften anzusehen, so Paul Scheurich fein ausgemalt hatte: die ‚Reise von München nach Genua‘ und ‚Die Bäder von Lucca‘ und ‚Die Stadt Lucca‘. Und er schüttelte das Haupt, das Posen, Breslau und Wien zu dem gemacht hatte, was sie waren, und seufzte leise und lachte. Und als er genug gelacht hatte, nahm er sich ein Exemplärchen zum Andenken mit und hinterließ dem verdutzten Verleger ein Kärtchen mit seinem Autogramm zum Pfande. Wenn der nett ist, schenkt ers Paul Scheurich.

Denn der Maler hat den Hauptanteil an dieser entzückenden Ausgabe von Heines ‚Italien‘ — so heißt der Gesamttitel. Leser, wenn die Deinigte Geburtstag hat, dann schenk ihr dieses Buch. Sybille, wenn du deinem Mann eine Freude machen willst — schenk ihm dieses Buch. Er lacht einen halben Tag lang.

Ein Italien wie das Heinrich Manns aus der Sonnengasse — der ‚Göttinnen‘ —; aber es ist ein biedermeierisches Italien, zierlich und schmierig. Ihr kennt die Technik dieser Scheurichschen Bildchen: sie sehen alle aus, als ob zwischen die dünnen Linien und die wasserhellen Farben eine Fliegenfamilie gelaufen wäre und daselbst oft und intensiv etwas niedergelegt habe, fein und punktiert, wie es sich für gut situierte Fliegen gehört. Irgendetwas ist immer halbnackt, Busentücher sind

verrutscht, Knaben beschäftigen sich, wie es sich aber gar nicht gehört — sie bohren in ihrer Nase, was dachten Sie? —, präziöse Damen stecken pralle weiße Beinchen in die Luft, und Popos gehen wie die Monde über der Landschaft auf. Es ist frech und graziös zugleich.

Die ausgefertigte Mathilde im hellgrünen Reitkleid werdet Ihr euch einrahmen lassen — und sicherlich die beiden Prachtstücke des Bandes: der versfußzählende Hirsch mit dem Marques de Gumpelino. „Herr Gumpel“ — sprach es endlich aus ihm hervor — „schicken Sie mich!“ Ja, ich weiß, die Satire auf Platen ist nicht fein und groß schon gar nicht und sehr kostspielig auch nicht — aber diese Zeichnungen machen doch manches gut. Wie da der kleine Judenjunge auf dem Fußboden sitzt, sich an der Nase entlangwischt und Jamben zählt, und wie der dicke Gumpelino mit einem ungeheuer gezierten „Ach!“ in die Wolken seufzt: da muß man hineingetreten sein. Schade: wenn das noch der Wandervirtuose Carl Pander erlebt hätte, der den Kammerdiener Hyacinth Hirsch dreitausendsiebenhundertundvierzig Mal gespielt hat — er hätte sich die Originale gekauft und wäre sehr glücklich gewesen.

Nun sind wirs. Die Reproduktionen sind ausgezeichnet, das Papier ist gut wie aus dem vorigen Frieden, das Ganze ist reizend gebunden — und es ist nicht halb so teuer, wie es euch Vergnügen machen wird.

*Peter Panter*

### Der demokratische Tasso

Irgendwo zwischen Erfurt und Jena steht eine schöne, große, mit allen technischen Errungen-

schaften ausgestattete Bühne, die sich Deutsches Nationaltheater nennt. Der Intendant ist ein Dichter, der erste Kapellmeister ein wirklicher Musiker, dafür er auch jüngst hinausgeekelt worden ist.

Lebt man erst einige Monate in der Gegend, so fällt einem ein, daß man eigentlich dieses Theater auch gelegentlich besuchen könnte. Es ist so nahe, man muß nicht für siebzig Pfennige dreiviertel Stunden lang fahren, um hinzugelangen.

Nun ist aber die Frage: wann soll man es besuchen? Jeden Sonntag, den Gott geschaffen hat, gibt es ‚Carmen‘. An andern Feiertagen auch ‚Madame Butterfly‘. Einmal wurde am Sonnabend ‚Tristan‘ angesetzt, am Montag war er wieder abgesagt. Ungläubig hört man die ältesten Leute von Mozart-Aufführungen erzählen. Und wer da meinen sollte, an solcher Stelle etwa einmal den ‚Faust‘, ein Drama von Schiller oder von Hebbel hören zu können, bemerkt bald, daß ein Stück von Kotzebue das klassische Repertoire vertritt.

Zur Tagung der Shakespeare-Gesellschaft grub man ‚Timon von Athen‘ aus. Der arme Timon! Seither muß er wöchentlich mindestens einmal seinen Menschenhaß in den vornehmen weißgelben Zuschauerraum hinausbrüllen.

Nun kam aber die Verabschiedung der Verfassung des Staates Thüringen, und da war Timon immerhin nicht der Geeignetste, um den Abend dieses Ereignisses zu feiern. Es mußte etwas durchaus Passendes zu dieser Gelegenheit gewählt werden. Also fiel man auf ‚Torquato Tasso‘, ein Stück, das bekanntlich von demokratischer Gesinnung und Fürstenhaß durchlodert ist.

Dann fand der Kongreß der Bibliothekare statt, und um diesen



Herren ebenfalls etwas ganz Feines zu bieten, spielte man am Dienstag ‚Tasso‘.

Am Freitag begann die Goethe-Gesellschaft zu tagen. Diese sollte aber erst recht eine ungewöhnliche, unbekannte Gourmandise für literarische Feinschmecker vorge-setzt bekommen. Also gab man zu ihrem Empfang ebenfalls ‚Tasso‘. (Die Hebammen, die zu gleicher Zeit an gleichem Ort ihre Jahres-versammlung abhielten, gingen leer aus. Für sie war ‚Tasso‘ wirklich nichts.)

Soweit wäre es ja nun, trotz einer fischblütigen Prinzessin und einem stocksteifen Fürsten, ganz schön gewesen. Hätte man nicht in der ersten Szene des zweiten Aktes plötzlich erstaunt aufhören müssen. Man traute seinen Ohren nicht — wo waren die göttlichen Zeilen hinge-kommen:

„Er ist mein Fürst! Doch glaube nicht, daß mir der Freiheit wilder Trieb den Busen blähe! Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein, und für den Eden ist kein schöner Glück, als ei em Fürsten, den er ehrt, zu dienen.“?

Keine Täuschung: Tasso sprach kurz und bündig;

„Er ist mein Fürst! . . . mein Herr, und ich  
[empfinde . . .]

Nein, so geht es doch nicht. Man kann ja zu solchen Gelegenheiten ‚Egmont‘ geben. Oder die ‚Räuber‘. Oder — meinetwegen Hasenclevers ‚Antigone‘. Aber Goethe zu jeweils gültiger Gesinnungstüchtigkeit zurechtzustutzen — wollen das die Sozialdemokraten so haben?

*Gisella Selden-Goth*

### Finale

Auf abgetaktet-lee er Schute  
treibt unsre Zukunft in den Schlamm  
Doch immer dröhnt noch das Getule,  
die groß: Pauke, das Tam-tam.

Noch immer tanzen wir — so weiter  
im alten Trott, im alten Trab,  
und lächeln unbeirrt und heiter  
wie Mumien in das eigne Grab.

Ist dies der Anfang? Dies das Ende?

Ein Aufbau oder Ausverkauf?

Und wenn ganz Deutschland auch ver-schwände:

Alldeutschland bliebe obenau!

Noch einmal kreischt das Nationale,

die Pauke dröhnt im Hochgenuß.

Ein neues Leben? Das Finale:

Ein Krach. Ein Bumm. Und dann ist Schluß.

*Verax*

## Antworten

Gesetzgeber. Das wundert Sie? Aber wissen Sie nicht, wie es hierzulande zugeht? Ein juristisches Problem wird akut. Denken Sie sich das erste beste. Seit Jahren kämpft die gesamte Fachwelt, der gesunde Menschenverstand, die seufzende Einwohnerschaft gegen die Themis. Nichts geschieht. Man zögert, man dreht und windet sich. Endlich tritt eine Kommission zusammen. (In Deutschland tritt immer eine Kommission zusammen.) Und in solcher Kommission, die bei der geltenden Praxis einer unerhörten Ueberarbeitung unsrer Parlamente über Volksschicksale entscheidet, regiert der Kleinbürger. Kaum, daß irgendein Diskussionsredner der Minorität müt und ungehört Das zur Sprache bringt, was die Intelligenz seit Jahren über die Frage bewegt — er wird hinweggelegt von Geschäftsordnungsplänkeleien, Gemeinplätzen und der dicksten und dümmsten Philistermeinung. Lesen Sie Kommissionsberichte der Nationalversammlung, die sich mit kulturellen Dingen befassen: das Bild ist trostlos. Wozu eigentlich Theoretiker und Intellektuelle an einer Reinigung unsres öffentlichen Lebens überhaupt noch arbeiten, ist mir ein Rätsel. Wenns zum Klappen, nämlich zur Gesetzgebung kommt, hat der Stumpfsinn das große Wort und führt es so, daß er Idealisten, Reformatoren und Leute mit weiterm Blick als über die nächste Plenarsitzung hinaus glatt an die Wand pfeffert, wo sie kleben bleiben. Also resignieren? Weiterarbeiten.

**Glaubensgenosse.** Die schöne Rede des General Smuts, mit der Arnold Zweig sich hier am zehnten Juni befaßt hat, ist vollständig erschienen in der Broschüre: „Das jüdische Palästina. Politische Dokumente zum Beschlusse der Konferenz von San Remo über die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina“ — einer Broschüre, die der Verlag der Zionistischen Vereinigung für Deutschland (Berlin W. 15, Sächsische Straße 8) herausgegeben hat.

**Theatrier.** Euphorie ist anders, aber immerhin ähnlich. Dem Todeskandidaten wird leicht und leicht, als sollte er wider Erwarten leben bleiben. Das „Junge Deutschland“, bevor es krepirt — ein Vorgang, der sich um genau so viele Tage verspätet hat, wie das Reklameblättchen des Deutschen Theaters alt ist — bringt einen richtig vernünftigen, nicht nur lesbaren, sondern gradezu förderlichen Artikel. Heinz Herald stellt fest, daß der Film das Theater zugrunde richtet, nämlich die Filmproben die Theaterproben, ohne deren ungestörten Ablauf eine brauchbare Aufführung nicht entstehen kann. Die Schauspieler geben aber den Film nicht mehr her, weil sie Blut geleck't, das heißt: die schönen großen Gagen kennen gelernt haben, die für das Theater niemals in Frage kommen werden. Was machen? Heinz Herald's Vorschlag „lautet kurz folgendermaßen: Die Schauspieler teilen sich in zwei Gruppen, von denen die eine von Januar bis Juni spielt und von Juli bis Dezember filmt, die andre umgekehrt von Januar bis Juni filmt und von Juli bis Dezember spielt.“ Es ist das Ei des Columbus. „Die Stunde fordert eine Entscheidung. Und alles muß getan werden, um die bedrohte Theaterkunst, die in Deutschland zwei Jahrhunderte lang unter Mühsalen sich entwickelt hat, vor ihrem sichern Untergang zu retten.“ Sehr richtig. Da aber „alles“ getan werden muß, so genügt es nicht, diesen Vorschlag Heinzens Columbus schleunigst auszuführen, sondern es ist auch nötig, den Zirkus seines Herrn und Meisters endlich ringsherum anzuzünden.

**Josef Räuscher.** Sie schreiben mir: „In einer wiener Gebärklinik befindet sich eine achtzehnjährige, hochschwangere Kontoristin. Fünf Tage vor ihrer Niederkunft wird sie um Mitternacht von der Pflegerin geweckt und in den Operationssaal gebracht mit der Begründung, es müsse eine Blutprobe vorgenommen werden. Da das Mädchen bei seiner Aufnahme ins Spital vorschriftsgemäß dieser Prozedur unterzogen worden war, ist sie über die Wiederholung weiter nicht erstaunt. Nun wird ihr aber ein Viertel Liter Blut (wenn ich recht informiert bin, ist das mehr als ein Achtel des gesamten Blutvorrats) abgezapft. Sie bekommt Schwächezustände, übersteht die ein paar Tage später erfolgende Entbindung nur schwer und dürfte für ihr ganzes Leben an der Gesundheit geschädigt sein. Wenigstens hat sie, früher kräftig und blühend, sich auch nach Wochen noch nicht erholen können. Ob das Kind durch die Blutentnahme irgendwie gelitten hat, ist nicht gemeldet. Am Tage nach der Blutentnahme besuchte sie der Assistent, gab ihr zweihundert Kronen (das sind etwa sieben Goldkronen!) und dankte ihr: durch ihr Blut seien eine schwerkranke alte Dame und der Ruf der Klinik gerettet worden. Diese chirurgischen Hyänen gefährden also in aller ruhigen Kälte zwei gesunde junge Leben (das Blut gehörte doch zum Teil auch dem Kind), um den „Ruf der Klinik“, das heißt natürlich so viel wie das Portemonnaie des Professors, zu fördern. Die schwerkranke alte Dame war unbedingt zahlungskräftiger als die arme Kontoristin, und umgekehrt hätte man eine arme alte Frau ruhig

sterben lassen, wenn man keine andre als eine der ‚Gesellschaft‘ angehörige Wöchnerin zum Blutabzapfen gehabt hätte. Denn wer namenlos stirbt, gefährdet den ‚Ruf der Klinik‘ nicht; nur in zahlenden Kreisen spricht sich ein Nichterfolg herum und schädigt das Geschäft; das ‚Pack‘ ist nur Sanitätsmaterial und kommt schon von selber wenns nicht mehr kriechen kann. Ein Dutzend bolschewistischer Greuelthaten wiegt dieses Verbrechen akademisch graduierter Gesundheitsschieber nicht auf, die mit einem Trinkgeld und einem Dank für Blut, der blutigster Hohn ist, ihren Gewissenrest zu beruhigen vermögen. Was ist eine Gesellschaftsordnung wert, in der das Scheckbuch nicht nur über Lust und Leid des Daseins, sondern gradezu über die Daseinsberechtigung entscheidet? Und was ist mit einem Stand, der noch immer als Wohltäter der Menschheit geehrt sein will, obgleich sich viele seiner Mitglieder im Kriege schon schmähschamhaft prostituiert haben, und der nicht mehr imstande ist, solche in Menschenleben machende Spekulanten sofort auszustoßen? Weil aber just von Wien die Rede ist: Sie haben in Nummer 16 die hübsche Anekdote von dem Sohn Moriz Benedikts und seinem Religionslehrer erzählt und hinzugefügt, in Berlin würde man die Ehrlichkeit nicht aufbringen. In dieser Weise das Problem der Presse vor aller Welt zu erörtern. Ich nun glaube, daß diese Anekdote und ihre Wiedergabe in der wiener Tagespresse nur Symptome einer vorgeschrittenen Verwesung sind. In Berlin nimmt man auch eine schlechte Sache noch ernst und wäre unfähig einer Frivolität, die sich über die schlechte Sache nicht aus Erkenntnis ihrer Schlechtigkeit heraus, sondern im Gegenteil aus einem gewissen schmierigen Wohlgefallen an der Auflösung aller geistigen und sittlichen Ordnung lustig macht. Dieser Witz und diese Grazie sind nur das Irisieren der Oberfläche faulenden Tümpels. Es ist zwischen Berlin und Wien ungefähr der Unterschied: dort jene italienischen Briganten, die vor dem Raubanfall gläubig zur Madonna beten, hier der zynische Verbrecher, der sich noch an der Erkenntnis der eignen Verworfenheit beegelt. Nehmen Sie das nicht als Polemik, sondern als ergänzende Meinung Eines, der Wien kennt.“ Sie werden schon recht haben. Die ‚Fackel‘ enthält in den ersten Heften einen Briefwechsel zwischen Harden und Kraus über die Presse Wiens und Berlins. Die Korrespondenten haben sich seinerzeit dahin geeinigt, daß Wien über die Talente ohne Charakter, Berlin über die Charaktere ohne Talent verfüge. Die paar Ausnahmen waren und sind uns ja immer gegenwärtig. Seitdem ist, ohne daß sich das Grundverhältnis geändert hat, zwischen den beiden Städten ein gewisser Austausch erfolgt. Berlin hat den Stefan Großmann bezogen. Aber es spricht doch für meine Vaterstadt, die ringsum so wütend gelästert wird, daß sie sich seiner als Theaterkritiker schleunigst entledigt hat, nachdem ihm Erpressungsversuche an den Theaterleuten, die er unbestochen beurteilen sollte, von diesen nachgewiesen worden waren. Leider beruhigt er sich dabei nicht. Und so wird man ihn, der noch im Grabe die Hoffnung aufpflanzt, dadurch wieder lebendig zu werden, daß er mich schmäht und verleumdet, demnächst zum achten Male vornehmen müssen.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.  
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Welthühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958  
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

# DEUTSCHE BANK.

Abschluß am 31. Dezember 1919.

Besitz.

Bargeld, Sorten, Zinsscheine und Guthaben bei Abrechnungsbanken . . . . .	749,722,700	95
Guthaben bei Banken und Bankfirmen . . . . .	1,189,483,318	62
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	9,733,546,002	46
Verzinsliche Deutsche Schatzanweisungen . . . . .	116,718,925	53
Report- und Lombard-Vorschüsse gegen börsengängige Wertpapiere . . . . .	273,539,519	38
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	214,938,618	89
Eigene Wertpapiere		
Gesamtbestand M. 59,096,790,44		
Anleihen des Reichs und der Bundesstaaten . . . . .	18,000,407	95
sonstige Wertpapiere . . . . .	12,295,949,493	78
Beteiligung an Gemeinschafts-Unternehmungen	41,096,382	49
Dauernde Beteiligung bei anderen Banken und Firmen . . . . .	23,828,398	49
Schuldner in laufender Rechnung . . . . .	53,604,074	30
(außerdem: Schuldner aus geleisteten Bürgschaften 1452 Millionen)	2,120,217,834	43
Forderungen an das Reich und die Reichsbank aus für Rechnung derselben übernommenen Verbindlichkeiten . . . . .	1,217,173,579	50
Bankgebäude . . . . .	40,000,000	—
Sonstiger Grundbesitz . . . . .	1	—
Verschiedenes . . . . .	1	—
Mark	15,791,869,764	99

## Verbindlichkeiten.

Grundvermögen . . . . .	275,000,000	—
Rücklagen . . . . .	230,000,000	—
	505,000,000	—
Gläubiger in laufender Rechnung . . . . .	13,822,021,605	34
Akzepte . . . . .	138,066,840	31
(außerdem: geleistete Bürgschaften (1452 Millionen)		
Für Rechnung des Reichs und der Reichsbank übernommene Verbindlichkeiten . . . . .	1,217,173,579	50
Sonstige Verbindlichkeiten . . . . .	45,142,918	08
Zur Verteilung verbleibender Ueberschuß . . . . .	64,464,821	76
Mark	15,791,869,764	99

## Der Irrsinn der Gewaltpolitik von Heinrich Ströbel

Das Schicksal Polens scheint sich rascher erfüllen zu sollen, als vor einigen Monaten noch selbst seine bolschewistischen Gegner zu hoffen wagten. Daß die Offensive gegen Sowjetrußland frivolvere Tollhausei war, konnte auch in dem Augenblick nicht übersehen werden, als der erste polnische Vorstoß Kiew überraschend in die Hand Pilsudskis und Petljuras brachte. Die Rückschläge konnten bei dieser Kraftprobe mit dem an Volksmasse und Truppenzahl beträchtlich überlegenen Sowjetrußland gar nicht ausbleiben, und sie kamen umso schneller, je katastrophaler sich der politische Mißerfolg der „Befreiungsaktion“ in der Ukraine offenbarte. Die „verbündeten“ Ukrainer warfen sich alsbald den Bolschewiki in die Arme, und die Polen hatten sich in Feindesland, inmitten einer haßerfüllten, schadenfrohen Bevölkerung, der Angriffe der täglich wachsenden bolschewistischen Truppen zu erwehren. Zuerst geriet ihre Front im Süden ins Weichen, dann wurde sie auch in ihrem nördlichen Teil endgültig durchbrochen, und jetzt droht ihr das völlige Débâcle. Gelingt es nicht der Entente, dem Vorrücken der bolschewistischen Heere in letzter Stunde Einhalt zu gebieten, so ist der Fall Lembergs und Warschaus, ist der Zusammenbruch des mit so stolzen Hoffnungen errichteten Polenreichs wahrscheinlich unabwendbar.

Ein aussichtsloses Unterfangen aber wäre es, wenn die Entente das drohende Schicksal Polens durch Hilfstruppen und verstärkte Waffenlieferungen abwenden wollte. Bis man von Danzig her ausreichende Verstärkungen an die Front gebracht hätte (vorausgesetzt, daß die Volksstimmung in England und Frankreich ein so unsinniges Abenteuer überhaupt zuließe), könnten sich die polnische Armee und der polnische Staat bereits völlig aufgelöst haben. Schon soll sich der galizischen Bauern eine sehr revolutionäre Stimmung bemächtigt haben. Und ist der Bolschewismus erst einmal im Fluß, so wird er auch Kongreßpolen überschwemmen. Es gibt deshalb nur ein Mittel, um das Äußerste für Polen zu verhüten: den Friedensschluß der Entente mit Sowjetrußland! Willigen England und Frankreich in die Aufhebung der Blockade, gewähren sie der Räterepublik freie Entwicklungsmöglichkeit, so wird auch Polen eine Gnadenfrist erlangen, um zu zeigen, ob es als selbständiges Staatswesen überhaupt schon existenzfähig ist. Auf seine hochfliegenden Großmachtspläne und seine Suprematie über die russischen Randstaaten wird es freilich verzichten und dafür seine ganze Klugheit und Kraft auf die Schaffung wirtschaftlicher Existenzmög-

lichkeiten konzentrieren müssen. Daß dazu imperialistische Beutegier, sei es gegenüber Rußland, sei es gegenüber Deutschland, das schlechteste Mittel ist, war noch nach Ausbruch der deutschen Revolution selbst einem Pilsudski kein Geheimnis, der damals die Herstellung aufrichtiger Freundschaftsbeziehungen zu den Nachbarstaaten, insbesondere zu Deutschland, für das erste Erfordernis des Aufblühens des jungen Staates erklärte. Und nun hat dieser in seiner Art grundehrliche Mann sich in ein machtpolitisches Kriegsabenteuer hineintreiben lassen, das den kaum errungenen Nationalstaat wieder mit dem Untergang bedroht! Oder war er dem Wahne erlegen, die durch jahrhundertlange Trennung und zentrifugale wirtschaftspolitische Entwicklung einander stark entfremdeten Volksteile durch das Blut eines siegreichen Nationalkrieges fester zusammenschweißen zu können? Der frivole Eroberungskrieg endete mit katastrophaler Niederlage und mit der völligen Ernüchterung jener Bestandteile der erst schlecht zusammengewachsenen Nation, die ihre nationalistische Begeisterung ohnehin mit schwerer Wirtschaftsschädigung büßen mußten.

•

Der rasche Frieden mit Sowjetrußland ist auch notwendig, wenn die Deutschland in Spa auferlegten neuen Abrüstungsbedingungen das Papier wert sein sollen, auf das man sie niederschrieb. Denn an die Realisierung dieser Bedingungen ist nur zu denken, wenn der polnische Zusammenbruch verhütet wird. Verpaßt der Ententerat den Zeitpunkt einer noch möglichen Friedensintervention, gibt er Polen in grenzenloser Sorglosigkeit und Unfähigkeit dem Bolschewismus als Aufmarschgelände preis, so könnte sich Deutschland, statt abzurüsten, in ein Heereslager verwandeln. Denn der Sieg der bolschewistischen Weltrevolution in Polen würde die Hoffnungen der proletarischen Linken auch in Deutschland stürmisch beleben und der deutschen Reaktion damit die ersehnte Gelegenheit geben, neuen Aufschub der Entwaffnung durchzusetzen. Ja, der verängstigte Entente-Kapitalismus könnte dann sogar der Versuchung erliegen, dem deutschen Militarismus das heißersehnte Mandat zur Abwehr des Bolschewismus zu übertragen und ihm damit die Aufstellung einer noch viel stärkeren Wehrmacht zu gestatten. Das wäre dann freilich die Krönung des ganzen Irrsinns, den der Weltkrieg und die Friedensposse der Menschheit beschert haben. Denn die deutsche Reaktion würde sich des ihr dank dem märchenhaften Ungeschick der Entente-Mächte zugefallenen Mandats vor allem zu dem Zwecke bedienen, um ihre militärische Macht ins Schrankenlose zu vermehren und die verlorene Position in Europa zurückzugewinnen. Zunächst auf

Kosten Polens und der russischen Randstaaten, dann aber im Bündnis mit Rußland, in Verwirklichung des alten Lieblings-  
traums unsrer Ostelbier, an dem inzwischen auch breite  
Schichten der deutschen Industrie und der deutschen Intelli-  
genz Geschmack gefunden haben. Fielen also die Entente-  
Mächte auf diese Spekulation unsrer Militaristen herein — und  
im Falle des polnischen Zusammenbruchs und des drohenden  
Vorrückens der Weltrevolution könnte der Bolschewisten-  
schreck die kurzsichtige Entente-Bourgeoisie nur zu leicht auf  
die Leimruten der Ludendorff und Konsorten locken! — so  
wäre es um die Abrüstungsutopie von Spa endgültig ge-  
schehn, und statt der Pazifizierung Europas und seines schon  
allzu lange verschleppten wirtschaftlichen und kulturellen Auf-  
baus bekämen wir eine Aera der nationalistischen und im-  
perialistischen Kriege, aus denen die Völker vollends als Hor-  
den verarmter, verkommener und vertierter Halbwilder her-  
vorgehn würden, ein sicheres Opfer des Weltbolschewismus,  
der dann sein Rächeramt antreten könnte!



Nur der Friede mit Rußland kann dies Unheil abwenden,  
der Friede mit Rußland, dem der Versöhnungsfriede mit  
Deutschland folgen mußte! Sollten die führenden Männer der  
Entente, unter denen es an Persönlichkeiten von ungewöhn-  
licher Begabung keineswegs fehlt, wirklich genau so täppisch  
in das Verhängnis hineintaumeln, wie vor sechs Jahren die  
deutschen Machthaber? Sind ihnen Ohren und Augen hoff-  
nungslos verklebt? Lange ehe Pilsudski seinen verhängnis-  
vollen Pakt mit Petljura schloß, warnten wir vor der Ent-  
fachung des polnisch-russischen Krieges, der Europa mit  
neuem Weltbrand bedrohen müsse. Aber nichts geschah, um  
rechtzeitig den polnischen Größenwahn zu dämpfen. Als  
dann die unsäglich polnische Offensive der Sowjetregierung  
die rettende Lösung des heiligen Krieges zuwarf, rieten wir  
der Entente doppelt dringlich zur raschesten Friedensvermitt-  
lung, bevor das Kriegsfeuer, nach der Einäscherung des kaum  
gezimmerten Polenstaates, auch Mitteleuropa in Flammen  
setze. Man hoffte jedoch gleich den Ludendorff und Beth-  
mann auf irgendeinen glücklichen Zufall und sah der empören-  
den Völkertragödie teilnahmslos zu, bis die polnischen Armeen  
von den entflammten Revolutionskämpfern in Stücke geschla-  
gen wurden. Will man jetzt gar warten, bis die Bolschewiki  
in Warschau angekommen sind, der polnische Staat ausein-  
anderbirst und der deutsche Militarismus sich zum Retter  
Europas aufwirft?

Man gebe Rußland schleunigst den Frieden staatlicher  
Gleichberechtigung, wenn man nicht in Spa leeres Stroh ge-

droschen haben will. Die Sowjetregierung wird dann — heute noch! — zufrieden sein, sich ihren innern Zuständen zuwenden zu können, und Polen wird vollends genug zu tun haben, um wenigstens seine bescheidene, nackte Existenz aus dem Zusammenbruch zu retten. Deutschland aber wird dann nicht umhin können, die in Spa eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, seine Truppenzahl herabzusetzen und die überzähligen Waffen abzuliefern. Es wird auf alle Chancen, durch Gewaltanwendung sein Mißgeschick zu korrigieren, verzichten und sich mit dem sozialen Wiederaufbau begnügen müssen. Und das wäre dann das Glücklichsste, was Deutschland widerfahren könnte! Jede Abkehr vom Nationalistischen zum Gesellschaftlichen wäre ein Segen für Deutschland, wie für seine Nachbarvölker. Ist es doch Deutschlands hohe weltgeschichtliche Mission, seine Demokratie vorbildlich auszubauen und vermittels dieser Demokratie vorbildlich an der Verwirklichung des Sozialismus zu arbeiten. Je weniger der alte und der neue Reichtum ihre mit so schändlichen Mitteln erworbenen Riesengewinne und ihr anmaßliches Herrentum hinter einem drohenden Bajonettwall verschanzen können, desto besser für die Auswirkungen der Demokratie und für die Tatwerdung der sozialistischen Ideale. Litt die Revolution doch in ihrem bisherigen Verlauf allzu sehr unter den reaktionären Gewaltmethoden des Nostalgismus, als daß sich die sozialen Notwendigkeiten gegen den beharrlichen Widerstand des Kapitalismus und die blutigen Massacres des Militarismus hätten durchsetzen können. Je weniger Maschinengewehre man gegen die kulturellen Forderungen der Volksmehrheit auffahren kann, desto leichter werden die Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit und Vernunft obsiegen. Und je deutlicher es dem Proletariat wird, daß seine Forderungen fortan nur an den organisatorischen und technischen Voraussetzungen eine zeitweilige Schranke finden, desto williger wird auch es auf jede sinnlose Gewaltanwendung verzichten. Siegt bei der Entente endlich die Einsicht, daß nur durch Respektierung der Lebensbedingungen des deutschen Volkes auch die Ruhe und Existenzsicherung der übrigen Staaten gewährleistet werden kann, so wird auch der deutsche Sozialismus nicht der letzte sein, der des Irrsinns der Gewaltpolitik inne wird!

Durch das Schreckmittel der deutschen Bolschewisten-gefahr hat sich die Entente in Spa nicht blaffen lassen. Das war sehr vernünftig. Jeder Liebesdienst für die deutsche Reaktion würde die soziale Krise verschärfen und alle Wiedergutmachungen in Frage stellen. Mißtrauen gegen die deutsche Bourgeoisie und Vertrauen zur deutschen Arbeiterklasse bleibt darum die klügste Entente-Politik!



# Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXXV.

## Das neue Heer

Die Reichswehr bedeutet einen Schritt rückwärts in der Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht, die mit dem unglücklichen Ausgang des Krieges ein gewaltsames Ende gefunden hat. Als 1806 das altpreußische Söldnerheer zusammenbrach, entstand aus der Not, die eine rasche Auffüllung der Kadres verlangte, das Volksheer der allgemeinen Wehrpflicht. Jetzt verwandelt sich das größte Volksheer, das wir je besessen, wieder in ein kleines Söldnerheer. Scharnhorsts Gedanke hatte sich schon im Weltkrieg überlebt, denn die Geschichte der großen Heere in diesem Kriege und besonders das Beispiel Englands lehrt, daß es möglich ist, einen Soldaten in wesentlich kürzerer Zeit als in zwei Jahren auszubilden, wenn genügend Führermaterial vorhanden ist. Nach den Erfahrungen dieses Krieges hätte man die zweijährige Dienstzeit kaum noch begründen können. Selbst in der Armee erwartete man vielfach, daß die erste Forderung nach dem Frieden die Herabsetzung der Dienstzeit auf ein oder gar auf ein halbes Jahr sein würde. Die Gegenforderung der Armee wäre dann logischerweise die wesentliche Erhöhung der Kapitulantens-Etats gewesen, und es wäre ein Heer aus Berufssoldaten entstanden, darin jeder Deutsche eine kurze Ausbildungszeit durchgemacht hätte. Es wäre nicht weiter verwunderlich, wenn, zum Beispiel, die Franzosen diesen Modus wählten. England ist ja prompt zu seinem kleinen Söldnerheer zurückgekehrt, das sich im Kriege als Lieferant für Führermaterial aller Chargen an alle Neuformationen über die Maßen bewährt hat. Wir aber sind wieder da angelangt, wo wir 1806 standen, und die 100 000 Berufssoldaten sind alles, was wir halten dürfen.

So müssen wir uns an den Gedanken des Söldnerheeres gewöhnen und zunächst einmal das Vorurteil ablegen, das früher grade in Deutschland vielfach gegen den Söldner bestand, und das auch noch aus der Zeit von vor 1806 stammte, als die Armee eine Vereinigung höchst fragwürdiger, oft landfremder Elemente war. Es war üblich, vom Söldner mit einer gewissen Verachtung zu sprechen, Worte wie „schnöde“ wurden dem Berufssoldaten mit Vorliebe angehängt, und selbst in der Armee sprach man mit einer gewissen Geringschätzung vom Söldnerheer, obgleich doch die aktiven Offiziere und Unteroffiziere nichts anderes als Söldner waren. Der Berufssoldat hat mehr Corpsgeist als der eingezogene Mann, und das ganz natürlich, weil ihm die Truppe eine Art Heimat für viele Jahre ist. Er wird sich auch rein äußerlich im

Durchschnitt besser präsentieren: schon jetzt kann man feststellen, wie sauber, adrett und im guten Sinne militärisch die Reichswehr- und Sicherheits-Soldaten aussehen, zumal wenn man dabei an die Truppen denkt, die in Feldgrau aus dem Felde und der Etappe zurückkehrten. Nach einigen Jahren wird die Reichswehr voraussichtlich ein Bild vortrefflicher militärischer und sportlicher Ausbildung bieten, sie wird viel besser schießen und reiten können als das Gros der alten Armee, und jeder Soldat wird etwa auf der Höhe eines gut ausgebildeten ältern Unteroffiziers der alten Armee stehen. Das Verhältnis zwischen Offizieren und Leuten wird ganz anders sein als in der alten Armee und sich mehr dem englischen Vorbild anpassen. Offiziere und Leute werden sich sportlich messen, und der Offizier wird sich bemühen müssen, auch körperlich seinen Soldaten nicht nachzustehen. Die Leute werden in weit höherem Maße als früher für sich selbst sorgen, was Kleidung und Verpflegung betrifft. Die Truppe wird zweifellos den Charakter einer Gewerkschaft erhalten: die Soldaten werden sich organisieren und ebenso eine Macht sein wie die Arbeiter.

Da wird für die Offiziere am wichtigsten sein, nie den Kontakt mit ihren Leuten zu verlieren und den gemeinen Mann immer hinter sich zu haben. Was sollte ihnen geschehen, solange das der Fall ist?! Alle Organisationen der Soldaten müßten zunächst einmal das wirtschaftliche Moment betonen, das politische unterdrücken. Nichts ist falscher als die oft beinah kindlich wirkende Hervorkehrung reaktionärer Gesinnung. Da tritt am siebenundzwanzigsten Januar ein Offizier vor die Front und sagt, heute sei kein Dienst, weil . . . nun, Jeder wisse Bescheid. Auf die Weise macht man keine Gegenrevolution, sondern nur sich und seine Sache lächerlich. Den Offizieren der Reichswehr fehlt oft noch der richtige wirtschaftliche Instinkt. Wenn sie klug wären, wären sie alle in den Republikanischen Führerbund eingetreten, schon, weil der sich diesen gut gewählten Namen gegeben hatte. Sie sind doch schließlich alle republikanische Führer und sind verpflichtet, die Republik zu schützen. Warum also mit einer Zeit kokettieren, die vorüber ist? Warum mit einem Umstürzlertum renommieren, das doch nur Pose ist? Oder kennt irgendwer dafür, daß die Offiziere in der Reichswehr blieben, einen andern Grund, als daß sie eben leben und einen Beruf weiter betreiben wollten, der ihnen Freude macht, und an dem sie hängen? Ich halte es für geschmacklos, wenn Offiziere der Reichswehr die üblichen faden Scherze über den Präsidenten Ebert kolportieren. Ein ehrlicher Mensch, er mag sonst denken, wie er Lust hat, muß doch die Leistung dieses Präsidenten anerkennen und zugeben, daß dieser Mann

sicherlich mehr Takt besitzt als sein in Purpur geborener Vorgänger. Wir alten Offiziere, die wir mit der Armee nichts mehr zu schaffen haben, können politisch tun und lassen, was uns gut dünkt: aber das Offiziercorps der Reichswehr muß in sich geschlossen organisiert und einig sein, unbeschadet der politischen Meinung jedes Einzelnen.

Hoffentlich finden sich Männer, die diese Organisation herstellen. Zur Zeit ist noch alles in Bewegung und ungeklärt, und Keiner traut dem Andern. „Wenn ich heute mit drei Kameraden etwas bespreche, so steht es übermorgen in der ‚Freiheit‘“, sagte mir kürzlich ein Reichswehroffizier. Die wirtschaftliche Unsicherheit spielt da auch mit. Kein Offizier, kein Unteroffizier und kein Mann weiß, ob er bleibt oder nicht, und jeder sucht sich mit allen Mitteln in die 100 000-Mann-Armee hinüberzuretten. Intrigen und Denunziationen blühen, und eine Besserung ist erst zu erwarten, wenn stabile Zustände eingekehrt sind. Die Führer aber — noch einmal: sie sollten immer wieder das wirtschaftliche Moment unterstreichen und die leidige Politik austreichen. Politik ist Privatsache — alles Andre aber ist eine gemeinschaftliche Angelegenheit. Die Offiziere der alten Armee, die jetzt noch in der Reichswehr sind, müssen auch lernen, mit Nichtsoldaten zu arbeiten. Die Zeit wird für die Reichswehr tätig sein. Schon jetzt ist eine Reaktion gegen die allgemeine Offiziershetze festzustellen, und allmählich wird das Gefüge der Reichswehr fester und gleichmäßiger und sie selbst ein Faktor der Ordnung im Reiche werden, der allgemeines Vertrauen genießt. Die Offiziere besonders — noch einmal: sie mögen sich endlich zu dem Wagnis entschließen, das auch zu scheitern, was sie in Wirklichkeit sind, nämlich Angehörige eines republikanischen Staatswesens. Merkwürdig, wie der politische Terrorismus des alten Systems da noch nachwirkt. Ich kenne manchen Offizier, namentlich aus den armen Offiziersfamilien, der eigentlich seiner Ueberzeugung nach Sozialdemokrat ist, der sich aber scheut, diese seine Ansicht öffentlich zu bekunden, um nicht die Verachtung seiner Kameraden auf sich zu ziehen. Im Allgemeinen verteilen sich die Offiziere wohl so ziemlich auf alle Parteien. Viele sind deutsch-national, weil sie die Schmach der Besetzung, und gar durch schwarze Truppen, als Soldaten lebhaft empfinden. Eine große Zahl steht der kommunistischen Partei innerlich nahe. Das sind die sogenannten „Nationalbolschewisten“, die den Krieg unter der roten Fahne Lenins oder Brussilows doch noch gewinnen wollen, die von Bekämpfung des Kapitalismus reden, aber in Wirklichkeit die Franzosen meinen. Der Tag dieser Leute wird gekommen sein, wenn die Russen in Warschau einziehen. Ihr Anhang ist sehr groß, und zur Zeit

blicken, sie sehnsüchtig nach Osten und erhoffen, eine Niederlage der verhaßten Polen. Ob dieser Richtung die Zukunft gehört, werden die Ereignisse dieses Jahres lehren. Uebrigens ist auch die demokratische Partei in der Armee ziemlich stark vertreten. Und zuguterletzt findet man manche Offiziere, besonders höhere, die sich für spätere Ereignisse auf alle Fälle bereit halten und daher politisch farblos sind.

Die Gefahr, daß die Reichswehr politisch mißbraucht wird, besteht zur Zeit nicht, teils also, weil die Offiziere viel zu heterogen gesinnt sind, nämlich von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken sich auf alle Parteien verteilen, teils, weil kein Führer dafür da ist. Seeckts Bestrebungen gehen mehr auf Beruhigung und Festigung aus. Das beste Mittel gegen Putsche ist, die denkbar höchsten Anforderungen an die Ausbildung der Truppe zu stellen, denn nichts hält sicherer von dummen Gedanken ab als intensive Arbeit. Seeckt hat andererseits durchaus recht, wenn er sagt, man müsse den Söldner manchmal streicheln, weil der unzufriedene Soldat eine Gefahr für den Staat ist. Die kleine deutsche Armee wird daher teuer sein. An ihr zu sparen, wäre ein Verbrechen gegen den Staat: die Leute können sich schlimmstenfalls ja mit Gewalt nehmen, was man ihnen verweigert. Eine derartige Armee ist die stärkste Garantie für die Sicherheit des Staates. Ihre Angelegenheiten sind daher garnicht ernst genug zu nehmen. Richtig behandelt und geführt wird die Reichswehr sich so weiter entwickeln, daß sie eine würdige Trägerin der Ueberlieferungen unsrer alten deutschen Wehrmacht werden wird.

\*     \*

## Kehrseite von Ignaz Wrobel

**U**nsere Stabsoffizier hat hier in einer Reihe von Aufsätzen niedergelegt, wie er das alte Heer sah und sieht. Soweit in den Aufsätzen von dem Verhältnis des Offiziers zum Mann in der Feldarmee die Rede gewesen ist, habe ich ihm in tatsächlichen Einzelheiten widersprochen. Dieser Schlußausblick über das illegitime Kind des alten Heeres: das neue Heer, die Reichswehr, zwingt mich, meinen Widerspruch auf den gesamten Geist und die Gesinnung dieses Ausblicks auszudehnen.

Der Fachmann, der sein Gebiet betrachtet, gleicht fast immer dem Bewohner eines Gebirgsdörfchens: er hat von der schönen Aussicht nicht viel, weil er zu nah auf ihr drauf sitzt. Der Fremde sieht mehr.

Es ist keinem Offizier zu verübeln, wenn er heute noch seine Armee — ja, eigentlich Armeen überhaupt — über-

schätzt, und es gehört wohl beträchtliche historische Weitsicht dazu, um nach einem solchen Kriege, der Europa zu Grunde gerichtet und die Welt umgewühlt hat, zu sagen, daß die große Zeit der Heere vorbei ist. Ob der Krieg edel oder unedel ist, ist eine deutsche Frage, die hier nicht zur Entscheidung steht; daß er anfängt, ein Anachronismus zu werden, ist gewiß.

Aus diesem Grunde und weil die kleine, uns von der Entente belassene Polizeitruppe von 100 000 Mann nicht mehr so mit dem Volk verwachsen sein wird, wie es das alte Heer war, erscheint es mir unangebracht, diesen kleinen Apparat, der kleiner ist als die Metallarbeiter- oder Bergwerksarbeiter-Organisationen, so zu überschätzen, wie das hier geschieht. All diese gut gemeinten Reformvorschläge für das neue Heer kommen um genau hundert Jahre zu spät und sind heute so bedeutungslos, wie es der kulturelle Wert der deutschen Polizeitruppe überhaupt ist.

Was zunächst die harte Wirklichkeit angeht, so ist zu sagen, daß diese Reichswehroffiziere zum größten Teil zäh und energisch an ihren Stellungen kleben, weil sie nichts gelernt haben, als mit mehr oder weniger Arbeit ihre Achselstücke zu tragen. Ihre Gesinnung ist fast durchweg reaktionär, aber reaktionär nicht in durchaus politischem Sinne — dazu sind diese Köpfe viel zu unpolitisch —, sondern reaktionär, was ihre menschliche Stellung im Staat angeht, in dem sie gewohnt waren, die erste Flöte zu spielen. Das Orchester ist verstummt, die große Pauke sitzt in Amerongen, und die Herren Flötisten, sooft sie ihr Instrument hervorholen, detonieren. Ihr Geschrei in der deutschen Öffentlichkeit steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Zahl und ihrem Wert. Diese paar Männerchen gründen pro Kopf eine Dienststelle, und ihre neue Heereskammer ist kaum mehr als ein neuer Ausfluß von Wichtigmacherei.

Es scheint mir vergebliches Bemühen, in diese Truppe Ideale hineinpflanzen zu wollen, die früher einmal nützlich, also gut, also Ideale gewesen sind. Die karge Preußentreue lohnt heute nicht mehr, sie steht unter Pari, und kein Präsident wird jene Garnison- und Kasernenluft schaffen können, wie sie die Potsdamer Könige um sich haben wehen lassen.

Es mag ja sein, daß die gutbezahlten Reichswehrbeamten — Soldaten kann man das kaum noch nennen — einen sauberern Kragen tragen und besser herausgefüttert sind als die armen Luder, die damals zwei verquälte und verschwitzte Jahre dem Staat schenken mußten. Die Moral dieser Reichswehr steht tief unter allem Durchschnitt. „Operationsplan für Greifenhagen, Pyritz, Arnswalde-West, Stargard-Südost. 3. A. II. Erst bei drohender Haltung der Aufständigen, die

zur Notwehr zwingen, öffentlich bewaffnen, eng zusammenlegen. Kädelsführer festnehmen, eventuell still beseitigen.“ Diese klare Aufforderung zum Mord trägt mit Recht die Spitzmarke: „Streng geheim“. Sie bestimmen „Stabsquartiere“, und es ist lustig zu sehen, wie diese kleinen Köpfe aus dem Kriege die Terminologie ihres Handwerks mitgebracht haben. Aber weiter nichts. Sie spielen noch immer Krieg: Und spielen Krieg gegen ihre eignen Landsleute, teilen kleine Bauernnester in Sektoren Nord und Süd, spielen Stabsquartier und Nachrichtendienst und finden einen Mord, wie den an Hans Paasche, durchaus in der Ordnung. Ueber die Wertlosigkeit dieser menschlichen Gesinnung ist wohl kein Wort zu verlieren.

Denn wir haben das Recht, die Morde und die Mörder der gesamten Institution aufs Konto zu schreiben, weil sie sie dadurch bejaht, daß sie Keinen dieser Verbrechen wegen ausstößt. Im Gegenteil. Damit macht man Karriere.

Maßgebend sind nicht die Regiments. Maßgebend ist nur, was geschieht. Und was geschieht, ist so grauenvoll, so aller Gerechtigkeit und Kultur ins Gesicht schlagend, daß nur radikale Abhilfe, das heißt: radikale Auflösung einer solchen Formation uns vom Uebel erretten kann. „Richtig behandelt und geführt, wird die Reichswehr sich so weiter entwickeln, daß sie eine würdige Trägerin der Ueberlieferungen der alten deutschen Wehrmacht werden wird.“ Eben das soll sie nicht. Soweit jener alte Geist nicht veraltet war, war er verdorben und verderbt. Er muß ausgerottet werden. Läßt man ihn walten, so wird Deutschland bald ein einziges Ruhr-Revier sein, wo die Kriegsgerichte mit den widerwärtigsten Zuchthausurteilen (die in Marburg nicht am Lager waren) ihre Rache an der Republik nehmen: hunderte dieser Tendenzurteile wurden vom Reichspräsidenten wieder kassiert, was nicht grade für ihren Wert spricht. Zur Zeit liegt es eben so, daß sich die Reichswehr durch Standgericht und Verwaltungsmaßnahmen an der Republik für die Revolution rächt.

Auf zwei mächtigen Pfeilern stand das alte Preußen: auf dem Heer und auf dem Beamtentum. Hier inkarnierte sich seine Idee am reinsten, hier war der Preuße ganz Preuße. In das Beamtentum dringt heute in zähem Kampf nach fast unerbittlichen Widerständen ab und zu ein neuer Mensch, der wenigstens den schüchternen Anfang machen kann, auch in der preußischen Verwaltung über das Jahr 1830 hinauszugehen. Die Reichswehr kapselt sich ein, macht Demokraten und Sozialisten unmöglich, in sie einzudringen, und bewahrt wiederum den Bazilius in Reinkultur. Denn wir glauben, daß Vieles am Preußentum schlecht gewesen ist und das Gute

veraltet. Wir glauben, daß menschliche Zuverlässigkeit, Gradheit des Charakters und Reinheit des Willens sich nicht mit jenen andern preußischen Eigenschaften amalgamieren muß, um überhaupt in die Erscheinung zu treten, und wir glauben, daß anständige Menschen von der Qualität fontanescher Preußen auch in andern Zusammensetzungen möglich sind. Preußen auch in andern Zusammensetzungen möglich sind als in denen der Quitzows. Mit den Gardeleutnants ist es vorbei.

Es wird sich also nicht darum handeln, die neue Armee im alten Geist fortzuführen, wie das die unbegreiflichen Erlasse eures Fritz Ebert und die begreiflichen Aufsätze unsres Stabsoffizier dartun wollen. Es wird sich vielmehr darum handeln, die alte Form völlig zu zerschlagen, Ruhe und Ordnung auch dann zu wahren, wenn kein überzahlter und moralisch übermästeter Mensch mit blanken Reitgamaschen, blitzendem Monocle und einer dünnen Gerte über den Kasernenhof lümmelt, und es wird sich darum handeln, aus Soldaten Männer zu machen.

Mynona soll einmal eine Skizze geschrieben haben: „Beweis, daß die Deutschen Menschen sind.“ Er soll mißglückt sein. Er wird glücken, wenn das Deutschtum seinen schwarzen Fleck ausbrennt: Preußen. Er wird glücken, wenn Preußen seinen Schwarzen Fleck ausbrennt: die alte Armee

---

## Industriekapitäne von Hans Ganz

### V.

#### Bernhard Dernburg

**A**ls Bernhard Bülow noch nicht Fürst, nicht einmal Graf und nicht Kanzler, sondern kaum Staatssekretär des Auswärtigen war, da suchte er zunächst in den Hansestädten einen tüchtigen Kolonialdirektor. Ein angesehener hamburger Kaufmann antwortete ihm dazumal auf die Frage, ob er den aussichtsreichen Posten nicht annehmen wolle, mit der Gegenfrage: „Am Vormittag verdiene ich ein tüchtiges Stück Geld an der Börse, am Nachmittag fahre ich mit zwei schönen Füchsen auf meinen Landsitz — und das soll ich mit der Schinderei und Aufregung in der berliner Wilhelm-Straße vertauschen? Exzellenz, können Sie mir mit gutem Gewissen dazu raten?“ Bülow konnte nicht, und nachdem er sich bei einigen ähnlich gearteten Patrioten ähnliche Körbe geholt hatte, gab er das Amt wieder einem gelernten Bureaukraten. Acht Jahre darauf machte Bülow dem Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds, Herrn Wiegand, der mittlerweile gestorben ist, einen Antrag; aber auch Wiegand lehnte ab. Desgleichen dankte der Geheime Oberfinanzrat Müller, damals Direktor der Dresdner Bank (derselbe, der bald nach Kriegsbeginn in der Kreuz-Zeitung sorgsam berechnete, wie viele Milliarden die Engländer und Franzosen als Entschädigung bezahlen

würden), und so wurde die Stellung in der berliner Hochfinanz schließlich wie sauer Bier ausgebaut — mit der Versicherung, daß der Kolonialdirektor (der eine „nachgeordnete“ Stelle des Staatssekretärs war) demnächst selbst Staatssekretär und nur dem Reichskanzler unterstellt werden solle. Bernhard Dernburg hörte davon, trug sich selbst dem Reichskanzler an und wurde in wenigen Gesprächen mit Bülow einig. So verwandelte sich im September 1906 der Leiter der Darmstädter Bank in den Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Rats. Die Exzellenz war ihm die Hauptsache. Und seither ließ er in jeden Koffer, in jede Mappe eingravieren: Exzellenz Dernburg. Es sah wie ein Sieg menschlicher Eitelkeit über den Erwerbstrieb des Großbankdirektors aus. Freilich: der damals zweiundzwanzigjährige Mann hatte schon ein Vermögen von drei bis vier Millionen Mark (beste Friedens-Mark) verdient und konnte sich, ohne zu darben, leisten, achtundreißig ergiebige Aufsichtsratsposten gegen Eine schlecht bezahlte Stellung beim Deutschen Reich einzutauschen.

Bernhard Dernburg stammt aus einer outriert national-liberalen Familie. Der Vater war lange Rechtsanwalt und nationalliberaler Reichstagsabgeordneter, dann Chefredakteur der Nationalzeitung gewesen und ist mit über siebzig Jahren als Feuilletonist des Berliner Tageblatts gestorben. Zu den glanzvollsten Tagen seines Lebens zählte er jene, wo er den Vater Wilhelms des Zweiten, den Kronprinzen Friedrich, auf der Reise nach Spanien begleiten durfte. Und auch bei der Kaiserin Friedrich stand Friedrich Dernburg in hoher Gunst. Ein Onkel von Bernhard Dernburg, Friedrich Dernburgs Bruder, war der Preussische Kronsyndikus und Geheime Justizrat Doktor Heinrich Dernburg, dessen Pandekten jeder Jurist kennt. Bernhard Dernburg hat einen Bruder Hermann, der Architekt ist und Wert darauf gelegt hat, von Wilhelm dem Zweiten zum Professor und Regierungsbaumeister gemacht zu werden.

Bernhard Dernburg selbst war als Bankdirektor und als Staatssekretär ein ziemlich unpolitisches Wesen. Bethmann, der Freikonservative, hatte niemals das Gefühl, daß Dernburg ihm politisch nicht homogen sei. Jedenfalls hielt dieser in seinen Staatssekretärjahren darauf, von den Leuten des Berliner Tageblatts Unter den Linden und in der Wilhelm-Straße nicht begrüßt zu werden. Erst ziemlich lange, nachdem er sich vom Kabinett Bethmann geräuschvoll getrennt hatte, wurde er so revolutionär, ganz offen ins Lager der Freisinnigen überzugehen, und unmittelbar vor der November-Erhebung des Jahres 1918 war er bereits so weit nach links entwickelt, daß er die Zustimmung zu seiner Reichstags-Kandidatur als offizieller Fortschrittler geben wollte. Mittlerweile war er allerdings bei Wilhelm dem Zweiten — eben wegen des lärmenden Austritts aus dem Ministerium Bethmann —



in Ungnade gefallen, statt, wie er wohl erwartet hatte, durch die Trennung von Bethmann seine Popularität zu steigern und auf Grund dieser Popularität selbst ins Kanzleramt aufzusteigen. Und populär war Dernburg zeitweise in Deutschland. Er hat als Staatssekretär persönlich in Südwestafrika Diamantenfelder entdeckt, und man hielt ihn zu jener Zeit vielfach für einen Kolonisator großen Stils. Indessen diene seine Diamantenpolitik weit mehr als der deutschen Allgemeinheit den Interessen des deutschen Großkapitals. Insbesondere warf man ihm vor, daß er das Frankfurter Minensyndikat außerordentlich bevorzugt habe. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß Dernburg als Minister irgendwelche Privatgeschäfte gemacht habe. Das grade Gegenteil davon wird richtig sein. Zu jener Begünstigung der Großkapitalisten mögen ihn in gleichem Maße Lebensanschauung und Bespieglung im Auge jenes Karl Fürstenberg geführt haben, der, als oberster Leiter der Berliner Handelsgesellschaft, einst Dernburgs Lehrer und Protektor gewesen und in Dernburgs stolzesten Zeiten die maßgebendste Person des Frankfurter Minensyndikats war.

Ueber die Lebensanschauung des Herrn Dernburg ist etwa zu sagen: Ein hoher Berg von Kapital in einer Hand ist für seine Begriffe eine Macht, die erhalten und geschont werden muß, weil sie für die Gesamtwirtschaft ein Segen ist. Mehr noch: Die Hauptsache auf dieser Welt ist die fortschreitende Kapitalbildung. Wenn ein Kaufmann von vorn herein weiß, daß er nicht reich, sehr reich werden kann, dann hat er an der Arbeit kein rechtes Interesse, dann zerbricht er sich nicht den Kopf darüber, wie er Betätigung für seine Angestellten finden könnte. Und wenn der Kaufmann steinreich geworden ist, dann darf man ihm um des Himmels willen von seines Reichtums Fülle nichts wegsteuern, sonst verliert er die Lust am Dasein und am Schaffen, und aus dem Wohltäter der Arbeiter und Angestellten wird ein verbitterter kleiner Rentner. Politisch mögen die Menschen gleich sein und dieselben Rechte haben — denn seit dem November 1918 ist Dernburg Deutsch-Demokrat —; aber in Wirtschafts- und zumal in Finanz-Fragen hört die Gemütlichkeit und die Gleichberechtigung auf: ein Stinnes, ein Thyssen, ein Kirdorf, die die hohe Fähigkeit haben, in ihren Schlössern und Kontoren einen Kohlen- oder Eisenpreis herauszurechnen, bei dem ihnen Riesengewinne bleiben, ist doch ein höheres Wesen als der einfache Mann, dessen Muskelkraft und dessen Mut grade dazu ausreicht, einige hundert Meter unter Tageslicht in der Stellung eines Tieres Kohle zu graben. Und selbstverständlich hat der feine industriöse Kopf Anspruch auf ein größeres Maß von Menschenglück und Behagen — riskiert doch der Aermste bei den Konjunkturschwankungen und bei der Schamlosigkeit der Arbeiterschaft von heutzutage, die auch leben will und sogar wieder Bratkartoffeln essen möchte, jeden Tag

sein Bestes, sein Heiligstes: sein Geld, das er im Schweiße des Angesichts seiner Arbeiter erworben oder auch sauer genug erbt hat. Ueberhaupt: die Arbeiter! Sie tun entschieden nicht genug! Nach dem Friedensvertrag von Versailles, an dem die verfluchten Unabhängigen die Hauptschuld tragen — denn ohne die Erklärung der Unabhängigen, daß man jedenfalls unterschreiben müsse, hätten die klugen Deutsch-Demokraten weit günstigere Bedingungen bekommen — also nach dem nun einmal unterschriebenen Versailler Vertrag sind die Wirtschafts- und Finanz-Aussichten Deutschlands nicht gut, und die deutsche Industrie kann — natürlich — nur dann noch auf die Beine kommen, wenn die von Dernburg ausgedachte Reichsarbeitsstunde eingeführt wird, das heißt: wenn die Arbeiter mehr oder minder freiwillig zu den acht, fürstlich bezahlten, Arbeitsstunden eine neunte Arbeitsstunde umsonst leisten. Während aber Herr Dernburg über diese Reichsarbeitsstunde lange und breite Artikel schrieb, hat man nichts davon gehört, daß er zum Ausgleich für das Opfer, das er den Arbeitern zumutet, wenigstens denjenigen Bankdirektoren und Großindustriellen, die seine Parteifreunde sind, den Rat gegeben hätte, von nun an bis zu dem Augenblick, wo das arme deutsche Vaterland wenigstens drei Viertel seiner Schulden bezahlt hätte, keine Paläste und Villen mehr zu bewohnen, kein Privat-Auto zu benutzen, keine Dienerschaft zu halten (die ja schließlich produktive Arbeit tun könnte) und keinen Wein und keine Import-Zigarren zu genießen.

Weil auch ein Manchester-Liberaler aus seiner Haut nicht heraus kann, hat Dernburg als Reichsfinanzminister des Kabinetts Scheidemann Manchester-Finanzpolitik zu machen begonnen. Und wenn er Zeit dazu gehabt hätte, würde er eine Reihe indirekter Steuern durchgesetzt und den Privatbesitz mit aller Macht geschont haben. Der Plan-Wirtschaft seines Ministerkollegen Wissel, die übrigens gegen die tatsächliche Wirtschaftslage Deutschlands noch eine viel zu milde Salbe ist, setzte Dernburg heftigen Widerstand entgegen. Und Erzberger, sein Nachfolger im Reichsfinanzministerium, war in seinen Augen gewiß ein arger Revolutionär.

Von seiner äußerlich großen Karriere ist Bernhard Dernburg an der Wiege nichts gesungen worden. Um ihn vor den wahrscheinlichen Enttäuschungen eines akademischen Berufs zu bewahren, nahmen die Eltern den physisch und psychisch gut entwickelten Jüngling, nachdem er die Befähigung zum Einjährig-Freiwilligen nach Hause gebracht, aus dem Gymnasium und steckten ihn als Lehrling in das renommierte Seifensiedergeschäft von Motard, das heute noch in Berlin besteht. Nach vier Lehrjahren trat er, zwanzigjährig, als „junger Mann“ mit einem Monatsgehalt von fünfzig Mark bei der Berliner Handelsgesellschaft ein. Er hatte dort in der Korrespondenz-Abteilung minder wichtige

Briefe zu diktieren, mußte sich jedoch noch viel mehr diktieren lassen. Um seinen Horizont zu erweitern und eine fremde Sprache zu erlernen, ging er dann nach New York an ein Bankhaus, bei dem Karl Fürstenberg beteiligt war und wahrscheinlich noch heute beteiligt ist. In sein newyorker Stellung führte Dernburg ein unbeachtetes Dasein, bis ihm ein Zufall zu Hilfe kam. Eines Wintermorgens gabs einen Blizzard. Es fielen solche Schneemassen vom Himmel, daß alle Verkehrsmittel versagten und in den Geschäftshäusern die meisten Angestellten fehlten. Dernburg war zu Fuß ins Bureau gekommen, und man holte ihn, der fast allein war, aus dem vierten Stockwerk, damit er dem Chef des Hauses beim Öffnen der Korrespondenz beistehe. Der Direktor, dem sein Gehilfe bis dahin unbekannt gewesen war, entdeckte in ihm einen gut unterrichteten Mitarbeiter und übertrug ihm die Aufgaben eines Privatsekretärs. In dieser Stellung wuchs er schnell zu einer bedeutenden Selbständigkeit heran, kam dabei gelegentlich mit Vertretern der berliner Banken in Berührung, und eines Tages rief ihn Georg von Siemens als Generalsekretär an die Deutsche Bank nach Berlin. Dort zeigte er eine rasche Auffassungsgabe und — nach der Meinung von Siemens — eine scharfe Witterung für gewinnbringende Geschäfte. Nachdem er bei der Deutschen Bank einige diesem Institut nahestehende finanziell schwach gewordene Unternehmungen durch brutale Roßkuren — zum Schaden für die Aktionäre und zum Segen für die Direktion — auf neue, angeblich solidere Beine gestellt hatte, erhielt er von der berliner Börse taxfrei den Titel eines Sanitätsrats.

Im März 1901 wurde er in die Leitung der Darmstädter Bank (Bank für Handel und Industrie) gerufen. Die Darmstädterin war dazumal ihrem Wesen nach noch älter als an Jahren: sie war völlig verknöchert und von den Konkurrenten unter den berliner Großbanken auf allen Linien überholt. Dernburgs erste Tat war, daß er seine Kollegen Johannes Kaempff (den spätern Reichstagspräsidenten) und Professor Rießer (den jetzigen Reichstagsabgeordneten, einen Juden, der zu den Führern der antisemitischen Stresemann-Partei gehört) aus der Direktion des Hauses hinausdrängte. Diese Entfernung zweier Nicht-Genies war Dernburgs einzige wirkliche Tat. Als er im November 1906 ausschied, um in den Staatsdienst zu gehn, war die Darmstädter Bank nicht mehr verknöchert, aber ziemlich das unsolideste Bankhaus des Reiches, der Wind blies sozusagen durch alle seine Löcher, und um ein Haar . . . Heute noch ist sie die schwächste von allen deutschen Großbanken, reif für die Sozialisierung und überreif für die Fusion mit einem andern Institut.

Nun sitzt Dernburg im Aufsichtsrat der Auer-Gesellschaft und gibt etlichen andern Industrie-Unternehmungen Ratschläge. Tips nennt man es an der Börse wie auf der Rennbahn.

# Die Tragödie der Kadetten von Elias Kurwicz

Eine der imposantesten und einflußreichsten politischen Parteien Rußlands, eine Partei, die die besten Vertreter der akademischen Intelligenz, der Industrie und des Grundbesitzes zu ihren Mitgliedern zählt und im politischen Leben des Landes eine große Rolle gespielt hat, sieht sich ganz und gar, nicht nur im übertragenen, sondern im buchstäblichen, räumlichen Sinne von Bord des Staatsschiffes geworfen — das ist wahrhaftig ein seltenes Schauspiel in der politischen Geschichte. Mögen auch die Menschewiki, mögen die rechten Sozialrevolutionäre in Opposition zu der Sowjet-Regierung stehen: sie sind immerhin Brüder, wenngleich feindliche oder gleichgültige oder mit einem ironischen Lächeln dem Treiben ihrer bolschewistischen Genossen zusehende sozialistische Brüder. Die Kadetten aber haben sich im Lande völlig isoliert, entfremdet, ja erledigt gesehen und sind außer Landes gegangen.

Und doch sind sie keineswegs eine reaktionäre oder etwa nur eine Partei des gewöhnlichen bürgerlichen Fortschritts gewesen. Ihre Vergangenheit kennt förmliche revolutionäre Akte. Die erste politische Handlung dieser Partei (die, wie gesagt, auch Grundbesitzer zu Mitgliedern hatte) war in der ersten Duma nicht mehr und nicht weniger als — die Forderung nach der „Nationalisierung“, das heißt: der Zwangsenteignung der Großgrundbesitzer zugunsten der Bauern! Und als die Regierung mit der Auflösung der Duma (am einundzwanzigsten Juli 1907) antwortete, gingen die Kadetten (am dreiundzwanzigsten Juli) in die der russischen Polizei unerreichbare feindliche Stadt Wiborg, um von dort das russische Volk in einem flammenden Aufruf zur Steuerverweigerung aufzurufen! Ja, wirklich: so etwas ist nur in Rußland möglich. Und ferner: diese Partei, die dort auch den Wohlstand vertrat und darum von den Radikalen als „Zensiten-Partei“ bespöttelt wurde, hat das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht gefordert; sie, die Vertreter der Industrie- und Handelskreise in ihrer Mitte hatte, verlangte endlich sogar den achtstündigen Arbeitstag.

Aber einmal von Bord geworfen, richtete die Partei ihr ganzes Streben auf die Wiederherstellung des frühern Rußland. Dieser Zweck bestimmte nunmehr souverän ihre ganze außen- und innenpolitische Orientierung. Im Kriege hielt sie fest zur Entente. Aber als die Kadetten vor dem Bolschewismus nach Kiew geflohen sind, wendet sich das Parteihaupt Miljukow an Deutschland um Hilfe gegen die neuen Feinde. Verlorene Liebesmüh. Man kehrte wieder zu den Gewaltigen der Erde zurück und richtete zu Paris im Lichtkreise des Obersten Alliierten-Rates ein noch heute bestehendes „Politisches Komitee“ ein. Die Lösung dieses Komitees ist, wie die Denikins: „das einige, un-

teilbare Rußland“. Auch sonst stellte sich die Partei auf den Standpunkt der bewaffneten Intervention und folglich der Unterstützung der weißen Armeen. Ja, monarchistische und antisemitische Stimmungen wurden in ihr zuweilen recht laut.

Gewiß kann man für Manches in dieser Politik Verbindungslinien mit der Vergangenheit der Partei aufweisen. Nie hat die Partei aus ihrem Monarchismus ein Hehl gemacht: sie trat eben nur für konstitutionelle Monarchie ein. Und die separatistischen Bestrebungen der Randvölker, als welche ihnen schon die Autonomiebestrebungen erschienen, werden von Struve und Miljukow im Februar 1914 (bei der Debatte über die ukrainische Autonomie) bekämpft. Aber daß die Kadetten den veränderten Zeitverhältnissen, ja den vollendeten Tatsachen keine Rechnung trugen: das kostete sie ein großes Stück ihrer einstigen Popularität in russischen wie in außerrussischen Kreisen — sehr zum Nachteil Rußlands selbst. (Der Pressechef der finnischen Gesandtschaft in Berlin, Professor Oehquist, formulierte mir erst neulich beispielsweise die Stimmung in Finnland: Lieber ein bolschewistisches als ein kadettisches Rußland.)

Eine Unsicherheit erfaßte schließlich die Partei selbst. Das wiederholte Scheitern aller weißen Armeen, die innenpolitischen Fehler Koltshaks und Denikins, die Fortexistenz des Bolschewismus: das alles machte sie stutzig. Wie groß die Verwirrung der Geister geworden ist, dies zeigen die drei Strömungen, die sich in der Stellungnahme gegenüber der jüngsten (von Wrangel in der Krim befehligten) weißen Armee in der Partei gebildet haben: die Einen wollten Wrangel voll unterstützen, die Zweiten die Unterstützungsfrage „auf einige Zeit“ verschieben, und die Dritten gar ihn „materiell, nicht aber politisch“ unterstützen.

Am zweiundzwanzigsten Mai dieses Jahres hat die Partei ihre große Zusammenkunft in Paris abgehalten. Man sah hier alle die Parteigrößen beisammen: das Parteihaupt Miljukow (der eigens aus London gekommen war) und den Rechtsanwalt Winawer; den Fürsten Lwow und den Baron Nolde; den Handelsminister (unter Kerenski) Konowalow und Roditschew. Die Meinungsspaltung kam in den Beratungen deutlich zum Vorschein. Miljukow aber meinte: „Nie war die Partei so stark wie jetzt.“ Beneidenswerter Optimismus! Er jedenfalls hat sich als stark erwiesen und die folgende, wie es offiziell heißt, „alle drei Strömungen in sich widerspiegelnde“ (?) Resolution erwirkt:

„Eine Verständigung mit dem den russischen Staat, die russische Wirtschaft und Kultur vernichtenden bolschewistischen Regime ist unmöglich; und seine Bekämpfung muß ebenso mit Waffengewalt wie mit allen andern Mitteln fortgesetzt werden. Die pariser Gruppe ruft zur Unterstützung aller diesen Kampf führenden Militärorganisationen, vor allem aber der Armee, deren Kommando heute Wrangel hat, auf.“

Aber dem neuen Befehlshaber legt die Partei, durch die Fehler seiner Vorgänger gewitzigt, eine Reihe von Maßregeln ans Herz.

Unter diesen verdient eine ganz besonders unsre Aufmerksamkeit: „Das Land, das in die Hände der Bauern übergegangen ist, muß unverzüglich, ohne daß die Konstituante abgewartet wird, zu ihrem Eigentum erklärt werden.“

Dies ist entschieden eine neue Note in dem nachrevolutionären Aktionsprogramm der Partei. Bedeutet sie den Anfang der Anerkennung dessen, „was ist“? Sie scheint sich vorderhand nur auf die Operationsbasis Wrangels zu beziehen. Aber wird man, was man den Bauern der Krim zugesteht, den Bauern des übrigen Rußland vorenthalten können? Ist dies daher nicht — der erste Schritt der Partei dem Zukunftsrußland: der Bauern-demokratie entgegen?

In dieser Frage liegt vielleicht die Existenzfrage der Partei selbst beschlossen.

---

## Lessing von Inquit

In einem ausgesprochenen Zeitalter der Kriege und der pom-pösen Weltgeschichte, während gleichzeitig der deutsche Bürger keine Handhabe findet, um in das Räderwerk selber mit einzugreifen, sondern als ein bloßes Objekt der Staatskunst sich damit begnügen muß, den allgemeinen Weg vom Geburtstag zur Todesstunde privatim und inoffiziell zurückzulegen — geht aus der bekömmlichen Luft eines evangelischen Pastorenhauses ein Mann hervor, dem öffentliches Wirken, das Reden, Schelten und Bekennen vor allem Volke, klirrender Angriff und hallende Abwehr Natur ist. Als gefährliche Waffe führt er, wie es sich etliche Jahrhunderte nach Gutenberg von selbst versteht, das gedruckte Wort. In diese Zeitumstände geworfen: welchen Gegner wird er sich aussuchen, welches Objekt des Kampfes, welches Ziel des Sieges?

Er bekommt seine Zeit zu packen — im Literatencafé! Höchst unsympathischer Weise und in schroffem Gegensatz zu den biedern Genie-Theorien unsrer Tage springt er mit beiden Füßen nicht ins Leben, sondern in die Literatur. Er liest, liest und liest, und macht nach, was er gelesen hat; macht seiner-seits, was man damals allgemein macht: gaukelnde Gedichtchen, aus dem Verstande statt aus dem Herzen, causierende, szenen-sichere Lustspiele, nach der Mode statt nach dem Dämon. Er liest weiter und liest so viel und mit solchem Erfolge, daß man ein bändereiches Quellenwerk mit ‚Lessings Plagiaten‘ gefüllt hat, darin für Stoffe, Personen, Szenen, Gedichte und Verse die Vorbilder und wörtlichen Anklänge nachgeschlagen werden können. Er hat die stubenhockerische Eigenschaft des echten

Literaten und unechten Menschen, Bücher und Büchermacher, Zeitungen und Zeitungsschreiber wichtig zu nehmen, sich mit ihnen herumzuschlagen, sie zu bekämpfen oder zu bestätigen, aus ihnen unerschöpfliche Anregung und immer neue Kraft zu schöpfen, als wären sie das Leben und nicht bloß Abklatsch des Lebens. Er ergreift die Partei und teilt die Interessen der Bücher und Buchverfertiger und schreitet seinen gedruckten Weg von der Tagesliteratur durch die Philologie, Archäologie und Theologie, um immer wieder zur Tagesliteratur emporzustoßen. Zum lebendigen Leben aber findet er kaum eine andre Beziehung als die des Menschen, der, um zu lesen und zu schreiben, erst einmal existieren, und um zu existieren, zunächst sich ernähren muß.

Mit dem Versuch, von der Literatur zu leben, hat Lessing einen Typus vorweggenommen, der nach ihm tausendfach wiederholt, in alle Abarten und Unarten einer parasitischen Existenz gewandelt, schließlich doch unsre Form der literarischen Existenz geworden ist. Aus einem abgeleiteten Dasein in Bibliotheken, Redaktionsstuben und Theatern hat er dennoch den gärenden Saft seiner Epoche in sich zu saugen vermocht. Das Wissen und Räsonnieren von Jahrhunderten aus Büchern sammelnd und, an den großen Weltereignissen vorbei, in nichts als in Bücher leidend, hat er schließlich selber Zeitgeschichte geschaffen, so zwar, daß die Entscheidungen der Hamburgischen Dramaturgie und des Goeze-Streites mit Einschluß der Nathan-Dichtung am Ende wichtiger sind als Friedrichs Siege.

Wer also die Wirklichkeit dort sucht, wo sie am wirklichsten ist; wer vor dem Leben aus zweiter Hand sich entsetzt als vor der großen Todsünde: wie soll er, nach solchem Vorbilde, sich entschließen? Ist das Leben da, wo Schlachtfelder Menschenblut trinken, wo Demagogen Volksversammlungen hin- und herreißen, wo Parlamente nationale Schicksale schmieden? Oder ist es da, wo Einer, still und abseits, Blatt auf Blatt eines Buches umwendet, Theoreme des abstrakten Denkens durchgrübelt, Sätze gepflegter Prosa und Rhythmen beschwingter Verse formt?

Solche Gedanken kamen mir bei Lektüre und in Ergänzung der zweibändigen Lessing-Biographie von Waldemar Oehlke, eines Buches, das seine Entstehung keineswegs einer Vision verdankt, mit der Lessings Gestalt den Verfasser etwa überfallen hätte, sondern dem buchhändlerischen Bedürfnis des Verlages von C. H. Beck, der seiner Serie von Biographien auch diese noch fehlende endlich einreihen mußte. Er hat den Auftrag in solche Hände gelegt, daß dabei ein ganz und gar solides, mit emsigem Fleiß vorbereitetes, von menschlicher Teilnahme durchwärmtes, angenehm lesbares Werk zustandegekommen ist in einem Umfang von etwa tausend Seiten; abgesehen von den gelehrten Anmerkungen, die auch nicht fehlen.

# Das ideale Kino von Franz Reichwaldau

Nicht durch Zorn, durch Lachen tötet man!  
Nietzsche

Mein Geschäftsweg führte mich 1910 nach Buenos-Aires. Die Stadt, eine Hafenstadt wie jede andre, ist schnell vergessen — nicht dagegen die unübersehbare Mündung des La Plata mit den vielen Inseln im dichtesten Grün. Der Kurs des Motorbootes geht auf eine der nächstliegenden Inseln zu. Schärfer und schärfer treten mit zunehmender Nähe die Konturen der Bäume heraus, ein weißer Hintergrund wird erkenntlich — und immer deutlicher in den Umrissen: Böcklins Villa am Meer in gewagter Blasphemie, tatsächlich nämlich die Villa der Madame Therese.

Ich bin eine geschäftlich-trockene Natur. Sollte ich den Leser mit der Einleitung darüber getäuscht haben, dann kann ich ihn nachträglich versichern, daß sie mich Schweiß genug gekostet hat. In der mir eignen nüchternen Art die Einrichtungen und Vorgänge in der Villa der Madame Therese zu schildern, wäre stillos; und zu einer andern Art der Darstellung reicht es bei mir nicht hin. Mein abschließendes Urteil auf Grund der gewonnenen Eindrücke ist dieses: Wir Europäer sind doch die reinsten Abderiten gegen diese Halkyonier des Südens. Ganz Oberschlesien läuft in das galizische Grenzstädtchen Biala, und das alles wegen einer harmlosen Sehens- und Lebenswürdigkeit: dem Pariser Bad. Da solltet Ihr erst mal gesehen haben, was Madame Therese ihren Gästen bietet!

Der größte Teil unsrer Kunst, in welcher Form sie sich auch ausspricht, lebt von der erotischen Erregung und Entspannung. Der Mann hat diese Sorte Kunst nicht nötig; er kennt die Physiologie seines Leibes und die Mittel der Entspannung. Schlimmer hat es der Jüngling, solange er nicht weiß, was der gesunde Leib will, und in seiner Ratlosigkeit auf die alles machende Kunst verfällt. In der schlimmsten Lage befindet sich das Dienstmädchen, das Laden- und Bureaufräulein und die unverstandene gnädige Frau. Zu Unrecht nennt man das Kino das Theater des kleinen Mannes: es ist das Theater der kleinen wie der großen Frau, das erotische Komplement zu Chocolate und Schlagsahne. Der Mann hat sein Bier und seine Zigarre, die Frau ihre Chocolate und Schlagsahne. Damit ist für Beide der Kreis der Wünschbarkeiten noch nicht umschrieben. Zur Befriedigung der darüber hinausgehenden Wünschbarkeiten dient dem Mann eine Institution so alt wie die Welt. Langsam hat die nach Gleichberechtigung strebende Frau die Anerkennung ihrer Bedürfnisse erreicht. Das Kino kommt diesen Bedürfnissen in der zartesten Weise entgegen.

Nichts hat so sehr, um seine eingezwängten Kräfte voll entfalten zu können, die Freiheit nötig gehabt wie die Filmkunst. Aus den bescheidenen Anfängen der Laterne magica zur achten Großmacht — wie kläglich nimmt sich dagegen das Werk der Brandenburger und Hohenzollern aus! Die Freiheit und der Aufklärungsfilm haben größere Wunder gewirkt als Jahrhunderte eiserner Zucht und Disziplin. Wie jedes Handwerk hat



auch die Filmkunst ihren goldenen Boden. Die Klempnerwerkstatt von Krupp ist erledigt: unsre Zukunft liegt nicht mehr auf dem Wasser, sondern im Film. Opfer zu bringen, ist uns während des Krieges zur Lebensnotwendigkeit geworden. Man hat uns den Zucker entzogen, weil er zur Sprengstoffabrikation nötig war. Um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, verzichten wir immer noch auf den Zucker, weil wir ihn im Exportwege zur Verbesserung unsrer Valuta nötig haben. Und was wäre heut mehr geeignet, unsre materielle und geistige Valuta zu verbessern, als die Film-Industrie mit ihren Aufklärungsfilmen! Gerne wollen wir der Rüstungs-Industrie der achten Großmacht unsre für Heiz- und Bauzwecke so nötigen Wald- und Holzbestände opfern, wenn sie nur Celluloid für ihre Aufklärungsfilme hat und uns durch deren Export im Ausland Kredit und Guthaben für die noch nötigen Lebensmittel schafft.

Unsre aussichtsreichsten Exportmöglichkeiten liegen in Südamerika, und hier wiederum in Argentinien. Mit dem Export rechnet die Film-Industrie, wie jede. Andern Leuten unsern Geschmack aufzuzwingen, das wird uns heut weniger gelingen denn je. Aber das ist auch nicht nötig, nachdem sich in den paar Monaten freiheitlicher Entwicklung unser Geschmack dermaßen geläutert hat, daß wir mit ihm dem südamerikanischen Kulturkreis schon sehr nahe kommen. Mit kleinen Erweiterungen ist der deutsche Aufklärungsfilm für Madame Therese in Buenos-Aires ganz gut zu gebrauchen. Filmtechnisch sind solche Erweiterungen eine Kleinigkeit: es müßten nur — hier heißt besser: bloß die angedeuteten Szenen ins Detail durchgeführt, und diese Ergänzungen müßten im zusammenhängenden Filmbande alle hundert Meter lang eingeflickt werden. Soweit für solche Szenen das Personal der Filmfabrik nicht genügend vorbereitet ist, könnten gelegentlich oder dauernd Hilfskräfte von der Friedrich-Straße herangezogen werden.

Was ich bei Madame Therese sah, war wissenschaftlich unhaltbar und mangels einer solchen Grundlage nicht genügend überzeugend und zugkräftig. Mit unsrer wissenschaftlichen Gründlichkeit hätten wir demnach auf diesem Gebiet unbedingt einen Vorsprung. Wir haben ja seit jeher verstanden, durch eine wissenschaftliche Einleitung und Schlußfolgerung die Reklame selbst für eine zweifelhafte Schuhwichse auf eine solide Basis zu stellen. Die wissenschaftliche Gründlichkeit der Aufklärungsfilme berechtigt zu den höchsten Hoffnungen — nur fehlt eben noch an der überzeugenden Detaillierung.

Die Kinokunst steht vor ungeahnten Möglichkeiten. Der Aufklärungsfilm ist nur eine Uebergangserscheinung, gewissermaßen die Umstellung der Zwangs- auf die Freiheitswirtschaft. Um die Puritaner vor der vollentwickelten Freiheit nicht stutzig zu machen, mußte das Aushängeschild der Aufklärung vorgegallert werden. Haben sich erst die Menschen an das Freilicht gewöhnt, dann kann auch die Kunst von der Hygiene und Moral gesäubert werden — und das Land der unbegrenzten Möglichkeiten steht ihr offen.

Und dann — dann müßten die Kinos entsprechend ausgebaut werden. Wo ein Ausbau zur ebenen Erde nicht möglich

st; müßte die darüber liegende Etage zu Hilfe genommen werden. Auf keinen Fall darf man erhitzte Menschen in die Zugluft treten lassen, das liegt im Interesse der Volkshygiene und der Sauberkeit der Straße.

Eines hängt mit dem andern zusammen. Ein gelöstes Problem zieht ein Dutzend ungelöste nach sich. Noch nie hat die Kultur einen einzelnen Schritt getan und gleich wieder Halt gemacht. Die selbstherrlich zur achten Großmacht gewordene Kunst wird unbekümmert den Weg der unbegrenzten Möglichkeiten gehen und schließlich den Tempel finden, der ihrer würdig ist.

---

## Steuerabzug von Theobald Tiger

Die Dame, die im kleinen Häuschen  
dort residiert am Lützowplatz.  
den Männern dient, den kleinen Mäuschen  
(in Klasse I und II), die hats  
von nun an schwer in ihrem Leben:  
Sie muß dem Staat an Steuern geben  
von ihrem Geld am Monatsend  
10 % —! 10 % —!

Die Jungfrau liegt in ihrem Bettchen.  
Nicht weit davon der Kavalier.  
Sie ist ein emsig-braves Mättchen  
(sie denkt: Wie du mir, so ich dir . . .)  
Er blecht. Sie seufzt. Sie muß es lassen.  
Auch sie zahlt in die Steuerkassen  
von dem, was man das Strumpfgeld nennt,  
10 % —! 10 % —!

Herr Weismann setzt in seine Presse  
~~den bösen Bolschewistenspuk~~  
Aufreißt der Redakteur die Fresse.  
Herrn Weismann ists noch nicht genug.  
Laßt euch nur nicht die Ruhe rauben!  
Ist das auch wahr? Muß man das glauben,  
was uns erzählt ein Spitzelgent?  
10 % —! 10 % —!

Der Fiskus lüpf't die Steuerlarve.  
Dem Dichter zieht man auch was ab?  
Ich fall vor Schreck in meine Harfe.  
Das ist der Stein zu meinem Grab!  
Die Sorgen nagen täglich schlimmer.  
Verdient denn unsereiner immer  
als Obermusepräsident  
10 % — ? 10 % ?

# Antworten

**Theaterbesucher.** Also der Stefan Großmann hat endlich, nach zweifacher Ankündigung, mir, der auf Seite 802 seines Blattes einer der „drei begabtesten Theaterbeobachter und Beurteiler Berlins“ und auf Seite 820 „Theaterspatz“ heißt — also endlich hat Wippchen „dem Theaterspatzen die Hosen gespannt“. „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, hat er die „Exekution“ vollzogen. Die Not ist nicht unglaublich. Er zögerte, wie er sagt, „wochenlang“ mit der Antwort. Tatsächlich zögerte er beinahe fünf Monate lang. Erstens hoffte er, daß über die Geschichte Gras wachsen werde. Das geschah nicht. Immer dringlicher fragte ihn seine Gefolgschaft, was es denn eigentlich mit diesen sehr scharf formulierten, schwer belastenden, von einwandfreien Theaterleuten vorgebrachten Beschuldigungen auf sich habe. „Es gibt Urteilsschwache, die mein Schweigen mißdeuteten“, erklärt er; und steht Urteilsschwachen nun Rede und Antwort. Er zögerte zweitens vom Februar bis zum Juli, weil er, wenn er schon Rechenschaft ablegen mußte, wenigstens, geübt, wie er sich in Schiebungen hatte, wiederum schieben wollte: das Interesse von sich auf mich. Er wollte ablenken. Triumphierend wollte er rufen können: Seht ihn euch an, meinen Ankläger, wie vieler Sünden er selber bloß ist! Und um so rufen zu können, mußte er, der Todfeind des Klatsches, aus den Literaturspelunken jeden Klatsch, mußte er alles unkontrollierbare Zeug, das jemals auf Redaktionen und an Cafénaustischen über mich herumgeschwätzt worden ist, in fast einem halben Jahr mit Begier zusammenharken. Schließlich waren acht Seiten voll. Welch eine Zeitersparnis für mich: die letzte Broschüre, die mich vernichten sollte, brauchte sechsundachtzig Seiten dazu! Eine Gefahr bestand allerdings. Gegen zu tolle Lügen ist der §. 11 des Preßgesetzes geschaffen. Aber: „in einer schlechten Sache hat man“, Shakespeare weiß es, „keinen Mut.“ Und so hatte der Großmann auch nicht den Mut, sich der Gefahr der Berichtigung entgegenzustellen. Er, der die „Abrechnung“ mit mir so wichtig oder so zugkräftig fand, daß er sie, und sonst nichts, auf der „Leibbinde“ ausschrie, erzählte zugleich seinen Kunden, es sei ferne von ihm, ihnen „diesen klebrigen Theaterklatsch“ zuzumuten, und — ersann sich was? Er trat ihn zwar breit, den „Quark“, aber — auf einer losen Beilage, auf einem halben Bogen, der nicht zu dem Heft gehört und weder den Titel des Blattes noch ein Datum noch eine fortlaufende Nummer noch den Namen eines verantwortlichen Redakteurs aufzuweisen hat. Demnach: wenn ich jetzt so völlig das Augenmaß verlöre, daß ich Wert darauf legte, mich vor dem Publikum eines Stefan Großmann gegen dessen ärgste Erfindungen zu verwahren, so würde er mich und das Gericht, bei dem ich ihn wegen Nichtaufnahme der Berichtigung anzeigte, seelenruhig fragen, wo denn in seinem Blatt er diese berichtigungsbedürftigen Sätze gedruckt habe. Also nehme ich sie in mein eignes Blatt herüber, um an ihnen der Reihe nach den „Charakter“ des Stefan Großmann zu demonstrieren. Das entbehre des öffentlichen Interesses? Ich wiederhole: „Es hat ein öffentliches Interesse, und wahrscheinlich gerade in ersten Zeiten, sich Jeden, der auf sie Einfluß zu gewinnen versucht, genau zu betrachten.“ Es hat ein öffentliches Interesse, die Belege dafür zu sammeln, mit welchem törmlich diabolischen Haß ein Publizist, der zu nichts verpflichtet ist, als die Wahrheit zu fördern, diese auf Schritt und Tritt und noch bei der kleinsten Seitenbewegung verfolgt. „Das pathologisch ängstliche Aeffchen, das vor jedem Putschgerücht aus Berlin verschwindet, wird immer wieder durch Angst um seine Existenz in Handlungen getrieben, die er eigentlich garnicht wollte. So entstand der Ueberfall

auf mich.“ Ich bin vom ersten September 1919 bis zum Pfingst-  
donnerstag dieses Jahres nicht eine Stunde aus Berlin verschwunden,  
nabe über die Feiertage meine Familie im Riesengebirge besucht und  
bin am ersten Juni, nach alter Gewohnheit, auf drei Monate in die  
ferien gefahren. Wie aber der „Ueberfall“ auf den Stefan Großmann  
entstand, ist aus den Nummern 7, 8, 9, 17, 20 und 23 der ‚Weltbühne‘  
nur für Analphabeten nicht ersichtlich geworden. Theaterkünstler  
erbatene meinen Schutz gegen einen Revolverjournalisten und erhielten  
ihn. In den fünfzehn Jahren meiner Wochenschrift waren unzählige  
Wochenschriften gekommen und gegangen oder geblieben, und keine  
hatte in mir das Gefühl eines Konkurrenzkampfs entzesselt. Erst als  
diese des Stefan Großmann (seit deren Eröffnungsnummer meine Auf-  
lage zusehends — bis heute nachweisbar um zweitausend Exemplare  
— gestiegen ist), erst als . . . „Erst von dem Tage an, da ich mich  
zur Herausgabe meiner Wochenschrift entschloß, deutlicher noch, da  
ihr großer Erfolg ihn in Angstzustände versetzte, war meine schur-  
kische Veranlagung ihm evident.“ O, seine schurkische Veranlagung  
war mir viel früher evident, und sobald sie mir evident geworden  
war, hatte ich ihn von mir gestoßen. Das war 1918. Bis dahin  
war ich immer wieder, elf Jahre lang, von Wienern und von Ber-  
linern, vor diesem Genossen gewarnt worden. Am eindringlichsten  
von Gustav Landauer und Paul Schlenker. Vergebens. Es reizte  
mich eher zur Opposition, daß ein Mensch so allgemeinen Wider-  
willen erweckte. Vielleicht hatte man nicht genügend liebevoll seinen  
Vorzügen nachgespürt. Ich erwiderte allen freudlichen Warnern,  
daß ich abwarten mußte, bis ich irgendeines der angekündigten Laster  
des Stefan Großmann: seine Heimtücke, seine Intrigensucht, seine Un-  
kollegialität, seine Feigheit, seine Verlogenheit, und was man sonst  
noch aufzählte, selber beobachtet hätte. Da erschien in der ‚Weltbühne‘  
eine Charakteristik des Austauschprofessors Ludwig Stein, des Mit-  
arbeiters der Ullsteins. Sie hatte zur Folge eine Zertungsdebatte, die  
am heftigsten die Berliner Volkszeitung führte, und bei der die Ull-  
steins schlechter abschnitten als ihr Mitarbeiter. Wie ich grade mit  
einer ‚Antwort‘ an sie befaßt war, rief einer von ihren Redakteuren  
an. „Haben Sie die Berliner Volkszeitung schon gelesen?“ Ich be-  
jante. „Da werden Sie hoffentlich die Ullsteins gehörig angreifen.“  
Ich rang nach Worten. Ich erinnerte mich daran, daß ich mit diesem  
treuen Diener seiner Herren grade einen Artikel, über Reinhardts Im-  
perialismus, verabredet hatte, erinnerte stockend ihn daran, um ihn  
auf die Probe zu stellen, und bekam den Bescheid: „Es ist nötiger,  
daß Sie die Ullsteins angreifen, als daß Sie einen Artikel von mir  
drucken.“ Das deutete mich auch. Ich klingelte ab; und war tages-  
lang krank davon, daß ich die Warnungen überhört hatte. Kurz darauf  
wurde offenbar (und vor den Verband der Berliner Theaterkritiker ge-  
bracht) eine schäbige Verleumdung, die Ehrengroßmann gegen einen  
Kollegen angezettelt; und nun dehnte sich vor meinen jählings aufge-  
rissenen Augen immer breiter und weiter der Boden, der jenen ange-  
meinen Widerwillen genährt hatte. Lautlos löste ich eine Beziehung  
von elfjähriger Dauer. Für Einen, der übelnimmt, daß man mit dem  
Besenstiel schreibt, der aber keine andre Handschrift lesen kann,  
wars zu lautlos. Strahlend von Freundschaftlichkeit rief er nach  
dem Sommerschlaf bei mir an: „Ich hohe doch, daß wir uns diesen  
Winter wieder häufiger sehen werden.“ Ich erwiderte kurz: „Wir  
werden uns diesen Winter nicht sehen“; und klingelte ab. Fünfzehn  
Monate — fünfzehn Monate! — später erschien seine Wochenschrift.  
Und jetzt muß er, um nicht sich selbst und seinen Lesern zu verächt-  
lich zu werden, derjenige sein, der „die Distanz“ zwischen uns „ver-  
größert“ hat. „Vor allem die Koheit gegen Frauen widerte mich an.“

Ich begriff die Züchtigung, die er von Ida Roland empfangen hatte "Aber diese „Züchtigung“ habe ich niemals empfangen, wie der eine Zeuge des Auftritts, Julius Meier-Graefe, unterm Eide bekunden müßte, wie der andre Zeuge, Emil Faktor, in einer feuilletonistischen Schilderung dieses skurrilen Zusammenstoßes bekundet hat. „Ich fand es unerlaubt, daß er, von Maria Fein sprechend, frag, ob sich die Kollegen nicht weigerten, mit ihr in einer Garderobe zu sitzen.“ Diese — falsch konjugierte — Frage hat sich Ehrengroßmann aus den schmutzigen Fingern gesogen. „Ich bin kein Schwärmer für die Orska, aber der geifernde Haßfeiger, der auch vor dem privatesten Leben der Schauspielerin nicht Halt machte, war mir widerwärtig.“ Die Wendungen über das privateste Leben der Schauspielerin müßte er verfassen. Was über die Damen Orska und Fein ich geschrieben habe: sobald ers zitierte, würde jeder Leser von Kunstgeschmack, der unter die seinen geriefe, meinem Urteil freudig zustimmen. Der Form dieses Urteils nicht immer. Ich beklage hinterher oft, wie hart ich geworden bin. Daß ich bei schändlichen Bühnenleistungen selbst wehrloser Frauen aus der Haut fahre, trägt dazu bei, mir die Ausübung der Theaterkritik immer mehr zu vergällen. Denn da hilft kein noch so guter Wille, dieses Mal unbedingt sanfter zu sein: der Stärkegrad meiner Ablehnung wird unweigerlich von dem Stärkegrad meines Eindrucks bestimmt. Wenn der empfindliche Kunstmensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide. Und ich bin schließlich doch froh, daß ichs sagen kann. Der Stefan Großmann kanns nicht, und deshalb beneidet er mich. Er ist nämlich Nutznießer eines teuern Turn- und Tanz-Instituts, das an die Mitglieder der Berliner Bühnen Prospekte verschickt. Kommen die Mitglieder gleich, dann sind sie vortreffliche Schauspieler. Kommen sie nicht gleich, dann verdient ihre Schauspielkunst so wenig Lob, wie ihr Beurteiler in seinem Nebenberuf an ihnen verdient. Also kommen sie schließlich. Oder kamen doch, solange der Nutznießer Kritiker der Vossischen Zeitung war. Darum habe nun wieder ich ihn beneidet. „Sowie bei einer Berliner Zeitung eine Theaterkritik frei wurde, heftete Jacobsohn gierige Blicke auf die Lücke. Von der ‚Morgenpost‘ bis zum ‚Vorwärts‘ hatte er gehofft oder verhandelt oder sich vorschlagen lassen. Wurde die Stelle von einem Andern besetzt, so erwachte allsogleich sein von Karl Kraus entlehnter Haß gegen die Journalle. Ich konnte ihm bei seinen Werbungen bei Ullstein nicht dienen, so gierig er sich auch sehnte, ich konnte ihm nach Schlenther's Tod bei Theodor Wolff nicht nützen, ich vermochte den ‚Vorwärts‘ nicht für ihn zu öffnen. Schlug solche Hoffnung fehl, so arbeitete sein Ressentiment wild. Ich war es müde, ihn zu zähmen. Einmal, als er im Kriege gegen Theodor Wolff mit seinem Besenstiel losschreiben wollte, konnte ich ihm einen tollen Angriff ausreden, aber im ganzen wurde ich dieses Schwankens von Liebeswerbung zu Haßerklärung herzlich satt.“ Seltsam, daß bei dieser blühenden Phantasie des Stefan Großmann seine Romane so miserabel sind. An sich wärs ja wirklich keine Schande, wenn ich „unerbittlicher Liebhaber des Theaters“, ich „wachsam, leidenschaftlicher, fanatisch sachlicher Kritiker“, wie mich der Großmann in Druckerschwärze genannt hat, öfter den Wunsch gehabt hätte, das Berliner Theater, welches, hat der Großmann gesagt, zum Teil mir verdankt, daß es nicht, wie das Wiener, verarmt ist — also wenn mich der Trieb gestoßen hätte, schneller und unmittelbarer auf die Geschehnisse Einfluß zu üben, als meine Wochenschrift in ihren Entwicklungsjahren mir möglich machte. Neulich las ich, es sei ein einziges Mal in der Geschichte der deutschen Presse vorgekommen, daß eine Zeitschrift für das Dasein der Theater dieselbe Bedeutung gehabt habe wie die größten Tageszeitungen, und diese Zeitschrift

sei die ‚Weltbühne‘. Wollte Gott, daß es nicht so schlimm ist. Aber es hat Wahrscheinlichkeit für sich, daß ich zur Zeit vom Theater auch deshalb übersättigt bin, weil ich die Wirkung des Theaterkritikers, die mir erreichbar war, erreicht habe. Vielleicht sogar habe ich Grund, ein bißchen stolz darauf zu sein, daß ich sie ganz aus eigener Kraft erreicht habe, ohne mich je in die Knechtschaft erniedern zu müssen, deren Unwürdigkeit die Großmanns empfanden und doch ertragen. Eben vermöge dieser Knechtseligkeit sind sie, für die ein sichtbares Podium immer nur erstrebenswert ist, weil sich Privatkapital daraus schlagen läßt, außerstande, die natürliche Sehnsucht des auserwählten Schriftstellers nach einer Verstärkung seiner Resonanz nachzufühlen. Was denn sollte ich hier zu verheimlichen haben? Ich führe mein Leben so, daß es jederzeit jede Kontrolle verträgt. Das erste Mal meldete ich mich auf eine Annonce, durch die ein Theaterkritiker für eine berliner Tageszeitung gesucht wurde. Der Verleger beschied mich zu sich, fragte, ob ich bereit sei, diesem Posten zuliebe mein Blatt aufzugeben, hörte ein unbedenkliches Nein, und die Audienz war beendet. Das zweite Mal . . . Finanzielles Unglück von Menschen meines Blutes hatte mir plötzlich auferlegt, meine Einkünfte zu verdoppeln. Ein Freund riet mir, da und da Theaterkritiker zu werden, und sprach mit dem Chefredakteur. Der hatte nichts gegen mein Engagement, nichts gegen die Weiterexistenz der ‚Schaubühne‘, mußte mir aber bei meinem zweiten Besuch verraten, daß der eingesessene Kollege, mit dem ich mich in die Theater zu teilen hätte, von mir überflügelt zu werden fürchte und, im Besitz eines langfristigen Vertrages, auf mich zu verzichten bäte. Das dritte Mal rief ein Verleger mitten in der Nacht bei mir an: er habe soeben das neue ‚Jahr der Bühne‘ zu Ende gelesen, sei entzückt und wundere sich, daß ich nicht an seiner Zeitung Theaterkritiker sei. Ich erwiderte, daß mir dieser Zustand kaum unabänderlich schiene, vorausgesetzt, daß ich meine Zeitschrift behalten könne. Das könne ich. Wir gediehen bis zu einem Vertragsentwurf. Der Abschluß scheiterte daran, daß dieses Mal der Kollege, mit dem ich mich in die Arbeit zu teilen gehabt hätte, mich selber ersuchte, auf irgendeine andre Vakanz zu warten, da er von mir überflügelt zu werden fürchte. Es ist bezeichnend für die Zuverlässigkeit des Detekti-Unternehmens Stefan Großmann, daß seine Gehärdenspäher und Geschichtenträger diese drei — entsetzlich gravierenden — Fälle nicht ausgekundschaftet haben. Der Inhaber ist, wie immer, gezwungen, so viele Lügen wie Zeilen zu liefern. Er hat mir, im Kriege einen tollen Angriff gegen Theodor Wolff“ aus-  

---

geredet. Im Kriege? Da hat sich Theodor Wolff von der ersten bis zur vorletzten Stunde so vorbildlich gut gehalten, daß vermutlich ich dem Ehrengroßmann einen tollen Angriff auf ihn ausgeredet habe. Seit Anfang Oktober 1918 mißbillige ich seine Politik. Doch „einen tollen Angriff“? Sooft mich jückt greife ich zu meiner Schrift über den ‚Fall Jacobsohn‘, schlage mir den pariser Frühling von 1905 auf, vergegenwärtige mir die Gastfreundschaft, die das Haus Theodor Wolff dem wildfremden Flüchtling gewährt hat, und bin gelähmt. Es ist einer der beiden Fälle, wo der Drang, eine Dankbarkeitspflicht zu erfüllen, den Drang, aus meinem Herzen um keinen Preis eine Mördergrube zu machen, in mir besiegt. Nicht von je her. Solange Theodor Wolff hätte allenfalls vermuten können, daß mir Opportunismus den Mund verschließe, habe ich ihn und sein Blatt attackiert. Seitdem er weiß, daß ich für mich nichts von ihm zu erbitten habe, ist er mir tabu. Aber kehren wir aus der Sphäre der Menschlichkeit in den Dunstkreis des Stefan Großmann zurück. Er hat mir bei Ullstein dienen, bei Mosse nützen sollen. Vielleicht hat er mir, da er mich ja über die Maßen schätzte, eine fette Pfründe als Ueber-

raschung auf den Geburtstags- oder Weihnachtstisch legen wollen; aber weder direkt noch indirekt habe ich jemals seine Hilfe oder Empfehlung erbeten. Weiter: von der „Morgenpost“ bis zum „Vorwärts“ habe ich Schuft gehofft, verhandelt oder mich vorschlagen lassen. Sicherlich bin ich überall vorgeschlagen worden, weil eben undenkbar ist, daß bei der Besetzung irgendeines theaterkritischen Postens meine Chiffre nicht genannt und erwogen wird. Aber vorschlagen lassen? Und gar auf die „Morgenpost“ habe ich meinen vermessenen Flug gerichtet? Welche vierhunderttausend Abonnenten, also anderthalb Millionen Leser in allen Portierwohnungen von Berlin und Vororten hat, durch die Bank, wie geschaffen, meine Kunstabsichten, meine Betrachtungsweise und meinen Stil zu gustieren? Und der „Vorwärts“? Im ersten Revolutionswinter fragte mich dessen Feuilletonredakteur, ob ich nicht einen Theaterkritiker für ihn wüßte. Wir beschloßen, uns einmal zu treffen, tatens und gingen die Namen durch. Keiner fand Anklang. Wie es denn aber mit mir sei? Ich prophezeite, daß es an meinen Forderungen scheitern werde. Es scheiterte. Der Großmann aber erklärt: „Ich vermochte den „Vorwärts“ nicht für ihn zu öffnen.“ Möge es nun wenigstens mit Schlenthers Stellung einigermaßen klappen. Und siehe: nach dessen Tode habe ich wahr und wahrhaftig an einen Machthaber des Berliner Tageblattes eine lange Epistel geschrieben, worin ich ihm einen Kritiker präsentierte. Der Machthaber schrieb zurück, daß das auch sein, aber vorläufig leider nicht Theodor Wolffs Kandidat sei. So ließ ich bei Theodor Wolff zugunsten unsres Kandidaten intervenieren. Die Antwort? Man werde den Posten erst nach Friedenschluß und dann kaum mit unserm Kandidaten besetzen. Daß dieser durchaus nicht ich selber war, wird mich für Sorte Großmann hoffentlich nicht entlasten. Es ist ehrenvoll, von der Sorte für einen nie ermüdeten „Haß gegen die Journaille“ Motive untergeschoben zu kriegen, die ihresgleichen zu jeder Aktion bestimmen. Die Sorte, die dabei zu sein pflegt, wenn ich lese — „er hat nicht einmal die Fibeln von Kausky gelesen“ —, dieselbe Sorte weiß auch, daß mein Haß gegen die Journaille von Kari Kraus „entlehnt“ ist. Ach, dieser Haß hat nie heller gelodert als in den Wintern zu 1902 und zu 1903; und erst im Mai 1903 lernte ich Karl Kraus persönlich und durch ihn seine „Fackel“ kennen. Aber gesetzt selbst, daß Ressentiment mich jemals durchgiften dürfte: meine tragikomischen Erlebnisse als teils werbender, teils umworbener und doch nie geworbener Zeitungskritiker waren ziemlich ungeeignet, meinen Haß auf die Zeitung als Institution zu steigern. Die Verleger, die von mir die Opferung meines Blattes verlangten, waren im Recht und weitsichtiger als die andern; daß diese andern lieber mich entbehrten, als eine Mittelmäßigkeit kränkten, war menschlich anerkennenswert; und daß das „Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands“ mich nicht honorieren konnte, liegt im Wesen weniger der Presse als der sozialistischen Presse, wie sie nicht sein sollte, aber nun einmal ist. Und schließlich: wars nicht am besten für mich, daß nie eine Einigung erfolgte? Ich hätte nirgends drei Wochen ausgehalten und habe oft das Ereignis gesegnet, das mich mit dreiundzwanzig Jahren aus der geebneten, rosenbestreuten, lorbeerbesäumten Bahn in die härteste, unwegsamste, stählendste, in meine Bahn, in die Bahn zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit mitten hinein geworfen hat. Dieses Ereignis . . . Auf den höhern Schulen lernen die vorgeschrittenen Zöglinge: 1749 Goethes Geburt, 1904 Der Fall Jacobsohn. Dieser Fall hat meinem wiener Verehrer von 1907 bis 1918 weder mich noch mein Blatt verleidet. Warum auch? „Ich wußte, daß er vor Jahren und später wieder des literarischen Diebstahls beschuldigt worden ist. Ich kannte die Details nicht und wollte sie nicht kennen.“

Wie sollte er sie denn kennen! Im September 1913 erschien meine Aufklärung. Ein paar Tage später rief aus dem Hôtel Frederich ein Kollege an. Er habe soeben die Broschüre gelesen und müsse noch heute mit mir zusammen sein. Wir setzten uns, es war ein herrlicher Herbstnachmittag, auf die Terrasse von Josty, und ich bekam zu hören, wie überaus gelungen meine Broschüre sei, und wie wohl es tue, daß ich endlich dieser albernsten Ente den Kragen umgedreht hätte. Mein Bewunderer hieß Stefan Großmann. Jetzt trachtet er nicht allein, die Ente wieder zum Leben zu wecken, jetzt behauptet er nicht allein, „daß jedes längere Gespräch“, das er mit mir hatte, „in der ‚Schaubühne‘ wiederkam“ — nein, diese unschuldigen Scherze genügen ihm nicht: er fügt eine Leistung hinzu, die für ihn freilich wenig mehr als ein Alltagsstück ist, jedem andern Mann aber, überhaupt einem Mann einen Vorzugsplatz im Verbrecheralbum verschaffen würde. Ein Cabaretwirt verwertet die achtjährige Tänzerin Gremo. Der Stefan Großmann beschreibt den Skandal. Zwei Wochen später beschreibt ihn mir eine Augenzeugin in einem Brief. Den drucke ich, eben als Brief einer Augenzeugin, zwischen Gänsefüßen (am sechsten Mai). Es war wohl unvermeidlich, daß alle Augenzeugen, zu denen ich nicht zählte, denselben Eindruck empfingen. Meine Gewährsfrau aber hatte für ihren ein paar Mal denselben oder einen ähnlichen Ausdruck gebraucht: wie Ehrengroßmann. Was tut der? Er konfrontiert die beiden Berichte so, daß jeder seiner Leser mich für den Autor des zweiten halten muß, und schickt zwei Sätze voraus, und einen hinterher, die diese Ueberzeugung der Leser verstärken sollen! Und ist jetzt so weit, den letzten Pfeil aus dem Köcher zu holen. Ich bin im Kriege zweimal eingezogen gewesen: einmal, zehn Tage als Infanterist, einmal, fünf Wochen, als Trainsoldat. Als Infanterist, der in Groß-Breesen bei Guben ein Gefangenenlager bewachen sollte, bin ich photographiert worden. Das Bildnis schmückt meine Briefftasche und wird allen Leuten gezeigt, die gerne lachen. Kein Gefangener hätte zu fliehen versucht, weil ihn nichts in der weiten Welt für das Vergnügen meines Anblicks beschädigt hätte. Nach dem Kriege plante ich eine Vervielfältigung mit der Unterschrift, daß ein Heer besiegt werden mußte, das darauf angewiesen war, Gestalten wie diese in Müllkutscherhosen wie diese zu stecken. Humorlose Ratgeber fielen mir in den Arm. Wenigstens hatte ichs seinerzeit, im März 1916, als Ansichtskarte an meine Bekannten verschickt, zu denen Herr Großmann damals noch rechnete. Jetzt reproduziert ers. Nun ja: ein Adonis wie er ist rar in dieser häßlichen Welt. Am wenigsten fühle ich mich als einen. Meinem Anbeter freilich schien ich garnicht so sehr zu mißfallen. Nachdem ich ihm einmal brieflich geschildert hatte, wie ich aussähe, kam er angereist, betrachtete mich und schrieb mir dann: „Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben, ganz besonders, weil ich so die groteske Vorstellung zerstören konnte, die Sie mir in einer übermütigen Stunde als Ihr Porträt einreden wollten.“ Gewiß: meine Uniform repariert die zerstörte groteske Vorstellung. Aber mir ist doch wenigstens eine Uniform angetan worden. Herrn Großmann nicht. Entweder also war er ein zu geschickter Drückeberger, oder er war noch kriegsverwendungsunfähiger als ich. Zweifellos ist er federkriegsunfähig. Er verdient die Leser, denen er vorillustrieren kann, daß der Wert eines geistigen Arbeiters in seiner Körpergröße, seiner Muskulatur, seiner Militärtauglichkeit beruhe. Seine Leser verdienen ihn, der zu meinem Bilde schreibt: „Seht euch diese Enthüllung an und vergleicht sie mit meinen Erfahrungen: die Züge stimmen.“ Damit, ich ihn elf Jahre lang nicht durchschaute, dazu brauchte nur seine Verstellungskunst mit meiner geringen Menschenkenntnis und meiner grenzenlosen Vertrauensseligkeit zusammenzutreffen. Aber



meine Züge lagen von der ersten Minute an zutage und haben den neuen Lavater nicht gehindert, ihren Träger mit Liebesbeweisen vollzustopfen, zu besuchen und an seinen häuslichen Herd zu ziehen. Auf alle Fälle hats mich geireut, das Bild in veränderter Fassung wiederzusehen. Es erinnert zur rechten Stunde an die Zeit, wo ich mit Feldwebeln umzugehen hatte, die beinahe so bestechlich waren wie der Theaterkritiker Stefan Großmann. Und zu diesem, von dem die Aufmerksamkeit abgelenkt werden sollte, möge sie jetzt, durch die mühsam zusammengepumpten Deiche hindurch, zurückfluten. Alle wesentlichen Beschuldigungen, die hier wider ihn erhoben worden sind, bleiben bestehen. Es gäbe ein einfaches Mittel, sie zu entkräften: die Klage. Der Delinquent weist sie von sich. Mit zwei Argumenten, zwei ergreifenden. „Es haben Schriftsteller schon wegen triftigerer Beschuldigungen, zum Beispiel des Vorwurfs der Entlehnung, die Gerichtsmaschine nicht in Bewegung gesetzt.“ Damit meint er mich. Ob der Vorwurf der Entlehnung wirklich triftig ist? Aber da niemals Jemand dabei war, wie ich meine Kritiken verfaßte, wird niemals vor Gericht ein regelrechter Beweis zu führen sein, keiner für mich und keiner gegen mich. Für mich gibts außerhalb des Gerichtes allerdings zwei: die Broschüre, der mein enthusiastischer Leser Stefan Großmann nachrühmte, daß sie der albernsten Ente den Kragen umgedreht habe, und die fünfzehn Jahrgänge meiner Zeitschrift samt meinen elf Büchern. Wem das nicht genügt, der bereite mir die Freude, mich niemals zu lesen. Causa Großmann? Da würden so und so viele Zeugen unterm Eide aussagen, welche Verhandlungen dieser Theaterkritiker mit ihnen gepflogen hat. Weshalb drängt er auf die Zeugenaussagen nicht? Sein zweites Argument: „Hätte ich geklagt, so hätte ich eine Durchplünderung und Bedrückung, Entstellung und Mißdeutung meines Lebens gewärtigen müssen.“ Von jenem bayrischen General an, den ich im Kriege als „Blutfatzken“ angeredet habe, über Sudermann bis zurück zum zweit-schlechtesten Schauspieler Deutschlands habe ich einer Anzahl von Prozeßgegnern gegenübergestanden. Immer sind mir die Kleider vom Leibe gerissen und Schmutzkübel über mich ausgegossen worden. Aber kein Spritzerchen ist haften geblieben. Auch in Zukunft werde ich keine Gerichtsverhandlung scheuen. Ehrengroßmann scheut sie — nicht: weil sein Leben bedreht werden, sondern: weil ein dreckiges Leben offenbar werden würde. Weil, abgesehen von seiner alten, der wiener Vergangenheit, die eine „Durchplünderung“ nicht verträgt, seine jüngste, die berliner Vergangenheit garnicht erst entstellt und mißdeutet zu werden braucht, sintemalen ihre Eindeutigkeit überwältigend ist. So überwältigend, daß der Angeklagte abermals faustdicke Lügen nötig hat, um den Heiligenschein vor meiner Lasterlichkeit zu retten. Geschäftsrivalen und Stellenjäger haben sich gegen seine Blütenweiße verschworen; und „die besten Köpfe des berliner Theaters haben die Mitwirkung an dieser Verschwörung abgelehnt“. Nachdem Barnowsky sie angestiftet, ist zweitens die Direktion Kayßler, drittens die Direktion Meinhard und Bernauer angegangen worden. Weder diese noch jene hat abgelehnt; im Gegenteil: ihre Berichte ersparten mir, mich an eine vierte Direktion zu wenden. Der Bericht der Direktion Kayßler steht in Nummer 9 der ‚Weltbühne‘. Wer glaubwürdiger ist: sie, die ihre Aussagen zu beschwören bereit ist, oder der Stefan Großmann, der vornehm diese Schwüre verschmäht, das wird man vielleicht entscheiden, wenn man erfahren hat, wie er den Handel um seinen Film-Vertrag darstellt, und wie dieser Handel beschaffen war. „Ich verlangte einen geschäftlichen Leiter; es wurde ein berliner Anwalt damit betraut. Der geschäftliche Leiter entwarf einen Vertrag, den Reinhardt, Barnowsky, Altmann, Robert, Kren,

Kayßler unterfertigt haben. Nur eine einzige Unterschrift fehlt auf dem Vertrag: meine.“ Das Original des Vertrages liegt in diesem Augenblick vor mir. Er ist unterfertigt von — Barnowsky und Reinhardt. Nach diesen Beiden sollten Meinhard und Bernauer drankommen. Der geschäftliche Leiter ging zu Bernauer. Bernauer biß nicht an. Es wurde als Köder der Name des Stefan Großmann hingeworfen, eines Theaterkritikers, der einem Theaterdirektor . . . Bernauer meinte, dieser Theaterkritiker könne ihm sonst was. Dem Theaterkritiker war das nicht plastisch genug. Er mißbilligt zwar, daß man mit dem Besenstiel schreibt, ist aber selber auf die Sprache des Dreschflegels eingestellt. Nach dieser Abfuhr gewann er über sich, in höchst-eigner Person zu Meinhard zu gehen. „Herr Jacobsohn schwindelt, irgendein Theaterdirektor hätte mich bei diesen Verhandlungen hinausgeworfen. Ich habe davon nie das Geringste gemerkt.“ Es gibt eben dicke Felle, für die nicht ausreicht, daß Einer aufsteht, den unwillkommenen Gast zur Türe geleitet und diese öffnet, sondern die beim Wickel genommen und die Treppe hinuntergeschmissen werden wollen. Mir hat Meinhard am neunzehnten Februar 1920 geschrieben: „Ich habe Herrn Großmanns Plänen ein Nein entgegengesetzt und dadurch das ganze Unternehmen zu Fall gebracht.“ Und dem Verband der Berliner Theaterkritiker hat er am sechsten Mai 1920 den Brief geschrieben, den ich in Nummer 20 veröffentlicht habe, und aus dem ein paar Sätze wiederholt zu werden verdienen: „In den zweiundzwanzig Jahren meiner öffentlichen Betätigung in Berlin war der Besuch des Herrn Stefan Großmann . . . der erste und einzige dieser Art. Es soll damit nicht gesagt werden, daß ich einem Kritiker das Recht abspreche, sich theatergeschäftlich zu betätigen. Sehr wohl aber maße ich mir das Recht an, den mir gemachten einschneidenden und mehr als deutlich pointierten geschäftlichen Vorschlag als unzulässig abzulehnen . . . Es geht wohl nicht an, daß ich zweimal eine Drohung anzuhören gezwungen bin, die mir meinen Ruin prophezeit, und ich von meinem freien Menschenrecht, mich nach Gebühr zu wehren, deshalb nicht völligen Gebrauch machen kann, weil ich nicht weiß, ob diese meiner wegen nur geschäftliche Androhung nicht in einer der nächsten Besprechungen meiner künstlerischen Leistung einen unkontrollierbaren, mich schwer schädigenden Widerhall findet.“ Aber, sagt Ehrengroßmann: „Selbstverständlich hätte ich mein Amt als Kritiker an dem Tage, an dem ich den Vertrag unterschrieb, niedergelegt.“ Dagegen, daß er das getan hätte, spricht leider ein grausames Faktum. Der Vertrag sollte niemals die Unterschrift: Stefan Großmann erhalten! Es war der typische Schieber-Vertrag. Der geschäftliche Leiter sollte als Strohmann fungieren und die Gelder an den Theaterkritiker leiten, ohne daß dessen Name genannt wurde. Warum diese Vorsicht, wenn er „an dem Tage, an dem . . .“ die Theaterkritik aufgesteckt hätte? Als Theaterkritiker a. D. durfte er ja doch jeden Vertrag mit seinem ehrlichen Namen unterzeichnen. Warum die schlotternde Todesangst, in der er nach Barnowskys Enthüllungen zu dem Strohmann rannte und zu wissen begehrte, was der Theaterdirektor etwa noch in der Hinterhand habe? Er mußte das herauszukriegen versuchen, um seine Taktik danach zu regeln. Aber: er ist ein kläglicher Taktiker. Die Schlacht ist verloren. Ein paar der „besten Köpfe des berliner Theaters“ hatten gewünscht, nicht länger in einem so gelesenen Blatt wie der Vossischen Zeitung einem Theaterkritiker ausgeliefert zu sein, der ihr Vertrauen wie das Vertrauen seiner Auftraggeber und ihres Publikums ohne Skrupeln mißbrauchte. Er wird nicht mehr. „Jacobsohn macht gutgläubigen Lesern weis, seine Angriffe hätten mich aus der Vossischen Zeitung vertrieben.“ In dem Prozeß, den der Bravo der Feder sorglich meldet, würde beschworen werden, daß die Vossische Zeitung ihn

seit dem Friedensschluß als Theaterkritiker lossein wollte, daß er, der Verächter des Besenstiels, die Winke mit dem Zaunpfahl nicht merkte, und daß er den Posten erst nach verzweifelter Gegenwehr aufgab, erst, nachdem die Verhandlung vor dem Verband der Berliner Theaterkritiker ein vernichtendes Resultat gehabt hatte. Aber er kann nicht anders: er lügt, lügt, wie ein hysterisches Frauenzimmer, mit jedem Hauch. Seine acht Seiten überschwenmt er derart mit Lügen, daß ich keineswegs alle bewältigt habe. Aufgepaßt, daß ich nicht selber lüge: die acht Seiten bergen doch Einen wahren Satz. Dieser Satz besagt von mir: „Er hält sich für rechtschaffen.“ Er allein? Noch Einer hält mich für rechtschaffen: Stefan Großmann. Wenn früher Theaterleute, die ich nach ihrer Meinung ungerecht behandelt hatte, ihn um Vermittlung baten, so erwiderte er, ich sei nach seiner Kenntnis der einzige Mensch, auf den Niemand Einfluß habe, dessen Urteil und Urteilsform durch keinen Zuspuch zu ändern sei, weil ich irgendeinem innern Befehl gehorchte; und nach meinem „Ueberfall“ auf ihn hat er Leuten, die es mir nicht übermitteln sollten, erzählt, daß ihm die Untastbarkeit meiner Motive unzweifelhaft sei. Unmöglich, daß es so aus dem Walde wieder herausschallt. Was ist das für eine Figur. die Attacken als herzlos verpönt, aber zu Attacken auf seine eignen Brotherrn hetzt? Jago oder Richard der Dritte? Das Format zur Hauptperson hat er nicht. Vielleicht Borachio. „Ich kann euch vorläufig erzählen, daß . . .“ „Ich duckte mich hinter die Tapeten, und da hörte ich, wie sie Abrede nahmen.“ „Ja, gnädiger Herr, ich kann aber einen Querstrich machen.“ „?“ „Nicht auf eine redliche Art. gnädiger Herr, aber so versteckt, daß keine Unredlichkeit an mir sichtbar werden soll.“ „Das Gift hieraus zu mischen, ist hernach Eure Sache.“ „Die dunkle Nacht, die sie täuschte, vor allem aber meine künstliche Schelmerei brachtens so weit, daß . . .“ Der Richter nennt ihn einen „infamen Spitzbuben“. Er selbst gesteht schließlich seinen „Bubenstreich“ und verlangt nichts als „den Lohn eines Bösewichts“. Borachio Großmann hat sich in seiner eignen Schlinge gefangen. Nachdem er gestellt worden war, fragte er, was man denn von ihm wolle, da er ja für die „Filmwerkstätten der Vereinigten Theater Berlins“ nur „ehrenamtlich“ habe tätig sein sollen, und das hätte er als Theaterkritiker doch wohl gedurft; als die Höhe seiner Gage bekannt geworden war, fragte er, was man denn von ihm wolle, da er ja unmittelbar nach Vertragsunterzeichnung die Theaterkritik aufgegeben haben würde. Ich bin nicht Staatsanwalt und nicht Richter. Ich bin Hüter eines so hohen Rechtsguts, wie es der Anspruch des Künstlers auf eine unbestochene Kritik ist. Wenn ich in dieser meiner Eigenschaft von Künstlern angerufen werde, kann ich mich nicht entziehen. Diesmals hätte ich mehr denn je den Wunsch gehabt, meinen Auftrag schnell und mit Vermeidung jeder unnötigen Härte zu erfüllen. Aus hundert Gründen, von denen ich einige wiederholt genannt habe. Stefan Großmann hat sie gehört und höhnt los: „O, er würde, wenn ich seine Verdächtigungen ganz schweigsam, ohne ein Wort der Erwiderung eingesteckt hätte, mich dauernd geschont haben. So erzählt er. Er ist eben ein Verleumder voll Güte, er verdächtigt mich voll Mitleid, er beschimpft mich mit Menschlichkeit.“ Ja, es gab einen Augenblick, wo sein Schweigen schlichtweg Einsicht, Geständnis, Beschämtheit bedeutet hätte — wo ich somit meine Waffe aus der Hand hätte legen müssen und gern gelegt hätte. Es war meine letzte Hoffnung, daß der Gesinnungs- und Taten-genosse des Borachio wenigstens den moralischen Mut des Borachio aufbringen würde. Auch darin noch hat er mich enttäuscht. Es wird ihn aber nichts retten als Reue. Nicht Reue, die er vor der Öffentlichkeit oder gar, um Himmels willen, vor mir zu zeigen hätte. Es genügt, daß er vor sich selbst bereut. Nicht einmal so sehr sein Delikt. Was

gilt mir dieses Delikt als solches! Er hat mehr verdienen wollen. Aus Habgier? „Jacobsohn kennt mich seit zehn Jahren und weiß, daß mir Gelderwerb immer nebensächlich war.“ Damit bildet er sich ein mich zu schlagen. Denn wirklich weiß ich, daß Gelderwerb als Selbstzweck ihm nebensächlich und weniger als das ist. Aber nicht nebensächlich ist Gelderwerb ihm als Mittel, seine Grobmannssucht zu befriedigen, nobel aufzutreten, ein Haus zu machen, weit über seine Verhältnisse zu leben. Hier springt die Quelle seines Delikts. Was gilt mir dieses Delikt! Es ist zusehends winziger geworden vor der Art, wie er den Kampf darum geführt hat. Er hat die Todsünde begangen, durch die eine Seele krank und übelriechend wird: er hat Zeugnis abgelegt wider besseres Wissen. Kein Wort in dieser Sache, das er über die Tatbestände und über mich geschrieben hat — kein einziges Wort hat er, während ers schrieb oder hinterher, geglaubt. Und dennoch: mein Vertrauen zu den Menschen, immer und immer wieder betrogen, erwacht immer und immer wieder und meint in diesem Falle aus kaum merkbaren Anzeichen zu erkennen, daß endlich das bessere Ich des Stefan Großmann mit den übrigen sieben Zehnteln dem schlechteren Ich, aneinandergeraten ist. Hätte das schlechtere Ich noch unumschränkt geherrscht: Verteidigung und Gegenangriff hätten selbstverständlich, die Niederlage nicht aufgehalten, hätten aber keinen so plumpen, lahmen, schwunglosen Anblick geboten. Die ungebrochene Bösartigkeit hätte sich kälter, frecher, draufgängerischer offenbart. Daß ich mit solcher Vermutung recht hätte, wäre Stefan Großmanns Vorteil. Nicht meiner. Ich wäre nur glücklich, diesen Selbstreinigungsprozess nicht stören zu brauchen.

**Aufklärer.** Ernst Drahn hat im Verlag von Hoffmann & Campe einen kleinen billigen ‚Deutschen Reaktions-Almanach‘ herausgegeben, wozu es leider an der Zeit war. Unverfroren und schlagkräftig behandeln die Ereignisse der letzten Zeit Schriftsteller wie Julian Borchardt, Johannes Fischart, H. v. Gerlach, Kaspar Hauser, Paul Oestreich, Walter Rilla, Theobald Tiger, Arnold Ulitz, Karl Vetter, Arnim T. Wegner, Ignaz Wrobel und Bildkünstler wie Käthe Kollwitz, Willibald Krain, Karl Holtz, Paul Haase. Wenn Sie Freude bereiten und gleichzeitig für die Verbreitung der Wahrheit sorgen wollen, dann verschonen Sie ein Jahr lang zum Geburtstag das kleine Buch.

**Rechtsanwalt Ferdinand Nübell.** Sie schreiben mir: „Leider konnte ich einen argen Schnitzer in meinem Aufsatz über die Militärgerichtsbarkeit nicht mehr vor der Drucklegung berichtigen. Wenn ich sagte, daß die Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit für die Allgemeinheit heute nur noch geringes Interesse habe, so ist das nur insoweit richtig, als es sich um die Aburteilung von rein militärischen Delikten der Truppen, insbesondere von Disziplilvergehen handelt. Dagegen besteht, vielleicht in noch höherem Maße als früher, für die Gesamtheit dieses Interesse insoweit, als gemeine Verbrechen, die von Militärpersonen oder gar Offizieren begangen werden, ihre Sühne vor dem Forum der Militärgerichte finden oder, wie in den Fällen Vogel, Marloh, Paasche, Marburg und vielen andern, eben nicht finden.“ Danke. Aber es wird wohl kein Leser angenommen haben, daß Sie derartige Fälle noch länger den Militärgerichten preisgegeben wissen wollen.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.

Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.

Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Sie hazardieren weiter! von Heinrich Ströbel

So wären wir denn wieder einmal haarscharf am Abgrund vorübergekommen. Irgend ein unberechenbarer Zufall, ein einziges Versagen der Nerven bei unsern Delegierten oder den Ententevertretern in Spaa, und wir sausten in die gähnende Tiefe. Aber nicht uns allein, bramarbasieren die Lenker dieser tollwütigen Fahrt, hätte der Abgrund verschlungen. Wir hätten unsre Gegner mit ins Verderben gerissen. Denn hätten die Alliierten uns das Aeüßerste angetan und das Ruhrrevier besetzt, so hätten sie erst recht keine Kohlen und keine Reparationen bekommen. Die Bergarbeiter hätten sich vor dem Ententekapital niemals zu Sklaven erniedrigt und kein militärischer Druck hätte ihre Resistenz gebrochen. Sicher: die rheinisch-westfälischen Grubenproletarier haben mehr als einmal, zuletzt in der Abwehr des Kapp-Putsches, heroische Kampfesentschlossenheit bewiesen. Aber glaubt man wirklich, die Entente wäre, wenn sie sich einmal zur Einsetzung ihres letzten Machtmittels entschlösse, nicht auf eine Kraft- und Geduldsprobe größten Stiles gefaßt? Und bildet man sich ein, daß nicht auch ihr letzten Endes gelänge, was dem Noskismus und den Stinnesleuten gelungen ist: die hungernden Massen durch Zuckerbrot und Peitsche zu kirren? Und so groß die Verlegenheiten der Entente auch werden möchten, würden die deutschen Schwierigkeiten nicht noch viel schlimmer sein? Sollte etwa Deutschland ohne Kohle fertig werden? Oder glaubte der Nationalbolschewismus dann seine Zeit gekommen? Den Moment zur Beschlagnahme des ober-schlesischen Kohlengebiets, zur Ueberrennung Polens, zum Waf-fenbündnis mit der roten Armee Brussilows? Es gibt in Deutschland Tollhäusler, die Deutschland mit Wonne in ein so nervenaufpeitschendes Abenteuer reißen möchten, ganz rechts und auf der äußersten Linken. Aber die große Volksmehrheit bedankt sich für einen solchen Wahnsinnsakt. Die Reaktion, überkommt doch ein inneres Grausen bei dem Gedanken an ein Fraternisieren mit dem Bolschewismus, und alle vernünftigen Sozialisten wissen, daß ein Krieg zwischen Ost- und Westeuropa nur die totale Zereißung und Verwüstung Deutschlands, nimmermehr aber die proletarische Befreiung und den sozialistischen Aufbau bringen würde.

Warum also trieb man in Spaa trotz der ungeheuren Gefahr wieder einmal ein so unsäglich frivoles Spiel? Angeblich, weil man der Entente durch andre Mittel auch nicht einmal die kargen Zugeständnisse abgetrotzt hätte, mit denen man sich schließlich bescheiden mußte. Aber das ist gerade der verhängnisvolle, tiefbeschämende Irrtum der deutschen Politik, daß man

immer nur durch Winkelzüge, Ränke und Drohungen etwas erreichen könne! Schon daß man einen Stinnes das große Wort und die scheinbar führende Rolle spielen ließ, mußte den Glauben an den ehrlichen Willen Deutschlands und die Aufrichtigkeit seiner Darlegungen erschüttern. Man hat gelegentlich versichert, daß Herr Hugo Stinnes nicht nur ein genialer Organisator, sondern auch ein ausgezeichnete Mensch sei. Aber wie die Öffentlichkeit nicht die privatmenschlichen Eigenschaften des Mannes interessieren, sondern die höchst bedenklichen Manipulationen des allmächtigen Industriemagnaten, so sieht die Entente, sein Frankreich und Belgien in Stinnes nur den scrupellosen deutschen Industriepiraten, der sich das Vorkaufsrecht auf die belgischen Gruben und Industrieanlagen gesichert hatte, der aus der Ausbeutung der liquidierten Werke Riesengewinne herauszuschlug und, um sich an der endgültigen Liquidation, besonders an der Ausbeutung der Kohlenfelder der Campine, vollends maßlos zu bereichern, bis zu allerletzt die annexionistischen Pläne mit seiner ganzen ungewöhnlichen Energie schürte. Wie konnte Deutschland auf Vertrauen, auf Rücksichtnahme hoffen, wenn es der Entente den schlimmsten Schädiger der belgischen und französischen Industrie als den ersten Sachwalter der deutschen Wirtschaftsinteressen gegenüberstellte! Und wenn nun gar noch eine bis zur Unzurechnungsfähigkeit verblödete deutsche Presse Herrn Stinnes (und, wenn sie gnädig gelaunt war, etwa noch seinen angeblichen Adjunkten Hue) täglich als das überlegene Genie und den starken Mann fêtierte, der die Lloyd George, Millerand und Foch schon in den Sack stecken werde, so darf man sich über den Ausgang dieses Duells nicht wundern. Großkapitalistische Flibustier und politische Jobber mögen eine ehrliche Politik, die auch dem Gegner nicht ohne weiteres unanständige Absichten unterstellt, für den Gipfel der Torheit halten: ärgere Mißerfolge, als sie die Politik des Mißtrauens und der vermeintlichen Gerissenheit in Spaa davongetragen hat, hätte sie auch nicht einheimsen können!

•

Welch nichtsnutzige Verhetzung hat während der Tage von Spaa wieder einmal unsre Presse getrieben! Für sie war es ausgemacht, daß die Entente unter Führung Frankreichs nur nach dem Vorwand suchte, um Deutschland auch noch des Ruhrreviers zu berauben, ihm meuchlings den Rest zu geben. Davon, daß man vertraglich 27 Millionen Tonnen Kohlen jährlich schuldete, daß man sich um diese Klausel des Versailler Vertrags aber ebenso wenig gekümmert hatte, wie um die Abrüstungsbestimmung, davon, daß Frankreich wegen der Nichtinhaltung der Kohlenlieferungen an bitterstem Kohlenmangel litt und darum von seinem Standpunkt aus allen Grund hatte,

sich möglichst ausreichenden Ersatz für seine von dem deutschen Militarismus vernichtete Kohlenproduktion zu sichern, stand in der deutschen Hetzpresse so gut wie nichts zu lesen. Da hieß es immer nur: Frankreich setzt uns das Knie auf die Brust, drückt uns den Pistolenlauf an die Schläfe, um uns das Unmögliche zu erpressen. Das Unmögliche? fragen viele Franzosen. Sie wissen (so gut wie manche Deutsche, die seither Paris besuchten), daß der Kohlenmangel in der französischen Hauptstadt viel störender auffällt, als in dem Spréebabel, wo aus den zahllosen Amüsierlokalen bis in die späte Nacht eine Lichtflut die Straßen überschwemmt. Gewiß, nicht Jedermann in Deutschland hat es so gut, wie Valutaschieber, Kriegs- und Revolutionspekulanten: die Mieter ringen die Hände wegen des raren und unerschwinglich teuren Hausbrands, und Industrie wie Landwirtschaft leiden unter der unzureichenden Kohlenbelieferung. Aber genau so ist es in Frankreich, dessen Gruben durch die raffiniertesten Zerstörungskünste der deutschen Heeresleitung auf viele Jahre hinaus betriebsunfähig gemacht worden sind, das darum auf ausreichende deutsche Kohlenlieferungen nicht nur vertragsmäßigen, sondern auch jeden moralischen Anspruch hat. Freilich sollte nicht nur die Billigkeit, sondern auch die simpelste Klugheit die Entente samt Frankreich zwingen, Deutschland keine höhere Kohlenabgabe aufzuerlegen, als seine Industrie, von der die Volksmasse lebt, ertragen kann. Denn ein ruiniertes, ein hungerndes Deutschland wäre nicht nur ein hoffnungsloser Schuldner, sondern ein auch höchst unbequemer, gefährlicher Nachbar. Es würde, wenigstens in seinem industriellen Hauptteil, unrettbar dem Bolschewismus in die Arme getrieben und der unwiderstehliche Stoßtrupp der Weltrevolution werden. Entente-Politiker von auch nur einigem Weitblick wissen das. Nichts muß ihnen deshalb ferner liegen, als die von unserer Hetzpresse der Entente schlechthin angedichtete Absicht, Deutschland zerstören, seine Industrie erdrosseln zu wollen.

Gewiß: auch bei objektiver Abwägung der Rechte und Pflichten, auch bei leidenschaftslosem Ausbalancieren der beiderseitigen Interessen müßte die Verständigung schwer bleiben. Kein einseitiges Diktat dürfte und darf künftig entscheiden, sondern ein Beratungskörper ernster und ehrlicher Sachverständiger. Aber wenn die deutschen Interessen wirklich gewahrt werden sollen, wenn man es nicht wieder auf ein frevles Vabanquespiel ankommen lassen will, wird Deutschland sich für seine politischen und wirtschaftlichen Verständigungsverhandlungen andre Vertreter aussuchen müssen, als ausgerechnet solche Persönlichkeiten, die dem Ausland geradezu als Verkörperung politischer und wirtschaftlicher Rücksichtslosigkeit gelten.

Ein im neutralen Ausland lebender Deutscher, dessen Bemühungen um einen Verständigungsfrieden ihm einen Platz in einer Ehrenlegion der deutschen Republik hätten sichern müssen, hat unlängst eine Hauch dessen zu verspüren bekommen, was der deutsche „Gebildete“ noch heute für patriotischen Mannes-zorn hält. Sein gemaltes Porträt war kaum einige Tage in einer Kunsthandlung ausgestellt gewesen, als der Inhaber eine anonyme Postkarte erhielt: wenn er das Bild dieses „verdammten Schweinehunds“ nicht sofort aus der Auslage entferne, werde ihm Spiegelscheibe und Bild „eingeschmissen“ werden. Bei uns manifestiert sich deutscher Geist kaum minder kraftvoll. Schon daß sich, unter dem Eindruck des Kapp-Putsches, vor einigen Monaten auf Anregung des Hauptmanns Willy Meyer eine „Offiziersvereinigung der deutschen Republik“ gebildet hatte, mag den ehemaligen Offizieren (und vielen Kriegsleutnants, die an Kastenstolz und patentiertem Patriotismus manchen Aktiven tief in den Schatten stellen!) arg wider den Strich gegangen sein. Jedenfalls kam diese Vereinigung republikanischer Offiziere den schon bestehenden Organisationen so unerwünscht, daß man sehnsuchtsvoll nach der ersten Gelegenheit spähte, um sie als etwas bemakeln zu können, was sich mit der Ehre deutscher Offiziere nicht vertrage. Nun hatte sie eine Botschaft an General Foch nach Spaa gerichtet, in der sie ihm nahelegte, wie sehr es zum Abbau der Völkerfeindschaft und der Haßgefühle beitragen werde, wenn er jene deutschen Kriegsgefangenen, die wegen Fluchtversuchs oder sonstiger Vergehn noch Zucht-hausstrafen in Frankreich verbüßten, der Freiheit und dem Vaterlande wiedergäbe. Man kann der Meinung sein, daß dieser Appell ein Maß von politischem Verständnis und humanitärem Empfinden voraussetze, wie es bei einem eingefleischten Militär kaum vorhanden sei; aber auch das empfindlichste nationale Ehrgefühl wird nichts Anstößiges an ihm entdecken. Das „Offiziersblatt“ bringt das gleichwohl fertig! Unter der Stichmarke „Deutsche Offiziere demütigen sich“ wirft es der Botschaft Mangel an Schamgefühl vor, behauptet es, Foch müsse ob solcher Erniedrigung deutscher Offiziere „der Ekel in den Hals gestiegen“ sein! Es gibt, nach den Erfahrungen des Krieges und der Revolution, keine Unmenschlichkeit, die der Ehre eines Offiziers Abbruch täte — menschliche Regungen jedoch schänden offenbar die Offiziersuniform! Und das behauptet nicht etwa das Organ des offen reaktionären ‚Nationalverbandes‘ deutscher Offiziere, sondern die offizielle Wochenschrift des angeblich unpolitischen, nur Wirtschaftszwecken dienenden ‚Deutschen Offiziersbundes‘! Solcher Geist aber muß uns zugrunde richten. Er treibt gewaltsam zu einer Politik des Hasardierens, wie wir sie in Spaa erlebten!



## Max Weber von Julius Bab

Das Unglück, das die deutschen Demokraten (das sind nach meinem Gefühl die Menschen, die bei ausreichender Machtentfaltung allein Deutschland vielleicht an dem sichern, bei jedem Ausgang sichern Verderben des Bürgerkriegs hätten vorbeisteuern können) — das Unglück, das die deutschen Demokraten verfolgt, beginnt allmählich gespenstische Dimensionen von sinnbildlichem Gepräge anzunehmen: nach Friedrich Naumann stirbt Max Weber, stirbt aus der Mitte des Lebens hinweg. Wenn Naumanns Tod für das politische Leben ein großer „Verlust“ war, so ist der Max Webers noch etwas viel Schlimmeres, denn er setzt unter eine große Schande des politischen Deutschland das Siegel: Unwiederbringlich. Das Entsetzliche ist, daß für den praktischen Politikbetrieb Deutschlands der Tod Max Webers nicht einmal einen Verlust bedeutet — denn man hat ihn erst garnicht hineingelassen! Und dabei kann man ziemlich sicher behaupten, daß er der genialste politische Kopf dieser ganzen armen Generation war, der geborene Führer, der Mann, dem die persönliche Gnadengabe, das „Charisma“ von der Stirne leuchtete. Aber mit sehenden Augen sehen sie nicht.

Ich habe Max Weber nur ein paar Mal in meinem Leben gesehen; in Heidelberg, in dem alten schönen Garten hinter seinem Hause am Neckar. Dort lebte er mit seiner Frau Marianne, von der ungefähr Hebbels Wort gilt: „Bei Gott, sie ist ein Weib wie er ein Mann.“ Ich bin nie in meinem Leben einem Menschen begegnet, der mehr, schon auf den allerersten Blick, den Eindruck einer überragenden, einer genialen Persönlichkeit gemacht hätte. Der Mann war so groß aufgeschossen, daß er selbstverständlich etwas gebückt sein mußte, damit man mit ihm überhaupt reden konnte. Er hatte graue Fäden im Bart, damit man nicht ganz vergaß, daß man immerhin keinen Zwanzigjährigen vor sich habe. Und er hatte die schlichteste, anspruchsloseste Liebenswürdigkeit im Verkehrston, damit man die Furcht vor der Nähe einer so ungeheuern Kraft überwände. Denn solche Kraft wetterleuchtete nun aus seinen knabenhaft hellen Augen, aus dem biegsamen Rollen seiner Stimme und dem Schwung seiner langen Glieder, daß ich immerfort an einen Löwen denken mußte, der zum Sprunge geduckt liegt. Die Bereitschaft einer löwenhaften Kraft machte das inhaltlich unbedeutendste Gespräch mit ihm erschütternd, unvergeßlich. Ohne viel Phantasie konnte man sich vorstellen, mit welcher Stärke, mit welcher hinreißenden Heftigkeit diese Kraft in politischen Tagungen und wissenschaftlichen Kongressen losspringen mußte. Selbst in der stummen Lektüre gedruckter Protokolle ergreift einen heute noch ein Wirbel von Lebendigkeit, wenn man liest, mit wie grimmigen Humoren Max Weber einen Gegner zuzudecken vermochte, weil er aus dem

Reichtum seiner Erfahrung und seines Wissens kleine, ganz scharf ausgeschnittene Beispiele von grotesk konkreter Widerlegungskraft zu hunderten bei sich hatte und solche Davidssteine mit herrlicher Präzision gegen die Stirn jeder großmäuligen Abstraktion zu schleudern wußte. Und wie riß er die Fülle der von ihm beherrschten Tatsächlichkeiten mit dem bildenden Befehlswort seines Geistes hinauf auf die Höhe einer Pathetik, die mit keiner aller möglichen Arten der Phrase mehr etwas zu tun hatte, bei der die Natur selber zu weissagen schien —: die stumme Natur, von der hingebenden Größe eines anschauenden Menscheingeistes endlich zum Sprechen gebracht.

Max Weber, der ein deutscher Forscher von einer ins Einzelste steigenden Gründlichkeit war, ein Fachmann, dessen soziologische Ergebnisse die Wissenschaft für die Zeit ihres Lebens beschäftigen werden, hatte ungefähr nichts von all den Eigenschaften, die den deutschen Professor zu einer problematischen Erscheinung machen. Er hatte weder die hochmütige Abgeschlossenheit des „reinen“ Wissenschaftlers, für den das Lebendige überhaupt nur als Material der Forschung in Betracht kommt, noch jene hochmütigere Herablassung, jene von vorn herein unfruchtbare Ueberlegenheit, mit der Andre sich aus ihrer reinlichen Zelle zuweilen der Praxis zuwenden. Mit jener blitzenden Klarheit, die sein ganzes Wesen ausmachte, wußte Max Weber das Gefühl für die letzte mystische Einheit aller Lebenskräfte, das jeden ganzen Menschen erfüllt und jede Art der Lebensentfaltung ihm gleichmäßig heiligt, zu vereinen mit der Erkenntnis von der notwendig grundverschiedenen Technik, ja Ethik, die jede „Kategorie“, jede Dimension der Lebensentfaltung beherrscht. Einseitiges Spezialistentum war ihm eben so fern, wie dilettantische Mischung entgegengesetzter Daseinsformen. Mit vielseitig reiner Kraft zog er aus dem Erkenntnisdrang die Konsequenzen der echten Wissenschaft, und aus dem Drang zur Lebensbeherrschung die Konsequenzen der echten Politik. Auch die Art des politischen Handelns gehörte ja zu den Materien seiner wissenschaftlichen Erkenntnis, und wie die beiden Pfeiler eines großen Denkmals hat er ein Jahr vor seinem Tode die zwei ganz außerordentlichen Schriften aufgerichtet: „Wissenschaft als Beruf“ und „Politik als Beruf“. Der Begriff des Berufs wird hier vom ganz Oekonomischen bis ins Allerinnerlichste verfolgt, und die zweite Schrift bietet dabei einen Grundriß der politischen Technik und der politischen Ethik, der, in die rechte Wage geworfen, ganze Bibliotheken sozialpolitischer Wissenschaft in die Luft heben müßte. Der Extrakt aus allem soziologischen Erkennen und politischen Handeln Max Webers ist hier zu finden. Das spezifische Mittel jeder Politik ist Macht, hinter der Gewaltsamkeit steht. „Sehen wir nicht, daß die bolschewistischen und spartakistischen Ideologen ebenfalls dieses

Mittel der Politik anwenden, ja genau die gleichen Resultate herbeiführen, wie irgendein militärischer Diktator?“ Im Namen irgendeiner reinen Liebeslehre aber einstweilen einmal Gewalt anzuwenden, ist ein Selbstbetrug, der zum Weltbetrug führt: die Ethik der Bergpredigt ist „kein Fiaker, den man beliebig halten lassen kann, um nach Befinden ein- und auszusteigen“. Wer nicht wirklich keinem Uebel widerstehen, die zweite Wange hinhalten, seine Güter ins Meer werfen und so nur seine Seele retten will — wer in der realpolitischen Welt bleiben will, der muß auch mit ihren Mächten rechnen, Gewalt als letzte Natur jedes politischen Willens respektieren und die Kunst des Politikers als ein Rechnen mit den vorhandenen Gewalten erkennen. Ein Ausrechnen der möglichst geringen Reibung, der möglichst großen Produktivität der gesellschaftlichen Mächte. Freilich ist dies Rechnen die Grundlage, nicht das Ende einer schöpferischen Politik. Die Leidenschaft zum Guten, die Kraft der Liebe, die aus jenen geheimnisvollen gemeinsamen Gründen des Lebens stammt, wird versuchen, innerhalb der Verantwortungen der realpolitischen Welt zu wirken, Macht und Gewalt als Mittel, nicht als Herrn des politischen Schaffens zu behandeln. „Denn obwohl oder vielmehr grade weil Macht das unvermeidliche Mittel und Machtstreben daher eine der treibenden Kräfte aller Politik ist, gibt es keine verderblichere Verzerrung der politischen Kraft als das parvenumäßige Bramarbasieren mit Macht und die eitle Selbstbespiegelung in dem Gefühl der Macht, überhaupt jede Anbetung der Macht rein als solche. Der bloße Machtpolitiker, wie ihn auch bei uns ein überaus eifriger Kult zu verklären sucht, mag stark wirken, aber er wirkt in der Tat ins Leere und Sinnlose.“ Von solchen klarfesten Grundlagen politischer Welterkenntnis aus war Max Weber ein leidenschaftlicher Publizist. Er war die vielleicht tiefste treibende Kraft in Naumanns national-sozialer Bewegung. Er war gleich kühn und stark in seiner Gegnerschaft gegen alle (schnellfertig für „gottgewollt“ erklärten) Abhängigkeiten der Gewalt, wie gegen alle real verderblichen Orgien der „reinen“ gottbegeisterten Ideen. Er war ganz gewiß der heimliche Kaiser aller demokratischen Geister, die es in einem von Klasseneigensinn und Klasseneigennutz noch nicht festgefahrenen Sinne überhaupt in Deutschland gab.

Der allzu heimliche Kaiser! Daß ein Mann von Max Webers ungeheurer Aktivität in freier Wahl auf die Dauer die wissenschaftliche Arbeit der praktischen Politik vorgezogen habe, ist natürlich auch dann nicht wahr, wenn er es zeitweise selbst geglaubt haben sollte. Die Dinge liegen vielmehr so, daß das deutsche Bürgertum den monumentalsten Beweis seiner auch sonst ja ausreichend verbürgten politischen Unfähigkeit gab, als es diesen Mann nicht an seine Spitze stellte. In jener außerordentlichen Schrift über die „Politik als Beruf“ steht der Satz: „Ich

könnte aus jeder Partei zahlreiche Namen nennen, die Tragödien der politischen Laufbahn bedeuteten, weil der betreffende Führer Qualitäten hatte und eben um des willen von den Honoratioren nicht geduldet wurde.“ Nach Naumanns Tode versuchte ich, die Aufmerksamkeit einiger Parteihonoratioren darauf zu lenken, daß überhaupt nur noch ein Mensch die geistige Größe, die moralische Energie, den persönlichen Wuchs habe, um als Führer der demokratischen Partei stütlichen Zusammenhalt, politische Würde und werbende Kraft zu sichern: dieser eine sei Max Weber. Ein Mensch, den überhaupt niemand ansehen könne, ohne zu fühlen, wie Napoleon beim Anblick Goethes empfand: „Voilà un homme.“ Es versteht sich, daß die Parteihonoratioren mir überhaupt nicht geantwortet haben. Riesengroß, hoffnungslos.

Trotzdem muß man die Tragödie Max Weber nicht in dem Sinne sentimental betonen, als ob er selbst der am meisten Leidtragende in ihr gewesen sei. Gewiß wird die fehlende Möglichkeit weitreichenden politischen Schaffens als ein Stachel in der Brust dieses Berufenen gesessen haben: aber seine Kraft war doch viel zu mannigfaltig und reich, als daß er auch nur einen Tag in stummem Groll hätte verbringen können, daß ihn, den hinreißenden Dozenten, den ungewöhnlichen Schriftsteller, den gründlichen Forscher, nicht immerfort neue Aufgaben in glücklichster Bewegung gehalten hätten. Nein, der tiefe leidtragende Teil der Tragödie ist das deutsche Volk, das sich in all seiner bitteren Armut an politischen Talenten die Ausnutzung einer solchen Kraft entgehen ließ! Daß Max Weber kein politischer Führer der Deutschen wurde, war in sehr viel höherm Grade unser Unglück als das seine, und auf seinen Grabstein sollte man den Spruch der französischen Akademie für Molière variieren: „Nichts fehlte zu seiner Größe; er fehlte der unsern.“

---

## **Scheers Erinnerungen von L. Persius**

---

Nun hat auch Admiral Scheer, der Führer unsrer Flotte in der Schlacht vor dem Skagerrak, seine ‚Persönlichen Erinnerungen‘ — unter dem Titel: ‚Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg‘ — (bei August Scherl GmbH. zu Berlin) veröffentlicht. Scheer schreibt einfach, knapp, gradlinig, also wie’s Brauch beim Seeoffizier der alten Zeit war. Aus Herrn von Tirpitzens Erinnerungen, die man zuweilen „geistvoll“ nennen hört, sprach gar zu offensichtlich das Bemühen, seine Verdienste in den Vordergrund zu schieben, jedwem gegen ihn erhobenen Vorwurf zu begegnen. So gab er wenig Positives. Seine ‚Erinnerungen‘ sind vielfach Polemik. Anders Scheer. Er brauchte keine Verteidigungsschrift zu verfassen, und als bescheidener und kluger Mann verzichtet er darauf, das, was er geleistet hat, zu betonen. Vorsichtig und zurückhaltend in seinem Urteil, schiebt er dennoch eine beträchtliche Dosis scharfer Kritik zwischen die Zeilen. Das wird freilich wohl nur der Fachmann merken. Tirpitz bekommt, wenn

sein Name auch nicht in dem Zusammenhang genannt wird, sein Teil ab, wie Holtzendorff und alle die Andern.

Scheer überschüttet den Leser mit einer Fülle von Tatsachen, die der breiten Masse bisher unbekannt geblieben sind. Sein Buch nähert sich einer allgemein verständlichen Darstellung des Seekriegs, auch wenn es hauptsächlich vom Wirken der Hochseeflotte berichtet. Deshalb ist die Veröffentlichung zu begrüßen. Denn eine umfassende amtliche Geschichtsschreibung des Seekriegs — falls wir sie überhaupt erleben — wird noch lange auf sich warten lassen. Und wie wird sie dann ausschauen?! Selbstverständlich darf der Leser nicht vergessen, daß es sich um die Schilderung eines beteiligten Seeoffiziers handelt, der durch stark nationalistisch geschliffene Gläser sieht.

Es können nur einige, besonders bemerkenswerte Feststellungen aus Scheers Buch herausgegriffen werden. Die Bedeutung der U-Boot-Waffe wird voll gewürdigt.

Das U-Boot ist die leistungsfähigste Waffe für Fernwirkung.

Die andre hervorragende Eigenschaft des U-Boots ist seine Selbständigkeit, das heißt: die Unabhängigkeit von der Unterstützung und dem Zusammenwirken mit Schiffen andern Typs. Das U-Boot braucht keine Hilfe zum Angriff und ist auch für die Abwehr nicht so auf die Geschwindigkeit angewiesen wie Ueberwasserschiffe, da seine Tauchfähigkeit den sichersten Schutz bietet.

Ueber die See-Ausdauer der U-Boote liest man:

Die U-Boote waren allen andern Ueberwasser-Schiffen der Flotte überlegen. Besonders die Torpedo-Boote konnten sich nicht im entferntesten mit den U-Booten messen. . . . Die Kriegsführung zur See hat durch die U-Boote eine entscheidende Wendung erhalten.

Ferner wird die interessante Mitteilung gemacht, daß sich bereits am Anfang des Krieges U-Boote bis elfeinhalb Stunden unter Wasser aufgehalten haben.

Auch mit dem Lob auf die englischen U-Boote spart Scheer nicht. Wir hörten während des Krieges von Herrn von Tirpitz oder seinem Presseamt, daß die Engländer nur ganz mangelhaftes U-Boot-Material hätten, daß der Aktionsradius ihrer U-Boote nicht über die Nordsee reiche. Scheer schreibt schon im Oktober 1914:

Die feindlichen U-Boote waren vor der Ems und in der innern deutschen Bucht sehr rege. Es verging kaum ein Tag, an welchem nicht Meldungen vom Sichten feindlicher U-Boote vorlagen.

Der Vorstoß auf Libau unterblieb, weil die mehrfach eingelaufenen Nachrichten von der Rührigkeit englischer U-Boote in der Ostsee es richtiger erscheinen ließen, von dem Unternehmen Abstand zu nehmen.

Dann erfährt die breite Öffentlichkeit zum ersten Mal etwas über einzelne Torpedierungen unsrer Schiffe durch britische U-Boote: So wurde das Linienschiff 'Westfalen', das im Flottenverband fuhr (!), am achtzehnten August 1916 torpediert.

Immer wieder wird die Klage über die zu geringe Zahl unsrer U-Boote laut. Als einmal eine Handvoll zur Verfügung stand und die Boote nach einem Punkt gesandt wurden, wo sich die britische Flotte aufhielt, da, so erzählt Scheer:

fühlte sich der englische Admiral, wie aus späteren Meldungen von englischer Seite hervorgeht, wie in einem Hexenkessel von U-Booten, und er zog es vor, sich schleunigst nach Norden zurückzuziehen.

Ueber die Zahl unsrer U-Boote findet man folgende Angaben:

Die Zahl der Boote, die wir im Anfang des Jahres 1915 im Handelskrieg verwenden konnten, betrug etwa 24. Der Zuwachs an Neubauten hatte sich in den ersten Kriegsmonaten mit dem Verlust ungefähr ausgeglichen. Auch war es notwendig geworden, der U-Boot-Schule mehrere Fahrzeuge zur Verfügung zu stellen zur Ausbildung der Besatzungen für die in Bau gegebenen Neubauten. Mit dieser Anzahl von 24 Booten war es nur möglich, etwa drei bis vier Stationen dauernd besetzt zu halten . . . Als der uneingeschränkte U-Boot-Krieg am ersten Februar 1917 eröffnet wurde, waren in der Nordsee 57 Boote . . . Im allgemeinen war damit zu rechnen, daß ein Boot nach vierwöchentlicher Seefahrt eine ebenso lange Instandsetzungsdauer auf der Werft beanspruchte.

Das Presseamt des Admiralstabs verbreitete im Kriege, wie wohl noch erinnerlich, das englische Geleitwesen sei gänzlich verfehlt. Was sagt Scheer?

Eine große Erschwerung für den Erfolg der U-Boote bildete auch das Zusammenfassen der englischen Schifffahrt in Geleitzüge, die je nach Größe und Wert der Schiffe durch leichte Fahrzeuge oder auch größere Kriegsschiffe gesichert waren.

Als Scheer — zum Chef der gesamten Seekriegsführung ernannt — sich bei der zuständigen Stelle des Reichsmarineamtes erkundigte, warum seit dem Januar 1917, wo man den uneingeschränkten U-Boot-Krieg beschlossen hatte, nicht mehr U-Boote gebaut wurden, erhielt er die Antwort: „Auf Grund des Beschlusses des verschärften U-Boot-Krieges ist eine großzügige U-Boot-Bestellung zunächst nicht erfolgt.“ Einen bestimmten Grund für diese eigenartige Baupolitik konnte Scheer nicht erfahren, das spricht er besonders aus. Aber wir wissen, daß man eben in unsern leitenden militärischen Kreisen annahm, unsre Feinde würden in spätestens sechs Monaten zu Boden geschmettert sein, und da war es eben nicht mehr nötig, U-Boote zu bauen!

Ueber die Verluste an U-Booten berichtet Scheer:

In der Marine hat die U-Boot-Waffe die schwersten Verluste zu ertragen gehabt. Die Zahl der auf kriegsmäßigen Unternehmungen verloren gegangenen Boote hat fünfzig Prozent erreicht. Im ganzen sind 360 U-Boote zur Verwendung gekommen, von denen 184 Boote auf ihren Kriegsfahrten verloren gingen.

Wohlverstanden: „auf ihren Kriegsfahrten“! Scheer erwähnt nicht, wie viele Boote sonst noch verloren gingen, bei Probefahrten und andern Gelegenheiten.

Wie denkt Scheer über die Linienschiffsschöpfungen des Herrn v. Tirpitz?

Der Untergang der ‚Pommern‘ hatte die Sinksicherheit dieser Schiffsklasse leider als nicht genügend groß gezeigt, um sie in ein schweres Gefecht zu verwickeln. Die Taktik der Engländer ließ erwarten, daß unser II. Geschwader weder mit seiner Artillerie noch dem an Bord befindlichen ältern Torpedomodell, dessen Reich-

weite unter 6000 Meter lag, zur Waffenwirkung kommen würde. Ich verzichtete daher künftig auf die Mitnahme dieser Schiffe.

Das II. Geschwader bestand aus „Deutschland“, „Pommern“, „Schlesien“, „Schleswig-Holstein“, „Hannover“ und andern Schiffen, die von 1904 bis Mitte Dezember 1906 vom Stapel gelaufen, mit vier 28-cm.-Geschützen bestückt waren und etwa 18 bis 19 Knoten liefen, während die „Dreadnought“ am zehnten Februar 1906 vom Stapel gelaufen, mit acht 30,5-cm.-Kanonen armiert war und 21,5 Knoten Geschwindigkeit hatte.

Bemerkenswert ist, daß Scheer auch den berühmten „Risiko“-Gedanken seines Herrn und Meisters Tirpitz — Scheer war viele Jahre lang sein erster „Handlanger“ — preisgibt. Tirpitz meinte, für Deutschlands Sicherheit eine Flotte bauen zu müssen, die so stark sei, daß auch der seemächtigste Gegner sich scheuen würde, sie anzugreifen. Scheer schreibt:

Das Risiko, das unsre Flotte gegen den Angriff einer überlegenen Seemacht bilden sollte, war durch die englische Politik für diesen Krieg bedeutungslos geworden. Sie hatte sich die Koalition der nächststärksten Land- und Seemächte gesichert und durfte sich der wohlwollenden Neutralität der Vereinigten Staaten von Nordamerika erfreuen, bis auch diese auf die Seite unsrer Gegner traten. Dennoch vermied es England, das Uebergewicht seiner Flotte irgendwie im Kampfe aufs Spiel zu setzen, sondern hatte sich zum Ziele seiner Seekriegsführung gesetzt: Deutschland von jeglicher Zufuhr über See abzuschneiden und es durch Vorenthaltung von Lebensmitteln und Rohstoffen auszuhungern.

Das war eben „kluge“ englische Politik, im Gegensatz zu der törichten Risiko-Politik des Herrn v. Tirpitz, die uns Englands Mißtrauen, den Krieg und die Niederlage bescheren mußte.

Scheer gesteht das völlige Versagen der Zeppelin-Luftschiffe ein. Er sagt, sie seien nur bei Schönwetter zu gebrauchen gewesen. Die Flotte hätte sich nach den Luftschiffen richten oder auf sie verzichten müssen. Er faßt sein Urteil dahin zusammen:

Die militärische Laufbahn des Luftschiffes wird man wohl als abgeschlossen ansehen können. Die Technik der Luftschiffahrt ist durch die Kriegserfahrungen so gesteigert werden, daß der Luftschiffsverkehr im Frieden große Vorteile ziehen wird und die Erfindung des Grafen Zeppelin als Kulturfortschritt erhalten bleibt.

Ueber die Verluste werden folgende Angaben gemacht:

Von 61 Zeppelin-Luftschiffen, welche der Flotte im Laufe des Krieges zugeteilt waren, sind 17 mit voller Besatzung durch feindliche Gegenwirkung zugrunde gegangen; 28 Luftschiffe büßten wir durch Strandung oder sonstige Unglücksfälle, wie Hallenbrand oder Explosion, ein, 6 Schiffe gerieten in Gefangenschaft und 6 mußten wegen Unbrauchbarkeit außer Dienst gestellt werden. 10 waren am Schluß noch verwendungsfähig vorhanden.

Sympathisch berührt, daß Scheer nicht den sonst im Seeoffizierkorps üblichen Engländerhaß mitmacht, der vielfach zu ganz ungerechten Urteilen führte. Er erkennt, zum Beispiel, willig die Rettungsaktionen an, die englische Mannschaften unsern Leuten bei Schiffsverlusten zuteil werden ließen.

Sobald das Feuer auf allen Seiten eingestellt war, machten sich die englischen Fahrzeuge mit großer Energie daran, die Ueberlebenden aus dem Wasser zu fischen. Ein — englischer — Zer-

störer legte sogar auf Zuruf von ‚Mainz‘, die bis gegen zwei Uhr nachmittags noch keine Schlagseite hatte, am Heck an, um Verwundete an Bord zu nehmen.

Und bei einer andern Gelegenheit heißt es:

Die überlebenden Mannschaften wurden von den Engländern nach Möglichkeit gerettet.

Das lautet anders, als was uns die Preßämter des Reichsmarineamts und Admiralstabs „zur Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften“ im Kriege immer autgetischt haben.

Scheer glaubte bis zuletzt an unsern Sieg. Als jede Hoffnung schwand, klammerte er sich noch an den Gedanken, wir könnten es durch den U-Boot-Krieg schaffen. Er spricht von seinem „Erfolg, der nicht ausbleiben konnte, wenn wir alle Entbehrungen lange genug ertragen hätten“. Hatte Scheer auch nur eine leise Vorstellung von den Entbehrungen, die der einfache Soldat und Matrose, die das Volk daheim zu tragen hatten? Es war der große Denkfehler unsrer leitenden Militärs, daß sie ohne Kenntnis der Zustände „da unten“ und „da hinten“ meinten, sich gegen die gesamte Welt behaupten zu können. Sie waren sämtlich alldeutsch infiziert. Diese Erkenntnis wird durch die Lektüre von Scheers ‚Erinnerungen‘ gefördert.

\*

Ich persönlich fühle mich verpflichtet, dem Admiral Scheer Dank zu sagen für die fast vollständige Bestätigung alles Dessen, was ich vor einem Jahr an dieser Stelle und dann in dem Büchlein ‚Der Seekrieg‘ veröffentlicht habe. Vielfach fällt Scheer eine weit schärfere Kritik, als ich es getan. Ein Beispiel. Ich bemängelte die offensiven Eigenschaften der Zeppelin-Luftschiffe, ließ ihnen jedoch die Betätigung im Aufklärungsdienst. Scheer kommt zu einem gänzlichen Verdammungsurteil.

---

## Klio mit dem Griffel von Ignaz Wrobel

Der Feldherr stand da und sagte: „Laßt mich. Ich trage die Verantwortung. Vor der Geschichte werde ich dereinst . .“ Und da ließen sie ihn gewähren. Warum?

Geschichte: das war der ehrfürchtige Schauer des Gymnasialabiturienten, der den vermaledeiten Peloponnesischen Krieg lernen mußte, und den Siebenjährigen und den Dreißigjährigen. Und bei allem Aerger blieb doch das Gefühl haften, daß das damals Historie gewesen sei, wahrhafte Geschichte. Aber jetzt, 1909, die Regierungszeit unsres Kaisers: das war ja nichts Rechtes, und da standen auch im Geschichtsbuch nur einige allgemeine patriotische Redensarten — Geschichte war das nicht.

So hatte man gelehrt: Geschichte — das waren glänzende Schlachten und in Wehr schimmernde Feldherren und Reichsdeputationshauptschlüsse und große Konzile und Kongresse und all das. Puder und Blut — das war Geschichte. Und vielleicht noch der Krieg 70/71. Ja, der auch noch. Die Gegenwart: das war keine Geschichte.



Und nun der Weltkrieg . . . Und nun die große Zeit . . . Daher die ungeheure Begeisterung all Jener, die da glaubten, die Weltgeschichte schreite ruckweis vorwärts, und die nichts davon wußten, daß sie im geheimnisvollen, leisen Weben tagaus, tagein langsam wirkt, unaufhörlich, unmerklich . . .

Nun waren sie auch dabei! Nun — das war Historie. Jetzt hatten sie die Chance, auch einmal von ihren Enkeln auswendig gelernt zu werden, und Gnade Gott dem kleinen Moritz, der im Jahre 1984 nicht wissen würde, wer den Durchbruch bei Gorlice . . . Das war es. Mächtiger reckten sich die Heldenbrüste, heller strahlten die Augen — Geschichte! Geschichte!

\*

Und als die große Zeit um war und kleiner und kleiner wurde: da erlebten wir einen Zank um die zukünftige Eintragung dieser Ereignisse in die künftigen Geschichtsbücher, und ein Feilschen hub an und ein Anklagen und Fälschen und Verteidigen — und der Mommsen des Jahres 1984 wirds schwer haben. Man erzählt von einem alten französischen Geschichtsschreiber, daß er sich einen Straßenkrawall, den er und seine Freunde vom Fenster aus gesehen hatten, von ihnen allen der Reihe nach schildern ließ. Und jeder schilderte ihn anders. Und da ging er hin und warf einen dicken Band seines neuen Werkes ins Feuer, weil er meinte: wie müßten nun erst seine Quellen beschaffen sein, diese alten Quellen, aus denen er geschöpft hatte —!

Klios Griffel kratzt. Objektiv ist sie auch nicht, weil ja Niemand hienieden objektiv ist, und es hängt von tausenderlei Faktoren ab, was sie da auf ihre Schiefertafel malen wird, mit der wir sie immer abgebildet sehen — aber von der Wahrheit hängt's wohl kaum ab. Man lese einmal die Darstellung der pariser Commune in den deutschen Geschichtsbüchern und bei Kautsky, und man wird einen kleinen Begriff bekommen . . .

Und heute schreibt Klio mit der Schreibmaschine, es geht ganz schnell — was gestern geschehen ist, hat morgen bereits seinen authentischen, unumstößlichen Geschichtsschreiber: aber wahrer ist's dadurch auch nicht geworden.

Klio! Lösch aus! Es ist falsch, was du schreibst . . .! Nicht die Heimat hat ein Heer von hinten erdolcht, und Arco ist kein Volksheld edler Qualität. Sie aber malt unverdrossen und sagt: „Ich habe aus den Quellen geschöpft —!“

\*

Und wenn sie nun selbst die Wahrheit schriebe? Wenn alles richtig wäre, was zukünftige Historiographen aufmalen — was dann? was dann?

Dann ist es noch so, und keine Schuld findet dadurch eine Sühne.

„Vor der Geschichte wird dieser Mann dastehen als Einer, der . . .“ Schreckliche Drohung! Vor der Geschichte? Gut. Und heute? Und heute sitzt er in seinem Schlösschen, hat einmal die Verantwortung getragen — so, wie man einmal einen Frack getragen hat, den man ja auch wieder ausziehen kann — und läßt sich wohl sein. Vor der Geschichte? Und Hunderttausende sind verblutet, weil dieser Eine es gewollt hat, und Frauen wanden sich in Krämpfen und verfluchten seinen Namen, und er trug die Verantwortung. Vor der Geschichte.

Wen tröstet das? Wem hilft das? Ist uns damit geholfen, daß die Schulbuben im Jahre 2000 bestenfalls — was ich aber nicht glaube — lernen werden, die Militärs hätten Deutschland ins Unglück gestürzt und es darin ein Schlamm- und Blutbad nehmen lassen? Werden wir dadurch besser? Wird damit Einer bestraft?

Wir haben gelernt, Wallenstein sei ein Verräter gewesen. (Nicht einmal das steht fest.) Nun — und wem schadet das etwas? Unmittelbare Nachkommen des Mannes, denen das die Heiratschance verdürbe, gibt es nicht mehr — und wir haben ein totes Faktum gelernt, das allenfalls Dichter zum Widerspruch reizt. Wir haben gelernt, Cicero sei ein braver Mann gewesen und Catilina ein schlechter. (Nicht einmal das steht fest.) Nun — und? Und Vieles haben wir garnicht gelernt oder doch sehr mangelhaft und Vieles falsch — und das Richtige?

Und das Richtige ist uns bestenfalls ein wirksames Zitat. Hätten die Jakobiner mit den Bourbonen nicht abgerechnet —: unsre Schulkinder haben dem sechzehnten Ludwig nicht mehr sonderlich geschadet. Unser Bedauern mit den Inkas hilft nicht mehr viel — sie sind untergegangen, und Cortez steht vor der Geschichte da als Einer, der . . . Ob es ihm Kopfschmerzen gemacht hat —?

Meine Lieben, das ist eine Phrase, das mit der Geschichte. Klio kritzelt: richten kann sie schon deshalb nicht, weil man mit einem Griffel nicht richten kann, wenn man kein Schwert hat — und vor allem, wenn der Delinquent bereits tot ist.

Bei uns ist das so: solange eine Unternehmung dauert, lehnen die Führer jeden guten Rat mit dem Hinweis auf ihre „Verantwortung“ ab — und wenns aus ist, dann gehen sie alle ruhig nach Hause, und Niemand darf ihnen etwas tun. Denn man darf doch den ordentlichen Gerichten nicht vorgreifen . . . Den armen ordentlichen Gerichten, die außerordentlichen Ereignissen manchmal nicht ganz gewachsen sind.

Laßt, laßt. Auf Klio ist kein Verlaß. Herrn Ludendorff ist es gleichgültig, was sie sagt — denn er wirds nicht mehr erleben.

Wir: wir wollen die Geschichte sein.

# Industriekapitäne von Hans Ganz

## VI.

### August Thyssen

Der neue Reichskanzler, der von Profession Rechtsanwalt ist, und der es durch eine pathetisch-weinerliche Regierungs-Erklärung fertiggebracht hat, daß ihn die Unabhängigen unglaublich schonend aufnehmen, dieser Doktor Fehrenbach verteidigte nicht nur vor einigen Monaten den steinreichen Besitzer des berliner Luxus-Restaurants Hiller (Unter den Linden), der sich den Teufel um alle Rationierungs-Vorschriften kümmert und dennoch durch Fehrenbachs advokatorischen Beistand freigesprochen wurde. Herr Fehrenbach nahm sich letzthin in seiner süddeutschen Heimat auch eines armen Brandstifters an, der ihm irgendwie empfohlen worden war. Die Sache kam vor die Geschworenen, kleine badi-sche Bauern. Diese Bäuerlein behandelte Landsmann Fehrenbach nach einem Rezept, das sich schon vor komplizierter denkenden Hörern oft bewährt hat: nachdem der berühmte Verteidiger und Präsident der hohen Nationalversammlung unter vielen Komplimenten für den Scharfsinn des Herrn Staatsanwalts und die erhabene Gesinnung des Gerichtshofes, insbesondere seines Vorsitzenden, die Rechts- und Sachlage im Sinne des Angeklagten dargestellt hatte, rief er — fast, wie bei seiner Antritts-Kanzler-Rede im Reichstag — mit einer Stimme, die wiederholt in Schluchzen überging: „Gott ist mein Zeuge! Vor unserm Herrn, dem Allmächtigen, werdet Ihr einst Euern heutigen Wahrspruch zu verantworten haben! Und wehe Euch, wenn er als ungerecht befunden wird!“ Je länger Fehrenbach sprach, desto kleiner wurden die Bäuerlein, desto tiefer sanken sie in sich zusammen, und da sie es sich natürlich wegen eines einfachen Brandstifters mit Gott selbst nicht verderben wollten, ließen sie den zweifellos Schuldigen ungestraft laufen.

Ungefähr ebenso klug wie der gegenwärtige Zentrums-Kanzler ist der größte Zentrums-Industrielle Deutschlands: August Thyssen. In dem blut-armen, entsetzlich verschuldeten Deutschen Reich, das sich längst im Status des Bankrotts befindet, das auch durch ein Wunder seinem Finanz-Elend nicht entrinnen kann, in diesem Land hat Herr Thyssen Privat-Eigentum, das zwar nicht ganz so groß ist wie der Besitz des Milliardärs und volksparteilichen Reichstagsabgeordneten Hugo Stinnes, das aber nach sachverständigen Schätzungen doch eine halbe Milliarde übersteigt. Herr Thyssen wird sicherlich bereit sein, dem Steuer-Kommissar bei Gott, dem Allwissenden, zu schwören, daß der größte Teil seiner Anteile an deutschen Eisen- und Kohlen-Unternehmungen in Wirklichkeit holländischen Banken gehöre, denen er sie für Schulden verpfändet hat, weil er diese bei dem jet-

zigen Stande der Markwährung selbstverständlich anders nicht bezahlen konnte. Und den deutschen Steuer-Kommissar möchte ich sehen, der einem Groß-Industriellen vom Range Thyssens, einem frommen katholischen Herrn, der jeden Sonntag zur Kirche geht, einem Mann, der in Ehren weiß geworden ist und — mit seinen neunundsiebzig Jahren — dem Rande des Grabes (das ist mit etwas Schluchzen zu lesen!) sich zubewegt, einen kleinen Faisch-Eid zuhört! So ist die Verwandlung immobilien deutschen Besitzes in sicherere holländische Gulden und die Uebertragung von bedeutenden Vermögensstücken auf holländische Banken, denen man nichts beschlagnahmen, und die man einer Sonder-Steuer nicht unterwerfen darf, an denen man aber durch gute Freunde beteiligt sein kann, eine Sache, die vor den irdischen Mächten in bester Ordnung ist. Und mit den himmlischen Mächten setzt man sich auf die anständigste Art auseinander, die die Kirche kennt: Man geht zur Beichte, und der Herr Pfarrer vergibt dem guten Sohn die unbedeutenden Sünden. Denn solche Vermögens-Verschiebungen von wenigen hundert Millionen Mark sind wahrhaftig Kleinigkeiten. Erstens bei dem gegenwärtigen Mark-Kurs! Zweitens entzieht man das Geld nur den roten Hunden, den verfluchten Arbeitern! Und drittens wird man zu Gunsten des großen deutschen Vaterlandes eines Tages, wenn sich die Verhältnisse günstiger gestaltet haben, auf diese schönen Reserven im Ausland zurückgreifen können.

Auch in vielen andern praktischen Dingen ist der Parteifreund des Reichskanzlers Fehrenbach ein schlangen-kluger Mann. Er ist nicht eitel, und wenn es nach ihm ginge, wüßte die Oeffentlichkeit von ihm überhaupt nichts. Nur des lieben Geldes wegen macht man von sich manchmal reden. Nur wenn man die Chance hat, verlorene Schätze zu retten, läßt man sich und die intimsten Familiengeschichten durch die Skandal-Rubriken der Zeitungen Europas schleppen. August Thyssen hat nämlich drei Söhne, von denen der älteste, Josef, im Hause des Vaters wirkt und am Besitz wie am Gewinn beteiligt ist. Der jüngste Sohn, Heinrich, lebt als ungarischer Baron und Gutsbesitzer in Preßburg, das heute zur Tschecho-Slowakei gehört. Thyssens Zweitgeborener, wie der Vater August geheiß, hat einige Millionen durchgebracht und ist etwa vor einem Jahrzehnt in einen regelrechten Konkurs geraten, der ihn ins übliche Strafverfahren und in eine ungewöhnliche, recht komplizierte Duell-Affaire verwickelte. Die Gläubiger von August Thyssen junior und dieser selbst führen jetzt noch Erbschaftsprozesse über Prozesse gegen Thyssen senior, und es ist bezeichnend für die Klugheit des alten Thyssen, wie fest die Eingeweihten davon überzeugt sind, alle erbitterten Rechtsstreitigkeiten zwischen Vater und Sohn seien eitel Scheingefechte, und hinter den Kulissen seien die Beiden sich längst einig darüber, daß in jedem Fall die Wucherer, die so leicht-

sinnig waren, dem jüngern Thyssen zu pumpen, schließlich die betrogenen Betrüger sein würden.

Man nennt Thyssen zuweilen den deutschen Carnegie, und Tatsache ist, daß er sich aus dem Nichts hinaufgearbeitet hat. Nur kam er nicht — wie der in Schottland geborene Yankee — schnell vorwärts. Mit vierzig Jahren besaß Thyssen noch ein höchst bescheidenes Vermögen. Erst vor drei Jahrzehnten begann er, sich auszudehnen. Das erste wirklich große Geschäft machte er im Jahre 1902. Er verdiente daran fünfzehn oder auch zwanzig Millionen Mark auf einen Hieb. Er verkaufte nämlich dem preußischen Staat eine Reihe von Kohlenfeldern, die er kurz vorher selbst mit fremdem Geld erworben hatte. Der Reingewinn entsprach also ganz und gar der Mühe und dem Risiko, womit die Transaktion verbunden war. Vor allem war es höchst patriotisch, beim Staat nicht einen noch größern Schnitt zu machen. Und insbesondere ist dieser Ursprung des Thyssenschen Vermögens ein Argument gegen die Sozialisierung des Privat-Eigentums.

Ein noch glücklicherer Wurf war es letzten Endes, daß sich Thyssen der Gewerkschaft Deutscher Kaiser zu Brückhausen am Rhein, dicht neben der Gutenhoffnungshütte in der Nähe von Duisburg bemächtigte. Die von Thyssen gebauten Hochöfen und Stahlwerke liegen auf den eignen Kohlen, und der vorüberfließende Rhein führt die Erze zu und einen Teil der Produkte ab. Das ist angenehm und sehr billig. Freilich: dieser Kauf war eine gefährliche Geschichte. Um diese Werke aufzubauen und das Ganze wirtschaftlich und finanziell durchzuhalten, dazu brauchte man Riesenmittel. August Thyssen türmte gradezu irr-sinnige Schulden auf. Er stand bei den berliner Großbanken unerhört hoch in der Kreide, der solideste Bankier Berlins sagte mir im Frühjahr 1914, daß er Herrn Thyssen senior und seine Unternehmungen für denkbar problematische Erscheinungen halte, und wahrscheinlich wäre Herr Thyssen doch noch eines Tages an seinem Ausdehnungstrieb zugrunde gegangen, wenn der Weltkrieg nicht gekommen wäre. In diesem wurde er ein Kanonen-Lieferant beinah Kruppschen Stils. Er hat sich am Tode von anderthalb Millionen jungen deutschen Menschen und am wirtschaftlichen Zusammenbruch Deutschlands vollständig gesund gemacht. Und von dem Augenblick, wo auch er — der durchaus das Erzbecken von Briey und Longwy für Deutschland haben wollte, weil er dort die schönsten Erz-Interessen hatte — wo auch er erkannte, daß sich Ludendorff gründlich verspekuliert hatte, von diesem Moment hatte er nur Eine Sorge: möglichst viele von den im Krieg erworbenen Millionen ins sichere Ausland zu schaffen. Auch diese Aufgabe hat er — gemeinsam mit dem Vaterlandsfreunde Stinnes — annähernd vollkommen gelöst. Gott, der Herr, sei dafür gesegnet! Amen!

# Bunte Reise von Otto Graf

## Vorspiel

Alles war recht und schön. Der einzelne Herr ging beschwingten Schrittes seiner Wege. Links von ihm — um mit Ludwig Ganghofer zu reden — rauschte und plauschte die Isar, das wilde Bergkind. Kurz vor Lenggries kamen vier Bauernburschen. Gewehr über der Schulter. Weiße Binde und genau so besoffen wie vorher mit der roten. Begegnung. Riezlich raune Worte. Auseinandergehen.

Aber schon in Fleck wurden beiderseits die Blicke unverhüllt. Der des Wanderers sagte: Seht, welch ein harmloser heiterer Gesell sich eurer entzückenden Natur erfreut! Der der Bauern und Holzer aber: Verdächtig, was macht der Stadtfrack jetzt auf Oesterreich zu! Spar—tácus?!

Schließlich wurde kurz hinterm Zollhaus Fall ein Herr verhaftet. Er protestierte heftig. Trotzdem.

Man ging zurück. Man plauderte zusammen. Und es war recht erfreulich, bis auf den Fäkalienkübel im Gemeindegott und auf die Pritschendecke. Sie war das Erbe von etwa drei Handwerksburschengenerationen. Des Wachtmeisters Gesicht bei dem Verhör war am erfreulichsten: getränkt mit List und Schläue. Der Weißbegardehauptmann blendete auch durch Miene Sherlock Holmes. Auch der Assessor. Am allermeisten — selbstverständlich — der Herr Regierungsrat. Der Fremdling troff von Unschuld. In München ließ man ihn frei. Zwei Stunden später trug ihn der Zug nach Norden. Und es war gut so. Drei Stunden später wollten sie ihn wieder. Aber der Zug brauste längst durch die gesegneten Fluren des reichen Frankensandes, durch die herrlichen deutschen Gefilde mit ihrem arbeitsfrohen, reckenhaften Volk voll schlichter Treue — um mit Gustav Freytag zu schließen.

## Wunder

Eine weite Landschaft. Bewaldete Höhen, Größe und Ruhe atmend. Blau verdämmern die Wälder, und der Himmel wölbt sich klar und unberührt. Wälder, Wälder stürzen zu Tal von allen Bergen. Tief unten regt sich eine Mühle silbern funkelnd. Die Wiesen blühen.

Ich gehe weiter über Berg und Tal den Siebenwunderweg; die Sternenstraße.

## Die Eroberung Erfurts

Die Eisenbahner hatten ihren Präsidenten seines Amtes entkleidet. Nun stand er nackt. Nichts weiter als ein verkalkter Siebziger. Noske ertrug den Anblick nicht. In Nacht und Eilmarsch war er angerückt. Zuerst besetzte er den Bahnhof. Dann schlug er an allen Litfaß-Säulen Plakate an: Max Lewien. Von hinten und von vorne, von oben und unten, mit Zigarette und auch ohne sie. Darunter stand: Dreißigtausend Mark. Doch durften die Truppen sich nicht in die Stadt wagen.

Am Bahnhof standen sie mit Stahlhelm und Gewehr.

Und düster drohend gingen sie am Bahnhof hin und her.

Nach ein paar Tagen aber mußten sie wieder fort. Die Eisenbahner drohten mit Generalstreik, und alle konnte Noske nicht verhaften.

## Die breiten Treppen

Kleine Häuser, enge Straßen, Giebedächer, Erkerwinkel, kunterbunt Loggien und Galerien. Ein seichter kleiner Fluß, der algig riecht. Darinnen: weiße Glieder, Kleiderpatschen. Darüber: heiße Sonne.

Dann kommt ein Platz von Weite, Raum, Erlöstheit. Kein Denkmal, keine Anlagen. Rings — Palais des Bischofs inmitten — saubere, alte Bürgerhäuser mit blitzenden Türklinken. Zu Augsburg die Maximilian-Straße, und dieser Platz in Erfurt atmen Kultur und Sinn für Größe, für Raumwirkung. Schließlich Erinnerung daran, daß Erfurt viel bedeutete als Kreuzungspunkt: Süd-Nord; West-Ost.

In wundervollem vierfachen Sprung schwingt sich herab vom Domberg eine königliche Treppe. Kostbar funkelt der Dom. Zur einen wird die Treppe umfaßt von seinem dunklen Gewände, zur andern von der Klerisei mit ihrer stillen, vornehmen Fassade.

Schon sind unten die Menschen kinderhaft. Sonne scheint, und Vision lebt auf: In Gold der Kardinal. Auf seinem Haupte die Mitra. Purpurtalare, Baldachine aus Glanz und Seide. Das Prunkportal des Domes hinter sich, steht jetzt der Hohepriester auf höchster Stufe und erhebt die Monstranz.

In tausendfachem Funkeln strahlt, juwelenüberschüttet, die Prozession. Zu ihrer Linken steilt das dunkle Domgewände. Erzene Klänge, süßer Weihrauch und Silberschellen in Knabenhänden.

Die puppenhafte Menge unten stürzt ins Knie. Und schimmernd reckt der Kardinal sich höher auf.

## Konzert am Abend

Rund um den biedern Markt spielen die Laubengänge. An einer Seite steht zuckerbäckerhaft das Rathaus. Sonst niedliche kleine Häuser. Die Luft ist weich, und reife Sterne funkeln.

Epheustöcke, runde Marmortische am Bürgersteig vor der Conditorei. Das Schwirren vieler Stimmen, Lachen, Schleifen von Schritten, dazwischen Brunnenplätschern und Gläserklirren. Der Markt ist eingesponnen in blaues Dunkel. Unschuldiger Flirt in weißen Plättkleidern. Sie duften frischgewaschen. Rote Glacés, die Stöckchen balancieren; Zigaretten. Kleinmädchenzauber. Der Nachtwind atmet süßen Felderduft. Metallisch schwingt ein Ton langsam verzitternd. Dann setzen Hörner ein und schwellen an, und mählich wirds ein Walzer: Ra — tara — bumm — tara — tschin — tara — bumm!

Alle Gemüter werden kühner. Blicke und Hände deutlicher. Hüften beweglicher. Zufrieden sitzen die Pápas auf ihren Stühlen vor dem Kaffee. Rauchen und freuen sich der hübschen Tochter. Indes Mama, voll Tüll und Maschen, die Blicke teilt zwischen den strammen Söhnen und der Romanfortsetzung: Sigrid, die keusche Braut oder: Sei mein auf immerdar! von der Courths-Mahler.

## Bahnarbeiterstreik

Der D-Zug hielt in Naumburg und ging nicht weiter. Streik auf der Saale-Bahn. Herden von Menschen überschweben den Bahnsteig und stürmen die Schalter nach Auskunft. Achselzucken. Vor Jena seien die Schienen aufgerissen. Trotzdem fährt nachmittags noch ein Zug ab; zum Bersten voll. An Stationen fliegen da und dort drohende Fäuste hoch. Saalfeld und Schluß.

Die kleine Stadt ist im Nu überfüllt. Versteckt schmunzeln die Gastwirte. An allen Eck- und Enden Erörtern der Streiklage und Pläneschmieden. Zweiter Tag: noch immer nichts. Dafür fahren in Massen Bahnarbeiter mit frischem Kragen und sauberer Sonntagsmütze. In Erfurt soll Generalversammlung sein. Plötzliche Gerüchte: ein Zug geht ab. Belagerung des Bahnhofs. Jetzt streiken auch schon die Gepäckträger. Die Stimmung wird erregter: Erfurt — Regierungstruppen — Schießereien, schwirrt es herum. Koffern, Rucksäcke, Kisten, Kinderwagen — und alles schwarz von Leuten, die fahren wollen: Gänge, Vorräume, Wartesaal und Bahnsteig, Tische und Bänke. Die Schalerräume krachen in ihren Fugen. Die Beamten dort schwitzen. Fahrkarten-Nachzahlung, -Umtausch, -Kauf und -Verkauf. Ein Totengräbergesicht, hämisch und verbittert, schwingt die Glocke. Ruckartige Stille. Kein Zug mehr.

Im Städtchen werden Fahrgelegenheiten gesucht. Kutschen und Autos; alles nichts. Dräsine! Hat die Streikleitung zur Verfügung. Noch spät am Abend stehen die Fremden herum und schimpfen. Aber vorsichtig. Die Teilnehmer von Erfurt kommen zurück: lebhaft, voll Zuversicht. Junge Burschen lachen herausfordernd: Diesmal sind wir die Herren. Regierung — nachgeben — vierzigtausend Eisenbahner — zusammenhalten. Ihre Stimmung ist siegesbewußt. Und selbst ängstliche alte Männlein strahlen; getrauen sich. Sie fühlen ihre Macht zum ersten Mal im Leben. Auf vornehme Fremde prallen spöttische Blicke.

— Am nächsten Tag: Telegramm — Verhandlungen — Regierung nachgiebig. Die blauen Mützen lachen breit. Am Mittag geht der Zug.

## Dom zu Mainz

Sein Grundton ist romanisch. Romanischer Portale Harmonie: Stufe um Stufe, Säule um Säule und Bogenrund um Rund, so dringst du — mütterlich umfassen — ein. Die niedere Tür zum Tempelraum schimmert aus dunkler Tiefe dir entgegen.

Blutfinstere Erinnerungen werden wach: Vandalen brechen ein, und tausende von Flüchtlingen werden im Dom ermordet — Zerstörung — Brände rasen — Aufruhr — Wachtfeuer, wilder Kampf, Geharnischte im Dom. Die Gotik sprengt und weitet seine Räume. Die Seitenschiffe werden kühn durchbrochen. Riesige Pfeiler, mittlings aufgeschlitzt, die Hälfte abgetragen, so ist Raum für Kapellen.



Eine Grablegung. Drei Jünger, Maria und die Frauen vor Christi Leichnam. Zu Füßen und zu Häupten ihres Herrn stehen Johannes und Jakobus. Sie sollen über ihn das Laken schlagen. Tief verschattet ist Mariens Antlitz, und ihre Knie wollen brechen. Johannes stützt sie. Und sein Gesicht ist lichtvoll, denn er weiß: Der Herr wird wiederkommen.

Nur Magdalena steht allein. Wilde Verzweiflung hat ihr Kleid zerrissen. Frei glänzt das Haar, und nackt leuchtet der Hals. Trostloser Schmerz verwüstet ihr Gesicht. Der sie erhob, ihr Herr und Geliebter, er ist tot.

Auf romanischem Grundbau, auf gotischem Stockwerk thronen barocke Kuppeln. Und trotzdem herrscht ein Stil voll Ernst und Ewigkeit. Im Licht der Morgensonne oder am Abend muß man den Dom sehen; wenn er aufstrahlt wie Laurins Rosengarten.

### Völkerschlachtdenkmal

Das Wort ist ganz danach, und irgendwie klebt in der Luft: Wir treten mit Beten . . . Der schöne Blick ins Weite ist das Beste. Hernach die prächtige Akustik. Und dann ein strammes Kehrt.

Ein Steinehaufen in ägyptischer Katerstimmung. Doch fehlt noch die bengalische Beleuchtung. Der Tat-Urheber hat auch gewiß einmal von monumentaler Wirkung läuten, hören.

Exaktes Zeitsymbol: die fatzkenhafte Aufgeblasenheit. Sie glaubt, einer Idee durch nichts als Massigkeit gerecht zu werden. So sehr verkitscht, daß unsre Tante Emma vom „Daheim“ sich baß entsetzte.

---

## Berlin simultan von Walter Mehring

Im Autodreß ein self-made-gent!

Passage frei! Der Präsident!

Die Heilsarmee  
stürmt das Café!

Ein Jeistprolet verreckt im Dreck!

Ein Girl winkt mit dem Schottenband!

Ein Kerl feilscht am Kokottenstand!

Her mit 'm Scheck!

Schiebung mit Speck!

Is alles schnuppe!

Komm, süße Puppe!

Ob Keilerei,

Jeknutsch!

Eins zwei drei:

Rrrrutsch

mir den Puckel lang  
Puckel lang

der Berolina!

Kutsch auf dem Schuckelstrang

„Jroße Ballina“!

Berlin, Berlin!

Bei Mutter Jrün  
kann Jeder mang, kann Jeder mang, kann Jeder mang.

Das Volk steht auf! Die Fahnen raus!  
Bis früh um fünf, kleine Maus!

Im Ufafilm  
hoch Kaiser Wilm!  
Die Reaktion flaget schon am Dom!  
Mit Hakenkreuz und Blaukreuzgas  
Monokel kontra Hakennas,  
auf zum Pogrom  
beim Hippodrom!  
Is alles Scheiße!  
Bleibt mir vom Leibe  
mit Wahljeschrei  
und Putsch!  
Eins zwei drei:  
Rrrrutsch

mir den Puckel lang  
Puckel lang

der Berolina!  
Kutsch auf dem Schuckelstrang  
„Jroße Ballina“!  
Berlin, Berlin!

Die Rot'n und die Jrün'n —  
Berlin zieht blank, Berlin zieht blank, Berlin zieht blank!

Wem nie jelang der große Wurf  
bei Börsenbaisse, beim jrünen Turf!  
Wer nie sich fieht  
und Lude spielt!  
Die Juden raus! Die Bäuche rein!  
Mit Yohimbim zum Massenmord!

Hoch national der Klassenhort!  
Vom Fels zum Meer und Leichenstein!  
Allens det Jleiche:  
Biste erst Leiche —  
wozu 't Jeschrei?  
Und futsch!  
Eins zwei drei:  
Rrrrutsch

mir den Puckel lang  
Puckel lang

der Berolina!  
Kutsch auf dem Schuckelstrang  
„Jroße Ballina“!  
Liegste im Jrien,  
pfeift oben Berlin  
„Die Rasenbank“, „Die Rasenbank“, „Die Rasenbank“ . .

## Deflation? von Validus

Schon wieder ein neues Fremdwort für den armen Laien. Die Valuta hat sich ja schon einige Zeit eingebürgert, und mit der Inflation, der Aufblähung der Währung, haben wir uns allmählich auch abgefunden. Jetzt kommt ein drittes Wort: die Deflation. Nun, so ganz schwierig wird die Erklärung nicht sein, wenn man sich an das Wesen der Inflation erinnert. War diese die Aufblähung der Währung durch krankhafte Vermehrung des Notenumlaufs und der Bankguthaben, so ist die Deflation das Gegenteil: die Zusammenschrumpfung, die allmähliche Verringerung des Notenumlaufes und der Bankguthaben — der Beginn des Gesundungsprozesses.

Wie wird der etwa vor sich gehen? Man braucht sich nur zu erinnern, wie die Inflation entstanden ist. Sie hat den Ausgang genommen von einer Mißwirtschaft des Staates, der im Kriege riesige Bedürfnisse zu erfüllen und zu bezahlen hatte und dies auf dem bequemen Wege des Notendrucks tat. Oder genauer: er schrieb, ähnlich wie ein kapitalarmer Kaufmann, Wechsel aus, die sogenannten Reichswechsel, gab sie der Reichsbank, und diese druckte einen entsprechenden Betrag von Banknoten oder gab die Finanzwechsel weiter an die Privatbanken. Die Inflation wurde umso größer und schlimmer, je üppiger und verschwenderischer das Reich wirtschaftete, indem es Granaten und Kanonen und Kriegsteile herstellen ließ, und je größere Gewinne man der Industrie zusicherte. Will man also abbauen, so muß man die Gewinne wieder einziehen. Das geschieht in Form von Steuern. Die an Verschwendung gewöhnte Industrie muß wieder auf schmale Kost gesetzt werden. Statt einer Periode des großen Verdienens muß einmal das Gegenteil, vielleicht gar eine Zeit des Verlierens einsetzen.

Es sind immerhin Symptome vorhanden, daß wir in diese Periode eintreten; wir — das heißt in diesem Falle: die Gesamtheit der am Kriege Beteiligten, nicht ohne England und Amerika. Der Verlauf des Gesundungsprozesses? Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Am schnellsten werden wohl die Länder vorangehen, die schon im Kriege eine leidlich vernünftige Wirtschaftspolitik getrieben haben und besonders damals schon mit den Steuern nicht so anhielten wie etwa Herr Helfferich in Deutschland. Tatsächlich sehen wir denn auch die Deflationerscheinungen vor allem in den Vereinigten Staaten und in England, wobei die Dinge in England sich fast gesünder abwickeln als in den Vereinigten Staaten. So ist es, beispielsweise, dem britischen Schatzsekretär gelungen, für das laufende Fiskaljahr die Ausgaben unter die Einnahmen herunterzudrücken. Man kann die Fähigkeit der Engländer, nüchtern zu wirtschaften, gar nicht genug bewundern und muß endlich einmal versuchen, das Geheimnis dieser Eigenschaft aufzuspüren. Die Lösung ist so einfach. Der englische Zeitungsleser bekommt jede Woche in wenigen Ziffern den Stand der Einnahmen und Ausgaben vorgesetzt, und dadurch ist die Kritik geradezu gezwungen, jede Woche zu dem Stand Stellung zu nehmen und nötigenfalls ein Mißverhältnis aufzudecken. Bei uns ist man trotz mehr als anderthalb Jahren Republik immer noch bei dem alten Obrigkeitsprinzip. Wer kennt sich bei uns in den Einnahmen und Ausgaben aus? Wem stehen die Unterlagen zur Verfügung? Diese werden jedes Jahr einmal mit großer Verspätung gegeben, und selbst der aufmerk-

same Beobachter braucht erst allerhand Nachforschungen. Ausführungen von Ministern und Bankausweise, um sich ein Bild zu machen, das zudem oft falsch ist. Man möge also in Deutschland dazu übergehen, Woche für Woche einen Ausweis zu veröffentlichen. Dann wird auch endlich gespart werden, und der Anteil der Allgemeinheit an den Finanznöten wird sich vertausendfachen.

In England nun sind gewisse Deflationerscheinungen unverkennbar. Freilich sind sie noch keineswegs befriedigend. Die Indexziffer des „Economist“, jene Zahl, die den Stand der Teuerung anzeigt, ist von ihrem Höchststand erst um wenige Prozent zurückgegangen. Immerhin: ein Anfang.

In den Vereinigten Staaten sind die sensationell redigierten Zeitungen täglich voll von Artikeln über Deflation; aber vorläufig ist nicht viel mehr dabei herausgekommen als die Meldung, daß ein großes Warenhaus in Chicago alle Preise um zwanzig Prozent herabgesetzt hat. Ob es wirklich stimmt, bleibt abzuwarten. Aber wie denn: sogar in Amerika machen die Verhältnisse einen Gesundungsprozeß notwendig? Ach, unsrer eignen Sorgen war ein solche Ueberfülle, daß wir die amerikanischen Verhältnisse seit Jahr und Tag nicht mehr recht studiert haben und deshalb meinen, dort habe der Krieg Bereicherung auf Kosten Europas gebracht. Durchaus nicht. Die Milliardenereinnahmen aus den Kriegslieferungen stehen zum Hauptteil auf dem Papier — wann und wie wird das arme Europa seine Schulden zahlen können? Der greifbare Kriegserfolg ist drüben sehr zweifelhafter Art: die früher so geringen Steuern sind emporgeschneit, und eine Teuerung ist eingetreten, die zwar nicht russisch und nicht deutsch, aber für ein vom Kriege nur mittelbar berührtes Land doch ganz außerordentlich ist. Die Nutznießer sind einstweilen die arbeitenden Klassen, deren Löhne wahrscheinlich schneller gestiegen sind als die Teuerung, wobei das Einwanderungsverbot seine Wirkung nicht verfehlt hat. Es hat zu einer Knappheit an Arbeitskräften und dadurch zu Löhnen geführt, die manchmal gradezu fabelhaft sind. Ein Wochenlohn von 36 bis 40 Dollars ist knapp normal, und für gewisse Qualitätsarbeiter werden bis zu 80 Dollars die Woche bezahlt. Gleichzeitig scheint nach den, allerdings parteiischen, Versicherungen von Arbeitgebern die Arbeitsleistung stark zurückgegangen zu sein; aber selbst unparteiische Reisende versichern, daß die intensive Arbeitsleistung, die man drüben gewohnt war, stark abgenommen habe, daß man es sich auch drüben jetzt leichter mache. Von alledem die Folge ist eine gewisse Ueberspannung. Symptome deuten auf einen Umschwung, wenn nicht sogar auf eine Krise. Schon ist der Diskontsatz mächtig gestiegen, schon werden gute Papiere mit 8 Prozent Verzinsung kaum mehr gekauft, und schon ist zum mindesten auf einzelnen Großhandelsgebieten auch drüben ein Preisrückgang sichtbar.

So beginnt für die Vereinigten Staaten die Periode der Deflation. Wie sie in Deutschland vor sich gehen wird, weiß kein Mensch. Werden die jetzt ausgeworfenen Steuern auch nur einigermaßen der Inflation einen Riegel verschieben? Fast scheint es, als wenn erst die jetzt geplante Einsetzung einer internationalen Finanzkontrolle dieses Kunststück zuwege bringen werde. Das wird wieder die nationale Würde kränken, ist aber finanztechnisch vielleicht die einzige Lösung. Hoffen wir, daß der Uebergang von der Inflation zur Deflation nicht gar zu viele Opfer fordert.

# Rundschau

## Das Auswärtige Amt

Die Klagen über die Geschäftsführung des Auswärtigen Amtes hören auch nach der angeblichen Reorganisation nicht auf. Im Gegenteil. Beschwerden unsrer Landsleute über mangelhafte Unterstützung wollen nicht verstummen, und auch fremde Staatsangehörige sehen sich nicht selten veranlaßt, den zuständigen Stellen Planlosigkeit und Unkenntnis vorzuwerfen und das offensichtliche Unvermögen, sich in fremde „Mentalitäten“ einzuföh'en.

Die Reorganisation besteht eigentlich nur in einer Ummodelung des frühern Schemas, das heißt: in einer Veränderung der äußern Arbeitseinteilung, aber nicht in irgendwelcher Verbesserung der seit langem von allen Seiten verurteilten Arbeitsweise.

Das System als solches ist geblieben und mit dem System: der Geist. Dieser Geist aber hat vermocht, das innere und äußere Gepräge, mit dem sich das Auswärtige Amt unter der frühern Obrigkeitsregierung zu zieren gewußt hat, auch unter einer republikanischen Fassade zu bewahren.

Konnte man indessen ein andres Resultat erwarten, nachdem man unter Ausschluß jedweder Öffentlichkeit einen Mann mit der Reorganisation des Auswärtigen Amtes betraut hatte, der selbst nichts ist als einer jener Geheimräte des alten Systems? Der Reformator und Personaldezernent: Ministerialdirektor Schüler ist aus der Konsulatskarriere hervorgegangen; er ist zur Zeit der mächtigste Mann im Auswärtigen Amt, denn seine Befugnisse sind — unbegreiflicherweise — unbeschränkt.

Um mit den deutschen Gesandtschaften im Auslande zu begin-

nen, so lehrt ein Blick auf die Personalliste der Missionscheis, daß die beamteten Vertreter deutscher Interessen kaum gewechselt haben. In Skandinavien, in Polen, in Italien, in Mittel- und Südamerika sowie in Ostasien finden wir an leitender Stelle Namen von Kaiserlichen Gesandten, wie von Männern, die im Auswärtigen Amt seit Jahrzehnten als Referenten, Dezernenten, Vortragende Räte und Hilfsarbeiter bekannt sind. An Stelle der Diplomaten sind besonders in Mittel- und Südamerika Vortragende Räte getreten, die aus der Konsulatslaufbahn hervorgegangen sind.

Zum Teil sind diese Posten, um hier vor allem Argentinien, Paraguay und Uruguay zu nennen, unter dem Regime Schüler mit Persönlichkeiten besetzt worden, die auch den bescheidensten Ansprüchen nicht gerecht werden dürften. Oder sollten nervenkranken preußische Assessoren und vertrocknete alte Bürokraten den Erfordernissen genügen, die die deutsche Politik und Wirtschaft heut an die amtlichen Vertreter in Uebersee stellen muß?

Und die Zentrale?

Hier ist die Schar der erbten Dezernenten um einige Außenseiter vermehrt worden.

Unter ihnen spielt der Getreidekaufmann Gustav Behrendt, der als Ministerialdirektor die slawischen Angelegenheiten bearbeitet, eine hervorragende Rolle. In der Kölnischen Zeitung vom vierten Mai ist gefragt worden, welche Gründe die Berufung dieses Herrn bestimmt haben. Nun, Behrendt ist seinerzeit dem allmächtigen Herrn Schüler vom Handelskammerpräsidenten Franz von Mendelssohn vorgeschlagen worden. Die endgültige Uebernahme des Herrn Behrendt in den Dienst des

Auswärtigen Amtes dürfte weniger der sachlichen Erwägung, diesen Posten dem besten Kenner russischer Verhältnisse anzuvertrauen — Herr Behrendt ist der polnischen wie russischen Sprache durchaus unkundig — als dem Wunsche Schülers entsprungen sein, seine freundschaftlichen Verbindungen mit der berliner Hochfinanz zu befestigen.

Herr Behrendt, der mit einigen hiesigen Bankhäusern eng liiert ist, hat naturgemäß als Getreidehändler das größte Interesse für das russische Geschäft. Wenn unter russischer Politik die Ausnutzung wirtschaftlicher Konjunktur verstanden wird, so dürfte er der richtige Mann sein. Für die Leitung des politischen Geschäfts mit Rußland, wobei Erkenntnis der Zusammenhänge des russischen Seins und Werdens und Ideen nötig sind, ist ein Mann, der Rußland und Polen politisch, kulturell, ja sogar wirtschaftlich nur ganz oberflächlich kennt, gänzlich ungeeignet.

Das ist ein Beispiel von vielen.

Es wird sich trotz der Fülle von Klagen im In- und Auslande leider nichts ändern, solange das deutsche Volk zuläßt, daß das Organ deutscher auswärtiger Politik — das Auswärtige Amt — den unkontrollierbaren Einflüssen und Entscheidungen Eines Mannes ausgesetzt ist. Solange in diesem Ministerium ein mit allen Machtbefugnissen ausgestatteter Funktionär Beamte ernennen und fortjagen, seine Hilfe in Gestalt von Kurieren und Pässen Dem oder Jenem angedeihen lassen oder entziehen, befreundete Kollegen mit Titeln und Posten beglücken darf, ohne die Genehmigung zu diesen Schritten bei andern Stellen einholen zu müssen — so lange wird alles beim Alten bleiben!

*Kuno Tiemann*

## Die lieben Kleinen

Die Paarung von Junker und Schwerindustrie hat ein höchst merkwürdiges Geschöpf zur Welt gebracht. Es ist außerordentlich reich an Fleisch und hat einen dicken Kopf. Aber die Beinchen sind dünn, und schon in den Jüben über die Geburt fiel die Frage: Wird das Ding stehen lernen? Heute kommt uns diese Frage gradezu moderhaft alt vor. Das Kleine wird sich auch in Zukunft durch nichts weiter auszeichnen als durch Schwere. Trotzdem sind die Eltern überglücklich. Das ist bei Eltern von Trottern meist so, weil hier von vorn herein eine beruhigende Abgrenzung jener Nöte und Mühsalen gegeben ist, die weniger Fleischlichem die Lehrjahre vorbehalten. Auch weiß Papa aus ewig alter Erfahrung, daß mangelnde Begabung Regierungsfähigkeit nicht nur nicht ausschließt, sondern gewährleistet. Auf das quantilla prudentia kommt es an.

Der Herr Erzeuger hatte sich sehr lobenswert vorbereitet. Was ihm an tierischer Kraft abging, ersetzte die Tradition. Der ganze Akt kam aus der Vergangenheit aus der Zeit der Fahnen, Trompeten, des billigen Backsteinkäses und homogenen Offiziercorps. Aus der Zeit, wo man noch keine Bolschewisten auf der Flucht abzuschießen brauchte, weil man sich dieses Zeugs früh genug versicherte. Aus dieser Zeit war der ganze Segen noch hergestanden und vielleicht ein bißchen ranzig geworden; aber trotzdem wurde noch ein fetter Bengel daraus.

Der sieht freilich ganz anders aus als der Stromer, der sich nun schon achtzehn Monate lang mit Umstürzlern und Revolutionären herumtreibt. Er riecht noch ein bißchen, aber das ist beim Neuen nun einmal nicht anders. Die klebrigen Verleumdungen und Auf-

heizungen, mit denen er zur Welt kam, wäscht man ab. Ueberhaupt: er ist da, und das genügt! Alles, was ist, ist vernünftig. Dieser Satz korrigiert die kühnste Tat.

Da liegt er nun, der dicke Flätz, und macht die ganze Politik voll. Aber ein Stolz ist es doch. Nämlich: er ist wieder das Erste nach einer langen Karenzzeit. O, waren das trübe Tage, wo man in der Weltgeschichte als Politik-Eunuch herumgehen mußte und zusehen, wie Andre sich so frisch-fröhlich betätigten! Für die lange Entbehrung hat man immer allerhand fertig gebracht. Darum wird man auch umjubelt. Das strafft die Kräfte, das macht die Zukunft hell. Paßt mal uff, der Nächste — der schaut noch ganz anders drein. Er heißt irgendwie Willem oder Fritze, und 101 Schuß loben Gott und jauchzen: „Jetzt haben wir wieder Kanonen!“ Da können die Völker wieder die Engel singen hören.

Zwar: es wird gewisser Stimulanten bedürfen; denn man steckt in der Kultur wie die Made im Käse. Und bei Aufbietung der höchsten Reizmittel bringt man vielleicht allenfalls einen Kretin zustande.

Aber dem deutschen Volke muß es auf Homogenität in der Reihenfolge ankommen. Und wie auf S. M. Schiff „Hohenzollern“ nur Matrosen von Mittelgröße geduldet wurden, so gilt es auch hier, den Takt zu wahren.

Vivat sequens!

*Aino Voigt*

### Iphigenie auf Tauris

Die Klagen über das Repertoire des berliner Opernhauses sind, solange ich denken kann, nie verstummt; ob Hülsen Väter, ob Hochberg, ob Hülsen Sohn es bestimmte: „Mignon“ war Trumpf. Daß trotz allen Schwierigkeiten und Komplikationen eines Opern-

betriebes, von denen der Laie wirklich keinen Begriff hat, mehr zu erreichen ist, hat Schillings bereits in seinem ersten berliner Winter — und einem wie unsichern Winter! — bewiesen. „Palestrina“ und „Die Frau ohne Schatten“ (in weniger als zwei Monaten sind derartige Opern nicht vorzubereiten), „Schahrazade und der verunglückte Stier von Olivera“, die verschiedenen neuen Balletts mit der liebenswürdigen Verbeugung vor dem jungen Klenau, Wolf-Ferraris graziöse Einakter, Auffrischungen wie „Der Waffenschmied“ und „Madame Butterfly“: viel mehr läßt sich selbst im normalen Opernspieljahr nicht leisten. (Aber in jedem müßte viel mehr für Mozart geschehen.) Mehr leisten auch die andern deutschen Bühnen nicht, obgleich sie mit weniger verwöhnten Solisten zu arbeiten haben. Schillings hat nun überdies einen langgehegten Wunsch der Opernfreunde erfüllt: er brachte in frischem Gewande Glucks „Iphigenie auf Tauris“, die den Berlinern nicht seit vier Jahrzehnten geklungen hatte. Immer war sie verheißen worden: aber das kurze Interregnum Muck konnte sie nicht bewältigen, und von Hülsen dem Sohn hatte Richard Strauß sie stets vergeblich erbeten.

Daß eine solche Arbeit getan wird, die von allen Beteiligten Idealismus und Liebe fordert, hat eben doch zur Voraussetzung, daß an der Spitze eines Opernhauses ein Musiker steht; was ja selbstverständlich sein sollte. Schillings hat gleich reinen Tisch gemacht und sich aus Stuttgart seinen bewährten Régisseur Hörth verschrieben, der nun zum ersten Mal am berliner Opernplatz stilisierte Bühnenbilder zeigte. Ein Rundhorizont, der hier fehlt, hat in Stuttgart wahrscheinlich das erste Bild vervollkommen: aber

der weit ausladende Treppenbau mit den mächtigen Würfeln als Opfersteinen gab der Bühne eine festlich freie Größe, ließ grandiose Bewegungen der Chöre zu und wiederholte Stilreinheit und Strenge von Glucks Musik in der Szenerie — und das muß ja einem Opernregisseur am ehesten wertesten sein.

Die Schwierigkeiten, die Glucks Regisseur in Einzelheiten zu lösen hat, sind aus der Entstehungszeit der Werke zu erklären. Da sind die Ballette mit Chören. Schön war es, wie in der pariser 'Alceste' die Kinder olympische Spiele aufführten und zum Rhythmus der Musik goldene Bälle warfen; aber in 'Iphigenie auf Tauris' die Scythischen Tänze, deren Musik den jungen Berlioz so begeisterte, daß er laut dazwischen brüllte, als sich der Dirigent Veränderungen in der Instrumentierung erlaubte, sind heute ein kleines Problem. Ein gutes Zeichen für die Autorität von Schillings, daß ein Teil des Chores willig an diesen Tänzen teilnahm.

Dann sind da die Solisten. Die Primadonna lehnte ab. In Frau Haßgren hatte man einen erfreulichen Ersatz. Vielleicht nicht von höchstem Stil, aber angenehm frauenhaft (etwa die Sorma statt der Bleibtreu als Iphigenie, ohne den nötigen Schuß Lilli Lehmann), von göttlich weicher Stimme und den anmutigsten Bewegungen. Prachtvoll und garnicht primadonnerig Josef Schwarz als Orest. Hat ihn Stevogi vielleicht dieses Mal als Gegenstück zu d'Andrade festgehalten? Er wünschte sichs lange. Keine Schminke, keine Perücke, und jeder Ton saß.

Bedauerlich, daß der größte Teil der berliner Presse versagte. So erteilte sie Schwarz dieselbe Zensur wie dem unmöglich singenden Pylades, vermißte Tempel-

chen und Abholungsregatten in der Inszenierung und vielleicht sogar die rosa Wolke, in der nach Erzählungen alter Opernfreunde Artemis (auch das war dieses Mal vorbildhaft gelöst) früher angeschwoben gekommen war. Nun hat die Presse die ganze Arbeit zunichte gemacht! Als Kainz Molières Alceste zum ersten Mal zu spielen gewagt hatte, schrieb Paul Schlenther, das von den Theater-Kassierern gefürchtete Stück würde nun Zugstück werden, denn man müßte eben Kainz als Alceste gesehen haben. Solche Suggestionsmittel weist die temperamentlos brave berliner Musikkritik, grade wenns darauf ankommt, vornehm von sich. Nach all den Wirren sogenannter Fortschritte in der Kunst wirkte Gluck jetzt doppelt beglückend, wirkte er rein und edel in der einfach großen Bühnengestaltung. Man bekommt wieder Maßstäbe und Qualitätsgefühl. Beides braucht das berliner Publikum in der Fülle der Genüsse.

Jetzt wird es wohl aus Gründen der Kasse Schillings schwer werden, 'Iphigenie in Aulis', 'Alceste' und 'Orpheus' folgen zu lassen. Jammerschade. Dabei kann man das Publikum hintreiben, wohin man will. Bruno Walter und und die sehr wachsamen münchener Musikkritiker haben erreicht, daß 'Barbier von Bagdad', 'Corregidor', 'Euryanthe', alles alte Schmerzenskinder, besuchte Opern geworden sind. Findet Schillings nicht diese Unterstützung, so müssen sich 'Mignon' und 'Madame Butterfly' eben wieder in das Repertoire teilen — zum Aerger der ernstesten Musikfreunde, die ja trotz den Umwälzungen der Dinge, trotz den „nouveaux pauvres“ noch immer vorhanden sind.

Georg Caspari



Unser nach Berlin entsandter Sonderberichterstatler drahtet (daher hats so lange gedauert):

Die „Tribüne“ führt Oscar Wildes „Bunbury“ auf. Dieser entzückende Spaß eines geistvollen Mannes, der sich einmal, als Kotzebue maskiert, unter die Leute mischt — und die bestaunen die bunte Maske und merken nicht immer, was für ein feiner Kerl darunter steckt — dieser Spaß wird nur allzu oft bei uns wie „Die spanische Fliege“ gespielt. Ganz ist die „Tribüne“ dieser Gefahr nicht entgangen, und ihr Publikum auch nicht. Aber die Majorität der Leute — darunter auch die Majorität des Regisseurs — hatte doch begriffen, daß es hier in der Hauptsache auf ganz etwas andres ankam. Auf die süßen kleinen Bonbons, die in den Teig hineingebacken sind, auf all das Drum und Dran (für das ein deutscher Lustspielautor niemals Zeit hat, weil er schnell, schnell die Geschichte mit der verwechselten Schwiegermutter zu Ende bringen muß) — auf die Sterne des Dialogs. Nicht eigentlich auf Das, was schon Wilde damals etwas ironisch und künstlich hineingesetzt hat: auf jene Paradoxe, die man gar nicht mehr in London, aber noch immer in Budapest trägt, auf diese Stellen, an denen ein um Hilfe angeflehter junger Mann einen kleinen allgemein gültigen Satz über die menschliche Hilfe überhaupt losläßt. Das glaubt ja kein Mensch mehr. Wilde hats auch nicht geglaubt. Aber diese verdrehte Lustigkeit, wie sie grade so bei Wied manchmal zu finden ist, diese Triller im Gespräch, die logischen Schleifen, die bunten Bänder: das kam allerliebste heraus. („Warum läßt du dich denn überhaupt taufen?“ „Ich bin jahrelang nicht getauft.“)

Zwei geistige Max und Moritze: Kurt Götz und Paul Otto. Beide haben die still innige Heiterkeit des Norddeutschen, beide eine angenehm schwebende Leichtigkeit der Form und des Witzes, beide sind leise und unaufdringlich und unerhört wirksam. Otto spricht nicht sehr gepflegt — aber gelacht haben wir doch: Vor allem über Das, was er alles nicht macht . . . Wie selten in Deutschland! Götz, der achtfache Autor, spielte eine seiner Figuren — das ist ein großes Lob. Die Sandrock sah aus wie ein Perserteppich. Nein, wie ein Makartstrauß. Nein, wie eine alte, verwitterte Tragödin, als Schaukelpferd verkleidet. Sie war maßlos komisch. Diese gute alte Technik, mit der jeder Satz hingelegt wird, diese Akkuratess der Pointe — wenn heut einer nichts kann, sagt er, er habe es innerlich und sei Expressionist . . .

Englisch war die Sandrock nicht. Das war eigentlich Keiner und Keine so recht. Sie waren alle etwas berlinisch oder aus Schwankland. Aber lustig wars doch. Dazu kommt die entzückende Kleinheit dieses Theaters, in dem man sich himmlische Dinge gespielt denkt, lägs nicht in Berlin. Einmal setzten sich der ein wenig japanisch aussehende Paul Otto und Sitta Staub auf die Stufen, die da von der Bühne in den Zuschauerraum führen, und unterhielten sich. Es war sehr gemütlich.

Und faßt man das alles zusammen: diesen Diener, der so aussah, wie sich die Elegante Welt einen Diener vorstellt, und diese Uebersetzung, in der die unzähligen „I hope“ und „I suppose“ wörtlich übertragen wiederkehrten, und diese blitzenden Weisheiten, von denen auch immer das Gegenteil nicht wahr sein kann — so muß ich doch sagen, daß

es ein lustiges, ein buntes Feuerwerk war. Manche Raketen hatten ein bißchen lange gelegen, waren naß geworden und verpufften — aber das Meiste war doch noch trocken, kam wie aus der Pistole geschossen und entlockte uns, die wir mit den Nasenlöchern zum blauen Himmel empor sahen, viele freudige „Ah!“

Die Krämer jenseits des Kanals und dann Kadelburg . . . Ich weiß doch nicht . . .

*Peter Panter*

#### Anekdote von der Unzelmann

Alte Briefe sind eigentlich immer interessant, und man kann ihnen oftmals eine Rosine entpolken, die auch den Mitmenschen Freude macht. Zwei Jahrzehnte lang, hauptsächlich in den Jahren 1797 bis 1806, schreibt der berliner Buchhändler D. Sander — den man den dicken Sander nannte, Verleger der Romane des August Lafontaine, des damaligen Courthsmahler — und Lieblingsschriftstellers der Königin Luise — an den Weimarischen Konsistorialrat Böttiger — den der Geheimbderat Goethe den Freund Ubique nannte und heimlich mit einigen Stachelversen bedachte — in spitziger augenverderbender Schrift lange Briefe, die von Anekdoten wimmeln. Heute eine von der berliner Schauspielerin Friederike Unzelmann, über deren Amouren Berlin orientiert war wie heute über die — um Gottes willen, nur keine Namen nennen!

Also Sander schreibt am zehnten November 1801 (das Manuscript hat die dresdner Staatsbibliothek):

„Noch von der Unzelmann oder vielmehr von ihrem Anhängsel. Sie tun dem Herrn von Quast Unrecht, wenn Sie glauben, er sei

dumm wie ein Mops. Er ist, was die Niedersachsen sehr gut einen Nöhlpeter nennen; das gibt ihm den Anschein der Dummheit, er hat aber gewiß Verstand, und nicht den allerschlechtesten. Den Herrn von Möllendorf kenne ich nicht und kann also nicht über ihn urteilen. Auch höre ich von Ihnen zum ersten Male, daß er im Gefolge der Unzelmann ist. Jedermann in Berlin glaubt, sie begnüge sich immer mit Einem Liebhaber und Bettgenossen, was ihr auch eben nicht verargt wird, da man weiß, daß ihr Mann liederlich ist und sie ganz vernachlässigt. Dieser Liebhaber war eine ganze Reihe von Jahren ein Kartenspieler namens Czetiski, und an dessen Stelle trat dann Herr von Quast. Herr Czetiski wollte eines Abends wie gewöhnlich zu seiner Donna, um die Nacht bei ihr zuzubringen (der Herr Unzelmann wohnt und schläft parterre, seine Frau zwei Treppen hoch). Er findet die Tür verschlossen, sieht durch das Schlüsselloch und entdeckt den Herrn von Quast. Von Eifersucht wütend läuft er zu Herrn Unzelmann und hinterbringt ihm die Nachricht. Dieser aber sagt ganz gelassen: „Ob Du mir die Ehre antust oder Herr von Quast, das ist mir einerlei.“

*Andreas Ziesentz*

Man erleichtert sich, habe ich irgendwo gelesen, die Betrachtung über die Staaten, wenn man sie sich als einzelne Menschen gedenkt. Sie sind also auch Kinder, und solange sie dieses sind, mögen sie monarchisch am besten regiert sein. Wenn aber die Kinder groß werden, so lassen sie sich nicht mehr so behandeln, denn sie werden alsdann wirklich nicht selten klüger als der Vater.

*Lichtenberg*

# Antworten

Dr. med. Carl B. in München. Sie schreiben mir zu den Mitteilungen, die Josef Räuscher in Nummer 28 gemacht hat: „Die gesamte Blutmenge eines Menschen beträgt etwa ein Dreizehtel des Körpergewichts. Ein normaler Mann von fünfundsechzig Kilogramm hat also etwa fünf Liter Blut. Das betroffene Mädchen mag vier Liter gehabt haben, und ein Aderlaß von einem Viertel Liter Blut ist an sich weder ungewöhnlich noch bedenklich. Doch das ist hier unwesentlich. Der geschilderte Vorgang ist eine Schurkerei. Leider begibt sich dergleichen alltäglich. Der unheimlichen Macht des Arztes fehlt nur zu oft das notwendige Correlat der Menschenliebe. Und fünf Jahre Militärdienst im Kriege haben unter den Medizinern verheerend gewirkt. Dinge gehen vor! Es ist verdienstlich, da mal gelegentlich durch die Selbstbeweihräucherung hindurchzuleuchten. Nicht umsonst regt sich die medizinische Fachpresse der Entente darüber auf, daß der deutsche Kliniker von seinen Patienten als vom ‚Material‘ spricht.“ Man möchte wissen, ob er das erst von Ludendorff gelernt oder schon früher gekannt hat. Und ob, da Foch ja wohl keine andre Sprache spricht als Ludendorff, die medizinische Fachpresse der Entente, wenn sie sich aufregen will, nicht genügend Material dazu in den eignen Ländern hätte.

Philanthrop. Die ‚Friedenswarte‘ ist wieder in Deutschland. Sie ist in den Verlag Der neue Geist zu Leipzig übergegangen, und ihr nie genug zu rühmender Herausgeber Alfred H. Fried hat versucht, sich in München niederzulassen. Der Mann hat ein Kinderherz und wird noch mit grauen Haaren nicht zu Verstand kommen. Von diesem Gemeinwesen, an dem Hopfen und Malz in einem Grade verloren ist, daß es sich nicht einmal mehr der Bezeichnung „Bierdorf“ würdig erweisen kann — von dem hat Alfred H. Fried geglaubt, daß es für Spiritus Empfänglichkeit haben werde. Hat ihn das Schicksal Fr. W. Foersterns nicht aufgeklärt? Der hat die Universität München den Alldeutschen überlassen müssen, und Keiner wird das beklagen, sofern nur der brachgelegte Redner seine ganze Zeit und Kraft dem Schriftsteller überantwortet. Von ihm stammt in der ersten, fast überreichen Nummer des neuen Jahrgangs der ‚Friedenswarte‘, des zweiundzwanzigsten, der wichtigste Beitrag. Er handelt von der Schuldfrage, die für unsre Idioten und Verbrecher entweder längst gelöst ist oder von ihnen als unwesentlich aus der Diskussion ausgeschieden wird. Fr. W. Foerster zitiert den Ausspruch eines „gut informierten und durchaus deutschfreundlichen Engländers“: „Wenn einmal ein revolutionäres Deutschland hinter den ganzen bodenlosen Leichtsinn und die Schlechtigkeit der deutschen Weitpolitik von 1895 bis 1908 kommt, so wird man vor lauter Wut nicht nur die Lebendigen köpfen, sondern noch die Gerippe aus den Gräbern auf das Schaffott zerren!“ — was glücklicherweise schon darum nicht droht, weil ein revolutionäres Deutschland ein Ding ist, das wir so gewiß erleben werden wie einen intelligenten Satz des Bierredners Roethe oder eine soziale Regung des Jobbers der Republik — diesen Ausspruch zitiert habend gelangt Fr. W. Foerster zu dem armseligen Einwand, daß der Reventlow kein deutsches Gewächs sei, daß die Sorte des blind verrannten Kriegshetzers und verantwortungslosen Kriegsverlängerers in jedem Boden gedeihe, und daß man deshalb eine deutsche Schuld am Kriege achselzuckend ablehnen dürfe, und widerlegt ihn, den armseligen Einwand,

folgendermaßen, oder vielmehr seine Widerlegung endet folgendermaßen: „Nicht das soll behauptet werden, daß nicht überall in Europa böse Leidenschaften und schlechte Methoden am Werke waren, sondern darin liegt der Kern der Sache, daß der neudeutsche Treitschke-Geist gleichsam die Führung aller bösen Elemente in der Welt übernahm, ihr Treiben als einzig wahre Realpolitik sanktionierte, sie noch übertrumpfte, die allein rettenden Methoden aber verhöhnte und deren Vertreter im Stich ließ. So ist es gewesen, so schreien es alle Dokumente, so scheint es hindurch durch alle Memoiren, so brennt es unauslöschlich im Gewissen derjenigen Deutschen, die ihre Augen offen hatten. und die sich nicht irre machen lassen in der Ueberzeugung, daß das deutsche Volk verloren ist, wenn es nicht mehr zu erkennen fähig ist, wie tief es gefallen ist, und wofür es durch seine Isolierung in der Welt und durch seinen Zusammenbruch gestraft wird.“ Und schließlich entkräftet Fr. W. Foerster die Beschuldigung, daß „das Aussprechen solcher Ueberzeugungen schuld am Versailler Verträge sei oder dessen Revision erschweren könne. Das grade Gegenteil ist der Fall. Der Versailler Vertrag ist der Ausdruck der festen Ueberzeugung aller Völker, daß der Weltkrieg in seinen weitem Ursachen sowie in seiner letzten Auslösung im wesentlichen auf die militaristische Mentalität Preußen-Deutschlands zurückgeht. durch die alle friedlichen Methoden des europäischen Interessenausgleichs frivol und fahrlässig beiseite gesetzt oder verblendet unterschätzt wurden. Eine Bestätigung von deutscher Seite war für die Sicherheit dieser Ueberzeugung gänzlich irrelevant.“ Was also tut not? Erkenntnis. „Die Erkenntnis, daß der Geisteszustand der leitenden deutschen Schichten seit 1871 die Hauptschuld an der europäischen Katastrophe trägt — diese Erkenntnis ist der einzige Weg zu zielbewußter Ausscheidung des Giftstoffes, der uns ins Elend gebracht hat, und ist die einzige Möglichkeit für Deutschland, seine alte Weltgeltung wiederzugewinnen.“ So steht Deutschland vor einer Unmöglichkeit. Es läßt die Deutschen, die sein Heil erstreben, in deutschen Städten weder lehren noch auch nur wohnen und sieht höchstens manchmal davon ab, sie viehisch zu morden. Durch Erkenntnis die alte Weltgeltung wiedergewinnen? Um die alte Weltgeltung wiederzugewinnen, dazu braucht es der Dummheit, Tücke und Roheit. Und diese Trias wird, wenns so weit ist, von Deutschland in derselben verschwenderischen Fülle wie von der Entente geliefert werden.

**Kaiser Barbarossa.** Ihr Schlaf, sehr geehrter Herr — was ist er gegen den Schlaf deutscher Historiker! „Hindenburgs Nachfolger als Oberbefehlshaber Ost Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern ist den meisten Deutschen bisher fast nur dem Namen nach bekannt. Um ihn als Mensch wie als Soldat und Heerführer weitem Kreisen näherzubringen, wird Professor Wolbe demnächst ein Lebensbild des Prinzen Leopold herausgeben. Die Widmung dieses Buches, zu dem General Hoffmann einen Aufsatz über die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk beisteuerte, nahm Hindenburg mit herzlichen Worten der Verehrung für den Prinzen Leopold an.“ Preußen vergeht nicht.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Postscheckkonto: Berlin 11 958.  
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Für den Völkerbund! von Heinrich Ströbel

**M**ancher wird die Parole „Für den Völkerbund“ in einem Augenblick deplaciert finden, wo es ganz nach neuem Weltkrieg aussieht, nach der Kraftprobe zwischen dem Bolschewismus und der Entente. Aber gerade die Gefahr dieser neuen Weltverwüstung beweist die Notwendigkeit eines Völkerbundes, der die Pflicht und die Macht hat, jeden Friedensbrecher zur Ruhe zu bringen. Daß die Extremen von links und rechts diesen Gedanken als bürgerliche Ideologie oder als ententistische Vorspiegelung verspotten, ficht uns erst recht nicht an. Zwischen den Fanatikern des Faustrechts und den Vertretern des Rechtsprinzips gibt es eben keine Verständigung. Wohl aber steht zu hoffen, daß die Volksmassen aller Länder doch allmählich durch die harten Tatsachen darüber belehrt werden, welch grauenhafter Wahnsinn es ist, durch endlose mörderische Raufereien zwischen den Nationen und Klassen das Menschheitsheil erringen zu wollen. Jeder Gewaltakt erhitzt die Leidenschaften, umnebelt den Verstand, erstickt die Gewissensregungen, kann also nur neues Unrecht, neue Gewalttat gebären, nie einen Ausgleich, einen Zustand höhern Rechts schaffen. Was wäre geworden, wenn in Spaa nicht die Vernunft, sondern der Gewaltkoller gesiegt hätte! Wir hätten dann die Besetzung des Ruhrgebiets bekommen, den Bergarbeiterstreik, den militärischen Terror der Entente, die Losreißung West- und Süddeutschlands, die Ententisierung der einen und die Bolschewisierung (später die Borussifizierung) der andern Hälfte Deutschlands, den Krieg zwischen West- und Osteuropa, an dem Deutschland, der Sozialismus und die europäische Kultur zugrunde gegangen wären!

Gerade Spaa bewies, wie sehr uns der Völkerbund fehlt, wie weit wir noch von objektivem, internationalem Denken entfernt sind. Vertrat in der Kohlenfrage nicht jedes Land einen borniert nationalistisch-egoistischen Standpunkt, statt einen vernünftigen Interessenausgleich zu suchen? Deutschland empfand es als unerträgliche Uebervorteilung, daß es der Entente die Kohlen zum Inlandspreise liefern soll, statt zum vier- bis fünf-fach höhern Weltmarktpreis. Die Franzosen umgekehrt empörten sich darüber, daß sie, die durch die Grubenzerstörungen des deutschen Militarismus zu gesteigertem Kohlenimport gezwungen sind, die von Deutschland gelieferte Kohle weit über den eignen Kohlengestehungspreis bezahlen müssen. Selbst der sozialistische Kammerredner klagte, daß das französische Proletariat durch die den Kohlenpreis noch höher hinauftreibenden Abmachungen von Spaa schwer geschädigt worden sei. Die (von den Stinnes-Leuten noch obendrein arglistig aufgeputschten!) deutschen Bergarbeiter beschwerten sich bitterlich über die

allzu niedrigen, die französischen Arbeiter über die allzu hohen Preise für die monatliche Zwei-Millionen-Tonnen-Lieferung! Unverkennbar liegen hier starke Interessengegensätze zwischen den deutschen und französischen Proletariern vor, die objektiv festgestellt und nach dem Grundsatz der Billigkeit ausgeglichen werden müssen. Aber die Mittel einer solchen Verständigung sind umso eher zu finden, je sorglicher alle nationalistisch-kapitalistische Vernetzung ausgeschaltet wird, je internationaler die Völker empfinden, je selbstverständlicher ihnen der Gedanke ist, daß unter allen Umständen durch friedliche und versöhnliche Verhandlungen ein Ausgleich der widerstreitenden nationalen Interessen erfolgen muß. Die beste Pflegestätte solch internationalen Rechtsempfindens aber wird der Völkerbund sein, dessen Exekutive darum so rasch als möglich die Funktionen der Entente-Kommissionen übernehmen muß!

•

Lloyd George behauptete, daß die Ablehnung des Waffenstillstandsangebots der Entente durch Moskau ein Akt der Nichtachtung gegenüber dem Völkerbund sei. Die Bolschewiki werden um die Antwort nicht verlegen sein. Denn wo blieb denn die Intervention der Entente, als Pilsudski und Petljura ihre frivole Offensive gegen Sowjet-Rußland begannen? Auch würde erst dann aus dem Ententerat ein Völkerbund, wenn auch Deutschland und Rußland als Gleichberechtigte darin vertreten wären. Dennoch hat Lloyd George recht: in der bolschewistischen Doktrin ist kein Raum für die zwischenstaatliche Rechtsinstitution des Völkerbundes. Nach der Lehre der Lenin, Trotzki und Radek ist eine Völkerverständigung, ist das erfolgreiche Wirken eines Völkerbundes gänzlich ausgeschlossen, solange der Kapitalismus selbst nicht mit Stumpf und Stil ausgerottet ist. Denn die Existenzform des modernen Finanzkapitals sei einfach nichts anderes als imperialistische Ausplünderung der schwächeren Nationen durch die stärkeren. So wenig man einen Tiger zum Vegetarismus bekehren könne, so wenig lasse sich das reißende Raubtier Kapitalismus in den pazifistischen Schafstall des Völkerbundes sperren. Es gebe nur ein Mittel zur Unschädlichmachung des räuberischen Weltimperialismus: die sozialistische Weltrevolution. Die Entscheidungsschlacht zwischen dem Westimperialismus und dem Bolschewismus sei daher unvermeidlich. Polen als das Außenwerk der Entente müsse zuerst fallen, schon um die Verbindung zwischen dem russischen und dem deutschen Kommunismus herzustellen.

Käme es nun wirklich infolge des polnischen Abenteuers zu dem entscheidenden Waffengange zwischen Bolschewismus und Entente-Kapitalismus, was käme für Europa dabei heraus? Die Verwandlung Polens in ein wirtschaftliches und politisches Chaos

und des ostelbischen Deutschlands in einen Kriegsschauplatz, auf dem zunächst Militarismus und Kommunismus um die Herrschaft rängen, auf dem dann aber die europäischen Schlachten zwischen dem Bolschewismus und den Alliierten geschlagen würden! Süd- und Westdeutschland würde sich vor der Verheerung zu schützen suchen, indem es sich in die Arme Frankreichs stürzte. Und wie zuletzt auch der Riesenkampf endete: er würde auf alle Fälle ein grauenhaft verwüstetes Deutschland zurücklassen. Auch würde dadurch, daß Berlin, Wien und vielleicht auch Rom und Mailand gleich Petersburg zu steinernen Einöden gemacht und Millionen deutscher, österreichischer und italienischer Proletarier dem Hungertod preisgegeben würden, noch nicht ein Atom des Sozialismus verwirklicht. Denn der Sozialismus besteht nicht, wie der tatarische Sozialismus sich einzubilden scheint, in der Vernichtung der Industrie, der Entvölkerung der Großstädte, der Verwüstung der Länder und endloser Kriegführung, sondern in einer allmählichen, systematischen Umgestaltung der Wirtschaftsverhältnisse und der Massenpsyche, für die es kein schlimmeres Hindernis gibt, als die produktions- und kulturmörderische Gewalttätigkeit äußerer und innerer Kriege.

Die bolschewistische Doktrin krankt an einer Simplizität, die bis zum Stumpsinn geht. Wie sie innerhalb der Entente-politik alle Kräfte ignoriert, die auf höhere zwischenstaatliche Entwicklungsformen hindrängen, so übersieht sie ganz, welche bedrohlich reaktionäre, nämlich nationalistische und militaristische Kräfte sich in seiner eignen, vermeintlich rein revolutionären Expansion auswirken. Wir selbst haben für eine bolschewistische Offensive, die die Grenze der Selbstverteidigung nicht strengstens respektiert, so wenig Sympathie, wie für die polnisch-nationalistische Offensive Pilsudskis. Jede gewaltsame Völker- und Menschheitsbeglückung gilt uns als Attentat wider das Selbstbestimmungsrecht der Nationen und Individuen, das wir als Verfechter jeder Art von Demokratie mit Entschiedenheit zurückweisen.

Je kecker sich die Gewaltpolitiker von rechts und links hervortrauen, desto machtvoller muß der pazifistische Grundsatz propagiert, desto nachdrücklicher die Forderung des Völkerbundes vertreten werden. Und unsre alldutsche Presse ist ja schon unheimlich deutlich geworden. Sie wagt vom homunculus Polen zu sprechen, der wieder von der Landkarte verschwinden müsse, plaidiert also schon für eine vierte Teilung Polens. Unsre Machtpolitiker berauschen sich im Geiste schon an neuer Völkervergewaltigung, die nur nach abermaligem Krieg möglich ist und immer neuen Krieg im Schoße trägt. Da ist es allerhöchste Zeit, daß der Völkerbund, der die Verbrechernaturen im Zaume hält, nötigenfalls auch in die Zwangsjacke steckt, zum Schutze

des zwischenstaatlichen Friedens aufgerichtet und mit jener Autorität ausgestattet wird, gegen die keine Auflehnung möglich ist. Wie heute Brandstifter und Raubmörder der Achtung Aller sicher sind, so muß künftig auch jeder Kriegshetzer dem Abscheu und der Verachtung der ganzen Umwelt preisgegeben sein. Die neue Völkermoral wird aber nur gemeingültiges Gesetz werden, wenn sie nicht mehr von einer Staatengruppe, sondern von der Gesamtheit aller Kulturvölker verkündet wird. Der Ententerat muß zum Völkerbund erweitert werden!

Hämische Toren, die sich mit verbohrter Leidenschaft an die Idee des National egoismus und der Gewaltpolitik klammern, haben höhnisch in die Welt hinausgeschrien, daß trotz der zwölf Millionen Toter des Weltkriegs, trotz der pazifistischen Propaganda, trotz Wilsons und des sogenannten Völkerbundes auch künftig dynastischer Irrsinn, militaristische Abenteuersucht und kapitalistische Beutegier ungezügelt den Mord an ungezählten Millionen, die Verwüstung ganzer Kontinente entfesseln würden. Und bis jetzt hat es in der Tat so ausgesehen. Die Duldung, ja Anstiftung des unsinnigen Polenangriffs bewies, daß die Rechtsidee des Völkerbundes in der Entente noch keineswegs lebendig geworden ist. Aber die Strafe für diesen freventlichen Leichtsinn ist der Tat allzu rasch auf dem Fuße gefolgt, als daß die Entente nicht durch den Schaden klug werden sollte. Ist doch jetzt die wichtigste Staatenschöpfung der Entente mit dem Untergang bedroht! Und im gleichen Augenblick, wo die deutschen Vertreter in Spaas das Abrüstungsversprechen unterzeichneten, schuf sich der deutsche Militarismus im Osten neue starke Organisationen! Und die Entente kann Deutschland diesen Grenzschutz in der augenblicklichen Situation weder verweigern, noch ihn, wenn sie zehnmal wollte, verhindern! Und diese enorme Bedrohung ihrer Macht und ihres Prestiges hat die Entente durch ihre unsäglich törichte Politik selbst verschuldet!

Die Machtpolitik hat abermals Bankrott gemacht. Will die Entente die entfesselten Kräfte des Bolschewismus eindämmen, so muß sie es jetzt mit der Rechtspolitik versuchen, mit der Schaffung des wirklichen Völkerbundes. Auf alle Fälle ist das die Politik, die im Interesse der Völker selbst liegt. Nur die Verständigung der Nationen, nur der Friede gestattet die Verwirklichung des Sozialismus, die Wohlfahrt der breiten Masse selbst — Kriege bringen nur der dünnen Schicht der Spekulanten und Jobber Gewinn! Und das gilt nicht nur vom Völkerkrieg, sondern auch vom Bürgerkrieg, der gleichfalls eine Klasse von Kriegsgewinnlern erzeugt, die Jobber der Revolution. Will die Menschheit endlich ruhig arbeiten und des Segens ihres Fleißes teilhaftig werden, so bedarf sie des Schutzes des wahren Völkerbundes. Seine Schaffung ist die Voraussetzung für die Wiedergenesung Europas!



# Rußlands patriotischer Aufschwung

von Elias Hurwicz

Der polnisch-russische Krieg hat ganz andre Ergebnisse gehabt, als die polnischen Imperialisten und ihre Gesinnungsgenossen bei Eröffnung der Campagne erwartet hatten. Mag sein, daß die „Vernichtung des Bolschewismus“ für die polnischen Kriegsabenteurer nur ein Vorwand war: für ihre russischen, französischen und englischen Freunde war sie bitterer Ernst. Aber diese neue Form der Intervention war noch unglücklicher als alle frühern, denn als ihr Träger fungierte ein Erbfeind Rußlands, dessen Landgier doch zu durchsichtig war. Er trieb selbst antibolschewistische Elemente Sowjet-Rußlands zu den Bolschewiki, Vertreter der alten Armee und der Intelligenz fühlten wieder ihr patriotisches Herz erwachen, die Sowjet-Regierung erschien — wie sonderbar es sich auch ausnehmen mag — mit einem nationalen Glorienschein umgeben, und das Resultat ist nicht: eine „Vernichtung“, sondern: ein neuer Lebensaufschwung des Bolschewismus.

Gleich im Anfang der polnischen Offensive wandte sich kein Geringerer als der zarische, auch in Deutschlands Militärkreisen wohlbekannte General Brussilow an den Chef des allrussischen Generalstabs N. J. Rattel mit einem Brief, worin er den Plan eines neuen Kriegsrats auseinandersetzte (der Brief ist abgedruckt in Nummer 97 der „Iswestja“). Der alte General sagt hier:

Mir scheint, daß es die erste Maßnahme der Regierung sein muß, den Volkspatriotismus zu erwecken, ohne den es keine Schlagkraft der Armee gibt.

Das freie Rußland hat wohl daran getan, alle seine geknechteten Völker zu befreien. Aber nachdem es die Polen befreit und ihnen die Möglichkeit der Selbstbestimmung gewährt hat, hat es das Recht, von den Polen das Gleiche zu verlangen, und muß den polnischen Einbruch in Gebiete, die von jeher dem rechtgläubigen russischen Volke angehört haben, mit Gewalt abwehren.

Brussilow ist denn auch zum Vorsitzenden des von ihm vorgeschlagenen „Außerordentlichen Kriegsrats beim Oberkommandierenden“ ernannt worden (also unter sowjetischer Oberaufsicht, womit die Hoffnung Mancher, daß er im Siegesfalle zu einem „russischen Napoleon“ werden, oder daß gar, wie eine russische Zeitung meinte, die siegreichen Truppen „statt unter den Klängen der Marseillaise unter denen der Zaren-Hymne“ zurückkehren würden, hinfällig wird).

Die „Prawda“ bringt aber nunmehr, in Nummer 116, einen hochbedeutsamen, von Brussilow in seiner neuen amtlichen Eigenschaft und von einer Reihe andrer hoher Militärs unterzeichneten Aufruf „an alle frühern Offiziere, wo immer sie sich befinden“. Die entscheidende Stelle dieses Aufrufs lautet:

In dem heutigen kritischen Augenblick unsres nationalen Lebens appellieren wir, eure ältern Kriegskameraden, an euer Vaterlandsgefühl und richten an euch die dringende Bitte, alle Kränkungen, wo und von wem immer Ihr sie erlitten habt, zu vergessen und freiwillig und selbstlos der Roten Armee, sei es an der Front, sei es hinter der Front, beizutreten, wohin immer die Sowjet-Regierung euch entsenden mag, um den Raub Rußlands abzuwehren, denn

sonst kann es uns unwiederbringlich verloren gehen, und dann werden unsre Nachkommen uns mit Recht verfluchen, daß wir, aus egoistischen Gefühlen des Klassenkampfes, unsre Kriegserfahrung und Kriegswissenschaft ungenutzt ließen und unsre Mutter Rußland ins Verderben stürzten.

Und die gleiche „Evolution“ zeigt sich auch innerhalb der russischen Intelligenz. Der weithin bekannte und geschätzte Gelehrte Professor Gredeskul schreibt in Nummer 130 der „Iswestja“ unter dem Titel: „Die polnische Offensive und die Intelligenz“:

Die Liquidierung der weißen Fronten Koltshaks, Denikins und Anderer zwingt zur Realisierung der großen sozialen Umwälzung. Der Arbeit Macht und Organisation zu geben und das Werk zu vollenden, das nicht nur für Rußland, sondern für die ganze Welt die größte Bedeutung hat, das ist jetzt die Aufgabe.

Aber diese Periode friedlichen Schaffens, die schon im Anbruch war, ist heute durch die Offensive der Polen unterbrochen.

Im Falle ihres Sieges wird Rußland unter dem Namen Sowjet-Rußland, also erbarmungslos zertrümmert werden. Rußland wird als ein barbarisches, wahnsinniges Land, dem die Zwangsjacke anzuziehen die höchste Zeit ist, behandelt werden.

Polens Zweck ist einfacher Raub. Die Entente behauptet, Polen vor der Invasion Sowjet-Rußlands retten zu müssen. Das ist aber Heuchelei, denn ihre wahren Motive sind ganz andre: sie strebt selbst danach, Rußland auszuplündern.

In dieser Lage gibt es für uns, die Intelligenz, nur die Pflicht, denselben Weg zu gehen, den die russischen Offiziere mit Brussilow an der Spitze gegangen sind, und unsre Kräfte der Stärkung des Hinterlandes zu widmen.

---

## Industriekapitäne von Hans Ganz

### VII.

#### Arnold von Siemens

Als Emil Rathenau im Jahre 1883 mit mühsam zusammengepumpten 250 000 Mark die A. E. G. gründete, genossen die Unternehmungen von Siemens schon Weltruf. Und der Vater der Siemensschen Betriebe: Werner Siemens gehörte bereits zu den reichsten Persönlichkeiten Berlins. Er besaß so viel, daß er dem Deutschen Reich zur Gründung einer physikalisch-technischen Anstalt eine halbe Million Mark schenken konnte. Eine solche Spende war in jenen Tagen ein gewaltiges Ereignis.

Auch Werner Siemens — die Familie wurde erst im Mai 1888 von Kaiser Friedrich geadelt — war von Haus aus ein blutarmer Kerl. Er war der Sohn eines kleinen, arg verschuldeten Pächters aus einem Dörfchen in Mecklenburg-Strelitz. Wissensdurst trieb ihn eines Tages nach Berlin — den Marsch nach der Hauptstadt legte er zu Fuß zurück. Einflußreiche Verwandte erwirkten ihm die Aufnahme in die Artillerie- und Ingenieur-Schule, und nach etlichen Jahren wurde er Offizier. Als solcher erfand er eine Verbesserung der galvanischen Vergoldung und eine Reihe anderer Dinge. Im Jahre 1847 veranlaßte er den Mechaniker J. H. Halske, eine Telegraphenbauanstalt zu gründen, in die er sich den persön-

lichen Eintritt vorbehielt, da er die Absicht hatte, sich in Zukunft ganz der Entwicklung des Telegraphenwesens zu widmen. Dem absoluten Mangel an materiellen Mitteln der Beiden half ein Vetter von Werner Siemens ab, der Justizrat Georg Siemens. Er schoß 6500 Taler zur Errichtung einer Werkstatt gegen sechs-jährige Gewinnbeteiligung vor. Die Werkstatt wurde am zwölften Oktober 1847 in einem Hinterhause der Schöneberger Straße eröffnet und entwickelte sich schnell und ohne weiteres fremdes Kapital zum Welthause Siemens & Halske. Im Jahre 1850 zog Werner Siemens die Uniform aus und warf sich ganz auf praktische Geschäfte, wobei er noch viel mehr als auf den Erfinderruhm aufs rasche Geldverdienen sah. Bald nachdem er sich als Kaufmann etabliert hatte, gelang ihm die Konstruktion des Tiefseekabels, aber noch mehr beglückte ihn die Tatsache, daß er von 1853 an in seiner Fabrik das gesamte russische Telegraphennetz bauen konnte, was Unsummen einbrachte. 1855 errichtete er mit einem Bruchteil dieser Gewinne eine Zweig-Niederlassung in Petersburg, und einige Zeit darauf traten zwei seiner Brüder an die Spitze des neuen londoner Fabrikationshauses Siemens Brothers. Das Jahr 1863 brachte eine Filiale in Tiflis, und 1879 übernahm sein ältester Sohn Arnold die Leitung des wiener Hauses.

Dieser Sohn Arnold — er ist im Juni deutsch-demokratischer Reichstagsabgeordneter geworden — zählt etwa siebenundsechzig Jahre und ist Vorsitzender des Aufsichtsrats der A.-G. Siemens & Halske und der 90 Millionen Mark Stammkapital umfassenden G. m. b. H. Siemens-Schuckert-Werke. Sein jüngerer Bruder, der Geheime Regierungsrat Dr. Wilhelm von Siemens, ist im Vorjahr gestorben. Wilhelm von Siemens, der übrigens mit einer reichen Cousine verheiratet war, ist Ingenieur und eine weit tatkräftigere Natur gewesen als sein Bruder Arnold, der die einzige Tochter Hermanns von Helmholtz zur Frau hat. Wilhelm und Arnold von Siemens ließen geschehen, daß die Siemensschen Betriebe von der A. E. G. überflügelt wurden, daß die A. E. G. größer und leistungsfähiger wurde als der Siemens-Konzern; aber Wilhelm von Siemens hatte wenigstens den Ehrgeiz, daß er gegen den A.-E.-G.-Strom schwamm, daß er gegen die Konkurrenz der A. E. G. aufzukommen suchte. Seit dem Tode des Bruders klappert Arnold von Siemens ganz und gar der A. E. G. nach — völlig ohne eigne Note, ohne eigne Initiative. In meiner Charakteristik Walther Rathenaus habe ich gesagt, daß die A. E. G. technisch und organisatorisch wahrhaft Großes nicht leistet und nie geleistet hat, daß sie, im Gegenteil, neu auftauchende Erfindungen aufkauft und der Oeffentlichkeit unterschlägt, um sich nur ja nicht — was für den Reingewinn gefährlich wäre — nach den modernsten Prinzipien umstellen zu müssen, um nur ja nicht die Monopolstellung zu verlieren. Im Verhältnis zu Siemens steht die A. E. G. allerdings auf der technischen Höhe der Zeit.

Werner Siemens gehörte auch zu den Gründern der Deutschen Bank, und sein Einfluß auf ihre Geschicke war ehemals so groß, daß er seinen Vetter Georg zu ihrem ersten Direktor machen konnte. Georg Siemens war nicht nur der Zeit nach der erste, sondern auch der weitaus hervorragendste Direktor, den die Deutsche Bank bis heute gehabt hat. Seit jenen Gründungstagen ist das Haus Siemens mit der Deutschen Bank sozusagen verheiratet, in den Händen der Familie Siemens ist ein großer Posten von Deutschen-Bank-Aktien, und die Deutsche Bank ist selbstverständlich die Bankverbindung von Siemens, Siemens-Schuckert und Siemens & Halskē. Und unter dieser Bankverbindung leidet der Siemens-Konzern. Denn die Deutsche Bank ist seit dem Tode von Georg von Siemens, seit den Tagen Gwinners durch und durch verknöchert, ein reines Verwaltungs-Unternehmen, ein alter, breiter, hoher Kasten, der von einem senilen Kapitän und ebenso senilen Offizieren gesteuert wird — im Gegensatz zu der Bank, mit der die A. E. G. arbeitet: der Berliner Handelsgesellschaft, die man mit einem flotten, modernen Handelsschiff vergleichen kann. Kein Wunder, daß sich die Berliner Handelsgesellschaft demnächst mit dem einzigen berliner Privatbankhaus vereinigt, das wirklich intime Beziehungen zu amerikanischen Firmen hat (der Firma William Rosenheim & Co.). Auch die Deutsche Bank hat, wie ich schon in meiner Charakteristik Gwinners erzählte, mit Amerika Geschäfte gemacht, aber dabei ist sie einmal von dem newyorker Bankier Morgan mit einer Spekulation in Aktien der Northern-Bahn-Gesellschaft so eingeklemmt worden, daß viele Haare von den Kunden der Deutschen Bank gelassen wurden und ihr Börsen-Direktor Mankiewicz nach Amerika fahren mußte, um Herrn Morgan zu beschwören, daß er, um Gottes willen, die Deutsche Bank aus dem unglücklichen Engagement herauslasse.

Nur in einem Punkt sind die Siemens-Werke der A. E. G. über: in der schlechten Behandlung der Arbeiter und Beamten. Bei der A. E. G. sind die Verhältnisse von Arbeitern und Angestellten bekanntlich keineswegs rosig. Das Kollegium der Direktoren regiert trotz Revolution und Betriebsrätegesetz im Hause wie ein absoluter Monarch, und bei der A. E. G. herrscht derselbe Nepotismus, dieselbe Protektionswirtschaft wie in einer Monarchie. Alle nahe und ferne Verwandtschaft der Direktion hat erlesene Stellungen, die Prokuristen und Titular-Direktoren beziehen doppelte und dreifache Ministergagen: aber die Bezahlung der Andern, die keine Beziehungen haben, ist menschenunwürdig. Trotzdem: die A. E. G. ist noch nicht der am schlechtesten zahlende Großbetrieb in der Berliner Metallindustrie. An der Spitze marschiert vielmehr der Siemens-Konzern. Zahlt die A. E. G. Hunger-Löhne und Hunger-Gehälter, so bringen es die Herren von Siemens (der deutsch-demokratische Abgeordnete und

seine Neffen) mit ihren Direktoren fertig, ihre Leute noch elender zu entlohnern. In jedem Jahr gehen zahllose Beamte von Siemens weg und meist zur A. E. G., weil sie bei der A. E. G. um etliche Markscheine mehr bekommen.

Bis zur Regelung durch den Angestellten-Tarif, also bis vor wenigen Monaten, konnte ein Techniker oder ein Kaufmann bei Siemens-Halske-Schuckert in der Regel nicht anders als mit einem Tagegeld von drei bis sechs Mark seine Tätigkeit beginnen. Nach einer Reihe von Jahren wurde er bei befriedigender Tätigkeit und direktionsfrommer Führung wirklicher Beamter und bezog ein Monatseinkommen von einhundertfünfzig bis zweihundert Mark. Im günstigsten Falle gab es in jedem Jahr eine Monatszulage von fünf bis fünfzehn Mark. Dennoch — die Arbeiterschaft des Siemensschen Riesenkonzerns war radikal, die Beamtenschaft aber ruhig, patriotisch und konsumierte im Krieg wie im Frieden in hohem Grade die alldeutschen Blätter. Auch gemäßigte Sozialisten waren unter ihnen selten; solche vaterlandslose Gesellen wurden bald erkannt und von der Direktion schnell entfernt. Heute sind auch die Beamten von Siemens aufgeklärt — dafür hat der Hunger gesorgt —; und die Deutsch-Demokratische Partei war deshalb nicht gut beraten, als sie Herrn Arnold von Siemens an die Spitze ihrer berliner Kandidatenliste zum Reichstag stellte. Davon kam es, daß schließlich der Zweite auf der charlottenburger Liste, ein wirklicher Demokrat, der brave Nuschke, nicht mehr gewählt wurde. Tatsache ist: Herr Arnold von Siemens ist einer der arbeiterfeindlichsten Industriellen Deutschlands, der typische Repräsentant der ältesten kapitalistischen Welt- und Wirtschaftsordnung.

Im Kriege haben die Siemens-Werke Flugzeuge und Maschinengewehre, kleine Munition und große Granaten erzeugt, und man hat nicht erfahren, daß dabei ein Direktor oder ein Aufsichtsratsmitglied gefallen wäre. Mit Herrn Ludendorff war die Leitung von Siemens nur ein Mal nicht einverstanden: als er im Herbst 1918 erkannte, daß er keine Reserven mehr besaß, daß er die Gegner unterschätzt hatte, und daß das Spiel aus und verloren war. Da waren die Siemens anderer Ansicht. Denn ihrer wegen konnte der Krieg noch zehn Jahre dauern. Sie haben in den ganzen viereinhalb Jahren an der Herstellung von all den Mordwerkzeugen nur 350 Millionen Mark „rein“ verdient.

---

## Der Vater der Lüge von Andreas Ziesnitz

Oberstleutnant W. Nicolai, im Kriege Chef III b der Obersten Heeresleitung, hat sein Buch: „Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg“, ein Buch, worin er jetzt eine Art von Rechenschaft ablegt, seinen Mitarbeitern gewidmet. Ich war ihm länger als drei Jahre unterstellt, aber daß ich mich entsprechend geehrt fühlen soll, glaube ich nicht: denn erstens weiß

ich nicht, wie weit er den Kreis seiner Mitarbeiter zieht, ob er ganz gewöhnliche Armierungssoldaten mitrechnet oder beim Offizier aufhört, und zweitens, das weiß ich genau, ist meine Tätigkeit — in der Spionage-Abwehr, als Feldbuchhändler und zuguterletzt noch als Feldredakteur — sicherlich nicht immer in seinem Sinne gewesen, wenn sie mir auch Gelegenheit gegeben hat, gewisse Abschnitte des riesengroßen III b-Gebietes ziemlich genau kennen zu lernen, freilich nur aus der Froschperspektive, und ihn so einigermaßen zu kontrollieren. Alles in Allem: ich fühle mich nicht geehrt und darum unabhängig genug, um meine Meinung zu äußern.

Und da muß ich gleich Eines sagen: Dieses Buch ist in der Flut von Memoiren sicherlich eines der interessantesten und gefährlichsten und bestätigt die Ansicht, daß sein Verfasser ein hochqualifizierter Mensch ist. Schade, daß dieses Talent keine andre als destruktive Arbeit gelernt und darum eine Saat gesät hat, die noch immer üppig in die Halme schießt. Man denke an den Nachrichtendienst des Reichswehrministeriums und aller der militärischen Stellen im Lande vom seligen Lüttwitz bis zu der Lügenfabrik in Münster. Jetzt sitzt er natürlich in der Ecke, nimmt übel und hat sein Buch geschrieben.

Nicolai war, als der Krieg ausbrach, Major und leitete die Abteilung III b des Generalstabs. Deren Aufgabe war die Beschaffung von Nachrichten über die militärischen Verhältnisse fremder Mächte und die Sorge, daß unsre eignen militärischen Geheimnisse auch gewahrt blieben; auf gut deutsch also: Spionage und Spionage-Abwehr. Spionage ist eine Angelegenheit, die man, wenn man den Militarismus grundsätzlich bejaht, ebenfalls bejahren muß. Schmutzig bleibt sie darum doch, und da der Militarismus etwas auf Anstand gibt, macht er es wie der Vogel Strauß. Der Chef III b hatte die Pflicht, Nachrichten zu beschaffen; wie er sie beschaffte, war seine Sache — seine vorgesetzte Dienststelle interessierten nur die Resultate, nicht die Methode. Das ist im ganzen Kriege so geblieben. Die Nachrichtoffiziere bei den A. O. K.'s hatten deshalb eine seltsame Sonderstellung, indem sie disziplinarisch nur der O. H. L. unterstellt waren. In die ärgste Zwickmühle kommt auf diese Weise die Spionage-Abwehr: sie verliert ihren ethischen Untergrund, auf dem sich andererseits die harten Strafen aufbauen, wenn sie mit dem aktiven Nachrichtendienst verkoppelt wird. Und das geschah leider im Kriege; wo sie in vielen Fällen einfach zum Werkzeug des Nachrichtendienstes herabgedrückt und diesem fast stets unterstellt wurde. Nicolai versucht zwar, dieses Verhältnis zu retouchieren, aber mit wenig Glück. Wie er denn hier grundsätzlich schönfärbt, indem er zum Beispiel glauben machen will, daß Entsendung von Spionen an den Fronten kaum vorkam, während ich von der Front der achten Armee weiß, daß dort lange Zeit hindurch und außerordentlich viele Agenten abgesandt wurden. Sehr seltsam ist auch die Behauptung, daß der Nachrichtendienst mit Zerstörungsaufgaben beim Feinde nichts zu tun hatte und sich dadurch von dem des Feindes unterschied. Die zürcher und die norwegischen Bombenaffären sind ja noch immer in Deutschland so unbekannt, daß Nicolai

sie in seiner Darstellung totsichweigen kann. Und in diesen Fällen weiß ich auch nicht, welche Dienststelle die Auftraggeberin war; daß aber eine von Nicolai abhängige Stelle Agenten mit Sprengmaschinen absandte, das weiß ich.

Jedennoch, so interessant diese Seite der Angelegenheit Nicolai ist: sie ist heute nicht die wesentliche und muß gelegentlich einmal für sich behandelt werden. Hier genüge die Feststellung, daß der Nachrichtendienst schließlich und endlich doch nicht geklappt hat. Die Täuschung über die Lage der Gegner im Westen (die vernichtete Reserve-Armee Fochs!) beweist das, wenn sich Nicolai auch mit der haarspaltenden Rabulistik eines ostjüdischen Jeschiwa-Studenten abmüht, das Gegenteil zu beweisen.

Die für Deutschland gefährlichste Tätigkeit des Chefs III b begann erst mit Kriegsausbruch: die nämlich, welche Presse und Volksstimmung zum Objekt gewählt hatte. Anders als im Reichsmarineamt, wo Tirpitz seit Jahren eine genau kalkulierte und kalkulierende Pressepropaganda eingerichtet hatte, gab es für die Armee nur im Kriegsministerium einen Presse-Referenten, den Major Deutelmoser, keinen üblen Mann, obwohl Nicolai sein Lob in hohen Tönen singt. Daß eine militärische Zensur nötig war, sah die Presse durchaus ein: aber das Bestreben der Kriegsmacher ging von vornherein weiter. Nicht nur bei uns, sondern auch bei den Andern, und nicht nur 1914, sondern schon 1805, wo die Partei der Kriegstreiber gegen Napoleon mit Hardenberg und Stein an der Spitze durch den Historiker Johannes von Müller eine halbamtliche Kriegspropagandaschrift entwerfen ließ, an die sich eine deutsche, von dem amüsanten Livländer Garlieb Merkel zu leitende, und eine französische offiziöse Zeitung anschließen sollte. So genau hatte freilich der Chef III b seinen Plan nicht präpariert. Solange der Bewegungskrieg dauerte, improvisierte man; aber mit der Marne-Schlacht begann die große Lüge. Nicht Nicolai hat sie in die Welt gesetzt: aber die ständige sorgfältige Hütung der Fiktion war sein Werk. Bis dahin war die Volksstimmung, unkritisch zwar, mitgegangen, die erste große Nachrichtenpause war eine schwere Belastung gewesen — nun begann die künstliche Mache der Stimmung, die Presse wurde zum Kampfmittel, die sofort geschaffene Pressekonferenz entwickelte sich. Daß man hier dem Militär die Leitung überließ, war ein schwerer Fehler der Regierung, denn die militärischen Stellen mit der größern Initiative hatten einen Vorsprung, den sie nie wieder aufgegeben haben, und der Film schnurrte herunter: Kriegsberichterstatte (dunkles Kapitel): Offizierskriegsberichterstatte (noch dunkler); Reisen auf den Kriegsschauplatz (oh, die Abgeordneten und Chefredakteure!); die Armeezeitungen; die Feldpressestelle; die Oberzensurstelle; Errichtung des Kriegspresseamtes; die O. H. L. drängt den Reichskanzler, die Führung zu übernehmen (nämlich so, wie die O. H. L. will); Errichtung der Abteilung IV des Kriegspresseamtes; der Vaterländische Unterricht; die antimonarchische Propaganda (horribile dictu — von der aber der wohlgesinnte Staatsbürger nie etwas merkte); die Friedensresolution — das sind die Stichworte aus Nicolais Inhaltsverzeichnis. So viele Stichworte und es sind noch viel mehr

— so viele aufwühlende Erinnerungen an die Etappen der systematischen Verdummung, der politischen Verhetzung, der schillernden Lüge, bis das ganze Riesengebäude zu schwanken begann und zusammenbrach. Und siehe da: es war nur ein Kartenhaus — aus Werbeplakaten für Kriegsanleihen und alle möglichen Spenden, aus verlogenen Bilderchen schreiender, faustdick auftragender Propaganda für die wüstesten Kriegsziele, aus Statistiken der erstaunlichsten Gehirnakrobatik, aus Lügen, Lügen und abermals Lügen.

Und der Mann, der die schillernde Seifenblase aufgeblasen hatte, war Nicolai, der jetzt jammert, daß die Seife und die Pfeife doch so schön gewesen seien, und daß nur die böse Sozialdemokratie und die jüdisch-demokratische Presse ihm das bunte Ding, das sie nicht leiden konnten, einfach kaputt gemacht haben. Da fragt man sich, wie der Mann, dem dies geschah, der sein System einfach in Nichts sich auflösen sah, geistig konstruiert sein muß, daß er jetzt greint. Hat er selbst an all Das geglaubt, oder ist ihm nicht vor sich selbst bange geworden? Und diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Verbohrte Leute haben etwas Sympathisches, wenn sie konsequent sind. Nicolai, der, als Prinz Max kam, doch weichen mußte, wurde im Osten verwendet. Als Das, was er für das böse Prinzip halten mußte, die Oberhand gewann, hätte er gehen müssen. Was tut er? Er klebt, wie Oberst Reinhard und alle die Andern. Er stellt sich als erledigter Mann zur Verfügung. Groener und das Kriegsministerium müssen ihm erst bedeuten, daß ein Mann mit seiner politischen Belastung nicht mehr zu gebrauchen ist. Das hat er anscheinend heute noch nicht begriffen, und so ist vielleicht das Rätsel zu lösen und der Sonderfall auf das Allgemeine zurückzuführen. Dieser Mann, dem tatsächlich die Riesenaufgabe einer politischen Leitung der deutschen Öffentlichkeit oblag, ist, wie der deutsche Offizier gemeinhin, ein politisches Kind, Vertreter einer vollendeten Gehirndressur, die mit Geist nicht das Geringste zu tun hat. Eine Maschine, die in festen Gleisen sich herrlich zu bewegen weiß, bleibt jämmerlich stecken, wenn die Gleise aufhören. Und wundert sich des Todes, daß dem so ist. Eine Beschreibung der (sozusagen) Seele des Militarismus steht noch aus. In der Beispielsammlung einer solchen Beschreibung darf der Chef III b nicht fehlen.

---

## Bühnenstar und Höchstgage von Arnold Czempin

Ist es möglich, durch einen Tarif das Einkommen der Schauspieler nach oben zu begrenzen? Man ist mediis in rebus, wenn man die Vorfrage stellt, ob eine wirtschaftliche Organisation der Arbeitnehmer berechtigt ist, einen solchen „Zwang“ auf den Einzelnen auszuüben. Die Organisation ist in dieser Zeit wirtschaftlichen Niederbruchs zu einer derartigen Maßnahme verpflichtet, nachdem sich an großstädtischen Theatern das allgemein bekannte Starsystem herausgebildet hat. Wie die Organisation es als eine ihrer wichtigsten Pflichten angesehen hat, den



Bühnenangehörigen eine Mindestgage zu sichern, so wird sie jetzt genötigt sein, ihr Augenmerk auf jene Auswüchse zu richten, die außer dem künstlerischen Niveau die Wirtschaftlichkeit vieler Theater und damit die Existenz der Schauspieler bedrohen.

Der Schauspieler soll also nicht mehr das Recht haben, seine Kunst so teuer wie möglich zu verkaufen? Mit Verlaub: nein. Die Schauspielkunst ist eine Gemeinschaftskunst; der Einzelne ist nichts ohne seine Mitspieler. Betrachtet man aber den Theaterbetrieb von heute, so scheint das meistens vergessen zu sein. Der Star, seiner Macht bewußt — die ihm der heute darob verzweifelte Direktor durch Reklame verschafft hat — ist gewissermaßen selbst Unternehmer geworden. Er läßt sich mit seiner Ware — Name oder Talent, hier und da auch beides — in einem Theater für kurze oder auch längere Frist nieder und saugt den Mehrgewinn aus dem Unternehmen, das er gemeinsam mit seinen unnotwendigen Mitspielern in Gang gebracht hat, zu einem unverhältnismäßig großen Teil allein auf. Eine Tatsache, die oft den eigentlichen Unternehmer zu seinem Star in ein ähnliches Verhältnis setzt wie die künstlerisch und materiell als *quantité négligeable* behandelte Schar der übrigen Darsteller. Die Gründe für diese grauenhafte Amerikanisierung unsres Theaterbetriebes brauchen wir hier nicht weiter zu prüfen. (Einer der wichtigsten ist das unkünstlerische Raubbausystem des Serienstückes.) Dagegen sind sehr ernsthaft die Gründe zu prüfen, weshalb die in der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger heute nahezu vollzählig organisierte deutsche Schauspielerschaft nicht länger gewillt ist, ihre ständig wachsende wirtschaftliche Not — auch von der künstlerischen darf nicht geschwiegen werden — geduldig zu tragen, wenn Möglichkeiten bestehen, sie zu bessern.

Es steht fest, daß heute in Berlin kaum zehn Prozent aller am Theater beschäftigten künstlerischen Kräfte aus dem Theater-einkommen ihren Lebensunterhalt bestreiten können. Keine Teuerungszulage, keine Tarifaufbesserung hat diesen schrecklichen Zustand, der nun bald sechs Jahre dauert, zu ändern vermocht. Selbst die jetzt erreichte, für Berlin seit dem ersten Juni geltende Mindestgage von eintausend Mark im Monat kommt erst dem Einkommen gleich, das, zum Beispiel, jeder ungelernte Arbeiter eines berliner Film-Ateliers bezieht. Und wenn es auch richtig ist, daß Beide den gleichen Hunger haben, so sind doch die Anforderungen, die ihre Berufe an sie stellen, grundverschieden. Hierbei braucht man nicht an bürgerlichen Luxus, sondern nur an die enorme Aufwendung für Kleidung zu denken, die einstweilen Direktion und Publikum vom Schauspieler als selbstverständlich verlangen. Es ist mancherlei versucht worden, um die Verhältnisse des künstlerischen Personals zu sanieren, und es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß manche Theaterleiter — allzu viele sind es nicht — auch wirklich soziales Verständnis

gezeigt haben. Dennoch sind heute fast alle Schauspieler gezwungen, noch im Nebenberuf, der oft genug zum Hauptberuf wird, Geld zu verdienen. Im Film, im Cabaret, mit Unterricht (und unterrichtet wird beinahe Jeder, der gut zahlt — eine peinliche, aber begreifliche Folgeerscheinung). Auch als Agenten für mancherlei sind die Priester der Kunst tätig und reiben in einem viel zu wenig beachteten, manch zartere Seele tief niederdrückenden Daseinskampf ihre Nerven auf, die sie grade — mehr als jeder andre Berufsmensch — für ihre Tätigkeit brauchen. Es ist die Welt des Scheins; aber nicht bloß wegen der Pappe und Leinwand! In diesem Zusammenhang erscheinen die Klagen der Theaterleiter über den bösen Film, der fast alle ihre Kräfte zum Schaden der Kunst an sich zieht, in einem ganz andern Licht. Der Film ist die wirtschaftliche Rettung des Großstadtschauspielers und zugleich seine stärkste künstlerische Gefährdung. Aber eine Wahl bleibt ihm nicht.

Hier muß die Bühnengenossenschaft viel energischer als bisher einsetzen und mit allen Mitteln Hilfe schaffen. Das Problem der Kommunalisierung der Theater muß von der Genossenschaft mit klarer Stellungnahme in breitester Öffentlichkeit behandelt und vor allem dem Verständnis der Bühnengehörigen nähergebracht werden, die es bisher nur als „Bolschewistenschreck“ aus bürgerlichen Blättern kennen. In das gleiche Kapitel gehört die Kommunalisierung der Kino-Theater, die die Städte in den Stand setzen würde, ihre kulturellen Pflichten gegen die Schaubühne in viel höherem Maße zu erfüllen als bisher. So hat, zum Beispiel, die Stadt Christiania in Norwegen (sogar ohne Revolution) aus ihren kommunalisierten Kinos nach dem ersten Rechnungsjahr dem Nationaltheater 400 000 Kronen, dem Pensionsfonds der Schauspieler 200 000 Kronen überweisen können.

Erfordern aber diese Umwälzungen gesetzgeberische Maßnahmen, die sich auf eine entsprechende Macht der sozialistischen Parteien stützen müßten, so kann die Genossenschaft zum mindesten das Problem des Star-Unwesens selbst aufgreifen und hat heute auch Macht genug, es zu lösen. Von Theaterleitern wird oft eingewendet: Wenn die Stars „ziehen“ und die Kassen sich füllen, dann können die andern Mitglieder des Theaters auch zufrieden sein, denn erst auf diese Weise werde es möglich, die Gagen aufzubessern. Ein kindlicher Einwand: weil das Theater erst noch gebaut werden muß, das den Darstellern wegen des guten Geschäftsgangs die Gagen erhöht. Außerdem geht dieser Einwand grade von der eingangs in Frage gestellten Voraussetzung aus, daß der Star verlangen könne, was er wolle. Bestreiten wir aber diese Voraussetzung, so ist alles eine einfache Machtfrage der Organisation. Ein Exempel. Ein Theater mit 50 Mitgliedern, deren monatliches Durchschnittseinkommen 1000 Mark beträgt, ist mit einem Star gesegnet, der ein Fixum von

40 000 Mark im Monat davonträgt. Er wird sicherlich nicht Hungers sterben, wenn ihm sein Einkommen auf die Hälfte reduziert wird. Mit den freiwerdenden 20 000 Mark könnten aber seine Kollegen um je 400 Mark im Monat aufgebessert werden und damit wenigstens knapp das Existenzminimum erreichen, das von der amtlichen Statistik für einen ledigen Mann mit der Lebenshaltung des Arbeiters errechnet worden ist.

Das Rechenexempel ist gradezu peinlich einfach. „Aber die Stars sind nicht billiger zu haben!“, ruft der besorgte Unternehmer. „Sie sind zu haben!“, antwortet die Organisation. Die Bühnengenossenschaft fordert den Bühnenverein auf, mit ihr gemeinsam eine Höchstgage festzusetzen, über die hinaus — auch nicht durch prozentuale Gewinnbeteiligung, weil es sonst der unglückliche Konsument am Preis büßen muß! — kein Unternehmen gehen darf, wenn es nicht die Zahlung einer sehr hohen Konventionalstrafe und alle organisatorischen Zwangsmaßnahmen zu gewärtigen haben will. Dieser Höchstsatz braucht keine bestimmte Zahl zu sein. Die Ertragsfähigkeit, der Etat und der Besuch der Theater wären zu berücksichtigen, und ein Ueber-einkommen wäre zu treffen, daß kein ständiges Mitglied und kein Gast einer Bühne mehr als einen genau zu bestimmenden Prozentsatz des gesamten Gagenetats erhalten dürfte. Ist das durchgeführt, so ist Sache der Genossenschaft, für eine erheblich höhere und der Notlage besser angepaßte Mindest- oder Durchschnittsgage zu sorgen.

Ja, dann werden die Primadonnen der Schauspielkunst, männliche und weibliche, ganz zum Film übergehen oder werden auswandern, der fremden Valuta entgegen — so tönen die Schreckensrufe. Nun, beim Film hat es wohl auch die längste Zeit gedauert, denn auch dort werden bestimmte Höchstsätze normiert werden. Und auswandern? Wie soll das der deutsche Schauspieler? Seine Kunst wurzelt doch in der Sprache der deutschen Heimat. Und die Sänger, die Kapellmeister, deren Kunst unabhängig von der Sprache ist und in Dollarica mit gutem Golde aufgewogen wird? Ich wage zu sagen: Die Sänger und Kapellmeister, die durchaus Millionäre werden müssen, die mag das deutsche Volk ziehen lassen. Der Krieg hat uns zu arm gemacht, als daß wir uns den Luxus von Sänger-Millionären leisten könnten. Wir leiden materielle und geistige Not, unsre wissenschaftlichen Institute sind auf den schmalsten Etat gesetzt: da werden wir ertragen müssen, uns mit Künstlern zu begnügen, deren Gemeinschaftssinn es verschmäht, aus der Kunst über die materielle Sicherheit hinaus noch ein dickes Geschäft zu machen.

Auch die unanständige Star-Reklame muß verschwinden. Die bunten Barnum-Plakate, die in meterhohen Buchstaben an den Säulen auf das Publikum lostoben und zwei oder drei Darsteller und den Regisseur in ihrer Bedeutung weit über den

kaum zentimetergroßen Autor hinausheben, sind eine nichtswürdige Barbarei. Die nächste Station wäre vielleicht ein Plakat-Auto, von dem herab ein Ausrufer mit Megaphon die Namen der Matadore in die Menge brüllt. Stiergefecht — Boxkampf!

Dann wird sich vielleicht dies erschreckend tiefe Niveau unsres Theaters allmählich wieder heben. Der „Premierenlöwe“ — wie ihn Fritz Engel neulich trefflich glossierte — wird sich auf eine bestimmte Oase zurückziehen müssen; er wird nicht länger den Lorbeer drei Tage abgrasen dürfen, um seinem Nachfolger das dornige Gestrüpp einer Hundertserie zu überlassen und sich nur bei den „Jubiläumsnummern“ noch einmal der erstaunten Menge zu zeigen. Unendlich viel stiller Kummer und berechtigte Verbitterung wird dann verschwinden und wenn schon nicht der ganze materielle, so doch wenigstens der seelische Druck von vielen ehrlich ringenden Künstlern genommen werden. Hier kann die Deutsche Bühnengenossenschaft zeigen, daß sie auf dem Wege der wirtschaftlichen Aufbesserung ihrer Mitglieder auch eine Theaterkulturaufgabe ersten Ranges zu erfüllen vermag, indem sie die Bühnenleiter zwingt, ihre Star-Animierbühnen durch feste Ensemblebildung wieder zu Stätten wirklich ernster Kunstübung umzugestalten. Das Proletariat, das heute — durch eben noch bürgerliche Mittelschichten verstärkt — dem Theater zuströmt, will nicht artistisch-kostbare Einzelleistungen sehen, sondern etwas von dem großen Zauber empfinden, der von dem kunstbeseelten Gemeinschaftswillen eines bis ins Kleinste harmonisch abgestimmten Ensembles ausströmt.

---

## **Zu dieser Revolution von Gobineau**

Ich weiß, daß in unsern Tagen der Grundsatz sich einzuwurzeln trachtet, daß der Mensch sich allem unterwerfen müsse: der Ungerechtigkeit, der Grausamkeit, der Beschimpfung; alles mit gesenktem Haupte hinnehmen müsse, wenn diese Niederträchtigkeiten von Leuten auferlegt werden, die die Macht haben, die Fäden der hohlen und lächerlichen Drahtpuppe, die man das Vaterland nennt, zu bewegen. Es ist dies ein hölzerner Götze. Er bewegt die Arme, die Beine, öffnet und schließt den Mund und verdreht seine großen Augen. Die ersten besten Marktschreier bringen ihn in Gang. Sie reden für ihn; denn aus sich selbst hat er kein Leben. Trotzdem hat man zum Nutzen dieser Schelme und im Namen dieser künstlichen Maschine ich weiß nicht wie viele schöne Sentenzen erfunden; aber es sind das Vorschriften für Sklaven, für Heloten, für Elende, die zwei Drittel ihrer Mannheit verloren haben. Ein Mann hat das Recht, so viel zu empfangen, als er gibt: wenn das Vaterland und der Herrscher Anspruch auf Achtung erheben, so mögen sie selbst Achtung beweisen; sonst schuldet man ihnen nichts mehr.

# Die Zeit der schweren Not von Validus

Man wird oft von wohlmeinenden Freunden im Ausland gebeten. Tatsachenmaterial über die furchtbare materielle Not Deutschlands zu senden. Wenn man dann ans Werk geht, so merkt man erst, wie schwer diese anscheinend leichte Aufgabe zu lösen, wie schwer der Beweis zu führen ist. Diese Feststellung klingt merkwürdig, ist aber ganz natürlich, denn wir leben oder lebten zum mindesten bis vor wenigen Monaten in einer Zeit der Scheinblüte oder, um es derber auszudrücken: des Schwindels. Arbeitslose gab es bis jetzt erstaunlich wenig, und jede Ware wurde dem Produzenten oder Händler mit reichem Gewinn aus den Händen gerissen. Namentlich die Zeit der fallenden Valuta war so recht eigentlich die Periode einer Hochkonjunktur. Die Gewinne stiegen, die Börse war im Taumel, jegliche Mehrforderung, ob für Waren oder für Löhne, wurde anstandslos bewilligt. Man ist erwacht. Eine furchtbare Rechnung wird präsentiert. Plötzlich entdeckt man, daß der unleugbar große Bedarf aller Schichten nicht gleichbedeutend ist mit der Kaufkraft der Bevölkerung. Nur die unheimlichen Gewinne der jüngst vergangenen Zeit, nur die Furcht der Banken, durch Kreditkündigungen den Stein ins Rollen zu bringen, hält einstweilen die Krisis noch auf.

\*

Der Wahn, der Schwindel ist ja vor allem in der Reichsfinanzierung Trumpf gewesen. Während des ganzen Krieges hat man eine gradezu verbrecherische Finanzpolitik getrieben. Alles wurde auf Schuldenkonto genommen, nichts auf Steuern. Wenn nun irgendein Stand Schmerzen hatte, so mußte in und nach dem Kriege das Reich diese Schmerzen lindern. Solange die Notenpresse läuft, kann sich das Publikum noch über die Unmöglichkeit des Zustands von heute hinwegtäuschen. Die Zinsen für die Schulden werden mit Noten bezahlt. Die Verbilligung der Lebensmittel für die Eisenbahnarbeiter ist durch Notenfabrikation erzielt worden. Kurz: die Notenfabrikation war ein Hilfsmittel für alles. Wie lange aber noch? Einst wird der Tag kommen, wo das Papier für die Noten teurer ist als der darauf gedruckte Betrag. Und dann? Nun, so lange brauchen wir nicht zu warten. Schon kündigt die Entente die Einsetzung einer Schuldenverwaltung für Deutschland an, wie man sie über Aegypten und die Türkei eingesetzt hatte. Vom Standpunkt der nationalen Würde ist das sicherlich nicht grade erhebend, sondern im Gegenteil: furchthar. Aber rein finanziell wird man einen derartigen Entschluß anders beurteilen müssen. Denn wenn man heute sieht, mit welcher Schwächlichkeit die Regierung vor jeglicher Opposition irgendwelcher Steuerzahler zurückschrickt, wenn man sieht, wie Parlament und Regierung jeglicher Forderung nachgeben, und vor allem auch sieht, wie einstweilen sogar der Apparat fehlt, um all die beschlossenen Steuern einzutreiben, so wird man eine Hilfe aus eigener Kraft gar nicht mehr zu erhoffen wagen. Und wenn nun die Wiedergutmachungskommission nicht etwa mit der Absicht, uns zu liquidieren, nach Deutschland kommt, sondern mit halbwegs vernünftigen Grundsätzen, so kann unter Umständen der Optimismus des sonst so pessimistischen Keynes recht behalten, daß auf diesem Umwege die Entente vernünftig wird.

•

Während nun bei den Reichsfinanzen noch immer drauf los geschwindelt wird, dämmert es jetzt wenigstens bei den Kommunen. Diese waren namentlich seit Anfang dieses Jahrhunderts flotte Geldausgeber, um nicht zu sagen: Verschwender. Wenn man heute eine Reise durch die deutschen Städte antritt, so ist man erstaunt, was an Prunk und Luxus grade in den Jahren vor dem Kriege geleistet worden ist. Die Städte hatten bisher eine Art Finanzhoheit, denn sie durften ja im großen Ganzen die Steuerzuschläge, die sie brauchten, selbst festsetzen. Das ist aber seit Erzbergers Finanzreform anders geworden. Die gesamte Einkommensteuer fließt dem Reiche zu, das nun die Städte recht spärlich entschädigt. Und so beginnt der Zwang zur Sparsamkeit zuerst bei den Städten. Hier tritt zuerst die eiserne Notwendigkeit zur Umkehr zutage. Es gibt heute Städte in Deutschland mit 400 000 Einwohnern, die ein Jahresdefizit von 60 Millionen Mark haben. Es muß gedeckt werden, denn die Städte können ja nicht Noten drucken. Sie erhalten auch nicht mehr wie früher unbeschränkten Kredit vom Ausland, denn dieses ist bereits in Bezug auf die Kommunen stutzig geworden. Hier in den Stadtparlamenten werden jetzt Beschlüsse gefaßt, die uns zeigen, was wir in den nächsten Jahren und Jahrzehnten zu gewärtigen haben. Die Ausgaben für Kulturzwecke werden in ungeahntem Maße eingeschränkt werden. Manches städtische Theater wird verschwinden oder an zweifelhafte Unternehmer verpachtet werden müssen. Die Straßenbahnen sind in mittlern Städten bereits eingestellt, aber auch in Großstädten wird manche Linie künftig nicht mehr gefahren werden. Am schlimmsten ist, daß sogar manche Krankenhäuser im Winter nicht mehr geöffnet sein werden. Und selbst diese Abstriche werden kaum hinreichen, den Fehlbetrag überall zu decken. Uebel wirds manchen der städtischen Angestellten und Beamten ergehen. Wo werden die Kommunen das Geld hernehmen, um das gewaltig angeschwollene Heer ihrer Funktionäre zu bezahlen?

\*

Die deutschen Versicherungsgesellschaften, die sich zweifellos durchweg eines sehr gesunden finanziellen Aufbaus erfreuen, haben schon im Kriege manchmal die Versicherten überraschen müssen durch Kürzung der sogenannten Dividenden. Die erhöhte Sterblichkeit, oder besser gesagt: die furchtbar erhöhte Kriegsterblichkeit zwang zu entsprechender Vermehrung der Prämienrücklagen. Jetzt droht eine neue, viel peinlichere Ueberraschung. Die meisten Versicherungsgesellschaften nämlich gehörten zu jener Klasse von Unternehmungen, die aufgebaut waren auf gradezu sträflich niedrigen Gehältern für ihre Angestellten. Jetzt, wo das Heer der Angestellten am schärfsten Versäumnisse gutmacht und teilweise übertriebene Ansprüche bei den tarifierten Regelungen seiner Bezüge stellt: da mußten in erster Linie jene Unternehmungen büßen, die ihre Angestellten am weitesten hinter dem Existenzminimum zurückgelassen hatten, und das waren vor allen die Versicherungen. Die Mehrbelastung, die nach der letzten großen Lohnbewegung in diesem Geschäftszweig eingetreten ist, ist derart groß, daß die Gesellschaften behaupten, die gesamten kalkulatorischen Unterlagen der laufenden Verträge umstoßen zu müssen. Man verlangt also von der Regierung ein Notgesetz, das eine rückwirkende Erhöhung der Prämieinnahmen zuläßt. Der Versicherte ist nun doppelt geschädigt. Fürs erste ist durch die Senkung der Kaufkraft des Geldes

ohnehin der erträumte Wert aller Versicherungen aufs äußerste verringert, und darüber hinaus soll noch erheblich mehr als bisher an Prämien dafür gezahlt werden.

Man sieht: von allen Seiten senken sich furchtbare Lasten und Enttäuschungen auf den armen Staatsbürger nieder, und wir bedürfen großer Hoffnung und Gläubigkeit an bessere Zeiten, wenn nicht für uns, so doch für unsre Kinder, um alle diese Prüfungen zu überstehen, um uns stark genug zur Einlösung der Rechnung zu machen, die uns jetzt vorgelegt wird.

---

## Die alte Waschfrau von Chamisso und Theobald Tiger

Du siehst geschäftig bei den Linnen  
Bernhards Georg im Lockenhaar,  
die rüstigste der Wäscherinnen  
mit fünfundvierzig Lebensjahr.  
So hat er stets mit sauerem Schweiß  
sein Brot in Ehr und Zucht gegessen  
und ausgefüllt mit treuem Fleiß  
den Kreis, den Gott ihm zugemessen.

Er hat in seinen jungen Tagen  
den Sozialisten sich vermählt;  
er hat der Roten Leid getragen,  
auch Bebel hat ihm nicht gefehlt.  
Er hat den Auer noch gepflegt;  
er hat den Plutus uns geboren —  
er hat ihn sogar selbst verlegt  
und Glaub und Hoffnung nicht verloren.

Da galts den Ludendorff zu feiern!  
Er griff es an mit munterm Blut.  
Du hörst ihn fröhlich prophezeiern,  
er machte Tirpitz frischen Mut.  
Zu suchen seinen Unterhalt,  
hat er so manches Ding geschrieben;  
Britannien blies: Das Ganze halt!  
Ihm war sein heiterer Mut geblieben.

Er hat gespart so manchen Groschen  
und Heu gekauft und nachts gewacht,  
das Heu zu besserm Stroh gedroschen,  
das Stroh dem Leser dargebracht;  
ob Lille, ob Räte-Republik:  
er spielte gut im deutschen Lotto;  
ob Willy, Lenin oder Krieg:  
„Ran an die Macht!“ war stets sein Motto.

Und ich, an meinem Abend, wollte,  
ich hätte, diesem Manne gleich,  
erfüllt, was ich erfüllen sollte —  
ich wär wie er an Ehren reich.  
Ich wollt, ich hätte so gewußt,  
am Konjunkturkelch mich zu laben,  
und könnt am Ende gleiche Lust  
an meinem Herrn Verleger haben —!

# Rundschau

## Wir

In den Heeresberichten der großen Zeit, in ihren Journalen, Zeitungen, Kloaken und Broschüren findet sich des öftern der Ausdruck: Wir. In dieser Bedeutung: „Wir unternahmen einen Vorstoß gegen Saloniki.“ „Wir verschmähen es, das Mitleid der Welt anzurufen.“ „Wir haben uns gezwungen gesehen, die englischen Zivilisten einzusperren ...“ Wir? Wer?

Die Andern, was die Taten anbetrifft. Die Schreiber bejahten nur die Gesinnung. „Wir“ eroberten dreizehn leichte Geschütze . . . . Wer? Die reklamierten Redakteure sicherlich nicht. Sie wurden ja bezahlt und verschont, damit sie ein Zusammengehörigkeitsgefühl manifestierten, das längst nicht mehr vorhanden war. O, wie wohl war ihnen allen, daß sie nicht zum Stamme jener „Wir“ gehörten! Nein — „wir“ schlugen den Feind gar nicht aufs Haupt, „wir“ nicht.

Aber „wir“, was die Politik, was die Gesinnung angeht — doch. Das stimmte. Es stimmte ja nicht, wenn man bedenkt, wie unendlich die große graue Masse unter diesem eisernen Regiment der „Wir“-Leute litt — aber hatte denn diese Masse überhaupt eine Gesinnung? Sie diente. Aus. Wir . . .

Wir waren uns wohl einig. Denn es ist ja nicht wahr, daß ein Volk Jahrhundert lang eine Regierung haben kann, die ihm nicht vollkommen adaequat ist. Das gibt es nicht und hat es nie gegeben. (Sonst würden ja die Vernünftigen oder gar die Radikalen regieren.) Nein: „wir“ waren uns schon einig. Wir waren uns einig im U-Boot-Krieg und in andern Mordtaten, wir waren uns in Lille, in Rumänien, in

Polen und in Finnland allemal einig. „Wir“!

Es ekelte einen die Gemeinschaft, wenn mans las. Uns — die andern „Wir“ — ekelte es. Es war so wie eine fettig-warme Brühe, in der man da umher schwimmen mußte. Wie sollte man damals die Gemeinschaft abschütteln? Wer hats getan?

So viel Unterschiede gab es im Frieden — eine Oberstleutnantsgattin war immer mehr wert als die andre und ein Landrat immer rangälter als sein Kollege — doch wenn sie im Krieg sich fanden, da verstanden sie sich gleich. Es war ein glorioses Familienbad.

„Wir haben den Krieg nicht gewollt. Wir stehen auch heute noch auf dem Standpunkt, daß die sogenannten Sieger uns schmachlählig überfallen haben, und daß alles Unrecht auf ihrer Seite ist. Wir haben niemals . . .“ Wir?

Ach, bitte: Ihr.

*Ignaz Wrobel*

## Allerletzte Premiere

Das Burgtheater spielte — in seiner bezaubernden schönbrunner *Dépendance* — zwei leichte Stücke: „Der erste Beste“, Lustspiel von Croisset, und eine einaktige Komödie von Bernard Shaw: „Es hat nicht sollen sein“.

Das Lustspiel aus dem Französischen ist altmodisches, im übelsten Sinn *bourgeois* Theater. Platt, süßlich, zaghaft-lüstern. Die tugendreiche Witwe Raymonde, Braut des von ihr nicht geliebten, aber rechtens hochgeachteten grundbraven Fernand, wird — in Sorrent — von einem jungen, unverschämte rasch und gut küssenden Engländer sinnlich entzündet. Sorrent, Blumenduft, Meeresrauschen und ein sentimentaler Schmachtwalzer hinter der Szene tun das ihrige, um Raymondes



Blut zu durchhitzen. In Paris kühlt es sich wieder ab, das neuerliche Erscheinen des inzwischen verheirateten Engländers bringt Enttäuschung, und dem grundbraven Fernand winkt gesichertes Eheglück. An dem Lustspiel ist nichts lustig als, zu Beginn, die Figur des possenhafte gesehenen, auf phlegmatische Art leidenschaftlichen Engländers, den Herr Rhomberg sehr nett radebrecht. Das Gerede und Getue um die sinnliche Erhitzung der Frau Raymonde, die Seelen- und Nerven-kämpfe der Dame, die Debatten über Wert und Wesen der „anständigen Frau“, das Gegenspiel der leichtsinnigen Freundin, die Rolle des wackern Fernand: all dies erschreckt durch die fahle Unlebensblässe einer gespenstischen, aus Grüften einer versunkenen Welt aufgescheuchten Theaterei. Mit solcher Komödie heutigen Menschen noch Behagen entkitzeln wollen, scheint mir ein törichtes Unterfangen.

Sonderbare und peinliche Verwandtschaft mit der Geistigkeit des alten Lustspiels weist der Esprit des ihm folgenden Shaw-schen Einakters auf. Die gleiche Schalheit, nur mit andern Vorzeichen. Zwei Ehepaare, erotisch ineinander verschränkt — Herr A mit Frau B, Herr B mit Frau A — debattieren über Ehe, Sitte, Korrektheit, Zuneigung. Gebote des cants und Gebote des Nervensystems. Die gute Gesellschaft und die englischen Methoden, offenherzig zu heucheln oder lügnerrisch der Wahrheit die Ehre zu geben, erhalten zärtlich-jokose Klapse. Ein glatter, höfischer Zynismus täuscht satirische Schärfe vor. Nirgendwo rührt die langwierige, kokett-geistreiche Hin- und Widerrede an menschliche Probleme. Es ist eine tändelnde, spielerische Gesellschaftskritik, die zwischen Spaß und Ernst eine

reizlose, neutrale Mitte hält. Der Spiritus tilgt hier nicht die Langleiwe, sondern konserviert sie. Frau Wolgemut und Frau Retty, Herr Rhomberg und Herr Paulsen geben dem Viergespräch eine schwerfällige Grandezza, die vermutlich „Stil“ bedeuten soll.

Alfred Polgar

## Deutsche Kinodämmerung?

Am Vormittag rief mein dicker Freund Kie an. „Haben Sie heute abend Zeit? Der Maler Boris will Ihnen was zeigen!“ „Nein,“ sagte ich, „heute abend“ — und dann machte ich eine kleine Pause — „heute abend gehe ich in die ‚Letzte Galavorstellung des Zirkus Wolfson‘.“ „In den Film?“ rief Kie — „aber Peter! Da klettert ein Affe mit einem kleinen Kind auf einen Fabrikschornstein . . . Ein Mann in Ihrem Alter —!“ Und dann sprachen wir über die bessern Sachen.

Abends ging ich hin. Ich habe eine alte, tief eingewurzelte Liebe zum Kitsch. Es war hinreißend. Aus dem Programmheft ging hervor, daß dieser Film auch einen Inhalt hat — ich habe gar nicht darauf geachtet. Manchmal schwamm die Leinwand in Sentimentalität — Zirkusmädchen bekamen Kinder, begruben dieselben und weinten edeln Fürstensöhnen nach — quahd même! Was heißt hier Drama! Der Affe, der herrliche Affe!

Er spielte still und routiniert, wie ein alter Kinoschauspieler — nur viel besser und nicht so prä-tentiös. Die große Szene, hatte ihre Qualitäten: der Affe nahm das Kind, ein wirkliches, schreiendes Bündel (das sich hier und da bemerkbar bemachte), und kletterte einen ungeheuern Schornstein damit hoch. Mir ist es ja herzlich gleichgültig, ob das „geschnitten“ oder „kaschiert“ oder

echt ist — als ich es sah, war es für mich echt, und das ist die Hauptsache. Dieser ungeheure schwarze Schornstein ragte unheilverkündend in die Luft, da unten lag Lugano (da haben den Film vor acht oder zehn Jahren dänische Schauspieler gemacht) und „Kaja, seine Tochter“, kletterte dem Affen nach. Da oben, auf des Schornsteins Rand, ging es munter zu — das Kind zappelte und schrie, die Tiefe lag, wie es sich für eine anständige Tiefe gehört, schwindelerregend unter ihnen, Kaja kletterte, kam, sah und balgte sich mit dem Affen — und der große Todessprung zeigte endlich, wofür eigentlich das Kino auf der Welt ist. Laßt mich noch erzählen, daß der ganze alte Zirkuszauber von Staub, Pferdgestank, Kitsch und buntem Kram lebendig wurde, daß das Kind gut spielte — (was mag dieses Balg wohl sagen, wenn es einmal, herangewachsen, diesen Film sieht? „Und da stand im Zuschauerraum ein bejahrter Greis auf und rief frohlockend: ‚Das bin ich!‘ Und da warf man ihn hinaus . . .“) — mein Freund Kie kam auch vor, fett, mit einer Brille, drei Doppelkinnen — seine tragischen Momente waren seine besten, man lachte sich krumm — kurz: es war reine wie ins Leben. Das Publikum war „restlos“ begeistert.

Warum sehen wir das nicht alle Tage? Ist das nicht viel, viel schöner als ‚Die da nach der Stunde riefen‘ und ‚Frauen, die den Kranz verloren‘ und ‚Anders als der Rest‘? Es ist viel schöner.

Was geht vor? Rieselt es im Gemäuer des deutschen Kinomarktes?

Ein bißchen Angst haben die Herren schon. Konkurrenz ist ja gut, und wer sie fürchtet, ist schlapp oder dumm oder schwach.

Auf Lubitsch wird das Ausland höchstens befruchtend wirken — denn was die können, kann er in drei Jahren auch. Und sie sind uns ein Stück voraus. Sie haben den riesigen Vorsprung der vier blutigen Jahre, in denen ihre Rohstoffproduktion munter weiterlief, und sie sind ja heute noch viel billiger, als wir es je sein können. Ohne Einfluß wird diese Invasion also nicht sein. Die kleinen Firmen werden sie zuerst merken, und das schadet gar nichts. Lieber noch eine gute amerikanische Trickmittelmäßigkeit als unsern horribeln Kram von vermenschelter Literatur und schlechtem Kino. Ich will nicht sagen, daß der Weg des Affen zum Fabrikschornstein hinauf der Weg des Kinos ist — aber ein Weg ist es schon. Unsre Herren klopfen die Zigaretten auf dem Etuideckel zurecht, zünden sie sich an, klappern mit den Augenlidern, und der Text sagt: „Graf Koks ist das Verhältnis seiner Nichte zu dem Onkel der Klossettfrau unsympathisch“. Gut — aber was geht das mich an? Es geht mich dagegen sehr wohl an, wenn Einer drei Häuser überhüpft — wie das gemacht ist, ist gleichgültig — ich sehe erfreut zu. Und wie vergnügt werden wir erst sein, wenn Chaplin herkommt, der wirkliche Original-Charly Chaplin, der große Amerikaner! Er brächte frisches Blut und frischen Wind mit.

Der deutsche Kinohimmel verdimmert sacht . . .? Die kleinen Sterne bleichen, die großen Sonnen, es sind ihrer nicht viele, leuchten weiter, und fremde Gestirne ziehen auf: bunt, neuartig und mit blitzenden Schweifen. Vielleicht wird es dann wieder mehr Spaß machen, Kino-Astronomie zu betreiben als heute. Das walte Gott —!

*Peter Panter*

# Antworten

**Teut.** In der Hallischen Zeitung veröffentlicht ein Mann namens W. Kaiser folgende Zeilen: „Soll man sich nun ärgern, daß heutigen Tages deutsche Künstler die — na, sagen wir mal: Harmlosigkeit besitzen, einen italienischen Arien- und Duettenabend zu veranstalten, oder mehr darüber, daß sich eine zahlreiche deutsche Menge zusammenfindet, um so etwas anzuhören, zu beklatschen und mit Blumen zu beschütten?“ Soll man sich nun darüber ärgern, daß heutigen Tages deutsche Kritiker, die — na, sagen wir mal: Stumpfsinnigkeit besitzen, in falschem Deutsch chauvinistische Kritiken zu schreiben, oder mehr darüber, daß sich eine zahlreiche deutsche Menge zusammenfindet, um so etwas anzuhören, zu beklatschen und mit Abonnements zu beschicken? Auch diesen Kaiser sollte man nach Amerongen versenden.

**Bürger.** Der Bürgerrat von Groß-Berlin — Gott schütze uns vor euerm Geschrei, wenn es einen solchen Arbeiterrat gäbe! — hat folgende verlogene Notiz an die Presse geschickt: „Der geschäftsführende Ausschuß des Bürgerrats von Groß-Berlin hat einstimmig beschlossen, für ein Einstein-Institut oder wissenschaftliche Zwecke dieses bedeutenden Gelehrten, dessen Forschungen dem Namen des deutschen Bürgertums neuen Glanz verleihen, 10 000 Mark zu stiften.“ Einsteins Leistungen verleihen dem deutschen Bürgertum ungefähr so viel Glanz wie etwa allen Leuten, die auch mit einem E anfangen. Daß Einstein seinem Einkommen nach ein Bürger ist, mag sein. Dies aber ist bewußte Aufblasung eines Standes, dessen Name mit Recht zum halben Schimpfwort geworden ist. Denn Bürgersein bedeutet ja nicht: Angehöriger einer wirtschaftlichen Schicht sein — sondern *Z*ürger sein ist eine Denkart. Es gibt Bürger bis tief in die Masse der Kommunisten hinein. „Er ist kein Bürger“, sagt Gerda Buddenbrook von Einem. Ihr aber seid Bürger und protzt mit den erfolgreichen Geistesarbeitern. Mit dem Professor Nicolai protzt Ihr weniger. Den habt ihr verfolgt. Traurig genug, daß eine kritiklose Presse diesen Kollektivitätsdünkel auch noch mäset.

**Filmist.** Am siebenundzwanzigsten Juni veranstaltetet Ihr eine schwer kulturelle Aktion gegen die Zensur und die Besteuerung der Kinos. Der Versammlungsleiter sagte unter anderm, die Versammlung sei einstimmig in ihrem Protest. Darauf stand Ernst Friedrich, der Redakteur der ‚Freien Jugend‘, auf und rief: „Nein!“ Weil Ihr ein Kulturfaktor seid, rief Ihr: „Raus mit dem Lummel, werft den Wandervogel raus, Lausbub, Hallunke!“ Friedrich wurde mit seinen Begleitern, darunter ein Mädchen, von den Kulturfaktoren mit Stöcken verprügelt und schließlich hinausgeworfen. Man sollte nicht nur euern Laden, sondern auch euch selber unter Zensur stellen.

**Monarchist.** Das weiland Hofblatt, der Berliner Lokal-Anzeiger, das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt, das einzige Blatt, das der Kaiser unzerschnitten vorgelegt bekam — während wir es nur zerschnitten benutzen —, bringt in einer einzigen Nummer folgende Dinge. Eine kritische Betrachtung des „frühern Hofbäckermeisters unsres Kaisers“, als welcher Fachmann herausgefunden hat, daß das Brot von heute nicht viel taugt, und daß wir wieder Weißbrot haben müßten. Warum das so ist? Vielleicht erkundigt sich der Herr Hofbäckermeister einmal bei seinem prominentesten Abnehmer. Der

übrigens nicht das schlechte Schwarzbrot, sondern das gute Weißbrot ißt und überhaupt, wie aus einer ausführlichen Schilderung des ‚Hauses Doorn‘ in derselben Nummer des Berliner Lokal-Anzeigers hervorgeht, immer noch elastischen Schrittes durch ein behagliches Leben wandelt. „Aus diesem Grunde hat der Hausarzt, der utrechter Professor Dr. Hymans van den Bergh, die größte Schonung und Ruhe verordnet.“ ER den Opfern seines Krieges auch. Und drittens: „Das Befinden der frühern Kaiserin ist entgegen anders lautenden Meldungen . . .“ Das Befinden des früher Scherlschen Berliner Lokal-Anzeigers ist in den letzten Jahren zwar sehr schwankend gewesen und wechselt manchmal von Monat zu Monat — jedoch liegt zu ernstern Befürchtungen keine Veranlassung vor.

**Jurist.** Der Bursche, der am achten März in einer Versammlung der osnabrücker Friedensgesellschaft einen Ordner niedergeschossen hat, wurde am zwanzigsten Mai verhaftet, gestand und wurde am zweiundzwanzigsten vom Untersuchungsrichter wegen Mangels an Fluchtverdacht aus der Haft entlassen. Toller war Kommunist. Dieser Mann ist ein ehemaliger Ulan. Der Untersuchungsrichter ist ein Untersuchungsrichter.

**Militarist.** Sie waren so freundlich, mir einen — selbstverständlich anonymen — Schmähbrief gegen Ignaz Wrobel zu schicken. Vielleicht lesen Sie einmal: ‚Der Etappensumpf. Aus dem Kriegstagebuch eines Gemeinen‘ (erschieden im Verlag der Jenaer Volksbuchhandlung, Jena, Teichgraben 4).

**Wiener Leser.** Sie schreiben mir: „Ist Ihnen eigentlich bekannt, daß die wiener Buchhändler für ein Heft Ihres Blattes 10 Kronen verlangen? 1,80 Mark sind aber heute nur 2,94 Kronen, und ein zwanzigprozentiger Zuschlag von 59 Hellern ergibt immer erst 3,53 Kronen. Da werde selbst ich, der ich bisher nicht für möglich hielt, daß sich ohne die ‚Weltbühne‘ leben lasse, künftig schweren Herzens auf die Lektüre verzichten müssen.“ Kein Mensch muß müssen. Sind Sie noch nicht darauf gekommen, daß man das Blatt beim Verlag (Charlottenburg, Dernburgstraße 25) bestellen kann und damit sogar den zwanzigprozentigen Aufschlag erspart? Wenn Ihr Wiener das alle tut, werden euern Buchhändlern bald die Wuchergelüste vergehen.

**D. M. in Heidelberg.** Sie schreiben mir: „Ich kehrte im Frühjahr 1919 aus der Gefangenschaft heim. Wenn nicht glaubwürdige Leute es versicherten, daß Deutschland im November 1918 eine Revolution erlebt hat, würde ich die Nachricht für eine Erfindung des Kriegspresseanits halten. Es gibt jetzt noch in Heidelberg neunzehn farbentragende Verbindungen. Sie müßten hier sein, um die bunt bemalten Affen zu sehen. Man begreift garnicht, wo so viel Stumpfsinn herkommt.“ Das ist schließlich nicht schwer zu begreifen: von den Vätern und Lehrern der jungen Herren. Schlimmer ist, wo er hinkommt: in die nächste Generation, die diese jungen Herren, wenn sie älter und noch dümmere geworden sind, zu Erziehern und Richtern erhält. Ein einziger Trost ist uns geblieben — jener Ausspruch einer Engländerin, den Roda Roda gerne zitiert: sie könne nicht genug die deutschen Mütter bewundern, die aus diesen Studenten ihre Söhne herausfinden.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958

Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Das Auswärtige Amt von Heinrich Ströbel

Als Graf Brockdorff die Führung der Amtsgeschäfte Ende 1918 übernommen hatte, war der psychologische Moment zur radikalen Neuordnung der inneren Struktur des Auswärtigen Amtes gekommen. Damals, als das Alte jäh zusammenstürzte, hätten auch im Auswärtigen Amt jene verknöcherten, verkalkten, durch allzulange Tradition versteinerten alten Methoden einer entschwundenen Obrigkeitsregierung über Bord geworfen werden müssen . . . Jetzt oder nie mußte mit kraftvoller Hand . . . die Durchsetzung der oberen alten Schicht mit ganz anders gearteten Elementen entschlossen in Angriff genommen werden.“ Das ist nicht gerade eine funkelneue Erkenntnis; beachtlich aber ist, daß sie diesmal aus dem Munde eines Mannes vom Bau, des Legationssekretärs Kuno Tiemann, zum deutschen Volke spricht. Und da Tiemann nicht nur bereits Gesagtes und schmerzlich Empfundenes in scharfer Pointierung wiederholt, sondern aus eindringender Sachkenntnis heraus vieles Neue und Beherzigenswerte über die notwendige Ausgestaltung des Auswärtigen Amtes zu sagen hat, war es ein Verdienst des Bundes „Neues Vaterland“, auf die im Verlage „Neues Vaterland“, Berlin, erschienene Schrift die Aufmerksamkeit der Politiker zu lenken.

Warum aber wurde der „psychologische Moment“ verpaßt? Brockdorff-Rantzau selbst hält Tiemann keineswegs für den Vertreter „einer wirklichen, tiefempfundenen, demokratischen Weltanschauung“. Aber auch die Mehrheitssozialisten selbst hatten sich während des Krieges viel zu sehr in die nationalistisch-kapitalistische Ideologie eingelebt, als daß sie zu einer grundstürzenden Umwälzung des Auswärtigen Amtes gedrängt hätten. An tauglichen Männern zur Inaugurierung des neuen Geistes hätte es ihnen ja nicht gefehlt — man braucht nur die Namen Mühlton, Förster, Grelling zu nennen — aber die waren ihnen ja viel wesensfremder und unheimlicher, als die Vertreter des alten Systems. Und als gar Zentrum und Demokraten wieder mitzubestimmen hatten, war es mit einer radikalen Umgestaltung vollends vorbei. Nach dieser Restituierung des alten Systems brauchte man sich über nichts zu wundern. Auch nicht darüber, „daß der junge Legationsrat Freiherr v. Lersner, ehemaliger Borusse in Bonn und Busenfreund des entflohenen Thronfolgers, der von einer republikanischen Weltanschauung so weit entfernt sein muß, wie ein Fixstern von dieser armen Erde, als erster Delegierter dieses angeblich freien demokratischen Volkes monatelang an exponierter Stelle unserem früheren Hauptgegner gegenüberstehen durfte.“ Daß man für einen Eduard Bernstein im Auswärtigen Amt keinerlei Verwendung fand, dagegen ausgerechnet einen Landsberg als Gesandten nach Belgien schickte, gehört ja, wie wir hinzufügen, in das gleiche Kapitel. Die Wirkung ist natürlich dementsprechend: „Es hat sich im Grunde bei uns nichts geändert! Das rufen wir ungewollt auf diese Weise stündlich allen unsern früheren Feinden zu.“

Der wichtigste Mann im Auswärtigen Amt ist nach Tiemann der Personalreferent der Konsularbeamten und diplomatischen Vertreter, Geheimrat Schüler, „der Deutschland bereist und vor geladenem und nicht geladenem Publikum, vor Handelskammern, Vereinen und geschlossenen Gesellschaften Reden hält, in denen er Propaganda für die von ihm propagierte „Reorganisation des Auswärtigen Amtes“ macht.“ Diese Reorganisation besteht zur Hauptsache in der Einführung eines Regionalsystems, das heißt der Bearbeitung kulturell und wirtschaftlich annähernd gleichgearteter Ländergruppen durch bestimmte Abteilungen, in dem Ausbau einer umfangreichen Außenhandelsstelle und in gewissen Grundsätzen für die Auswahl und Ausbildung einer jungen Generation für den Auswärtigen Dienst. Die Außenhandelsstelle ist ein Riesenbetrieb mit bereits mehr als 400 Angestellten, ein Zentral-Nachweis-Büro für Angebote und Nachfragen auf dem Gebiete des Handels, das „die Fülle von Agenten, Reisenden und Geschäftsfreunden, die deutsche Betriebe aller Art vor dem Kriege im Ausland unterhalten haben, zu ersetzen versuchen soll.“ Vom demokratisch-sozialistischen Standpunkt aus sei die Arbeit dieser Verwaltungsstelle aufs schärfste zu mißbilligen. Durch staatliche Beamte werde hier eine Art Handelsspionage getrieben, die vielleicht einzelnen Industriellen nütze, aber nur allzuoft auf Kosten der Gesamtheit der Handelsverbände gehen werde. Bedenklicher aber noch sei die Auslese und Vorbildung des diplomatischen Nachwuchses. Von den etwa sechzig jungen Herren, die im Laufe des letzten Jahres angenommen worden seien, habe die Mehrheit aus Juristen aller Schattierungen bestanden. Kaufleute von Beruf seien nur Wenige gewesen. Ein großer Teil der Aspiranten trage adlige Namen. Und unglücklich wie die Auswahl dieses Nachwuchses sei auch dessen Ausbildung, die teils in subalterner Bürotätigkeit („im Registrieren von Briefen, im Nachsuchen von Akten, Adressen, Telephonnummern, in der mechanischen Bearbeitung minderwertigen Kleinkrams“), teils in nicht minder mechanischer und ungeeigneter Dienstleistung in der Außenhandelsstelle bestehe. Wäre es da, fragt Tiemann, nicht viel besser, wenn die Anwärter zum Außendienst eine Zeitlang in einer Fabrik, Bank oder einem Handelshause arbeiten müßten? Oder in Gewerkschaften oder Genossenschaften? Oder im Kolonialinstitut in Hamburg, oder dem Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft in Kiel? So werde durch die Reorganisationsmethode des Herrn Schüler nur erreicht, daß jeder, der eine persönliche Note trage, im Dunstkreis des armseligsten Bürokratismus erstickte. Besserung sei nur dann zu erwarten, wenn man endlich fähige junge Kräfte, an denen es selbst unter den amtierenden Konsuln und Diplomaten nicht fehle, an verantwortungsvolle, leitende Posten stelle. Bis jetzt aber habe Herr Schüler nur an der Entlassung junger Elemente, die zweifelsohne noch etwas hätten leisten können, sein Mütchen gekühlt. Diese jungen Beamten in untergeordneter Stellung seien ja auch viel leichter zu entfernen, als die alten hohen Funktionäre, die sich ja vielleicht einmal rächen könnten!

Wie man noch jetzt im Auswärtigen Amt das Wesen der Diplomatie auffaßt, verrät ein Vortrag, den der Gesandte und Staatssekretär a. D. Paul von Hintze noch Ende vorigen Jahres in der Außenhandelsstelle vor den diplomatischen Anwärtern halten konnte, und aus dem Tiemann diese Geistesprobchen wiedergibt: „Die Sprache der Diplomaten ist eigenartig. Sie hält sich in einem leichten, spöttischen, ja sarkastischem Tone. Die Intrigue ist ein wesentlicher Teil der diplomatischen Wappnung . . . Nicht unerprobt ist es, Schlechtigkeit zu affichieren.“ Diese Belehrung empfingen die Diplomatenküküen zu einer Zeit, wo der Sozialist Müller Minister des Aeußern war! Wie unendlich weit ist es da noch bis zur Erkenntnis Tiemanns: „Die Zeit der Kabinettpolitik, die Zeit, wo der Diplomat aus dem Stirnrunzeln irgend eines Potentaten Begebenheiten größter Tragweite herauszukonstruieren vermochte, ist ein für allemal dahin. Volkswirtschaftliche Interessen und handelspolitische Probleme sind heute an die Stelle dynastischer Angelegenheiten getreten.“

Gleichwohl könnten auch einige Sätze Tiemanns stutzig machen. An einer Stelle variiert er das Thema: „Politik kennt nur reale Werte, keine moralischen. Moral, die auf das einzelne Individuum im Staate wohl Anwendung findet, hat mit dem Staatsindividuum nichts zu tun.“ Dieser unter deutschen Politikern und Historikern ja nur zu beliebten machiavellistischen Gebärde gegenüber halten wir es mit John Morley: „Staaten können keine doppelzüngige und selbstische Politik beginnen, ohne durch nationale Demoralisation dafür zu büßen.“ Die tiefe Wahrheit dieser Erkenntnis haben ja alle Sehenden erlebt! Aber Tiemann meint es auch ganz offenbar nicht so. Er eifert ja gerade gegen den geistlosen Trott, die öde Dressur und die schablonisierte Ochsentour in der Diplomatie, weil dadurch die besten Kräfte der Persönlichkeit zermahlen würden: „Nur jene uneigennütigen, starken und edeln Triebe eines innerlich freien, charaktervollen Mannes können dem Ganzen wahrhaft nützen.“ Und vollends verlieren die Worte Tiemanns ihren übeln Sinn angesichts der Ziele, die er unsrer auswärtigen Politik gestellt sieht: „Wir müssen, das ist die Quintessenz unsrer Außenpolitik, diese Politik auf der Basis des Sozialismus aufbauen . . . Ein gemeinschaftlich organisiertes Europa, ein europäischer Wirtschaftsbund muß unser erstes großes politisches Ziel sein . . . Der überstaatliche Organisationsgedanke, der auf wirtschaftlichem Gebiete im internationalen Gemeinschaftsbewußtsein wurzelt, wird sich eines Tages durchsetzen müssen. Die wirtschaftliche Bedeutung der Staatsgrenzen wird stark vermindert werden, ein Staat wird im wirtschaftlichen Gedeihen des andern Staates auch sein Interesse sehn . . .“

Einstweilen leider beherrschen nicht die Ideen Tiemanns, sondern die Schülers das Auswärtige Amt. Und dieser antidemokratisch-reaktionäre Geist wird so lange Triumphe feiern, bis die Sozialdemokratie sich geschlossen die ihrer Zahl gebührende Macht zu erobern versteht. Die Methode, die dazu von den Unabhängigen in Mecklenburg-Schwerin beliebt wurde, führt allerdings nicht zum Ziel.

## Nach Spa — vor Genf! von Hetta Gräfin Treuberg

Seit Bismarcks Abgang hat jede Internationale Konferenz, jeder Kongreß Deutschland eine dauernde Schädigung bereitet.

Als der Zar den Haager Friedenskongreß von 1899 einberief, war seine wie seines Ministers, des Grafen Murawieff, Absicht, aufbauend auf das Werk des Hugo Grotius durch Einschränkung der Rüstungen, durch Kodifizierung und Anerkennung eines allgemein gültigen Kriegsrechts, durch Einsetzung von obligatorischen Schiedsgerichten den Krieg zu humanisieren. blieb aus Streitigkeiten kein anderer Ausweg als Krieg, dann sollte er so geführt werden, daß er nicht neuen Haß erzeugte, sondern die Völker dem ewigen Frieden oder einer friedlichen Weltanschauung, einem accord mondial näherbrachte.

Das Problem des Rüstungsstillstands erwies sich sofort als unlösbar. Gegen die Hauptpunkte der Schiedsgerichtsfrage opponierte Deutschland. Philipp Zorn versuchte, durch persönliche Fühlungnahme mit dem Staatssekretär Bülow, durch Einwirkung auf die steinerne Exzellenz Kriege die notwendigsten Forderungen durchzusetzen. Als in der Sitzung vom neunten Juni 1899 der niederländische Staatsminister Tobias Asser und Graf Nigra ihm den Schaden für die Kultur, den Rückgang der Weltmoral, den Deutschland verschulden würde, geschildert hatten, setzte er wenigstens durch, daß Deutschland dem ständigen Schiedsgerichtshof zustimmte.

Der Holländer und der Italiener haben mir die Mühe beschrieben, die es gekostet, selbst das Bißchen zu erreichen. Professor Zorn sei ein noch junger Mann ohne wirkliche Macht gewesen und habe gegen das urälteste Preußen kämpfen müssen, verkörpert besonders in Kriege, der damals schon Leiter der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes war. Asser sagte: „Zwischen den Deutschen und mir fehlt das Fluidum des persönlichen Verkehrs, des Austauschs der intimen Gedanken. Mit Graf Nigra gabs das. Es war mir leicht, mich im Gespräch mit dem Botschafter plötzlich als Landsmann Dantes zu fühlen. Mir ging es wie bei der Lektüre von Sienkiewicz, wo ich auch Pole wurde, Polen verstand. Die sachlichen Ausführungen der Deutschen haben mich aber garnicht an Goethe, auch nicht an Schiller erinnert. Höchstens dachte ich an das Gedicht von Heine: „Vor dem Schlosse in Berlin . . .“

Graf Nigra lieferte eine andre Beschreibung. Es war der letzte Winter vor seinem Tode. Oben auf der Trinità dei Monti, wo er wohnte, wenn er auf Urlaub war, gingen wir beim Ave-Maria-Läuten auf und ab. Unten lag in leichten Nebel gehüllt Rom. Die Schatten senkten sich und schienen Märchengebilde zu formen. Ein kleines Modell, das verspätet aus der Villa Medici kam, bettelte uns an. „Das erinnert mich“, meinte der greise Staatsmann, der so soigniert das alte Regime Italiens verkörperte, „an einen Abendspaziergang vorm Haus im Busch mit Tobias Asser. Wir unterhielten uns damals über die Gründung Delfts. Wir hatten abweichende Ansichten. Aber Vieles in Holland erinnert doch an unser Leben — zum Beispiel der tägliche Gebrauch von Kunstgewerbe und Kunst zur Verschönerung des



Daseins —, und man spricht besser mit einander, man versteht einander besser, wenn man dieselben Gewohnheiten hat. Asser und ich verstanden nicht immer die Deutschen: sie waren so störrisch und hölzern, als ob sie einen Stock geschluckt hätten — man wurde nicht warm. Und dabei ist mir ihr Kant, der doch ein Deutscher, wenn auch kein „Berlinese“ ist, der die Föderation aller Staaten wünscht, viel näher als Assers Grotius. Denn ich finde: man müßte der Kriegsmöglichkeit vorbeugen. Darum kämpfte ich so für das Schiedsgericht und den Ständigen Schiedsgerichtshof. Nützen würde aber nur ein Obligatorisches Schiedsgericht. Wer hätte früher gedacht — 64, 66, ja selbst 70 war darin eine Ueberraschung —, daß die deutschen Fürsten und Staaten sich so vereinen würden, wie es geschehen! Selbst in Oesterreich, wo ich jetzt schon so lange bin, lächelt man über die Schwächen Germaniens und kritisiert sie: aber es ist doch mehr das gütige Lächeln des Freundes als die herbe Abwehr des Besiegten. Manchmal fürchte ich sogar, daß durch dieses Zusammengehen der Germanen eine Bedrohung des Weltfriedens entstehen könnte. Friedfertig nämlich — pacifisti — das sind sie nicht . . .“

Algeciras. Die politische Ueberzeugung Visconti Venostas, ebenso wie Giolittis, San Giulianos, Prinettis, Zanardellis, lautete: „Eine Hegemonie der Deutschen muß vermieden werden.“ Persönliche Fühlungnahme meisterten gradezu vorbildlich Barrère und der Schwede Carl Bildt, Teilnehmer der Haager Konferenz und später in Rom und London Gesandter eines Landes, das im Konflikt mit Norwegen zeigte, daß es beherzt hatte, was zum Friedenskongreß geführt. Solche persönliche Fühlungnahme war den Vertretern Deutschlands auch wieder in Rom fremd, wo es galt, Italiens Sympathien zu gewinnen — wie es den Deutschen in Algeciras nicht lag, sich mit dem „treuen Sekundanten“, nach Fürst Bülow's Ausdruck, anders als auf der Mensur auseinanderzusetzen, die zwar nur blutige Schmisze verteilt, aber Vorbereitung für tödliches Duell bedeutet.

Versailles. Vor Versailles versuchten alle feindlichen Staaten, in Berlin durch geeignete Mittelsmänner Fühlung zu nehmen. Militaristen, Diplomaten, Journalisten, Pazifisten wurden aufgeboten. Vergebens. Das nicht amtlich zu meldende, als Geheimbericht zu publizierende Gespräch wurde verschmäht. Fand es doch statt, wurde durch Haase, als er noch Volksbeauftragter war, durch Hardens Verbindung mit den Vereinigten Staaten, durch persönliche Fühlungnahme etwas erreicht: dann — ja, dann funktionierte der offizielle Presse-Apparat. Das Ressort fühlte sich übergangen und war gekränkt. Im Dezember 1918 hatte Haase mit Italienern gesprächsweise für Deutschland erfüllbare Bedingungen festgelegt: Souveränität und Privatbesitz im Saargebiet und den jetzt umstrittenen Teilen, die Polen beansprucht; Danzig Freihafen, nicht Freistaat — von Deutschland garantierter freier Transport und Transit für Polen nach dem Hafen; Beitritt zum Völkerbund; keine oder nur sehr kurze Besetzung; eine Entschädigung von vierzig Prozent des Kriegsschadens; Abzahlung in Jahresraten, die bei einem Limit von dreißig Jahren mit der Entwertung des Geldes zu rechnen hätte.

Engländer und Amerikaner hatten diesen Plan mit ausgearbeitet, gutgeheißen, ihn in ihren Berichten für eine Basis erklärt. Graf Bernstorff wirkte unter Angelsachsen erfolgreich für diesen Plan. Nur Frankreich mußte amadiert, das Mißtrauen, der Haß, den die aus den zerstörten Gebieten vertriebenen Franzosen immer wieder anfachten, mußte gemildert, durch guten Willen besiegt werden. Was geschah? Kein Franzose wurde vom offiziellen Leiter deutscher Politik herangezogen, keine Unterhaltung bei einer Tasse Tee oder beim Anblick schöner Natur arrangiert. Als die Franzosen versuchten, die sie als Sieger und schwerste Kriegerleider verbitternde Isolierung durch Verkehr in einem Salon zu überwinden, als französische Offiziere in Zivil den Abend bei mir verbrachten oder den dienstfreien Vormittag zu einem Spaziergang im blühenden Tiergarten benutzten, der viel friedlicher stimmte als die Lektüre deutscher Zeitungen: da wurde ich ausgewiesen. Denn eine Atmosphäre, ein Ambiente für Versailles zu schaffen, durch Verkehr, durch unverbindlichen Austausch der Ideen politischen Nutzen zu stiften: das verstand man nicht. Man wehrte ab. „Wir müssen mit unsern Waffen kämpfen“, pflegte Zimmermann in der großen Zeit den neutralen Diplomaten zu sagen, die zu persönlicher Konzilianz, zur Anpassung an die „Mentalität“ der Feinde rieten.

Sein Ausspruch blieb das Motto auch für Spa. Wenn man die deutsche Delegation betrachtet: die Herren der Begleitung, von denen der eine durch Veröffentlichung von Geheimberichten in dem Augenblick, wo Diskretion geboten war, hervortrat; Herrn Stinnes, der als Kriegshetzer und Kriegsnotwendigkeitler bekannt und durch seine Presse-Allmacht dem Ausland tief unsympathisch ist; Walther Rathenau, der durch die Stellungnahme der A. E. G. und der ihr nahestehenden Raumer-Gruppe bei der Liquidation de Wendel in Frankreich keine freundlichen Erinnerungen weckt; alle diese Leute und höchstens Ein Mensch darunter, der Stimmung machen und verbessern konnte — da mußte einem ja bange werden. Spa fand an dem uns günstigsten Zeitpunkt statt. Polen hatte sich in der Ukraina schnell als unfähig erwiesen — alle Russen, Adlige, Juden, Intellektuelle, Bauern, die dorthier kamen, sagten und schrieben: „Jedes Regiment ... nur nicht Warschau!“ — und erlitt einen Schlag nach dem andern. Italien war politisch in einer Zwangslage: Valona, Fiume, Triest, Belgrad, Tripolis, innere Unruhen, Loslösungsbe-  
wegung der Verwaltung Siziliens von der zentralistischen römischen Regierung — dabei zu unsern Gunsten Giolitti an der Regierung und der überaus gewandte und kluge Sforza in Spa. England hat ebenfalls an der Pazifizierung Europas und am Leben Deutschlands Interesse. Frankreich und Belgien brauchen Kohlen, sind aber durch das Versagen der Polen empfindlich festgelegt. Sowjet-Rußland ist durch den Handelsverkehr mit London und New York, der einsetzt, durch Krassins und Tschischerins Geschicklichkeit auf dem Wege, eine europäische Handels- und politische Großmacht zu werden. Und da — da feiern wir in Spa ganze Orgien in der Kunst, das Ambiente zu vernichten. Wenn ich persönliches Wohlwollen von Einem erstrebe, dann schicke ich nicht seinen Todfeind zur Verhandlung.

Bewerfe nicht in ohnmächtiger Wut sein Haus, wie es in Berlin geschieht, mit Steinen.

Wir leben in einer seelischen Einöde, nicht in einer politischen oder wirtschaftlichen. Für diese Schuld hat das Ausland die härteste Strafe ersehen, die Strafe, die Dante in der Hölle für Vaterlandsverrat bestimmt — die Strafe: uns im Gletscherland frierend hungern zu lassen. Nach Spa soll Genf an die Reihe kommen. Wir täten gut, wir haben in Deutschlands Interesse die Verpflichtung, uns für die neue Konferenz unsre Vertreter nach der „Mentalität“ des Auslands auszusuchen — nicht nach dem Steuerzettel oder dem kaiserlichen Anstellungsdekret.

---

## Industriekapitäne von Hans Ganz

### VIII.

#### James Simon

James Simon — weder verwandt noch verschwägert mit dem berliner Bankier Hugo Simon, der nach der November-Revolution als Vertreter der Unabhängigen Finanzminister in Preußen war — ist der Senior-Chef der Firma Gebrüder Simon zu Berlin C, Kloster-Straße. Das Haus Simon ist die weitaus größte Manufakturwarenhandlung Deutschlands. Im Frieden haben die Baumwollwebereien des Kontinents und auch Englands auf enge Geschäftsverbindungen mit Simon den höchsten Wert gelegt, für viele bedeutende Fabriken war der Lieferungsvertrag mit der Firma Simon die Grundlage der Produktion, der Kalkulation, der Existenz überhaupt. In der Regel diktierten die Gebrüder Simon den Fabrikanten die Preise, sie waren also die Herren der Konjunktur auf dem deutschen Textilmarkt. Mit den solcher Art erstandenen Geweben deckten diese Großhändler den überwiegenden Teil des Bedarfs der deutschen Warenhäuser und der andern deutschen Detaillisten — ums Export-Geschäft kümmerten sie sich wenig, es schien ihnen nicht viel daran zu liegen.

Man muß anerkennen, daß die Gebrüder Simon mit ihrer Macht nicht allzu viel Mißbrauch trieben, daß sie insbesondere wilde Spekulationen nicht nur in Rohbaumwolle, sondern auch in Fertigfabrikaten unterließen und sich damit begnügten, am Umsatz tüchtig zu verdienen. Von diesem Umsatz kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man weiß, daß er größer war als der Umsatz sämtlicher Warenhäuser von A. Wertheim. Er überstieg jährlich 60 Millionen Mark. In der Geschäfts- und Bankwelt Berlins gelten Gebrüder Simon buchstäblich für das solideste Handelshaus Deutschlands. Seitdem man die Firma Simon kennt, von allem Anfang an, hat sie Ware auf Kredit nicht geliefert und niemals für sich selbst Kredit in Anspruch genommen. Es wurde immer alles bar bezahlt. Dabei hat James Simon das Haus im Jahre 1882 gemeinsam mit seinem (jetzt lange schon verstorbenen) Bruder nur mit geringen Mitteln

begonnen. Mit diesen kleinen Mitteln führten sie indessen das Geschäft in kleinem Umfang. Beide Inhaber suchten damals selbst die Kundschaft auf. Uebrigens gehörte James Simon schon zu den reichsten Männern Berlins, als er noch seine Kunden persönlich bediente, wenn das notwendig war.

Hinaufgetragen wurden die Brüder Simon nicht so sehr durch ihren Fleiß und ihre Solidität — es ist immer ein gutes Geschäft gewesen, bar zu bezahlen, und ein noch besseres Geschäft, nur gegen Barzahlung zu liefern —, hinaufgetragen wurden die Simon vor allem durch die allgemeine Hochkonjunktur in Deutschland: Die Industrie gedieh, die Arbeiterschaft war relativ kaufkräftig, sie konnte sich leisten, in jedem Jahr einige Hemden und einige Stücke Unterwäsche für jeden Familien-Angehörigen zu kaufen. Damit ist aber auch gesagt, daß die Inhaber der Firma Simon an ihren letzten Massen-Abnehmern, an den deutschen Arbeitern, Groß-Millionäre geworden sind. 1910 versteuerte James Simon bereits ein Vermögen von 40 Millionen und ein Jahreseinkommen von etwa 2½ Millionen Mark. Der Mitinhaber der Firma, der Geheime Kommerzienrat Dr. jur. Eduard Simon, bekannte sich zur selben Zeit vor dem Steuerkommissar zu einem Privatbesitz von annähernd 30 Millionen Mark und bezifferte seine jährlichen Einnahmen auf rund 2 Millionen.

Der Weltkrieg war der Erzeugung von Woll- und Baumwollstoffen nicht günstig; unter der genialen Führung der Ludendorff und Helfferich hatte man mit der Erzeugung von Kanonen, Lügen und Banknoten zu viel zu tun. Dazu tat die Blockade ihre Wirkung, es gab keine Rohstoffe, die Textilfabriken standen bald nach dem August 1914 entweder still oder erzeugten für die größte Nöte des Jahrhunderts, die Zeppeline, Ballonhüllen und ähnliche Ueberflüssigkeiten. Da hatten in ganz großer Zeit auch Gebrüder Simon manches Jahr so gut wie nichts zu tun. Aber sie sind daran finanziell keineswegs gestorben. Denn ehe sich ihr Umsatz auf ein Minimum reduzierte, haben sie noch ihre enormen, zu niedrigsten Friedenspreisen erworbenen Lager zu den schönsten Kriegspreisen abgesetzt. Das war nicht das schlechteste Geschäft, das die Gebrüder Simon gemacht haben. Wo Kapitalien sind, da fliegen eben Kapitalien zu, und da bleiben sie; zumal, wenn auf einen relativ ergiebigen Krieg eine dilettantische Revolution folgt.

Jetzt — fast zwei Jahre nach dem größten Débâcle der Weltgeschichte — verfügen Gebrüder Simon wieder über beträchtliche wohl assortierte Lager von Waren, die leider keine Friedensqualität haben, dafür aber nur Kriegs- und Revolutionsgewinnlern erschwinglich sind. Das Vermögen der Firmeninhaber jedoch, jedes von ihnen, schätzt man auf 80 bis 90 Millionen Mark.

James Simon war ein Freund Wilhelms des Zweiten. Die Grundlage der Freundschaft des Kaisers mit dem ungetauften Juden war die Tatsache, daß James Simon für wohltätige Zwecke immer eine offene Hand hatte. Wilhelm der Letzte, der die Qualitäten eines Reisenden hatte, aber zum Unglück des dummen und gutmütigen deutschen Volkes durchaus Weltpolitik machen wollte, Wilhelm hat vor dem Baumwoll-Großhändler Simon niemals vergeblich die Hand zum Schnorren geöffnet. Insbesondere gehörte Simon zu den Gründern des Kaiser-Friedrich-Museums, und dieses Institut verdankt in der Tat Herrn Simon, der ein Sachkenner und Sammler von Rang ist, die prachtvollsten Bilder. Dafür hat ihm Wilhelm der Zweite allerhand Titel und Orden angeboten; James Simon hat jedoch — mit Ausnahme des Kaiser-Wilhelm-Ordens — alle Ernennungen und Auszeichnungen abgelehnt. Ferner darf man sagen, daß Simon auch noch nach der Flucht seines Freundes dem Kaiser-Friedrich-Museum große Bildergeschenke gemacht hat. Ob ihm die nachrevolutionären Regierungen als Revanche für diese Spenden den Verkauf und die Ausfuhr von vielen Gemälden nach Holland erlaubt haben, ist nicht bekannt. Sicherlich hat er sich selbst durch diese Kiesen-Verkäufe Guthaben im Ausland verschafft, und vor etlichen Monaten hatte er die Absicht, seine kostbar ausgestattete Villa in der Tiergarten-Straße zu veräußern und selbst ins Ausland zu gehen.

Gewiß ist, daß James Simon, der jetzt weit über sechzig Jahre zählt, nach außen ungewöhnlich munifizent ist, aber ebenso gewiß ist, daß er, wie sein Teilhaber und die Firma als Ganzes, ein ungewöhnlich harter und kleinlicher Arbeitgeber ist.

Merkwürdig ist sein Verhältnis zum Judentum. Er unterstützt die Institutionen der jüdischen Gemeinden und die armen Juden in hohem Maße. Mehr noch: er gehört zu den Hauptförderern der Alliance Israélite. Aber seine beiden Kinder sind zum Christentum übergetreten und haben Anders-Gläubige geheiratet. Die Tochter ist die Gattin des potsdamer Landrichters Dr. Westphal, der Sohn, der im väterlichen Hause wirkt, hat sich die christliche Tochter des berliner Seiden-Großindustriellen Heese zur Frau genommen. Und zu diesen beiden christlichen Ehen hat James Simon seinen Segen gegeben.

Der Mitinhaber des Hauses Gebrüder Simon: Dr. Eduard Simon ist der Sohn des Bruders von James Simon. Während der Onkel Mitglied des Zentralausschusses der Reichsbank ist, tritt der Nefte öffentlich gar nicht hervor. Er betätigt sich nicht als Jude, sammelt nichts, verschenkt nichts, und die Bilder, für die er sich interessiert, sind keine alte Kunst, sondern junge Natur. Im übrigen halten ihn Leute, die ihn kennen, für einen noch fähigern, weil weiter blickenden Kaufmann als seinen Onkel James

# Niederreißen von August Strindberg

*Uebertragen von Siegfried von Vegesack*

Wo Mietskasernen eng verbaut  
Einander Luft und Sonne nahmen,  
Sah junge Leute man, die laut  
Mit Hacken und mit Stangen kamen.

Die Hacke hackt,  
Die Wand gibt nach.  
Es fällt in Schutt,  
Was morsch und schwach.

Die Stange bricht,  
Es wankt der Stein.  
Die Mauer fällt,  
Das Dach stürzt ein.

Ein alter Mann geht dort vorbei  
Und sieht es mit entsetzten Mienen.  
Bleibt stehn; und stöbert still und scheu  
Voll Wehmut zwischen den Ruinen.

„Was baut Ihr hier, mein Freund, so laut?  
Wohl neue Villen — und wie viele?“  
„Hier wird nicht wieder aufgebaut!  
Es wird ein Platz für heitre Spiele!“

„Was? Wiederaufbau wollt Ihr nicht?  
Nur niederreißen? Welche Zeiten!“  
„Wir schaffen freie Luft und Licht  
Hat dies denn garnichts zu bedeuten?“

---

## Der Nobel-Preis von Alfred H. Fried

Im ersten Juli-Heft dieser Zeitschrift hat Ernst Bloch die Einrichtung der Nobel-Preise einer Kritik unterzogen und Vorschläge zu ihrer Umwandlung gemacht. Dabei ist er den ursprünglichen Absichten des Testators ziemlich nahe gekommen. Denn Nobel wollte, wie er sich einmal äußerte, den Träumern dieser Welt das Leben erleichtern. Er dachte tatsächlich an jene Geistigen, deren Arbeit, wie Bloch treffend bemerkt, „nur selten in einem Amt geschieht“. Wenn nun doch drei seiner Preise den exakten Wissenschaften zufließen, deren Wert vom heutigen Staat schon gewürdigt wird (leider nur zu oft in Umkehrung des Kulturzwecks), und deren Produkte, da sie kapitalisierbar sind, auch sonst schon klingenden Lohn einzubringen pflegen, so ist das eine der Ironien unsres gegenwärtigen sozialen Zustands.

Doch begeht Bloch einen Irrtum, wenn er, der für die „Brückenbauer und Friedensbringer besserer Zeiten“ eintritt, iust den Friedenspreis der Nobel-Stiftung abschaffen will. Das Wirken Jener, die die Grundlage für eine neue Welt giftgasfreien Verkehrs und bombenentbehrender Herrschaft des Geistes legen wollen, tut er verächtlich als „unbedeutames Spezialistentum“ ab. Seine Beweisführung ist noch dadurch voll Widerspruchs, daß er grade mit dem Erfolg der Arbeit jener „Unbedeutamen“ ihre Ueberflüssigkeit dartun will. Wir haben ja den Völkerbund, meint er — wozu brauchen wir noch einen Friedenspreis?

Wenn wir den Völkerbund haben, dann war die Arbeit, die bisher dafür geleistet wurde, doch nicht so „unbedeutsam“. Denn diese Spezialisten haben es dahin gebracht, daß neben Kriegschemie und Kriegsmedizin und Kriegsphysik der Gedanke einer vernunftgemäßen Weltordnung zur Gestaltung und zur Erkennung gebracht wurde. Aber — wir haben ja den Völkerbund noch gar nicht! Wir haben nur etwas, das vorläufig so aussieht, das als Konzession für den durch die Spezialisten des Friedens aufgerüttelten öffentlichen Geist errichtet worden ist. Wir haben etwas, das, wenn noch viel, sehr viel Arbeit und folgerichtige Kraft daran gewendet wird, einmal der Völkerbund werden kann. Die Verhältnisse scheinen mir eher so zu liegen, daß durch eine Reform des Nobel-Preises, falls es dazu kommen sollte, sämtliche fünf Preise zu einem einzigen Friedenspreis umgewandelt werden müßten. Denn für unser Leben nach diesem Bestialisierungsversuch der Menschheit ist nichts so wichtig wie die völlige Vernichtung des Banditentums im Staatenleben, des Raub- und Unterjochungssystems, die Beseitigung der letzten Reste der Tierheit. Sonst geht es zu Ende mit unsrer Rasse. Bei einer solchen Vereinheitlichung des Preises braucht aber Bloch um die Kategorie der von ihm in den Vordergrund gerückten „Schaffer, Wegweiser und Entdecker“ nicht zu bangen. Der Pazifismus ist heute eine intergeistige Erscheinung geworden, um den sich konzentrisch alle geistige Arbeit gruppiert. Die Biologen wie die Aerzte und Hygieniker, die Theologen, Ethiker und Erzieher, die Philosophen, Nationalökonomen, Soziologen wie die Künstler schaffen heute, wenn sie Menschheitswerte schaffen wollen, pazifistisch, das heißt: entbestialisierend. Deshalb würden alle Kategorien der Schaffenden selbst bei einem einzigen Preis, der nur Friedenspreis ist, zur Krönung gelangen können. Das „Spezialistentum“ ist heute sehr universell geworden!

Wie sich Nobel selbst zum Friedenspreis verhielt, geht aus einem Schreiben von ihm hervor, das, ich besitze. Es ist im Januar 1893 an Bertha von Suttner gerichtet worden. Zum ersten Mal ist in diesem Brief Nobels Absicht ausgedrückt, die Friedensbewegung in seinem Testament zu bedenken. Es wird interessieren, zu sehen, daß Nobel schon damals jene Grundsätze vorschwebten, durch Assoziation zur Verhinderung des Krieges zu gelangen, die in dem versäiller Völkerbund-Pakt als Mittel der Friedenssicherung zur Anwendung gelangt sind. Der Brief ist französisch geschrieben. Er lautet deutsch:

Werte Freundin!

Ein gutes Jahr für Sie und den edlen Feldzug, den Sie so kraftvoll gegen Unwissenheit und Dummheit führen.

Ueber einen Teil meines Vermögens möchte ich testamentarisch als Preis verfügen, der alle fünf Jahre verteilt werden soll (sagen wir etwa sechs Mal im Ganzen; denn wenn es in dreißig Jahren nicht gelungen sein sollte, das gegenwärtige System umzuwandeln, wird man mit Beschleunigung in die Barbarei zurückfallen) an Denjenigen oder an Diejenige, die die größte Förderung der Pazifikation Europas bewirkt haben werden. Ich sage nicht: der Abrüstung, denn die wird nur behutsam und langsam vor sich gehen müssen, noch spreche ich von der Frage des absolut obligatorischen Schiedsgerichts. Man kann aber — und bald wird man müssen —

dahin gelangen, daß sich alle Staaten verpflichten, solidarisch denjenigen anzugreifen, der den ersten Angriff unternimmt. Das würde den Krieg unmöglich machen und selbst die gewalttätigste und unvernünftigste Macht zwingen, sich an die Schiedsgerichtsbarkeit zu wenden oder sich zu beruhigen. Wenn der Dreibund alle Staaten statt ihrer drei umfassen würde, wäre der Friede für Jahrhunderte gesichert.

Meine besten Wünsche für Sie selbst wie für Ihren Gatten von Ihrem aufrichtig ergebenen

San Remo, 7. I. 93.

A. Nobel

Wie recht hatte Alfred Nobel mit seiner Frist von dreißig Jahren! Bevor sie zu Ende war, kam der Rückfall in die Barbarei. Aber als Rettungsseil blieb der pazifistische Gedanke, wie ihn Nobel angedeutet hat, und wie die „unbedeutsamen Spezialisten“ ihn mittlerweile zu einem System zwischenstaatlicher Organisation entwickelt haben. Das Eintreten der Staatengemeinschaft gegen den Friedensbrecher ist nur ein Teil dieses Systems, dessen Endpunkt vielleicht. Davor liegt der zu durchlaufende Prozeß einer langen Entwicklungreihe, die zur Ueberwindung des Machtgedankens, des kriegerischen Idealismus, der militaristischen Romantik bis zur Erkenntnis der Lage führt, die die Geister erst zur Assoziation befähigte. Diese Arbeit wurde von den „unbeamteten“ Pazifisten bewirkt. Sie war nicht leicht. Es handelte sich bei den von ihnen zu überwindenden Hindernissen nicht bloß um Nicht-Anerkennung, um unbekümmertes Hinwegleben über ihre Forderungen und Warnungen, wie etwa bei einem von den Zeitgenossen verkannten Dichter oder Denker: sie hatten gegen die Hindernisse anzukämpfen, die ihnen die Interessenten an der Gurgelabschneiderei, deren Gläubiger in den Weg legten, und gegen die Kriegsgewinnler, die es ja schon vor dem Krieg gab, nur daß sie in ihrer Gefährlichkeit damals noch nicht beachtet wurden. Durch die Verhöhnung und die Lächerlichmachung, durch die Brandmarkung als Verbrecher an der Menschheit, als Verräter am Vaterland suchte man mit Erfolg ihr rettendes Tun unwirksam zu machen.

Diese mit dem Nobel-Preis bedachten Pazifisten haben sich die Silberlinge wahrlich nicht leicht erworben, wie Manche glauben. Dunant, der seinen Lebensabend im Armenhause verbracht hatte, Bertha von Suttner, die ihr ganzes Leben in schweren Daseinkämpfen gerungen hatte, der Zimmermann Randal Cremer, die Passy, Moneta, Bajer, Lafontaine haben durch den Preis nur zum Teil eine Entschädigung für ihre Entsagungen erhalten. Und ich selbst, mein lieber Bloch, würde mich des Geldpreises schämen (trotzdem ich ihn aus guten norwegischen Kronen in oesterreichische verwandelt habe), wenn mich dessen nicht entheben würde die Erinnerung an Tage, wo mir bei all meiner Betätigung für den nun einmal erfaßten Friedensgedanken das Zehnpfennigstück für die berliner Straßenbahn oder für die Briefmarke gefehlt hat, und wo ich, als Friedensidiot angesehen, der Ehre nicht würdig erachtet wurde, durch Mitarbeit am „Tag“ oder am „Berliner Lokalanzeiger“ nennenswerte Honorare zu beziehen.

Der Zipfel eines Völkerbunds ist erst am Horizont sichtbar geworden. Wenn wir nicht Alle mit vereinten Kräften daran



ziehen, Alle, die sich geistig zu betätigen vermögen, dann können wir uns von der Barbarei nicht mehr los machen, die sich um uns herum bereits behäbig einzurichten beginnt. Nur noch diese eine Hoffnung haben wir. Deshalb nur Friedensarbeit und nur Friedenspreis — nur dieses Spezialistentum, von dem heute Alles abhängt.

## Berliner Kunstkandal von Otto Koester

Wenn es lockt, den Geist der Gegenwart, dessen anziehenden Offenbarungen ja Jeder von uns in seinem Kreise auf Schritt und Tritt begegnet, in seinen besondern Auswirkungen auf dem Felde bildender Kunst einmal gründlich kennen zu lernen, der besuche die Kunstaussstellung im Landesausstellungsgebäude am Lehrter Bahnhof. Vor den Schöpfungen der „Novembergruppe“, welche die eine Hälfte der Ausstellungsräume innehat, wird er, sofern ers noch nicht wußte, begreifen lernen, daß in Europa eine alte, innerlich verfaulte, sich selbst zum Spott gewordene Welt im Sterben liegt. junges Volk, Novemberleute, „Revolutionäre Kunst“: hier siehst du sie, Wanderer, der du vorbeigehst, am hellichten Tage verwesen, hier atmetst du den Gestank ihrer Kadaver, die gefallen sind — nicht im Kampfe für irgendein geistiges Zukunftsland, eine ferne leuchtendes Orplid, eine Idee, nein, gefallen wir wurmstichige Früchte, gefallen wie pestkrankes Vieh.

Nummer 1264: In einem Rahmen mittlerer Größe, streifenweise neben- und unter einander teils geklebt, teils genagelt, je ein Stück rotes und grünes Glanzpapier, je ein Stück Tapete violett mit Gold und rot mit Gold, ein Sammetlappen, ein Fetzen Zeitungspapier (mit einer Ufa-Reklame und der Anzeige eines Solo-Sonaten-Abends von Adolf Busch) und zwei Brettchen einer Zigarrenkiste. Katalogbezeichnung für dieses und ein zweites völlig gleichgeartetes „Werk“ derselben Herkunft: „Materialistisches“. Solche Werke kosten 700 bis 800 Mark das Stück (und sind zur Zeit noch zu haben).

Nummer 1181: 50 Aquarelle. Eines: auf einem Bogen roten Papiere einige Stückchen eines Strohhalms mit etwas dazwischengestreutem Tabak. Ein andres: auf gelbem, etwas zerknitterten und mit einigen halbverwischten Kohlestrichen versehenen Papier zwei ziemlich sauber abgenagte Stücke einer Fischgräte (nicht etwa gemalt, sondern in natura, wie ich für unwissende Laien bemerke, die diese Bemerkung auch auf die vorigen wie auf die nachfolgenden Schilderungen beziehen mögen); unterhalb dieser anmutigen Säckelchen ein rostbrauner Fleck, der von einer zerquetschten Wanze stammen könnte, vielleicht aber auch — ich bin kein Sherlock Holmes — andern Ursprunges ist. Ein drittes „Aquarell“: eine vermutlich aus einem russischen Schulatlas gerissene Landkarte von Europa; darauf geklebt das aus irgendeinem illustrierten Blatt ausgeschnittene Bild eines Autos; in das Auto-Bild hineinragend und ebenfalls auf der Karte befestigt eine vertrocknete Brotscheibe, die durch ein an ihr angebrachtes Stücklein Seife (Nase), einen Hosenkнопf (Auge), zwei Reihen Zündholzköpfe (Zähne) und Teile einer

Zigaretenschachtel (Hut) offenbar an das Profil eines menschlichen Gesichtes erinnern soll. Für diese Vermutung spricht auch die Unterschrift, die „Selbstportrait“ lautet.

Seitenlang ließe sich so weiter berichten. Doch genügen diese Proben vorerst wohl. Verschwiegen sei indessen nicht, daß neben einer Anzahl ähnlicher Monstrositäten und neben allerlei gleichgearteter ‚Graphik‘ und ‚Plastik‘ eine schwere Menge nur mit Pinsel und Farbe hergestellter, gradflächiger und insoweit also „normaler“ Bilder ausgestellt sind. Ueber sie nur das Eine: wer diese Farben nicht durchweg als scheußliche Mißhandlung seines koloristischen Gefühls, als optische Ohrfeigen, Fußtritte und Peitschenhiebe empfindet — Dem gönne man die Prügel. Es scheint ja so etwas wie einen Masochismus der Farbenempfindung zu geben.

Ihr glaubt, ich hätte übertrieben? So überzeugt euch durch den Augenschein. Und wenn Ihr meinen Bericht bestätigt findet, dann, ja, dann wäre vielleicht doch zu erwägen, ob hier nicht die begrifflichen Bedingungen für eine Art geistigen Notstands erfüllt sind, der die analoge Anwendung von B. G. B. § 228 — „Wer eine fremde Sache beschädigt oder zerstört, um eine durch sie drohende Gefahr von sich oder einem Anderen abzuwenden, handelt nicht widerrechtlich, wenn die Beschädigung oder die Zerstörung zur Abwendung der Gefahr erforderlich ist und der Schaden nicht außer Verhältnis zu der Gefahr steht“ — gestatten würde. Denn eine Gefahr droht uns Allen, weiß der Himmel: die Gefahr, daß wir uns durch Duldung dieses Kunstskandals vor aller künftigen Kulturgeschichte aufs Ungeheuerlichste blamieren. Mindestens moralisch dürfte die Anwendung von Handgranaten gegen diese „neue Kunst“ doch wohl zu rechtfertigen sein. Jedenfalls: es darf jetzt nicht mehr bloß geredet und geschrieben, sondern es muß endlich etwas getan werden gegen diese zum Himmel stinkende Kulturschande, die die Frechheit besitzt, sich den dreieiligen Namen der Kunst anzumaßen; die den Weg menschheitlicher Aufwärtsentwicklung mit dem Auswurf und Kot eines verdorbenen und verkommenen Geschlechts besudelt; die viel deutlicher noch als der Weltkrieg selbst mit allen seinen Greueln den Geist der Zeiten offenbart: diesen so ganz und gar gottverlassenen, so ganz und gar ideenlosen, verlogenen, verrohten und zerrütteten Geist einer bankrotten Gesellschaft.

Vielleicht findet Dieser oder Jener, daß ich zuviel schimpfe und zu wenig „kunstkritisch Stellung nehme“. Lieber Leser, warst du schon einmal im Vogelhaus eines zoologischen Gartens, darin eine Unzahl von Graupapageien, Amazonen, Sittichen, Kakadus, Pfefferfressern, Nashornvögeln und ähnliches Geflügel durcheinander kreischt, pfeift, trällert, piepst, krächzt, zwitschert, schnarrt? Nimm einmal an, ein Witzbold klebte an solches Vogelhaus die Aufschrift „Konzerthalle“; und ein Musikfreund träte, durch das Schild irreführt, ahnungslos hinein. Was in aller Welt könnte den Besucher, der solcherart unfreiwilliger Ohrenzeuge des infernalischen Spektakels geworden ist, veranlassen, seine akustischen Eindrücke unter dem Gesichtspunkt des musikalischen Erlebnisses zu behandeln und nach den

Regeln der Kontrapunktik zu beurteilen? Ehe man untersucht, ob dieses oder jenes Gebild von Menschenhand gute oder schlechte Kunst sei, ist doch wohl zu fragen, ob es überhaupt unter den Begriff „Kunst“ fällt oder nicht. Natürlich gibt es da, wie überall, „Grenzprobleme“, gibt es Dinge, von denen nicht ohne Weiteres zu sagen ist, ob sie diesseits oder jenseits der Grenze von Kunst und Nichtkunst liegen. Die Regel aber bilden die Fälle, wo jeder künstlerisch nicht gradezu Schwachsinnige, ja jeder auch nur mit etwas gesundem Menschenverstand Begabte keinen Augenblick zweifeln kann, wie zu entscheiden ist. Hierher sind, mit ganz geringen Ausnahmen, die Erzeugnisse der Novembergruppen-Leute zu zählen.

Die Forderung sich mit den Werken der Novembergruppe „künstlerisch auseinanderzusetzen“, ist also nicht ganz am Platze; und man höre doch endlich auf zu fragen, „was diese Leute eigentlich wollen“. Schweinisch besoffene Kerle, die mit Rülpsen und Furzen eine anständige Gesellschaft belästigen, fragt man doch auch nicht lange nach den theoretischen Prinzipien ihres Benehmens, sondern wirft sie hinaus.

Freilich ist das Hinauswerfen im vorliegenden Falle nicht einfach: Diese Hersteller von eingerahmten Rülpsern und Furzen sind Gäste des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Wie dergleichen möglich ist? Bei der furchtbaren Wohnungsnot erscheint die Frage nicht ganz unberechtigt, warum die preußische Regierung staatliche Räume, über die sie nach Belieben verfügen kann, nicht als Notwohnungen für Dutzende von Proletarierfamilien herrichten läßt, sondern sie zur Unterbringung von Mist verwendet, der obendrein den Fehler hat, landwirtschaftlich nicht verwendbar zu sein.

Erklären läßt sich diese sonderbare und etwas aufreizend wirkende Tatsache nur durch die Annahme, daß die Herrn vom hohen Kultusministerium, insbesondere Herr Konrad Haenisch selbst, einem kulturgeschichtlichen Irrtum zum Opfer gefallen sind. Es gibt ja eine ganze Anzahl Zeitgenossen, die in den widerlichen artistischen Entartungserscheinungen der Gegenwart den Anbruch einer neuen, großen, nach ganz eignen innern Gesetzen sich aufbauenden Kunst zu sehen vorgeben. Teils handelt es sich da um Psychastheniker, die auch sonst im Leben auf jeden Massenschwindel hineinfallen. Teils ist es ganz ungewöhnlicher Snobismus, der das Neueste stets für das Feinste hält, ständig in Angst schwebt, in Kunstsachen nicht auf der Höhe der Zeit zu sein, und im Bewußtsein seiner Kultiviertheit schwelgt; er will, wie Johannes V. Jensen gelegentlich schrieb, „lieber nackt über die Straße gehen als dumm sein, grade wie der alte liebe Kaiser im Märchen“. Wenn aber außer diesen beiden Kategorien von Kunstliebhabern leider auch manche führenden Sozialisten in „Kunstrevolutionären“ vom Schlage der Novembergruppen-Leute Geist von ihrem Geist zu spüren meinen; wenn sie glauben, Arm in Arm mit ihnen ihr Jahrhundert in die Schranken fordern zu sollen; und wenn daneben, mit ihrer Duldung und Billigung, ahnungslose und bildungshungrige Proletarier durch die in Rede und Schrift seit Jahren emsig wiederholten Phrasen gewisser gewerbsmäßiger und gemeingefähr-

licher Kunstschwätzer sich bereden lassen, jene eklen Produkte einer Gesellschaft von Psychopathen, Gaunern oder Hanswürsten als wundersame, doch inren ungebildeten Sinnen vorläufig noch nicht recht verständliche Offenbarungen einer neuen, höhern Gattungs-Kunst zu betrachten: so beweist das nichts weiter als die künstlerische Urteilslosigkeit jener politischen Führer und die arglos-demütige Gläubigkeit vieler naiver Arbeiterseelen. Es ist ja einigermaßen begreiflich: der revolutionäre Politiker trachtet instinktiv danach, Spuren neuen Geistes, des Geistes, an dessen Befreiung er selbst mit politisch-wirtschaftlichen Mitteln arbeitet, der aber erst nach völliger Umformung der menschlichen Gesellschaft sich voll entfalten kann und wird, schon in der Kultur der Gegenwart sozusagen als erste Schwalben eines künftigen bessern Zeitalters aufzufinden. Aber politische Intelligenz und Tatkraft braucht ja nicht stets mit sicherem Kunstempfinden gepaart zu sein, ist es vielleicht nur selten. So läßt sich denn heute mancher treffliche Volkstribun, dem Psychasthenie wie Snobismus gleich fern liegen, verleiten, Geschriebenes, Gepinselles, Geknetetes, Geklebttes und Gebasteltes, weil es gar so traditionswidrig, gar so umstürzlerisch und verwegenes und toll aussieht, für Vorboten des neuen Völkerfrühlings zu halten, zumal dann, wenn die Urheber solcher Sachen gleichzeitig selbst, weils modern ist, ein bißchen in politischem Revoluzzerthum machen. Diesen wohlmeinenden, aber kunstblinden Volksführern muß darum immer wieder und so laut wie möglich zugerufen werden: Ihr irrt! Ihr irrt heillos! Dies ist kein Anfang, sondern ein Ende; dies sind nicht die ersten Keime der jungen, neuen Kunst, die aus dem Boden des Sozialismus erblühen wird, sondern die letzten krampfhaften Versuche einer im Sumpf ihres eignen Schmarotzertums versinkenden Gesellschaft, sich über die hereinbrechende Nacht völliger Entnervtheit und Impotenz durch schale Kapriolen hinwegzutäuschen.

Wenn Sie, Herr Minister Haenisch, dieser neuen Auffassung beipflichten — und ich bin gewiß, daß Sie es tun, denn ich wende mich nicht an Ihr künstlerisches Urteilsvermögen, das ich nicht kenne, sondern an Ihren gesunden Menschenverstand, an dem ich bisher nicht gezweifelt habe —: was gedenken Sie gegen die Kunstschande im Landesausstellungsgebäude zu tun?

---

## Die Bankbilanzen von Validus

Karl Fürstenberg, der schlagfertige Lenker der Berliner Handelsgesellschaft, hat einmal einem Journalisten, der sich über einige Unklarheiten in der Bilanz dieser Bank beschwerte, geantwortet: „Aber erlauben Sie mal — Bankbilanzen sind doch dazu da, um die Wahrheit zu verschleiern.“ Selten hat man die Wahrheit dieses zynischen Wortes besser erkennen können als jetzt, da die Banken mit monatelanger unbegründeter Verspätung ihre Bilanzen für 1919 vorlegen. Zwar sind die Ziffern höchst stattlich: die acht berliner Institute weisen einen Rohgewinn von 690 Millionen gegen etwa 400 Millionen im Vorjahre auf. Indessen wird man den wirklichen Gewinn um einige 100 Millionen höher schätzen dürfen. Aus den verschiedensten Gründen haben die Banken versteckt, was irgend zu verstecken war.

Fürs erste werden sie sich ja wohl ein bißchen geschämt haben, in der Öffentlichkeit zuzugeben, welche geradezu unglaublichen Gewinne sie im Devisengeschäft gemacht haben. Nur wenige Monate war den Banken erlaubt, mit der Valuta zu schalten und zu walten, wie sie wollten. Das aber genügte nicht nur zur völligen Unterwühlung der deutschen Valuta, sondern zu einer beispiellosen Bereicherung aller Devisenhändler, namentlich also der Großbanken. Daneben hat man wohl die innern Rückstellungen so außerordentlich hoch gegriffen, weil tatsächlich den Banken schwierige Probleme auferlegt sind: sie sind mit Haut und Haaren dem Staat verschrieben, sie stehen und fallen mit der Sanierung der Reichsfinanzen. Doch davon später.

Einstweilen von den Gewinnquellen grade des laufenden Jahres; denn auch bis 1914 kam es vor, daß ein besonderes Ressort des Bankgeschäftes ungewöhnliche Gewinne abwarf. In diesem Jahre aber sind alle Sparten der Banken überaus rentabel gewesen. Das reguläre Zinsgeschäft war dadurch ungemein einträglich, daß den Banken infolge der allgemeinen Inflation in beängstigender Weise Gelder zufließen und zufließen. Man bedenke: Ende 1919 hatten die acht Institute nicht weniger als annähernd 40 Milliarden fremde Gelder zu verwalten, was einer Verhundertfachen der Ziffern von 1915 gleichkommt. Diese Gelder, die zum größten Teil aus dem Inland, teilweise allerdings auch vom Ausland aus Gründen der Valutaspekulation den Banken zufließen; wurden in der Hauptsache auf kurze Zeit und auf tägliche Kündigung anvertraut. Kurzfristige Gelder aber werden nur ganz gering, zur Zeit mit  $1\frac{1}{2}\%$  verzinst. Die Banken nun waren in der Lage, diese Einlagen in Schatzanweisungen anzulegen, für die das Reich annähernd 5% zu zahlen hat — eine recht ansehnliche Zinsspanne zugunsten der Institute. So tadelnswert das im Augenblick auch sein mag, so beruht es doch immerhin auf einem beträchtlichen Vertrauen zum Reiche. Nicht minder ansehnlich waren die Gebühren, vorwiegend aus dem Effektengeschäft; denn niemals hat die Börse derartig tolle Umsätze gesehen. Der Ansturm von Verkaufs- und gar von Kauf-Aufträgen war derartig, daß zeitweise die Börsen geschlossen werden mußten, und daß die Banken sich für unfähig erklärten, ihrer Kundschaft zur Verfügung zu stehen. Hand in Hand damit ging ein pompöses Geschäft in eignen Effekten oder in sogenannten Konsortialbeständen: alle Welt brauchte neues Geld, gab neue Aktien aus, und da das Publikum sich um diese neuen Papiere riß, so war der Zwischengewinn der Banken entsprechend groß. Leider kann man nicht sagen, daß die so erzielten Gewinne einen erfreulichen Eindruck hinterlassen. Sie sind nicht, wie früher in Friedenszeiten, eine Abgabe der produktiven Kräfte an die Banken aus werbenden konstruktiven Geschäften, sondern sie sind Abfallprodukte eines Zustandes, den man fast als Verwesung bezeichnen müßte. Denn ein Jahr der unsinnigsten planlosesten Wirtschaft liegt hinter uns.

Den Banken muß der Vorwurf gemacht werden, daß sie, statt zu bremsen, diesen Zustand noch verschlimmert haben. Während an verschiedenen Stellen der Großbankberichte wehmütig über die verhängnisvollen Begleiterscheinungen des Loches im Westen sowie über die ungesunden Inflationserscheinungen gejammert wird, muß man an andern Stellen zugeben, daß die eignen Filialen grade im Westen, also im Zusammenhang mit dem unerlaubten Handel üppig geblüht haben, und daß die Inflation großen Gewinn gebracht hat. Dabei scheut

man sich nicht, in einer Weise, die man früher an unsern Großbankdirektoren nicht kannte, über die Steuerpolitik des Reiches zu jammern. Wie denn überhaupt in wirtschaftlicher Beziehung keine der Banken Erlösung bringt. Sie beschränken sich darauf, zu kritisieren, statt aufzubauen. Man wird ja gespannt sein, ob die jetzt in den Reichstag gewählten Bankdirektoren eine Steuerpolitik treiben, die besser als Erzbergers ist. Wir fürchten, daß die Herren nicht die von ihnen beklagten alten Steuern aufheben, wohl aber neue dazu bewilligen werden. Wo sind die führenden Köpfe, wo die Bankdirektoren, die, etwa wie ein Vanderlip in New York, uns neue Wege weisen können? Entweder ist auch hier ein Epigonengeschlecht am Werk; oder die Ueberfülle der technischen Arbeit läßt die Herren nicht zu praktischen Vorschlägen kommen. Hier rächt sich doch wohl der Wahnwitz der großen Zahlen, die unausgesetzte Errichtung neuer Filialen und die Angliederung von Banken, die bis dahin selbständig gewesen waren. Auch das hat 1919 nicht aufgehört. Man denke an die Verschmelzung der Commerzbank mit der Mitteldeutschen Privatbank, an die Aufsaugung der Stahl & Federer A.-G. durch die Discontogesellschaft und der Württembergischen Vereinsbank durch die Deutsche Bank. Nicht immer, das muß leider festgestellt werden, sind die Zentralbanken in der Lage, die Geschäfte dieser Filialen in wünschenswerter Weise zu beaufsichtigen. Was haben, noch einmal, manche Filialen im Westen getrieben! Bedenkliche Devisengeschäfte aller Art, übertriebene Kreditgewährung und übertriebener Anreiz der Kundschaft zu Spekulationen konnten gleichfalls nachgewiesen werden.

Weitaus am interessantesten aber in den Bankbilanzen, deren Ziffern sich fast durchweg verdoppelt haben, sind die sogenannten Avals, die Bürgschaften, welche die Banken übernommen haben. 6¾ Milliarden haben am Jahresschluß diese Verpflichtungen betragen bei einem Eigenkapital von 1933 Millionen. Von ihnen entfällt etwa ein Drittel auf Garantien, die für das Reich und die Reichsbank im Ausland geleistet wurden, und die durch die furchtbare Valuta-Entwertung sich derart vermehrt haben. Es wird ausdrücklich festgestellt, daß im laufenden Jahr sich dieser Posten erheblich verringert hat, und die Tatsache, daß die Reichsbank nach allem, was man hört, ihre Auslandsverpflichtungen planmäßig verringert, bekräftigt diese Feststellung. Wenn man aber die in diesen Posten steckenden Verbindlichkeiten mit den außerordentlichen Schatzwechselbeständen zusammenfaßt, so ist zu erkennen, daß die Banken in nie geahnter Weise mit dem Schicksal der Reichsfinanzen verknüpft sind. Sie sollten deshalb mehr als bisher dafür sorgen, daß das Reich nicht in den Sumpf gerät, sondern wieder herauskommt. Das aber ist allein durch die so scharf bekämpften Steuern möglich. Längst hätten die Banken Mittel und Wege finden müssen, um eine rechtzeitige Steuereintreibung gewissermaßen im Auftrag des Reiches durchzuführen und diesem gradezu aufzudrängen. Statt dessen hat man jegliche große direkte Steuer bekämpft. Das wird sich jetzt rächen. Denn dank der ungeheuern Entwertung des Geldes verlangen nicht nur die Angestellten immer von neuem Gehaltserhöhung und bewirken dadurch eine bedenkliche Unkostensteigerung, sondern vor allem die Kundschaft beginnt bereits mit einem Ungestüm Kredite zu fordern, der den Banken schwere Probleme zu lösen geben wird.

# Die Ausgestorbenen von Theobald Tiger

Früher war das nämlich so:  
alle Jungfrau, die bei Jahren  
und schon nicht mehr saftig waren,  
pfl egten unter dem Plumeau  
fett wie'n Klops  
einen Mops.

Und sie nannten ihn ihr Hänschen,  
und er ringelt faul das Schwänzchen,  
und er bellt und schnauft gar sehr .  
Schöne Zeit der Lannertänzchen . . .  
Möps e? Möps e gibts nicht mehr.

Heute lächelt rouge der Mund,  
Hat ein Mädchen etwas Zaster,  
hält sich bald das süße Laster  
tief im Schoß den kleinsten Hund.

Für die Snobs  
wie von Rops.

Wie dich deine Wege führten:  
bitt el sie dient dem Verkehr.  
Küsse, die sich nie gebührten . . .  
Und man denkt der Unberührten . . .  
Möps e? Möps e gibts nicht mehr.

Hoch die Flagge weht vom Mast.  
Zagend ziehn da unsre holden  
Bürger, die so schwarz-rot-golden . .  
Und du lachst dir einen Ast.

Konsequent  
ist kein Gent.

Väter: fett und sehr asthmatisch.  
Söhne: faul und außen fair.  
Einmal hielten sie emphatisch  
Barrikaden — demokratisch . .  
Möps e? Die gibts längst nicht mehr —!

---

## Rundschau

### Der Bürgergeneral

Im Verlag der Freiheit (zu Berlin, Breite-Straße 8/9) ist ein lustiges kleines Heft von Felix Stössinger und Karl Holtz erschienen: „Das System Noske, Eine politische und satirische Abrechnung“. Die negativen Qualitäten Erich Ludendorffs sind bekannt. Die des deutschen Spießbürgers auch. Doch wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten . . . Donnerwetter: welch ein Klang! Der Traum, der Lebenstraum des verprügelten Bürgers, auch ein Mal . . ., nicht immer nur die Hand in der Tasche ballen zu müssen, sondern selbst auch ein

Mal . . .: dieser Traum hat sich an Gustav Noske im November 1918 erfüllt. Er durfte auch ein Mal. Die ganze Radfahrernatur des deutschen Menschen: hier konnte sie sich aufs Herrlichste bewähren. Ein kleiner Mensch, ein kleines Gehirn, ein Kerl ohne jedes Format und ohne Größe, ein Bourgeois-Ludendorff, ein Commis-Brigadier, ein Bürgergeneral: so steht er in diesem hübschen Heftchen da — lang, haarig, dußlig und unerhört impetuos. Die Zeichnungen von Karl Holtz sind gut; es kann nicht jeder (George) Groß sein. Die ernste Vorrede von Felix Stössinger

durchleuchtet den alten Knaben ganz. Eine lustige Prophezeiung Moszkowskis aus dem Jahrgang 1907 der „Lustigen Blätter“ zielt das Buch — eine Prophezeiung, die so merkwürdig ist, daß ich sie ganz hersetzen muß:

Hervé will Soldatenstreik,  
Liebknecht spricht so ähnl'ich,  
Ledebour zeigt sich dem Heer  
Auch nicht sehr versöhnlich;  
Doch der Hoffnung letzten Rest  
Soll man nicht verlieren,  
Eins steht heute bombenfest:  
Noske wird parieren!

Geht es mal in ferner Frist  
Ans Kanonenfuttern,  
Denkt so mancher Reservist:  
„Nee — ick bleib' bei Muttern!“  
Doch das soll uns Kampf und Schlacht  
Nimmermehr vergällen  
Denn es ist heut ausgemacht:  
Noske wird sich stellen!

Kommandiert der Herr Major:  
„Feuer vorn und hinten!“  
Ruft ein arbeitsscheues Corps:  
„Schmeiß' mer fort die Flinten!“  
Aber dennoch, Mut! nur Mut!  
Laßt euch nicht verdrießen,  
Denn wir wissen absolut:  
Noske, der wird schießen!

Noske schnallt den Säbel um,  
Noske geht aufs Ganze,  
Noske feuert bum, bum, bum,  
Noske stürmt die Schanze,  
Noske schreit hurra! hurra!  
Noske hält die Wachen,  
Noske schließt Viktoria,  
Noske wirds schon machen!

Er hats gemacht.

Und die Wirkung? Die Intelligenz, die gesamte anständige Arbeiterklasse ist sich über die Ethik eines Mannes klar, der, viel zu dumm, den revolutionären Gedanken des Antimilitarismus zu begreifen, seine frühern Klassen-genossen durch ihre erbittertsten Feinde im Namen der Republik erschießen, erstechen, einsperren, ins Wasser werfen, treten und beleidigen ließ. Wie ein Schrei ging das im März 1919 durch das Land: Der Mann muß weg! Man entthob ihn offiziell seines Amtes, ließ ihn widerrechtlich in seiner Dienstwohnung hausen und hat ihn nun zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover ernannt. Die Hannoveraner müssen das als eine Provinzial-Angelegenheit mit sich abmachen. Ich weiß nicht, ob sie

so sehr damit einverstanden sind, diese Type als ihr Oberhaupt zu verehren.

Wir Andern aber sprechen vor uns und vor dem Ausland aus: Es gibt zwei Preußen. Verwechselt uns nicht mit denen da: so sind wir nicht. Verwechselt uns nicht mit ihnen, die einem miserablen Individuum die schlechte Ethik nachsehen (das wäre noch verständlich) — die ihm aber auch die schlechte Geschäftsführung nachsehen und den politischen Unverstand und eine Kurzstirnigkeit, die ein halbes Land ins Verderben riß. Und die ihm das alles nachsehen, nur, weil er einmal mit ekelhaft verspritztem Blut, Weiberleichen und langen Zuchthausjahren ihre Banken beschirmte. Er häufte Fehler auf Fehler, er stolperte sogar über seine eignen Mißgriffe und fiel. Sie haben ihm verziehen. Sie rechneten dem kleinen Geschäftemacher Erzberger jeden halben Pfennig nach und besonders die Hunderttausende, die er nicht verdient hat: Diesem, der keine staubigen, der rote Finger hat, haben sie verziehen.

Die Schuffte, die unter Napoleon durch ihre Schufftigkeit etwas geworden sind, waren Formate. Es genügt heute, in Preußen ein kleiner Bürgergeneral zu sein, um Oberpräsident zu werden.

*Ignaz Wrobel*

### Ehescheidung

Das Wort wirkt, wie wenn man „Grippe“ sagt. Es wirkt nicht nur so auf die Umstehenden, auf die überlegen Debattierenden, sondern auch auf die Betroffenen. Die Weisheit der Hinterhöfe, ja, selbst die von keiner Unrast erschütterte Sicherheit akademischer Volksberater läßt zwar oftmals durchblicken, daß Ehescheidung ein in Wollust begonnenes, in Wollust endendes Abenteuer sei. Die lieben Leute! Sie



haben von Menschenqual, der schlimmsten, die denkbar ist, keine Vorstellung. Gab es nicht tausende von Fällen, wo das Paradiesbett vollkommen ausgeschaltet war? Wo die Geisteraugen Edgars und Alicens aus schwedischen Turmfenstern in die Gegenwart glotzten? Und war die Erotik dennoch im Spiele, so schlängelte sie als etwas Sekundäres hintennach. Zweifellos: kein mikrokosmisches Geschehnis ist Wissenden kund, das Seelen gründlicher zermahlen könnte als der Totentanz legitim gebundener, geschlechtlich verschiedener Menschen. Nur ein Hieb, der die Paare scheidet, ist hier Arznei. Was aber sagt dazu das Gesetz . . . ?

Das Gesetz, in dessen Schatten wir über die Straße gehen und — allein oder beweibt — ins Bett steigen, hat auch in diesem Punkte seine eigne „Mentalität“. Hat sie noch im zweiten Jahre nach dem, was man in Deutschland Revolution nannte. Ich bin nicht übermütig und will nicht plädieren für moskauer Scheidungspraktiken. Aber die deutschen Paragraphen schleifen gar zu mächtige Zöpfe, und Manchem, der sich drin verlingt, haben sie schon die Gurgel zugeschnürt. Man muß einfach, wenn man Mensch ist, nach der Schere äugeln. Selbst Fachmänner tun es, denn giftigste Unmoral birgt sich unter schön gepudelter Justizperücke.

Da ist vor allem der Grundsatz, daß ein in Scheidung Befindlicher während der Zeit zwischen Bruch der Ehe und definitiver Trennung durch das Gericht jeden Geschlechtsverkehr zu unterlassen hat, andernfalls er sich in seinen Interessen, die oft Lebensnotwendigkeiten einschließen, empfindlich schädigt. Man bedenke die Dauer solcher foren-

sischen Tragödien. Ein hanseatischer Anwalt führt, wie er mir mitteilt, einen Ehescheidungsprozeß im sechsten Jahr! Das ist ein Ausnahmefall, gewiß; unter achtzehn Monaten aber tut es kein, kein Kadi. Ergibt nicht die Verquickung dieses Prinzips mit dem oben angeführten ein Kulturbild von grandioser Rundung? Moral, Staatsautorität und private Freiheit bilden in jeder Beziehung ein merkwürdiges Dreieck. Hier aber ist wohl zu beachten, daß ein auf physische Funktionen berechneter Zwang, dem nur Mümmelgreise sich werden beugen können, in engsten Zusammenhang gebracht wird mit juristischen Vorteilen. Der Gesetzgeber mag ein Sohn der Dame ohne Unterleib gewesen sein und ist daher von menschlichen Gefühlen wahrscheinlich unberührt geblieben. Seine Jünger jedoch, die nach dem Buchstaben Urteile fällen, wissen ganz genau, welchem Humbug sie sich dienstbar machen. Ein Gewirr von Lüge, auf beiden Seiten der richterlichen Schranke, ist die Folge, und nicht selten geschieht, daß der aktive Part im schwarzen Talar, obendrein zu aller Qual, den Armen schuldig werden läßt.

Es sind noch ganz andre Dinge möglich. Ein Mann, der wegen sich steigender Hysterie der Gattin die Scheidungsklage eingeleitet hat und auf dem besten Wege ist, den Prozeß zu gewinnen, wird plötzlich zu Fall gebracht, weil er auch nach der räumlichen Trennung von seiner Frau sich erlaubt hat, Mann zu sein, und weil die Frau auf Grund dieser Mannbarkeitsäußerungen die Wiederklage anhängig machen konnte. Den Sünder zitiert man wegen Ehebruchs vor das Forum. Und war für ihn die Ehe auch lange gebrochen, aus ganz andrer Ursache —: tut

nichts, er wird zur Zahlung verdonnert, wenn nicht die Götter in einer Anwandlung von sagenhaftem Erbarmen über ihn schützend die Arme halten. Hätte die Frau nichts gemerkt, ja, dann wäre sie allein die Canaille gewesen. So kommt es, daß Viele, die gleichartig gehandelt haben, auf ganz verschiedene Art geschieden worden sind . . .

Natürlich leiden Mann und Frau. Indessen: die lange Dauer der Scheidungsprozesse, das ewige Hin- und Her-Zerren bedingt wesentlichen Kostenaufwand, und in dieser Beziehung wird nur der masculine Teil angegriffen. Von jenem Anwalt, auf den ich mich schon einmal berief, stammt der Ausspruch: „In einem Scheidungsprozeß hat der Mann ein dreifaches Recht: zahlen, zahlen, zahlen.“ Niemand, der im Schmelztiegel gewesen ist, wird das bestreiten wollen. Und da nicht nur goldiges Fett schwitzende Leute in die Verlegenheit geraten, äußerste Konsequenzen ziehen zu müssen, so ist diese materielle Sache von nicht zu unterschätzender Bedeutung im Kreislauf der nervenpeitschenden Geschehnisse einer Scheidungsaffäre. Hinzu kommen hunderttausend Paragraphen-Schikanen alltäglicher Art, die sich verschärfen, sobald ein unglückliches Kind in der Mitte steht. Wenn das Lied von den Raben am Justizgebäude endlich ausgekrächzt worden ist, sitzen da und dort Mumien in Lehnstühlen. Die Lust zu neuem Leben, am Beginn wohl vorhanden, wurde begraben unter Aktenhaufen; der Körper, wenn er nicht gepanzert war mit dem Hemde des Grafen Wetter vom Strahl oder der Penthesilea, hat einen Knacks weg. Soll das so weitergehen? Eine Beschleunigung der Prozesse müßte vorderhand zumindest zu erreichen sein, und da-

mit wäre schon viel gewonnen. Die Umgestaltung der Gesetzbücher wird dann im Laufe des nächsten Revolutionsjahrzehnts wohl erfolgen.

*Ein Laie*

### Potsdam

Wir gingen in den alten Kupferstich hinein. Wir sahen keine Menschen. Figurinen der friderizianischen Zeit bewegten sich um uns; in ihrer Karosse ratterte die Barberina nach Sanssouci; irre Augen verliebter Jugend glühten hinter ihr her. Vor den Häusern saßen die Leute im lauen Abend und sprachen von Kriegsläufen, Steuern und Fritzens neuesten Neuerungen. „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Erde“, spielte das Glockenspiel vom Kirchturm. Plötzlich hatte meine Freundin gepudertes Haar und ich, wahrhaftig, ich trug Kniehosen und seidene Strümpfe, und ein Zopf baumelte mir im Genick. Wir waren hinübergeglitten in die Zeit des alten Fritz, kaum daß wirs gemerkt. Potsdam hat Stil, hat suggestive Gewalt, es überwältigt empfindsame Seelen.

Dann aber waren wir wieder in unsrer Zeit. Wir hatten Hunger. Ich kaufte Kirschen. Meine Freundin verlangte ein Päckchen Tee für zuhause. Der Kaufmann holte es aus der Vitrine. Meine Freundin sagte: „Nicht diese Marke. Sie ist nicht gut. Haben sie keine andre?“

Der Mann sah sie böse an. Dann sagte er scharf: „Diesen Tee trinkt Ihre Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin — so wird er wohl auch für Sie gut genug sein.“

Geschehen zu Potsdam anno domini 1920.

Ich wollte es für Potsdam nicht missen.

*Felix Langer*

# Antworten

**Blinder mit dem Krückstock.** Das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt bläst eine Trauerfanfare, weil Kautsky außer Landes gehen wolle. „Der Tiefstand beider sozialdemokratischer Parteien kann durch nichts besser gekennzeichnet werden, als daß sich ihre besten Leute teils mehr oder weniger unfreiwillig, teils auch freiwillig, wie Kautsky zurückziehen.“ Derselbe Kautsky, den dieses Pack angespuckt, angerülpst und angeflegelt hat, als er durch seine Publikationen feststellte, daß Deutschland sein Teil Schuld am Kriege habe — derselbe Kautsky ist in dem Augenblick, wo sein Wunsch, dem Deutschland des Berliner Lokal-Anzeigers den Revers zu zeigen, zur Schmälung und Schmälerung der Sozialdemokratie geeignet erscheint, der große Mann.

**Bürger.** Wie tief seid Ihr gesunken! Zu den Zeiten der Ritter vertrat der Bürger in Deutschland den Fortschritt und kämpfte gegen alte Standesvorurteile und veraltete Kastenvorrechte. Heute ist er selber der Ritter und — wird genau so wie dieser überrannt werden.

**F. M. Bauer.** Peter Panter hat sich in Nummer 22 mit Richard Kandts ‚Caput Nili‘ (einer Empfindsamen Reise zu den Quellen des Nils) befaßt. Dazu schreiben Sie mir: „Ich habe Kandt 1903, als sein Buch herauskam, recht gut gekannt. Er war ein kurioser Kauz, stark Morphinist, und es ist mir heute noch rätselhaft, wie er Afrika so gut zu überstehen vermochte. Aber er wußte, was er wollte, und verstand es (trotz Morphium), den richtigen Weg zu finden, der ihn zu seinem Ziele brachte, und auf diesem alsdann sehr energisch vorzugehen. Als Mediziner war er ziemlich verunglückt, und als er sah, daß auf diesem Gebiet für ihn wenig zu holen sei, packte er seine letzten tausend Mark zusammen und ging schlankweg auf eigne Faust nach Ostafrika. Hier wußte er sich an den Gouverneur heranzumachen, saß zunächst zum Privatvergnügen irgendwo im Busch und erhielt dann schließlich die Leitung einer Station. Die letzten beiden Jahre war er also in festbesoldetem Beamtencharakter dort drüben. Nach Deutschland zurückgekehrt, machte er sich mit gleicher Geschicklichkeit an den Herzog Johann Albrecht an, in dessen Schloß er mehrere Wochen zu Gast war. Sein Buch ist eigenartig und literarisch — wie Peter Panter ganz richtig sagt — außergewöhnlich wertvoll für innersafrikanische Schriftsteller; aus den gleichen Gründen erlaube ich mir aber daran zu zweifeln, daß der Verfasser als Kolonisator, Zivilisator oder Administrator an seinem Platze gewesen ist. Dafür war unsre Kolonie damals noch zu jung und — man mag über Peters denken, wie man will — erforderte Energien, die kräftiger durchgriffen und nüchterner dachten. Was durchaus nicht unbedingt mit Brutalität verbunden zu sein braucht. Mehr Pionier und weniger Poet: das wäre besser gewesen! Kandt lief sich übrigens damals in Berlin die Hacken ab, um nun auch einen Orden zu erhalten, und trotz allem dichterischen Idealismus gab er dem Kolonialdirektor Stübel keine Ruhe, bis der ihn mit auf die Liste gesetzt hatte. Damals waren aber wieder einige dumme Geschichten in Ostafrika vorgekommen, und Kandt hatte das Pech, mit solchen ‚Verbrechern‘ (Schutztrupplern) auf der gleichen Liste zu stehen, die, ohne daß man viel Lärm darüber machte, auf alle Fälle glattweg gestrichen wurden. Kandt war außer sich über dieses Pech und bearbeitete Stübel von neuem. Der schrieb nun einen neuen Antrag aus, schilderte Kandts Verdienste in schillernden Farben, besonders auch, daß er zunächst pekuniäre Opfer gebracht habe, und schlug ihn zum Roten Adlerorden Vierter vor. Wenn der auch nicht

durchgeht, so sind Sie des Kronenordens Vierter sicher.' Stübel hatte aber wohl des Guten zuviel getan, denn S. M. veränderte die Vier in eine Zwei und schrieb mit Rotstift an den Rand ungefähr: „Ihr bleibt doch die alten knöchernen Bürokraten!“ Stübel war wütend, einmal über den Schwupper, dann über den Stauher und nicht zum wenigsten, weil er selbst damals nicht mehr allzu hoch in Gunst stand und erst im Besitz des Kronenordens Zweiter war! Jedenfalls war mit dem hohen Orden Kandts ganze Stellung in Ostafrika eine andre geworden und seine Laufbahn gesichert.“

**Pazifistische Studenten.** Ihr schreibt: „Der Deutsche Pazifistische Studentenbund, Gruppe Handelshochschule Berlin, wurde diäser Tage ins Leben gerufen. In klarer Erkenntnis der kulturellen Mission und wirtschaftlichen Notwendigkeit des Pazifismus hat sich der Bund die Verbreitung des pazifistischen Gedankens sowie die Anbahnung und Pflege gleichgerichteter Bestrebungen im Auslande zum Ziel gesetzt. Zuschriften erbeten an: Kornicker, Hirschgarten bei Berlin, Neuer Weg 1.“ Man könnte, wenn Ihr mit Zuschriften überschüttet würdet, wieder ein bißchen Hoffnung fassen.

**Bund Neues Vaterland.** Ihr habt den General Ludendorff aufgefordert, einmal Kriegsteilnehmern zu beweisen, daß und inwiefern die Heimat das Heer von hinten erdolcht hat. Es liegt Ludendorffs Unterschrift vor, daß er die eingeschriebene Einladung zu diesem Redeturnier erhalten hat — aber die Antwort steht seit drei Monaten aus. Habt Ihr wirklich eine erwartet? Habt Ihr im Ernst geglaubt, daß der Mann, der Deutschland zugrunde gerichtet hat und dann geflohen ist, der den Kapp-Putsch vorbereitet hat und nach dessen Mißerfolg geflohen ist: daß der die Courage haben werde, sich Kriegsteilnehmern zu einer Auseinandersetzung — nicht einmal über seine Taten, sondern nur über seine Worte zu stellen?

**Vossischer Zeitungsläser.** Dein Chefredakteur beklagt sich über die Kritik, die seinem Blatt widerfahren ist. „Wer nicht zu den Lesern der Vossischen Zeitung gehört und sich ein Bild ihrer Politik aus jenen Pressestimmen machen wollte, müßte in ihr ein Panoptikumswunder sehen, gegen das das Kalb mit den drei Köpfen, die Frau mit dem Fischschwanz und das Kind mit den Schwimmhäuten wenig bestaunenswert erscheinen. In einem Blatt lasen wir, daß die Vossische Zeitung die Geschäfte der Deutschen Volkspartei besorgt, in einer andern Zeitung ward behauptet, daß unsre Politik von der der Unabhängigen Sozialdemokratie nicht mehr zu unterscheiden sei, und ein dritter Weltweiser endlich hat entdeckt, daß die Vossische Zeitung nach der Revolution sich angeschickt habe, ins Lager der Unabhängigen abzuschwenken, dann zu den Demokraten übergegangen sei, jetzt nach der Niederlage der Demokraten von diesen nie etwas gewußt haben wolle, mit der Deutschen Volkspartei kokettiere und überhaupt immer es mit den Siegern halte.“ Das wird daran liegen, daß die verschiedenen Leser die Vossische Zeitung zu verschiedenen Zeiten gelesen haben. Denn alles fließt, und der Mensch wandelt sich, und man kann schließlich eine Ueberzeugung nicht so lange wie ein Hemd tragen. Das ist aber noch gar nichts dagegen, daß dein Chefredakteur schreibt: „Der innere Aufbau Deutschlands kann nur erfolgen, wenn man nicht versucht, das Alte zu flicken, sondern Neues so zu gestalten, wie es in der Vossischen Zeitung immer und immer wieder vorgezeichnet worden ist.“ Und so wäre denn hinreichend erklärt, warum Napoleon schließlich seine Kriege verloren hat. Er hat nicht die Vossische Zeitung gelesen.

## Die Waffen nieder! von Heinrich Ströbel

Vier Jahre lang erlebten wir die bodenlos unfähige Politik der deutschen Militaristen und Weltmachtpolitiker; seit zwei Jahren belehrt uns der Anschauungsunterricht, daß auch die Politiker der Entente von einer Unfähigkeit sind, die ans Unwahrscheinliche grenzt. Es ist, als ob Franzosen und Engländer es darauf angelegt hätten, sich um alle Früchte eines Sieges zu bringen, den sie nur mit knapper Not und dem letzten Kräfteaufgebot errungen. Wenn in den nächsten Tagen die Bolschewiki in Warschau einrücken und der wichtigsten Staatenschöpfung der Entente schmachvollster Zusammenbruch droht, ohne daß die Schutzmächte dem verröchelnden Polen zu Hilfe eilen können, so haben das die alliierten Staatsmänner sich selbst zuzuschreiben! Sie mußten wissen, daß Polen der verwundbarste Punkt ihres Systems war, daß die beiden Todfeinde der Entente, die Bolschewiki und die Alldeutschen, lauernd nach dieser Blöße spähten. Und hätten sie's selbst nicht geahnt, sie hätten auf die Warnung Andrei hören müssen. Wie oft haben wir selbst diese Zusammenhänge dargelegt! Am vierten März schrieben wir hier: „Der neue Militarismus lechzt nach Arbeit. Nur über das Wie ist man sich noch nicht recht im Klaren. Aber wenn es im Osten losgeht, wenn Rußland und Polen aneinandergeraten, dann schlägt auch für unsre Revancheschwärmer und Pogromisten die Stunde!“ Die Entente verübe deshalb Selbstmord, wenn sie Rußland durch imperialistische Bedrohung Deutschland in die Arme treibe. „Die russische Frage wird der Prüfstein für die internationale Reife der Entente-Politiker sein. Zunächst kommt alles darauf an, daß man einen Ausgleich zwischen Polen und Rußland zustande bringt und den Spekulant auf neue Völkerzerfleischung und Revolutionswirren die Trümpfe aus der Hand schlägt.“ Und als zwei Monate später die Polen dennoch ihre aberwitzige Offensive beginnen durften, erhoben wir, unter dem alarmierenden Titel „Neuer Weltbrand aus Ost?“, am dreizehnten Mai neue dringlichste Warnung. An den Ereignissen im Osten hänge das Schicksal Europas: „Bricht die polnische Armee und die polnische Regierung zusammen, triumphiert auch in Polen der längst von Sowjet-Rußland geschürte Bolschewismus, so wäre nur noch ein militaristisches oder bolschewistisches Deutschland möglich. Beides aber wäre für unser unglückliches Land eine Gottesgeißel . . . Aber auch die Entente bekäme dann die Folgen des polnischen Abenteuers zu kosten . . . Hätten ihre leitenden Staatsmänner nur ein wenig Weitblick und Verantwortlichkeitsgefühl, so würden sie wenigstens jetzt noch mit aller Macht zum Halten blasen lassen!“

Aber die Hasardeure der Entente dachten gleich Ludendorff: vielleicht glückts. Und sie verspielten! Polen, ihr Prestige und wer weiß was alles noch! Als Pilsudski den Feldzug rettungslos verloren hatte, kamen sie großspurig als Friedensvermittler. Aber nun war den Bolschewiki der Kamm geschwollen. Nun wollen die Lenin und Trotzki auch einmal ihr Brest und Ver-

sailles erleben, die Rolle der Hoffmann und Foch posieren. Und die Entente kann nichts tun, als Noten fabrizieren und die Fäuste ballen. Ihre einzige Hoffnung bleibt die Klugheit und der Weitblick der Moskauer Regierung. Denn Churchills sauberes Plänchen, den deutschen Militarismus als Henker des Bolschewismus zu benutzen, wäre für England und Frankreich nicht nur das blamabelste Bekenntnis der eignen Schwäche, sondern auch das tollste Wagnis verzweifelter Glücksspieler. Wollte aber Frankreich Deutschlands feierlich proklamierte und von entschlossenem Massenwillen geschützte Neutralität zu brechen wagen, so setzte es vollends sein Letztes auf die letzte Karte!

Die Tage, die Europa jetzt durchlebt, gleichen aufs Haar der unheilschwangeren Zeitspanne, die vor sechs Jahren der Ueberreichung des oesterreichischen Ultimatus an Serbien folgte. Wehe der Menschheit, wehe der europäischen Kultur, wenn die Stimme der Warner wiederum unbeachtet verhallt! Moskau und Paris tragen diesmal die furchtbare Verantwortung. Karl Kautsky hat in der „Freiheit“ die Bolschewiki ermahnt, den Bogen nicht zu überspannen, und zugleich die Entente gewarnt, Sowjet-Rußland nicht zum Aeüßersten zu treiben. Daß die Bolschewiki Polen und der Entente mißtrauen und nur in einen Frieden willigen wollen, der sie gegen neuen Ueberfall sichert, ist begreiflich. Aber verhängnisvoller Machtwahn wäre es, diese Sicherung in der Bolschewisierung Polens und in dem Vorstoß der bolschewistischen Weltrevolution zu suchen. Daß hieße nicht nur den widerstrebenden polnischen Volksmassen ein politisches System gewaltsam aufzwingen, sondern auch ganz Mittel- und Westeuropa in neue Kriegs- und Revolutionswirren stürzen. Schöbe der Bolschewismus seinen Machtbereich bis zur Grenze Preußens vor, so wäre die Reaktion unausbleiblich. Eine Reaktion zwiefacher Art: die Aufrüstung des Militarismus in der Form eines Grenzschutzes, einer Baltikumerei größten Stils, die das Proletariat des eignen Landes schwer bedrohte und darum mit Gegenaktionen der radikalen Arbeiterelemente beantwortet werden würde. Der Bürgerkrieg wäre das sichere Ende. Käme es aber dazu, so würden die Nachbarn in Ost und West Partei ergreifen. Der Bolschewismus würde endlich auch Deutschland für die Weltrevolution erobern wollen, und Frankreich würde dann vermutlich nicht länger vor dem widernatürlichen Pakt mit den deutschen Denikin und Koltschak zurückschrecken. Aber wer dann schließlich auch siegte, die Weltreaktion oder die Weltrevolution: eine erneute schauerliche Weltverwüstung wäre das unausbleibliche Ergebnis.

Der zweite Kongreß der Moskauer Internationale ruft die Arbeiter aller Länder auf, jede Hilfsaktion „des kapitalistischen Gesindels der Welt“ für das „weißgardistische Polen“ durch Streiks und gewaltsame Abwehrhandlungen zunichte zu machen. Und schon haben wir Anhalt dafür, daß auch die Arbeiterklasse Englands und Frankreichs eine bewaffnete Entente-Intervention zu verhindern suchen wird. Aber diese Aussicht sollte die Sowjet-Regierung nicht übermütig machen, sie nicht zu der Illu-

sion verleiten, daß die Mehrheit auch nur der deutschen, geschweige denn der englischen und amerikanischen Arbeiter durch die bolschewistische Weltrevolution befreit werden wolle. Die Proletarier Mittel- und Westeuropas wollen den Frieden, den Frieden unter allen Umständen, nichts weiter! Aber auch die Foch und Millerand könnten bitterböse Erfahrungen machen, wenn sie durch neue Kriegszettelungen gegen Sowjet-Rußland oder gar durch brutale Verletzung der deutschen Neutralität die Empörung des Weltproletariats gegen das imperialistische Frankreich heraufbeschwören würden. Auch mit einer Spekulation auf die Abtrennung West- und Süddeutschlands würden sie sich arg verrechnen. Auch darüber haben wir schon am vierten März das Nötige gesagt: „Welche innerpolitischen und sozialen Wirkungen hat schon der russische Bolschewismus in der ganzen Welt hervorgerufen, und welche Kräfte erwachsen gar der Weltrevolution durch den Anschluß eines zur Verzweiflung getriebenen Deutschland mit seiner unendlich viel größeren Arbeiterschaft, seiner an Kopffzahl reicheren Intelligenz, seiner unvergleichlich entwickelteren Wirtschaftstechnik!“

Daß die bürgerlichen Parteien die Vertagung des deutschen Reichsparlaments durchsetzten in einem Momente, wo jede Stunde schlimmste Verwicklungen bringen und schwerste Entscheidungen erzwingen kann, verrät eine philisterhafte Furcht vor der eignen Verantwortung und einen Fatalismus, der ans Idiotische grenzt. Aber verrät das Proletariat stärkere Einsicht, ausgeprägteres Verantwortlichkeitsgefühl? Wo bleibt denn die Stellung der sozialistischen Linken zum polnischen Konflikt? Dadurch, daß man die Neutralität und die Unverletzlichkeit des deutschen Gebiets proklamiert, hat man die drohende Gefahr doch noch keineswegs abgewendet. Man mußte nicht nur der Entente ein energisches „Hände weg“ zurufen, sondern auch, gleich Kautsky, den Bolschewiki ernstlich ins Gewissen reden. Man mußte ihnen sagen, daß die „Lokalisierung“ des russisch-polnischen Konflikts ebenso unmöglich ist, wie die Lokalisierung des oesterreichisch-serbischen Konflikts, und daß die Nachäffung des Berchtold-Bethmannschen Spiels durch die Lenin und Trotzki eine Ungeheuerlichkeit wäre. Man mußte ihnen klar machen, daß der Friedensschluß mit Polen vor den Rat sämtlicher Völker gehört, und daß die Sicherung gegen polnische und französische Ränke in der internationalen Regelung zu suchen ist, nicht in militärischer Gewaltanwendung. Man mußte den Bolschewiki erklären, daß man sich für die Einbeziehung in die bolschewistische Weltrevolution entschieden bedankt und sein Schicksal selbst frei zu gestalten wünscht. Aber diese dringend gebotenen Erklärungen unterblieben, teils aus Kopflosigkeit, teil aus jener Bolschewistenfürchtigkeit, die im Grunde nur eine Abart der deutschen Untertanenknechtseligkeit ist. So bleibt der stärkste Schutz auch für den deutschen Sozialismus und die deutsche Demokratie die Hoffnung, daß die Bolschewiki trotz ihrer militärischen Erfolge nüchterne Ueberlegung genug behalten, um der Verlockung zu weltrevolutionären Abenteuern zu widerstehen!

Schon im Jahre 1864 gehörte Gerson Bleichröder zu den wenigen Persönlichkeiten, die sich dessen hätten rühmen dürfen (er war zu klug, es zu tun), daß sie in die innere und in die auswärtige Politik des leitenden preußischen Ministers gründlich eingeweiht waren. Bismarck — er war, wie man heute weiß, kein Gott, sondern ein Mensch mit großen Fehlern und zahllosen Widersprüchen, seine Gründung des Deutschen Reichs war nicht eben die solideste Sache der Welt, er hatte auch gelegentlich Anfälle von Alldeutschtum, im Allgemeinen aber besaß er nicht allzu viele politische Grundsätze, jedoch gute Menschenkenntnis und bei aller Brutalität einige Kunst in der Behandlung der Regierenden — dieser Bismarck schätzte Bleichröders Verstand ungemein hoch und hatte volles Vertrauen zu seinem Charakter. Noch wichtiger waren aber dem Staatsmann die innigen Beziehungen des Geldmannes zu der Dynastie Rothschild. Die frankfurter Familie Rothschild war damals schon seit mehr als einem halben Jahrhundert in Paris, Wien und London verzweigt, jedoch nicht in Berlin. An der Spree ließ sie sich durch Gerson Bleichröder vertreten. Nun hatte der damalige Chef des pariser Hauses, Baron James Rothschild, jederzeit freien Zutritt zu Napoleon dem Dritten, der dem Financier nicht nur in Finanzfragen, sondern auch in politischen Dingen gern ein freies Wort erlaubte. Das bot Herrn v. Bismarck-Schönhausen die Möglichkeit, durch Bleichröder und Rothschild an den Kaiser der Franzosen Mitteilungen gelangen zu lassen, für die der Amtsweg nicht paßte; und da Bismarck in jenen Jahren für notwendig hielt, die Beziehungen zu dem mächtigen Monarchen mit allen verfügbaren Mitteln sorgsam zu pflegen, wurde ihm Bleichröder mit jedem Tage weniger entbehrlich. Die politischen Aufträge, die Bleichröder erhielt und ausführte, waren von so geheimer Natur, daß selbst Robert von Keudell, Bismarcks erster Rat, davon oft nichts erfuhr. Keudell hatte nur die Weisung, Herrn Bleichröder über die politische Lage genau zu instruieren, damit Bleichröder wirkliche Staatsgeheimnisse, die ihm der Ministerpräsident zur rechten Zeit persönlich eröffnen wollte, schnell begreifen könne. Bleichröder kam zu Keudell an jedem frühen Morgen für einige Minuten und an jedem Sonnabend für einige Stunden. Nach dem deutsch-französischen Krieg änderte sich das nur insofern, als Bleichröder von Bismarck politisch und als Ratgeber in Finanz- und Wirtschaftsfragen noch ungleich stärker in Anspruch genommen wurde, und die Räte des Auswärtigen Amts nannten ihn darum gemeinhin, und zwar gar nicht ironisch, den Kollegen Bleichröder.



Gerson Bleichröder — er ist nach der Errichtung des Deutschen Reiches für seine Verdienste um die fünf Milliarden Kriegsentschädigung, die man den Franzosen abnahm, geadelt worden — Bleichröder war keineswegs eine durchaus erfreuliche Erscheinung, denn er hat seine Kenntnis der politischen Verhältnisse letzten Endes dazu mißbraucht, für sich selbst und für seinen Freund Bismarck ein Riesen-Vermögen an der berliner Börse zu erspekulieren: aber der Mann hatte wenigstens Verstand, er sah rückwärts und vorwärts, und man darf daran zweifeln, daß er im Weltkrieg die blitzdumme Politik von Wilhelm dem Zweiten, Bethmann, Helfferich, Ludendorff und Konsorten gebilligt hätte, diese Politik, die zum mindesten mit verbrecherischem Leichtsinne die Völker ins Kriegsunglück stürzte und dann in verblendetem Uebermut aus der Sackgasse keinen Weg ins Freie zu finden wußte.

Warum gibt es heute keine solche Persönlichkeit mehr wie Gerson Bleichröder? Warum spielt der intelligente und skeptische Hauptinhaber des Bankhauses S. Bleichröder, Dr. Paul von Schwabach, nicht eine ähnliche Rolle wie sein Vorgänger? Die Verbindung von Bleichröder und Rothschild ist doch recht intim geblieben!

Die Antwort auf diese Fragen ist nicht schwer. Erstens ist Bismarck durch Bethmann und dessen Nachfolger nicht voll ersetzt worden, und zweitens hat sich auch sonst rings um das Haus Bleichröder die Welt verändert, zumal die Bankwelt. Gegenüber den deutschen Großbanken haben die Rothschild an Bedeutung viel verloren, ja das frankfurter Stammhaus ist kurz vor dem Krieg aus denselben Gründen aufgelöst worden, weshalb zahllose andre Privatbanken verschwanden: erdrückt von der Konkurrenz der Großbanken.

Bei den Aktienbanken aber sehen wir einen schauderhaften Mangel an großen Individualitäten, an wirklich führenden Männern. Schon seit einer geraumen Weile scheint mir dort nicht der Geist die Materie zu beherrschen, sondern die Materie den Geist. Die Herren an der Spitze der D-Banken (Deutsche Bank, Disconto-Gesellschaft, Dresdner Bank, Darmstädter Bank, Disconto-Bank) kommandieren kaum noch die Kapitalien ihres Unternehmens: sie werden eher von den ihnen anvertrauten Milliarden mitgerissen. Solcher Art ist schon lange vor dem Krieg Wirtschafts-Wind und Wirtschafts-Wetter nicht in den Chef-Kabinetten der deutschen Großbanken gemacht worden.

Im Weltkrieg haben die deutschen Bank-Kapitäne in beispiellosem Grade versagt. Statt zu erkennen, daß sich Deutschland an der Seite der Gespenster Oesterreich-Ungarn und Türkei auf die Dauer gegen die ganze Welt militärisch nicht würde halten können, statt zu sehen, daß das Rechnen mit künstlich aufgeblähten Milliarden, das Emittieren von neun Kriegsanleihen

vollendeter Wahnsinn war, statt die Havenstein und die Helfferich, die Zivil-Ludendorfferiche, zu warnen, statt ihnen zu sagen, daß sie ihre Bankrott-Wirtschaft nicht mitmachen könnten: statt dessen liefen alle Herren Großbank-Direktoren mit Behagen hinter der amtlichen Kriegsfinanzpolitik her, und diese Blinden verhöhnten die paar sehenden Nationaloekonomen Europas, die vor dem August 1914 behauptet hatten, ein europäischer Krieg würde schon aus finanziellen Gründen höchstens sechs Wochen dauern können. Diese Nationaloekonomen hatten sich nur in einem Punkt getäuscht: sie hatten mit so viel Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit, wie sie die Ludendorff und Helfferich und Havenstein und Gwinner im Weltkrieg aufgebracht haben, nicht gerechnet.

\*

Der Deutschen Bank hat im Krieg und in der Kriegspolitik die von den Herren Eugen und Herbert M. Gutmann geleitete Dresdner Bank nachgeeifert. Gutmann Vater und Sohn sind nicht ganz so oft öffentlich-rednerisch für das Durchhalten eingetreten wie die Gwinner und Helfferich, denn die Gutmänner saßen weder, wie Gwinner, im Herrenhaus, noch hatten sie, wie Helfferich, Gelegenheit, den in Finanzfragen ahnungslosen Reichstagsabgeordneten Potemkinsche Dörfer aufzubauen: sie begnügten sich damit, ihre vertrauensseligen Kunden in Generalversammlungen, Prospekten, Annoncen, Depositenkassen für Kriegsanleihen zu begeistern und nicht zu widersprechen, als der christliche Vorsitzende des Aufsichtsrats der Dresdner Bank, der ehemalige Reichsbankdirektor Geheimer Oberfinanzrat Müller, wiederholt während des Krieges in der Kreuz-Zeitung ausrechnete, wie viele Milliarden die Engländer und Franzosen und Amerikaner schließlich in Berlin würden abladen müssen, um ihre Schuld am Kriege wenigstens finanziell zu büßen. War es schon in den letzten Friedensjahren der Ehrgeiz von Eugen Gutmann und seinen Mitdirektoren, daß die Dresdner Bank die Vornehmheit (lies: den Hochmut und den Größenwahn) der Deutschen Bank erreiche und auf denselben gut ausgetretenen Geleisen weitergeführt werden könne, so ruhten die Herren vollends im Krieg auf alten Lorbeeren aus.

Eugen Gutmann, der von Wilhelms des Zweiten Gnaden den Titel eines Geheimen Kommerzienrates führt, ist der eigentliche Gründer der Dresdner Bank. Er hat im Jahre 1872 das dresdner Bankgeschäft M. Kaskel in die Aktiengesellschaft Dresdner Bank umgewandelt. Das Stammkapital des neuen Aktien-Unternehmens betrug 9,6 Millionen, etwa seit einem Jahrzehnt beträgt das Aktienkapital 200 Millionen. Anzumerken ist, daß die Reserven der Dresdner Bank beträchtlich geringer sind als die Reserven der Deutschen Bank. Die Dresdner Bank hat formell nach wie vor ihren Hauptsitz in Dresden, ihre Ge-

neralversammlungen werden regelmäßig in der sächsischen Hauptstadt abgehalten, aber in Dresden sitzt nur ein einziger Volldirektor, das Zentrum der Dresdner Bank ist tatsächlich Berlin, die Dresdner Bank arbeitet zwar von Dresden aus stark mit der sächsischen Industrie, aber die sächsische Industrie ist für sie längst nicht mehr das Wichtigste. Denn sie ist mit Thyssen und mit andern Schwerindustriellen, auch mit Krupp, liiert und ist die Verbündete des sogenannten Waffen-Konzerns, jener Unternehmungen, die sich um das Haus Ludwig Loewe gruppieren.

Eugen Gutmann, der jüngst das achtzigste Lebensjahr vollendet hat, war niemals ein großer Volkswirt, nie einer, der der deutschen Wirtschaft oder gar der Weltwirtschaft den Puls gefühlt und das für die Massen Notwendige und Nützliche erkundet hätte: er war vielmehr immer eine Spieler-Natur, ein Börsen-Faiseur, gradezu der Ideal-Typus des alten Börsen-Spekulanten. Immer unternehmungslustig, immer optimistisch, immer bereit, das Aeüßerste zu wagen. Kein Wunder, daß er sich mit August Thyssen zusammenfand, dem großen Hazardeur in Eisen, den erst der Krieg konsolidiert (vielleicht doch nur vorübergehend konsolidiert) hat. Und kein Wunder, daß er Wilhelm den Zweiten und Ludendorff unterstützt hat — ein Hazardeur für die Andern!

Eugen Gutmann hat in seinem langen Spekulanten-Dasein auch einige schwere Nackenschläge erlitten. Ich erinnere nur an den Zusammenbruch der Leipziger Bank, an die Trebertrocknungs-Affaire und den mit diesen Geschichten im Zusammenhang stehenden allgemeinen Run auf die Dresdner Bank im Jahre 1901. Damals hätte noch Ein Windstoß genügt, das Schiff der Dresdner Bank zum Umkippen zu bringen.

Wenn die Dresdner Bank, allen Stürmen zum Trotz, bisher gut gefahren ist — ihre schwersten Tage kommen noch, die Liquidation des Weltkriegs hat kaum begonnen —, so verdankt sie das allein dem blinden Zufall der Konjunktur, die ihr vor dem Krieg und erst recht im Krieg günstig war.

Eugen Gutmann vereinigt in seiner Hand an die drei Dutzend Aufsichtsratsposten, und damit hat er also schon im tiefsten Frieden jährlich mindestens eine Million Mark erworben. Seine Vermögensverhältnisse waren stets äußerst schwankend, wie bei jedem Spieler. Zeitweise saß er auf dem Trockenen, ein ander Mal hatte er sehr viel. Jetzt schätzt man ihn auf 20 Millionen Mark.

Sein Sohn Herbert M. ist nur eine schwächliche Kopie des Vaters. Der Sohn ist, wie der Vater, ein Spieler. Aber der Alte war immer großzügig und berechnete seine kühnen Operationen für Wochen und Monate, zuweilen sogar für Jahre. Herbert M. Gutmann dagegen ist ein Tages- und Stunden-Spekulant.

Nicht zu vergessen, daß Eugen Gutmann verstanden hat, für die Dresdner Bank ergiebige Verbindungen mit Südamerika anzuknüpfen. Auf diesem Gebiet hat Herbert M. Gutmann gar nichts geleistet. Ein zweiter Sohn von Eugen Gutmann hat bis zum Kriegsausbruch die londoner Filiale der Dresdner Bank geleitet, ohne Genie zu zeigen.

---

## Das Spiel von Spa von Meridionalis

Diese Zusammenkunft war mindestens ebenso merkwürdig. Nicht wegen der Zählen des Herrn Fehrenbach und nicht wegen der Zahlen des Herrn Simons; nicht wegen des Einglases des Generals von Seeckt, das mindestens so viel geschadet hat wie jene, noch wegen der Energiepose des Generaldirektors Stinnes, die ebenso wenig genutzt hat wie diese. Nein: die Merkwürdigkeit dieses politischen Dekameron liegt darin, daß ein paar Dutzend Staatsmänner und Statistiker, Fachminister und Sachverständige, gerissene Schieber und beflissene Biedermänner, sich stunden- und tagelang angeredet, zugeredet, überredet und schließlich an einander vorbeigeredet haben, weil bei dem ganzen Gesalbader überhaupt nur drei Leute Etwas zu sagen hatten. Nämlich grade die drei, die am wenigsten gesprochen haben. Der Erste hat nur eine kaum viertelstündige Rede gehalten und ist dann gleich wieder verschwunden; der Zweite hat sich zwei volle Tage unter der offiziellen Entschuldigung der Unpäßlichkeit und einer wahrscheinlichen reservatio mentalis, die zwischen Götz von Berlichingen und Friedrich August von Sachsen liegt, von den Sitzungen gedrückt; und der Dritte war überhaupt nicht in Spa. Die drei Leute hießen: Hué, Lloyd George und Lenin.

Ja, das war ein merkwürdiges Spiel da in Spa, wo ja schon oft in Friedens- und Kriegszeiten allerhand Erl- und andre Könige viel schöne Spielchen gespielt haben, und von wo noch zuletzt ein Kaiser so spät, viel zu spät, bei Nacht und Wind abgeritten ist. Eine höchst denk- und merkwürdige Partie à trois. Ein Gespenster-Poker. Die meisten von denen, die um den grünen Tisch saßen, haben gar nichts davon gemerkt und waren nicht einmal Kiebitze.

Beginnen wir mit dem deutschen Teilnehmer; nicht aus vaterländischer Vorliebe, sondern weil die Karten, die er, immerhin zum Unterschied von seinen offiziellen Landsleuten, in der Hand hatte, der Natur der Sache nach doch die geringsten waren. Es war so etwas wie ein besserer „Drilling“, und er legte ihn ohne Aufdringlichkeit, aber auch ohne Zaghaftigkeit auf den Tisch. „Ihr könnt hier beschließen, was Ihr wollt und so viel Ihr wollt: zwei Millionen Tonnen oder zehn Millionen Tonnen. Aus der Tiefe muß sie der deutsche Arbeiter holen. Niederknallen hat gar keinen Zweck; denn ein toter Mann ist kein Bergmann, und außerdem kann man eine halbe Million Menschen nicht einfach an die Wand stellen. Dazu reichte ja die chinesische Mauer nicht aus. Das muß ja sogar der so übermenschlich menschliche Völkerbund einsehen.“ Diese Sprache

wurde verstanden, obschon es weder das Idiom Molières noch Shakespeares war. Der kleine Plötz des Herrn Doktor Simons war unübersetzbar . . .

Der zweite Spielteilnehmer, der anwesende, legte einstweilen seinen „Flush“ aus der Hand, um diese Herrn Hué geben zu können: „Sie haben eine gute Rede gehalten“, sagte er. Auch der französische Kiebitz — ein Kiebitz war Herr Millerand schon, ein sehr aufmerksamer und besserwisserischer sogar, aber doch nicht mehr als eben ein Kiebitz — also der verstand auch sehr gut und kaufte sich Herrn Stinnes. Zu welchem Ende? Nun, vielleicht damit der Allumfasser auch das Passiv von „kaufen“ zu konjugieren lerne. In jedem Fall: er war gar nicht böse auf ihn, Millerand auf Stinnes, obschon der doch expreß aufgestanden war bei seiner großartigen Rede, und „unverwandt“, wie der Reporter meldete, jenen dabei angeblickt hatte. Die Beiden unterhielten sich sicherlich sehr angeregt mit einander, denn bereits auf dem pariser West- oder Nordbahnhof erzählte Herr Millerand den aufhorchenden und -schreibenden Interviewern, der umgänglichsste Mann in Spa sei niemand anders als der ungekrönte König von der Ruhr gewesen. Es war, ohne Kalauer, rührend. Jetzt liest man in der Presse, natürlich nicht in der deutschen, geschweige in der stinnesischen, aber, zum Beispiel, hier unten bei uns: in der italienischen, von allerhand Verkäufen französischer Organe, die den neuen Freund des Herrn Millerand bisher nicht eben sanft behandelt haben. Tja, das sind so neumodische Versionen des alten Spruchs von den Königen, die sich streiten und den Achivern, die es ausbaden müssen. Auch wenn die Großen sich einigen, ist es nicht geheuer. Weil die Bergarbeiter in Gelsenkirchen sich nicht zu Tode arbeiten wollen, muß ein armer Teufel von Journalist in Paris samt Weib und Kind Hungers sterben . . .

Er wird schon nicht. Herr Millerand war ja auch einmal Journalist, sogar sozialistischer Journalist, und dieses Exempel von Ueberzeugungstreue wird den Landsmann und Kollegen zweifellos anfeuern, in der geeigneten Weise für Weib und Kind zu sorgen. Er wird schon anders können. Herr Millerand kann auch anders. Denn: quod non licet bovi, licet Jovi; was bei einem Mann der Presse eine Schweinerei, ist bei einem Mann der Politik — einstweilen wenigstens noch — verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Jeder wirkliche Politiker kann auch anders. Bloß der deutsche nicht. Höchstens beim Parteienkuhhandel und Ministersesselschacher. Aber das hat mit Politik nichts zu tun, geschweige mit Staatskunst, bei der es sich um Länder und Völker handelt, um das eigne Land, das eigne Volk. Bismarck hat den Rückversicherungsvertrag geschlossen. Wilhelmen war der zu kompliziert und unmoralisch. Es war ja so viel einfacher und sittlicher, sein Volk herrlichen Zeiten entgegen zu führen. Was heute so Kaiser oder Kanzler ist oder schwarz-rot-golden aufgetakelt ihre Stelle vertritt, weiß überhaupt nichts mehr und will nichts wissen von der Existenz etwa eines Riesenstaats, der Rußland heißt. Das kennt nur den, huh, Bolschewismus. Die Einen sagen, das sei der wahrhaftige Messias, und die Andern meinen, es sei der leibhaftige Gottseibeius. Bis diese Doktor-

frage nicht entschieden ist, hat die Windrose der deutschen Außenpolitik höchstens drei Himmelsrichtungen, und die rinnen ihr meist magisch in die eine, westliche, zusammen. (Hier in Rom ist heute noch kein deutscher Botschafter: die läppische Prestige-Frage des Ersatzes für den Palazzo Caffarelli läßt es angeblich nicht zu. Als ob wir nicht schon ganz andre Opfer gebracht und viel üblere Ohrfeigen eingesteckt hätten!) Und so was nennt sich — oder nannte sich — sozialistische Republik, und die Namen ihrer Außenminister waren außer unter Scherl-Bildern rund und fett auf den Mitgliedsbüchern einer angeblich internationalen Partei zu lesen . . .

Dem Diktator der britischen Bourgeoisie ist es ganz gleichgültig, wer und was Rußland regiert. Er weiß nur: Das ist ein Landfetzen, heute noch dreimal so groß wie ganz Europa, und darum ein Machtfaktor, den man nicht ungestraft ignoriert. Er rechnet mit ihm. Lloyd George hat schon früher viele Kernsprüche von sich gegeben, von den „silbernen Kugeln“ bis zum „Knock-out“. Aber seine beiden treffendsten hat er grade in der letzten Zeit geprägt. Den einen in San Remo, als ihm Nitti die Zusammenkunft mit den Deutschen mundgerecht zu machen suchte. Seine einzige Einwendung dagegen lautete: „Man kann mit den deutschen Staatsmännern nicht unterhandeln: es sind zu mittelmäßige Leute.“ (So was steht selbstverständlich auch in keiner deutschen Zeitung.) Und den andern tat er jüngst zu einem Parlamentsmitglied, das sich dagegen verwahrte, daß die englische Regierung mit „Mördern“, lies: Bolschewiken, unterhandle: „Wir haben auch schon mit Menschenfressern Handel getrieben.“ Diese beiden Sätze, und gar keine andern, lagen seinem Verhalten in Spa als Leitmotive zugrunde. Er behandelte die Deutschen keineswegs als Besiegte; diesen billigen Triumph überließ er dem französischen Nachfolger und der belgischen Duodez-Ausgabe des Herrn Clemenceau. Er behandelte sie wie unmündige Kinder: einmal kam er ihnen als Knecht Ruprecht und einmal als der gute Onkel; einmal rollte er wild die Augen und das andre Mal lächelte er sich Grübchen. Die Deutschen waren ihm ganz egal. Mittelmäßige Staatsmänner, schlechte Poker-Spieler, die sich an den Tisch setzten, ohne auch nur ein winziges „Paar“ in der Hand zu haben. Mochten sie sich mit den andern Kiebitzen herumalgen. Selbst Golf war ein nützlicheres Spiel als dieses halb lächerliche, halb weinerliche Gefelsche um Streichhölzer und andre Brennmaterialien. Beim Golf konnte man wenigstens über das große, das allein wirkliche Spiel nachdenken. Und er mußte nachdenken, scharf nachdenken. Denn inzwischen waren ihm zwei neue Karten in die Hände gekommen. Die eine war eine Visitenkarte — auf der stand: Grabski; und die andre war ein Telegramm — und das war unterzeichnet: Krassin. Sie paßten nicht eben gut in sein Spiel. Aber irgendwie mußten sie benutzt, wenn möglich sogar in Trümpfe verwandelt werden. Jetzt wurde das Spiel ernst. Sehr ernst sogar. Dazu mußte man Ruhe haben, und die hatte man nicht, wenn sich im Nebenzimmer die Kiebitze um ihre Hölzer- und Kohlen-Einsätze zankten. Darum: Foch, den Rohrstock aus der Ecke — kusch, und dann marsch ins Bett, nach Hause!

Die Konferenz wurde abgebrochen, bevor noch die wichtigste Frage, wegen der man eigentlich zusammengekommen war, aufs Tapet gebracht war. Mochten die Deutschen sehen, wo sie blieben. Der Brite brauchte seine ganze Kraft gegen den dritten, unsichtbaren Mitspieler von Spa, jenen, der nicht einmal mit seinem Namen hervorgetreten war, mit jenem Namen, der auch nicht einmal sein richtiger ist. Denn er heißt eigentlich: Uljanow. Vielleicht hat er, der ja schon allerhand Kaiser zwischen seinen Fingern gehabt hat, „vier Könige“ in der Hand. Wer weiß es ...

Item: bei dem Spiel von Spa waren nur drei Spieler und eine Unmenge Kiebitze. Außer jenen haben von diesen nur zwei noch zuguterletzt begriffen, um was es eigentlich ging, und sich in ihrer Weise darauf eingerichtet: nicht um neue Längsschnitte der Welt, sondern um einen neuen Querschnitt; nicht um Verückung von Grenzsteinen, geschweige um Lieferung von Kohlen oder um Namen und Uniformen von waffentragenden Nichtstuern, sondern um die Umschichtung der Gesellschaft. Und darum geht es noch. Nein: es geht erst los.

---

## **Der Bolschewismus in Asien** von Elias Hurwicz

Die Außen-Politik der Bolschewiki steht in einem bestimmten Gegensatz zu ihrer Innen-Politik. Ist diese starr und doktrinär, so ist jene opportunistisch, anpassungsfähig und daher — erfolgreich. Aber der beste Schachzug der Bolschewiki ist wohl ihre Orient-Politik. Sie haben weitschauend begriffen, daß ein erfolgreicher Kampf gegen den Welt-Imperialismus — und namentlich gegen den englischen Imperialismus — durch den befreiten Osten zu gehen hat, haben demnach ihre Propaganda methodisch nach Ostasien getragen. Der ostasiatische Bolschewismus ist daher im Grunde gar keine soziale Bewegung: er ist ein nationales Ressentiment gegen die Bevormundung europäischer Völker. Dies sieht man klar, beispielsweise, an Indien und Persien, wo keine Industrie und folglich keine sozialen, wohl aber nationale Vorbedingungen für die Verbreitung des Bolschewismus gegeben sind.

Der bolschewistische Einfluß in Ostasien gewinnt einen erheblichen Umfang ganz besonders nach der Umwälzung in Sibirien vom Januar dieses Jahres, und zwar nach dem Fall der sogenannten Omsker Regierung. Von hier aus nimmt die bolschewistische Propaganda ihren Ausgang zu einem zunächst unterirdischen Vormarsch durch ganz Ostasien. Einfluß und Agitation des Bolschewismus überschreiten bald den Baikalsee, verstärken sich in der Mongolei, Mandschurei, Korea, fassen Wurzel in China, Indochina, Indien und offenbaren sich selbst in Japan. In Irkutsk, Omsk, wohl auch in andern ostsibirischen Städten eröffnen die Bolschewiki Agitations-Schulen und -Kurse für Koreaner, Mongolen, Mandschuren und Chinesen. Die in sibirischen Lagern sitzenden Kriegsgefangenen wurden bolschewisiert und namentlich die Vertreter der antibolschewistischen tschechoslowakischen Streitkräfte bestanden darauf, daß die Alliierten ihre Soldaten so schnell wie möglich nach Hause schickten. Unter den aus Wladiwostok abfahrenden Gefangenen-

transporten befanden sich — wie Lebedew, Kriegsminister der Omsker Regierung, der sich durch die Flucht gerettet hat, bezeugt — nicht nur bolschewisierte Tschechoslowaken, Ungarn, Oesterreicher, Türken, sondern sogar bolschewisierte Amerikaner.

Nur der Japaner schien immun gegen die bolschewistische Ansteckung, und so bekam denn auch Japan den Segen Londons zu einem Krieg gegen die Bolschewiki in Sibirien. Dieser Krieg hatte aber politisch ganz andre Wirkungen, als seinen Urhebern erwünscht waren. Nicht nur hat die japanische Begierlichkeit unter den sibirischen Russen die Sympathien für den Bolschewismus als das kleinere — und wenigstens eigne — Uebel erweckt, sondern auch die Streiks in japanischen Bergwerken und Werften von Kobe, Nagasaki, Shimonoseki zeigten den japanischen Machthabern, daß ihre Theorie, die japanische Seele sei von Natur aus dem Bolschewismus unzugänglich, brüchig war. Erst schoben sie alles auf die Propaganda der Ausländer, ganz besonders der Russen; aber in der Folge mußten sie doch zugeben, daß im Lande der Morgenruhe nicht alles ruhig sei. Namentlich erwiesen sich die Koreaner für die Bolschewiki als recht brauchbare Agitatoren. Denn viele von ihnen haben sich in Japan assimiliert, was der Spürtätigkeit der japanischen Polizei manche Schwierigkeiten bereitete. Die Japaner wissen wohl, daß diese Wühlarbeit der Bolschewiki von Shanghai aus gehandhabt wird. Aber sie sind ohnmächtig, dagegen anzukämpfen, da diese Stadt ja die Intrigenbühne der um den Stillen Ozean wetteifernden Amerikaner, Japaner und Engländer ist, von denen Jeder dem Andern was Böses von Herzen gönnt. Die Ergebnisse haben auch hier nicht auf sich warten lassen. Die Chinesen boykottieren die Japaner im Handel; Korea verlangt ihre Unabhängigkeit, und China verdrängt die Japaner aus Shandun und Tsingtau.

Ganz besondere Bedeutung für die bolschewistische Weltpropaganda haben in Asien die sogenannten Sailors Homes (Heime für Seeleute), wo die Seeleute aller Nationen zusammenkommen. Lebedew überliefert uns den folgenden charakteristischen Ausspruch des russischen Konsuls Raspopov über diese Sailors Homes:

Das sind wohlige Nester für bolschewistische Vogeljungen; darin kocht die Arbeit und Propaganda unter englischer Flagge. Bolschewistische Gentlemen aus Amerika zerstreuten sich in den Kolonien. Sie arbeiten, agitieren und bewegen sich frei, da sie über viel Geld und gute Anzüge verfügen, die englische Sprache und die Landessprachen beherrschen, die englische Etikette beobachten und die englischen Manieren nachahmen. Für den Engländer aber bedeutet das äußere Aussehen alles — man hat dann keine Dokumente und Empfehlungen nötig . . . Lebt der Gentleman noch im besten Hotel und wirft er mit Geld um sich, so kann er vollends kein Sozialist sein. Das sind die veralteten Maßstäbe der Engländer.

Nachdem sich der bolschewistische Einfluß in Mittel- und Ostasien festgesetzt hatte, war es für ihn, namentlich durch Turkestan, Persien und Afghanistan hindurch, ein Leichtes, auch um Indien seine Netze zu spannen. Darüber ein ander Mal.



# Wahres Märchen von Hans Janowitz

Ich hörte von einem böhmischen Flickschneider, einem verurufenen Süffling, der das Glück seiner Familie dadurch begründete, daß er — im Suff — seine schöne Aelteste, als sie Vierzehn war, um zwanzig Gulden dem Agenten eines hamburger Bordells verkaufte. Das Mädchen zog die jüngern Schwestern in sein Paradies nach, und die drei verbrachten ihre Jugend in Reichtum und Freuden. Es müssen prächtige Geschöpfe gewesen sein. Die erste heiratete einen rheinischen Industriellen, der sie liebte und ihr alle Ehren erwies, die die Mutter seines Kindes nur heischen durfte. Die zweite ward die Frau eines holländischen Reeders. Die dritte reiste in Gesellschaft eines Aristokraten, der sie für Lebensdauer zur Freundin nahm.

Von dem Gelde, das die Mädchen ihren schönen Gliedern und der gottgelenkten Entschlossenheit ihres Vaters verdankten, kauften sie ihm, den sie alljährlich liebevoll besuchten, ein Häuschen in seiner böhmischen Heimat, und die Enkel lehrten sie Ehrfurcht vor dem Alten. Es herrschte ein reines Familienglück. Denn was Gott tut, das ist wohlgetan; und in dieser Geschichte erkennt wohl Jeder sein Walten.

---

## Die Sittlichen von Ignaz Wrobe

Der Verlag Paul Steegemann in Hannover hat einen Privatdruck herausgebracht: „Frauen“ von Paul Verlaine. Die Uebertragung stammt von Curt Moreck. Vier Gedichte aus diesem merkwürdigen Buch sind zusammen mit vier andern aus des gleichen Verfassers „Hommes“ in den alten „Opalen“, übertragen von H. A., erschienen. Ich glaube, daß die alte Uebertragung, die mit Gassenworten arbeitete, den Stil dieser Verse gut traf. Moreck stilisiert, mildert und ist im Ganzen bestrebt, aus einem zerwühlten Bett eine sauber hergerichtete Ottomane zu machen. Für mein Gefühl ist es nun nicht Fisch noch Fleisch, denn es gibt ein falsches Bild: Verlaine hat in dieser Epoche seines Lebens, wo er nach katholischen Verzückungen in ganz andern als kirchlichen Domen zelebrierte, durchaus nicht „Unflat in Gold verwandelt, das Verwerfliche geheiligt, das Unaussprechliche sagbar gemacht“, wie Curt Moreck behauptet. Ein Moorbad ist ein Moorbad, und wenn man so etwas negiert, muß man es nicht übersetzen. Wert und Reiz des Moorbades liegen im Moor, nicht in kristallklarem Wasser.

Aber das sind artistische Einwände. Die Uebersetzung ist nicht eben schlecht (ausgezeichnet gelungen ist die kleine freche Idylle „Volkstümliche Gemälde“), der Druck ist ganz anständig, die Ausstattung gut. Wer dergleichen sammelt oder wer eine Freundin hat, die nicht nur die Wanderung liebt, sondern auch die Landschaften dazu, der mag sich das Büchlein wohl kaufen. Aber er wird auf Schwierigkeiten stoßen.

Das sittlichste Organ Deutschlands: das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ hat sich geweigert, die Anzeige dieses Werks aufzunehmen. Es ist bekannt, daß die Redaktion dieses

Monopolanzeigenmarktes die wissenschaftlich-politisch bedeutenden, aber dem Ludendorff-Deutschland nicht genehmen Werke Richard Grellings und Andrer unter den Begriff „Unsittliche Literatur“ subsumiert. Die Proteste des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller haben bisher an dieser eigenmächtigen Zensur größenwahnsinniger Buchhändler nichts zu ändern vermocht. Ein Appell an die gut und fortschrittlich organisierten Drucker des Börsenblatts scheint mir nötig.

Das sittlichste Blatt der deutschen Gegenwart kann aber mit seiner Moral vereinigen, die Schrift des steckbrieflich gesuchten Bauer, des frühern Obersten, anpreisen zu lassen, und es kann mit seiner Moral vereinigen, Schriften aus dem Verlag Wilhelm Borngräber anzuzeigen. Im Fall Borngräber wäre ich gegen eine Zensur des Buchhändler-Börsenblatts (man soll diese Dinge dem Staatsanwalt überlassen) — wenn nicht das Börsenblatt grade an dem Verlaire solchen Anstoß genommen hätte. Die wahre Antipathie richtet sich nicht gegen den toten Franzosen, sondern gegen den lebendigen Deutschen: der Verleger gefällt den Reaktionen in Leipzig nicht. Paul Steegemann hat mit anerkennenswertem Fleiß eine große Reihe junger moderner Autoren und politischer Radikaler herausgebracht, und weil Kurt Hiller oder Heinrich Vogeler-Worpswede oder Heinrich Mann oder Rudolf Leonhard nicht auf den deutschen Kriegerverein eingeschworen sind, bekommt es Leipzig mit der Angst vor dem Bolschewismus und hat nun ein Ausschlußverfahren gegen den politisch unbequemen Verleger in die Wege geleitet. Das also und nicht die Dirnenanbetung Verlaines ist der Kern.

Das Börsenblatt ist kein reines Privatunternehmen mehr. Es ist ein offizielles Monopolorgan: die Sortimentler und die Verleger, die im Börsenverein organisiert sind (und das sind so ziemlich alle maßgebenden), sind auf dieses Blatt angewiesen. Seine Hauszensur ist eine Unbotmäßigkeit, solange nicht der größte Teil von Verlegern und Sortimentern mit ihr einverstanden ist, und das will ich noch nicht glauben. Sie muß entfernt werden. Freilich ist es leichter, Lieder zu singen wie dieses hier, das in Lüneburg auf einer Kreisvereinsitzung des Börsenvereins im Chorus vorgetragen wurde — aber es genügt eine Strophe:

Hoch jetzt des Aufruhrs Feuer loht,  
sich lockern alle Bande,  
Verrat den deutschen Helden droht,  
nichts fehlt zu Deutschlands Schande,  
und die Genossen frech und dreist,  
bekämpfen Wissen, Fleiß und Geist,  
es herrscht nur noch die Straße  
sowie die jüd'sche Rasse.

Soweit die deutsche Sangesbrust.

Materialknappheit und Schwierigkeiten der Beschaffung von Rohmaterialien haben in den letzten Monaten fast zu einer Aufhebung fester Nettopreise im Buchhandel geführt. Damit ist der feste Ladenpreis in Frage gestellt; die Schwankungen der Preisfestsetzung pflanzen sich in unregelmäßigen Wellen in dem Kleinhandel fort, und der deutsche Buchhandel steht, wenn nicht alles täuscht, für die nächsten Jahre vor schweren Erschütterungen

und großen Umwälzungen. Der Vorstand des Börsenvereins sollte bedenken, daß diese ungerechtfertigte Hauszensur seiner nicht würdig, und daß seine Stellung nicht mehr so fest ist wie vor fünfzig Jahren. Die versetzte Wut verärgerter Spießer, die sich bei jeder Gelegenheit an der Republik, an den Revolutionären, am Radikalismus, an dem lieben Gott rächen wollen, wird den Lauf der Dinge auch nicht aufhalten. Es empfiehlt sich für Einen, der auf einem dünnbeinigen Taburett sitzt, mitnichten, wilde Indianertänze aufzuführen. Sonst kippt das Taburett um, der Tänzer sitzt auf der Kehrseite, und frei und ungehindert wächst um ihn herum die Literatur, die er nicht hat haben wollen, und die doch da ist, weil wir sie brauchen.

---

## Allgemeine Hilflosigkeit von Validus

Der letzte Reichsbankausweis zeigt an Banknoten und Darlehenskassenscheinen einen Umlauf von 67 Milliarden. Wenn jemals das Wort Skandal angewendet werden durfte, so hier. Aber was geschieht dagegen? Man ist ja gegen Milliardenbegriffe so abgestumpft, daß man bestenfalls sein Bedauern äußert, und daß einige etwas weiterblickende Menschen mit fatalistischer Miene von der völligen Auflösung der Währung sprechen. Die Reichsbank selbst erklärt in ihrem Ausweis, daß diese Anschwellung nicht zuletzt auf Steuerschiebungen zurückzuführen sei. Ist es mit diesen Feststellungen und dem Gejammer allein getan? Läßt sich nichts dagegen machen? Erzberger hat einmal die Idee gehabt, die Noten abstempeln zu lassen. Die Reichsbank hat erklärt, das gehe aus technischen Gründen nicht. Mag sein. Kann man aber nichts andres tun? Erinnern wir uns doch der Agitation für den bargeldlosen Verkehr! Dieser sollte, wie erinnerlich, den Notenumlauf etwas herunterdrücken. Mit der Agitation für den bargeldlosen Verkehr ist es still geworden. Man war wohl der Auffassung, daß hier nicht mehr viel zu machen ist. Sollte dieses Mittel des bargeldlosen Verkehrs nun nicht dazu benutzt werden, um die notorische Steuerflucht der Notenhamster zu verhindern, oder sagen wir vorsichtig: schwieriger zu gestalten? Wie wäre es, wenn, sei es durch gesetzliche Vorschrift, sei es, noch besser, durch freie Vereinbarung ein für alle Mal bestimmt würde, daß von einer gewissen Summe aufwärts jegliche Ueberweisung bargeldlos zu geschehen habe? Dann wären große Notenbeträge fast sinnlos geworden. Aber nichts geschieht. Man ist hilflos vor allen Problemen.

•

Ist ein Mensch krank, so kommt der Arzt. Ist er sehr krank und hat er Geld, so kommt „der Professor“. Der schlimmste Patient, den wir uns denken können, ist heute unser armes Reich selbst. Es blutet aus tausend Wunden, es leidet an einer furchtbaren Wassersucht, es ächzt und stöhnt. Die Krankheit ist vor allem wirtschaftlicher Art. Auch da gibt es Aerzte, sollte man meinen, denn wie man für körperliche Krankheiten die medizinische Fakultät errichtet und ausgebaut hat, so für wirtschaftliche die nationalökonomische. Da gibt es neben den Aerzten, das sind die mit dem Dr. rer. pol. ausgestatteten und alljährlich zu tausenden promovierten Herren, auch Professoren, an etwa fünfundzwanzig Hochschulen vielleicht hundert. Wo aber bleiben

deren Heilungsvorschläge? Die Herren sammeln Material und behalten sich vor, über die Krankheit ein epochales Buch zu schreiben, das im Jahre 1935 gedruckt werden soll, sofern die Kosten eines Werkes dann erschwinglicher sind als heute. Ist das nicht das schlimmste Armutszeugnis, das man sich ausstellen kann? Ist das eine wahre Wissenschaft, die sich im Augenblick der Not als absolut steril erweist? Sind ihre Träger ernsthafte Kenner oder Pfuscher? Wenn man das Buch von Keynes, dem großen englischen Nationalökonom, Politiker, Menschen und Künstler gelesen hat, so fragt man sich: Hätte ein Mensch in Deutschland etwas so Klares, Charaktervolles, Künstlerisches und Wissenschaftliches leisten können? Vielleicht der verstorbene Max Weber. Vielleicht. Hilflosigkeit auch hier.

Ein gewaltiges Steuerprogramm hat die Nationalversammlung bewilligt. Theoretiker versichern, es sei so etwas wie der lückenlose Zolltarif des Grafen Posadowsky. Nichts und Niemand entgehe dem Zugriff des Fiskus. So sagen die Theoretiker. Es ist aber leider nur Theorie. In der Praxis jammern anständige Reiche darüber, daß sie geradezu verführt werden, weiter Geld zu verschieben und zu verschwenden, weil die Veranlagung weder zum Reichsnotopfer noch zur Einkommensteuer noch sonst etwas kommt, mit andern Worten: Die Steuern stehen auf dem Papier, und die Verhältnisse werden immer ungesunder. Daher ja auch die Unzufriedenheit der Arbeitnehmer, daß sie ihre zehn Prozent Steuern zahlen sollen, während die Andern sich einstweilen schön darum drücken können. Beginnt man zu kritisieren, so erwidern einem die Regierungsleute: Kritteln ist leicht — wissen Sie uns vielleicht einen Ausweg? Woher sollen wir die Beamten nehmen, wie den ganzen Apparat aufbauen? Nun, die Antwort ist gar nicht so schwer. Man hätte längst dazu übergehen können, den großen Steuerzahlern zu sagen: Ihr selbst könnt euch ziemlich genau ausrechnen, wieviel Steuern Ihr zu zahlen habt. Zählt sie im Voraus, so bekommt Ihr noch eine besondere Vergütung. Wenn Ihr aber wartet, bis wir mit unsrer Arbeit an euch gelangen, so müßt Ihr noch äußerst fühlbare Verzugszinsen zahlen! Mit einer erstaunlichen Schnelligkeit würden sich die Steuerkassen des Reiches füllen. Warum tut man es nicht? Weil man auch hier hilflos ist.

Die Nationalbank für Deutschland zu Berlin und die Deutsche Nationalbank zu Bremen wollen sich zusammenschließen. Die vorletzte berliner Bank geht dazu über, ein Filialnetz im Reiche auszubauen. An und für sich eine nicht eben aufregende Tatsache — nur ein Glied mehr in dem Ausdehnungsprozeß der Großbanken. Merkwürdig aber ist die Form. Die größere der beiden Banken: die berliner geht in die kleine über, obwohl das ganz außerordentliche hohe Steuern kostet. Warum? Offenbar deshalb, weil die bremer Stelle eine eigenartige und, wie man wohl sagen darf, veraltete Rechtsform hat: sie ist Kommanditgesellschaft auf Aktien. Diese unterscheidet sich wirtschaftlich von der Aktiengesellschaft dadurch, daß die Direktoren eine ungewöhnliche Macht haben: sie können mit größerer Freiheit entlassen und neueinstellen und haben in der Regel ein größeres Einkommen als der Direktor. Für die Aktionäre bedeutet eine Kommanditgesellschaft entschieden eine Beeinträchtigung der Rechte. Auch für die Gesamtheit der Bank ist es der Uebergang

von modernen zu veralteten Formen. Die Oeffentlichkeit stellt das alles fest. Was aber wird geschehen? Nichts. Denn von allen hilflosen Geschöpfen das hilfloseste ist und bleibt der Aktionär.

•

Die deutsche Valuta hat sich in den letzten Monaten gehörig erholt. Die Folge war in gewisser Beziehung sehr überraschend: es kam die Geschäftsstockung. Sie war freilich fällig, und die Valuta-Besserung war in der Hauptsache nur der Anstoß, nicht die tiefere Ursache. Ein Grund, warum die Valuta-Besserung so verhängnisvoll wirkte, ist darin zu suchen, daß zwar draußen auf dem Weltmarkt wir naturgemäß mit der Verteuerung der Mark auch teurere Lieferanten wurden, daß aber die Selbstkosten im Inland nicht zurückgingen, sondern stiegen, und zwar deshalb, weil die Lebensmittelpreise sich nicht entsprechend senkten. Woher kam das? Die Hauptlieferanten sind Stadt und Reich. Sie haben teuer eingekauft und wollen nicht noch mehr Geld zulegen. Man kann ihnen das nicht verdenken, aber es ist doch kurzsichtige Politik. Denn Reich und Kommune hätten sich den alten kaufmännischen Lehrsatz einprägen müssen: Der erste Verlust ist immer der am wenigsten schmerzhaft. So hat man lange gewartet und wird allmählich doch tief unter dem Selbstkostenpreis abstoßen müssen. Die Folge wird sein, daß manche Stadt allein an Hülsenfrüchten mehr verliert, als das laufende Jahr an Steuern einbringt. Daß man im Einkauf ungeschickt war, ist nicht mehr zu ändern. Daß man aber jetzt im Verkauf nicht minder große Fehler macht, daß man vor allem ganz vergißt, wie schnell ein Verlust auf Lebensmittellkonto wieder eingeholt werden kann durch Ersparnisse an Löhnen und Gehältern für das unheimliche Heer der städtischen und staatlichen Beamten und Arbeiter: das ist fast eine Uebertreibung der Hilflosigkeit.

•

Die Besserung der Valuta vollzieht sich nicht in einer ruhigen Linie, sondern in jähen Schwankungen. Wir haben in den letzten Monaten Wochen gehabt, wo zwischen Höchst- und Tiefpunkt 10, 15, 20 und mehr Prozent lagen. Das kann kaum ein gesunder, geschweige denn ein so geschwächter Volkskörper wie der unsrige aushalten. So wie es uns geht, geht es auch den Franzosen mit ihrem Franc und den Italienern mit ihrer Lira. Warum hat man da nicht nach Mitteln gesucht, die wie das Chinin auf das Fieber wirken? Es gibt derartige Mittel. Das eine ist der Valutaterminhandel, der einen Ausgleich der Schwankungen erwirkt, das andre wäre eine internationale Vereinbarung, derartige gefährliche Spielpapiere wie die Mark im Zaum zu halten. Würde die Reichsbank dafür sorgen, daß beim Aufsteigen der Mark scharfe Abgaben die Bewegung hindern, und würde sie bei einem Sinken der Mark entsprechende Summen in deutschen Wechseln zur Verfügung stellen, so wären die Schwankungen ausgeschaltet. Da das nicht geschieht, sind immer neue Verluste unvermeidlich, und der Kaufmann ist gradezu gezwungen, mit wucherischen Gewinnen zu kalkulieren, um sich gegen schwere Verluste zu decken. Allerdings: eine derartige Normalisierung der Valuten hat zur Voraussetzung eine Verständigung auf internationaler Grundlage. Leider zeigt alles, was seit dem Waffenstillstand auch in wirtschaftlicher Beziehung geleistet und unterlassen worden ist, daß die Hilflosigkeit nicht eine nationale, sondern eine internationale Krankheit ist.

# Couplet en voltige von Walter Mehring

Sopran

Baß

Schenkel! Arme! Hand in Hand!  
Drahtseil durch die Luft ge-  
spannt!

Süße Kröten  
Und sie flöten  
Anjetret'n  
Entkleidungsakt  
Im Jazzingtakt  
Beim  
Tanz!  
I'm

Ellen, die süße Ellen,  
Ich bin international  
Alle Augen karussellen  
Um den tramaseidnen Shawl!  
Everybody  
Gent and rowdy  
Alles staunt,  
Alles raunt  
Vertikal  
Durch den Saal  
dos à dos  
Rosa Popo  
In der schönen, in der neuen...  
Wo sich die Soldaten freuen...  
(Rrrrrr—r)  
Hallo!  
Tricot!

Zweirad! Salto! rote Kluft an!  
Yankeedoodle! halt die Luft an!  
Prachtathleten!

Wie zum Beten  
Anjetret'n!  
The flying Trupp  
Looping the loop  
Beim  
Rad!  
I'm

Ellens, Ellens Gatte  
Ich bin international  
Allens Muskeln, keene Watte  
Nur Klasse kolossal!  
Everybody  
Gent and rowdy  
Alles staunt,  
Alles raunt  
Kopp verrenkt  
Uffjehängt,  
Wenn ick flitz',  
Jeölter Blitz!  
In der schönen, in der neuen...  
Wo sich alle Damens freuen...  
(Reeeee—r  
Bumm, bumm!)  
Sprung! rum!

## Fistelstimme

Reeves and Reeves! die Hurranummer!  
Look the little Baltikummer!  
Hängeklöten  
Wie die Kröten!  
Anjetret'n  
Schwarz-weiß jeflaggt  
Excentrikakt!

Ap-  
pell!

I'm

Ellens, Ellens baby,  
Ich bin ssehr for national!  
Mein' Fress' is like the Teddy  
Vom deutschen General!  
Everybody  
Gent and rowdy  
Alles staunt,  
Alles raunt!  
German, French,  
Jedes Mensch  
Einjlaß klemmt!  
Hochjestemmt!  
In der schönen, in der neuen...  
Stehen treu und fest die Reihen...  
Hurrrra!  
(rrratsch bumm!)  
Im Hemd!

# Rundschau

Zwei Bändchen

Hölderlin

Bei Oswitz hat die Oder Bernhard Schottländer ans Land gespült. An seinem irdischen Leib verriet nur noch Schuh und Wäsche, wer er war. Dann erkannte ihn die Mutter, tief durch die Verwesung den Sohn erahnend.

Sein Ende muß grauenhaft gewesen sein. In den März-Tagen, als wildgewordene Freicorps Breslau besetzten, hatte man ihn, den man als den Hauptschriftleiter der 'Schlesischen Arbeiterzeitung' besonders haßte, überfallen. Im Generalkommando verschwand seine Spur. Abtransportiert und nicht am Bestimmungsort angekommen: lautete der militärische Bericht. Damit war Schottländer aus dem Buch der Lebenden gelöscht. Drei Monate gehen ins Land. Manche Freunde glauben in bitterm Selbstbetrug noch an Versteck oder Flucht. Anfang Juni passiert etwas Rätselhaftes. In einer breslauer Zeitungsredaktion erscheinen zwei kleine Jungen, in den schmierigen Händen einen Zettel, den sie einer ans Oder-Ufer geschwemmten Flasche entnommen hatten. Das völlig durchweichte Papier enthält diesen gellenden Ruf: „Wir werden stromaufwärts gefangen gehalten. Helft!“ Man denkt sofort an Schottländer. Doch ist nichts zu ermitteln. Langsam vertropft die Zeit. Bis die Welle das Opfer ans Licht gebiert.

Das Signalement enthält einen Passus, der für diesen Toten Wesentliches verriet. Er hatte bei seiner Verhaftung „zwei Bändchen Hölderlin“ mitgenommen. In der Not der Brutalität hatte dieser wahre Geistige, dem wegen der lohenden Reinheit seiner Flamme wütende politische

Gegnerschaft und ölige Dummheit Gewaltwillen nachschrie, nichts Besseres gewußt zur todbringenden Haßteinsamkeit als den deutschesten Deutschen Hölderlin. Mit einem grenzenlosen Willen zur Klarheit hatte er sich zu dessen Idealismus durchgerungen. Sein soziales Empfinden schärfte sich zur tolstoianischen Verbrüderung. Aus dem reichsten Geschlecht seiner Stadt stammend, teilte und litt er mit Denen, die ihn, den schwächlichen Jüngling, zu ihrem Führer gemacht hatten. Wenn er mit seinem zarten Gebrechen eines milden Hinkens durch den Qualm der Versammlungen zum Rednerpult gekommen war, hörte die Arbeiterversammlung auf, Objekt demagogischer Machе zu sein. Er gehörte zu den wenigen Führern der Unabhängigen Sozialdemokratie, die Wissen um Politik und das, was sie wollen, haben. Und die nicht Phrasenbranntwein verschänken. Vielleicht mußte dieser edle Mensch grade darum zugrunde gehn. Lärmacher werden ihn ersetzen. Ihn, der im Grunde nicht einer politischen, sondern der Menschen-Partei angehörte.

Umso unbefangener kann ich diese Worte schreiben, als ein scharfer sachlicher Gegensatz schon in Schottländers berliner Studentenzeit uns oft arg und einmal bis zur völligen Lösung gegen einander führte. Erst als ich ihn vor wenigen Monaten in Schlesien wiederfand, war Plattform hüben und drüben so, daß die Hand einander zu schütteln Beiden Freude hieß. Diese Plattform hieß Hölderlin.

Das letzte Mal sprach Schottländer im Fürstensaal des breslauer Rathauses. Es war der dreizehnte März. Um die hochlehnen Stühle drängte sich das Ge-

wimmel der besten Köpfe der Provinz. Mit lahmem Arm, vom Krankenbette geholt, präsiidierte der joviale Philipp, Schlesiens Oberpräsident. Und während unten über den Ring schon die ersten Maschinengewehre des meuternden Freicorps Aulock gegen die den Weg versperrenden Massen pfliffen, schwoll hier oben der Stimmuntumult wädehoch voll Bestürzung und Eifer. Da sprach aus einem Häuflein von Freunden scharf und klar dieses magere Studentlein — und, obwohl man ihn innerlich verwarf, stimmte die Versammlung seinen Vorschlägen zu. Alles Blut, das später über Breslau kommen sollte, wäre vermieden worden. Aber es war zu spät. Am vierzehnten März schon endete irgendwo in düsterm Versteck der Mensch Schottländer. Man begrub ihn an einem würdigen Ort: gegenüber dem Grabe Ferdinand Lassalles.

*Manfred Georg*

### Fluch der Objektivität!

Ich gehe da vor kurzem, in meinen besten Anzug gemummt, in die Versammlung des deutschnationalen Akademikerbundes. Nur, um einmal zu hören. Um nachher sagen zu können: Also, ich war in der Höhle der Königstiger. Ich habe mir den Rummel einmal mit angehört. Ich hatte mich schon auf Allerlei bereit gemacht und für jeden Fall sogar einen Schlagring in die Tasche gesteckt.

Aber da schauts her: wie ich in das kleine Versammlungszimmer komme und einem Kräftepietsch mit zerfetzter Fresse vorheuchle, ein auswärtiger Kommilitone zu sein, knackt der die Stiebelabsätze vor mir zusammen, lächelt liebenswürdig, verbeugt sich höflich, drückt mir die Hand, nennt einen Namen, weist

mir mit elegantem Schwung des Arms einen Stuhl an und plaudert eine kurze Zeit mit mir über Wetter und Nahrungsmittelpreise. Ich konnte ihm nicht recht böse werden.

Na, und dann stieg der Vortrag. Mein Gott, ja: es war ein Geiseich von Ehre, Freiheit, Vaterland, wie Jene diese schönen Dinge auffassen. Es wurde getrampelt und geschart, es wurde Blume getrunken, und die kitschigen Couleurs prallten aus den Knopflöchern. Aber: ich konnte nicht wütend werden. Ich verstand das. Meine alte Krankheit überfiel mich wieder: jenes Alles-verzeihen-müssen. Ich konnte mich in Die hineindenken. Ich verstand die Motive. Ich hatte das Gefühl: die meinen das alles ganz — nun, nicht gut, nicht schlecht... die meinen das alles überhaupt nicht, aber mindestens nicht besser, nicht schlechter als irgendein Durchschnittskommunist. Die sind schließlich auch nicht vertatterter als irgendwer sonst, höchstens altertümlicher, bezopfter...

Diese Stimmung gegenüber den Deutschakademikern hielt bis zum nächsten Tag in mir vor. Da setzte die Reaktion in mir ein. Nicht „bezopft“, nicht „altertümlich“, nicht „Mein Gott, ja...“ — hieß da meine Kritik mehr, sondern einfach: Nein! Daß ich für einen Tag von diesem glatten, runden, undeutbaren, präzisen Nein! abgekommen war, laßt mich dadurch wieder gutmachen, daß ich auffordere, das Nein erheblich öfter anzuwenden, als dies bisher geschieht.

Natürlich: Alles ist Unschuld! Alles verstehen heißt alles verzeihen! Olle Kamelle! Man kann alles entschuldigen, wenn man den Motiven nachgräbt. Wirklich alles: Brandstiftung und Kriegszettelei, Antisemitismus und Raub-



mord. Aber eben weil man das kann, wollen wir den Motiven in so und so vielen Fällen nicht mehr nachforschen. Das darf nicht mehr sein, daß man aus dem Milieu Wilhelms des Zweiten oder sonst etwas heraus die „Mentalität“ dieses Mannes zu begreifen sich bemüht und uns nachweist, warum und wieso . . . und inwiefern er zu entschuldigen ist. Das wollen wir nicht mehr wissen. So etwas ist auch nicht Objektivität, sondern Trottelei. Denn wie gesagt: die Objektivität mündet schließlich in eine Aufhebung aller Be- und Verurteilungswerte ein.

Es gilt aber nicht, alle Werte aufzuheben, sondern: leidenschaftlicher denn je zu bewerten. Da regt sich heute eine demokratische Presse über den unvornehmen Ton auf, den man dem zum Oberpräsidenten ernannten Noske gegenüber anzuschlagen beliebt. Da sticht eben diese Presse zwar mit lauwarmen Nadelchen gegen die Marburger Zeitfreiwilligen, kommt aber über ein Einerseits-Andrerseits nicht hinaus. Geht das an, gegen Mordhalunken die Waffe des leisen Hohns, gegen Rechtsverbrecher die leichte Rüge anzuwenden? Geht es an, einem Schandkerl, dessen bodenloser Leichtfertigkeit wir die vielen Märztoten zu danken haben, nur „gewisse Versäumnisse“ vorzuwerfen, ihm aber im übrigen gute Verrichtung in Hannover zu wünschen?? Feuer, Ihr Herren, Feuer!

Aber ach! Feuer! und dieses Deutschland — wo die eignen und starken Köpfe aller Parteien und Nichtparteien wegen Nichtschablonengemäßheit von den kaltschnäuzigen Routiniers an die Wand gequetscht werden, wo die Bernstorff, Gerlach, Ströbel, Harden, Foerster keinerlei Rolle mehr spielen dürfen; — dieses Deutschland, wo ein Typ der Un-

genialität wie Fehrenbach möglicherweise Reichspräsident wird! Nur nicht auffallen! heißt die Parole. Wie beim Militär seinerzeit. Nur keine Kampfpersonen in den Vordergrund stellen, nur kein Temperament: Petersen statt Bernstorff, Fehrenbach statt Foerster, Ebert statt Gerlach, Crispian statt Ströbel. Es ist überall dasselbe. Herr Fehrenbach wird weiter mit Würde und Salbung seine Primaneraufsätze ablesen, und Herr Heinze wird dem Kommunisten Levi und Andern gegenüber den Vorwurf der Rechtsverbeulerei weiter „mit Entrüstung zurückweisen“. Und das alles kommt von diesem Publikum, von dieser Presse, die beide nicht Nein sagen können, die beide nicht ablehnen können, von diesen Spatzen, die in jedem Pferdeapfel bei objektiver Beschnupperung noch ein Haferkrümelchen entdecken.

*Hans Bauer*

#### Alte Weltbühnen

Manchmal, nachts, blättere ich in alten Weltbühnen. Ich habe so ziemlich alle: einzeln, in roten Heften, deren Umschlagnuance schwankt, und ernst gebunden in dicken roten Leinenüberzügen. Und ich blättere . . .

Zuerst suche ich mir immer alle Polgars zusammen. Fast von Anfang an ist er da — und ich schmünzle im Geist noch einmal alle wiener Theaterpremieren durch, die er mit seiner bitterheiteren Gegenwart beehrt hat. Und ich lese seine himmlische Literaturgeschichte: ‚Wie der Goethe entstand‘, die noch lustiger ist als das entzückende kleine Spiel der beiden Dioskuren Polgar und Friedell. Und ich lese seine heiterste und bunteste Skizze ‚Scharlach‘ (nur für Kenner!) — und ich muß lachen, ganz wie beim ersten Mal . . . Und ich

lese S. J., wie der unter der berliner Lämmerherde der Schospieler herumwütete und sie schlachtete und fraß und wonnesam brummte, wenn er den Bauch voll hatte — und lese seine leisen Locktöne zu Reinhardt herüber, als er den noch uneingeschränkt lieb haben konnte . . . Und ich lese — entschuldigen Sie! — mich selbst.

Das heißt: ich lese mich eigentlich gar nicht. Ich erinnere mich nur. Ich erinnere mich, wie das gewesen ist, als ich den Artikel da schrieb oder jenen — was für Zeiten das waren (und was für Honorare es damals gab), und welche Damen ich in mein Herz geschlossen hatte. Es ist wie eine kleine Biographie, diese Weltbühne — ich kann mir an den Fingern abzählen, wie es alles gelaufen ist mit mir. Gibt es wohl eine Liebe — und wäre es auch nur eine von den ganz kurzen, brennendsten gewesen —, die ich nicht abkonterfeit hätte? Keine. S. J. ließ mir den Spaß (sucht euch Redakteure, die keine Unteroffiziere sind!), und nur, wenn Gussy Holl öfter als vier Mal im Monat in den Artikeln verkleidet, persönlich oder zitiert auftauchte, weinte er leise. (Ich konnts doch aber nicht lassen, und ich kannts heute noch nicht.) Und alles, was so in den letzten Jahren für mich gut und teuer gewesen ist, steht da in den roten Heften: die hübschen Bücher und die hübschen Mädchen, die märkische Luise und die einzige Blonde und der Strubbs und die und die . . . Von Claire zu schweigen, die ich schon besungen habe, als ich meine Manuscripte noch zweiseitig beschrieb . . . Es war eine schöne Zeit.

Guten Tag, kleine Hefte! Dies ist keine Reklame für euch — denn der Herausgeber weiß kaum, wie er euch noch liefern soll, und

viele von euch gibts gar nicht mehr in den Verlagsregalen. Kleine Hefte, guten Tag —!

Und ich bemerke, daß sie nicht nur das Leben eines Panterers aus den letzten Jahren widerspiegeln, sondern, wenn man genauer hinsieht, das ganze Leben und ihre ganze Zeit.

*Peter Panter*

## Aus großer Zeit

Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom sechzehnten November 1916.

Abgeordneter Heinrich Ströbel:

Die polnischen Sozialisten lehnen es ab, von Deutschland befreit zu werden. Sie wollen ein unabhängiges Polen als Ergebnis der Verständigung unter den Völkern. Damit hat der gegenwärtige polnische Staat nichts, aber auch gar nichts zu tun. Es ist zu befürchten, daß mit der Neugründung ein künftiger Konflikt geschaffen wird, der einen neuen scheußlichen Weltkrieg heraufbeschwört. Der jetzige Krieg ist der Bankrott des Militarismus. Die Kriegshetzer sind immer noch an der Arbeit, wir müssen zu einer Verständigung kommen. (Schlußrufe.) Sie wollen ja immer eine freie Aussprache haben, warum wollen Sie jetzt nichts hören? Das deutsche Volk wird Sie zur Verantwortung ziehen. Die Kriegshetzer sind die schlimmsten Schädlinge der Menschheit, der Auswurf der Menschheit

## Der Minister des Innern:

Sie können von mir nicht erwarten, daß ich dem Vorredner auf seine zum großen Teil unerhörten Ausführungen antworte. Die überwältigende Mehrheit des Hauses steht turnhoch über solchen Ausführungen, wie wir sie eben haben hören müssen. Ich würde mich herabwürdigen, wenn ich es für nötig fände, ein Wort darauf zu antworten. Es ist tief beschämend, daß in einem deutschen Parlament solche Reden gehalten werden können. Der Vorredner hat die Geschäfte der Feinde besorgt. Das deutsche Volk wird sich aufbäumen gegen solche Ansichten, wie sie hier vorgebracht worden sind. Ich bin zu dieser Darstellung gezwungen, damit diese Rede nicht ohne Widerspruch in das Land hinausgeht.

Wir wohnen jetzt noch im Baugerüste der Zeit — und freilich ist ein Gerüste nicht die bequemste Wohnung. Aber unsre vorige war ja noch zerlöcherter und durchsichtiger als irgendein Gerüste, gleichsam nur das Gerüste zu einem Gerüste.

*Jean Paul*

# Antworten

**Auslandsdeutscher.** Ihr seid so gut oder so schlecht wie wir Alle — aber was für Leute bilden eure Heimatvertretung! Alte Corpsstudenten, deren Väter so viel Geld hatten, daß die Söhne in einem leidlich anständigen Frack den Assessor machen konnten, mittelmäßige Kaufleute, die sich wegen dauernder Erfolglosigkeit als Konsularbeamte an den Staat anlehnten, kurz: Deutsche dritten bis siebenten Ranges vertreten uns und euch da draußen. Soviel ich weiß, nennt sich die mexikanische Gesandtschaft heute noch Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft, und diese Charaktere genießen sich nicht, Gelder von einer Institution zu beziehen, die sie dauernd schmähen. Meistens erfahren wir die politischen Unanständigkeiten solcher treudeutschen Boten nicht. Nicht ohne die Frankfurter Zeitung, zum Beispiel, diese: das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt hat in Tokio einen Spezialkorrespondenten. Der Mann schickt in seiner Aufgabe als deutscher politischer Journalist einen politischen Brief an den „Japan Chronicle“, worin er das Deutschland von heute häßlich und antisemitisch beschimpft. Und wahrlich, ich sage euch, solange Ihr nicht von Grund auf umlernt, so lange werdet Ihr immer tiefer ins Elend rutschen.

**Wiener.** Ohne hinzusehen, ohne eine von euern noch immer bestehenden Zeitungen auch nur angefaßt zu haben, weiß ich jeweils, was bei euch vorgeht. Theaterskandal, Direktorenspektakel, Kritikerkrise, Kulissenklatsch. Aber das Alles sei euch verziehen um dessentwillen: Ihr habt eine demokratische Wehrmacht.

**Hermann M. Popert.** Am siebzehnten Juni habe ich hier, mit innigster Zustimmung, eine hocheufreuliche Erklärung gedruckt, in der die Herren Georg Graf Arco, Eduard Bernstein, Max Deri, Pastor Francke, E. J. Gumbel, Otto Lehmann-Rußbüldt und G. F. Nicolai dagegen protestierten, daß Sie den abgeschlachteten Hans Paasche, noch bevor die Leiche erkaltet war, verrückt genannt hatten. Statt die Aeußerungen unseres Entsetzens, die viel zu milde waren, ruhig und reuig hinzunehmen, behelligen Sie mich mit der folgenden „Berichtigung“: „1. Unwahr ist die in dem Artikel der ‚Weltbühne‘ aufgestellte Behauptung, daß ich mich gegen eine Ankündigung des Herrn Alfred H. Fried gewehrt habe, er werde nächstens einen gegen mich gerichteten Artikel des Kapitänleutnants Hans Paasche abdrucken. Wahr ist vielmehr, daß ich mich dagegen gewehrt habe, daß Herr Fried zwei Sätze aus diesem Artikel bereits veröffentlicht hat und dazu einen Zusatz gemacht hat, durch den ich im Zusammenhange mit jenen beiden Sätzen der Anstiftung zur Tötung Paasches beschuldigt werde. 2. Unwahr ist zweitens die in dem Artikel der ‚Weltbühne‘ wiedergegebene Behauptung Paasches gegenüber Fried über eine Drohung von mir, Paasche unschädlich zu machen. Wahr ist vielmehr, daß ich gegenüber Paasche weder diese noch eine andre Drohung jemals erhoben habe. 3. Unwahr ist drittens die in dem Artikel der ‚Weltbühne‘ wiedergegebene Behauptung des Herrn Grafen Arco und seiner Mitunterzeichner, mir diene Paasches Behauptung über eine Drohung von mir gegen ihn als ein wesentliches Symptom für Paasches Geisteskrankheit. Wahr ist vielmehr, daß ich Paasches Geisteskrankheit auf Grund der Gutachten von fünf bekannten Psychiatern, darunter Leppmann und Weiler, behauptet habe, und ferner auf Grund der Tatsache, daß ihn das Reichsgericht in seinem bekannten politischen Prozesse während des Krieges zwei Tage nach Abschluß der Voruntersuchung wegen

mangelnder Verantwortlichkeit infolge krankhafter Störung der Geistes-  
tätigkeit außer Verfolgung gesetzt hat. 4. Unwahr ist viertens die in  
dem Artikel der ‚Weltbühne‘ aufgestellte Behauptung, ich hätte den  
internationalen Pazifismus der ‚Friedenswarte‘ verschiedentlich auf das  
Allerschärfste bekämpft. Wahr ist vielmehr, daß ich lediglich die Be-  
hauptungen des Herausgebers der ‚Friedenswarte‘, des Herrn Dr. Alfred  
H. Fried, über eine deutsche Schuld am Weltkriege verschiedentlich  
auf das Allerschärfste bekämpft, gleichzeitig aber öffentlich wörtlich  
erklärt habe: „Selbstverständlich kann der Pazifismus nur international  
sein“. Aber noch viel mehr ist vielmehr wahr. Wahr ist vielmehr,  
daß Sie einem Manne gleichen, dem nachgesagt wird, er habe in  
braunen Stiefeln und grüner Krawatte ein Verbrechen verübt, und der  
darauf erwidert: er habe schwarze Stiefel und eine blaue Krawatte  
getragen. Wahr ist vielmehr, daß überhaupt nicht zur Debatte ge-  
standen hat, ob Hans Paasche geisteskrank war oder nicht, sondern  
einzig und allein, ob erträglich ist, daß Einer, der ihn geliebt zu haben  
vorgibt, ohne zwingenden, der Öffentlichkeit als zwingend erscheinenden  
Grund ihm ins unzugeschüttete Grab hinein nachruft: „Bei dem,  
was mein alter Freund Hans Paasche über mich an Fried geschrieben  
hat, handelt es sich um die Wahnvorstellungen eines tief bedauernswerten  
Geisteskranken.“ Wahr ist vielmehr, daß aus Nummer 3 des  
zweundzwanzigsten Jahrgangs der ‚Friedenswarte‘ vom Juni 1920, aus  
Hans Paasches Aufsatz über die ‚Nationalistischen Pazifisten‘, deren  
Führer Sie sind, zwar nicht zu ersehen ist, inwiefern Ihr alter Freund  
an Wahnvorstellungen gelitten hat, wohl aber, mit welcher — an Ihnen  
noch nie bemerkten — Geistesschärfe er Sie und Ihresgleichen zu be-  
urteilen und zu charakterisieren verstanden hat. Wahr ist vielmehr,  
daß Ihre Berichtigung die armseligste Wortklauberei treibt, um — über  
die Unsäglichkeit Ihrer Handlungsweise hinwegzutäuschen. Wahr ist  
vielmehr, daß Sie Ihrer ersten Kundgebung eine zweite hinzugefügt  
haben — von der man eigentlich nichts weiter zu kennen braucht als  
den Erscheinungsort: die Tägliche Rundschau —, eine womöglich noch  
feinere Kundgebung, worin es, ebenso deutsch wie heldenhaft, heißt:  
„Die Art, wie Hans Paasches Verfolgungswahn auftrat, die gradezu  
unglaublichen Gewalttätigkeiten, zu denen er in den Ausbrüchen dieses  
Wahnes geriet (zum Beispiel: Brandstiftungen), zeigen jedem Wissen-  
den, wie notwendig es war, daß das ziemlich erhebliche militärische  
Aufgebot bei der Durchführung des Auftrages angewendet wurde“ —  
nämlich das Aufgebot von einundsechzig bewaffneten Mann gegen  
Einen nackten! Wahr ist vielmehr, daß Ihnen bewußt sein mußte, mit  
welcher Freude der Hinweis auf die „tief bedauernswerte“ Geistes-  
krankheit Hans Paasches von Allen, die so pazifistisch gesinnt sind  
wie Sie, also garnicht, zur Entschuldigung der todesmutigen Reichs-  
wehr benutzt werden würde. Wahr ist vielmehr, daß Keinem von uns  
in Zukunft zweifelhaft sein wird, was er von einem Publizisten zu  
halten hat, der die Hilfe der Staatsanwaltschaft anruft — nicht etwa  
dafür, die Mörder seines „alten Freundes“ Hans Paasche ausfindig zu  
machen und ihrer Bestrafung zuzuführen, sondern dafür, seine eigne  
Wenigkeit gegen tapfere Wahrheitsverfechter wie Fried, Arco, Nicolai  
und Genossen zu schützen. Und nun erwarte ich die Berichtigung  
meiner Berichtigung Ihrer Berichtigung.

## Europas Selbstmord von Heinrich Ströbel

Die Politik der französischen Regierung erreicht nachgerade einen Grad der Absurdität, der sich psychologisch kaum noch enträtseln läßt. Auch dann, wenn man sich die Wirtschafts- und Seelenzustände des furchtbar mitgenommenen Landes mit voller Objektivität vergegenwärtigt. Oft genug haben wir hervorgehoben, daß das französische Volk durch die Entwicklung seit dem Frieden eine furchtbare Enttäuschung erlebt habe. Nicht nur, daß es seine Hoffnung auf Kriegsschädigungen in das Nichts zerrinnen sieht — nicht einmal von dem Albdruk eines deutschen Vergeltungskrieges fühlt es sich befreit. Denn der fanatische Nationalismus der Alldeutschen ist noch, wie tausend Zeugnisse beweisen, völlig ungebrochen, die Denkart der deutschen Bourgeoisie trotz aller Kriegslehren und Revolutionserfahrungen in nichts gewandelt. Und zur Gefahr der deutschen Revancheidee kommt die Bedrohung durch den Bolschewismus, der Asien und Osteuropa in Flammen gesetzt hat und nun auch Westeuropa mit Aufruhr und Vernichtung bedroht. Aber so sehr wir das schwere Mißbehagen und die fiebernde Angst der französischen Regierer verstehen können — unbegreiflich bleibt uns ihr Mangel an jedem politischen Instinkt, ihr klägliches Sichvergreifen bei der Wahl der Abwehrmittel. So gut wie England mußte doch auch Frankreich einsehen, daß es, da keine ausreichende und rechtzeitige militärische Unterstützung für Polen mehr möglich ist, nur ein Mittel gibt, dem bedrängten Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen: das Arrangement mit Sowjetrußland. Aber während der kluge Lloyd George mit großer Selbstüberwindung und unendlicher Geduld den gefährlichen polnischen Feuerherd zu löschen sucht, schleudert Millerand meuchlings Brandbomben! Denn daß die Anerkennung Wrangels das Friedenswerk Lloyd Georges sabotieren muß, weiß Millerand ganz genau. Also will er die völlige Niederwerfung, die Bolschewisierung Polens, die neue Inflammensetzung Europas? Er glaubt, daß ein dauernder Friede mit den Bolschewiki doch nicht zu schließen sei, und zieht deshalb den sofortigen Entscheidungskampf dem trügerischen Waffenstillstand vor. Wenn er nur wenigstens auch über Mittel verfügte, diesen Kampf zu führen! Aber weder die Rumänen noch die Tschecho-Slowaken denken daran, sich zum Kanonenfutter herzugeben, und dem Horthy-Ungarn drohte nur Polens Schicksal, wenn es den französischen Bravo spielen wollte. Die Anerkennung Wrangels bliebe daher ein Lufthieb, sollte sie sich nicht als Dolchstoß in den Rücken der englischen Vermittlungspolitik herausstellen. Aber als erstes Opfer würde Polen diesem Dolchstoß Millerands erliegen, und schließlich könnte Frankreich selbst daran verbluten! Denn die fixe Idee der französischen Gewaltpolitiker, die jetzt wieder der „Eclair“ auftischt: daß man Süd- und Westdeutschland nur von Preußen loszureißen brauche, um, sei es selbst unter Wiedereinsetzung der davongejagten Dynastien, Deutschland zu spalten und unschäd-

lich zu machen, ist die dümmste und frivolste aller machtpolitischen Wahnideen! Gerade dadurch schweißte man Rußland und Deutschland zur furchtbarsten Koalition zusammen, die nicht nur dem erträumten Rheinbund eines Tages wieder das Lebenslicht ausblasen, sondern auch Frankreich den Knockout versetzen würde, den ihm die Reventlow und Stinnes schon diesmal zugedacht hatten. Millerands Dolch zielt so nach Frankreichs eigenem Herzen, und das Rezept des „Eclair“ wäre garantierter Selbstmord!

•

Englands bündige Erklärung, daß Frankreich seinen Weg allein gehn müsse, wenn es die Politik Millerands billige, wird nicht ohne Wirkung bleiben. Aber das Unheil ist vielleicht nicht wieder gut zu machen, die Aufstachelung des bolschewistischen Fanatismus womöglich nicht mehr zu paralysieren. Ohnehin hat ja Lenins Moskauer Kongreßrede verraten, daß die führenden Bolschewiki vom unheilvollen Wahne der Weltrevolution noch immer besessen sind. Der tatarische Sozialismus, der, als Produkt des zarischen Gewaltregiments, als Erbe des die Gewalt verherrlichenden revolutionären Verschwörergeistes, die Demokratie und die soziale Evolution als schwächliche Kompromißerei verachtet, kann sich die soziale Revolution nur als Orgie der Zerstörung vorstellen. Da er die allmähliche innerliche Umwandlung des kapitalistischen Wirtschaftssystems für unmöglich hält, erwartet er den Sieg des Sozialismus nur von der Zerstümmerung des Weltkapitalismus. Je eher und je katastrophaler der Kapitalismus der alten und der neuen Welt zusammenbricht, desto besser für die Weltbefreiung des Proletariats. Und da der Kapitalismus, namentlich Englands, sich vornehmlich noch durch die Exploitation zivilisatorisch rückständiger Völker zu behaupten vermag, müssen ihm diese Saugwurzeln seiner Kraft abgeschnitten werden. So ist Lenin die Revolutionierung der tributären asiatischen Kolonialvölker gegen die kapitalistischen Herrenländer die Vorbereitung der proletarischen Weltrevolution. Schon sind Türken, Araber und Perser in heller Rebellion, aber wenn vollends Indien die englische Herrschaft abwirft und damit Englands Ruin besiegelt, wird der Aufruhr der hungernden englischen Proletariermassen den Triumph des Weltbolschewismus vollenden.

Mit marxistischen Gedankengängen hat diese Ideologie des Bolschewismus nicht das Geringste mehr zu schaffen. Der Marxismus erwartete von der höchsten Entwicklung der kapitalistischen Produktion die Verwirklichung des Sozialismus; die Lenin und Genossen wollen, wie in Rußland, den Wirtschaftsapparat erst in Stücke schlagen, um dem Kommunismus freie Bahn zu schaffen. Sie wollen zuerst die asiatischen Völker von der Herrschaft des europäischen Kapitalismus befreien, auf die Gefahr hin, daß umgekehrt das plötzlich aus dem ökonomischen Gleichgewicht geworfene, seiner Existenzmittel beraubte Europa von Hunger- und Pestepidemien heimgesucht und in eine brodelnde Hölle verwandelt wird! Und wenn dafür wenigstens die asiatischen Völker wirklich befreit und für den Sozialismus ge-

wönnen würden! Aber davon ist ja gar keine Rede, denn welches Wunder sollte die dem europäischen Einfluß entrückten Inder, Perser und Türken wohl zu Kommunisten machen. Seltsame Menschheitsbeglucker, diese Bolschewiki! Sie wollen den ohnehin unter schwersten Krisen, unter Valutazerrüttung, Arbeitslosigkeit, unter Rohstoff- und Nahrungsmittelnot leidenden Deutschen, Franzosen und Engländern vollends den wirtschaftlichen Ruin, Hunger und Elend bringen, damit sie endlich die überwältigenden Segnungen des Bolschewismus erkennen lernen!

Die Lenin und Trotzky sind zwar Denker mit Scheuklappen, Leute, deren Intellekt nur in einer ganz bestimmten, eng ummauerten Richtung vorwärts zu dringen vermag, aber sie sind in dieser Beschränkung doch sehr scharfe, konsequente Logiker. Es kann ihnen deshalb auch nicht entgehen, daß der rücksichtslose Kampf für die Weltrevolution schließlich doch dem furchtbar enttäuschten und ernüchterten Proletariate Mittel- und Westeuropas die Augen über das wahre Wesen des Bolschewismus öffnen und es erkennen lehren muß, daß die Weltrevolution nichts ist, als ein Weltwahnsinn, ein Weltverbrechen!

Die Arbeiterklasse Deutschlands, die, mit Recht, Rußlands Anspruch auf volle Selbstbestimmung verteidigt, hat umgekehrt allen Anlaß, sich bolschewistisches Dreinreden in ihre Angelegenheiten entschieden zu verbitten. Denn nicht die bolschewistische Methode taugt für Deutschland, sondern die geschickte Ausnutzung der Demokratie. In dem Moment, wo die deutschen Sozialisten wieder einmütig ihren Anspruch auf die Ausübung der Regierungsgewalt erheben, fällt ihnen die ausschlaggebende Macht zu. Wenn die Unabhängigen verhindern wollen, daß das Entwaffnungsgesetz einseitig gegen das Proletariat angewendet wird, brauchen sie nur ihre Enthaltsamkeit aufzugeben, die der Bourgeoisie freiwillig alle Machtmittel auslieferte. Und wenn sie wollen, daß die Razzia, die der Rechtssozialist Hörsing (der wieder einmal frühere Fehler durch löbliche Energie gut zu machen sucht) in der Provinz Sachsen gegen Orgesch-Leute und Spitzelorganisationen unternommen hat, im ganzen Lande durchgeführt wird, so brauchen sie nur den ihnen zukommenden Teil der Regierungsgewalt zu übernehmen. Das brächte freilich auch manche Verantwortung mit sich, aber nur Feigheit und Unehrlichkeit kann die Verantwortung scheuen. Man würde den Anhängern gegenüber zugestehn müssen, daß die Sozialisierung nur in gemäßigtem Tempo durchgeführt werden kann. Aber was man kann und nicht kann, dahinter werden die Massen ja auch bei der Großberliner Kommunalpolitik kommen! Wohl aber könnte man dafür sorgen, daß die Sozialisierung überhaupt einmal anfängt. Und wie man die Innenpolitik aus den Fesseln der kapitalistischen Mächte befreite, so könnte man die Außenpolitik sozialistisch, demokratisch, pazifistisch gestalten! Nie war das notwendiger wie heute. Das Verharren in der so großspurig maskierten, in Wahrheit so ohnmächtigen und feigen Abstinenzpolitik trüge die Mitschuld am Selbstmord Europas!

# Polens militärischer Zusammenbruch

von Lukas

Eine französische Zeitungs-Revue in einem Akt und drei Bildern

Polen ist wieder einmal aus einem Lieblings- zu einem Schmerzenskind Frankreichs geworden.

Großgezogen an den imperialistischen Heldenbrüsten der mächtig intrigierenden französischen Militärdiplomatie, spannte der dem Leben zurückgeschenkte großpolnische Adler die von Ungebändigkeit und Abenteuerlust beschwingten Wachsflügel in überraschendem, breit und keck gedehntem Aufflug der Sonne entgegen. Aber die Sonne, die russische Sonne, war zu heiß für den ruppigen, beutelüsteren Vogel. Das Wachs dauerte so lange, wie Träume, auch die schönsten und verwegensten, eben zu dauern pflegen. Es schmolz kläglich zusammen. Und der großpolnische Adler fiel auseinander wie ein schlechtgeleimtes Kinderspielzeug und wurde von dem Wirbelwind der roten Armeen flatternd durch das Grenzgitter in seinen Käfig zurückgelegt, den er nie hätte verlassen sollen.

Diese weltgeschichtliche Tragikomödie hat in der französischen Presse, der einzigen, die sie mit Leib und Seele begünstigte und unterstützte, Tag vor Tag ihren literarischen Niederschlag gefunden. Sie fing an wie ein Helden-Epos und endigte in der stummen Ratlosigkeit eines Trauerchors. Das von der pariser Presse und ihren imperialistischen und kapitalistischen Hintermännern sorgfältig einstudierte Stück — ein militärischer Einakter nach berühmten Mustern — spielt in drei Bildern.

## Erstes Bild

Die Stimmungsmache. Eine nach allen Regeln der Kunst betriebene „bourrage de crâne“. Die öffentliche Meinung muß für das Unternehmen gewonnen werden. Die mit Kriegsende ausgeschirrten Pegasusse der Kampfbegeisterung und tyrtäischer Heimkriegerlyrik treten wieder vor den frisch gestrichenen Triumphwagen des „Rechts und der Menschlichkeit“. Die gewerbsmäßigen Aufpeitscher zum Heldentode flöten gegen fette Extrahonorare ihre einschmeichelnden und verführerischen Sirenenweisen. Aber es bleibt immer die alte Leier: die Pest des Bolschewismus, die mongolische Gefahr! Generale reisen nach Warschau, gefolgt von allerhand Offizieren und reichlichem Kriegsmaterial. Phantasievolle Sonderberichterstatter bereisen die polnische Front. Sie drahten zuversichtlich und sehen überall nur herrliche, siegverheißende Dinge. Der Reporter des „Matin“, Henry de Korab, interviewt Pilsudski und Petljura und meldet sich auch zu Wilna bei den Herren vom Großen Hauptquartier der litauisch-weißrussischen Front. Der Oberstkommandierende, General Szeptycki, empfängt ihn in höchsteigner Person und diktiert ihm für die Nummer seines Blattes vom zweiten April in die unterwürfigst erschauernde Feder:



Jawohl, ich bin dieser Armee, die sich durch die einmütige Liebe Derer zuhause unterstützt sieht, unbedingt sicher. Denn nichts steigert so sehr den Mut der Kämpfenden, wie das Gefühl geliebt zu sein. Das wiedererwachte Polen, um seine Armee am Leben zu erhalten, hat sich sehr schwere Opfer auferlegt. Jeden Tag erhalten wir aus den entlegensten Gegenden des Landes ganze Tonnen von Lebensmitteln und Kleidungsstücken . . . Wir sind bereit. Wir haben den Höhepunkt unsrer militärischen Macht erreicht, und wir besitzen eine unbestreitbare Ueberlegenheit über die Rote Armee.

## Zweites Bild

Mitten in den polnisch-russischen Friedensverhandlungen, an demselben Tage, wo der polnische Außenminister in Budapest einem Redakteur des Blattes „Szozat“ erklärt, daß die polnische Regierung wünsche, den Krieg beendet zu sehen, und bereit bleibe, einen ehrenvollen Frieden mit Rußland abzuschließen, braust wie ein Sturmwind die Offensive Pilsudskis aus dem Hinterhalt hervor und überrumpelt die bolschewistische Front. Die bürgerlichen Zeitungen atmen endlich wieder auf. Durch den pariser Blätterwald säuselt ein Frühlingslüftchen doppelt besoldeter Verzückung. Kiew wird schon am zweiten Tage in Fettdruck genommen und fällt sonderbarerweise auch eine Woche später in die Hände der verbündeten Truppen Pilsudskis und Petljuras. Der Jubel kennt keine Grenzen mehr. Die traditionellen Heldentugenden des polnischen Volkes rufen die in Bereitschaft gehaltenen Spezialisten der Soldatenverherrlichung auf den Plan. Noch nie war ein Volk würdiger des Interesses, der Liebe und der grenzenlosen Verehrung, nie eine Nation berechtigter, zu Macht und Ansehen zu gelangen. Das Thema der alten polnisch-französischen Freundschaft wird in Reim und Prosa nach den jeweiligen Gefühlsarten und Begeisterungsgraden spaltenlang abgewandelt. Die Polen sind natürlich alle Engel, unvergleichliche Kämpfer und Heroen. Die Roten lauter Gesindel und Schlappschwänze. Nur ein aufs Geratewohl aus dem Vollen hervorgeholtes Zeitungszitat. Am fünfzehnten Mai schreibt der Sonderberichterstatteur des pariser „Excelsior“, Stéphane Aubac, von Warschau aus unter dem Titel: „Die wirklichen Ursachen der Niederlage der Roten Armee“:

Die Schwäche der bolschewistischen Armee liegt also weder in den materiellen Unzulänglichkeiten noch in dem Mangel an technischer Organisation. Sie ist fast ausschließlich das Resultat ihres moralischen Zustandes. Der kommunistische Soldat, der in den meisten Fällen mit Gewalt ins Heer eingestellt wurde, weiß nicht, wofür sonst er kämpft als für die Nahrung. Seit einiger Zeit hat die Disziplin sich stark in den bolschewistischen Reihen gelockert. Deshalb streckt in jedem Handgemenge, in allen Kämpfen mit blanker Waffe der russische Soldat die Waffen, lange bevor die berühmte „Viertelstunde“ des japanischen Generals Nogi eingetreten ist . . . Für die Offiziere und die Generale der bolschewistischen Armee sind die Leute nur Kanonenfutter . . . Man hat den Eindruck, daß keine der moralischen Kräfte, die die Armeen zu den heldenhaftesten Kämpfen antreiben, die Söldlinge

der Róten Armee beseelt. Im Grunde ist es immer die zaristische Armee, nur mehr versklavt und mehr ausgehungert. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die unter Nikolaus dem Zweiten üblichen Fußtritte und Ohrfeigen unter dem Regiment Lenins durch die Kugel oder die Stockhiebe eines chinesischen Wächters ersetzt worden sind.

### Drittes Bild

Und jetzt? Jetzt, nachdem alles schief gegangen ist, peinlicher Verlegenheitspause im pariser Zeitungskonzert. Marschall Foch wäscht sich die Hände in Unschuld und ärgert sich, daß die Polen seine Ratschläge nicht befolgt hätten. Die alte Geschichte. Interviewt, sagt er wortwörtlich:

Polen ist ein junges Land, das noch nicht organisiert ist, wo noch nicht die Ordnung herrscht, die es erlaubt, einer Armee eine feste Grundlage zu geben . . .

Was ihn jedoch nicht verhindert hat, dieses junge, unorganisierte Land sich in ein fürchterliches Abenteuer stürzen zu lassen. In Spa hüllt sich Millerand während der Unterredung Grabskis mit Lloyd George in hermetisches Schweigen. Die Zeitungen verbreiten eine warschauer Meldung des 'Temps', wonach die numerische Ueberlegenheit der Bolschewisten im Verhältnis von drei Bolschewiken zu Einem Polen, also eine gewaltige sei. Die Lage Polens wird allgemein als verzweifelt angesehen. Die öffentliche Meinung ist fassungslos vor Verwunderung und Enttäuschung (bis zum nächsten Mal, wo sie mit derselben Leichtgläubigkeit auf einen ähnlichen Schwindel hineinsausen wird). Schüchtern versucht man, sich nach den Ursachen dieses jähen Niederbruches umzusehen. Allmählich bricht sich die Wahrheit, um die man sich vordem nie gekümmert hatte, die ja auch nur ein hemmendes Moment gewesen wäre, Bahn. Das von Stéphen Pichon, dem frühern Minister, geleitete 'Petit Journal', bringt am zwanzigsten Juli an erster Stelle aufschlußreiche Auslassungen unter dem Titel: 'Warum wurde die polnische Armee besiegt?' Sie haben zum Verfasser einen soeben von der polnischen Front zurückgekehrten französischen Offizier, den Kommandant d'Etchegoyen, der über seine Eindrücke und Erlebnisse in Bälde ein interessantes Buch veröffentlichen wird. Er schreibt:

Der überstürzte Rückzug der polnischen vor den bolschewistischen Armeen kann Diejenigen nicht verwundern, die aus der Nähe den Mangel an Organisation jener Armeen gesehen und zu gleicher Zeit die Entwicklung dieser Armeen verfolgt haben. Man kann sagen, daß die gegenwärtigen Mißerfolge, die noch größere befürchten lassen — wenn nicht ein rascher Friede ihnen ein Ende setzt — nur das logische Resultat eines überstarken Vertrauens des polnischen Oberkommandos sind . . . Frankreich hat nicht einstimmige Sympathien in Polen, und es besteht eine mächtige, von oesterreichischen Einflüssen und jahrhundertalten Bindungen beherrschte Partei, die nicht sehr begeistert ist für Alles, was von der Entente kommt. Und das darf uns nicht allzu sehr überraschen: man darf in der Tat nicht vergessen, daß allein das oesterreichische Regime den Polen den Zugang zu den hervor-

ragenden Stellen in der Politik, der Diplomatie, der Armee, der Verwaltung gestattete, während in Russisch- oder Deutsch-Polen die Beamten ausschließlich Russen oder Deutsche waren. Es geschah demnach — fast fatalerweise —, daß, als dies unabhängig gewordene Polen aus dem Nichts Verwaltungen, Büros, Ministerien, Armeestäbe schaffen mußte, nur, oder fast nur, frühere oesterreichische Beamte sich als für diese Posten geeignet vorfanden, und das Heer wurde voll gefüllt mit hohen Würdenträgern, die unter dem alten Franz Josef gedient haben. Es wäre geschmacklos, auf die Lücken ihrer militärischen Ausbildung hinzuweisen . . . Andererseits brachte es die Politik, die in den Vorgängen an der Weichsel eine große Rolle spielt, mit sich, daß man Generalen, die weder Offiziere noch Soldat gewesen sind, das Kommando über bedeutende Streitkräfte anvertraute . . . Was bleibt jetzt, da die schönen Divisionen der Armee Haller vollständig aufgelöst und ihre Offiziere nach Frankreich zurückgekehrt sind, noch in Polen? Etwa 150 000 bis 200 000 Mann der selbständigen poseschen Armee, die auf fünf Armeecorps zu je drei Divisionen verteilt sind. Es sind dies meistens frühere deutsche Soldaten, mit guten Kadern, gut ausgerüstet und gut verproviantiert, diszipliniert und an den Krieg gewöhnt. Sie sind es, die jedes Mal außersehen werden, wenn es heißt, einen „schweren Schlag“ zu versetzen oder zu erhalten . . . Aber bei dem Tempo, das die Ereignisse genommen haben, schmelzen ihre Bestände schnell zusammen. Außer ihnen, die die einzige richtige Truppenmacht bilden, setzt sich das polnische Heer nur noch aus 600 000 bis 800 000 jungen Rekruten zusammen, die unausgebildet, ohne Erfahrung und ohne Kadern sind . . . Auf den Ruf Moskaus hin kamen die alten zaristischen Generale, ihren politischen Groll unterdrückend, der berühmte Brussilow an der Spitze, ihren Degen in den Dienst des Vaterlandes zu stellen . . . So geschah es, daß die polnischen Bataillone keine zusammenhanglosen Banden mehr vor sich haben, sondern wirkliche russische Regimenter, alte, kriegsgewohnte Soldaten, diszipliniert, fest zusammengehalten durch ihre Berufsoffiziere, gut kommandiert durch erfahrene Generale mit Unterstützung von deutschen Armeestäben und Spezialisten und entflammt von der reinsten patriotischen Begeisterung . . .

So spricht ein höherer französischer Offizier, der mit eignen Augen gesehen und mit eignen Ohren gehört hat, der, wie dem Feinde, so auch der Wahrheit mutig und offen ins Auge schaut. Die feigen Schmöcke aber schweigen sich aus, erdreisten sich höchstens, mit erzwungener Zuversicht zu bemerken, noch sei Polen nicht verloren. Sie müssen den Millionen von der bekannten Sorte, die nie alle werden, die nötige Zeit lassen zum Vergessen. Aber sie werden morgen bereits wieder einen ähnlichen Zirkusbluff mit demselben devoten, gut bezahlten Schmalzpathos des gesinnungstüchtigen Gesindels an einem andern Objekt wiederholen können. Wie lange wohl noch? Und wann wird das politische Paris uns wieder zeigen, daß es noch immer an der Seine und nicht etwa an der Spree liegt, und die französische Nation, daß sie nicht ein Agglomerat von Panböötiern, sondern trotz allem das geistreichste Volk der Welt ist?

Die Familie Krupp ist seit Jahrhunderten in Essen ansässig. Sie zählte dort immer zu den Angesehensten der Stadt, und ihre Mitglieder betätigten sich im öffentlichen Interesse als Bürgermeister oder Ratsherren. Sie gehörten alle dem Kaufmannsstand an und trieben in der Regel Handel mit Kolonial- und Materialwaren. Auch der im Jahre 1787 geborene Friedrich Krupp, von dem die Firma den Namen hat, importierte noch, mit kräftiger finanzieller Unterstützung seiner Großmutter, Kolonialwaren aus England und erzielte damit einige Zeit gute Erfolge. Als dann Napoleon gegen die englischen Kolonialwaren die Kontinentalsperre verhängte und mit äußerster Rücksichtslosigkeit durchführen ließ, da verlor Friedrich Krupp jegliche Grundlage für seinen Handel. Es blieb ihm nichts übrig, als sich mit Verlust aller Investitionen zurückzuziehen und nach einem neuen Erwerb Umschau zu halten. Er lernte 1811 die Brüder Kechel kennen, zwei nassauische Offiziere a. D., die sich Stahlfabrikanten nannten und behaupteten, im Besitz des vielgesuchten Flußmittels zu sein, mit dem sie Gußstahl erzeugen könnten. Sie schlossen im November 1811 mit Krupp einen Vertrag zur Errichtung einer Gußstahlfabrik unter der Firma: Friedrich Krupp in Essen. Krupp sollte das notwendige Kapital in Vorschüssen geben, die mit vier Prozent zu verzinsen wären. Bis zur Rückzahlung der Vorschüsse sollten die Brüder Kechel an der Fabrik kein Eigentumsrecht haben. Die Kechel verpflichteten sich noch, ihren Geldgeber in die Geheimnisse der Gußstahlfabrikation einzuweißen. Binnen Jahresfrist wurde ein kleines Fabrikgebäude errichtet, und die Versuche zur Herstellung von Gußstahl konnten ~~beginnen.~~ Nach drei Jahren gaben die Kechel ihre Experimente als hoffnungslos auf, und auch Krupp konnte auf dem eingeschlagenen Wege nicht mehr weiter: er hatte in dem Unternehmen etwa 100 000 Mark stecken und war davon 60 000 seinen Verwandten schuldig. Entgegen dem Rat dieser Gläubiger, die der Ansicht waren, daß er die Fabrik schließen solle, ließ er sich nach der Trennung von den Brüdern Kechel mit einem gewissen Friedrich Nicolai ein, der ein förmliches Patent zur Anfertigung von Gußstahl besaß. Nach einigen Jahren ergab sich, daß auch Nicolai unfähig war, Gußstahl zu verfertigen. Dadurch verschlechterten sich die Vermögensverhältnisse Krupps so sehr, daß seine Verwandten ihre Forderungen endgültig verloren gaben und sich völlig von ihm zurückzogen. Dennoch setzte er sein Beginnen fort, und nun gelang es ihm selbst, ein Verfahren zur Gewinnung von Gußstahl zu erfinden. Er kam bald damit so weit, daß er allerhand größere Werkzeuge: Bohrer, Drehstühle,

Falzen, Schneideräder, liefern konnte. Er vermochte sogar, Münzstempel zu fabrizieren, wodurch er sich einige staatliche Münzstätten als Kundschaft erwarb. Im Jahre 1818 hatte er schon einen regulären Umsatz von 8700 Mark und beschäftigte 9 Arbeiter. Aber es reichte nicht für einige dringende Verbesserungen, seine Freunde wollten für das nach ihrer Meinung aussichtslose Unternehmen keine Gelder mehr hergeben, und auch der preußische Staat lehnte es ab, ihm zu Hilfe zu kommen, zumal da eine genaue Durchsicht der Bücher ergab, daß die Stahlerzeugung noch in keinem einzigen Jahr die Betriebskosten gedeckt hätte. Unter solchen Umständen war Friedrich Krupp bis zu seinem Tode nicht imstande, einen Pfennig Zinsen zu zahlen, geschweige denn, Kapitalschulden zu tilgen. Als der Gründer des Welthauses Krupp im Oktober 1826 starb, hinterließ er so wenig, daß seine Witwe die Erbschaft nur für ihre eigne Person antrat, jedoch für ihre vier minderjährigen Kinder ablehnte. Denn die Fabrik bestand nur noch aus leeren Gebäuden. Rohstoffe waren nicht vorhanden, die Oefen und Hämmer standen still. Der Kredit, der niemals sehr groß gewesen, war völlig vernichtet, der Kundenkreis auf ein winziges Häuflein zusammengeschmolzen.

Trotzdem erließ Therese Krupp wenige Tage nach dem Tode ihres Mannes eine Geschäftsanzeige, worin sie die Fortführung der Gußstahlfabrik in Gemeinschaft mit ihrem ältesten Sohn ankündigte. Der noch nicht fünfzehnjährige Knabe, Alfred Krupp, widmete sich dem Besuch der Kundschaft mit Fleiß und Geschicklichkeit und brachte dadurch das Geschäft schnell in einen bessern Gang. Das Vertrauen seiner Abnehmer gewann er dadurch, daß er die Qualität seiner Erzeugnisse ständig verbesserte und jedes minderwertige Stück gegen ein fehlerloses umtauschte. Mit 4 Arbeitern fing er an, ihre Zahl stieg bis zum Juli 1833 auf 11. Die letzten Schwierigkeiten finanzieller Natur überwand er durch die Hilfe seines Vetters Karl Friedrich von Müller, der anno 1834 in ein dauerndes Gesellschaftsverhältnis zu Friedrich Krupps Witwe trat, indem er 30 000 Mark einbrachte, wodurch er zu einem Drittel an der Fabrik und ihrem Ertrag beteiligt wurde. Von diesem Gelde konnten eine zwanzigpferdige Balancier-Dampfmaschine aufgestellt und neue Werkstätten gebaut werden — die Zeiten waren etwas billiger als heute. Sogar ein Reisender wurde engagiert. Dieser und Alfred Krupps jüngster Bruder Hermann schafften der Firma Kunden in Oesterreich, in der Schweiz, in Frankreich, in Rußland und in England. Nach 1848 kamen Jahre der Hochkonjunktur: die Eisenbahnen, auch ausländische, gaben Riesenaufträge auf Gußstahlfedern für Lokomotiven und Passagierwagen. Die Folge davon war, daß Krupp ein eignes Walzwerk mit einer hundertpferdigen Dampfmaschine anlegte. Es folgte die Fabrikation von

Eisenbahnachsen, von Gewehrläufen und von andern Mordwerkzeugen, von fertigen Geschützen und schließlich von Kanonen. Als Alfred Krupp im Juli 1887 starb, hieß er bereits: Der Kanonenkönig und war der größte Eisenindustrielle Europas, seine Firma ein weltumspinnendes Industriehaus, das 20.000 Arbeiter beschäftigte. An seinen Sohn und Nachfolger, Friedrich Alfred, vererbte Alfred Krupp Werte von mehr als 100 Millionen Mark.

Unter Friedrich Alfred Krupp stieg die Zahl der in den Krupp-Werken beschäftigten Arbeiter auf 43 000. Friedrich Alfred Krupp ist im Jahre 1902 von Sozialdemokraten öffentlich des homosexuellen Verkehrs mit jungen Leuten beschuldigt worden. Darauf beging er Selbstmord. Jedenfalls wurde sein angeblicher Leichnam in Essen bestattet, und Wilhelm der Zweite hielt dabei eine seiner komödiantischsten Reden. Indessen ist nicht erwiesen, ob Wilhelm der Letzte dazumal nicht hinter einem leeren Sarge einherging. Wenigstens gibt es gut unterrichtete Leute, die das glauben, Leute, die wissen wollen, Friedrich Alfred Krupp sei doch zu klug gewesen, um sich umzubringen, und lebe heute noch ganz munter auf Capri, wo man in sittlichen Dingen nicht so unchristlich-sozialistisch denkt.

Wie dem auch sei: Friedrich Alfred Krupp ist im Jahre 1903 von seiner Frau und zwei Töchtern beerbt worden. Die jüngere dieser Töchter, Barbara, lebt in einer Grunewald-Villa als Frau des Regierungsassessors Tilö Freiherrn von Wilmowski, des ältesten Sohnes eines ehemaligen preußischen Oberpräsidenten. Die ältere Tochter, Bertha Antoinette, ist die Haupterbin. Sie ist seit 1906 die Gattin des außerordentlichen Gesandten Dr. Gustav von Bohlen und Halbach, der zuletzt Sekretär bei der preußischen Gesandtschaft am Vatikan war. Weil Friedrich Alfred Krupp männliche Nachkommen nicht besaß, hat Wilhelm der Zweite Herrn von Bohlen und Halbach, der aus einer Beamtenfamilie stammt, seinerzeit erlaubt, daß er den Namen Krupp seinem eignen hinzufüge. Dr. Krupp von Bohlen und Halbach führt den Vorsitz im Aufsichtsrat der Aktiengesellschaft Friedrich Krupp. Die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft geschah im April 1903. Das Grundkapital hat ursprünglich 160 Millionen Mark betragen, eingeteilt in Aktien von je 1000 Mark. Vier solcher Tausend-Mark-Aktien sind von den vier Mitbegründern der Gesellschaft übernommen worden, vier Persönlichkeiten, die der Familie nahestehen — die übrigen Anteile kamen in die Hand von Bertha Krupp von Bohlen und Halbach. In dieser Hand sind alle Aktien auch geblieben. Seit dem Jahre 1914 beträgt das Kruppsche Aktienkapital 250 Millionen Mark. Auch von den neuern Aktien ist der allergrößte Teil in der Hand von Frau von Krupp-Bohlen. Ob es richtig ist, was Eingeweihte wissen wollen: daß Wilhelm der Zweite Aktien von Krupp besitzt, läßt

sich nicht nachprüfen. Aber wenn der Ex-Kaiser Stamm-Anteile von Krupp hat, dann ist sicher, daß er sie nicht bezahlt, sondern umsonst bekommen hat — die Hohenzollern fanden das Nehmen immer seliger denn das Geben. Immerhin sind die Aktien von Krupp nur in ganz wenigen Händen, die Aktiengesellschaft war eine Familiengründung, und das ist sie bis heute geblieben. Zum Besitz der A.-G. Friedrich Krupp gehören: die Gußstahlfabrik in Essen, die Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen, das Stahlwerk Annen, das Gruson-Werk in Magdeburg-Buckau, die Germania-Werft in Kiel-Gaarden, etliche mittelhheinische Hüttenwerke, verschiedene Steinkohlenbergwerke und verschiedene Eisensteinwerke. Die Bayrischen Geschützwerke Friedrich Krupp sind eine besondere Kommanditgesellschaft: an ihrem Kommandit-Kapital von 25 Millionen Mark ist die Familie Krupp zur Hälfte beteiligt, die andre Hälfte hat der bayrische Staat übernommen. Diese Gesellschaft wurde erst im Kriege gegründet — sie sollte den besondern bayrischen Bedarf an Kanonen und ähnlichen menschenfreundlichen Objekten decken; die Bayern freute es nämlich auf die Dauer nicht, mit preußischen Kanonen auf die erhabene Menschenjagd zu gehen.

Bei der Gründung der Aktiengesellschaft Krupp ist den Behörden der Wert des Unternehmens mit 273 Millionen Mark angegeben worden: 160 Millionen Aktienkapital und 113 Millionen Mark Außenstände. Da die Aktiengesellschaft bei großen Abschreibungen oft 10 bis 12 Prozent Dividende ausschüttete, durfte man bis zum militärischen Zusammenbruch Deutschlands das Vermögen der Frau Bertha von Krupp-Bohlen auf mehr als eine halbe Milliarde schätzen. Sicher ist, daß Frau von Krupp (die zwei Söhne und eine Tochter hat) anderthalb Jahrzehnte lang die weitaus reichste Persönlichkeit Deutschlands war — in sehr beträchtlichem Abstand folgten ihr die schlesischen Magnaten: der Fürst Henckel-Donnersmarck, der Herzog von Ujest, der Fürst Pleß, der Graf Tiele-Winckler, dann der Baron Goldschmidt-Rothschild, die Barone Stumm, die Mendelssohn, und in sehr, sehr weitem Abstand von diesen Hugo Stinnes, der im Kriege Alle, auch Frau von Krupp-Bohlen, überflügelt hat — dadurch, daß er sich mit Glück an den verschiedensten Unternehmungen beteiligte, während die Firma Krupp auch im Weltkrieg nur in Eisen machte.

Indessen bedeutete auch für Krupp der Weltkrieg eine Hochkonjunktur ohnegleichen. Man muß jedoch anerkennen, daß das Haus während des viereinhalbjährigen Gemetzels immerhin mehr technischen als finanziellen Ehrgeiz zeigte. In einem seltsam mißverstandenen Patriotismus glaubte Krupp dem angeblich verfolgten Vaterland durch die Erfindung von 42-Zentimeter-Kanonen und von Ferngeschützen zu dienen, die die Fähigkeit haben sollten, von Arras aus Paris in Brand zu schießen. Dieser

Patriotismus rentierte sich nicht schlecht; er hätte allerdings noch mehr Prozente tragen können; wenn die Firma Krupp gewollt hätte. Denn die kontrollierenden Militärs verstanden auch am Ende des Krieges noch nichts vom Wert wie vom Preis der Kriegsmittel. Einmal im Kriege hat sich die Firma Krupp bei der Wahl zwischen einer ganz großen Dividende und der Widmung von zehn Prozent des Gewinns für wohltätige Zwecke zu Gunsten der Oeffentlichkeit entschieden und hat 20 Millionen Mark einer Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen gewidmet. Für besonders mitleidige Seelen sei gleich hinzugefügt, daß Frau von Krupp-Bohlen und ihre Verwandtschaft auch in jenem Geschäftsjahr 1915 keine Kriegsnot gelitten haben, und daß ihr Reingewinn trotz der Größe der Stiftung den Stiftungsbetrag noch überschritten hat. Dennoch: die Krupps beruhigten ihr Gewissen nicht einfach damit, daß sie sich sagten, sie hätten nun einmal im Kriege die heitern Lose gezogen, und Millionen andern Deutschen falle eben die Aufgabe zu, sich mit den schwarzen Losen abzufinden. Sie opferten freiwillig — wenn auch nicht genug, so doch etwas. Anzu merken ist, daß bei Krupp eine anständige und vernünftige Bilanz gemacht wird. Die Steuerhinterziehung ist bei Krupp keine Ehrensache. An der Spitze des Direktoriums der A.-G. steht in der Regel ein solider ehemaliger Beamter des preußischen Finanzministeriums. Ziemlich lange Zeit war es der Geheime Finanzrat Jencke, dann der Geheime Oberfinanzrat Dr. Hugenberg, der zwar ein alldeutscher und konservativer Mann, aber ein Sparmeister ersten Ranges ist, und seit seinem Abgang ist es der Geheimrat Wiedfeld, von dem man sagt, er sei ein großartiger Organisator. Wie vorsichtig Krupps bilanzieren, ergibt sich aus der Tatsache, daß sie nach dem Verlust des Krieges, also für das Geschäftsjahr 1918, gar keine Dividende verteilten, weil sie — mit Recht — bei der bankrotten Lage des ganzen Reichs und bei der Notwendigkeit, sich von der alles beherrschenden Kriegswirtschaft abzuwenden, ihre und des Landes Zukunft nicht grade im rosigsten Lichte sahen.

Vor dem Weltkrieg haben Krupps — nach der Kilo-Menge, nicht nach dem „Wert“, richtiger: nach den Preisen gerechnet — mehr Friedensartikel als Kriegsmaterial erzeugt. Von 1914 bis Ende 1918 sind fast nur Mordwaffen produziert worden. In den nächsten Jahren sollen wieder mehr Schreibmaschinen, Eisenbahnlokomotiven und dergleichen Harmlosigkeiten hervor gebracht werden. Indessen scheint man bei Krupp darauf zu rechnen, daß auch mit dem großen Krieg die Dummheit der Menschen und der Völker nicht ausgestorben ist, und daß die Firma weiter Gelegenheit haben wird, Waffen für Inland und Ausland zu schmieden.



Ueber die Sozialpolitik des Hauses Krupp sind viele lobpreisende Bände geschrieben worden — Papier und Druck waren billig, ehe Wilhelm der Zweite „sein“ Volk in die große Zeit der Phantasiepreise führen durfte. Es ist wahr: Bei Krupp ist seit Jahrzehnten so etwas wie Sozialpolitik getrieben worden. Anders als in andern Großbetrieben — etwa bei der A. E. G. oder bei Siemens. Es ist richtig: auch in schlechten Geschäftszeiten hat die Firma ihre Arbeiter so lange wie möglich gehalten, statt sie — wie anderswo — leichten Herzens zu entlassen. Zeiten schlechter Konjunktur sind zum Drücken der Löhne niemals ausgenützt worden. Ferner hat die Firma Krupp in großem Umfang Wohnungen für ihre aktiven und pensionierten Arbeiter geschaffen — in Essen und Umgebung sind über 15 000 solcher kleiner, doch menschenwürdiger Wohnstätten vorhanden —, für allerhand Hilfskassen und Unterstützungszwecke tun die Krupps viel und haben sie immer getan, und zwar schon zu einer Zeit, wo die Arbeiterschaft in ihrer Unaufgeklärtheit noch harmloser war als heutzutage. Antisozial waren die Krupps nie. Aber es muß doch gesagt werden, daß die Kruppsche Sozialpolitik einen eminent patriarchalischen Charakter hat, daß sie für sozialistenreifere Zeiten schon höchst unmodern ist, und daß alles, was bei Krupp für wohltätige Zwecke geschieht, noch weit zurückbleibt hinter dem, was geschehen könnte, hinter dem, was die Hauptaktionärin in jedem Jahr — 1918 ausgenommen — an Dividenden bezieht. Frau Bertha von Krupp-Bohlen hatte Jahre lang ein Einkommen, das die Jahreslöhne von fünftausend Arbeiterfamilien beträchtlich übertraf, ja, sie hatte mehr Einnahmen als Wilhelm der Zweite, der mit seinen Söhnen 22 Millionen Mark im Jahre verschwenden durfte, ohne sein Privatvermögen anzugreifen.

---

## **Organisierte Beamte** von Ignaz Wrobel

Die Polizeibeamten Preußens haben jüngst ihren Verbandstag gehabt und da beschlossen, einen gewerkschaftlichen Zusammenschluß der Polizeibeamten anzustreben. Das ist höchst bedeutsam. Denn hier haben wir den Anfang einer Art Organisation, wie sie von der alten Regierung Wilhelms stets klüglich verboten wurde: eine Beamten-gewerkschaft. Auch die Reichswehrsoldaten tun sich jetzt so zusammen; und auch nicht etwa aus politischen Gründen, sondern weil die Not der Zeit es ihnen gebietet, und weil sie keine andre Möglichkeit mehr sehen, auf ihren Arbeitgeber: die Regierung den wirtschaftlichen Druck auszuüben, den sie für nötig halten.

Es ist nun noch nicht ganz klar, welcher Gewerkschaftsgruppe sich solche Beamten-gewerkschaften anschließen wollen. Für die Afa kommen sie nicht in Frage. Viele andre Gruppen werden ihnen politisch zu sehr bestimmt sein, und so bliebe denn schließlich wohl nur der Gesamtverband Deutscher Beamten- und Staatsangestelltengewerkschaften übrig.

Wie dieser Gesamtverband und wie vor allem die übrigen Gewerkschaftsgruppen über eine Gewerkschaft von Polizisten und Söldaten denken, wird die Folge zeigen. Ich glaube aber, daß es klug ist, den Beamten und Soldaten den Eintritt in eine festgefügte fortschrittliche Gewerkschaftsgruppe so sehr wie möglich zu erleichtern.

Die sozialistische Propaganda hat ja oft den Fehler gemacht, den im Dienst einer kapitalistischen Regierung angestellten Proletarier — denn der Beamte und der Soldat ist seiner Herkunft nach weiter nichts — persönlich zu verärgern. Der Beamte des alten Systems hatte bei den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht das brennende Interesse des Proletariers am Lohnkampf, und es schied ihn von diesem vor allem auch seine gesicherte Zukunft, sein gesicherter Lebensabend. Durch seine Beamtentätigkeit erarbeitete er sich ein zinsentragendes Vermögen — das er nur, zum Unterschied von dem Kapitalisten, später nicht zur freien Verfügung hatte, sondern von dem er nichts als die Zinsen (eben seine Pension) bekam. Er war also über den bittersten Kampf um die Existenz erhaben, verstand den streikenden oder demonstrierenden Proletarier, zumal in wirtschaftlicher Beziehung, nicht recht und war demzufolge immer auf Seiten seines Arbeitgebers: das feste Fundament eines kapitalistischen Staates.

Das hat sich gewandelt. Der Staat ist unter den neuen Verhältnissen garnicht mehr in der Lage, den Subalternbeamten eine so auskömmliche Pension zu zahlen, daß sie für ihren Lebensabend mit ihrer Familie völlig gesichert dastehen. Der Beamte hat, also heute viel mehr wirtschaftliches Verständnis für die Zeit und seine eigne Notlage. An diesem Verständnis ist er zu packen.

Der einzelne Schutzmann und der einzelne Reichwehrsoldat steht dem Proletarier heute nicht mehr so fern, wie es nach ihrem Verhalten oft scheint. Die Sache liegt doch so: Der Mann wird dafür bezahlt, daß er als Polizist oder Wachtmeister der Sicherheitspolizei oder Reichwehrsoldat die Banken schützt (denn darauf läuft seine politische Tätigkeit letzten Endes hinaus). Je besser er diesen Dienst erfüllt, je härter er in den Einzelfällen des täglichen Lebens das arbeitende Volk anfaßt: umso schneller wird er Karriere machen, umso besser wird ihm sein Arbeitgeber bezahlen. Nun kann ihn aber sein Arbeitgeber heute nicht übermäßig gut bezahlen. Das könnte die Schwerindustrie, und sie würde sich mit Freuden elne solche Leibwache halten, wie sie es ja auch in den Freicorps dauernd getan hat. So lächerlich gut wie die Besoldung der Freicorps wird die der Beamten niemals sein können. Der Polizeibeamte und der Wehrsoldat haben also nicht mehr ein so brennendes Interesse für ihren Arbeitgeber, mit dem sie ja, wie die Verhandlungen zeigen, oft in offenen Streit über die Bezahlung kommen. Hier ist einzuhaken.

Man wird den im Staatsdienst angestellten Proletarier, der durch seine Anstellung heut nicht mehr völlig dem Bereich des Proletariats entrückt ist, nicht nur sagen müssen, daß er nicht auf Vater und Mutter zu schießen hat. Er wird bei den schwierigen wirtschaftlichen Umständen heute mehr denn je Verständnis für die Lage der arbeitenden Klassen bekommen, und hier ist der Punkt, wo man einsetzen kann und muß.

Die unangenehme preußische Wichtigmacherei des altgedienten Unteroffiziers in den Büros der Polizei wird zwar, wenn der Typ dieser Unteroffiziere einmal ausgestorben ist, nicht ganz verschwinden. Aber den Nachfolgern kann man doch viel schneller begreiflich machen, daß sie ihrer ganzen Struktur nach mehr zu uns, den Regierten, als zu den Regierenden gehören, wenn man sie nur an ihre wirtschaftliche Lage erinnert. Das heißt nicht: sie gegen ihren Arbeitgeber aufhetzen. (Das besorgt schon die Not.) Aber es heißt: sie darauf aufmerksam machen, daß die Schnauzerei und das schlechte Benehmen gegen das Publikum ein etwas billiges Vergnügen ist, das früher wohl eine angenehme Zugabe zum Gehalt war, heute aber auch nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß die Abendbrotstulle dünn belegt ist. Das Beamtentum der Subalternen muß sich zum Proletarier mehr hingezogen fühlen als zur Regierung.

Erwecken wir in den Köpfen der Polizisten und Soldaten erst einmal die klare Erkenntnis ihrer wirtschaftlichen Lage, haben sie erst mehrere Male mit dem Proletariat Schulter an Schulter in einem politischen Streik gestanden, wie das, zum Beispiel, mit Teilen der Sicherheitspolizeimannschaften während des Kapp-Putschs der Fall war: dann haben wir der kapitalistischen Regierung eine mächtige Waffe aus der Hand gewunden.

Wir haben aber noch mehr. Wir können vor allem darauf hinwirken, daß die kleinen Könige auf den Polizeirevieren verschwinden oder sich doch etwas kleiner machen, die hochfahrenden und unangenehmen Typen einer Beamtschaft, die der glorreiche Hohenzoller den Schnurrbart deshalb stark nach oben bürsten ließ, damit die Plebs im Rinnstein zitterte. Hier wird nicht gezittert. Das Bürgertum ist viel zu schwach und zu feige, um sich gegen eine schlechte Behandlung in den Geschäftszimmern der Polizeistellen, Lebensmittelbüros, Standesämter und Reichswirtschaftsstellen zu wehren. Der Bürger macht das in diesem Falle so, daß er sich auf Grund seines hohen Kragens oder seines hohen Namens eine Ausnahmebehandlung zusichert und im übrigen Gott einen guten Mann und den Wachtmeister einen rohen Patron sein läßt. Auf das Grundsätzliche kommts ihm nicht an.

Uns kommts aber auf das Grundsätzliche an. Beschwerden bei der nächsthöheren Dienststelle sind in fast allen Fällen erfolglos, weil ein Beamter dem andern Beamten, wenns um das Ansehen nach außen geht, nicht gern ein Auge aushackt. Die hunderttausend kleinen Fälle aber, die sich täglich in Preußen ereignen, und in denen man sieht, wie ein Staatsangestellter sich immer noch einbildet, persönlich und sachlich eine „Obrigkeit“ darzustellen — diese Fälle werden erst dann aufhören, wenn die freien Gewerkschaften auf einer erträglichen Basis mit den Beamten-gewerkschaften zusammenarbeiten. Der preußische Beamte wird sich in schweren und leichten Lagen gegen den Proletarier nur dann anständig benehmen, wenn er weiß: der ist mein Bruder.

Der Zusammenschluß zwischen dem preußischen Proletarier und dem preußischen Beamten wäre das Ende einer verhaßten preußischen Welt.

## Max Klinger von J. Meier-Graefe

Er gehört zu den Enzyklopädisten der großen Zeit. Ihre Aufgabe war, die „Mentalität“ der aufstrebenden Weltmacht in Symbole zu fassen. Wagner, Böcklin, Klinger sind unsre Diderot und D'Alembert. Ein dichtgedrängter Kreis umgibt sie, buntscheckig, aus Leuten aller Stände und Berufe zusammengesetzt, aber die Drei ragen wie verallgemeinerte Gipfel hervor, nach denen sich noch in späten Zeiten der Geschichtsschreiber richten kann, um die Dinge ohne den Ballast geschichtlicher Kleinigkeiten zu erkennen; reinsten Repräsentanten nicht nur der deutschen Kunst, sondern deutschen Denkens, das man mit dem Begriff des Germanischen erhöhen zu müssen glaubte. Dieses Germanentum griff in Ermangelung einer deutschen und europäischen Uebereinkunft zu einer zeitlosen Fiktion, die man bei uns gern Romantik nennen möchte, und die eine Krankheit war, eine pestilenzartige Seuche. Ihrem tödlichen Verlauf sieht gegenwärtig der Rest Deutschlands mit gemischten Empfindungen zu.

Wir hatten einmal eine Romantik. Wir haben vielleicht die schönste Romantik gehabt, die einzige, die den gestaltlosen Trieb, das über alle Gestalten hinauswuchernde Sehnen der Phantasie zu formen wußte. Gefährlicher Besitz, für den wir büßen, auf den wir stolz sind, der zu uns gehört wie zu dem Gallier die Klarheit. Göttliche Unzufriedenheit mit allem Gegebenen, allem Erreichbaren, die zur Form wie zu der einzigen Realität greift; göttlicher Idealismus. Formlose Romantik ist barbarischer Unfug, grober Materialismus, auch wenn sie irgendwie organisiert ist, auch wenn sie irgendwelche volkstümliche Gelüste befriedigt: eine außerhalb der Schienen hinrasende Lokomotive. Die oft wiederholte Behauptung, diese wahnsinnige Maschine trage das nationale Empfinden, entschädigt nicht für das Gemetzel unter den Rädern.

Natürlich kamen Wagner, Böcklin, Klinger nicht irgendwoher, sondern waren genau so legitim wie Wilhelm der Zweite, nahmen ihren Irrtum nicht aus einer versteckten, exotischen Schublade, sondern aus dem offen daliegenden deutschen Fundus, der alle Herrlichkeiten der Welt und alle Nieten enthält, aus dem alle großen Deutschen schöpften, Dürer so gut wie Novalis und Hölderlin. Eine Schatzkammer, die kein zweites Volk besitzt. Alles enthält sie, nur nicht die Form, mit der zeitgenössische Barbaren ihre Blößen verhüllen können, nur keine Schule. Das ist vielleicht ihr geheimster Vorzug. Man kann irgendwie weitermachen als Franzose, als Italiener, als slawischer Dichter. Der Deutsche muß seine Schule hinter sich haben, bevor er in die Schatzkammer tritt. Wagner, Böcklin, Klinger erwiesen, daß Goethe umsonst in Italien war, und daß unser Mittelalter heute noch so lebendig ist wie zu Zeiten Grünewalds. Bei uns möchte

Jeder ein Grünewald, ein Faust, ein Barbarossa sein. Mit unsrer Metaphysik läßt sich Alles machen. Auch unsre Metaphysik ist eine Schatzkammer mit Herrlichkeiten und Nieten. Unserer Metaphysik wegen haben wir eine Glaskasten-Kunst und, abgesehen von der Lyrik, eine Glaskasten-Dichtung. Unserer Metaphysik verdanken wir den Weltkrieg. Unsre Metaphysik heiligt jede Formlosigkeit.

Als Entschuldigung mag gelten, daß Wagner und die Andern immer noch eine Art Reaktion auf den gläsernen Klassizismus aus der Zeit des Cornelius betrieben. Böcklin wollte zeigen, daß die lateinische Legende keineswegs so trocken und ledern war, wie sich die Zeitgenossen des alternden Goethe vorstellten, daß sich im Gegenteil mit Göttern und Nixen ganz lustig und herzlich leben ließ. Warum nicht? Klinger ersetzte diesen Karneval durch eine neue Würde. Warum nicht? Auch gegen die Mythologie Wagners an sich läßt sich nichts Wesentliches einwenden. Wenn nur nicht das Eine und Andre mit Kunst verbunden gewesen wäre! Die Art der Verbindung war vom Uebel, überhaupt der Umstand, daß es sich um Verbindung, um Kombination handelte. Man war zu wenig Künstler und griff deshalb zur Mythologie, zum Karneval, zur Würde. Offenbach griff auch zur Mythologie und zum Karneval, aber amüsierte sich damit, lachte und tanzte mit den Göttern und dem Karneval. Sein lachender Tanz war vorher da. Deshalb schuf er Werke keiner übertrieben hohen Gattung, aber reine Werke. In Wagners Konzeption war etwas Unreines. Der ganze Mensch war unrein und niederer Gattung. Deshalb sprengte er die Grenzen der Musik und erfand Ersatz. Wagner und Böcklin hätten nicht verheerend gewirkt, wenn sie ihre geborenen Möglichkeiten, die nicht unbegrenzt waren, begriffen hätten, wenn Böcklin den zarten Idylliker, der in ihm war, kultiviert hätte, wenn Wagner das bescheidene Maß, das er besaß — es war vermutlich Offenbach näher als den Nibelungen — ausgefüllt hätte. Sie wollten das Große. In magnis voluisse sat est! Den Satz sollte man aus der deutschen Metaphysik streichen, weil er immer, fast immer nach Kilometern verstanden wird. Deutsche Kunst, deutsche Politik haben immer verkehrte Formate.

Das Format des Malers Klinger? Fragt man so, antworten die Getreuen, die nicht aller Kritik bar sind, er sei Zeichner gewesen. „Weiß man nicht, wo und wie, ist eine neue Kategorie.“ War Klinger Zeichner, so war die Zeichnung der Dürer und Holbein, der Rubens und Poussin, der Marées und Menzel etwas andres. Dann ist Zeichnen nicht das, was gemeinhin darunter verstanden wird, keinesfalls Kunst. Nichts fehlte Klinger so unbarmherzig als die Fähigkeit, mit einem Strich zu tanzen, zu lachen, zu weinen. Er brauchte griechische Jünglinge zum Tanz, Götter, um zu lachen, tragische Geschichten,

um zu weinen, einen Riesen-Apparat. Zeichnete er einen Handschuh, war es ein Handschuh, nichts weiter, das Bein war Bein, Gesicht war Gesicht. So wie es entsteht, wenn man mit dem Finger um das Ding herumfährt. Die Möglichkeit, aus einem faltigen Etwas einen Handschuh, aus einem Geschwungenen das Bein, aus einem Gekräuselten das Gesicht werden zu lassen, entging ihm. Er wußte viel von dem und jenem, ein gebildeter Mensch, aber er hatte keine blasse Ahnung von den Aequivalenten. Kein Künstler. Er war noch viel weniger Künstler als Böcklin, der es hätte sein können und es einmal war, sondern ein Zwischending, ein Ersatz, Kunstgewerbler.

Es hilft alles nichts. Wir haben den Krieg verloren und können nur aus der Niederlage gewinnen. Wir haben verloren, weil wir keine blasse Ahnung von Aequivalenten, sondern Apparate besaßen. Um Gotteswillen: weg mit dem Zeug! Gut, wir haben fünfzig Jahre auf dem Stuhl gesessen, aber nun ist der Sitz endgültig entzwei, und wir werden komisch in unserm Unglück, wenn wir immer noch die Kniebeuge machen, als ob. Das ist hin und kommt nicht wieder, darf nie wieder kommen. Seien wir froh!

Er war Kunstgewerbler sehr bescheidenen Umfangs. Es gibt hübsche antikisierte Rahmen und dergleichen aus seiner Jugend, sauber gezeichnet, schwarz-weiß, verteuelt bescheiden. Das konnte er. Außerdem hat er in der Jugend nach Goya gezeichnet. Solche Sachen sind mit dem Finger um Goya herumgefahren. Er machte Erotik, unerträglich ödes Zeug, abgesehen vom Sujet, nur unanständig; gemachte Erotik. Er ersetzte wie Bouguereau mit dem Sujet den nicht einmal spurweise vorhandenen Rhythmus. Das gab Bilder, neben denen Cornelius, Kaulbach, Anton v. Werner von Leben zittern. Sein Christus im Olymp ist eine Marne-Schlacht deutschen Geistes.

Solche Bilder erweisen eifriges Denken über die Probleme des Lebens. Auch seine Radierungen sind Zeugnisse vielfältigen Sinns. Er war Denker. War er Radierer, hat Rembrandt nie radiert. Wäre er Radierer gewesen, hätte er auch gezeichnet, hätte er auch gemalt, schlecht, gut, irgendwie, hätte irgendwie die Fläche belebt. Das mißlang ihm hier wie dort. Es gibt keine Technik an sich, keine Kategorie. Bläuen wir es uns ein, liebe Mitbürger: keine Apparate! keinen Hukupokus! Die Kunst trägt keine Brille, keine falschen Zähne, keine Gummikissen. Sie ist hundertmal einfacher, als Ihr es euch vorstellt, und millionenmal schöner und größer. Sie ist ebenso wenig euer Obszönität zugänglich wie euer gelehrten alten oder neuen Geschwafel. Nackt wie sie in ihrer anbetungswürdigen Reinheit müßt Ihr vor sie hintreten, nicht um ihr näher zu kommen, sondern um Distanz zu gewinnen, denn euer Schlimmstes ist die Zudringlichkeit, womit Ihr sie mit euer albernem Details behelligt.

Klinger war Virtuose der Belanglosigkeit. Mangelhafte Umsicht trieb ihn, alle nur denkbaren Sackgassen technisch zu vervollkommen. Seine Radierungen sind Kalligraphie ohne Text, sorgfältige Reproduktionen unproduktiver Zustände. Es gibt Leute, die dergleichen sammeln; es gibt Kupferstich-Kabinette, die den ganzen Klinger besitzen, in allen Etats. Verbrennt das Zeug, es ist Makulatur; es kann uns nicht nur nicht helfen, sondern schädigt uns über alle Maßen. Ein metaphysischer Schwindel, der uns abhält, an einen Anfang zu kommen.

Vielleicht war er noch am ehesten Bildhauer. Das weniger gefüge Material vereinfachte zuweilen das Gedachte. Es gibt ein paar sehr unselbständige Fragmente aus der Jugend, in denen sich nicht das Motiv, sondern die Materie bewegt: ein leises Schwingen der Flächen des Marmors. Da es ihm zu leise war, versuchte er, es durch Modifikation des Materials zu vergrößern, setzte die Teile aus verschiedenen Steinsorten zusammen, verwendete Edelmetalle. Der Gipfel dieser Industrie war der Beethoven, Ableger des „Gesamtkunstwerks“ Richard Wagners. Warum nicht weitergehen im Sinne des bayreuther Ahnen? Warum nicht die marmornen Glieder des Monstrums in Scharniere hängen und beweglich machen, da Bewegung gesucht wird? Warum nicht das Auge aus Onyx in Kugellagern rollen lassen? Der heilige Vogel, der den Thron schmückt, müßte mit den Flügeln schlagen. Im Thron ist Platz für die Maschine.

Stellt den Vogel weg, liefert ihn aus. Er gehört zu den militärischen Dingen, die von der Entente verlangt werden. Oder wundert euch nicht, wenn jugendliche Bolschewiks den letzten Rest eurer Bürgerlichkeit kurz und klein schlagen. Solange solche Maschinen in Tätigkeit bleiben, glaubt Niemand an eine Umkehr.

Klinger war ein vornehmer Mensch. Es gab Momente, wo ihm das Loch in seiner Anschauung nicht entging. Dumme Menschen stopften es immer wieder zu. Als ich vor fünfzehn oder zwanzig Jahren das letzte Mal bei ihm war, fragte er am Schluß eines Gesprächs über sein „Drama“, das im Atelier stand: „Also halten Sie mich eigentlich gar nicht für einen Künstler?“ Als ich ihm die erwartete Antwort gab, schüttelten wir uns die Hände und tranken ein Glas. Ich verließ ihn mit Ehrerbietung und ein wenig traurig.

Heute haben wir keine Zeit, gar keine Zeit, keine Kraft, gar keine Kraft übrig. Die einzige Ehre, die wir solchen Leuten antun können, ist: sie endgültig zu begraben.

---

Polen soll stark katholisch, militaristisch und treu sein, der Genosse oder wenigstens der Liebling des siegreichen Frankreich, glücklich und prächtig zwischen der Asche Rußlands und den Trümmern Deutschlands. Rumänien spielt, wenn man es nur veranlassen könnte, den äußern Anstand ein wenig besser zu wahren, eine Rolle in demselben hirnverbrannten Plan. Und doch ist Polen, wenn seine großen Nachbarn nicht in Wohlstand und in Ordnung leben, eine wirtschaftliche Unmöglichkeit, weil es kein Gewerbe außer Judenhetze besitzt, und wenn es findet, daß Frankreichs Verführungskünste reine Rodomontade ist, und daß durchaus kein Geld und auch kein Ruhm dabei zu holen ist, wird es so schnell wie möglich irgend jemand andern in die Arme sinken.

J. M. Keynes

# Auf dem Dache sitzt ein Greis . . . von Walter Mehring

Es bleibt alles beim Alten,  
Auszug aus der deutschen Verfassung

## I.

Sterbendes Wien (Eigne Drahtung): „Gemäß Verlautbarung ‚Neuer Freier‘ soeben Verjüngungsmethode entdeckt! Vornotiertes Angebot eines Rekrutierungssystems Marke ‚Schulter an Schulter‘ an berliner Kriegsministerium unterwegs! Der namhafte Gelehrte Medizinalrat Ovarimeyer schreibt uns dazu auf unsre Bitte: ‚Der Verjüngungsgedanke ist so alt wie die Menschheit selbst. Schon der geniale Kollege Metschnikoff bringt in seiner Anleitung zur optimistischen Lebensauffassung das Bild einer 105jährigen Greisin und einer 25jährigen Ente. Die Drüsen (glandulae) sind bohnenförmige Organe, sie zerfallen in solche gibt es nicht. Auf jeden Fall tut man gut zu warten, bis die Wissenschaft gesprochen hat.“

## II.

Erste Erfolge:

Börsenbaisse der Filmstoffpreise.

Ponny Herten in dem Aufklärungsfilm: ‚Die Faust des Babys — Ergreifendes Schicksal eines Verjüngten!‘

‚Unsre Verjüngten‘ (Kurt Wöllfchen Verlag), Eine Anthologie von Fulda bis Hasenclever.

## III.

### 1. Erotisch

Ein Herr Professor lebt in Wien —

juchheissa, hosiannah! —

der fand, Triumph der Medizin,

den Dreh: Verjüngungsmanna.

Mäuschen, Mäuschen,

laß dir die Follikeln

mal bestrahlen, mal bestrahlen!

Keusch und fromm

woll'n wir uns dann aalen —

komm!

Wir wer'n das Kind schon schaukeln!

### 2. Erotisch

Ein Greis, schon mehrfach Großpapa —

juchheissa, hosiannah! —

verliebte sich etcetera

in die betörte Anna!

Mäuschen, Mäuschen,

laß dich nicht umgaukeln!

Er muß zahlen, er muß zahlen —

denn wozu

ließ er sich bestrahlen!

Ich und Du

wer'n das Kind schon schaukeln!

### 3. Patriotisch

Es sprach ein Mann vom alten Heer —

hipp hipp hurrah! hosiannah —:

Wenn bloß der Kerl keen Jude wär,

wie stolz weht unser Banna!

Deutschland, Deutschland:

will der Feind klamaukeln,

laß dich mal bestrahlen, mal bestrahlen!

Na, so doof —

laß die Andern zahlen!

Druff!

Wir wer'n das Kind schon schaukeln!



# Rundschau

Kurt Martens

Kurt Martens, Sachse von Geburt, Europäer nach Wahl, ist fünfzig Jahre alt geworden. Der Kampf zwischen dem „Sachsen“ und dem „Europäer“, der in seinen Büchern sichtbare Spuren hinterlassen hat, darf als beendet gelten, seit der Dichter ins Schwabenalter getreten ist. Der „gute Europäer“ steht heute fertig da, angenehm anzusehen. Der entschlossene Aufstieg zum Europäertum hat Martens in den (verflossenen?) Tagen deutsch-kleinbürgerlich nationalistischer Enge um die Vorteile einer billigen und bequemen Popularität gebracht: er hat ihm dafür ein reiches Gesamtwerk geschenkt, das bis in seine feinsten Facetten das tragische Problem des deutschen Gegenwartsmenschen spiegelt.

Man liest diese Bücher — etwa den ‚Roman aus der Décadence‘ oder die ‚Vollendung‘ oder den ‚Kreislauf der Liebe‘ oder die ‚Drei Novellen von Adelliger Lust‘ oder ‚Hier und Drüben‘ oder das jüngste, den dunkeltönigen ‚Alb von Zerled‘ (die alle bei Grethlein in Leipzig erschienen sind) — und man hat das Gefühl, als mache man mit dem feinsten Experimentiermesser einen Querschnitt durch die Hirnmasse unsrer Gegenwart. Dabei hat dieser Anatom durchaus nichts Lehrhaftes (von zwei, drei Entgleisungen ins „Sächsische“ abgesehen), sondern er betrachtet die Welt eher mit dem ironischen Pessimismus des Andersenschen Kribbelkrabbel; und er könnte in guter Laune über die Reihe seiner Bücher den Gesamttitel setzen: „Unsres Herrgotts Tiergarten“ — weil er nicht pathetisch genug ist, um des großen Galliers Wort von der „Comédie humaine“ zu gebrauchen.

Es passiert jedem echten Dichter einmal, daß ihm ein Werk glückt, worin er sich gleichsam im Extrakt gibt. Für Martens könnten das die ‚Drei Novellen von Adelliger Lust‘ sein. Diese drei Geschichten, von denen die erste voll von düster-sittlichem Ethos, die zweite voll von vergangenheitsfrohem Kulturhochmut, die dritte voll von wissend-lächelnder Ironie ist — sie sind sozusagen die Exponenten der Kunst von Kurt Martens. In diese drei Gattungen läßt sich einordnen, was er geschrieben hat; aber in welcher Tonart und in welchem Kostüm es auch abgewandelt sei: das Thema ist immer der Mensch unsrer Zeit, und aus jeder Gestalt spricht das „Ta twam asi“ des Inders.

Eine Reihe von Büchern, die keine biblia pauperum bilden. Selbst geistig höchst anspruchsvoll, spricht dieser Dichter zu anspruchsvollen Lesern. Aber die Zeit ist heute vielleicht, wenigstens für gewisse Schichtungen der Nation, reif — das will sagen: gewisse Schichtungen der Nation sind vielleicht reif, um diesen Dichter zu erkennen, der den deutschen Menschen des letzten Menschenalters gezeichnet und, weniger sichtbar als die ragenden Epiker Thomas Mann und Jacob Wassermann, einen Spiegel geschliffen hat, daraus die vielfältigen Probleme der nun fast schon historisch gewordenen Epoche vor der großen Zeitwende uns anblicken.

*Hans von Hülsen*

Moissi in Biel

Neulich gab Moissi hier in Biel ein Gastspiel, er kam als Oswald in Ibsens Gespenstern, der leider keine erfreuliche Figur ist.

Für die Bieler war Moissis Auftreten eine Art Ereignis. Biel liegt am Südrand des Berner Jura und gilt als rührige Industriestadt. Es werden hier Uhren fabriziert.

Mit Moissi kam ein Stück Berlin hierher. „Wenn schon, denn schon“, dachte ich und ging hin. Ich sah Reinhardt im Geist und Frau Eysoldt, nebst andern Persönlichkeiten; dachte mich Unter den Linden und im Tiergartenviertel.

So löst' ich ein Billett und stieg auf die Galerie, die schon dicht besetzt war. Ein Blick in den Zuschauerraum überzeugte mich, daß die beste Gesellschaft anwesend sei. Was für hübsche Gesichter, nette Kleider! Sahs nicht fast wie in einem Theater in Spanien etwa zur Zeit Goyas aus?

Da es auf der Galerie etwas heiß war, so wurden ein bis zwei Fenster geöffnet. Ich stand hinter einer staatlichen Frau und vertrieb mir die Zeit mit sicher gar nicht üblen Gedanken. Aussicht gab es wenig; ich guckte durch eine Art Scharte, nämlich zwischen einer Taille und einem eingestemmtten Ellbogen. Immerhin genügte die Uebersicht vollkommen.

Jetzt trat er auf, und es entwickelte sich. „O Armer“, dachte ich von Oswald „trügst du doch einen weniger flotten Anzug und wärest dafür gesund an Leib und Seele.“

Das Stück war mir sozusagen peinlich, schier kleinlich. Um die Kläglichkeit wegzuscheuchen, stieg ich jeweils in der Pause herab und trank im nebenan liegenden Restaurant rasch ein Glas Bier.

Irr' ich mich nicht, so steht am Potsdamer Stadttheater in goldenen Buchstaben angeschrieben: „Dem Vergnügen der Einwohner“. Jedes Mal, wenn ichs las, freut' ich mich sehr, denn ein Musentempel dient doch gewiß eher zum

Empor- als zum Herabstimmen, und aus diesem Grund mag ich Ibsen nicht.

Da das Leben oft schon öde genug ist, lieb' ichs nicht, wenn das Triste auch auf der Bühne herumschleicht und das Bemühende sich daselbst breit macht. Macbeth, Oedipus, Wallenstein find' ich schön. Uebrigens mag ja alles gespielt werden, warum nicht? Nur zieh' ich eine Marivauxsche Komödie vor, weil da zum Schluß getanzt wird und alle Spieler lustig und munter sind.

Als Moissi später, nun nicht mehr als Oswald, sondern als er selber, aus dem Torbogen trat, ging ich auf ihn zu und fragte ihn, ob er sich eines Autors von zahlreichen Bühnenaufsätzen erinnere.

Er schien überrascht. „Sie sinds?“ rief er. Ich stellte ihm einen Pfarrer vor, der sich mit dem Pastor im Ibsenschen Stück wenig vergleichen ließ, und wir gingen zusammen in den „Bieler Hof“, wo wir lebhaft mit einander plauderten.

„Wie lange sind Sie schon hier in Biel?“ fragte mich der Schauspieler; ich erwiderte: „Nun schon bald mehr wie sieben Jahre.“

Er sprach von seiner Gefangenschaft in Frankreich, von der russischen Revolution, von Clarinetisten oder Clartisten und Henri Barbusse und seiner Anhängerschaft. Maissi schien begeistert; ich hingegen mußte bei all dem ein bißchen lächeln.

Er fragte, ob ich nicht sofort mit nach Berlin fahren wolle. „Eilt es so sehr?“ machte ich. Beim Verabschieden rief er: „Grüßen Sie Ihren Bruder.“

*Robert Walser*

Im längsten Frieden spricht der Mensch nicht so viel Unsinn und Unwahrheit als im kürzesten Kriege.

*Jean Paul*

# Antworten

**Kindergemüt.** Magdeburg überrascht nicht. Was sollen Leute, die im Kriege so herrlich morden und lügen gelernt haben, in diesem faulen Frieden denn sonst beginnen, als durch Lügen neue Morderei anzuzetteln? Es wird ihnen ja gelingen. Wer für sie ist, lebt in dulci júbilo; wer gegen sie ist, kommt ins Loch oder auf den Sandhaufen. So wenig wie die Gesamttatsache Magdeburg überraschen die Einzelheiten. „Wenn es auch vielleicht nicht möglich ist, auf das Berliner Tageblatt Einfluß zu gewinnen, so wäre es doch ein Leichtes gewesen, durch ein demokratisches Vereinsmitglied Georg Bernhard bis zu einem gewissen Grade einzuweißen.“ Die Leute kennen ihren Pappenheimer. Der tut naiver, als er ist, indem ers „naiv“ nennt, ihn für beeinflusbar zu halten. Da er von 1914 bis 1918 vor Militär und Schwerindustrie stramm gestanden hat, so werden diese Mächte schon wissen, was sie ihm 1920 zumuten können. Dies „die gemäßigste demokratische Presse“. Und die Regierung? „Befremden mußte erregen, daß nicht gleichzeitig mit den Maßnahmen in Magdeburg auch die Büros der berliner Zentrale durchsucht und ihre Papiere beschlagnahmt worden sind. Man ist davon überzeugt, daß in diesem Falle eine weit über ganz Deutschland verbreitete Organisation aufgedeckt worden wäre. Von Magdeburg aus ist der preußische Staatskommissar für die öffentliche Ordnung darum ersucht worden, solche Maßnahmen zu treffen. Er hat sie abgelehnt. Aus welchem Grunde, weiß man nicht.“ Echo: Weismann nicht! Er müßte schön dumm sein, wenn er solche Maßnahmen treffen wollte. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus oder doch nicht das eine, von dem sie eines Tages wünschen wird, daß mans vor ihren Spielen zudrückt, wie sies vor ebenso kostspieligen, aber gefährlicheren Spielen zugeedrückt hat.

**Neue Leser.** Wenn Ihr euch über die Haltung meines Blattes ‚Vor, in und nach dem Kriege‘ unterrichten wollt, so lest entweder den so betitelten Artikel, der in der Nummer 16 des fünfzehnten Jahrgangs erschienen ist, und den Ihr auf Wunsch umsonst kriegt, oder laßt euch die letzten sieben Jahrgänge kommen, die Ihr allerdings bezahlen müßtet.

**Egon Friedell.** Ein Onkel Ihres Haresu heißt Hasun. Die ‚Schaubühne‘ behauptete in ihrer Nummer vom neunzehnten März 1914 in einem Aufsatz über Hamsun: „Hasun ist Tragiker.“ Damals wars aber — fragen Sie Hermann Bahr! — kein Japaner, sondern ein Spanier, der für die Aufhebung der Stierkämpfe, der freien Arztwahl und des Cedilles eintrat.

**Theaterenthusiast.** Sie vermissen hier einen feierlichen Abschied von Reinhardt. Leider kann ich nicht dienen. Erstens brauchen Sie nur im siebenten ‚Jahr der Bühne‘ den ‚Fall Reinhardt‘ nachzuschlagen, richtiger: den Verfall Reinhardts, eines Künstlers, der für seinen Riesenerfolg nicht den menschlichen Wuchs, nicht das notwendige Fundament von Kultur und Bildung gehabt hat. Da und in vielen Kritiken der andern Bände klingt ahnungsvoll vor, was jetzt eine Sommersensation ist. Das beste Erzeugnis der Ära Wilhelms des Zweiten entbehrte des Safts, um ohne die Sonne des Kaiserreiches zu blühen, trotzdem es ihre Strahlen nie unmittelbar auf sich herab gelenkt hatte. Zweitens wären die Abschiedstränen vergeudet: Max Reinhardt kehrt uns ja wieder. Ob er die eine schöne Inszenierung, die in den letzten Jahren fast jede Spielzeit brachte, als Direktor oder als gastierender Regisseur leistet, ist egal. Aus der vorigen Saison hat man von ihm selbst nichts als ‚Stella‘ in guter Erinnerung. Aus der nächsten Saison wird vielleicht ‚Egmont‘ bleiben, wofern der nicht.

weil Egmont bei Goethe zu Pferde kommt, in den Zirkus verstoßen wird. Dieser Zirkus ist — nicht der tiefste Grund, wohl aber die Ursach von Reinhardts Rücktritt: die schwere Enttäuschung, die das lächerliche Monstrum, ein gespenstiges Residuum aus der Epoche des falschen Glanzes und der künstlichen Dimensionen, ihrem Schöpfer und uns bereitet hat. Vorgeschoben wird die Lustbarkeitssteuer. Das ist bezeichnend: auch in der Lügenfabrikation hat die Schumann-Straße mit dem Großen Hauptquartier immer gewetteifert. Wenn nämlich die Lustbarkeitssteuer wirklich das Leben der Theater bedrohte, dann müßten alle andern Thespisse gleichfalls verschwinden, dann dürften Gerhart Hauptmann und Felix Hollaender garnicht ernsthaft erwägen, die Erbschaft Max Reinhardts anzutreten. Aber tapier greifen sie zu. Unter normalen Umständen wäre von dem Regisseur Hauptmann zu erwarten, daß er Taten wie die unvergessene Inszenierung von „Wilhelm Tell“ des öftern verrichtete, von dem Manager Hollaender, daß die Bearbeitung der Presse sich auf gewohnter Höhe hielte, daß für die zweite bis siebente Schauspielergarnitur — die bisher hinter der Premierengarnitur nicht etwa in Alarmbereitschaft stand, sondern ganz selbstverständlich vom zweiten Abend an „mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns“ eingesetzt wurde — daß dafür der arglos vertrauenden Kundschaft dasselbe Quantum Papier wie für die erste aus der Tasche gezogen, und daß das Chaos der „Reinhardt-Werke“ noch undurchdringlicher würde. Aber vielleicht wirds künftig nicht einmal mehr von Siemens oder von Golpa erhellt werden. Es sei denn, daß aus dem Osten das Licht kommt: daß bis zum Winter die politische Entwicklung den Vertrag von Versailles zunichte gemacht hat. Wird Spa ausgeführt, so weiß ich nicht, woher Kohlen für die Theater genommen werden sollen. Der Hausbrand wird ja doch unbedingt vorgehen; sogar mit Zustimmung des vergnügungssüchtigsten Theaterbesuchers, der nicht ein paar bunten Abendstunden zuliebe in seiner Wohnung wird frieren wollen. Was wäre verloren? Die Theaterlust der Kriegszeit ist ohnehin erloschen. Dieser Sommer hat einen Theaterkurssturz sondergleichen gesehen. Ein Mann, der von Mai bis August 1919 in vier Theatern gescheffelt und deshalb für dieselbe Zeit des Jahres 1920 sieben-Theater gepachtet hatte, wird auf eine günstige Wendung der Hanf-Konjunktur angewiesen sein, um sich einen Strick kaufen zu können. Nein, solche Läufe sind nichts für einen Epikuräer der Theaterkunst wie Max Reinhardt. Seinesgleichen braucht goldene Schüsseln; nicht irdene. Er scheidet, klug und geschickt, bevor der Menge zum Bewußtsein gelangt, daß er sich überlebt hat, daß seine Zeit eigentlich schon seit sechs Jahren unter der Erde ist. Was er der deutschen Bühne in seiner und unsres Landes glücklicher Zeit gewesen ist, das bewahrt mein Buch, welches seinen Namen als Titel trägt. Er hat sich schließlich für uns verbraucht. Was wir übrig gelassen haben, wird die Vereinigten Staaten reichlich sättigen. Auf alle Fälle begleitet ihn unser Dank. Und wenn er wiederkehrt, wird die Herrschaft seiner Diadochen dafür gesorgt haben, daß uns köstlich schmecken wird, was die Vereinigten Staaten von ihm übrig gelassen haben.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.

Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postcheckkonto: Berlin 11 958

Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Reif zur Vernichtung? von Heinrich Ströbel

Seit vor sechs Jahren der geistige und moralische Verfall Deutschlands anhub, ist es unaufhaltsam bergab gegangen. Selbst der Zusammenbruch vor zwei Jahren brachte nur ein flüchtiges Erschrecken und Besinnen, dann brach der Wahnsinns-taumel um so greller durch. Da hatten wir vier Jahre Krieg, vier Jahre Blut und Eiter, Schlamm und Läuse, Päderastie und Notzucht, Mord und Vertierung. Unter den zehn Millionen strotzend lebensfroher Menschen, die der Krieg in zerfetzte, stinkende Fleischbündel verwandelte, waren auch mehr als anderthalb Millionen Deutsche. Ein Grauen, sollte man meinen, hätte ob solcher Greuel, solch scheusäligen Wahnsinns die ganze Menschheit packen müssen, Feldgraue wie Heimbevölkerung. In dem inbrünstigen Gelübde, nie wieder Erdball und Menschheit durch solch irrsinnige Ruchlosigkeit zu schänden, hätte sich das ganze Volk zusammenfinden müssen. Und was erleben wir? Eine neue Orgie des Chauvinismus, einen Cyklon der Volksverhetzung, einen Taumel des Nationalbolschewismus, der nicht nur Offiziere und Studenten, Alldeutsche und Bourgeoisiesöhnchen gepackt hat, sondern auch Handwerker und Bauern, ja selbst Arbeiter, die das stupide Phrasengedröhn von der Diktatur und dem Terror jetzt glücklich den nationalbolschewistisch verkappten chauvinistischen Brandstiftern in die Arme getrieben hat. Die Unabhängigen, die durch ihre Verherrlichung der Gewalt, durch ihr Schimpfen auf den Entente-Kapitalismus und ihre seichte Verspottung des pazifistischen Gedankens erst die rechte Stimmung für die chauvinistische Haßpropaganda geschaffen hatten, nehmen jetzt mit Entsetzen wahr, wohin wir gekommen sind. In den Straßenkämpfen in Oberschlesien, in dem Erfolg der wüsten Propaganda für den Revanchekrieg gegen Frankreich offenbart sich der Seelenzustand des auch in den zwei Friedensjahren immer nur verhetzten und mißleiteten Volkes. Der Geist von 1914 rast wieder durch die Straßen, ein Amokläufer mit gezücktem Dolch, Wutschaum auf den Lippen und die Stiere des Wahnsinns in den blutunterlaufenen Augen. Noch sind massenhaft Krüppel des Weltkriegs in Krankenhausbehandlung, noch verkommen Hunderttausende von Kriegsgefangenen in Sibirien — aber die karg gewordene Erde muß mit neuen Blutströmen gedüngt werden. Und was schadet's, daß Millionen elend verreckten und abermals verrecken werden — die Menschenproduktion wenigstens ist ja wieder in flottstem Gange. Wo wäre die Mutter, die aus Sorge vor den dunklen Zukunftslosen dieser gottverlassenen Menschheit ihren Schoß verschlösse! Lebte Naumann, der Mitteleuropäer, noch, sein Auge könnte sich laben an der Unzahl der Kinderwagen, der quellenden Form der Frauen. Sein Ruf nach der Geburtenepidemie hat Erhöhung gefunden. Mag die ganze lebende Männerwelt verwesen, mag der letzte Rest der Menschlichkeit zerstampft und verscharrt werden — der animalische Fortbestand der Zweihänder ist gesichert!

Mit der grauenhaften Selbstvernichtungswut kontrastiert schauerlich ein rasender Lebensdrang, eine sinnlos wüste Genußgier. Aus der historischen Ueberlieferung wissen wir, daß die Menschheit noch auf alle schweren Heimsuchungen so reagierte. So oft ein Krieg oder die Pest das Menschenleben spottwohlfeil machte, fielen Männlein und Weiblein sich um so brünstiger in die Arme. Der Superkargo Mynheer van Koek wußte das, als er das von Seuchen dezimierte schwarze Menschenvieh aus dem verpesteten Zwischendeck an Bord treiben und halb durch kirrende Geigentöne, halb durch Kitzeln mit der neunschwänzigen Katze zu wildesten Orgien aufstacheln ließ. Aber — obwohl uns die psychologischen Vorgänge durchaus kein Rätsel sind und wir wirklich kein Talent zum Sittenprediger haben — ist es nicht eigentlich tief beschämend, daß das deutsche Volk auch heute noch, trotz Kant und Goethe, trotz Marx und Einstein, auf derselben Stufe dumpfer, triebhafter Tierheit verharrt, wie die Menschheit vor Jahrhunderten und Jahrtausenden?

Welches Leben lebt das Volk, das sich jauchzend in den Weltkrieg stürzte, weil es fest davon überzeugt war, daß am deutschen Wesen die Welt genesen müsse, das Volk, das noch heute, nachdem es unerhörtes Unglück über die halbe Welt gebracht, die ihm zugemutete Sühnung der Schuld als schmachlichstes Unrecht empfindet und lieber sich selbst und die andere Hälfte der Welt vernichten mag, als daß es wartet, bis eine friedliche, natürliche Entwicklung der Dinge auch ihm wieder zu seinem vollen Rechte verhilft. Es ist, als ob sich seiner eine Irrsinnsepidemie bemächtigt habe. Für nichts mehr scheint es Sinn zu haben, als für läppische Zerstreuungen, für idiotische Amusements. Fast in jedem Häuserblock nistet ein Kino, und mit welchen Stücken lockt die Flimmerfläche die Massen! Und wo Detektivromantik und gefilmte Entkleidungsszenen nicht mehr ausreichen, verheißen verführerisch plakatierte Nackttänze dem keimenden und dem versiegenden Sexualtrieb besondere Reizung. Damit sich aber mit der Wollust auch die Grausamkeit paart, haben es die öffentlichen Boxkämpfe zu einer gemeinen Verbreitung gebracht. Das ist freilich nur ein schwächerer Ersatz für die Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe Roms, aber für diese Entbehrung entschädigt einstweilen ein gelegentlicher Straßenkampf und, hoffentlich, bald der neue, größere Weltkrieg, an dem diesmal auch ganz Asien ein ehrenvoller Anteil zudedacht ist. Und wenn bei den Motorrad- und Pferderennen einmal ein Gaul oder ein Fahrer das Genick bricht, so ist das gleichfalls eine immerhin annehmbare Abwechslung.

Seine ausschweifendsten Triumphe aber feiert der Massenwahnsinn vielleicht in der Kunst. Die absurdesten Entartungserscheinungen, die vor dem Kriege eine von aller Wirklichkeit und allen Gesetzen der Vernunft dreist sich emanzipierende kränkelnde Aesthetenkunst hervorgebracht hatte, läßt sich heute der den Modegecken posierende Schiebermillionär, der verdatterte Spießer und der verwirrte Arbeiter als moderne, „revolutionäre“ Kunst aufschwätzen. Die Sprache der Lohenstein

und Hofmannswaldau ist ein Muster an edler Schlichtheit im Vergleich zu dem gedunsenen Bombast und dem deliranten Wortgefasel „moderner“ Poeten. Je tollhäuslerischer die Dissonanzen kreischen, je restloser aus der Kakophonie undefinierbarer Geräusche Rhythmus und Melodie verschwunden sind, desto verzücktere Grimassen schneiden die Anreißer der modernen, revolutionären Musik. Und daß Stift und Pinsel dazu dienen könnten, Wirkliches, sinnlich Faßbares wiederzugeben, war der Fundamentalirrtum der alten sogenannten Kunst. Alles Figürliche hat höchstens den Zweck, ins unsagbar Fratzenhafte verzerrt zu werden. Ein Embryo diente früher, in Spiritus gesetzt, den Medizin Studierenden als Demonstrationsobjekt; heute stellt man ihn auf einen Sockel und hat ein modernes Kunstwerk. Fort mit so kitschigen Stümpfern wie Tizian, Raffael und Michelangelo, auf den Bauch vor der Troglodyten- und Niggerkunst! Und nicht nur die Kunst wird so revolutioniert, sondern auch die Psychologie. Was dem Verstand und der Erfahrung faßbar, ist verdächtig und verächtlich; der Okkultismus aber findet Legionen von Gläubigen. Warum sollte auch ein Auserwählter nicht hellseherisch schauen, was sich erst in sechs Monaten oder in zehn Jahren ereignen wird? Nach der Relativitätstheorie ist ja auch die Zeit etwas Relatives. Warum sollte also nicht für X. das Gegenwart sein, was für Y. und Z. noch Zukunft ist? Armer Einstein!

•

Wie soll man von solchem Menschenmaterial eine vernünftige Politik erwarten! Und wenn wenigstens noch die sogenannten Führer etwas taugten. Aber die sind zumeist ebenso primitive Triebmenschen, ebenso willenslose Herdentiere, wie die Masse, an deren Spitze sie sich haben schieben lassen. So entwickelt manchmal ihr Selbstgefühl und ihr Ehrgeiz sind: den Ehrgeiz, den Massen auch über Widerstreben und anfängliche Verständnislosigkeit hinweg geistige Pioniere sein zu wollen, hat man nicht. Entweder hat man überhaupt keine Grundsätze und paßt sich gleich dem Haufen mit jeder Konjunkturschwankung naiv gedankenlos den jeweiligen Verhältnissen an — oder man hat eine Ueberzeugung und seine eigene Meinung, betrachtet sie aber als eine Privatangelegenheit, mit der man die Masse möglichst wenig behelligt, um nicht Karriere und „Führer“-Amt zu gefährden. Diese geriebenen Realpolitiker betrachten die politische Strategie solange als ein System der Aushilfen, bis ihnen das Unheil über den Kopf wächst und sie hilflos dastehn. Wie eben jetzt wieder! Daß aller Strategie ein fester Plan zugrundeliegen muß, kapiert man nicht. Ebenso wenig, daß der demokratische Sozialismus ein geschlossenes System der äußern und innern Politik voraussetzt, soll er nicht zwischen Kapitalismus und Bolschewismus zerrieben werden. Aber man haßt den Zwang der Idee, paktiert hier mit Stinnes, dort mit Lenin, pflückt den Reiz der Stunde und achtet nicht des Weltuntergangsgrollens. Darum: wenn diese Generation sich nicht gewaltsam aus dem Schlendrian und dem wüsten Traume losreißt, ist sie reif zur Vernichtung!

## Kultusministerium von Cläre Meyer-Lugau

Wer die Woche des Kapp-Putschs und Generalstreiks in Berlin mitgemacht hat, der wird wohl den wunderbaren, geschlossenen Heroismus der proletarischen Massen so leicht nicht vergessen. Sie allein waren es, die zu leiden hatten — dem Kapital stand Licht, Wärme und Nahrung zur Verfügung wie immer. Und die Massen litten, lautlos, stumm und siegesgewiß, für ihre politische Idee.

Denn die Revolution hat in Deutschland noch nicht begonnen. Der Novembersturm, der die Hohenzollern wegfegte, ließ leider ihren ganzen Unrat da, und die sozialistischen Minister mutierten in ihren Sesseln seelisch so schnell wie die europäischen Schafe auf kalifornischer Weide. Diese bekommen schlechte Wolle und krumme Beine; jene bekamen eine vollständig verbogene, antisoziale Seele.

Die verfassunggebende Nationalversammlung war die reine Farce. Auf Grund des Belagerungszustandes regierte de facto die alte, preußische Offizierskamarilla, und es nimmt daher nicht Wunder, wenn Noske den Putsch als die Dummheit einzelner Offiziere hinstellt, vor der in einem großen Betrieb Keiner sicher sei. Von seinem Standpunkte hat er recht: die Leute brauchten sich die Macht, die sie hatten, nicht erst zu erputschen.

Drei Tage nach dem Putsch und der Verjagung von Kapp hatte man diesen ringsherum ganz vergessen. Es gab nur eine Gefahr, es herrschte nur eine Angst: der Bolschewismus! Man jammerte über Noskes Rücktritt. Von je her war der geeignetste Mann, um Sklavenaufstände niederzuhalten, Marius, der Plebejer! Proletarierleichen verjagen ihm nicht den süßen Schlaf. Was Hanns Johst vom Kriege gesagt hat: „Der Krieg ist für den Aristokraten Ehrensache, für den Handel Geschäft und für das Proletariat eine Dezimierungsangelegenheit“, das läßt sich trefflich auf diese Revolution anwenden.

Das geschlossene Vorgehen des Proletariats beseitigte Noske. Daß er nicht wiederkommt, dafür haben die Massen zu sorgen. Auch dafür, daß seine militaristische Geistlosigkeit nicht allzulange mehr diktatorisch spukt. Wie wir wirtschaftlich in Ordnung kommen, hängt leider von der Entente ab. Aber hoffentlich wird der Weg bald gefunden, der uns wirtschaftliche Gesundung, Sozialisierung und Brot bringt.

Das Recht auf Brot ist das erste Recht des Volkes! In diesem bitteren Kampf ums Brot wird heute der Proletarier dezimiert, wie noch in keiner Epoche vorher. Die Sintflut, das große Massensterben ist angebrochen. Und dieser wirtschaftliche Kampf nimmt so sehr die Gemüter und den Heroismus in Anspruch, daß die Meisten ganz übersehen, wie wenig in den wichtigsten Dingen der Kultur geschieht. Ein politischer Sturm



konnte den brutalen Noske umwerfen. Er war eine Schand-säule, aber eine aus Granit. Das schwanke Rohr Haenisch biegt sich noch immer lächelnd jedem politischen Winde.

War das System früherer Zeit auch Wahnsinn, so hatte es doch Methode. Haenischs Methode ist der Wahnsinn. Noske äußerte, man könne ein Sechzigmillionenvolk nicht sozialistisch regieren. Aber waren in den Jahrzehnten, wo es absolutistisch ging, die Strömungen minder verschieden?

Von allem, was dem deutschen Volke versprochen worden ist und kein Geld kosten würde, ist nichts erfüllt. Die Trennung von Kirche und Staat läßt sich angeblich nicht durchführen, weil man durch die Koalition die gläubigen Massen, besonders die Hierarchie der katholischen Kirche nicht vor den Kopf stoßen darf. Man kann die straffe Organisation der Kirche nicht entbehren. Unsagbar lax wird diese wichtige Frage von den links stehenden Parteien behandelt. Die Sozialdemokratie hat von je her mit einer nicht zu glaubenden Toleranz gepredigt, daß Religion Privatsache sei. „Privatsache“ ist Religion aber erst in dem Augenblick, wo die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt ist, wo man keine Staatsreligion mehr anzuerkennen braucht und in der Tat nach seiner Fassung selig werden kann. Solange noch das empfängliche kindliche Gehirn hebräische Mythen als Wahrheiten aufnehmen muß, ist von Privatsache keine Rede. Das Christentum, diese durchaus orientalische Religion des heißen Klimas und geistiger Indifferenz, ist den nordischen Völkern schlecht bekommen. Zwei Jahrtausende einer Religion der Liebe und Europas heutiges Angesicht passen schlecht zu einander. Aber ein Abbau dieser unhaltbaren Moral und ein Aufbau neuer Ethik? Er ist für das Kultusministerium Haenisch belanglos.

Der Geist der Universität Berlin ist eine Schande für das Reich. Rassenhaß, Klassenhaß, chauvinistischster Hurratriotismus, Antisemitismus, Anrempelung kultiviertester Professoren wie Nicolai und die Existenz eines Roethe, der eine Vorlesung beginnen darf mit den Worten: „Wir, die wir regiert werden von Juden und Proleten . . .“: das alles sieht die Regierung mit ohnmächtiger Toleranz an. Schutzhaft gibts nur für Edelkomunisten und andre links stehende Männer, standrechtlich werden nur sie erschossen: was rechts steht, erfreut sich einer Freiheit, wie sie im wilhelminischen Zeitalter schwerlich denkbar gewesen wäre.

Wo bleibt die Einheitsschule? Wo die Schulreform? Was wäre dringender nötig als sie? Söhne und Töchter der gebildeten Stände, wenn sie mit sechzehn, siebzehn Jahren von der Schule kommen, wissen so gut wie nichts. Sie haben von den einfachsten Dingen keine Ahnung, sie haben kein Weltbild und keine Weltanschauung. Sie tapfen im Dunkeln. Man kann jedes

Fach herausgreifen, jedes, welches man will. Ueberall die gleiche Zusammenhanglosigkeit, das gleiche Fetzenwissen.

Die deutsche Muttersprache wird weder beherrscht noch erschöpft. Literatur wird im Ausschnitt zu Tendenzzwecken mißbraucht, um den Haß gegen den „Erbfeind“ und den Hurrapatriotismus nicht erlöschen zu lassen. Heine war Lyriker, aber als Mensch und Politiker Jude und vaterlandsloser Geselle.

Weltgeschichte gibt zahllose Namen von Zerstörern, Heldenkultus genannt, aber kaum ein übersichtliches Bild vom Werden und Wachsen und Vergehen einzelner Völker und Kulturen und nichts von der kulturellen Bedeutung der entschwundenen Phasen für unsern Neuaufbau.

In der Kunstgeschichte herrscht weiter ödester Humanismus mit Anbetung des Griechentums und der Renaissance. Von nordischer Schönheit kennen die wenigsten Deutschen etwas. Grünewalds Größe weiß kaum einer richtig zu schätzen, und Namen wie Schongauer, Gerthgen tot sin Jans, Dierk Bouts oder Roger van der Weyden sind der schulentlassenen Jugend Schall und Rauch.

Jahrelanges Studium fremder Sprachen führt nicht zum Gebrauch der Konversation und nicht zum Verständnis fremder Eigenart und internationaler Annäherung.

Hygiene wird nicht gelehrt. Aufklärung zahlt die Jugend oft mit schwerer Schädigung ihrer Gesundheit.

Wichtigste Aufgabe unsrer Schule: die Sehnsucht nach Kriegen wachzuhalten. In der Religionsstunde heißt es: Du sollst nicht töten!, in der Geschichte wird der Massenmord verherrlicht. Von Menschheitsverbrüderung und Pazifismus spürst du nicht einen Hauch.

Das proletarische Kind gar ist allen Uebeln preisgegeben. Der schulentlassene Proletarier kann in den wenigsten Fällen richtig sprechen und schreiben; ausgenommen die ganz dünne Schicht der Selbmadegroßstadtproletarier, aus der Führer hervorgehen. Auf dem Lande vollends ist der industrielle und landwirtschaftliche Proletarier von einer Unwissenheit, die man nur kennen lernt, wenn man mit diesen Leuten lebt. Fast immer aber sind eine Folge der Unwissenheit wirtschaftliche Not, Krankheit und Mißstände aller Art.

Die Einheitsschule wird von allen Schichten außerhalb des Proletariats gefürchtet. Sie bedeutet für ein paar Generationen vielleicht einen Rückgang der Zivilisation. Das proletarische Kind wird mit seinem unterernährten Hirn, auf das die Fähigkeit zur Geistesarbeit nicht vererbt ist, den Lehrstoff kaum so bewältigen können wie das guternährte Bürgerkind. Auch die moralische Schädigung des Bürgerkindes durch den proletarischen Kameraden kann nicht außer Acht gelassen werden. Das proletarische Kind bekommt manches zu sehen, wovon das bürger-

liche Kind ängstlich behütet wird. Es schläft nicht selten mit den Eltern in einer Kammer. Oft sind Schlafburschen im Hause. Uneheliche Kinder, illegale Verhältnisse, Trunksucht und Schimpfworte — wen verfeinerte das! Nicht, daß die Moral der bürgerlichen Schichten größer wäre. Aber das Geld erlaubt dem Bürger, sich die Geliebte außerhalb des Hauses zu halten, und verwischt die Spuren der notwendigen Nichtwohlanständigkeit. Daher ist die bürgerliche Jugend länger idealistisch und sieht dem Leben später als das Proletarierkind ins wahre Antlitz. Denn oft steht der jugendliche Proletarier schon mit vierzehn Jahren auf eignen Füßen, und der Staat schützt ihn nicht.

Das alles kann nichts helfen: die Einheitsschule kommt doch! Der Lehrplan muß geändert werden, sozialistische Lehrer mit neuem Idealismus müssen herangezogen werden. Das schulpflichtige Alter des Kindes muß heraufgesetzt werden, und das proletarische Kind darf nicht vor Eintritt der Mannbarkeit der Ausbeutung des kapitalistischen Staates ausgesetzt sein. Das Geld hierfür können wir auf der Stelle durch Notstandsarbeit und Abschaffung des Militarismus aufbringen. Wenn Keiner Waffen hat, kommt Keiner um. Militär ist fressendes, unproduktives Kapital, für das dem Volke Wucherzinsen erpreßt werden.

Wir müssen die Jugend in die Hand bekommen! Der Streik hat den Idealismus der Massen gezeigt — auf diesem Idealismus müssen wir bauen! Gebt ihm Nahrung und Leitung! Allzusehr ist die U. S. P. D. eine politische Partei. Das ist ihr Hauptfehler. Sie erzieht nicht mit allergrößtem Nachdruck ihre Massen zur Sehnsucht nach den Kulturidealen.

Mit der neuen Jugenderziehung kann das Bedürfnis nach Transzendentalismus gestillt werden. Voll tiefer Ehrfurcht wird die neue Jugend vor den noch unlösbaren Rätseln des Seins stehen. Aber es kann ihr auch dargetan werden, daß unser Streben nicht umsonst war, und daß wir im großen Schwingungsrhythmus des Weltgeschehens notwendig höher hinauf kommen. Es ist der Geist, der sich die Materie formt, wie der Physiker Gustav le Bon in seiner ‚Entwicklung der Materie‘ gezeigt hat. Heilige Freude an der Natur, an der Kunst, an der Hygiene, an sozialer Nächstenliebe, an Völkerverbrüderung werden das Hirn und das Herz befriedigen, wie es heute der Humbug der Religionen nicht kann. Denn was für einen Sinn hat der ganze transzendente Glaube an einen Schöpfer, an einen gerechten Richter, wenn kein Mensch dadurch besser, unegoistischer, ethischer wird?

Aber freilich: mit dieser Generation, die nur in ausgeleiterten Gedankengängen geht, ist nichts mehr zu machen. Daher ist neben dem Brot die Schule die Hauptsache. Das absolutistischste Regime aller Zeiten hatte dies längst begriffen. Es hat seine Lehrer so gedrillt, daß diese noch keine Morgenluft der Freiheit

wittern. Die Schulen sind nationalistisch verseucht. Die erste Tat der berliner Schulen bei der Ausrufung der Kapp-Regierung war, die verstaubten Gipsbüsten der Hohenzollern aus den Winkeln zu holen und aufzustellen, obschon die Lehrer und Direktoren kurz vorher auf die Verfassung vereidigt worden waren. Anderswo war es sicherlich nicht anders. Das ist die Zuverlässigkeit der Herren, die im Schutz des Kultusministeriums die Autorität der Republik untergraben.

Daher ist für alle sozial empfindenden und gebildeten Menschen nötig, mit allen Kräften und Mitteln auf dem kulturellen Gebiet zu arbeiten. Die kulturelle Erziehung der Massen muß mit der politischen Hand in Hand gehen, auf daß der soziale Kampf nicht umsonst sei. Fort mit dem Januskopf der Koalition! Fort mit der Militärdiktatur! Nieder mit diesem Kultusministerium!

Unsre Hoffnung, unsre Sehnsucht, die wir Menschen sind, ist die sozialistische Republik!

---

## Das Kapitel W. T. B. von Walter Oehme

Die Klagen über die mangelnde Objektivität des W. T. B. sind schon Jahre vor dem Kriege erhoben worden. Sie sind im Kriege und nach der Revolution nur stärker geworden. Alle Kenner des Nachrichtenwesens sind sich heute darüber einig, daß die Führung des deutschen Nachrichtenbüros nicht die Ansprüche erfüllt, die die deutsche Presse an einen zuverlässigen, möglichst objektiven Nachrichtendienst stellen muß. Zu diesen Klagen über die mangelnde Objektivität tritt die Tatsache, daß das W. T. B. infolge seiner stark gefährdeten Finanzgebarung dazu übergegangen ist, eine Art versteckter Annoncenexpedition zu bilden, indem es Meldungen, die nach Ansicht der Redaktion nicht dem Interesse der Allgemeinheit dienen, an deren Verbreitung aber irgendeine Gruppe oder Person ein Interesse hat, gegen die sogenannte Erstattung der Unkosten in seinen Nachrichtendienst einfügt. Es ist ohne jede Diskussion klar, daß dieser Zustand das Ansehen der deutschen Presse letzten Endes schwer schädigt. Dazu kommen die Klagen über die Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Büros, über die Unfähigkeit, in komplizierten Situationen einen sicher funktionierenden Nachrichtendienst aufrechtzuerhalten. In der letzten Zeit hat dieser Mangel an Promptheit, Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit im Nachrichtendienst noch zugenommen. Weshalb? Die Direktion des Büros möchte glauben machen, daß unter der Zuverlässigkeit des Nachrichtendienstes die Schnelligkeit eben leiden müsse — aber diese Zuverlässigkeit ist zu keiner Zeit auch nur im allernotwendigsten Umfang erreicht worden. Der wahre Grund ist: die ungünstige finanzielle Lage des Büros. Ein Betrieb, der, wie das W. T. B., auf der skrupellosen Ausbeutung seiner Arbeitskräfte, auf den schimpflichsten Hungerlöhnen seiner Mitarbeiter aufgebaut war, mußte selbstverständlich in finanzielle und organisatorische Schwierigkeiten geraten, sobald

diese Methoden der Geschäftsführung mit dem Geist der Zeit nicht mehr vereinbar waren. Die Niederknüppelung aller Konkurrenzen mit Hilfe eines schändlich besoldeten Beamtenapparates hat nur dazu geführt, daß das W. T. B. heute zwar das einzige große deutsche Nachrichtenbüro ist, daß es aber gleichzeitig als solches bei dem finanziellen Ruin und einer völligen Desorganisation seines Nachrichtenapparates angelangt ist. Die Rettung? Eine grundlegende Reorganisation des gesamten deutschen Nachrichtendienstes. Auch heute sind die Löhne und Gehälter der Angestellten des W. T. B. noch so, daß nicht nur das Büro seine zuverlässigen Mitarbeiter verliert und bei der Gewinnung neuer auf schlechtestes Material angewiesen ist, sondern daß auch eine Arbeitsunlust und Unsicherheit der finanziell ausgebeuteten Beamten und daraus eben — es ist ein *circulus vitiosus* — die Leistungsunfähigkeit des Büros entsteht. Die Direktion des W. T. B. hat sich deshalb hilfeschend an die Regierung wegen einer Subvention gewandt. Die Verhandlungen haben dazu geführt, daß in einer gewissen Form das Reich dem Büro eine zunächst einmalige Unterstützung gewährt. Dadurch erhöht sich das Interesse der Allgemeinheit an der Gestaltung des W. T. B. und seines Nachrichtendienstes.

Es ist selbstverständlich, daß ein Büro, das zum Teil aus den Mitteln des Reichs finanziert ist, eine gewisse Garantie für politische Objektivität zu bieten hat. Die Feststellungen der Frankfurter Zeitung, der Berliner Volkszeitung, des „Vorwärts“ und der „Freiheit“ nach den Kapp-Tagen haben als unerschütterlich die traurige Tatsache ergeben, daß die Direktion des W. T. B. Nachrichten der Kapp-Regierung verbreitet hat, von deren vollständiger Unrichtigkeit und bewußter Tendenziosität sie überzeugt sein mußte. Nachrichten des Pressechefs der Kapp-Regierung, die unter schallendem Gelächter aller Teilnehmer der Pressekonferenz als skrupellose Lügen entlarvt wurden, sind ebenso skrupellos vom W. T. B. weiterverbreitet worden. Herr Direktor Mantler hat, wie nach seinen eignen Erklärungen feststeht, der Kapp-Regierung davon Mitteilung gemacht, daß sein Büro einen ihm angekündigten Auftrag nicht werde ausführen können, weil am nächsten Tage seine Angestellten, entsprechend dem Aufruf zum Generalstreik, die Arbeit niederlegen würden. Er hat dadurch, ob mit oder ohne Absicht, die bekannte Verordnung über die Bestrafung der Streikenden und die Erklärung seines Betriebes zum lebenswichtigen erwirkt. Er hat ferner mit einer zum mindesten seltsamen Dienstfertigkeit die Aushängung dieses Befehls in den Räumen seines Büros veranlaßt. Ebenso feststehend ist das Telefongespräch des zweiten Direktors, das von einem Beamten der Reichsregierung belauscht wurde, und in dem Herr Dr. Dietz vom Pressechef des Herrn Kapp die für die „neue Regierung“ günstigen Nachrichten mit offensichtlicher Freude, die ungünstigen mit Bedauern aufnahm und dann selbst zu einer für die Kapp-Leute möglichst vorteilhaften Stilisierung beitrug. Diese (wie gesagt: einwandfrei festgestellten) Tatsachen drängen im Zusammenhang mit der staatlichen Unterstützung zu der Frage, ob es nicht notwendig sei, durch einen Personalwechsel in der Lei-

tung die Wiederherstellung des Vertrauens der Presse zum W. T. B. zu erreichen.

Allerdings bedeutet dies keine endgültige Lösung des Problems. Die kann nur durch eine gründliche Reorganisation erreicht werden.

Es ist recht und billig, daß man von einem Nachrichtenbüro, das fast allein die gesamte deutsche Presse mit Nachrichtenmaterial versorgt, eine möglichst vollkommene Neutralität verlangt. So wenig es aber überhaupt die Möglichkeit vollkommener politischer Neutralität gibt, so wenig wird dieses Ideal sich für ein Nachrichtenbüro erreichen lassen. Es gibt im politischen Leben stets Parteien, denen die große Mehrheit das Recht auf politische Betätigung überhaupt abspricht — oder nach Möglichkeit wegen ihres „staats- und ordnungsgefährdenden“ Charakters zu beschränken sucht. Die große Mehrheit der politisch Interessierten, die an der Verfassung festhalten oder sie jedenfalls nur auf verfassungsmäßigem Wege zu ändern bestrebt sind, werden niemals zugeben, daß „staatsgefährliche“, das kann heißen: revolutionäre politische Gruppen den Nachrichtenapparat im Staate für ihre Bestrebungen benutzen. Zwar werden im allgemeinen diese Parteien selbst keinen Wert auf offizielle Propaganda legen: sie haben aber ohne Zweifel ein Recht, sich gegen die meist entstellende Berichterstattung über ihre Bestrebungen und Ziele zu wehren. Diese Neutralität wird sich nie erreichen lassen. Es kann deshalb immer nur an die Neutralität inbezug auf diejenigen politischen Strömungen gedacht werden, die ihre politischen Ziele im Rahmen der Staatsverfassung zu verfolgen bestrebt sind. Alle übrigen politischen Parteien werden auch den Nachrichtendienst als einen Teil des von ihnen bekämpften Staatssystems hinnehmen und bekämpfen müssen. Daß das erfolgreich nur möglich ist durch einen gutorganisierten eignen Nachrichtendienst, ist der erste Fingerzeig für die Notwendigkeit eines vielgleisigen anstatt eingleisigen Nachrichtendienstes. Diese Notwendigkeit wird noch deutlicher, wenn man an die pazifistischen Gruppen und ihre Ziele denkt. Die Pazifisten sehen die gesamten weltpolitischen Ereignisse unter einem wesentlich andern Gesichtswinkel als der stets mehr oder minder national oder nationalistisch eingestellte Apparat eines mehr oder minder staatlichen Nachrichtenbüros. Man erweitere diese Betrachtungen auf das Gebiet internationaler sozialistischer Bestrebungen, und man wird zugeben müssen, daß all diese politischen Richtungen für ihre Ziele auf die Organisation eines eignen Nachrichtendienstes angewiesen sind.

Die auf diese Weise stark eingeschränkte relative Neutralität des Nachrichtendienstes muß aber unbedingt angestrebt werden. Da diese Neutralität gewissermaßen die Staatsverfassung zur Basis hat, so ist der Gedanke naheliegend, den Nachrichtenapparat zu verstaatlichen. Beim parlamentarischen Staatssystem, bei dem die Regierungsgewalt stets in den Händen einer oder einzelner Parteien liegt, würde damit der Nachrichtenapparat zum Propaganda-Monopol der regierenden Parteien werden. Allerdings bleibt die Errichtung eines amtlichen Nach-

richtenapparates, der ausschließlich amtliche und halbamtliche Nachrichten verbreitet, die grundlegende Forderung für die Gesundung unsres Nachrichten-Dienstes. Alle vorgebrachten finanziellen Einwände sind gegenüber der politischen Bedeutung dieser grundlegenden Forderung ohne weiteres hinfällig. Dagegen würde eine Ueberantwortung des gesamten Nachrichtendienstes in die Hände der Regierungspartei eine schwere Belastung der politischen Kämpfe und eine unerbittliche Bevormundung der öffentlichen Meinung bedeuten. Die Errichtung eines besondern Apparats zur Verbreitung der amtlichen Nachrichten würde zunächst das Monopol des W. T. B. für diese beseitigen. Danach wäre technisch und finanziell eine Gleichberechtigung für die Nachrichten-Organisation aller Parteien und Interessenten-Gruppen geschaffen. Solange dies nicht der Fall ist, solange wir noch keinen offiziellen amtlichen Nachrichtenapparat haben, muß die Monopolstellung des W. T. B. dadurch beseitigt werden, daß die Regierung allen andern Nachrichtenbüros den Bezug ihrer amtlichen Nachrichten freistellt. Ebenso muß die Verbreitung derjenigen Nachrichten, für die das W. T. B. von der Regierung besondere Vergütungen erhält, weil sie nach Inhalt wie nach Umfang nicht den Charakter einer reinen Nachricht tragen, auf alle übrigen Büros verteilt werden. Bis dieser Zustand erreicht ist, bis jede politische Gruppe die Möglichkeit hat, einen eignen Nachrichtendienst, unter möglichst den gleichen Voraussetzungen wie alle bisher bestehenden, zu organisieren, so lange wird die Presse sich selber eine Garantie für die Neutralität des W. T. B. schaffen müssen. Die Anregung, die aus Regierungskreisen kam oder zum mindesten unterstützt wurde: daß die Verleger in Verbindung mit dem Reichsverband der Deutschen Presse eine Kontrolle über den Nachrichtendienst des W. T. B. ausüben sollen, ist sorgfältiger Erwägung wert. Wenn der Verein der Deutschen Zeitungsverleger zusammen mit dem Reichsverband der Deutschen Presse sich entschließt, auf Grund finanzieller Beteiligung an dem höchst sanierungsbedürftigen W. T. B. und seinem Nachrichtendienst die Mitverantwortung zu übernehmen, so wäre damit eine, wenn auch nicht in jeder Beziehung sichere, so doch höchst begrüßenswerte Garantie für eine möglichst neutrale und objektive Berichterstattung gegeben. Die technischen Schwierigkeiten einer solchen Ueberwachung des W. T. B. sind keineswegs gering, doch auch nicht unüberwindlich. Ueber die Organisation eines Nachrichtendienstes auf internationaler, sozialistischer und pazifistischer Basis wird noch ausführlich zu sprechen sein.

---

**W**arum betrachten sich alle Parteien als Spießgesellen der Spitzbuben, von denen sie gerupft werden? Weil alle Parteien verrückt, dumm, ungerecht, blind sind! . . . Ich bin überzeugt, daß Sie mich bissig finden und mir antworten werden: Was tut das alles? Aber es tut alles etwas, und wir gehen zugrunde durch die Prahlucht, durch die Unwissenheit, durch den Eigendünkel, durch die Verachtung der Größe, durch die Liebe zum Banalen und die dumme Geschwätzigkeit.

*Flaubert*

## Kadettenliteratur von Ignaz Wrobel

W eil es heute so furchtbar leicht erscheint, militaristische Literatur zu kritisieren, möchte ich mich erst einmal selbst zitieren, und zwar etwas, das ich geschrieben habe, als ich noch klein und unschuldig war, im Jahre 1913: „Es gibt in Deutschland einen ganz merkwürdigen Literaturzweig, den man Seekadetten- oder auch Fähnrichs-Literatur zu nennen geneigt ist. Diese tausende von Büchern sind nun durchaus nicht für Kadetten oder Fähnriche geschrieben, sondern sie handeln nur von solchen. Sie heißen: ‚Seiner Majestät Kadett‘; oder: ‚Fritz, der Chinesenfähnrich‘; oder: ‚S. M. S. Möve‘; oder ähnlich. Ist das ein merkwürdiger Ton in diesen Büchern! Sie arbeiten alle mit Kraftworten. Mutig unterdrückt der junge Kadett Heimweh und Schluchzen, wenn er das feste Land verläßt, und markiert den Mann. Alle markieren alles: der Vorgesetzte Strenge (denn in Wirklichkeit ist er ein herzensguter Mann), die Kadetten unbedingte Ergebenheit (und in Wirklichkeit schimpfen sie wie die Rohrspatzen). Die ganze Geschichte steht allemal unter der sieghaften Idee, daß der Wille des Vorgesetzten Himmel, Hölle und alle überirdischen Reiche bedeutet. Auf ihn kommts an, um ihn dreht sich alles, der militärfromme Bürger begreift: welch ein Unglück, wenn der Fockmast nicht nach Vorschrift II b gekappt ist. ‚Himmel Herrgott, Donnerwetter noch einmal! Da soll doch . . . ‘ Die Kadetten ducken sich, der ‚Alte‘ flucht, und der Leser schmunzelt behaglich im Lehnstuhl über unsre frische Jugend, und weils er nicht mitzumachen braucht. Und wenn man diesen deutschen Idealen eine Nadel in den Hintern piekt, gemuckt wird nicht! Achtung! Stillgestanden! Präsentiert das . . . Sie glauben am Ende wirklich, diese falsch angebrachte Schneidigkeit an Wehrlosen, dieses Sichducken seinem Leutnant gegenüber — das sei etwas Rechtes. Sie halten vielleicht für Gradlinigkeit, was Borniertheit ist: diese Fähnriche, diese Kadetten, diese ganze Gesellschaft mag auf der Welt hinkommen, wohin sie will — sie lernen nichts hinzu, sie werden immer beschränkte junge Leute mit einigermaßen gutem Benehmen bleiben und sich einbilden, sie seien zur Herrlichkeit und die Andern nur zur Staffage geboren. ‚Und da trat Werner von Lüdinghausen dem schwarzen Schuft ins Gesicht, daß er . . . ‘ Was seinen Leutnant anging, so bemühte er sich bei diesem mehr um das zweite Gesicht und ließ sich gern einen krummen Hund schimpfen, weil man nur auf diesem Wege erreichen kann, späterhin auch Andre so zu benennen.“

So war das also vor sieben Jahren. Das Buch ‚von der ‚Ver-gitterten Jugend‘, von dem ich sprechen will (Geschichten aus dem Kadettencorps‘ von Hans-Joachim Freiherrn v. Reitzenstein, im Verlag von Dr. Eysler & Co. zu Berlin), sieht grade so aus, ist es aber wohl doch nicht. Es ist vor dem Krieg geschrieben. Manche Geschichten freilich (zum Beispiel die von der Erbsünde, worin ein junger unschuldiger Kadett von einer Straßendame angesprochen wird, ihr nicht folgt, aber doch von seinem Unter-offizier ein paar fürchterliche Ohrfeigen bezieht) sind so hart auf der Kippe, daß sie ebenso gut auch zum Ruhme des Kadetten-



corps geschrieben sein könnten wie zu dessen Tadel. Und noch aus der herbsten Kritik scheint manchmal so eine Art Stolz über diese Erziehung zu sprechen. (Oder ist es Stolz und Jammer über das Material?) Groß-Lichterfelde? Sparta, meine Lieben, Sparta.

Die Geschichten sind zusammengehauen — sie sind keine rechte Literatur und gehören auch nicht jener hier so oft gerühmten Erlebnisliteratur von Leuten an, die nur leben und nicht schreiben können.

Aber es handelt sich ja gar nicht um dieses Buch. Es handelt sich darum, daß noch immer keiner — außer Heinrich Mann — unter den deutschen Poeten da ist, der den Leuten einmal sagte:

All dieser Kollektivitätsschwindel ist ein Verbrechen. Es gibt keine „Ehre der Sexta“, so wie es keine einheitliche Ehre der Feuerwehr oder der Sicherheitspolizei gibt. Es gibt keine Spezial-Ehren. Es gibt keine Kastenunterschiede unter den Menschen — es gibt keine, es gibt keine, es gibt keine. Es ist nicht „forschen“, sich von seinem „Vorgesetzten“ Stiefelwichse in den Mund schmieren zu lassen — es ist nur hündisch. Es ist nicht tapfer, zu quälen, und es ist nicht tapfer, sich quälen zu lassen. Das hat immer nur die Knochen zusammengerissen, aber nie den Geist, weil es keinen hatte. Das betrachtete das Zivil, zu dessen Schutz es doch eigentlich fungieren sollte, als ein lästiges Anhängsel — wie sagt Wells in „Mr. Britling“? „Das Heer sah die große inoffizielle Welt der Zivilisten als etwas Unbestimmtes, Unsympathisches, möglicherweise Feindliches an, etwas, das man grob zurückwies, wenn es sich einmischte, betrog, wenn man konnte, etwas, das Parlamentsmitglieder zu Besuch sandte und mit Geld knauserte.“ Wohlgemerkt: er sagt das vom englischen Heer — also muß das wohl so in der Naturgeschichte der Armeen liegen.

Um wie viel gefährlicher ist das aber bei einem Volke, das, wie das deutsche, dank Tradition und Anlage, sowieso schon etwas zum Domestikentum neigt und wonneschauend stramm steht, wenn nur Andre auch einmal vor ihm stramm stehen müssen. Und man findet ja schließlich immer Einen, der noch tiefer steht als man selbst.

Rettet das aus! Laßt euch nie mehr dazu mißbrauchen. Verweigert den Gehorsam, auch wenn ein „Vorgesetzter“ befiehlt. Nehmt keine Dienste an, die euch Unmenschliches zumuten. Die jetzigen Soldaten dürfen sich eigentlich nicht beklagen — sie haben es so gewollt. Aber auch sie sollen befreit werden vom Joch der alten Offizierskaste — auch sie müssen das Recht haben, als Menschen und nicht als Kerls behandelt zu werden.

Rettet das aus. Es darf keinen Staat im Staate geben. (Wir haben hundert.) Keine Korporation hat das Recht, aus der Gemeinschaft Aller auszutreten und eine üble Sonderwelt zu bilden — weils ihr bequemer ist. Wie sie bei allen Delikten zusammenhalten! Wie im Kadettencorps. Wie sie lügen, wenns um das Prestige geht! Wie im Kadettencorps. Wie sie heucheln! Wie sie den Dienst benutzen, um ihre schäbigen Sonderinteressen durchzusetzen! Wie im Kadettencorps. Und die Folge?

Dieses Land hat Herren und Kerls. Männer hat es nicht.

# Industriekapitäne von Hans Ganz

XI.

Eduard Arnhold

Ganz alten Reichtum gibt es in Berlin nicht. Hier wohnen keine Nachfahren jener Raubritter, die sich frühzeitig gratis den besten Boden sicherten. Der hohe Adel ließ sich schon unter Wilhelm dem schlechten Schauspieler höchstens für einige wenige Wintermonate in der Reichshauptstadt nieder. Die ganz schwere deutsche Industrie hat ihren Sitz im Rheinland und in Oberschlesien, und an die Spree dringt nur ein dürftiger Schein dieser beiden großen Sonnen des Reichs. Hier sind schon Millionen-Vermögen selten, die drei oder auch nur zwei Generationen wahren. Solch ererbten Besitz haben etwa: die Brüder Bleichröder, die Mendelssohn, der frühere freikonservative Reichstags- und Landtagsabgeordnete v. Dirksen, die Ravené. Im Falle Bleichröder stammt alles vom Großvater, Bismarcks Bankier. Den Grund zum Besitz der Mendelssohn legte Abraham Mendelssohn, der das im Augenblick größte deutsche Privatbankhaus anno 1795 errichtete. War Gerson Bleichröder Bismarcks Vertrauensmann nach dem deutsch-französischen Kriege und setzte er die Kriegsentschädigung der Franzosen auf fünf Milliarden fest, so hat Abraham Mendelssohn schon in den Jahren 1819 und 1820 die Summen eingetrieben, die die Franzosen damals an die Preußen zu zahlen hatten. Und der pekuniäre Erfolg dieses pariser Aufenthalts war für Mendelssohn recht stattlich. Einen bedeutenden Aufschwung nahm das Haus Mendelssohn, als sich Ernst Mendelssohn-Bartholdy, Abrahams Enkel, mit der Tochter des sehr reichen berliner Bankiers Robert Warschauer verheiratete. Ernst Mendelssohn knüpfte Verbindungen mit dem russischen Staat, mit den russischen Eisenbahnen und den russischen Kommunen an, und daraus entwickelten sich Kommissionsgeschäfte solchen Umfangs, daß Ernst Mendelssohn lange Zeit, bis zu seinem Tode, der weitaus vermögendste Mann Berlins war. Der konservative Herr v. Dirksen, der übrigens ein Freund des Schwagers von Wilhelm dem Zweiten, des Ernst Günther von Schleswig-Holstein, ist und diesen allezeit geldbedürftigen Herzog immer über Wasser gehalten hat und wahrscheinlich noch hält, hat etliche Dutzend Millionen mit seiner Frau, einer Tochter des jüdischen Bankiers Schnitzler aus Köln, erheiratet. Die Glücksgüter der Ravené sind siebzig, achtzig Jahre alt und haben ihren Ursprung im Eisenhandel.

Das größte Vermögen Berlins ist auch das jüngste: das des Herrn Otto Markiewicz. Er wie Rudolf Mosse, Leopold Koppel, James und Eduard Simon haben alles selbst in der Hauptstadt erworben. Und das gilt auch für den Geheimen Kommerzienrat Eduard Arnhold. Arnhold gehörte schon lange vor dem Kriege

zu den reichsten Persönlichkeiten Berlins. Nach der letzten preußischen Vermögens- und Einkommen-Steuer-Statistik, die vor dem größten Weltunglück aufgenommen wurde, besaß er mehr als 40 Millionen Mark und ein Jahreseinkommen von rund drei Millionen. Nun ist die Hauptquelle dieses Besitzes und Einkommens der Großhandel mit Kohle. Und da Kohle im Krieg und besonders nach dem Krieg immer teurer geworden ist, haben sich in dieser logischsten und gerechtesten aller Welten auch die Gewinne der Großhändler vervielfacht, und so ist es kein Wunder, daß Geheimrat Arnhold heute bedeutend mehr als hundert Millionen Mark hat. Freilich waren vierzig Friedens-Millionen besser. Die Frage ist nur, ob die Menschen, die bei den unerschwinglichen Arnholdschen Kohlen im Winter frieren und im Sommer hungern, Herzenswärme genug haben, um den armen hundertfachen Millionär Arnhold zu bemitleiden, dessen Millionen durch Wilhelms des Zweiten Politik entwertet sind.

Eduard Arnhold hat nie etwas anderes getrieben als den Kohlenhandel. Er stammt aus Dessau, ist der Sohn eines praktischen Arztes, trat mit fünfzehn Jahren als Lehrjunge in das Kohlengeschäft von Caesar Wollheim ein und brachte es dort durch Zuverlässigkeit, Eifer und Umsicht zum Prokuristen, dann zum Mitchef und schließlich — nach dem Tode von Caesar Wollheim und seiner Witwe — vor mehr als einem Jahrzehnt zum Alleinhaber. Der Kohlenhandel ist nicht eben das ehrlichste Geschäft dieser unehrlichen Welt. Im Kohlenhandel — im kleinen wie im großen — gilt das Wort: Man wird nicht reich an dem, was man liefert, sondern an dem, was man nicht liefert. Erstens wiegt der Belieferte Kohle erfahrungsgemäß nicht nach. Und zweitens kostet Regen nicht mehr als Luft und ist doch ziemlich schwer.

Von den vielen Millionen macht Arnhold, der übrigens in einer eignen Prachtvilla des Tiergarten-Viertels haust, einen seltenen Gebrauch: der ungetaufte Jude hat nicht nur schon lange Zeit die Schwäche gehabt, allerhand wirtschaftlich heruntergekommenen preußischen Konservativen ausgiebig unter die Arme zu greifen — er gehört neuerdings zu den stärksten finanziellen Stützen der politischen Reaktion in Deutschland. Er war gradezu der Financier des Kapp-Putsches, und zwei der Haupt-Putschisten: die Herren Fritz Grabowsky und Hauptmann Pabst haben einige Zeit bei Arnhold gewohnt. Unter solchen Umständen versteht es sich, daß er — als alter Freund Wilhelms des Zweiten — überzeugter Monarchist ist. Wie übrigens fast alle reichen Juden im Kriege fürs Durchhalten bis ans Ende waren, wie sie heute nationalistisch, militaristisch, kapitalistisch und antidemokratisch gesinnt sind. Was die Antisemiten nicht hindert, von den Juden als einer einzigen internationalen und revolutionären Familie zu sprechen.

Das Geschäft der Firma Caesar Wollheim besteht darin, daß sie etwa die Hälfte aller in Schlesien erzeugten Steinkohle direkt von den Gruben auf Grund alter Verträge kauft und an Groß- und Kleinhändler weiterverkauft — die andre Hälfte der schlesischen Steinkohle wird von der Konkurrenz: der Firma Emanuel Friedlaender & Co. verhökert.

Die Kapitalinteressen Arnholds erschöpfen sich allerdings nicht im Kohlenhandel. Er hat im Laufe all der Jahre, wo er nicht imstande war, seine Gewinne zu verzehren oder seinen konservativen Freunden zuzuwenden, Aktien der verschiedensten Unternehmungen gekauft, in deren Aufsichtsrat er nun sitzt: A. E. G., Dresdner Bank, Ludwig Loewe & Co., Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken, Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation und andrer.

Arnhold ist verheiratet und kinderlos. Er hat eine Adoptivtochter evangelischen Glaubens, die mit dem Kommerzienrat Kunheim von der Chemischen Fabrik Kunheim & Co. verheiratet ist.

---

## Othello, eine jiddische Operette <sup>von</sup> Walter Mehring

Heuchler soll m'r heißen,  
un mit Geld soll m'r schmeißen.

Blümele, 1. Akt, 1. Szene

### Vorspiel

Die Plakate klebten auf dem nördlichen Rummelplatz.

Links war die Bude des Autofresso — Mensch oder Maschine? Ein weißgekalkter Elegant, Zylinder und Frack, der in erstarrten Händen zwei elektrische Birnen hielt und mit glasigen Augen ins Publikum stierte. So oft sich genügend davon angesammelt hatte, packte ihn der Besitzer wie eine Puppe und schleifte ihn in den Vorführungsraum. Rechts wartete La belle Liane, apathisch gegen die ewig gleichen Anpreisungen ihres Managers.

„Meine Damen und Herren“, sagte er, „die zweite Nummer unsres Wunderprogramms soll machen Fräulein Liane, genannt La belle Liane, deren Körper is e kompletter Museum, alles sehr künstlich mit ene elektrische Maschin' in die bloße Haut tätowiert. Sie kennen sich übersseugen, daß sie hot auf dem linken Oberschenkel des Kindes Schutzengel, auf dem andern das Porträt ihres seligen Vatters und auf dem Rücken, Gott behüte, den ganzen Schill, was is gefallen mit elf Offissiere, bis herunter am Tochus. Kimmen Sie rein, meine Damen und Herrn, kimmen Sie rein, Sie sollen ihr sehn wie gesagt so gesagt: barfuß von die Fieß bis zum Kopp! denn der ganze Entree betrogt Eine Mark.“

Dazwischen klebten also die Plakate, welche ankündigten: „Blümele, die Perle aus Warschau“, Operette in fünf Akten und zwei Bildern.

## Die Vorstellung

Der dichtgefüllte Theaterraum — eine halbe Stunde entfernt — war so kläglich wie alle altberliner Prachträume. Die Vorstellung hatte bereits begonnen. Das Stück spielt zur Zeit des Polenkönigs August des Dritten. Ein großer Mann in einer Art roter Husarenuniform und aufgewirbeltem Habschnurrbart, Graf Jablonowicz, klagt einem infam verschmitzten Bauern, dem Dorfrichter Maksim, seinen Dalles. Maksim, der aber nicht borgen will, rät ihm, sein Bruderskind zu töten, um zu erben. Und das Verbrechen wird dann natürlich den Juden als Ritualmord untergeschoben! Fluchend gibt der Graf seine Unterschrift, durch die er sich im voraus schuldig bekennt, und teuflisch grinsend steckt der Dorfrichter den Schein in die Tasche. Aber was tut Gott? Des Grafen Diener, ein geschmatteter (getaufter) Jüd, ist Zeuge der Verschwörung geworden und schleicht sich dem Dorfrichter nach.

„E Kopp muß man haben“, sagt der Dorfrichter.

„Soll leben mein Gewuhreköppel“, sagt der Diener Paul (vormals Berele) und stiehlt ihm den Schein aus der Tasche.

Frenetischer Beifall belohnt ihn!

Nächste Szene: der Thronsaal. Des Königs Hofstaat: drei purpurgekleidete Edeldamen singen jüdische Lieder. Anwesend der Fürst und der Dorfrichter und Doktor Daniel, des Königs jüdischer Leibarzt. Doktor Daniel ist in den Flitterwochen und schwärmt dementsprechend von Blümele, seinem adligen Weibe. Und der Fürst, ohnehin schon durch seinen Dalles verbittert: „Adlig, sogst Du? Das sollst Du mir bießen, Judä!“ und fordert den Doktor auf Säbel. Da tritt der König ein, ein sehr finsterner Herr, aber ganz augenscheinlich Philosemit!

„Gott soll schützen, daß Blut fließt! ich erlaab kaan Duell!“ sagt der König, und man einigt sich: der Fürst soll gewonnen haben, wenn das schöne Blümele sich verführen läßt! Hierzu reicht ihm der Doktor seine Visitenkarte. Ein feines psychologisches Moment rundet das Bild ab:

Der König: Gebt euch die Hände! (Es geschieht, und der Dorfrichter, eifertig, wischt dem Fürsten die treife gewordene Hand.)

Der König: Kreizt die Klingen! (Es geschieht, und der Dorfrichter verfährt ebenso mit der fürstlichen Klinge.)

## In der Pause

spielt das jiddische Orchester den typischen Niggen, der aufreizend und monoton asiatisch klingt, aber auch modernste Schlager. Und die klingen nicht anders. Der Primgeiger gibt ein Solo zum Besten: ein irres Gezwitscher in feinsten Flageoletttönen! Ein eisgrauer Kaftanjude dreht sich um und sagt: „Mein Sohn!! Er hat gespielt dem Kanarek (Kanarienvogel)!“

Man kritisiert das Stück.

Der alte Jude sagt: „Sie hätten sollen sehen den Muskateller, was is gewesen Schospieler in Krakau! Der Mann hat gespielt, gespie . . . ielt — was soll ich Ihnen sagen! daß der Schlag ihm hat getroffen auf offener Bühne!“

## Die Fortsetzung

des Stückes kann man nun garnicht im Einzelnen wiedergeben. Es war nicht bloß Operette, sondern Oper, Drama und Singspiel, Pogroms und Ritualmord, Gefängnisse, Thronsäle, Einöden — alles in einem. Einmal sitzt der König verirrt im Walde und klärt (sinnt nach), wie das nur ein koscherer Jude vermag. Laut singend, weltabgewandt geht ein Scheigez (Jüngling) vorüber, der Marschallek (Schelm) des Stückes. Und der König, begeistert von dem Kol (Stimme): „Sing m'r emol was vor!“ Der Scheigez: „Heißt e Mezzie, vor Ihnen, zu singen!“ Der König versteht aber kein Jiddisch, und der Scheigez darauf: „Se versteihn nischt? E mezzie, e mezzie . . . e . . . ie, e mezzierä, mezziong“ — nasal und in hundert Variationen — „hoste gesehn esoi e Mensch. Jiddisch versteiht er nischt und daatsch kann er aach nischt!“ Dieser Marschallek ist überhaupt der groteske Darsteller. Als der König ihn lobt: „Giet! giet! Du sollst werden Chasen (Vorbeter) bei Hofe, denn wisse, Du hast gesungen vor deinem König“ — da beginnt er unter Verwünschungen und Bartraufen in heftigem Beten den Oberkörper zu schleudern wie ein echter Chasen. Er hat vor dem Meilech (König) gesungen — noch schlimmer: vor einem Goi!

Furchtbar schön wird auch das Pogrom (hinter der Szene) mit dem Schreckensruf der Juden: „Die Gojim machen Risches!“ eingeleitet. Blutüberströmt wankt eine Frau an der Seite des Arztes herein — der geschmattete Paul (vormals Berele) sieht zornspeiend (wörtlich), daß seine Kugel das Ziel verfehlt.

„Ich hab Dir doch ebbes erschossen! was lebste?“ schnaubt er den Arzt an, der mit edler Geste auf die Tote weist. Betroffen sinkt er nieder.

Dr. Daniel (besinnt sich auf seine medizinischen Kenntnisse, fühlt der Leiche den Puls, sachlich): Sie ist toit!

(Dann fühlt er dem Paul den Puls; ebenso sachlich): Er is nischt toit!

Das war der längste Satz des Doktor Daniel!

Ich weiß wirklich nicht, wie das Alles zu Ende ging. Um halb elf Uhr sollte Schluß sein. Um elf Uhr schien alles in Butter aufzugehn. Aber um viertel ein Uhr war der Konflikt schon wieder so zugespitzt, daß es für Tausend und eine Nacht gereicht hätte.

Man spielt dort selten. Dann aber wird mehr geboten als in allen berliner Theatern zusammen.

---

## Gruß von Heinrich Fischer

Verblichne Spur im abendlichen Meer,  
Von dunkler Anmut der Ersehten schwer —  
Es war dein Blick.

Erhobne Hände fassen ihn nicht mehr.

O Scham des roten Himmels, die mich rief  
Nach jedem Vers, der sich zur Welt verlief!  
Geh hin, mein Wort,  
In ihre Stube hin, und neig dich tief.

# Ein Aufruf von Kurt Tucholsky

Aus der Festungshaftanstalt Ansbach schreibt mir Erich Mühsam:

Sie fragen mich an, ob Sie für uns (wir sind hier in Ansbach fünf Festungsgefangene, in ganz Bayern noch etwa hundertundzwanzig) — von der Amnestie werden wir ja ausdrücklich ausgenommen — etwas tun können. Es gibt in allen Anstalten besonders bedürftige Genossen, denen mit Likör, Tabak, Zigarren, Zigaretten, Eßwaren jeder Art und Geld geholfen werden kann. Ich nenne Ihnen ein paar Namen von braven gefangenen Proletariern, die sonst ganz ohne Protektion dastehen. Vielleicht wäre es Ihnen möglich, dahin mal eine Hilfsaktion zu dirigieren. Da ist zunächst ein über fünfzigjähriger Arbeiter Gottfried Bareth in Sankt Georgen Bayreuth, der sehr arm und schwer magenleidend ist; eine Tafel Chokolade oder eine Dose kondensierter Milch wäre für ihn eine große Wohltat. In Nieder-Schönenfeld bei Rain am Lech käme Ludwig Egenspurger in Betracht, der gern raucht und sich keine Zigaretten leisten kann. Ebenso geht es dem — seiner politischen Betätigung wegen — relegierten Studenten Ernst Ringelmann in Lichtenau bei Ansbach. Natürlich sind auch wir hier in Ansbach für jede Unterstützung dankbar.

Eine Regierung, die eine Amnestie nur deshalb erläßt, weil sie nicht die Machtmittel hat, die Täter eines vollendeten Hochverrats zu fassen und zu bestrafen, verfolgt dafür, getrieben von der peitschenden Rachsucht bürgerlicher Kreise, die Anhänger der münchner Räte-Republik mit Haß und Ausdauer. Ueber den Wert oder Unwert dieser Männer und ihrer Bestrebungen ist so lange nichts zu sagen, wie die Kappisten frei herumlaufen und dank einem Notgesetz die Möglichkeit haben, es nächstes Mal besser zu machen. Erich Mühsam hat fünfzehn Jahre Festung bekommen. Dafür dürfen Marloh, Kessel und Hiller schon eine ganze Menge.

Wer einmal — im Gefängnis oder bei den Preußen im Krieg — vom Boden seiner Tätigkeit abgeschnitten war, der weiß, was Einsamkeit ist, und weiß auch, wie jedes kleine Zeichen erfreut: eine Karte, ein Paket oder ein Buch vom andern Ufer, von der Welt, der man einmal angehört hat.

Ihr, die Ihr Dieses lest, wolltet und wollt gewiß helfen. Ihr kommt nur nicht dazu, und ein guter Vorsatz wird rasch vergessen. Vergeßt nicht. Denkt an diese kleine Schar von Idealisten, die grade noch mit dem Leben davon gekommen sind und es nun für die feige Rachsucht einer schwachen Regierung in qualvollen Jahren hergeben sollen. Der Mörder Kurt Eisners darf aus seiner Haft monarchistische Artikel schreiben — diesen Männern da geht es nicht gut. Kein Leitartikel, keine Volksversamlungsrede und keine Arbeit der Organisationen dringt unmittelbar hinter die Festungsmauern. Helft anders.

Ich bitte für eingekerkerte und notleidende Menschen geistigen Kalibers und reinen Willens um Geld oder unverderbliche Nahrungsmittel oder Bücher. Auch Tabak in jeder Gestalt ist sehr willkommen.

Sendet, was Ihr senden wollt, an den Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Dernburgstraße 25, mit der Aufschrift: „Für die politischen Gefangenen Bayerns“. Jede Sendung wird hier quittiert.

Bayern spielt sich seit einiger Zeit als europäischer Großstaat auf. Die eingesperrten Geistigen Bayerns wenigstens sollen sehen, daß das Land noch zu Deutschland gehört, und daß wir auch noch da sind.

# Rundschau

Wenn Zwei das Selbe  
tun...

Das Landgericht zu Essen hat den Oberlehrer Siemsen, der während der Unruhen des Ruhrbezirks im Auftrag des revolutionären Vollzugsrats als Zensor der essener Presse fungierte, wegen Amtsanmaßung und Landfriedensbruch zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. (Es hat ihn verurteilt — darauf kommt es hier an. Daß die Strafe nicht verbüßt wird, ist eine Sache für sich.)

Die Deutsche Allgemeine Zeitung zu Berlin hat den Kapitän Humann, einst Pressechef des Admirals von Tirpitz, der „während der Unruhen von Berlin im Auftrag der Kapp-Regierung“ als Pressechef fungierte, zum Chefredakteur des vormals offiziellen Regierungsorgans gemacht, nachdem besagte Regierung zwar den Tirpitz, den Kapp-Putsch und die Unruhen des Ruhrgebiets überwunden (?), aber anscheinend nicht das Geld zur Erhaltung ihres armseligen Blättchens aufgebracht hat.

Rechts und Links haben gleich große Ursache zur Unzufriedenheit. Links sagt sich: „Wozu haben wir eigentlich Kappen weggestreikt, wenn jetzt...?“ Und so weiter mit allen Folgerungen, die man in der entsprechenden Presse lesen kann. Rechts hingegen fragt man (und fängt ganz ähnlich an): „Na, wozu haben sie wirklich Kappen schon weggestreikt, wenn sie ihn jetzt nachträglich in Gestalt seiner Helfer wortlos anerkennen. Denn wir haben ja schließlich keinerlei Grund, die ‚zurückgekehrte‘ Regierung mit dem zu ihr stehenden Volke nicht zu identifizieren. Und wenn unser Humann Chefredakteur und dann vielleicht bald Minister wird — warum ist dann

Herr Siemsen nicht gleich zum Tode verurteilt worden?“

Ja warum? Warum Marburger Zeitfreiwillige, Paasche und Pflugk-Hartung? Immer hübsch konsequent oder hübsch inkonsequent, aber nicht das ewige Schwanken. Dies goldene Wort sollte man über das Königliche Schloß oder andre Präsidenten- und Ministerwohnungen schreiben. Aber wir haben die praktische Nutzenanwendung dieses Lebensgrundsatzes in Deutschland jetzt so lange durchkonjugiert, daß uns die Puste ausgegangen ist und uns Niemand übel nehmen darf, wenn wir schon lange nicht mehr genau wissen, was Siemsen und was Humann ist.

•

Nicht lange ists her, da veranstaltete eine berliner Zeitung eine Umfrage des skeptischen Wortlauts: „Wie kann dem deutschen Volke überhaupt noch geholfen werden?“ Ueberhaupt noch — das besagt eigentlich schon sämtliche möglichen Antworten. Jedennoch haben sich August Müller, Walther Rathenau, Wichard von Moellendorff, Oeser, Rießer und Andre, darunter — o, auch über die formale Desorientiertheit der Zeit! — Heinrich Mann, beileibigt, auf besagte Frage mehr oder minder ausweichende Antworten zu erteilen. Hierbei begegnete dem wissensdurstigen Leser folgendes Dictum, taurisch und bescheiden wie's Blauveilchen im Grase: „Nach einem verlorenen Kriege ist Einigkeit, Ehrlichkeit, Arbeit, Sparsamkeit und Gottesfurcht unbedingt erforderlich.“

Dagegen ist wenig einzuwenden. Einem Pastor mit sieben Kindern und dem entsprechenden preußischen Salär steht diese Antwort durchaus an; auch Universitätsprofessoren, Aerzte, Richter, alle Geistesarbeiter mögen in solchen



Direktiven Trost finden und Rettung erblicken, und weder bonafides noch fides eventualis seien ihnen abgesprochen. Aber wenn ein Anderer das Selbe tut . . .

Und so laßt uns denn bekennen, daß über dem Zukunftssprüchlein der Name August Thyssen steht und unter Thyssen die Ortsangabe: Schloß Landsberg bei Kettwig. Und sehen Sie wohl, Herr Thyssen, da hat es geschnappt, denn wenn der Arbeiterstand, der schwere, und der Mittelstand, der noch schwerere Not leidet, Ihnen in unverminderter Gutmütigkeit den persönlichen Ernst dieses Segens geglaubt hätten, so mußten sie doch vor dieser vierwortigen Zeile bocken. Wir wissen zwar, daß Sie gegen den großen Stinnes ein bescheidener armer Teufel sind, was unsre ressentimentale Sympathie natürlich erhöht. Aber an die Gottesfurcht in Ihrer Schloßkapelle und an die Sparsamkeit in Ihrer Schloßküche glauben wir einfach nicht. Unumwunden zugestehen können wir Ihnen dafür den Glauben an Ihre Arbeit und an die Einigkeit mit Ihren Berufsgenossen, wenn Sie im Arbeitszimmer dieses Schlosses Pläne schmieden, über die wir uns hier nicht weiter unterhalten wollen. Aber trotzdem hätten Sie der Zeitung von Schloß Landsberg aus nicht diese Antwort erteilen dürfen. Sie haben sich selbst um den Effekt gebracht. Sie sind eben kein Pastor. Und Sie können wirklich nicht verlangen, daß wir die Forderung der „Ehrlichkeit“ widerspruchslos hinnehmen sollen, jener Ehrlichkeit, für die es kein deutsches Wort, sondern nur das englische „cant“ gibt, und dessen Anwendung wir von Ihnen und Ihresgleichen noch selten in solcher Vollkommenheit erlebt haben wie bei Gelegenheit dieser Antwort!

*Hans Glensk*

## Der kleine Hamsun in der Westentasche

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Unsre bessern deutschen Dichter, selbst die schlechtesten, haben ja auch ihre Epigonen. Aber was für schiefgewinkelte Kerle sind das dann allermeistens: kein Fisch und kein Fleisch. Einen Epigonen von Knut Hamsun? Das kann man sich eigentlich gar nicht vorstellen. Ebensowenig wie man sich einen Epigonen vom Lieben Gott vorstellen kann. Und doch gibt es einen. Der neue große Humorist, den der Verlag Albert Lange ankündigt, ist weiter nichts als ein Hamsun für den werktäglichen Hausgebrauch. Wenn man alle Sonn- und Festtage ein Kapitel des großen Originals zur Erbauung und allenfalls während der Sommerferien, wenn der Mensch sonst gar nichts im Kopf hat und Fehrenbach, Spa und Kunstthonig verschollene Erinnerungen sind, ‚Neue Erde‘ oder ‚Benoni‘ lesen soll, so kann man sich Herrn Peter Schroeder immerhin in der Elektrischen oder während einer derzeitigen Ministerrede im Reichstag antun. So heißt nämlich dieser kühne und geschickte Mann. Er tut sich gewaltig skandinavisch auf mit Smoergas und Skoern und Lillemp; aber ich lasse mich verteilen, wenn sein Unterstützungswohnsitz nicht Schwabing ist. Immerhin: unterstützen wir ihn; denn er ist ein recht vergnüglicher Herr. Mit ‚Hunger‘ fängt er zwar nicht an; seine Leute haben alle ihr bürgerliches Auskommen; dafür fährt er aber auch gleich mit ‚Victoria‘ fort und gelangt ‚unter Herbststernen‘ bis zu den ‚Mysterien‘. Wer sich damit abgefunden hat, dem wird der ‚Sprung in den Sonnenkringel‘ noch mehr Spaß machen als ‚Guten Abend, Marie‘.

*Harry Kahn*

## Soldatenlieder

Aber zur Abwechslung nicht die Lieder, die verzückte und reklamierte Literaten zuhause sammelten, und die draußen kein Mensch sang: sondern Lieder, die von Soldaten handeln — Lieder über Soldaten.

Das kleine Heftchen mit den paar Versen heißt: „Die erdolchte Front“ und ist von Erich Kuttner geschrieben, dem Redakteur des „Vorwärts“ (Verlag der Buchhandlung Vorwärts zu Berlin.) Kuttners Haltung im Kriege war la — schon deshalb, weil er mitmarschiert ist. Und so gut wie sein Wort ist, das er einmal geschrieben hat: „Man sollte ein Kriegerdenkmal errichten, darauf sollte nur ein einfacher Mann stehen und darunter: „Der deutsche Infanterist trägt 75 Pfund“ — so gut wie dieses Wort ist dieses kleine Heft.

Wir wollen uns nichts vormachen: solche Verse, die aus der Entrüstung und aus der revolutionären Gesinnung heraus geschrieben werden, haben selten großen künstlerischen Wert. Ich halte das für belanglos. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Reime der guten Gesinnung meist schlecht und Verse der gefährlichen Gesinnung gewöhnlich packend sind. Kuttners Gedichte sind für die literarische Kritik nicht sehr belangvoll — für die Kenntnis der deutschen Soldatenpsyche aber sehr.

Ausgezeichnet das Vorwort, das in stammelndem Haß alle die Anklagen wirr und wild zusammenfaßt, die hunderttausendmal gegen deutsche Offiziere seit dem neunten November herausgeschrien worden sind. Schimpfen, Saufen, Fressen, Huren, noch mal Saufen, Menschenschinden — das Vorwort zählt alle Todsünden dieses Standes auf — und hat am Schluß die Ankündigung: „Ja, und nun

bitte ich, vorzutreten. Es geht los. Helm ab zum Beten!“

Es geht los. Ein feiner Gottesdienst. „Das Kasino.“ „Requisition.“ „Karpathentragödie.“ Ein ausgezeichnetes „Muschkotenlied“:

Marschierte baß und fror und schwitzt,  
Fraß früh und abends Drahtverhau.  
„Den Braten han die Herrn stibitzt

— Heidl, heidl! —  
Für sich und ihre Saul!“

Dieses und „Die Straße“ sind das Beste aus dem Heftchen — besonders mit der „Straße“ müßte jeder Rezitator jede Arbeiterversammlung aus dem Häuschen bringen. Was oft not tut.

Ganz zum Schluß steht ein „Beiwort: Den Aestheten, die diese Tendenzpoesie als gänzlich unkünstlerisch ablehnen“. Na, warum denn gleich so wild! Man kann sehr wohl gute Lyrik schätzen und auch sagen, daß dies keine fein durchgebildete Verskunst ist. (Dann muß unerhörter Elan ersetzen, was an Kunst abgeht.) Aber Kuttner hat recht: darauf kommts hier nicht an. Es kommt auf ganz etwas andres an.

Auf die Erinnerung, die nie vergehen soll. Prachtwerke über die große Zeit kommen und gehen, Generale schreiben ihre Memoiren, Professoren wissen alles besser, und Zeitungen haben es gleich gesagt . . . Im Wind aber verweht ein Soldatenlied und klingt und grüßt:

„Den Braten han die Herrn stibitzt  
— Heidl, heidl! —  
Für sich und ihre Saul!“

*Peter Panter*

---

Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr als vor dem Verstande; vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist! Aber jener ist unbequem, und man muß ihn beiseite schaffen; diese ist nur verderblich, und das kann man abwarten.

*Goethe*

# Antworten

**Konrad Haenisch.** In Nummer 32 hat Otto Koester die Ausstellung der November-Gruppe im Landesausstellungsgebäude am Lehrter Bahnhof als „Berliner Kunstkandal“ bezeichnet. Dazu schreiben Sie mir: „Ich lehne grundsätzlich jedes Eingreifen in künstlerische Dinge ab. Auch mir behagt sehr Vieles nicht, was heute in unsern Theatern geboten und in unsern Ausstellungen gezeigt wird. Aber eine Gesundung kann meiner festen Ueberzeugung nach nur von innen heraus kommen, niemals aber durch obrigkeitliches Eingreifen. Hat die Jury die von Herrn Otto Koester — vielleicht nicht mit Unrecht — getadelten Bilder der Aufnahme für würdig erachtet, so maße ich mir als Minister nicht das Recht an, ihr da hinein zu reden. Mag doch das Publikum die Bilder ablehnen, mag doch die Kritik mit ihnen umspringen, wie immer sie will! Die Aufgabe eines Ministers darf, ganz besonders in künstlerischen Dingen, nun und nimmer mehr die eines Polizeibüttels sein. Ich dünke, im alten Deutschland hätten wir damit und mit der Sucht von Laien in „maßgebenden“ Stellungen, ihre persönliche Auffassung der deutschen Kunstentwicklung aufzuzwingen, grade genug üble Erfahrungen gemacht! Offen gestanden: es wundert mich sehr, grade in einem Blatt wie der „Weltbühne“ zu obrigkeitlichem Einschreiten in künstlerischen Dingen aufgerufen zu werden. Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich diese freundliche Aufforderung zwar mit der Höflichkeit, die mich ziert, aber auch sehr bestimmt ablehne.“ Mit Recht. Nur behauptet Otto Koester, daß sich hier eben gar nicht um „künstlerische“ Dinge handelt, und zweitens hätte er niemals an Sie appelliert, wenn jene Ausstellung in irgendeinem Kunstsalon stattgefunden hätte. Da aber Sie sozusagen der Hauswirt jener Ausstellung waren, erschien dem Kritiker „die Frage nicht ganz unberechtigt, warum die preußische Regierung staatliche Räume, über die sie nach Belieben verfügen kann, nicht als Notwohnungen für Dutzende von Proletarierfamilien herrichten läßt, sondern . . .“. Sie sollten, wie wenigstens ich Otto Koester verstanden habe, nicht als Kultusminister mit einem aesthetischen Votum eingreifen, sondern als Regierungsbeamter eine tatsächliche Förderung versagen, für die es würdigere Anwärter gibt.

**Hermann F.** Sie machen mich, der ich noch immer erfreulich weit von Berlin entfernt bin, darauf aufmerksam, daß sich der Jobber der Republik schon wieder muckst. Er habe sich einen Kumpan gedungen, damit dieser die Geschichten über mich auftische, die ihm selber Keiner mehr glaubt, nachdem ich sie bündig als erzverlogen erwiesen habe. Dabei ist bedauerlich nur, daß ich abermals mein sauberes Papier mit dem Namen Wilhelm Herzog beschmutzen muß. Was das für ein Kerl ist, wissen die alten Leser aus den Nummern 9, 10, 13, 15, 16, 19, 21 des fünfzehnten und 20 und 21 des sechzehnten Jahrgangs. Neue Leser, die Wert darauf legen, es auch zu erfahren, kriegen diese Nummern, solange der Vorrat reicht, gratis und franko. Die Wiederaufnahme der Aktion gegen mich hat den Zweck, ein Schiedsgericht, das über den Jobber der Republik urteilen soll, zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Dazu ist nötig, mich, einen der Kronzeugen wider ihn, schmierig und frech zu verleumden. Deshalb bleibt doch bestehen, was Alfons Goldschmidt am zwanzigsten Februar 1919, nachdem er den schweren Jungen wochenlang an der lichtscheuen Arbeit gesehen, zum Schutze der Allgemeinheit spontan und überzeugend hier dargetan hat: daß der Film-Spekulant und Spesen-Defraudant Wilhelm Herzog an der Sache der Revolution Verrat geübt hat; daß er auf die häßlichste und niedrigste Weise mit denjenigen geistigen Arbeitern umgegangen ist, von denen er leben, und die von ihm leben wollten; daß er, durch trübe Geldge-

schäfte und Gesinnungslosigkeiten klebrigster Art verrufen, alles in allem ein Subjekt ist, dem man nicht über den Weg trauen, und mit dem man keine Gemeinschaft halten darf.

**Berliner Leser.** Du schreibst mir: „In Nummer 31 stand etwas über den Wucher mit der ‚Weltbühne‘ in Wien. Ich kann mitteilen, daß auch hier in Berlin an den Bahnhofsverkaufsständen und Zeitungskiosken auf den Preis des Heftes zehn Prozent aufgeschlagen werden. Ist das statthaft? Kaufe ich dagegen meine ‚Weltbühne‘ beim Straßenhändler, so zahle ich nur den Preis, der auf dem Heft draufsteht. Wie ist das möglich?“ Das ist so möglich, daß der Besitzer der Bahnhofsverkaufsstände und Zeitungskioske einer Organisation angehört, die ihre Mitglieder verpflichtet, auf den Preis aller Zeitschriften zehn Prozent aufzuschlagen. Dagegen der Straßenhändler ist frei geschaffen, ist frei, und würd’ er in Ketten geboren, und freut sich, daß der Zwang jener Organisation, dem er nicht unterworfen ist, seinen Absatz erhöht.

**G. G. im Engadin.** Sie schreiben mir: „Ich finde in einer großen berliner Zeitung das folgende Inserat: Erna Morena sucht per ersten September oder später elegante Fünf-Zimmer-Wohnung mit Zubehör. O herrliche Zeiten der Kino-Hausse! Es wird also ohne weiteres vorausgesetzt, daß jeder Leser des Wohnungsmarktes sofort weiß, wer Erna Morena ist. Andre Leute brauchen ebenso nötig eine Wohnung. Leider können sie sich keine Hoffnung machen, durch den Klang ihres Namens Angebote hervorzuzaubern. Sicherlich reizt es auch die Wohnungs-Schieber und -Wucherer mehr, mit Filmdiven in Geschäftsverbindung zu treten als mit andern Branchen.“ Aber ist das nicht ganz in der Ordnung? Während der Proben zum ‚Weißen Heiland‘ fragte eines Vormittags Jemand den Portier des Zirkus Reinhardt, ob Gerhart Hauptmann im Hause sei. Der Portier erwiderte achselzuckend, er kenne diesen Herrn nicht. Wollen Sie da etwa rufen: „O schändliche Zeiten der Dichter-Baisse!“

**Hans Holz in Zehlendorf.** Sie versenden eine Flugschrift des Titels: ‚Pressefreiheit — oder Lügen- und Verleumdungsfreiheit?‘ und propagieren darin ein „Wahrheitsamt“, das gegen die Schwindeleien der Zeitungen vorgehen soll. Wenn ich Muße genug hätte, mir zusammenzurechnen, was allein über mich in den zwanzig Jahren meiner öffentlichen Tätigkeit geschwindelt worden ist, und mir vorstelle, daß es keinem Zeitgenossen, er sei denn ein Schuft oder Trottel, anders ergeht als mir: ich müßte Ihr Projekt unterstützen. Aber wie. Sie rührender Idealist, wie wollen Sie eine Zeitung zwingen, die Wahrheit, die sie, absichtlich oder unabsichtlich, verbogen hat, wieder zu-rechtzubiegen? Auf Ihr Geheiß wird keine Selbstmord verüben, und Selbstmord wäre es, morgen reuig einzugestehen, was alles man heute aus den Redaktionsschmutzfiguren gesogen oder aus der Tiefe des sensationsgierigen Gemütes geschöpft hat. Und gesetzt selbst, daß ein Wahrheitsamt, wie Sie es skizzieren, jemals aktionsfähig werden könnte — ob grade Sie geeignet sind, es ins Leben zu rufen? Sie erweisen mir die Ehre, mich mit sechsundzwanzig Genossen zur Gründung zu laden. Ich würde in keinem Falle kommen, weil ich nicht an die Zeugungskraft solcher Konventikel zu glauben vermag. Aber in Ihrem Falle schützt mich schon vor der bloßen Anwendung, zu erscheinen, die Liste der hohen Gäste Ihrer Wahl. Darunter sind die bewährtesten Fälscher und Verleumder, erlesene Lügenkünstler, die einem Wahrheitsamt die Hülle und Fülle zu tun geben würden, aber aktiv nur an einem Unwahrheitsamt teilnehmen dürften. Ich gratuliere zu dieser Zusammenstellung und wünsche gute Verrichtung.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Druck der Vereinsdruckerel G. m. b. H., Potsdam.

## Weltfriede oder Weltruin? von Heinrich Ströbel

Wie zuerst die Polen, haben inzwischen die Bolschewiki erfahren, wie wetterwendisch das Kriegsglück ist. Ihrem allzu draufgängerischen Vorwärtsdrängen und dem Umstand, daß die Polen noch über geheim gehaltene starke Reserven verfügten, haben die Bolschewiki ihre schwere Niederlage zu verdanken, die ihnen mindestens 200 000 Mann gekostet haben mag. Das ist auch für das menschenreiche Rußland ein beträchtlicher Aderlaß. Aber selbst wenn Wrangel zunächst noch weitere Erfolge erringen, die Verbindung mit Baku abschneiden und vielleicht gar das Donezgebiet in seine Hände bringen sollte, so wäre damit die Existenz und die militärische Schlagkraft Sowjet-Rußlands noch keineswegs bedroht. Es hat sich schon in schlimmerer Lage befunden und sich dennoch seiner rings es umdrohenden Bedränger siegreich zu erwehren verstanden. Dazu ist heute sein Verwaltungsapparat besser ausgebaut und seine militärische Organisation stärker, denn je zuvor. Mögen die Ernährungs- und Transportschwierigkeiten noch so arg sein — der revolutionäre Elan und der nationalistische Furor werden der Sowjet-Regierung gestatten, neue Armeen gegen Wrangel und die Polen zu führen. Schon versteift sich wieder die Front, zumal es ja kaum erst der amerikanischen, englischen und französischen Warnungen bedurft haben wird, um die Polen davon abzuhalten, ihren Defensiverfolg durch neue Offensivunternehmungen wieder aufs Spiel zu setzen. So wird denn an der Grenze des ethnographischen Polens demnächst wieder ein verzweifelter und erbarmungsloses Ringen anheben, wenn nicht ein vernünftiger Friede diesem sinnlosen Wüten ein Ende machte. Vermutlich sind die Bolschewiki in diesem Augenblick bereit, Friedensbedingungen zu akzeptieren, die Polens volle Selbständigkeit garantieren; fraglich nur erscheint es, ob Polen bereit ist, auf Sicherungen und Ansprüche zu verzichten, die Rußland unannehmbar dünken. Wird aber der rechte Augenblick verpaßt und kommt es erst wieder zu einer Verschiebung der militärischen Lage, so können auch wieder Rußlands Forderungen zum schweren Friedenshemmnis werden.

So hängt alles davon ab, daß die einsichtigen Politiker aller Länder gerade jetzt mit ungestümer Energie zum Frieden drängen! Besäße die mit dem Bolschewismus sympathisierende sozialistische Linke Westeuropas nur eine Spur politischer Einsicht, so müßte sie jetzt mit rücksichtslosestem Druck der Sowjet-Regierung zu Gemüte führen, daß das Weltproletariat von Rußland nicht minder als von Polen die Beendigung eines Krieges fordert, der mit der ganzen Zivilisation auch dem Sozialismus sichere Vernichtung droht. Aber auch die leitenden Staatsmänner müßten begreifen, daß diese Gelegenheit, den allverheerenden Weltbrand zu ersticken, leicht die einzige und letzte sein kann, und daß, wird sie nicht genutzt, dem nationalistischen und bolschewistischen Selbstvernichtungswahnsinn keine Grenze mehr zu ziehen ist!

Lloyd George und Giolitti haben erklärt, daß sie einig in dem Ziel seien, den Frieden zu erzwingen. Schon der Respekt vor der hohen Intelligenz dieser Männer sollte der Ansicht widersprechen, daß ihre Kundgebung über die Vertrauensunwürdigkeit Sowjet-Rußlands einen völligen Umfall und eine glatte Kapitulation vor Millerand bedeute. Sie könnte sehr wohl nur eine scharfe Warnung an die Lenin und Trotzki sein. Aber freilich müssen jetzt Lloyd George und Giolitti durch rasche Tat beweisen, daß sie nichts sehnlicher erstreben, als die Herstellung des Friedens in Osteuropa. Nichts aber liegt näher, als daß die Zeit mit unfruchtbaren Verhandlungen verzettelt wird, solange Rußland und Polen allein über den Frieden zu entscheiden haben. Auch der indirekte Druck der Mächte auf die beiden Staaten ist ein viel zu umständliches und unzulängliches Mittel. Und wer verbürgte zudem, daß Frankreich seinem Schützling Polen nicht am Ende ganz andere Instruktionen erteilte, als England und Italien? Der russisch-polnische Krieg ist alles andere als die Spezialangelegenheit der beiden östlichen Kriegsgegner, er geht auch nicht nur die Entente an, sondern er ist, als die furchtbarste Bedrohung des Weltfriedens und der Weltkultur, eine Sache, die vor das Schiedsgericht des Völkerbundes gehört. Nicht nur Deutschland und Oesterreich sind dabei eminent interessiert, sondern auch die neutralen Staaten. Vor allen Dingen hat aber auch Amerika triftigste Ursache, nicht länger tatenlos im Schmollwinkel zu sitzen, sondern sich mit dem größten Eifer an der Wiederherstellung des erschütterten europäischen Gleichgewichts zu beteiligen.

Daß die Vereinigten Staaten sich nach Versailles einfach aus den europäischen Händeln zurückzogen, war ein ungeheurer Fehler und ein schweres Unglück für Europa. Vielerlei wirkte dabei mit: Wilsons Erkrankung, der Ekel vor den imperialistischen Gewalt- und Schacherpraktiken der Ententegewaltigen und — nicht zuletzt vielleicht — das schadenfrohe Empfinden: mag das alte, unverbesserliche Europa an den Intriguen und Eifersüchteleien seiner Mächte zugrunde gehen — den welt- und handelspolitischen Vorteil wird die junge, einige Neue Welt haben. Aber inzwischen dürfte gerade der nüchtern rechnende Yankee begriffen haben, daß die Union sich nicht länger den Luxus gestatten kann, auf dem Isolierschemel zu sitzen. Die Vereinigten Staaten sind in allzu hohem Maße die Kreditoren der alten Welt, als daß sie deren Vernichtung heiteren Auges mit ansehen dürften. Aber nicht nur um die England und Frankreich gepumpten Milliarden handelt sich's, sondern auch um die Bedrohung des ganzen Handelsverkehrs mit Europa. Amerika beteiligte sich am Weltkrieg, um die Freiheit der Meere, seinen Handel mit Europa zu schützen, und es hatte alle Ursache, diese Handelsbeziehungen so wichtig zu nehmen, war doch bereits im Jahre 1910 die Zahl seiner Erwerbstätigen in der Industrie, dem Handel und Verkehr doppelt so groß, wie in der Landwirtschaft. Geht nun aber Europa an nationalistischen und revolutionären Zuckungen vollends zugrunde, so ist das auch der Bankerott Amerikas. Schon heute sind nicht nur Rußland und die besiegten

Staaten ruiniert, sondern auch mit den Siegerstaaten steht es, wie maß in den amerikanischen Finanzkreisen ganz genau weiß, jämmerlich genug. Und das starke Sinken des Geldwertes (auch der alliierten Länder) verschafft Amerika nicht etwa die industrielle Hegemonie, sondern immer ärgere Verlegenheiten. Lenin selbst legte das auf dem zweiten Kongreß der Moskauer Internationale höchst eindringlich dar. Die Valutaverschlechterung führe dazu, daß der Mechanismus der kapitalistischen Weltwirtschaft vollkommen auseinanderfalle. Die notwendigen Handelsbeziehungen könnten auf dem Boden der Unterordnung einer ganzen Reihe von Ländern unter ein valutastarkes Land einfach nicht aufrechterhalten werden. „Ein einzelnes reiches Land kann nicht existieren und hat keine Möglichkeit, Handel zu treiben, weil es seine Waren nicht verkaufen und keine Rohstoffe erhalten kann. So kommt es, daß Amerika, dieses ungeheuer reiche Land, dem alle Länder untergeordnet sind, weder kaufen noch verkaufen kann.“ Lenin folgert daraus die Unaufhaltsamkeit der Weltrevolution. Und sicher wäre der Weltruin das sichere Ende, wenn nicht der Völkerbund einschließlich Amerikas durch sein Eingreifen schleunigst den Frieden zwischen Rußland und Polen erzwingt, der zugleich der Friede zwischen Rußland und der Entente sein muß!

\*

Daneben ist es aber auch allerhöchste Zeit, daß Deutschland endlich die Elemente zur Raison bringt, die seit Wochen die unverschämteste Provokationspolitik betrieben. Die von Orgeschleuten und Nationalbolschewisten angezettelten Exzesse in Oberschlesien waren schon schlimm genug, aber die nationalistischen Pöbeleien in Breslau schlagen dem Faß den Boden aus. Jeder Mensch weiß bei uns, daß durch solch alberne Wutausbrüche die staatliche und wirtschaftliche Existenz Deutschlands aufs ärgste gefährdet, die Abtrennung des Rheinlands und Süddeutschlands geradezu heraufbeschworen wird. Die nationalistischen Irrsinns-taten sind nackter Landesverrat! Aber hat nicht das offizielle deutsche Depeschensbüro Tag um Tag durch eine infame Bericht-erstattung mitgeholfen, diese Irrsinnsstimmung zu erzeugen und zur Raserei aufzustacheln? Und hat nicht die rechtssozialistische Presse diese schamlosen und verbrecherisch dummen Tendenz-berichte oft kritiklos weiterverbreitet? Ist es da ein Wunder, wenn alldeutscher Tatendrang sich in gröblichsten Verstößen gegen das Völkerrecht entläßt und selbst proletarische Kreise der nationalistischen Verwirrung verfallen? Es ist trostlos, wie bar aller Direktiven sich wieder einmal die sozialistische Politik in diesen furchtbar kritischen Tagen erweist. Welche Tragik: In einem Augenblick, in dem der deutsche Sozialismus durch ein Höchstmaß von Tatkraft und Besonnenheit der Retter Deutschlands und Europas sein müßte, werden die Unabhängigen vom Wagen des Bolschewismus geschleift, während die Rechts-sozialisten jedes Verständnis dafür fehlt, daß nur wahrhaft inter-nationales Empfinden die Menschheit vor dem Verderben zu schützen vermag!

## Carnazza von Meridionalis

Der Name Carnazza verdient, der Vergeßlichkeit des Zeitungslesers entrissen und, neben dem Namen Keynes, für die künftige Geschichtsschreibung dieser fürchterlichen Zeit aufbewahrt zu werden. Der Name des tapfern und ironischen Engländer bezeichet bekanntlich die erste inoffizielle Regung eines Redlich- und Rechtlichkeitsgefühls gegenüber dem Vertrag von Versailles: seine Schrift über „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages“ beweist, daß dieses auch in denjenigen Völkern, deren einziges Verdienst ist, bei der grausigsten Tragödie der modernen Menschheit die zuletzt Lachenden gewesen zu sein, noch nicht völlig erstorben ist. Der Name des nicht minder mutigen, wenn auch sehr viel pathetischen Italieners aber ist verknüpft mit dem ersten offiziellen Ausdruck des Widerstands innerhalb der Entente-Menschheit gegen jenes erpresserische und verbrecherische Instrument.

Gabriello Carnazza, so rühmenswert darauf aus, den Ehrenschild seines Vaterlands von den Flecken reinzuwaschen, die jener andre Gabriele daran zurückgelassen hat, ist ein Advokat aus Catania und vertritt seinen sizilianischen Geburtsort in der römischen Deputiertenkammer. Diese berät zur Zeit die Erhebung des Vertrags von Saint Germain zum Landesgesetz, um endlich die Italien zugesprochenen Gebiete in seine ordentliche Verwaltung nehmen und damit erst den eigentlichen Friedenszustand herstellen zu können. Nach der neuerlichen Verfassungsänderung ist dieser Schritt an die Vorprüfung des zugrundeliegenden Materials und die Genehmigung durch eine Parlamentskommission gebunden. Der Referent dieser, selbstverständlich aus allen Parteien zusammengesetzten, Kommission war Carnazza, und es ehrt das ganze italienische Parlament und damit das italienische Volk, daß der Bericht ihres Referenten die einstimmige Billigung der Kommission gefunden hat.

Dieser Bericht wird eingeleitet von einer Huldigung an die italienische Armee, die es ermöglicht habe, die bisher nicht zum Mutterland gehörigen Brüder — von „feindlichem Joch“ oder dergleichen ist nicht die Rede — mit dem Hauptstamm zu vereinigen; um die Opfer dieser zu lohnen und sie nicht länger einem ungewissen Schicksal auszusetzen, wird die Annahme des Vertrags empfohlen. Da heißt es:

Diesem entscheidenden und vorwiegenden Grunde, der die Kommission bestimmt hat, die Gutheißung des Vertrags (von Saint Germain) zu beantragen, könnten andre, innerpolitische und internationale Art, hinzugefügt werden. Aber die Gewichtigkeit des einen oder andern Grundes hat die Kommission nicht verhindert, der genauen Prüfung des am zehnten September 1919 zu Saint Germain abgeschlossenen Vertrags zu entnehmen, daß es angebracht wäre, bei Gelegenheit seiner Annahme den Befürchtungen Ausdruck zu verleihen, die die italienische Volksvertretung über die zukünftigen Folgen dieses Friedensvertrags hegt, über die Möglichkeit seiner Ausführung und insbesondere über den Mangel an internationalem Gerechtigkeitsgefühl, von dem er durchdrungen ist.

Es war allseits erhofft worden, der lange wilde, blutige Krieg, dessen Schauerlichkeit, wie es schien, im Geist der Menschheit für



immer Gewalt und Raubsucht hätte auslöschen müssen, werde in einen wahrhaften Frieden münden, der jeden Völkerhaß vergessen lassen und, wenn vielleicht nicht alle Reibungsflächen ausschalten, so doch für die Zukunft jede Möglichkeit neuer Kriege beseitigen werde.

Die Kommission glaubt nicht, daß dieses Ziel durch den Vertrag von Saint Germain erreicht wird, der im übrigen nichts als eine Wiederholung und Besiegelung des Vertrages von Versailles darstellt.

Dieser Vertrag bekräftigt nicht nur die politische Zerstörung des besiegten Deutschtums, sondern unterwirft ein ganzes Volk einer Wirtschaftssklaverei, die es auf Jahrzehnte hinaus in die Fesseln einer völligen Verelendung schlägt; nach ihm müßte dieses Volk eine unbegrenzte Arbeitslast auf sich nehmen, und dabei mit dem Bewußtsein, daß es nur von der Gnade seiner Herren abhängt, ob ihm so viel von den Früchten seiner Arbeit gelassen wird, um mit äußerster Not überhaupt sein Leben fristen zu können.

Ein auf solchem Grund aufgebauter Frieden, weit entfernt davon, die Völker, siegreiche und besiegte, zur Heilung der Kriegswunden zusammenzuführen, ist nur dazu angetan, neue und schrecklichere Verwüstungen heraufzubeschwören.

Die Kommission hält es nicht für nötig, die einzelnen unter den Titeln: „Wiedergutmachung, Finanz- und Wirtschaftsklauseln“ zusammengefaßten Paragraphen des Vertrags gesondert zu prüfen, da es ihr scheint, es hätte der Festsetzung aller dieser Klauseln ein andres Studium vorhergehen müssen: nämlich ein solches über die Möglichkeit der Ausführung von Seiten Oesterreichs, die Fähigkeit Oesterreichs zur Zahlungleistung, bevor die Höhe dieser Leistung festgesetzt wurde, was, wie es ohne Vorgang in der Geschichte dasteht, dabei nicht einmal geschehen ist.

Nun stimmen aber alle Versicherungen und Urteile der Sachverständigen in der Erkenntnis überein, daß Oesterreich, dem wir Wiedergutmachungen, wirtschaftliche Beschränkungen, Zahlungs- und Leistungsverpflichtungen auferlegen, völlig unvermögend ist, auch nur irgendetwas zu zahlen. Und zwar so sehr, daß Italien selbst in einer Großmut, die außerordentlich von dem Geist des Vertrages absticht, für die Ernährung der oesterreichischen Bevölkerung gesorgt hat, die sonst überhaupt kaum den Folgen der herzzerreißenden Zustände in ihrem Lande zu widerstehen vermocht hätte.

Die Kommission kann grade hierbei nicht an dem schweren Unrecht vorübergehen, das der Vertrag durch die Formulierung des Artikels 88 sanktioniert, eine Formulierung, deren verschwommene Dunkelheit das Bedürfnis verrät, den schneidenden Widerspruch zu bemänteln, der zwischen der Bestimmung des Artikels und den Grundsätzen, die den Friedensschluß hätten beseelen sollen, besteht: das Verbot der Vereinigung mit Deutschland, ein Verbot, das außer einer Gefahr und einer schreienden Ungerechtigkeit eine schwere Schädigung der italienischen Interessen darstellt.

Die Kommission hätte auch vielerlei vorzubringen zu dem ebenfalls höchst merkwürdigen Umstand, daß vom Vertrag als Kontrahenten jene aus der Zergliederung Oesterreichs hervorgegangenen Staaten betrachtet werden, deren Behandlung sich von der der oesterreichischen Republik sonst so sehr unterscheidet; als ob diese Staaten nicht in dem gleichen Maße wie die junge Republik zum Kriege beigetragen hätten, während andre Staaten, etwa Montenegro, nicht als zugelassene erscheinen.

Es folgt ein Absatz über die Offenlassung der Grenzfragen eben gegen jene Staaten, die auch nicht dazu angetan sei, einen

wahren Frieden zu gewährleisten, und dann fährt das Dokument fort:

Die Kommission gibt ihrer Freude Ausdruck über den Ein-schluß der Vereinbarung zwischen dem Völkerbund und der Wieder-gutmachungs-Kommission in den Rahmen des Vertrags. Dies je-doch nicht so sehr wegen der praktischen Wirksamkeit jenes Apparats zur Erreichung der edlen Ziele, die er sich vorsetzt, wie vor allem wegen der feierlichen Bekräftigung eines Grundsatzes, dessen Entwicklung eine reiche Quelle des Gedeihens und der Ruhe des künftigen Völkerlebens darstellen könnte. Die Kommission kann aber nicht umhin, hervorzuheben, daß der Ausschuß der besiegten Völker aus dem Völkerbund ein Hindernis eben dieser Entwicklung und eine Verminderung der Wirksamkeit eben dieses Apparats be-deutet; ganz davon abzusehen, daß dieser Ausschuß allein schon genügend den Willen kennzeichnet, den Geist des Hasses, der Feind-schaft und des Krieges, der Europas schwerste Gefahr ist, zu ver-ewigen.

Die Kommission hält endlich auch für nützlich, daß jener Para-graph des Gesetzesentwurfs geklärt werde, der der italienischen Re-gierung das Recht verleiht, Verfassung und Gesetze des König-reichs in den einverleibten Gebieten zu verkünden und gleichzeitig, da wo es nötig erscheint, Verfügungen zu erlassen, die diese Gesetze mit den bisher in jenen Gegenden geltenden in Einklang bringen.

Bekanntlich stellen einzelne Teile der in jenen Gebieten bisher geltenden Gesetzgebung einen bemerkenswerten Fortschritt gegen-über der italienischen dar. Es wäre nun schmerzlich, wenn jene Gebiete dieser Vorteile der bisher dort gültigen Gesetzgebung, die weit vorgeschrittener und den Traditionen der Bevölkerung ange-messener war, verlustig gingen. Die Kommission hält darum daran fest, daß an eine Abänderung oder Abschaffung solcher Einrich-tungen und Verfügungen nicht gedacht, und daß vor allem an jede Veränderung erst nach Geltendmachung der Meinung der Bevölke-rung über ihre Bedürfnisse und Wünsche herangegangen werden darf.

Die Kommission ist daher nur einer Meinung darüber, der Re-gierung zu empfehlen, unverzüglich die politischen und administra-tiven Versammlungen der einverleibten Gebiete einzuberufen, und ihr ferner zu empfehlen, allen neuen Bürgern eben dieser Gebiete die Wohltaten der mehrfachen Amnestien für militärische und gewöhn-liche Vergehen zugutekommen zu lassen, die im übrigen Italien gelten.

Man braucht die Besorgnisse, die dieses Dokument um die Interessen des eignen Vaterlands hegt, und von denen die leiden-schaftliche Abwehr zweifellos an erster Stelle diktiert ist, eben-sowenig zu übersehen, wie man in dem Buch von Keynes außer Acht zu lassen braucht, daß es in erster Linie von der Sorge eines ausgezeichneten Rechners und Wirtschaftlers um die Er-reichbarkeit des größtmöglichen Vorteils für das eigne Volk ein-gegeben ist, von der Angst vor der Gefahr, die Entente, mit England an der Spitze, werde die Rolle des Hundes spielen, der nach dem Schatten schnappt, um den Knochen zu verlieren. Aber ebenso wie bei Keynes muß man bei Carnazza den Geist anerkennen, in dem er sein Dokument abgefaßt, und der allein ihn zu der Einfügung der allgemeinen Bewertung der „Friedens“-Verträge von Versailles und Saint Germain geführt hat — eine Bewertung, die weit über den Rahmen der Aufgaben der Kom-mission hinausgeht und überhaupt nicht, geschweige in dieser Schärfe, von ihrem Referenten hätte ausgesprochen zu werden

brauchen. Ja, man muß umso höher veranschlagen, daß Carnazza mit dem Mut dazu diese Sprache gefunden hat, als er nicht, wie Keynes, für sich allein spricht, sondern die Meinung eines offiziellen Gremiums kundgibt, also die Meinung eines ganzen Volkes, dessen Regierung ihre Unterschriften unter die so verurteilten Verträge gesetzt hat. Nach dem Schritt des englischen Wirtschaftspolitikers ist dieser des italienischen Abgeordneten — der übrigens keineswegs Sozialist ist, sondern den Radikalen, das heißt: etwa dem linken Flügel unsrer National-liberalen, angehört — der zweite große Schritt zur Revision der Gewaltverträge gegen die Mittelmächte. Und darum muß Deutschland und die Welt dem Volk, in dessen Parlament zuerst solche Worte verlesen werden konnten, wenigstens dadurch seinen Dank erweisen, daß sie den Namen seines ehrlichen und mutigen Sprechers glücklichen Generationen aufbewahren.

---

## **Moskauer Kongreß** von Elias Hurwicz

Trotz der Eröffnungsrede Lenins, welcher mit der ihm eignen rücksichtslosen Konsequenz auf die für alle Länder geltende Notwendigkeit des Terrors und der Gewaltanwendung hinwies, trotz der mit allen Stimmen gegen drei angenommenen These, die die Kommunistische Partei für die einzig wahre Vertreterin des Sozialismus erklärte, und trotz endlich der flammenden Schlußrede Trotzki's, der die Proletarier aller Länder aufrief, einig zu sein und das Schwert der Revolution in den Rücken der Bourgeoisie zu stoßen — trotz alledem ist es, vorderhand wenigstens, zu einer erheblichen Festigung der Dritten Internationale nicht gekommen. Ja, auf diesem ihrem zweiten Kongreß selbst sind, bei allem „prinzipiellen“ Anschluß an die Dritte Internationale, doch recht erhebliche Einschränkungen gemacht worden. Erinnern wir uns nur an den italienischen Delegierten Serrati, der die Möglichkeit der Revolution in Frankreich zur Zeit überhaupt leugnete, wenschon er sie für Italien ankündigte — eine Behauptung, die übrigens von dem andern italienischen Delegierten, Bombacci, bestritten wurde, der sich sogar offen auf den Standpunkt des Reformismus stellte; oder an manchen deutschen Unabhängigen, der sich zwar vor dem hohen Tribunal verteidigte, dessen Verteidigung aber doch eben einem von Lenins Ansicht abweichenden Standpunkt galt. Und zuletzt sickerte durch die Presse gar die Nachricht durch, daß man beschlossen habe, später einen neuen Kongreß einzuberufen, um das internationale Proletariat einheitlich zu organisieren, was auch nicht grade davon zeugt, daß man dieses Resultat schon jetzt für erreicht hält.

Was aber schon heute zweifellos erreicht ist, das ist: die Einmütigkeit der Proletarier aller Länder in der polnisch-russischen Frage. Bekanntlich hat sich auch der Moskauer Kongreß mit dieser aktuellen Frage beschäftigt und an das internationale Proletariat einen Aufruf zur Neutralität erlassen. Es handelt sich freilich um mehr als bloße Neutralität, das heißt: Nichteinmischung in das Ringen zwischen Polen und Sowjet-Rußland — nämlich um eine tätige Verhinderung jeder Hilfeleistung der

andern Staaten für Polen. Immerhin kann wohl bestritten werden, daß die in dieser Frage erzielte Einmütigkeit des Proletariats ausschließlich auf jenen Aufruf zurückzuführen ist. Entscheidend war und ist vielmehr die beste Friedensgarantie, die es überhaupt gibt: die Kriegsmüdigkeit der Proletarier aller Länder und die frischen Erinnerungen an die eben erlebten Kriegsschrecknisse.

Das ist das materielle Ergebnis des Kongresses. Aber auch nicht gering zu veranschlagen ist sein ideelles Ergebnis: Klärung der Begriffe; reine Abgrenzung der kommunistischen von allen benachbarten sozialistischen Parteien; Reinigung der Luft. Anlaß dazu bot das Gericht über das Verhalten der deutschen Unabhängigen, die ja bezichtigt wurden, das „Mißlingen“ der deutschen Revolution verschuldet zu haben. Die „angeschuldigten“ deutschen Unabhängigen haben hierbei wirklich den Mut geistiger Unabhängigkeit bewiesen. Dittmann ist nochmals auf die historischen Gründe, die das Verhalten der Unabhängigen rechtfertigen, eingegangen, und Stöcker hat, gleich manchem andern deutschen Delegierten, gradezu erklärt, daß die deutschen Unabhängigen sich für revolutionär halten, unabhängig davon, was der Kongreß über sie beschließen werde. Aber der Kongreß zeigte sich ihnen schließlich doch gewogen: in der letzten Sitzung ist beschlossen worden, neben den französischen Sozialisten auch die deutschen Unabhängigen in die Dritte Internationale, allerdings nur mit beratender Stimme, aufzunehmen.

Das Verdienst an dieser Klärung gebührt aber doch Lenin. Die Beharrlichkeit dieses Menschen in seinen Grundsätzen ist wirklich staunenswert. Auf diesem Kongreß hat er ja nur im internationalen Maßstab das wiederholt, was er vor siebzehn Jahren auf dem Genfer Kongreß getan hat, als er den „Belagerungszustand in der Partei“, das heißt: die Notwendigkeit straffster Zentralisation, einer Diktatur des Parteivorstandes und strenger Siebung der Parteimitglieder erklärte. Diese Siebung war auch die beherrschende Losung des Moskauer Kongresses. Daher das Gericht über die deutschen Unabhängigen, daher die Angriffe Lenins gegen den „Opportunisten“ Crispian und den „schlechten Einfluß“ Kautskys auf die Unabhängigen. „Wir können nicht“, sprach Lenin, „zusammen mit Kautsky arbeiten, wollen aber auch kein Mitglied, das auf einem ähnlichen Standpunkt steht, in die Internationale aufnehmen.“

Diese Siebung beschränkt sich nicht auf die Verhandlungen des Kongresses. Sie wird in allen Landesparteien fortgesetzt, und dies ist zweifellos eine mächtige und gesunde Ausstrahlung des Moskauer Kongresses. Mit einem Blick in die „Humanité“ erkennt man, wie beherrschend das Thema des Anschlusses an die Dritte Internationale geworden ist. Und obwohl die französischen Abgesandten Cachin und Frossard den Anschluß bereits telegraphisch anempfohlen haben, wird es doch Aufgabe des nächsten französischen Landeskongresses sein, diesem Rat Folge zu leisten — oder nicht. Schon jetzt erheben sich unzweideutig ablehnende Stimmen. Aber auch die den Anschluß wollen, müssen sich die Frage stellen und, wie die Diskussion in der Presse zeigt, stellen sie sich auch, unter welchen Bedingungen

man sich anschließen, ob man sich der moskauer Diktatur unterordnen und Exkommunizierungen französischer Sozialisten aus der eignen Landespartei — Präzedenzfälle sind vorhanden — sich gefallen lassen soll. Auch ist den beiden französischen Abgesandten dringend empfohlen worden, bei der Entscheidung der Frage des Anschlusses ihre Beaugenscheinigung der russischen Verhältnisse mitsprechen zu lassen. Ueber diese Verhältnisse haben zwar Cachin und Frossard günstig berichtet, aber die „Humanité“ muß doch selbst zugeben, daß es sich hier nicht sowohl um Untersuchungen — „investigations“ — als vielmehr um „impressions“ handelt. Ganz offen gegen die Dritte Internationale haben sich solche hervorragenden Führer der französischen Sozialisten wie Bracke und Renaudel ausgesprochen. Und Vertreter der englischen Labour Party auf dem Genfer Kongreß der Zweiten Internationale haben die Dritte Internationale ausdrücklich abgelehnt.

Die parallele Tagung der Zweiten und der Dritten Internationale ist für die Klärung der Begriffe gleichsam schon zur äußern Verkörperung geworden. Die Dritte Internationale hat, durch den Mund Lenins, klipp und klar gesagt: Eine Revolution ist ohne Terror und Gewaltanwendung undenkbar. Und der Genfer Kongreß hat darauf mit einem ebenso unzweideutigen Nein geantwortet.

---

## Industriekapitäne von Hans Ganz

### XII.

#### Henckel-Donnersmarck

Die deutschen Magnaten, Fürsten wie Grafen der alten und der neuern Zeit, haben das Geld und die Kunst, viel Geld zu erwerben, keineswegs verachtet; aber die meisten dieser hochgeborenen und durchlauchtigsten Herren haben als Geschäftsleute mehr Ehrgeiz als Talent gezeigt. Im letzten Jahrzehnt hat sich beispielsweise ein Freund Wilhelms des Zweiten, der Fürst Max Egon zu Fürstenberg, zusammen mit dem Fürsten Hohenlohe, beinah zu Tode gegründet; es hat nicht viel dazu gefehlt, daß diese beiden Großmillionäre in einen regelrechten Konkurs geraten wären. Darum war der Fürst Guido Henckel-Donnersmarck unter seinen Standesgenossen eine Ausnahme. Er hat in Geschäften Jahrzehnte lang nicht nur ganz skrupellos, sondern auch außerordentlich raffiniert zu handeln gewußt, er hat es zudem verstanden, „die launenhafte Göttin des Glücks“ dauernd vor seinen Geschäftswagen zu spannen.

Guido Henckel-Donnersmarck ist erst im Jahre 1901 Fürst geworden. Er kam als Graf zur Welt, und zwar als Sohn des Grafen Lazarus Henckel-Donnersmarck. Graf Lazarus besaß auch etwas Geschäftsblick und eine gewisse Geschäftserfahrung. Beweis: schon vor einem Jahrhundert errichtete er eine Koks-Hochofen-Anlage bei Schwientochlowitz (in Oberschlesien), eine der ersten im heutigen Deutschen Reich. Er hinterließ auch

dem Sohn ein beträchtliches Vermögen. Graf Guido Henckel aber liebte in jungen Jahren Paris. Er lebte anderthalb Jahrzehnte fast nur an der Seine, spielte unter dem Empire der sechziger Jahre eine bedeutende Rolle und ähnelte in jenen Zeiten den deutschen Fürsten und Grafen mehr als später: er verstand sich aufs Ausgeben von Geld besser als aufs Einnehmen. Infolgedessen waren unter den pariser Wucherern die Wechsel des Grafen Henckel stark verbreitet. Eines Tages wurden alle diese Wechsel von der Freundin des steinreichen pariser Bankiers Gould aufgekauft. Diese Dame, eine Jüdin, eine geborene Lachmann, war ganz arm nach Paris gekommen; da sie jedoch noch mehr Willenskraft als Jugend und Schönheit besaß, gelang es ihr, in kurzer Zeit eine große Karriere zu machen. Sie war bald mit einem exotischen Marquis Païva verheiratet, und da sie sich eines Tages in den hübschen Kopf setzte, daß sie unbedingt eine deutsche Gräfin Henckel werden wolle, glückte ihr auch das mit Hilfe jener Wechsel. Die Ehe der Beiden dauerte vom Oktober 1871 bis 1884, bis zum Tode der Gräfin. Die Verbindung war kinderlos, aber ungemein glücklich, obwohl der Graf damals nicht bei Hofe verkehren durfte, mit einer so wenig hoffähigen Frau.

Diese Frau war es, die den Grafen Henckel erstens zur Sparsamkeit erzog und ihn zweitens dazu anregte, sich geschäftlich zu betätigen. Für wie geschäftstüchtig er trotz seiner argen Verschuldung galt, ergibt sich daraus, daß er im Februar 1871 zusammen mit Bleichröder im Auftrage Bismarcks zu Versailles die Verhandlungen über die Kriegsentschädigung der Franzosen führte. Er forderte sogar acht Milliarden, von denen schließlich fünf zugestanden wurden. Später wünschte Bismarck wiederholt, dem Grafen große Verwaltungsposten anzuvertrauen; aber der wollte nicht. Unter Bismarcks Nachfolgern, hauptsächlich unter der Kanzlerschaft Bülow's, hat er oft hinter den Kulissen der großen Politik gewirkt, insbesondere für eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland, und, sehr bezeichnender Weise, hat Delcassé den Fürsten Henckel-Donnersmarck beschuldigt, daß er ihn im Jahre 1905 als französischen Minister des Aeußern gestürzt habe. Auch einige deutsche Minister, Graf Posadowsky und Wermuth, glaubten, von Henckel-Donnersmarck beseitigt worden zu sein. Tatsache ist jedoch, daß den Grafen sowohl wie den Fürsten Henckel-Donnersmarck weit mehr als die Personenfragen und die sachlichen Fragen in der Politik die Frage der Vermehrung seines Vermögens interessierte. Dieser Frage widmete er sich seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der größten Intensität auf die vielfältigste Art. Er vermehrte seinen Grundbesitz in Oberschlesien und brachte es zu schuldenfreien 22 000 Hektar. Aber der ländliche Boden, dessen Wert übrigens ständig gestiegen ist, macht heute nicht einmal ein Zehntel dieses Vermögens aus. Er

legte sich immer größern Kohlen- und Eisengrubenbesitz in Oberschlesien zu, gründete bei Stettin das Eisenwerk Kraft, kaufte große Posten Aktien der Königs- und Laura-Hütte, setzte sich im Waffenkonzern, bei den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken, fest, faßte bei der A. E. G. Fuß, wurde Großaktionär der Dresdner Bank und entwickelte eine großzügige Tätigkeit auf dem Grundstücksmarkt. Im Westen und im Norden Berlins erschloß er ebenso weite Terrains wie in Stuttgart. Noch als Fünfundachtzigjähriger machte er im Weltkrieg — wo er hauptsächlich an Sandsäcken und Holz für deutsche Schützengräben verdiente — mit den Ungarn ein Darlehnsengeschäft, und obwohl Ungarn den Krieg noch gründlicher verloren hat als Deutschland, und obgleich Ungarn noch bankrotter ist, glaube ich, daß jenes Geschäft mit den Ungarn der Familie Henckel-Donnersmarck bisher keinen Schaden gebracht hat — denn irgendwie mußten die Budapester dem Fürsten große berliner Grundstücke abkaufen, und auf diese Objekte bekamen sie etwas gepumpt.

Vor allem aber hielt der Fürst in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren vor dem Weltkrieg darauf, daß er immer recht viel Geld flüssig hatte. Meist lagen für ihn bei den berliner Großbanken zehn bis zwanzig Millionen in bar. Das hatte im Frieden, zumal in geldknappen Zeiten, zu bedeuten, daß Henckel-Donnersmarck, das Bankhaus Mendelssohn und die A. E. G. (die ebenfalls große Mittel flüssig hatten) den berliner Geldmarkt beherrschten und der Börse gradezu den Privatzinsfuß diktierten. Fürst Henckel-Donnersmarck machte jedoch daneben noch Geldgeschäfte, in denen Mendelssohn und die A. E. G. mit ihm nicht konkurrierten: er verpumpte zu einem Zinsfuß, der an keiner Börse und bei keinem Bankier notierte, Geld an notleidende Unternehmungen und Privatpersonen. Er nahm da, je nach der Sicherheit und dem Goldhunger des Darlehnswerbers, sechs bis acht bis zehn Prozent, aber nicht fürs Jahr, sondern für den Monat. Als Geldgeber wetteiferte er also mit den hartherzigsten Wucherern Berlins, den Heinrich Pariser und Konsorten, weit erfolgreicher als mit den berliner Großbanken, die wahrhaftig auch keine Wohltätigkeitsanstalten sind. Diese trüben und, ach, so klaren Geldgeschäfte waren der Hauptgrund dafür, daß Henckel-Donnersmarck seine Generalbevollmächtigten und Generaldirektoren oft wechselte. Diese Herren hatten keine Lust, die Geschäfte des gefürsteten Mannes zu decken. Er war auch sonst kein angenehmer Arbeitgeber: verlangte viel, zahlte wenig, war oft heftig, erledigte selbst die bedeutenden Geschäfte und ließ seinem ersten Angestellten nur die kleinen Aergernisse und Unbequemlichkeiten des Alltags.

Wenn ich früher gesagt habe, daß ihm seine erste Frau das Sparen gelehrt hat, so bedeutet das nicht, daß er in seinen nachpariser Tagen begonnen habe, systematisch zu darben. O

nein, er hatte ein gutes Herz für seine werthe Persönlichkeit, und wie wenig schlecht er sichs gehen ließ, ist daraus zu erkennen, daß er für sich allein vier Riesenwohnungen zu gleicher Zeit hatte: ein Schloß in Neudeck, eins in Repten, eine Villa am Tegernsee und in Berlin das erste Stockwerk des Palais Blücher am Pariser Platz. In seinen sparsamsten Zeiten hat er für sich selbst immerhin mehr als 2 Millionen Mark im Jahr ausgegeben.

Drei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er zum zweiten Male, und zwar die geschiedene Frau des russischen Ministers Murawjew. Diese Heirat war wohl für ihn der Anlaß, auch in die russische Eisen- und Kohlenindustrie einzudringen. Ferner legte er auf einige Petroleum-Werke in Rumänien seine schwere Hand. Am größten Teil seiner Geschäfte und Beteiligungen konnte er eine reine Geldfreude haben, und als er im Kriege sechsundachtzigjährig starb, hinterließ er ein Vermögen von über 300 Millionen Mark. Als er die Augen für immer schloß, sah er auch noch nicht, daß der militärische und politisch-wirtschaftliche Zusammenbruch des alten Deutschland unvermeidlich geworden war. Dergleichen hielt er für unmöglich: er glaubte vom ersten Weltkriegstag an bis zu seinem Lebensende trotz der gewaltigen Uebermacht der Gegner an einen deutschen Endsieg. Das beweist, daß der Alte so klug nicht war, wie man allgemein dachte. Vielleicht darf man sagen, daß er bei aller Tatkraft und Schaffenslust auch geschäftlich eigentlich nichts aufgebaut, daß er keine einzige wirtschaftliche Idee gehabt, und daß er nur für sich selbst viel Honig aus allen möglichen mehr oder weniger anmutigen Blumen gesogen hat.

Aus seiner zweiten Ehe stammen zwei Söhne: der Fürst Guido Otto, der zweiunddreißig Jahre zählt, und der jetzt dreißigjährige Graf Kraft Henckel. Dem Fürsten Guido Otto merkt man schon äußerlich die russische Abstammung an. Er sieht wie ein jüngerer Bruder des letzten Zaren aus, trägt den Vollbart genau wie Nikolaus der Schwache und spricht meist französisch. Zu Lebzeiten seines Vaters durfte er nicht über einen einzigen Tausend-Mark-Schein selbständig verfügen — ein solcher Autokrat war der Alte, und so wenig wußte sich der Junge durchzusetzen. Heute unternimmt das Haus Henckel-Donnersmarck überhaupt keine geschäftlichen Transaktionen mehr: es will nichts sein als eine Verwaltungsstelle des vorhandenen Besitzes. Fürst Guido Otto ist nur ein harmloser, kleiner, kraftloser Erbe. Der jüngere Sohn dagegen soll mehr von des Vaters Art haben.

---

**K**ennen Sie in der Weltgeschichte einschließlich der Geschichte der Botokuden, etwas Alberneres als die Rechte in der Nationalversammlung? Diese Herren, die das einfache und nichtssagende Wort Republik nicht schätzen, die Thiers zu fortschrittlich finden!!! O Tiefe! Rätsel! Träume!

*Flaubert*



## Zeit und Zeitschrift von Josef Räuscher

Fahrkartenautomaten für Stadt- und Ringbahn sind eine zeit- und nervensparende Erleichterung des äußern Lebens. Stellen Sie sich, nur beispielsweise, einen Menschen vor, der immerzu den Automaten in Tätigkeit setzte, nicht um fahren zu können, sondern bloß, weil ihm der Automat Vergnügen macht. Sie würden diesen Menschen für einen verrückten Müßiggänger halten; zuletzt würde sich noch die Polizei dafür interessieren und den Standpunkt vertreten, der Automat sei nur für Leute da, welche, auch wenn es ihn nicht gäbe, Fahrkarten brauchten, weil sie eben fahren müßten. Ja — ist denn dieser Fall je vorgekommen? Wahrscheinlich nicht, aber zwei Drittel, nein, neunzig von hundert, nein — ich muß ja nur so viel übrig lassen, daß sich Jeder, der es liest, noch unter die Ausnahmen rechnen kann — also so und so viele der modernen Schriftsteller, Literaten, Dichter spielen dieses Spiel. Sie haben kein Fahrziel, sie wären alle in der größten Verlegenheit, wenn man sie zwänge, sich doch einmal in einen Zug zu setzen. Der Automat selbst, Johannes Gutenberg hat ihn erfunden, regt sie an und auf; und seit es diesen, wie jede Maschine, charakterlosen und mißbrauchsbereiten Transformator gibt, der aus jedem in einer natürlichern Welt kaum hörbaren Gequiek ein Dröhnen macht — seitdem überschwemmt uns die gedruckte Selbstbefriedigung spielender Automatisten. Ebenso wie manche den Weltkrieg gleichsam von selbst aus der im Wettrüsten aufgehäuften Masse von Kriegsmaterial entstanden sein lassen, könnte man auch sagen: da es so viele Druckerpressen, Zeitschriften, Verlage, Theater, Buchläden, Jours, Snobs und Hysterikerinnen gibt, mußte daraus die heutige Literatur entstehen. Eine Pauschalverdächtigung, wie ich sie selbst nicht liebe; auch gehöre ich nicht zu Denen, die aus Taubheit schimpfen. Aber der Automat wird mißbraucht, und keine Polizei schützt ihn. Im Gegenteil: eine staunende und neugierige Menge läuft zusammen, gustiert „mit hohen Augenbraunen“ und hält es tatsächlich für wichtig, daß Herr X. mit naturalistisch, Herr Y. mit expressionistisch frisiertem Intellekt den Automaten bedient. Mit täglich wechselnder Inszenierung werden des Kaisers neue Kleider erfolgreich vorgeführt. Das macht die Leichtigkeit der technischen Vermittlung.

Wie steht es aber weiter hinten, zum Beispiel mit Geist und Sprache? Ich bilde mir immer ein, es dürfte nur Der Trompete blasen, der, auch wenn es dieses Instrument noch nicht gäbe, so in der Tonfarbe und Ahnung seines Klanges lebte, daß er unbedingt eine Trompete erfinden müßte, um selig zu werden. Aber heute blasen sie Alle, weil die Instrumente in jedem Schau-

fenster zu sehen sind. Der Jammer fängt damit an, daß wir lesen können. Vor hundert Jahren klagte Jean Paul über das „schreibende Publikum“ — wie würde ihm heute? Gewühl greisenhafter Fötusse; blasiertes Greinen weltschmerzlich stigmatisierter Neugeborener, die alle aussehen, als hätten sie schon im Mutterleibe eine Differentialgleichung gelöst. Alle leiden sie am Leiden der Zeit, meist ohne zu erkennen oder zuzugeben, daß sie selbst Symptome dieses Leidens sind. „Die Wimmerl beweinen die Syphilis.“ Die Besten wiederholen unablässig Peer Gynts Kampf mit dem großen Krummen. Irgend Einer — wahrhaftig: ich zeichne einen Typus und denke an keinen bestimmten Einzelnen — irgend Einer, dessen persönliche Stellung zu den Problemen des Lebens sich in nichts von der eines Agenten unterscheidet, hat eine lyrische Feinkosthandlung voll soignierter Süßigkeiten und aufwühlender Pikanterien eröffnet und Niemand versteht, daß Peter Altenberg, der den Dichter „leben“ mußte — es war kein Vergnügen für ihn —, in dessen Dasein Gedrucktwerden, Literatsein ein zufälliges Akzidens, weniger als ein Caféhausgespräch, bedeutete, eben deshalb der letzte Dichter war. So ist zu fürchten, daß in dem irren Maskenrummel, der sich zwischen den Trümmern einer zusammengebrochenen Kultur — ich rede von Europa, nicht von Deutschland allein — entwickelt hat, auch jene Stimmen ungehört verhallen, die uns wirklich etwas zu sagen haben.

Kein „Aha!“ Seit 1911 erscheint nahe dem Südrand des deutschen Sprachgebiets, in Innsbruck, die Zeitschrift ‚Der Brenner‘. Vier Jahre lang hat dem ‚Brenner‘ der Krieg, der so viele Andre unheilvoll oder blamabel geschwätzig machte, den Mund verschlossen. Als er ihn im Oktober 1919 wieder auftun konnte, war sich der ‚Brenner‘ seiner Sendung erst voll bewußt. Er hat, bisher stummer Zeuge des Harakiri einer sich christlich nennenden Welt, nach einem Wort seines Herausgebers „das Christentum in den Mittelpunkt seiner Betrachtung gerückt“. Daß es dabei um mehr geht als um den Weihrauchfusel katholischer oder die moralinsaure Wassersuppe protestantischer Erzeugung, beweise die Anführung der beiden großen europäischen Toten, deren Bedeutung erst jetzt lebendig zu werden beginnt und die der ‚Brenner‘ als die „Apologeten unsrer Zeit“ voranschickt: Kierkegaard und Dostojewski. Ich gebe hier absichtlich keine Besprechung, keine Auszüge: ich will nur ein Innehalten, eine Pause, kurz oder lang wie einen Atemzug, bewirken, damit die ferne Stimme hörbar werde. Denn diese Zeitschrift, dieser Ruf in die Zeit geht wie eine persönliche Frage jeden Einzelnen an. Nicht sie braucht unsre, aber wir könnten ihre Hilfe brauchen. Unser ganzer pseudogeistiger Literaturlärm

ist Spuk, der zerstieben muß, wenn die Glocke Eins schlägt. Und sie **hofft** schon zum Schlage aus — wer wagt sich an die Prophezeiung, wann er fallen wird? Dann werden wir sehen, woran wir uns vergeudet haben. Noch einmal: hier spricht **nicht** der Advokat etwa einer „Richtung“, die im ‚Brenner‘ vertreten wäre; aber so oder so: es geht uns Alle an. Das geistige Profil dieser Zeitschrift würde, ich weiß ja nicht wie, heute auch dann sichtbar werden, wenn es den Automaten nicht gäbe, dessen sie sich bedient. Sie hat ein Ziel, sie fährt, und grade darum darf sie den Automaten mit mehr Recht gebrauchen als das Gros der heutigen Literatur, die doch nur die Makulatur von morgen ist.

Inzwischen hat Theodor Haecker im ‚Brenner‘ das geistig Unanfechtbarste, Männlichste und im besten Sinne Deutsche über Kriegsende und Friedensschluß gesagt — aber durch diese Erwähnung verzeichne ich schon das oben vag umrissene Bild der Zeitschrift, und ihr Wesentliches entzieht sich jeder landläufigen „Besprechung“. Denn der ‚Brenner‘ enthält nicht mehr und nicht weniger als ein Erwachen wahren geistigen Lebens: wer Ohren hat zu hören, der höre!

Ich weiß, daß nur Wenige sich durch diese Zeilen gedrängt fühlen werden, den ‚Brenner‘ zu lesen, daß ferner unter diesen Wenigen wieder nur wenige dem ‚Brenner‘ mehr als den Klang ungewohnter Worte, mehr als den Ansturm unbegreiflicher, weil weder aesthetisch noch literarisch noch gar politisch auflösbarer Gedanken entnehmen werden. Dennoch lege ich die Lektüre dieser Zeitschrift, die am weltmännischen, nein, weltweibischen Lächeln einer durch Intellektualismus, Comfort und Erotomanie entseelten Zeitgenossenschaft vorbei sich an den Menschen wendet, allen Menschen an jenes Herz, das nach einem der schönsten Worte von Karl Kraus das „edelste Verstandesorgan“ ist.

---

### **Terzinen über die Vergänglichkeit Hugo von Hofmannthals von Hans Heinrich von Twardowski**

**N**och spür ich deine Seele wie ein Weh,  
ein köstlich Weh. Daß diese nahen Tage  
fort sind, für immer fort, und ganz passé!

Dies ist ein Ding, das Keiner deuten kann,  
und grauenvoll, daß jetzo in Couplets  
und in Libretti ihre Süße rann.

Und daß ein Jüngling sich, durch nichts gehemmt,  
nicht weiterglitt in einen reifen Mann,  
unheimlich starr und regem Wachstum fremd.

Hugo, zieh aus das grelle Opernhemd!

## Direktor Schreker von Gisella Selden-Goth

Am ersten August hat Franz Schreker sein Amt als Direktor der Akademischen Hochschule für Musik in Berlin angetreten. Er ist eine geistig hochstehende, stark schöpferische Künstlernatur, und ein berufener Künstler hat seine Begabung als ein Phaenomen von gleicher Tragweite wie Wagners proklamiert. Viele erwarten von ihm sehnstüchtig die Wiedergeburt der arg verfahrenen Kunstgattung Oper. Eine undankbare Generation, die bereits beginnt, Richard Strauß als ausgebrannten Krater links liegen zu lassen, in vergeßlicher Untreue gegen alles, was er einst ihrer Jugend bedeutet und gegeben hat, sieht heute in ständiger Erwartung von Offenbarungen jeder neuen Schöpfung des Künstlers entgegen, der so plötzlich den Weg aus Wien in die Welt gefunden hat.

Solche Erscheinung auf solchem Posten — da ruft man unwillkürlich: Der rechte Mann am rechten Fleck! In die Hände einer Musiker-Persönlichkeit von unbestrittener Bedeutung ist die Leitung der ersten Musiker-Bildungsanstalt des Reiches gelegt — möge sie fortan nach eignem künstlerischen Glaubensbekenntnis unumschränkt dort schalten und walten! Der Hochschule für Musik tat eine Aenderung des Kurses dringend not: der Geist, der dort herrschte, ging in den letzten Jahrzehnten als knöchernes Gespenst zwischen der musikstudierenden Jugend um. Ich kenne manche jüngern Musiker — und es sind nicht die schlechtesten! —, die ihrer Studienzeit an diesem Institut niemals ohne Ironie oder Bitterkeit gedenken können. Sie tragen durch lebensvolle Darstellung der dort einstmals üblichen Unterrichtsmethoden nicht selten zur Erheiterung geselliger Kreise bei. Namentlich für die Schaffenden hatte schon das Wort „Hochschule“ einen fatalen Klang; es erinnerte sie an die Broschüre: „Wie werde ich Komponist?“

Der neue Direktor war noch garnicht im Amt: da fühlte man auch schon den neuen Wind wehen. Franz Schreker hat Programm gemacht, und sein Programm läßt aufhorchen. Es bringt praktische Vorschläge zum Ausbau bisher vernachlässigter Lehrfächer, zur Neugründung von Opern-, Orchester- und Chor-Schulen großen Stils, sorgt für Auffrischung des Lehrkörpers, Verbesserung der Organisation und innigen Kontakt des Studienganges mit der grade heute unruhig vorwärtsdrängenden Entwicklung der Musik. Wo es aber von der Notwendigkeit spricht, den Lernenden weder durch Unterordnung unter erstarrte Formeln noch durch Anregung zu allzukühnen Experimenten, sondern durch Erziehung zum innern Erleben sei es fremden, sei es eignen Werkes den Weg der Meisterschaft aufwärts zu leiten: da findet es Herzenstöne eines echten Künstlers. Wenn Schreker schließlich bei der Forderung nach Wiederaufnahme ausländischer Schüler, nach Berufung auch nichtdeutscher Lehrer, nach Ausgleichung und Versöhnung nationaler Gegensätze wenigstens auf dem Gebiet der Kunst das schöne Wort findet: „Mit Haß im Herzen läßt sich nicht musizieren“ — so wird es wohl keinen seiner musikalischen Antipoden geben, der ihm dafür nicht dankbar wäre.

Schrekers Pläne reichen noch weiter. Seine Hochschule soll nicht allein der Heranbildung junger Talente dienen, sondern auch das deutsche, namentlich das berliner Musikleben vorbildlich beeinflussen. Sie wird an die Oeffentlichkeit gehen und unter Heranziehung aller ihrer künstlerischen Kräfte musikalische Aufführungen veranstalten, die, materiell gesichert, ohne die Nötigung zu irgendwelchen Konzessionen, einzig die Absichten ihres Leiters verwirklichen, den Stempel seiner Persönlichkeit tragen können. Dies zu einer Zeit, da größte und älteste berliner Konzertinstitutionen ihre Existenz wanken fühlen und der Ausbalancierung ihres Budgets mehr Sorge zuwenden müssen als der Erhaltung ihres künstlerischen Standards. Es sind schöne Perspektiven, die eine derartige Hochschulwirksamkeit eröffnet. Man versteht jetzt besser, warum Siegfried Ochs, der neuernannte Leiter des Hochschul-Chores, sich so plötzlich zur Auflösung seines Chores entschloß. Auch er glaubt wohl, in lebendiger Wechselwirkung mit den aufstrebenden Generationen, als Lehrer im höchsten Sinne des Wortes, ledig aller Plackerei mit der Finanzwirtschaft seines Vereins, fortan ersprießlicher für die Kultur deutschen Chorwesens und Oratorienstils wirken zu können als durch die Veredlung und Vervollkommnung eines einzigen ausführenden Organs.

Herrlichen musikalischen Zeiten werden wir also entgegengeführt. Und doch . . .

Niemals hätte Franz Schreker Direktor der Akademischen Hochschule für Musik in Berlin werden dürfen.

Der vierzigjährige, im Zenith stehende Komponist wird hier in einen Strudel von Pflichten, Obliegenheiten, Verantwortungen hineingezogen, den allein sich vorzustellen schwindlig macht. Man denke nur, welche Arbeitslast, trotz aller Vertretungsvorsorge, auf die Schultern des neuen Direktors zu ruhen kommt. Es ist an sich nicht leicht, die Zügel einer Lehranstalt mit hunderten von Schülern und Dutzenden von Professoren fest in der Hand zu behalten, besonders, wenn sichs um reizbares Musikervolk handelt. Schon die Erteilung hochklassigen Kompositionsunterrichts ist eine Aufgabe für den ganzen Menschen. An den neuen Direktor wird außerdem amtlicher, kollegialer und geselliger Verkehr Ansprüche stellen, Berlin wird sich um ihn reißen, er wird „erscheinen“, sein Institut offiziell vertreten müssen. Seine Werke werden in Berlin mit ungeahnter Plötzlichkeit Boden gewinnen; seine Anwesenheit wird bei Proben gewünscht, bei Aufführungen gefordert werden. Jeder Konzertsänger, der etwas auf sich hält, wird ihn um neue oder ausgegrabene Lieder bestürmen, ihm deren Begleitung abzubetteln versuchen. Alle größten Opernbühnen des Reiches werden ihre Schreker-Premiere herausbringen und den Komponisten, womöglich den Dirigenten dabei begrüßen wollen. Was in Deutschland neue, junge, unreife Musik produziert, wird ihn mit Bitten um Beurteilung bedrängen, ihn mit Manuscripten überschütten, sich von ihm Begabung bescheinigen lassen wollen. Und in diesen ganzen musikalischen Hexensabbat kommt ein Mann, der, bei Gott, nichts andres zu tun haben sollte, als Partituren zu schreiben, wie eben nur er und kein Anderer sie schreiben kann.

Nicht zwischen zersplitternden Geschäften des Arbeitstages soll die Frucht vom Genius empfangen, nicht in karg bemessenen Urlaubsmonaten ausgetragen und geboren werden. Sie braucht, um zu reifen, vor allem Ruhe — Schreker ist ihrer in der ehrenvollsten Form verlustig gegangen. Man wende nicht ein, daß die großen Künstler zu allen Zeiten zwischen den Notwendigkeiten, zu schaffen und zu leben, hin und her gerissen wurden, daß auch Mozart mitten in salzburger Hofdienst, Konzertreisen, Unterrichtsstunden und aufreibendem Kampf um die nackte Existenz mühelos sein göttliches Werk vollbrachte. Wollten wir selbst die gleichen schaffenden Kräfte annehmen, so wäre doch unbestreitbar, daß Konzeption und Niederschrift einer Partitur-Seite der ‚Gezeichneten‘ ungleich mehr Zeit, Nervenenergie, gedankliche Anspannung und Konzentration erfordert als einer von ‚Figaros Hochzeit‘. Bei Schrekers ganzer Arbeitsweise liegt näher eine Parallele zu Wagner. Der Bayreuther war keine der produktivsten Musikerscheinungen, doch kann man wohl sagen, daß die Fertigstellung seiner dreizehn großen Bühnenwerke sein siebzigjähriges Leben reichlich ausfüllte. Ohne Liszt, Otto Wesendonck, Frau Ritter und König Ludwig hätte er sie nicht schaffen können. Auch dem großen, mürrischen Beethoven schenkte die idealistische Uneigennützigkeit von Erzherzögen und wiener Aristokraten so viel sorgenlose Muße, daß er ohne Nebenbeschäftigung am Bach von Heiligenstadt spazieren gehen und seinen Symphonie-Themen nachgrübeln konnte. Schade, daß fürstliche und andre Maecene zu einer Zeit ausgestorben zu sein scheinen, da man sie so nötig hat wie kaum je zuvor.

Schreker ist statt an einen König Ludwig an die berliner Hochschule geraten. Vielleicht hat er auch hier eine hohe, schöne Mission zu erfüllen, und man möchte wünschen und hoffen, daß sie seine produktive Potenz nicht schwächen und lähmen möge. Ueber seine Bedeutung in der Geschichte der Musik wird eine spätere Epoche urteilen müssen. Heute ist er, an seinen Zeitgenossen gemessen, sicherlich der Außerordentlichen einer. Darum soll seine Persönlichkeit mit Sorgfalt und Behutsamkeit behandelt werden; denn um mit Dem zu reden, der immer und überall das richtige Wort sprach: „Der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient sein.“

---

## Die Legende von Walter Mehring

Der liebe Gott stand in seiner blauen Himmelspracht und redete über die Schlechtigkeit der Menschen. Von Zeit zu Zeit harfte er bekräftigend über seinen schwarzen Bart, sein Haupthaar zottelte in silbernen Strähnen, und ins Gesicht hing ihm eine Wotanslocke.

Er sah aus wie eine Friseur-Reklame.

Dann verschwand er, und Maria, das Christuskindlein im Arm, kletterte hinauf und setzte sich wehklagend neben den Oleanderkübel.

Sie sprach ganz alt und heiser, und der Atem piff bei jedem Worte mit.

Das Publikum lachte und riß zotige Bemerkungen.

Es waren lauter Bauern, gewohnt, sonntags ihr Kino im Dorfe zu haben; sie hatten alle „a Bildung weg“, und die meisten trugen das Eiserne Kreuz. Das Stück hieß: „Das fünfte Gebot (Du sollst nicht töten!)“, Ein Legendenspiel — und sie wollten eigentlich nur den angekündigten „Juden“ sehen.

Von der hintersten Bank krächte Jemand der Maria zu: „Kimmast allaweil a aus da Etappen, daß du woas Kloans mitführn tust?“

Darauf verschwand Maria, der liebe Gott trat umschichtig wieder auf und sprach in einem fort in Reimen nach der Art gewisser monomaner Irren. Plötzlich gab es aber einen Riesenkrach am Himmelszelt. Die Vorstellung geschah nämlich in einem Wirtshaus, und in Ermangelung andrer Räume waren die Schauspielergarderoben in die Toiletten transfundiert.

In der „für Männer“ saßen grade der Jude und Judas, der sich mit Spucke und Kohle hohe Brauenbögen zog, um dämonisch auszusehen. Der heilige Petrus hockte auf dem Abortdeckel und putzte den Heiligenschein mit dem Sacktuch.

Als aber die Maria ihre Garderobe aufsuchte, stand Christus da, den elegischen Bart trug er schon umgehängt, während seine übermäßig langen Beine noch in alten Uniformhosen und Militärstiefeln staken, und busserlte die heilige Veronika ab, der das Schweißstüchlein verrutscht war.

Im nächsten Augenblick fuhr ihm Maria in die Krone: „Mörder, Ehebrecher, Hurer!“ schrie sie pathetisch und so laut, daß Gottvater, der in seinem blauen Himmelszelt über die Gottlosigkeit der Menschen zeterte, mit einem heiligen Donnerwetter hinterstürzte und Christus ihr eine Watsch'n gab, von der sie in die Ecke flog.

„Seids denn ganz von Gott verlassen,“ bullerte er, „hier umanand zu stehn, und i kunnt mir derweilen a Hax'n zuseiß'n mit meinen Thiater, Schlawiner Ihr!“

Maria war kalkweiß geworden, von einem hysterischen Krampf befallen, ihre Lippen blau angelaufen, und ununterbrochen schrie sie: „Mörder, Ehebrecher, Hurer!“

Und wie sie garnicht aufhören wollte, hatte Christus plötzlich Marias Bündel ergriffen, auseinandergerollt und sie eingewickelt, daß sie völlig regungslos stand. Dann trug Christus seine Mutter Maria in den Stall und warf ihr einen Woillach über, wie man es scheuen Pferden tut.

Und inzwischen redete der Allgütige in seiner Pracht das Blaue vom Himmel herunter über die Schlechtigkeit der Menschen. Judas schminkte sich Fältchen um die Mundwinkel, und der heilige Petrus saß selig blöde auf dem Abortdeckel; er hatte nichts gehört; er war schon an die tausend Jahre taub.

Und als Christus dies alles gewahr wurde, sprach er zur heiligen Veronika: „Jetzt kunnst leicht du die Maria abgeben, die damische Vettel is eh schon vertan!“

Da verschwand der liebe Gott — und Maria erschien, zwanzig Jahre verjüngt und ein frisches, schlohweißes Bündel im Arm, und setzte sich neben den Oleanderkübel. Es war wie ein Wunder! Die Bauern aber schrieten: „Itzig, Itzig!“ Sie wollten endlich den „Judde“ sehen!

# Rundschau

Die unbegriffene Notwendigkeit

Da streiten sich die Leut' herum“ und werden sich nicht einig über die Frage: Putsch oder Nicht-Putsch? Rechts- oder Links-Putsch? Was wird geschehen? Wann wirds geschehen?

Aber die Antwort ist da; nur muß man verstehen, sie aus den Umständen der Zeit, ungeachtet der Wirrnisse der Meinungen, zu deuten, sie aus den Symptomen abzulesen, die überdeutlich in der Luft stehen: Wolken, die gegebenen Falles, das heißt: dann, wenn die atmosphärische Konstellation ihrem Sturze günstig ist, niedergehen müssen.

Will man nämlich von den parteiischen, nationalen und sozialen Standpunkten absehen, um die Sachlage unverwirrt und so primitiv zu erfassen, wie sie ist, so gelangt man zu dem höchst eindeutigen Resultat: Waffen sind da, der Wille, sie zu benützen, ist da — was also sollte neues Blutvergießen im Dienste einer Sinnlosigkeit, die sich für zweckvoll und gar menscheiterlösend hält, verhindern? Darum: solange geladene Gewehre in den Händen geistig Unmündiger sein werden; solange die Schulbuben der Gewaltlehre rechts und links mit Waffen spielen dürfen, deren Anwendung sie zu Doktoren jener Lehre gemacht hat, Doktoren, die Schulbuben bleiben, auch wenn ihnen der Bart sprießt und selbst dann, wenn dieser im Kriege grau geworden ist; solange die dreiste Fibelvorstellung besteht, Waffen zu benützen gäbe es überhaupt, außer in dem Ausnahmefalle der Notwehr, irgendein Recht — so lange werden die Schießgewehre gewissermaßen von selbst losgehen, so lange wird jene Wolke des blutigen Unfugs über den Häuptern einer von ihren eignen Denk-

fehlern strangulierten Menschheit hangen.

Denn was weiß diese, selbst heute, nach der so exekutiven Lehrzeit des Weltkriegs, von dem wahren Wesen der Waffe? Noch herrscht der in der Luft der alten Lüge gezüchtete Glaube an die Waffe, gut gedüngt mit falschen Begriffen von Ehre, Heldentum und Vaterlandsliebe. Das aus Blutsaat niemals andres sprießen kann als Bluternte: zu so schlichter Weisheit hat sich unser allzu lange verblendetes Volk noch immer nicht erhoben. Noch ahnt kaum eine Minderheit, was längst die Gesamtheit wissen mußte: daß aus dem roten Meere des Mordens niemals die ersehnte Morgenröte einer neuen Menschheit aufdämmern wird. Noch ist der radikale Pazifismus weit davon entfernt, politisch das zu werden, was er geistig ist: primäre staatliche Notwendigkeit. Noch ist die radikal-pazifistische Tat: Absage an die Mordwaffe, Abkehr vom Wehrzwang (Abkehr aus Weltanschauung, nicht aus äußerem Zwang) — ungetan, weil unbegriffen. Noch ist das europäische Kinderzimmer, wie um 1914, voll von Phrasen und Gewehren, die, eben weil jene sind, und weil die Spielhänse solches bewimpeltes Spielzeug nicht lassen können, und weil sie geladen sind, losgehen werden.

So umwölkt von Gefahren leben wir in den Tag hinein, bis eine atmosphärische Konstellation den neuen Wolkenbruch herbeiführen wird. Der Finger liegt am Hahn und will zudrücken, und der neue Staaten- und Taferlklassenkrieg wird ausgebrochen sein. Oder aber: die radikal-pazifistische Notwendigkeit dieser Stunde wird doch noch begriffen und die radikal-pazifistische Tat, in letzter Minute, noch getan.

*Hans Janowitz*



## Revolutionswerkstatt

Revolutionen werden gemacht!“ — mit diesem Satz beginnt Emil Barth sein Buch: „Aus der Werkstatt der Revolution“ (erschienen in A. Hoffmanns Verlag zu Berlin). Gemacht werden Revolutionen, fährt er fort, nach einer Evolution — und Evolutionen ohne die Existenz schlagkräftiger, energischer, aufopferungsfähiger Männer führen zu nichts, es gibt dann keine Revolution, alles verläuft im Sande ... 1918 ist nicht im Sande verlaufen.

Die Schilderung dieser höchst bedeutungsvollen Epoche von Februar bis Dezember 1918 wird, je nach dem Schildernden, immer dieses Bild ergeben: Alle Welt taugte nicht viel, außer mir. Diesen Fehler macht Emil Barth nicht ganz mit — er erkennt die Tätigkeit und die Tüchtigkeit einer Menge Männer an, ohne sie natürlich zu nennen. Denn sie riskierten alle Kopf und Kragen. Die waren wirklich mutig. (Nicht Herr Ludendorff, der zweimal ausriß.) Die setzten wirklich wagemutig alles aufs Spiel — Leben, Familienexistenz, Freiheit und Geld. In den Hinterzimmern von Kneipen, dauernd bespitzt, beargwöhnt, nie gewiß, ob der Freund nicht morgen zum Verräter werden würde — das sind Helden ihrer Ideen gewesen. Und was kam dann —?

Eine klägliche Enttäuschung. Man muß nur im Buche das Gruppenbild der sechs Volksbeauftragten sehen, um alles zu begreifen. Sind das Köpfe —? (Und es waren noch lange nicht die schlechtesten.) Nein, Köpfe waren nicht. Und außerordentlich schmerzvoll und außerordentlich packend ist die Schilderung, wie leise, leise und unmerklich die ganze Revolution in ein bürgerliches Fest hinübersegelt, wie aus der Volkserhebung eine Or-

ganisationssache wird, mit Kompetenz-Streitigkeiten, Stempel-Inschriften und Dienst-Stellen. Von der Krippe zu schweigen, in die die Kindlein sich legen wollten.

Die Novembertage des Jahres 1918 sind vorbei. Da, zum ersten, zum bisher einzigen Mal in der Geschichte Preußens, wehte ein freier Wind in diesem Lande. (Freilich, Herr Meier, die Elektrischen gingen nicht alle!) Da hatte etwas die Massen ergriffen, was nicht nur Phrase war wie in der Augustbesoffenheit des Jahres 1914. Da — zum ersten Mal. Sie wurden schnell wieder nüchtern. Der Preuße kam durch, der Ordentliche, der Brave, der Objektive, der Gerechte, der Abwägende, der, hol ihn der Teufel, der sich Demokrat nennt.

Möglichkeiten — Möglichkeiten! Was hätte da alles geschehen können! Ein, zwei Tage lang hielt die deutsche Welt wirklich den Atem an. Alles lag in der Luft, alles im Bereich der Realität: völlige Zertrümmerung der Bundesstaaten, wirkliche Abrüstung, Herrschaft des Mannes und nicht des Herrn, Trennung von Kirche und Staat — alles, alles. Ein Schritt, ein so kleiner Schritt trennte uns damals von all dem ...

Atmet auf. Die Gefahr ist vorbei. Wer weiß, für wie lange Jahre. Als Erinnerung an Schreck und beinahe erreichte Seligkeit diene das Buch Emil Barths.

*Ignaz Wrobel*

## Romantisches Theater

Unter den allzuvielen „Freilicht-Spielen“ von heute verdient ein Versuch beachtet zu werden, der jüngst zu München-Schwabing in einem alten Privatpark unternommen wurde. Bedeutsam sich von den andern abzeichnend durch zwei Faktoren (die mir lohnend erscheinen lassen, etwas ausführ-

licher darauf einzugehen): erstens die Wahl des Stückes und zweitens, und besonders, die Wahl der nächtlichen Stunde.

Was bei Tage dem Freilicht-Theater leicht den Hauch der Lächerlichkeit gibt: der Widerspruch zwischen der mächtigen Weite und Helligkeit der Natur und der kleinlichen Aktivität menschlichen Gebarens — das war hier zum Gegenteil genützt. Windrauschen und Menschenstimmen, Mondlicht und Scheinwerfer, Kulissen und Gesträuche wirkten nicht gegen, sondern für einander. Wenn nur das Ereignis vom Scheinwerfer beleuchtet war und der weite Hintergrund sich im schwimmenden Dunkel löste, war die freie Luft nicht ablenkend illusionstötend, sondern konzentrierend und belebend. Wurde aber die ganze Tiefe der „Bühne: Natur“ ins Helle gerückt, so kamen Wirkungen heraus, die ganz neu und tatsächlich mitunter verblüffend waren. Nicht Theater im Freien schien es mehr, sondern Spiel in der Natur.

Aufgeführt wurde der ‚Totengräber von Feldberg‘ von Justinus Kerner. Es ist die Geschichte vom Totengräber, der fliegen lernen will, sich dem bösen Geist verschreibt, seinem Wahnwitz Frau und Kind zum Opfer bringt, um dann am Galgen das Fliegen zu erreichen. Die Szene: Ein Kirchhof mit ein paar verwilderten Gräbern, ein Häuschen, dahinter ein einsamer See, sich verlierend in der endlos scheinenden Tiefe des Parkes. Von dort zieht ein fahrender Handwerksbursche heran, mit einem verträumten Lied die Handlung vorweg andeutend und deutend: „Und morgen muß ich hangen, Feinslieb mich nicht mehr ruft. Schön morgen als ein Vogel Schweb’ ich in freier Luft.“ Dann Kinder, die hinter Schmetterlingen jagen, einen Papierdrachen

„in den Himmel“ steigen lassen. Reiher kreischen in der Luft. Alle Geister der Höhe und Tiefe spuken, um das arme Menschenkind in seinen Wahn hineinzutreiben. Als Gegensatz voll feinsten Komik ein Poet, der nicht zu fliegen, sondern als Sonnenblume in der Erde zu wurzeln wünscht. Zwischenspiel: Gerippe zweier Liebender, die zu zarter Zwiesprach sich mitternachts in ihren Gräbern besuchen. Der Tod aus der Tiefe des Sees, der alle Vorbeigehenden hinunterzieht. Bis schließlich zwischen all Dem sich das Geschick der Menschlein vollendet, Totengräber, Frau und Kind unter frischen Gräbern ruhen und der Handwerksbursche wieder ins Weite zieht, auf den Lippen das gleiche Lied, dessen Sinn wir erst jetzt verstehen.

Ein seltsames Meisterwerkchen, das Kerner seinen ‚Reiseschatten‘ eingewoben hat. Kein Vers darin zu viel und keiner zu wenig. Die kurzen Auftritte scheinbar achtlos an einander gereiht und doch mit höchster Kunst verflochten. Humor und Tragik wunderbar neben einander. Ein echter Sproß der Romantik. Und wurde auf dem romantischsten aller Schauplätze lebendiger, als er je auf einer Bühne werden kann. Die Weite des Sternenhimmels stand um uns, und wohl war der Gegensatz zu fühlen zur Enge des Menschen geschicks. Aber eben er wurde zum Thema selbst. Und so störte er nicht, sondern trug. Und als die Erscheinung des bösen Geistes durch einen mächtigen Windstoß sich ankündigte, da überlief uns ein ganz theaterfremdes Schauern. So wuchs das kleine Spiel der Gelegenheit, für ein Gartenfest anspruchlos veranstaltet, zu tiefem Kunsterlebnis und wies vielleicht einen Weg zu neuer Lösung alter Theaterprobleme.

Hans Feist

# Antworten

**Briefschreiber.** Statt eure freie Zeit zum „Wiederaufbau Deutschlands“ zu gebrauchen, mißbraucht Ihr sie und das schöne teure Briefpapier, um mir mitzuteilen, daß ich, Herausgeber einer „ausschließlich negierenden“ Zeitschrift, für diesen Wiederaufbau nicht genug leiste. Lest das Gedicht von Strindberg in Nummer 32 noch einmal oder den Satz von Michael Bakunin: „Die Lust am Zerstören ist eine schaffende Lust“ oder in den Nummern 546—550 der ‚Fackel‘ (zu beziehen vom Verlag, Wien III/2, Hintere Zollamts-Straße 3) sämtliche achtzig Seiten, aber besonders aufmerksam die Seiten 71 bis 74. Da heißt es von euch lieblichen Querulanten: „Sie haben das Pech, ihre Zweifel und Beschwerden grade bei der Stelle anzubringen, die zur Abhilfe die denkbar ungeeignetste ist, nämlich bei mir, anstatt bei sich. Statt die ‚Fackel‘ nicht mehr zu kaufen oder dem Verlag der ‚Fackel‘ zu schreiben, daß sie das Abonnement aufgeben, glaubt jeder, von dessen Bescheidenheit ich bis dahin, ohne ihn zu kennen, überzeugt war, mit dem Vorwurf der ‚Selbstüberhebung‘ auf mich Eindruck zu machen. Als ob ich es, zum Beispiel, je im Leben fertig gebracht hätte, einem mir persönlich unbekannten Menschen, der mich nicht ausdrücklich dazu aufgefordert hat, brieflich meine Ansicht über seinen Charakter bekannt zu geben . . . Und habe ich denn ein Vorbild der Bescheidenheit an Solchen, die mir Vorhaltungen machen, ohne daß ihr besseres Recht gegen mich (als meines gegen die Welt) durch irgendein Verdienst beglaubigt wäre? Und ist es denn nicht die größere Ueberhebung, wenn ein Menschen dem andern, den er doch ohne sonstige Berufung nur im Sachlichen belehren dürfte, Richtung und Stärke seiner Interessen vorschreiben will?“ Ja, wirklich, das gibt es: Leser, die das und das in meiner — meiner, nicht ihrer! — Zeitschrift zu finden und das und das nicht zu finden wünschen. „Diese Leser“, fährt Karl Kraus fort, „sollten bedenken, daß der begründetste Vorwurf an der Unbelehrbarkeit eines Autors zuschanden wird, und aus Gründen der Selbstachtung es vorziehen, ihn nicht zu lesen, statt ihm zu schreiben. Umso mehr, als für beide Teile die Gefahr der Monotonie besteht, für den, der immer wieder dieselbe Dummheit darbringt, und für den der sie abwehren muß.“ Und sie dann und wann, um Zeit zu sparen, summarisch abwehrt. Und jedes Mal hofft, daß die Wirkung der Abwehr vorhalten werde. Und gewöhnlich enttäuscht wird. Das Briefporto ist eben leider immer noch viel zu niedrig. Aber es kann wohl überhaupt nicht so hoch geschraubt werden, daß unserines Ruhe gesichert ist.

**An Alle.** Gebt, gebt, gebt! Kapp schwelgt in Schwedischem Punsch, Lüttwitz frißt vergnügt sein unkonfisziertes Vermögen an, Ludendorff steht honorargeschwollen auf seines Daches Zinnen, Marloh, Kessel und Aulock klappen unangefochten Skat, und die Marburger Zeitfreiwilligen sind alleweil fidel, fidel, fidel. Dagegen ist bitter nötig, daß der folgende Aufruf gedruckt wird: „Das jeden Menschen aufs tiefste erschütternde Drama bei Thal-Mechterstädt, bei welchem fünfzehn unschuldige Arbeiter ohne Vernehmung und Untersuchung von Zeitfreiwilligen Marburger Studenten mißhandelt und erschossen worden sind, hat mit einem Freispruch der Täter vor dem Kriegsgericht in Marburg geendet. Die eingeleitete Revision wird, wie vorauszusehen, das Trauerspiel vollenden. Inzwischen hungern und darben die Familien, die ihren Ernährer und Unterstützer durch den Mord verloren, weiter. Auf Grund des Gesetzes vom zwölften Mai 1920 können die Hinterbliebenenen der Ermordeten nach dem Militärversorgungsgesetz gleich gemeinen Soldaten entschädigt werden. Ein dahingehender Antrag ist gestellt. Es ist aber bekannt, daß diese Renten und Abfindungen sehr dürftig und mager sind, und da wir nicht

wissen, welche Auslegung die Thüringer Regierung dem Gesetze gibt, ist es dringend nötig, eine Zivilklage gegen die Zeitfreiwilligen Marburger Studenten anzustrengen. Ein solcher Prozeß erfordert aber beträchtliche Mittel, über die die armen Leute nicht verfügen. Die Unterzeichneten wenden sich deshalb an alle rechtlich denkenden Menschen mit der Bitte, ein Scherflein dazu beizutragen, um die Kosten der Prozeßführung aufzubringen. Sollte mehr eingehen, als der Prozeß fordert, so wird der überschüssige Betrag an die Hinterbliebenen verteilt. Beiträge sind zu senden an W. Bock, Gotha, Sonnborner Straße 18.“ Die „Unterzeichneten“ sind: W. Bock, M. d. R., Heinrich Wolf, Landtagsabgeordneter, Robert Schäfer, Vorsitzender des Gothaer Gewerkschaftskartells, Heinrich Lieding, Vorsitzender der Betriebsräte von Ruhla, und drei Mitglieder des Gemeinde-Ausschusses von Thal. Gebt, gebt, gebt!

S. O. in Königsberg. Sie schreiben mir: „Ihr ‚Wiener Leser‘, dem Sie in Nummer 31 antworten, scheint ein sehr rosiger Optimist zu sein, zum mindesten in seiner Ansicht von der deutsch-oesterreichischen Valuta. Im Juli war es an der wiener Börse leider unmöglich, die deutsche Mark mit weniger als mit viereinhalb deutsch-oesterreichischen Kronen zu kaufen. Dem wiener Buchhändler blieb demnach beim Vertrieb Ihrer geschätzten Zeitschrift nicht viel mehr als 10 % Rohverdienst. Bei unmittelbarem Bezuge vom Verlag müßte der Herr Wiener fast volle 9 Kronen für jedes Heft der ihm liebgeordneten ‚Weltbühne‘ anlegen.“ Wenn das stimmt, dann weiß ich nicht, wie die ‚Fackel‘ rechnet. Ihr neues Heft — aus dem Monat Juli, auf den Sie sich beziehen — kostet, so steht wenigstens auf dem Umschlag: 5 Mark = 9 Kronen. Das Heft der ‚Weltbühne‘ kostet 1.80 Mark, müßte also nach der Mathematik der ‚Fackel‘ 3.24 Kronen kosten. Und Wien verlangt 10 Kronen dafür. Sollte in dieser Sache der wiener Leser am Ende doch kompetenter sein als Sie Königsberger?

Guter Freund. Sie kennen hoffentlich den Berliner, an den der Arzt, um sich den Verdacht, daß sein Patient zuckerkrank sei, bekräftigen oder entkräften zu lassen, die Frage richtet: „Klagen Sie denn auch über heftigen Durst?“ „Klagen?“ gibt der Mann zur Antwort: „Im Jeienteil — darüber freu ick mir.“ Sie sind entsetzt über die tollen Angriffe, die mir widerfahren, und fragen ängstlich, wie ich um Himmels willen fähig sei, in dieser Atmosphäre von giftiger Mißgunst und wilder Schmähsucht weiterzuarbeiten — ob ich nicht gleichfalls darüber entsetzt sei. Im Jeienteil — darüber freu ick mir. „Ein Würdiger hat nur Feinde.“ — Schopenhauer hat es gewußt — „weil geistige Ueberlegenheit, überall und in allen Verhältnissen, das Verhaßteste auf der Welt ist.“ Und vorher hat der alte Goethe ruhig die Achseln gezuckt über die Leute, die nicht ahnen, „in welcher uneinnehmbaren Burg Der sitzt, dem es nur immer ernst um sich und um die Sachen ist“. Mögen sie toben. Ich lache — und arbeite weiter.

Pazifist. Sie machen mich darauf aufmerksam, daß lange vor der Entente-Note, welche die völlige Aufhebung der gesetzlichen Wehrpflicht in Deutschland fordert, die Ortsgruppe Berlin der Deutschen Friedensgesellschaft in einer Resolution vom einunddreißigsten Mai 1920 das Selbe gefordert hat. In dieser Resolution ist vor allem das Recht auf Leben als der Urgrund für jeden Pazifismus konstituiert. Bleibt sie auf dem Papier?

---

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlags S. Fischer, Berlin, bei.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958  
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## U. S. P. D. oder K. P. D. von Heinrich Ströbel

Die moskauer Unterwerfungsbedingungen für die Aufnahme in die dritte Internationale haben den Richtungsstreit in der Unabhängigen Sozialdemokratie lichterloh aufflammen lassen. Ihre im Augenblick tagende Reichskonferenz offenbart vollends, daß hier zwei Gruppen in einer Partei zusammengepfertcht sind, deren Auffassungen über das Wesen und die Kampfmethoden der Revolution sich scheiden wie Feuer und Wasser. Hier die Däumig, Stöcker, Koenen, Kurt Geyer, die mit Haut und Haaren dem Bolschewismus verfallen sind — dort die Crispian, Dittmann, Hilferding, Dißmann, die nun endlich die Zeit für gekommen halten, dem Bolschewismus den romantischen Flitter vom Leibe zu streifen und ihn als das zu zeigen, was er ist: als das zu sicherem Mißlingen verurteilte Experiment verzweifelter Fanatiker. Und was liest man gar in der „Freiheit“! Man reibt sich die Augen, wenn da Sätze stehen wie diese: Die Kommunistische Partei Rußlands „ist nichts anderes, als ein revolutionärer Popanz, ausgestopft mit einem durchaus spießbürgerlichen Inhalt. Sie ist weder marxistisch, noch überhaupt sozialistisch“. „Weil die Kommunistische Partei nicht eine Partei der Masse ist, weil sie in gewisser Beziehung die Masse der Arbeiterschaft mit derselben Arroganz behandelt, wie das bourgeoise Scharfmachertum, deshalb muß sie auch zu Mitteln greifen, um die Arbeiterschaft zu gängeln und zu zügeln, die alles andere sind als revolutionär, sozialistisch und freiheitlich.“ „Unsere Partei wird . . . die Scheidelinie zwischen sich und der Kommunistischen Partei, als einer spießbürgerlichen und daher reaktionären Partei, strenger als bisher ziehen müssen.“ So Sepp Oerter, der ehemals zu den Radikalsten gehörte. Und was erzählte Dittmann in seinen zwei Artikeln alles von dem Hunger in Rußland, von der Verwahrlosung der Fabriken, von der Unfähigkeit der bolschewistischen Bürokratie, von der Entrechtung der Massen, von der Despotie der „obersten Bonzen“, von dem Terror, dem in einem einzigen Monat fast neunhundert Opfer gefallen waren! Ein Delegierter aus dem Ruhrgebiet jedoch erklärte, daß diese Aussprache über das wahre Gesicht der dritten Internationale zu spät komme. Und er hat leider recht. Die „Wahrheit über Rußland“, die Dittmann in diesen Tagen auszusprechen sich erkühnte, hätte seit Jahr und Tag verbreitet werden müssen! Unendliche Verwirrung in Deutschland wäre dann verhütet, die Unabhängige Partei als politischer Faktor nicht so kläglich ausgeschaltet und vor der Spaltung behütet worden, der sie jetzt zutreibt, wenn sie nicht das schlimmere Uebel vorzieht, nach wie vor ein aktionsunfähiges Zwittergebilde, ein Sammelbecken der Konfusion bleiben zu wollen.

\*

Man könnte einwenden, daß die Crispian, Dittmann und Genossen die russischen Dinge plötzlich so schwarz sähen, weil man sie in Moskau so schlecht behandelt habe. Die moskauer Bedingungen bedrohten sie mit dem Hinauswurf aus der eignen

Partei, und so bezwecke der Kampf gegen die Bolschewisierung der Partei nur die eigne Selbstbehauptung. Aber Dittmann und Crispian haben einen gewichtigen Schwurzeugen: Professor Ballod, der gleichfalls die russischen Zustände mit eignen Augen sah. Und Ballod sah zwar scharf, weil er sich als Nationalökonom und Balte schon seit zwanzig Jahren mit der russischen Volkswirtschaft beschäftigt hatte, aber er war keineswegs gegen das bolschewistische System voreingenommen, sondern eher ein Bewunderer seiner radikalen Methoden. Was Ballod jedoch in den letzten Monaten wahrnahm, zwingt ihn zu dem Geständnis, daß die Bolschewiki den Beweis nicht erbracht haben, daß sie in ihrem Lande den Sozialismus aufzurichten imstande sind. Die unglaubliche Geldentwertung hat — neben andern Uebeln — die landwirtschaftliche Produktion derart vermindert, daß das ehemalige Exportland Rußland nicht einmal seinen eignen Bedarf zu decken, geschweige andern Völkern etwas abzugeben vermag. Der ungeheure Ueberfluß an Petroleum, den Baku birgt, kann wegen der Zerrüttung des Transportwesens nicht nutzbar gemacht werden, und hunderttausend Arbeiter fördern in dem durch Krieg und Bürgerkrieg arg verwüsteten Donezgebiet nur ein Sechstel der ehemaligen Kohlenmenge. Sicher erschwert der Bürgerkrieg ungemein den wirtschaftlichen Wiederaufbau, aber die Wirtschaftszerrüttung ist auch eine Folge des bolschewistischen Systems, denn selbst da, wo, wie in der Zuckerindustrie, die Rohstoffe vorhanden sind, gelingt nicht die Ingangsetzung der Produktion.

All diese Dinge waren schon längst keine Geheimnisse mehr! Eine Fülle der glaubwürdigsten menschewistischen Zeugnisse lag seit dem Jahr 1917 über die Untauglichkeit und Gemeinschädlichkeit der bolschewistischen Experimente und Methoden vor. Aber die Presse der Unabhängigen unterschlug ihren Anhängern systematisch all diese Nachrichten. Man falle dadurch, hieß es, der russischen Revolution in den Rücken, raube ihr das Begeisternde für Westeuropa. (Dasselbe werfen heute die unabhängigen Diktatur-Schwärmer den Dittmann und Crispian vor!) Selbst die gewichtigen Schriften, in denen Kautsky vom marxistischen Standpunkt aus die verhängnisvollen Irrtümer des Bolschewismus aufdeckte, wurden in der „Freiheit“ totgeschwiegen. Die Wahrheit wurde den Massen vorenthalten, der Illusion über die Zustände Rußlands jeder Vorschub geleistet! Die betörten unabhängigen Arbeiter, die sich, wie Dittmann berichtet, nach Rußland verlocken ließen und in eine Hölle gerieten, wo sie ein Paradies zu finden wähnten, waren das Opfer der unabhängigen Führer und Redakteure, die den Massen verschwiegen, was zu sagen ihnen längst Wahrheitsmut und Pflicht geboten hätten. Nicht zuletzt auch politische Klugheit! Heute sind dank der jahrelang getriebenen Vertuschungspolitik der Dittmann und Hilferding starke Schichten der Unabhängigen so hypnotisiert von der Heilsdoktrin und den vorgespiegelten Erfolgen des Bolschewismus, daß sie die ihnen endlich enthüllte Wahrheit über Rußland für schmäbliche Verleumdung halten und sich erst recht mit gläubiger Inbrunst an das Wundermittel der kommunisti-

schen Diktatur klammern. Wenn jetzt ein erklecklicher Teil der U. S. P.-Mitglieder den Däumig und Stöcker ins kommunistische Lager folgen sollte, so hätten sich die Dittmann und Hilferding das selber zuzuschreiben.

\*

Ob es freilich überhaupt zu wirklicher Klärung und Scheidung kommen wird? Nach den auf der Reichskonferenz zu Tage getretenen Gegensätzen sollte man das für unumgänglich halten. Denn wie ausgesprochene Demokraten und schroffe Verfechter der Diktatur einer winzigen Minderheit ersprießliche Zusammenarbeit leisten könnten, ist nicht auszudenken. Auch dreht sich durchaus nicht um einen theoretischen Streit, sondern um unmittelbarste politische Praxis. Braß und Kurt Geyer erwarten schon in allernächster Zeit den Ausbruch des Bürgerkriegs, der wohl oder übel mit rücksichtslosem Terror geführt werden müsse. Wie soll da der demokratische Flügel eine Politik der allmählichen, sicheren Machteroberung treiben können, wenn der Flügel der kommunistischen Katastrophen-Politiker ihn ständig in gewalttätige Abenteuer hineinzudrängen sucht? Man sollte also meinen, daß den Anhängern der Demokratie nichts erwünschter sein könnte, als die Trennung von den Verfechtern der bolschewistischen Gewaltpolitik. Aber wir kennen leider die Führer des rechten Flügels der U. S. P. viel zu gut, als daß wir ihnen so viel Entschlußkraft und politische Klarheit zuzutrauen vermöchten. So sehr ihnen die Unterwerfung unter die moskauer Diktatur wider den Strich geht — schon weil ihnen dadurch die Gefahr drohte, heute oder morgen selbst aus der Partei herausgedrängt zu werden — so wenig ernst ist ihr Versuch, die Partei nun wirklich von kommunistischen Elementen zu reinigen und konsequent auf eine demokratische Politik einzustellen. So laut sie den Bolschewiki und ihren deutschen Intimen vorwerfen, nur eine Parteipolitik statt einer weitsichtigen Klassenpolitik zu treiben, so sehr erliegen sie selbst der Gefahr der Parteiverspießung. „Diesen“ Bedingungen der Moskauer Internationale wollen sie sich nicht unterwerfen; aber wenn das kaudinische Joch nur etwas bequemen Durchgang gestattete, würde man sich trotz aller Gewissensbedenken gegen das bolschewistische System mit den Propagandisten der kommunistischen Diktatur dennoch verbrüdern. Nicht nur im Rahmen der Internationale, sondern man würde auch die gefährliche und verwirrende Agitation der Däumig, Koenen, Braß und Geyer in der eignen Partei geduldig ertragen, wenn dadurch nur das heilige Gut der „Geschlossenheit“ der Partei gerettet würde. Daß eine solche Geschlossenheit der U. S. P. durch ihre Physiognomielosigkeit, durch ihre politische Abstinenz und Inaktivität allzu teuer bezahlt würde, ertrüge man ohne Skrupel. Und daß man auf diese Weise niemals zur Zusammenfassung der beiden größten Gruppen des deutschen Proletariats käme, nähme man gleichfalls nicht allzu tragisch. Denn die Demokratie reklamiert man nur für die Parteiorganisation; wie man sie zum Herrschaftsinstrument des deutschen Proletariats machen könne, dies Kernproblem liegt einstweilen leider noch jenseits des unabhängigen Horizontes!

## Dominion of Austria von Meridionalis

Es ist kein Druckfehler: es soll nicht etwa „Dominion of Australia“ heißen. Denn es dreht sich um nicht mehr und nicht weniger als um die Verwandlung Deutsch-Oesterreichs in eine englische Kolonie. Der Plan ist gar nicht übertrieben utopisch. Die Verträge von Versailles und Saint Germain mit ihrer perfiden Sorge um die „Selbständigkeit“ eines abgesprengten deutschen Volksteils, der zum Leben zu schwach und zum Sterben noch zu stark ist, geben alle Handhaben dazu. Auszehrung der Magenwände und des Münzwerts müssen unbedingt dazu führen, daß der deutsch-oesterreichische Mensch, der sich und seine Familie erhalten will, sei er nun Fabrikant oder Proletarier, seine Arbeitskraft Dem verpfändet, der ihm, zuerst, zu welchen Bedingungen immer, das nötige Arbeitskapital vorstreckt. Und von der Hausindustrie zum politischen Protektorat, von der Arbeits- zur Kron-Kolonie ist heute wahrhaftig kein großer Schritt mehr. Man kann für Schilling genau so gut Krone sagen, wie man seit langem Rupie und Piaster dafür sagt, und was für einen Vogel man auf die Briefe klebt, ob den austrischen Adler oder den australischen Schwan: das kommt schließlich auf eins heraus, wenn das Geld dafür nur in denselben Säckel geht. Im Ostindien des achtzehnten Jahrhunderts nannte man dergleichen eine Handelskompagnie, im Oesterreich des zwanzigsten nennt mans ein Konsortium. Das allein ausschlaggebende tertium comparationis ist der Sitz in London.

Zur wirtschaftlichen Wiederherstellung der Länder der ehemaligen oesterreichisch-ungarischen Monarchie haben sich dieser Tage die London Joint and Midland Bank, Lloyds, Morgan, Goschen, Rothschild und andre angelsächsische Großkapitalisten zusammen und ihr Programm kund getan. Zunächst sollen also die oesterreichischen Metallfabriken, Spinnereien und Webereien mit Kohlen und Rohstoffen versorgt werden, die jedoch selbstverständlich Eigentum des Trusts bleiben. Die Fertigfabrikate werden in zwei Teile geteilt: der eine wird den englischen Rohstofflieferanten zur Verfügung gestellt, die ihn auf dem europäischen Markt verkaufen, um mit einem Teil des Erlöses dem oesterreichischen Industriellen einen Kredit zu eröffnen, für den er wieder neue Rohstoffe geliefert bekommt. Den andern Teil darf der Oesterreicher im Inland losschlagen, um seine Arbeiter auszuzahlen und die übrigen Spesen zu decken.

Damit aber die Arbeiter arbeiten, müssen sie essen; und damit sie essen können, braucht es nicht nur Lebensmittel, sondern auch Verkehrsmittel, die sie dem Arbeiter zuführen. Da Oesterreich jedoch viel zu wenig rollendes Material besitzt, werden die Engländer zusteuern. Ob vielleicht um den Preis der deutsch-oesterreichischen Schienenwege selbst, wird selbstverständlich nicht gesagt. Und da ist ja auch der schöne Fluß, der schließlich noch zu anderm gut ist, als in mehr oder weniger straußischen Klängen besungen zu werden. Man wird also die Donau-Schiffahrt aufkaufen und aus der bisher viertklassigen eine Verkehrsader ersten Ranges machen, die erlaubt, das sowohl nominell als virtuell englische Gut zollfrei — siehe die



Stipulationen von Versailles und Saint Germain — von Regensburg bis zum Schwarzen Meer, durch Bayern, Oesterreich, Böhmen, Ungarn, Rumänien in riesige, halbverhungerte Absatzgebiete zu bringen. Der Kauf der Verkehrsmittel wird sich lohnen: erfolgt er doch auf Kosten des oesterreichischen Arbeiters, dessen Handlohn sieben Mal geringer als der englische und fünfzehn Mal billiger als der amerikanische ist.

Um aber auch andres Risiko bei einer immerhin erst kurze Zeit unterworfenen Bevölkerung auszuschalten, wird ein dichtmaschiges Ueberwachungsnetz und ein konsequentes Kontrollsystem eingeführt werden, das das Maschinenmaterial und die Gesinnung der Fabrikanten aufnimmt und beaufsichtigt. Dazu wird man sich der kleinern oesterreichischen Kreditinstitute bedienen, die ja die besten Kenner der bereits vorhandenen Betriebe, ihrer Leistungsfähigkeit und ihrer Leiter, der Bedürfnisse und der Gedanken ihrer Arbeiter sind. Sie werden zugleich informatorischen und propagandistischen Wert haben, das heißt: gleichermaßen Spione und Fronvögte sein. Mittels des katastrophalen Geldkurses, der den in ihren Händen befindlichen Industriewerten heute eine rein fiktive Höhe verleiht, hat man sie ja an der Strippe.

Um dieses geniale Projekt zur Exploitation der Industrie eines ganzen Landes auszuführen, bedarf es aber immerhin noch gewisser politischer Sicherungen, wie: Schutz von Personen und Eigentum, Schutz vor Revolten und Streiks, kurz: der soziale Friede muß garantiert werden. Das ist Sache der Regierung, die der Trust mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen wird. Daß diese Mittel nicht grade klein sind, und worin die versprochene Unterstützung allein bestehen kann, braucht wohl kaum näher erläutert zu werden. Da der Trust auch alle Verträge und Kreditverpflichtungen aus der Vorkriegszeit zu liquidieren gesonnen ist, so muß er sich mit der Wiederherstellungskommission ins Einvernehmen setzen, was in Wahrheit nichts heißen kann, als daß er virtuell ihre Funktionen übernimmt, damit also auch die entscheidende Instanz für alle die politischen Maßnahmen wird, die anzuwenden jener Kommission zusteht.

Der ganze Plan hat nur einen Haken: die Zollgesetzgebung der einzelnen k. k. Nachfolgestaaten. Die zollpolitische Abschließung der Donauuferstaaten von einander verhindert den freien Handel mit den englischen Produkten der oesterreichischen Hausindustrie. Nun, auch hier wird der Trust seinen Einfluß ausüben und sich ein bißchen in die innern Angelegenheiten der souveränen Republiken einmischen. Auf eine kleine Revision der Friedensverträge kommt es ja nicht an, wenn sie zugunsten Englands ist. Und so wird auf diesem Umweg über kurz oder lang der Donau-Zollverein zur Tatsache werden, der, nach dem Beispiel des deutschen, die Vorfrucht eines Donau-Bundesstaats sein muß.

Oesterreich muß, will es nicht mit Mann und Maus verhungern, wohl oder übel auf diesen Plan eingehen, wenn nicht sehr bald sein Anschluß an das Deutsche Reich erfolgt. Dazu gehört aber bekanntlich Einstimmigkeit unter den Entente-

Staaten, von denen den Donaubund nur ein einziger, der schwächste, zu fürchten hat. Aber wie will sich Italien der „friedlichen“ Durchdringung Oesterreichs durch die Anglo-Amerikaner widersetzen? Italien, das ihnen selbst bis zur Abhängigkeit verschuldet ist? Man sieht: nicht nur zum Kriegführen, auch zum Friedensschließen gehört Geld, Geld und noch einmal Geld.

---

## Industriekapitäne von Hans Ganz

### XIII.

#### Karl Fürstenberg

**K**arl Fürstenberg, seit langer Zeit der weitaus erste unter den Geschäftsinhabern der Berliner Handelsgesellschaft, stammt aus einer kleinen, jüdischen, ehrbaren danziger Kaufmannsfamilie. Nach dem Willen der Eltern sollte auch der Sohn ein Warenkaufmann werden; aber er sollte nicht als winziger Unternehmer den gefährvollen Schwankungen der Konjunktur ausgesetzt sein, sondern das ihrer Meinung nach bessere Los des sicher Angestellten haben. Darum steckten sie den Knaben Karl, als er etwas über fünfzehn Jahre zählte, ins Baumwollwarengeschäft der Gebrüder Simon zu Berlin C, Kloster-Straße. In diesem Hause, das schon dazumal recht groß war, hat Karl Fürstenberg in vier Lehrjahren den Kaufmannsberuf ordnungsgemäß erlernt. Ein Prokurist der Firma erkannte an Fürstenbergs Art, zu arbeiten und zu disponieren, die Klaue des Löwen, rief eines Tages den jungen Menschen beiseite und sprach zu ihm: „Hier bei uns, Fürstenberg, versauern Sie! Sie sind zu schade für dieses einfache und harmlose Geschäft. Sie gehören in eine Bank.“

Karl Fürstenberg ließ sich das nicht zweimal sagen: er sah sich sogleich nach einer neuen Stellung um, und es gelang ihm in kurzer Zeit, bei S. Bleichröder unterzukommen. Auch bei Bleichröder zeigte er sogleich außerordentliche Gaben, und in jungen Jahren wurde er Prokurist dieses bedeutenden Privatbankgeschäfts. Wirklicher Prokurist; nicht ein Unterbeamter, der mit unterschreiben durfte, was Andre taten. Aber er begnügte sich nicht damit, für Bleichröder im Kontor und an der Börse Geld zu verdienen: er ergab sich — wie alle andern wirklichen Bankprokuristen und Bankdirektoren — dem Spielteufel und spekulierte für eigne Rechnung in der Burg-Straße. Er spekulierte immer höher und spekulierte öfter unglücklich als glücklich. Die Folge davon war, daß der vermögenslose junge Mann zeitweise bei verschiedenen Bankfirmen, mit denen er spekulativ arbeitete, das heißt: bei denen er Kredit genoß, nicht nur relativ, sondern auch absolut hoch in der Kreide stand — er schuldete manchmal mehrere hunderttausend Mark. Darüber verlor er nie den Humor; im Gegenteil: er wurde, je schlechter es ihm an der Börse ging, desto ruhiger, kälter und zynischer.

In jenen Tagen mag er den abgebrühten, skeptischen Witz erworben haben, von dem er in seinem öffentlichen und privaten Wirken zahllose Proben gegeben hat, jenen Witz, der ein Teil seines Wesens ist. Er bewahrte sich jedoch trotz der Erkenntnis, daß die Dinge im Leben, zumal im Börsen-Leben, meist schief gehen, eine ungeheure Portion Optimismus, und dieser frohe Glaube an sein persönliches Glück machte ihn zu einem zähen, unentwegten Haussier. Zu diesen Eigenschaften gesellten sich ein tüchtiger Schuß Vorsicht und Solidität, ein beträchtliches Quantum Tatkraft und ein seltenes Maß von Geschicklichkeit.

Als er von Bleichröder wegging, war er arg verschuldet. Aber das merkte Keiner an seiner Haltung, an seiner Miene oder an seiner Laune: er machte immer den Eindruck eines Mannes, dem nichts geschehen kann, der für ein langes Leben gut gesorgt hat. Er ging von Bleichröder nur weg, um seine Stellung sozial und finanziell zu verbessern: er wurde leitender Direktor der Berliner Handelsgesellschaft, die aus der kleinen Privatbankfirma Brest & Gelpcke hervorgegangen war. Freilich: als Fürstenberg im Jahre 1883 eintrat, stand das Unternehmen in einer äußerst gefährlichen Krise. Mit ungewöhnlicher Kraft führte es Fürstenberg aus dem Sumpf heraus, und seither ist es ununterbrochen gewachsen. Das Stammkapital ist unter Fürstenberg von 20 Millionen auf 110 Millionen gestiegen. Aber noch ungleich höher ist der Einfluß der Handelsgesellschaft gewachsen. Nicht nur ist Fürstenberg der eigentliche Vater der A. E. G.: auch in zahllosen andern deutschen Industrie-Unternehmungen (Körting, Pintsch, Harpener Bergbau, Diamanten-Regie-Gesellschaft undsoweiter) haben die Handelsgesellschaft und ihr erster Kapitän was zu sagen. In Amerika hat Fürstenberg die ernsthaftesten Verbindungen zu knüpfen gewußt, und heute schon liegt zutage, daß diese Beziehungen sogar den Weltkrieg überdauert haben. Wenn uns wirklich — was keineswegs sicher ist — von Amerika finanzielle Hilfe kommen sollte, so würden wir einen solchen Kredit nicht zum wenigsten Karl Fürstenberg und seinem Ruf zu verdanken haben.

Fürstenbergs außerordentliche Vorsicht wird sich in ihrer Nützlichkeit erst dann voll erweisen, wenn die Stürme der Liquidation des Weltkriegs an die Wurzeln der stärksten Eichen im deutschen Banken-Walde greifen werden: wenn die Tage der General-Abrechnung mit einer leichtfertigen, grundverfehlten Kriegs-Finanzpolitik kommen. Dann wird sich erst zeigen, wie klug der Börsen-Spieler Fürstenberg war, als er beschloß, die Handelsgesellschaft keine Depositenkassen errichten zu lassen, und als er trotz allen weit ausgreifenden Aktionen der Konkurrenz auf dem Gebiet der Depositenkassen an seiner Abstinenz-Politik unbedingt festhielt. Das brachte schon in normalen Zeiten etliche Vorteile: der kleinere Apparat war weniger kostspielig und von der Laune des sparenden Publikums ziemlich

unabhängig. Das machte auch die Dividende der Handelsgesellschaft immer relativ stabil: sie verteilte meist neun Prozent.

Heute ist Fürstenberg ein alter, ein sehr alter Mann; nicht nur an Jahren — er ist eben siebzig geworden. Schon vor dem Kriege merkte er, obwohl mit Wilhelm dem Zweiten und den deutschen Machthabern gut bekannt, nichts von dem, was ringsum vorging. Er erkannte nicht, wie die Häufung von Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft zur Entladung führen mußte. Er fühlte nicht, wie Wilhelms anmaßende Reden das Ausland herausforderten. Er spürte nicht, daß daneben die nicht immer saubere Konkurrenz der deutschen Industrie und des deutschen Handels die Träger älterer Rechte verletzte und dem Deutschen Reich mächtige Gegner schuf. Er sah noch Ende Juli 1914 nicht die unheilgeschwängerten Kriegswolken, die am europäischen Himmel standen, und kühn erklärte er öffentlich am neunundzwanzigsten Juli: „Ich wette eine Million gegen eine Mark, daß wir keinen Krieg bekommen!“ Uebrigens fand sich unter den gerissenen Börseanern, die angeblich das Gras wachsen hören, keiner, der Fürstenbergs Wette gehalten hätte — so autoritätsgläubig ist man in der Burg-Straße.

Vollends im Krieg hat Fürstenbergs Blick versagt. Er war, wie alle Bankgötter, mit Blindheit und Taubheit geschlagen und bildete sich alles Ernstes ein, Deutschland werde die ganze Welt besiegen, das Genie Lüdendorff werde schon aus Europa und Umgebung eine einzige preußische Kaserne machen. Es fiel Karl Fürstenberg wahrscheinlich nicht einmal im Traume ein, Wilhelm den Zweiten vor dem Abgrund zu warnen, in den er „sein“ Volk führte. Er sah keinen Abgrund und kein Volk.

Dennoch soll ihm nicht vergessen werden, daß er in Deutschland der erste Bankier war, der ein Auge hatte für die Entwicklungsfähigkeit der deutschen Industrie, und der in den achtziger und neunziger Jahren für die Banken die Notwendigkeit erkannte, die deutsche Industrie finanziell zu unterstützen. So ist er, ~~nehmt alles nur in allem, eine erhabene Terrasse~~ im Verhältnis zu den Gwinner und Helfferich, die etwa den finstern Keller bedeuten. Und jedenfalls der boshafteste, geistreichste, schlagfertigste Kopf, der je die berliner Börse besucht hat. Ein einziges Beispiel. Wilhelm der Zweite fragte ihn eines Tages, welchen Titel er sich wünsche: ob er nicht vielleicht Geheimer Kommerzienrat werden wolle. Fürstenberg entgegnete, daß er in dieser Beziehung keinen Wunsch habe. Wilhelm wollte durchaus nicht nachgeben. Dann, sprach Fürstenberg, sei der einzige Titel, den er annehmen würde, der eines Konsistorialrats. Als ihm Wilhelm bedeutete, ein Jude könne doch nicht ernsthaft protestantischer Konsistorialrat werden wollen, da erwiderte Fürstenberg: „Eben darum möchte ich Konsistorialrat werden. Da wäre ich unter den Juden der einzige. Geheime Kommerzienräte gibts unter unsern Leuten genug.“

# Bajuvarische Schnapphahnpolitik von Max Bylo

In den Isar-Auen Altmünchens stand noch bis vor wenigen Jahrzehnten ein Wegweiser mit den lapidaren Worten: Ueber Holzkirchen nach Rom. Der Pilgerpfad gläubiger Heerscharen war sozusagen der Wetterwinkel der bayrischen Politik, und wenn man auch von Zeit zu Zeit unwillkommene Diktate des Heiligen Vaters männiglich zurückwies: der Wind von Jenseits der Berge blähte vorn oder hinten die Segel des bayrischen Zentrums.

Diesem Spuk hat der Krieg, der die ganze Hilflosigkeit des Statthalters Christi zu Tage förderte, jählings ein Ende bereitet. Die Parole Rom bindet nicht mehr — ihre historische Antithese „Los von Berlin!“ hat dagegen verschärfte, ja, nahezu unumschränkte Geltung erlangt. Zündstoff gab es allerdings genügend im Verlauf der wirtschaftlichen Experimentalpolitik, die durch die Zwangswirtschaft im Norden hervorgerufen wurde. Aber der ödeste Partikularismus hat längst die Grenzen berechtigter Aufwallung überschritten. Aus dem Preußen und den Reichsjungfrauen des weiland ‚Vaterland‘-Sigls sind „Juden und berliner Schieber“ geworden, und die wirtschaftliche Misere ist nur ein Vorwand für den unauslöschlichen Haß gegen die neue Staatsform und die „Verreichlichung“. Der tolle Spuk, zu dem die Revolution in Bayern führte, hat die von jeher mangelnde politische Orientierung des münchener Weißwurstphilisters vollends verwirrt. Eine Horde von Gifthammeln kreiert gegenwärtig die öffentliche Meinung. Die Drahtzieher der Geschehnisse des Landes stehen schmunzelnd im Hintergrund. Ihren reaktionären Absichten kommt dieses Kesseltreiben gegen Saupreußen, Juden und andre fremdstämmige Elemente nur allzu gelegen. Wie auch sonst wohl sollte man die Volksseele aufpeitschen, die durch den Ernst der Zeit so wirksamer Reizmittel wie des Oktoberfestes mit seinen Bierquellen, dem selbstgezüchteten bayrischen Rindvieh, den gebratenen Ochsen und der sechzehn Tage lang währenden Gaudi beraubt ist! Der münchener Spießer, dem die Maß, die Weißwurst und die ‚Neuesten Nachrichten‘ höchste Seligkeit im Diesseits waren, ist unter die Politiker gegangen. Das Ergebnis? Die Entwicklung Bayerns in den letzten zwei Jahren.

Auf die Räte-Republik ist die Regierung Kahr gefolgt. Wie die „Ordnungszelle“, aus der Herr v. Kahr herausschlüpfte, beschaffen ist, lehren seine und seiner Helfershelfer Taten, lehrt die Politik, die Bayern seit dem vierzehnten März 1920 lenkt. Das Ministerium Hoffmann, halb schwach, halb halsstarrig, hatte die Koalition längst unterhöhlt. Der Kapp-Putsch war nur der letzte Stoß. Die zweideutige Haltung der Reichswehr, die Hoffmann ihre unbegrenzte Macht dankte, veranlaßte seinen Sturz und sorgte im Verein mit dem hinter den Kulissen agierenden Bauernführer Heim für einen Nachfolger. Eine anscheinend unpolitische Persönlichkeit wurde erkürt: der Regierungspräsident von Oberbayern, der auf einem hohen Verwaltungsposten die protestantische Abstammung durch seine Zugehörigkeit zur Bayrischen Volkspartei paralysiert hatte. Als Ordnungsstütze fand er den

noch in vertrauensseligster Duselei vom frühern Koalitionsministerium bestellten Polizeipräsidenten Pöhner vor. Dessen Ernennung und Duldung als eines Beamten, der dem Sozialistengesetz alle Ehre gemacht hätte, geht auf das Schuldkonto des sozialdemokratischen Ministers des Innern Endres. Hinter Herrn Pöhner steht die durch und durch reaktionäre Leitung der Einwohnerwehr, steht der antisemitische Schutz- und Trutzbund, stehen alle einer freiheitlichen Entwicklung abholden Cliquen und Bestrebungen. Er ist ihr willfähriges Organ; er ist mehr als eine Nebenregierung; er macht über den Kopf des Ministeriums hinweg eigne Politik. Hat doch selbst die lendenlahme demokratische Partei in Bayern durch ihren Landesvorsitzenden dem System Pöhner das Zeugnis ausstellen lassen: „Der münchener Polizeipräsident ist eine Gefahr für die verfassungsmäßige Regierung. Ihm das Handwerk zu legen, ist eine Forderung der Demokraten.“ Von ihm rührt die unerhörte Schnüffelei nach verdächtigen Elementen her, von ihm die schikanöse Drangsalierung der Fremden und Ausländer, die Unterbindung des Verkehrs und damit des Wirtschaftslebens durch Absperrungsmaßnahmen lächerlichster Art. Was in den letzten Monaten an Abderitenstreichen und böartigen polizeilichen Verfolgungen in München geleistet wurde, kommt auf sein Konto. „Kommunisten und Juden“ waren das Freiwild, das man überall aufzuspüren suchte. Die Rasseneinheit der bajuvarischen Dickschädel zu erhalten, betrachtet der stilgerechte Nachfolger eines Stieber, des berüchtigten Polizeispitzels aus der Aera des Sozialistengesetzes, als sein vornehmstes Handwerk. Alle Proteste der Stadt, der Handelskammer, der Fremdenverkehrsorganisationen verhallen wie leeres Geschrei. Die „Entlausung“ Münchens von verdächtigen, landfremden Elementen — diese geschmackvolle Wendung ist von der Höhe des Herrn v. Kahr bis zum Straßenschutzmann hinunter gewandert — zeitigt täglich die unerhörtesten und zugleich einfältigsten Uebergriffe. Von Zeit zu Zeit stellt die Lokalpresse die übelsten Fälle fest. Aber nichts ändert sich. Brutaler denn je läßt Herr Pöhner seinen Gaul ausholen. Und die jüngsten Wahlen haben ihm einen für jede reaktionären Steeple-chase-sattelfesten Herrenreiter in dem neuen Justizminister Roth gebracht.

In der Innenentwicklung des Landes bildet dieser faltenlose Vertreter des alten Polizeistaats eine Nummer für sich. Bei Kriegsbeginn benötigte die militärische Organisation bekanntlich auch Stützen, die ihr Heldentum anderswo als auf den Schlachtfeldern zu beweisen hatten. Damals übernahm Herr Roth im Generalkommando München die politische Abteilung, für deren reaktionäre Handhabung er durch seine frühere Tätigkeit die beste Gewähr bot. Jeder Atemzug kriegsgegnerischen Empfindens wurde erstickt, Durchschnüfflungen, Briefzensur und Ausweisungen jedwedes pazifistischen Gesindels nahmen den rührigen Beamten Jahre hindurch in Anspruch. Der Franke muß irgendwoher ostelbisches Herrenblut in sich haben: anders läßt sich die herzlose Brutalität des Auftretens und der überhebliche Ton im Verkehr mit der Bevölkerung kaum erklären. „Hauptmann Roth“ wurde zum Symbol polizeilich-militärischer

Willkür und der alte Herr mit der vornehmen Kinderstube des Grändseigneurs an der Spitze des Generalkommandos zur Schattenfigur seines Adjutanten. Der Eifer im Dienst der heimatischen Gefilde verlangte nach immer neuen Lorbeeren. Ein Referat nach dem andern geriet unter Roth. Auch das wirtschaftliche. Das Ergebnis der verständnisvollen Führung war der bekannte Malzschieber-Skandal. Die Justiz, die der Minister Roth heut im Bayernlande vertritt, war im Januar 1917 durch die christliche Nächstenliebe des Generalkommandos entlastet. Die fünf- und vierzig Kriegsgewinnler, die in Möbelwagen und Waggons ungezählte Tonnen Malz über die Grenze geschoben hatten, blieben unbehelligt vom Staatsanwalt und kamen mit einem Lösegeld davon. Die Aufdeckung dieser Riesenschiebungen in Parlament und Presse und die damit verknüpfte Bloßstellung des Generalkommandos hätte nach menschlichem Ermessen zur sofortigen Entlassung der Hauptverantwortlichen führen müssen. Herr Hauptmann Roth aber fertigte nach wie vor mit eiserner Stirn in der Herzog-Max-Burg lästige Volksgenossen ab. Die Revolution verjagte ihn, wie viele Andre, von seinem Diktatorposten. Kaum aber war der Einmarsch der Truppen in München erfolgt: da erschien auch er wieder als politischer Referent in der Stadtkommandantur, und sein unheilvolles Wirken begann von neuem. Die politischen Verfolgungen, von denen alle Intellektuellen betroffen wurden, und die das traurigste Kapitel zeitgenössischer Geschichte darstellen, verfügte dieser eine Mann, dessen Beseitigung auf natürlichem Wege das im Banne der Militärs stehende Ministerium Hoffmann nicht wagte. Für den Posten eines Regierungspräsidenten hatte er sich bereit erklärt, das politische Referat abzugeben. Aber dieser Preis erschien selbst dem Ministerium Hoffmann zu hoch. So blieb er bis zur vollgültigen „Befreiung“ Bayerns von Juden und Revolutionären. Mit dem Eintritt der politischen Versumpfung wurde er Bezirksamtman in Dachau. Aus dieser Periode seines Schaffens rührt der Fall Hollander-Deutsch her: die unter unglaublichen Einzelheiten sich abspielende Ausweisung zweier Menschen, die das politische Mißfallen des Tyrannen von Dachau erregt hatten. Bei dem geistigen Urheber der ersten Ministerialverordnung über Fremdenabschiebung vom Mai 1919 war ja schließlich auch der Vollzug dieser rigorosen Bestimmungen in den besten Händen. Die Kapp-Tage sahen ihn in engster Fühlung mit münchener Truppenteilen, die ihm gewiß nur helfen sollten, die Republik zu beschützen. Das hat nachträglich seine öffentliche Stellungnahme zu den Reichstagswahlen erwiesen. Da hat er sich unumwunden für die Wiederherstellung der alten Farben Schwarz-Weiß-Rot, für die Monarchie und insbesondere für das angestammte bayrische Königshaus erklärt, hat den Grundsatz proklamiert: „In die Staatsverwaltung keine Juden!“ und hat zur Sanierung der Verhältnisse empfohlen, den eingewanderten Juden das Staatsbürgertum zu entziehen. Die Bayrische Mittelpartei hat diese staatsmännischen Ergüsse mit dem Justizministerium belohnt. Das Triumvirat Kahr-Pöchner-Roth ist geschlossen. Es wird Bayern herrlichen Zeiten entgegnführen.

# Die Wege der modernen Kunst von Arnold Levy

Ein schneller Blick in die Werkstatt der Kunst von heutzutage gleicht in hohem Maße dem Eindruck, den wir von einem aufgestörten Ameisenhaufen her kennen: wir sehen nur die eiligen und schnell verschwindenden Bewegungen, glauben irgendein Tierchen zwecklos umkehrend zu ertappen, und weil wir den Weg des Einzelnen nicht zu Ende verfolgen können, den Gesamtzweck der vielen kleinen Züge nicht zu erkennen vermögen, sagen wir: Panik — und stehen in stolzem Ueberlegenheitsbewußtsein vor der vermeintlichen Sinnlosigkeit.

Aber wer einige Stunden später an derselben Stelle vorbeikommt, findet den Berg geglättet oder mindestens die fleißigen kleinen Tierchen beim Wiederaufbau beschäftigt; und er vermag nun, den unverständlichen Vorgängen von vorher ihren Sinn zu geben.

In der Kunst sind solche Zustände seit jeher keine Seltenheit: Masaccio ist siebenundzwanzigjährig offenbar Hungers gestorben, Lukas Moser schrieb sein berühmtes: „Schrei, Kunst, schrei!“ und Cézanne wurde noch vor dreißig Jahren für einen Mann gehalten, der nicht nur nicht malen könne, sondern auch dazu noch komplett verrückt sei. Nun, daß wir uns heute in einer ähnlichen Situation auf künstlerischem Gebiet befinden, ist einleuchtend. Ebenso klar aber ist, daß die gegenwärtige Gärung von fast allen vorangegangenen Stilumwälzungen in vielen Punkten verschieden ist.

Da fällt in erster Linie das Tempo der Entwicklung auf. Seit Davids Zeiten ist Streit und Waffenlärm nicht verstummt, Schlag und Gegenschlag sind seither mit immer rasenderer Eile auf einander gefolgt. Noch sind es keine fünfzig Jahre her, daß sich die Freunde um Manet in Batignolles sammelten, und wenig mehr als zwanzig, daß sich in Deutschland die erste Sezession konstituierte. Es ist besonders interessant, an einer einzigen Künstlerpersönlichkeit die Ablagerung der Schichten verfolgen zu können. Rohlf's, heute in den Siebzigern, weder Führer noch blinder Mitläufer, begann mit Bildern, die in Art und Qualität Daubigny gleichen; seine neuen Arbeiten zeigen ihn im Kampf, die letzten Spuren unmittelbarer räumlicher Empfindung der Fläche unterzuordnen.

Hier schließt sich die Beobachtung an, daß die Zahl der Künstler so durchsetzt von Nachahmern und geschickten Spekulanten ist, daß beide Gattungen verwechselt werden. In der Tat ist die Ratlosigkeit der Zuschauer so weit gediehen, daß man sich krampfhaft an irgend Ein oberstes Formprinzip als allein in der Kunst geltendes klammert, besonders etwa dieses, daß die Kunst streng naturalistisch sein müsse; oder umgekehrt stürzt man blindlings jedem neuen ismus begeistert, richtiger: entgeistert, in die Arme. Aber man braucht zu keinem der beiden Haufen zu gehören, um zu erkennen, daß einesteils die große Prozession in einer Sackgasse sich zu verfangen droht und schließlich — vielleicht unmerklich langsam — wird umkehren müssen, daß andernteils viele gesunde Triebkräfte in den Gefäßen des fiebernden Körpers aufsteigen.



Welches ist nun Gesicht und Seele der modernen Kunst?

Die rein stilistisch-artistische Hälfte der Frage ist trotz der anscheinend heillosen Kompliziertheit verhältnismäßig leicht zu lösen. Schwerer sind die tiefern geistigen Probleme völlig zu klären. Es ist nie so viel über das, was man wollte, geredet und angekündigt worden wie im Laufe des neunzehnten und in den Anfängen des gegenwärtigen Jahrhunderts. Das Beste darin war die stille Arbeit der Künstler des Waldes von Fontainebleau und die Tatkraft der Pleinairisten. Jene waren hinausgezogen, um ihre Augen ruhig auf der Natur zu weiden und sich langsam am Blau des Himmels und am Grün der Bäume satt zu trinken, nachdem zwei einsame Wanderer die Bedeutung von Luft und Licht für die Malerei neu entdeckt hatten: Constable und Turner. Die Batignoller gingen weiter; sie spezialisierten ihre Aufgabe. Manet revolutionierte gegen seinen Lehrer Couture, indem er ihm sagte: „Ich will malen, was ich sehe!“ Monet erreicht die Höhe in der Wiedergabe zugespitzt momentaner Naturausschnitte; wir glauben in seinen Bildern zu spüren, wie hoch die Sonne schon gestiegen ist, oder wann das Gewitter losbrechen wird. Pissarro überstieg den Gipfel der Kurve schon ein wenig, indem er sich in die Nuancen-Differenzierung seiner schimmernd-grauen Palette verlor. Dann fällt die Linie des Naturalismus vollends, und eine andre steigt auf als vorwiegende Komponente für den resultierenden Gesamtcharakter. Immerhin: Cézanne steht dem Kreis der Impressionisten, dem er entstammt, noch sehr nahe, wenn er seine Mysterien schafft; oft glaubt van Gogh, nichts andres zu wollen, als das Gesehene wörtlich wiederzugeben, indem er Bilder seiner flammenden Seele gebiert; und in Hodler lebt noch der lebendige Vorgang eines Geschehens, wo er typisierte Gestalten zu Symbolen über imaginäre Freskenwände reckt.

Hier künden sich zugleich aber auch die neuen künstlerischen Probleme an. Man hat von Cézannes Bildern der siebziger Jahre gesagt, daß sie „gemauert“ seien; da liegt die Wurzel des Kubismus. Kubismus ist ja auch nur ein Schlagwort, und was sich jetzt als Kubismus gibt, ist im besten Falle Atelierspielerei, die einmal lustig sein kann, wenn man dieses Wort nicht zu eng versteht; meistens ist sie langweiligste, leblose Akademie-Manier. Denn es macht keinen Unterschied aus, ob man ein Bild so glatt leckt wie nur möglich, oder es — fast mit Zirkel und Lineal — aus lauter kleinen Dreieckchen oder Quadrätchen zusammenleimt. Dieser „Kubismus“ ist aber nur eine schematische Gedankengeburt jenes Zuges zur Festigung der Formen, der sich als naturnotwendige Reaktion auf die Auflösung und Zerfaserung der Flächen ergab, bis zu der der Pleinairismus gediehen war. Dieses Festerwerden finden wir in verschiedener Weise bei allen bedeutenden zeitgenössischen Malern — selbst Liebermann und Slevogt können sich dem Zwange nicht entziehen —: es drückt sich am deutlichsten darin aus, daß Heckel, Pechstein und Schmidt-Rottluff in der letzten Ausstellung der ‚Freien Sezession‘ auch mit Plastiken hervorgetreten sind.

Am meisten Geschrei hat eine Zeit lang die nebensächlichste Begleiterscheinung der Entwicklung von sich gemacht: der

Futurismus. Kümmern wir uns nicht darum, weshalb grade dieser Name auf das Etikett geschrieben wurde, fragen wir lieber gleich, unbekümmert um alle künstlichen Zutaten, nach dem Gehalt. Hier ist der Gegenschlag zu der verminderten Expositionsdauer, die die französischen Impressionisten ihren Bildern gelassen hatten — eine Parallele zu der Festigung, die Linie, Fläche und Körper gleichzeitig erfuhren: dort Raum, hier Zeit. Auch davon ist etwas Wesentliches im Wachstum erhalten geblieben; man fragt nun einfach gar nicht mehr nach der Zeit; der Bildinhalt erhält etwas überhaupt Zeitloses, Ewiges. Wenn Heckel einen Sonnenball über dem Meere malt, so ist es kein Auf- oder Untergang mehr, es ist einfach die ‚Sonnenbrücke‘ schlechthin; Franz Marcs ‚Springende Pferde‘ haben nichts mehr mit der momentanen Bewegung auf Degasschen Rennbildern gemeinsam, und ‚Blühende Bäume‘ von Kirchner verkünden ewigen Frühling, während Monets Sinne eine ganz bestimmte Mai-Sekunde festhalten wollten.

Der dritte Zug nimmt seinen Ausgang ganz aus dem spezifischen Gebiete der Malerei. Rein formalen Ursprungs also, reicht dieser Trieb zugleich am tiefsten in den geistigen Prozeß der modernen Kunst hinein — scheinbar ein Paradoxon, das in irgendeiner Gestalt uns in jedem organischen Vorgang begegnet und dem allgemeinen Konflikt der modernen Kultur zwischen unmittelbarem Lebenswillen und der unentrinnbaren Notwendigkeit, ihn in irgendeiner Form auszudrücken, entspricht. Dieses künstlerische Problem schöpft seine Lebenskraft aus der Erkenntnis, daß Malerei ein flächenbildender Vorgang ist. Man sieht von der unmittelbar sinnlichen Wirkungsweise naturalistischer Darstellungen ab, die Dinge, das Milieu aus den Bildern unmittelbar atmen zu lassen, was ja die Höchstleistung des Impressionismus gewesen war. Nun wird der Flächen- und Linienwert, das ornamentale Gleichgewicht und Gegenspiel, Harmonie und Dissonanz der Flecke und Striche als Selbstzweck betont. Das hat seine deutlichste Manifestierung in der Wiedergeburt des Holzschnittes gefunden; und ein schönes Seitenlicht werfen jene Plastiken Heckels und Pechsteins, die entweder auf Eine Frontansicht empfunden sind oder ähnlich wie ägyptische Skulpturen als ein Resultat von vier Flächenrissen sich ergeben. (Aber auch in Plastik und Architektur zeigen sich ähnliche vom Gestaltungswesen der Kunstkategorie ausgehende Erscheinungen.) Auch dieses Stilelement ist solo präpariert und unter dem Namen „absolute Malerei“ auf den Markt gebracht worden. Doch ist sie nicht eine ganz ebenso erklügelte Gedankenausgeburt wie Kubismus und Futurismus reiner Zucht. Denn es handelt sich hierbei um den Versuch, wie beim reinen Ornament, seelische Zustände und Vorgänge ohne Sachinhalte unmittelbar durch die Wirkung der Linien und Flächen auszudrücken; nur soll, was dort an dienender Stelle geschieht, hier herrschend bestehen. Daß solche Kompositionen, wie sie am radikalsten Kandinsky geschaffen hat, auf die Dauer nicht befriedigend wirken, hat seinen Grund nicht etwa in ihrer innern Unzulänglichkeit, sondern offenbar in der Organisation der menschlichen Sehprozesse: wir sind anscheinend darauf eingerichtet, mit dem einfachen Sehbilde immer

zugleich begriffliche oder dingliche Mitteilungen in wesentlichem Maße zu erhalten, wogegen derartige Inhalte beim Hören im allgemeinen nur eine unwesentliche Nebenerscheinung bilden — auf ein verdächtiges Geräusch hin etwa werden wir immer versuchen, uns über dessen Ursache mit Hilfe der Augen näher zu unterrichten, umgekehrt aber ist es viel schwerer, eine Landschaft rein als Bild zu genießen, ohne danach zu fragen, was es bedeutet, was es ist, als sich etwa den buntschwirrenden Tönen und Geräuschen eines Frühlingstages oder einer Sommernacht rein sinnlich hinzugeben.

Mit dieser Rolle, die die Zerlegung der Fläche, die Komposition ihrer Elemente und Teile für die moderne Kunst spielt, sind wir schon sehr nahe an den Kern des rein geistigen Lebens, das ja erst der Schöpfer der künstlerischen Form ist, herangedrungen.

Seit den Werken Cézannes, van Goghs und Hodlers gibt der Künstler sich nicht mehr selbstlos dem Objekte hin, sondern er reißt die Dinge in sich hinein, um sie zu Dienern seines Ausdruckswillens zu machen, und sie müssen sich gefallen lassen, daß sie im Sinne seines Willens umgeformt werden; nicht mehr assimiliert sich der Künstler bis zur Selbstverleugnung der Natur, um einen erlebten Eindruck in größtmöglicher Ungetrübtheit wiederzugeben, sondern er assimiliert sich die Natur, um einen in ihm selbst geborenen Ausdruck in subjektivem Selbstbewußtsein mitteilen zu können. Dies sind Definitionen für Impressionismus und Expressionismus in abstrakt-begrifflichem Sinne. Es tritt beim konkreten Werk aber nur die Tendenz des Willens in Erscheinung, dort Passivität, hier Aktivität — denn es gibt weder irgendein rein impressionistisches noch ein rein expressionistisches Kunstwerk; bei aller beabsichtigten Selbstentäußerung kann kein Naturalist seine Handschrift ausschalten, und kein Expressionist kann auf die Eindrücke verzichten, die er von der Umwelt empfängt oder zumindest in der Erinnerung von ihr besitzt. (Selbst ein radikaler Vertreter der „absoluten Malerei“ bedarf dieser Eindrücke, trotzdem er überhaupt keine Ab-Bilder mehr malt, da er ohne sie an geistiger Inzucht zugrunde gehen müßte.) Dennoch existiert in den meisten praktischen Fällen ein ausschlaggebendes Uebergewicht der Einstellung auf eine der beiden möglichen Welterfassungen, sodaß es doch nicht müßig ist, sie feststellen zu wollen: der Mittelpunkt des Weltalls im Ich oder außerhalb des Ichs. Aber man darf auch hier nicht schematisch verallgemeinern: Mancher, der sich heute als revolutionärer, selbstherrlicher Geist gebärdet, unterliegt im tiefsten Grunde seines Wesens vollständig der Herrscherin Natur, während sich unter der Maske des Naturalismus oft schöpferische Genies verborgen haben, die nur in einer leisen Zuckung des Pinsels oder des Meißels ihr wahres schöpferisches Gigantentum verraten, man braucht nur an Donatello und Rembrandt zu denken; und über den Wert des einzelnen Kunstwerks entscheidet weder Stil-Art noch Gesinnung, sondern die tatsächliche Intensität seines innern Lebens. Für das Gesicht der Generationen aber bleibt der grundlegende Unterschied des Zeitgeistes bestehen. Unsre Zeit hat die Vorherrschaft der Millimeterdeutelei, in die das

Naturstudium des neunzehnten Jahrhunderts ausgeartet war, und der auf künstlerischem Gebiete der tüftelnde Pointillismus der Signac, Crosz und der Andern korrespondierte, gebrochen. Statt dessen will sich nun der neue Geist eine starke und feste Burg errichten. Hoffen wir, daß ihm gelingt, auch der Kunst nach den verheißungsvollen, wenngleich noch gärenden Anfängen ein innerlich-starkes, aber auch äußerlich-diszipliniertes Leben zu sichern; denn es ist ja gerade die an sich starre, unwandelbare Form, die erst ermöglicht, die Augenblicke des ständig wechselnden Lebens zu ewiger Dauer zu erhöhen. Wo sie zerfließt, sinkt das künstlerische Schaffen zur Danaidenarbeit herab.

Begrüßen wir als hoffnungsvolles Zeichen, daß, trotz dem lauten Geschrei, in der allerjüngsten Zeit eine unverkennbare Rückbildung vom Anarchismus zur Disziplin, von der „Formzertrümmerung“ zum „Formaufbau“ zu keimen beginnt.

---

## **Buchhandelspolitik** von Hans Glenk

Gibt es so etwas überhaupt? Das große Publikum kennt und anerkennt wohl den Begriff der Handelspolitik. Aber Politik des, mittels des Buchhandels? Warum sollte diese Unterabteilung der Gesamtwirtschaft mehr mit Politik zu tun haben als jede andre? Nun, tatsächlich „sollte“ in normalen Zeiten eine jede gleichmäßig damit zu tun haben — und hat es auch bei Völkern, die politischer veranlagt sind als das deutsche. Wenn die Konstellation von heute aber dazu angetan ist, grade dem deutschen Buchhandel eine andre Zweige überragende Bedeutung zu verschaffen, so liegt das eben an dem Gewicht, das bei der Neueinteilung von Europa auf das Moment der Sprache (deren objektiv wichtigsten Mittler das Buch darstellt) gelegt worden ist; wenigstens da, wo es den drei Weisen aus dem Abendlande in den Kram paßte. Bei der Abtrennung von Deutsch-Elsaß und Deutsch-Südtirol — um nur zwei von den wichtigsten und wegen ihrer uralten Bedeutung für die deutsche Sprache (Walther, Gottfried, Gayler, Tauler) schmerzlichsten Ueberschneidungen der Sprach- von den Landes-Grenzen herauszuheben — da hat man sich, mußte man sich ja teilweise auch wegen der törichten Entfremdung der Einwohner, von andern Gesichtspunkten leiten lassen. Hier setzt nun die handelspolitische, kulturpolitische Aufgabe des deutschen Buches ein, folgert jeder über den Tag hinausdenkende Deutsche. Die Regierungsinstanzen habens zu dieser Folgerung noch nicht gebracht.

Im Gegenteil: der Staat läßt sich die ihm verfassungsgemäß zustehenden Möglichkeiten der Kontrolle und Lenkung des Buchhandels selbst da entgehen, wo sie ihm am nächsten lägen: innerhalb des Deutschen Reiches. Ja, er schneidet in gradezu erschütternder Kurzsichtigkeit bereits die Verbreitung des Buches, also des wichtigsten Kulturfaktors, im Gebiet dieses vorerst noch zweifelsfrei deutschen Landes ab. Beweis? Am neunzehnten Mai beschloß der Herr Reichswirtschaftsminister Robert Schmidt nach längern Verhandlungen mit den Vorstandsmitgliedern des Buchhändler-Börsenvereins „angesichts der ungeklärten Geschäftslage“ (!) den vorgeschlagenen Sortimenten-

Teuerungszuschlag von 80 (achtzig) Prozent „bis auf weiteres“ zuzulassen. (Inzwischen hat sich der Deutsche Verlegerverein ob der drohenden Buchhandelspleite mit einer geharnischten Erklärung gegen den gesetzlich sanktionierten Sortimenteraufschlag gewendet — einer Erklärung, die aufs neue beweist, daß die Verantwortlichen dort zu suchen sind, wo während der letzten Jahre, unbehindert, schon so mancherlei Sonderbares geschehen ist: im Buchhändler-Börsenverein.)

Bisher hatten sich die Sortimenter mit 10 bis 20 % Aufschlag begnügt. Schon an der Berechtigung dieser Prozente konnten einem Zweifel kommen. Denn wenn der Verleger die tatsächlich phantastische Verteuerung seines Betriebs — deren Faktoren: Papier-, Druck-, Buchbinder-Preis- und Arbeitslohnsteigerung hinlänglich bekannt sind — durch Multiplikation des Buchpreises ausgleicht, so erhöhen sich ja damit auch automatisch Rabatt und Verdienst des Sortimenters. An einem Buch, das früher 3 Mark kostete, und das jetzt für 10 Mark verkauft wird, verdient er eben nicht mehr 1 Mark, sondern 3,30 Mark. Zudem weiß der Eingeweihte, daß es durchaus nicht immer bei den bekannten  $33\frac{1}{3}$  % bleibt, sondern daß 40 und 50 %, bei großen Bestellungen noch mehr, nicht selten sind. Immerhin sollen die 10 % Sortimenteraufschlag nicht beanstandet werden: die Spesen des Buchhändlers, der, da er fast keine Ware mehr in Kommission erhält, von vorn herein heute ein größeres Risiko hat als früher, und der, beispielsweise, für einen Ladenraum eine höhere Miete zahlen muß als ein Verleger für ein ganzes Stockwerk — diese Spesen sind tatsächlich etwas mehr gestiegen, als jene automatische Mehreinnahme betragen mag. Worin aber besteht die „ungeklärte Geschäftslage“, die den hanebüchenen Aufschlag von 80 % rechtfertigt? Und seit wann ist es Sitte, Unklarheiten a priori nach der negativen Seite und aufs schärfste gegen das Interesse des Volksganzen, das ist hier: des bücherkaufenden Publikums, dafür aber im Interesse eines einzelnen Standes und außerdem durch eine tödliche Verletzung jeglichen Kultursinns zu entscheiden?

Wer die Entwicklung des deutschen Buchhandels in den Jahren seit 1914 verfolgt hat, die Büchersehnsucht erst und die Luxusdruck-Sucht, ja -Seuche später: der weiß, daß in dieser Branche (was ihr von Herzen gegönnt sei) in diesen Jahren gut, besser, vielleicht am besten, weil am sichersten verdient worden ist. Jetzt, 1920, wird die Sache wohl brenzlich. Man scheint nicht genau zu wissen, ob der Reinverdienst des Jahres nach X- oder nur nach Y-tausenden zu zählen sein wird (daher der Name „ungeklärte Geschäftslage“). Man sieht sich darum auf alle Fälle vor und erhebt „bis auf weiteres“ 80 % Aufschlag zur Sicherung der sympathischen Möglichkeit. Geht es auch ohne das: umso besser und — vielstelliger. Die Notlage der Sortimenter ist ja offensichtlich und rechtfertigt alles. Und die Erhaltung und „Stärkung“ des Buchhandels ist eine Kulturtat...

Schade nur, daß man so hier und da vom schönen Grundsatz abweichen muß. Man tut ja gern was für die Kultur und für die Nation, aber natürlich darf es nicht das eigne Geld kosten. Und damit sind wir bei dem kleinen, traurigen Kapitel,

das da heißt: Südtirol. Man spräche am besten nicht drüber. Es kommt ja auch nicht weiter darauf an, ob ein Stück Land dem Deutschtum erhalten bleibt oder nicht, ob ein Dutzend deutscher Kollegen, die sich gegen die langsame, aber sichere „friedliche Durchdringung“ Italiens wehren, draufgehen, ob eine ganze an Deutschland — trotz seiner gräßlichen Armut und trotz den welschen Lockungen mit Weizenmehl, Speck und billigen Schuhen — sich krampfhaft klammernde Bevölkerung mit ihnen den Kampf um ererbte Kultur verliert oder gewinnt. Wir machen unsre Valuta-Aufschläge, wie's trifft; die Leuten sollen zahlen. Wir verlangen nicht viel, fangen schon bei 200 % an und gehen höchstens bis 400. Da ist, zum Exempel, ein wissenschaftliches Werk. Kostet im Laden heute 30 Mark. Der bozener Buchhändler kriegt es für 22,50 Mark, zuzüglich 320 %; in Summa hat er dem Verleger also 94,50 Mark zu zahlen. Nun, die Mark steht zum Glück in Italien nicht mehr gar so schlecht: nehmen wir die Lira mit 2,50 Mark an, so wären das 38 Lire. Schlägt der Mann sich nun seine 33⅓ % Verdienst (ohne „Sortimenter-Aufschlag“) dazu, so könnte er das Buch für 51 Lire verkaufen, was nunmehr — sage: 142,50, schreibe: einhundertzweundvierzig und eine halbe Mark, das ist mehr als das Vierfache des deutschen Ladenpreises ausmacht. Aber an diese Rückrechnung denkt selbstverständlich kein Mensch; denn wer ist überhaupt imstande, solche Summen für ein deutsches Buch auszugeben, das nur unter Zugrundelegung der pervertierten deutschen Verhältnisse eine so irrsinnige Preishöhe erklettern konnte; eine Preishöhe, die sich auf diese Weise allenfalls in die Dollar- oder eine neutrale Währung übersetzen ließe, aber keinesfalls in französische — mithin elsässische — oder in Lire, die zwischen Brenner und Salurn gelten! Man muß sich bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten daran erinnern, daß die deutsche Bevölkerung Südtirols, soweit sie Kapital besaß, bei der nach der italienischen Besitzergreifung vorgenommenen Umwechslung 40 % ihrer Vermögen verloren hat, und daß sie, soweit sie ausschließlich von ihrer Hände oder ihres Hirnes Arbeit lebt, infolge der verglichen mit Deutschland viel geringern

---

Teuerung des Lebens und der entsprechend geringern Steigerung der Löhne, bei weitem nicht die Lire-Zahl verdient, die dem rein numerischen Verdienst an Mark oder gar Kronen der deutschen und oesterreichischen Bevölkerung entspricht. Es ist ihr also beim besten Willen unmöglich, die Lire-Summen auszugeben, die die deutschen Bücher dank den fröhlich nach Geldbeutel-Schema F angewandten Valuta-Aufschlags-Verordnungen des Buchhändler-Börsenvereins in Südtirol kosten. (Eine „Einkaufsstelle für Südtirol“ versagt gänzlich.)

Die Folgen? Nun, wenn keine deutschen Bücher mehr gekauft werden, können die deutschen Buchhändler nicht mehr bestehen. Was an sich schließlich ein Teil-Unglück wäre und gleichgültig; namentlich anscheinend der Branche selbst. Aber: wenn mit ihnen der wichtigste Faktor des wichtigsten Kultur-Elements und -Mediums, der Sprache, ausgeschaltet wird, so kann man sich angesichts des (natürlich von Rom protegierten) Zuzugs italienischer Bürger, angesichts der infolge italienischer

Schulen, Aemter, Vereine sich rasch italienisierenden Umgangs-  
sprache ausrechnen, wie lange es noch ein deutsches Südtirol  
geben wird. Es steht zu vermuten, daß die Herren in Leipzig,  
die bei der Totengräberarbeit mithelfen — während Frankreich  
den elsäbischen Buchhändlern Bücher französischer Sprache aus  
Propagandagründen tatsächlich umsonst liefert! — das Deutsch-  
tum dieses herrlichen Landes an Jahren überdauern werden.  
Man muß das ausdrücklich erwähnen, weil es eben jene selben  
Büchermillionäre sind, die sich seit sechs Jahren anmaßen, die  
wahrhaft vaterländische Gesinnung gepachtet zu haben. Auch  
ihre Moral reicht bis zum Geldbeutel.

Diese ganzen häßlichen Vorkommnisse — in Deutschland  
die 80 % Sortimenter- und in Südtirol die 300 % Valuta-Auf-  
schlag — rücken das traurigste aller Kriegskapitel wieder ein-  
mal ins erbarmungslose Licht des Tages: die Verschiebung und  
Verschieberung, die Versumpfung und Verdampfung in der An-  
schauungsweise auch jener Berufsklassen, die auf die geistigen  
Tendenzen ihrer Arbeit früher ebenso stolz waren wie auf ihre  
geschäftliche Moral, eine Moral, die den Verdienst als einen  
zwar notwendigen, aber doch als einen Faktor zweiter Ord-  
nung erachtete — Berufsklassen, die sich früher zum mindesten  
doch genierten, den oft im Munde geführten Begriff ihrer Kultur-  
mission allzu deutlich zu desavouieren. Aber in einer Zeit, da  
man die Zahlen nur dazu zu haben scheint, um mit ihnen Veits-  
tänze um das Goldene Kalb des Kriegs- und Revolutionsge-  
winns aufzuführen, ist es freilich kindlich, darüber zu jammern,  
daß die, vorsichtig ausgedrückt, Wandlung der Begriffe nun-  
mehr auch in jenen Berufsklassen keines Feigenblattes mehr be-  
darf. Das ist die moralische Seite der Angelegenheit, und über  
die muß man hinweggehen: denn erstens ist dagegen an sich  
kein Kraut gewachsen, und zweitens sieht es in der übrigen  
Welt fast ebenso aus, wenn das Ausland auch mit umso mehr  
Recht sich über den Niedergang der deutschen Kaufmannsmoral  
beklagt, als diese tatsächlich früher über der des Auslands ge-  
standen hat. Das politische Moment ist wichtiger; schon des-  
halb, weil es im Augenblick noch schwerer wiegt, und in der  
Hauptsache, weil man getrost versichern kann, daß es in der  
übrigen Welt ganz anders aussieht. Ich kenne die Kompetenzen  
der englischen und französischen Regierung auf diesem Gebiete  
nicht; aber ich weiß, daß sie sich, in ähnliche Lage versetzt,  
durch ein entsprechendes Gesetz längst die Kompetenz ver-  
schafft hätte, die zur Geschäftskontrolle eines außenpolitisch so  
wichtig gewordenen Standes, wie ihn jetzt der deutsche Buch-  
handel darstellt, nötig wäre, und daß sie längst verstanden  
hätte, diese „Handelsbeziehungen“ im Sinn der Landespolitik zu  
lenken und damit dem Wohl und dem Ansehen des Volksganzen  
dienstbar zu machen, anstatt sie den privaten Geldverdienern  
zu überlassen. Bei uns ist ja aber „Demokratie“ nur ein Fremd-  
wort für die individuelle Freiheit, Millionen zu verdienen, und  
republikanische Minister, umgeben von Wilhelminischen Dezer-  
nenten, können garnicht auf den Gedanken kommen, daß es so  
etwas wie eine geistige Machtpolitik gibt, geschweige, daß sie  
sehen, wo sie zu einer solchen die Hebel ansetzen müssen.

# Auf ein Kind von Kurt Tucholsky

Du lebst noch nicht.

Ich seh dich so lebendig:  
ein kleiner gelber Schopf, die Augen blau;  
ich seh dich an und such beständig  
die Züge einer lieben Frau.

Du kreischst und jauchzst schon laut in deinen Kissen;  
du bist so frisch und klar und erdenhaft.  
Du brauchst es nicht wie ich zu wissen,  
was Zwiespalt ist, der Leiden schafft.

Der ist dahin. Schrei du aus voller Lunge  
und schüttle deine runde, kleine Faust!  
Sei froh! Sieh auf die Mutter, Junge —  
sie ist so hell, auch wenn ein Sturmwind braust.

Hör ihre Stimme nur: gleich wehts gelinder.  
Setz du sie fort. Was bin denn ich allein?  
Wir Menschen sind doch stets die alten Kinder:  
ich war es nicht — mein Sohn, der soll es sein.

Du sollst es sein!  
Und kommst du einst zum Leben:  
Du sollst es sein! Ich hab es nicht gekonnt.  
Gib du, was deiner Mutter Arme geben:  
Leucht uns voran!

Du bist so blond.

---

## Steuerpropaganda von Validus

Steuerzahlen war nie die Stärke des Staatsbürgers. Begreiflicher-  
weise; denn Niemand gibt gern, selbst nicht von seinem Ueber-  
fluß. Heute gar ist das Steuerzahlen die unsympathischste Beschäfti-  
gung. Man darf sich darüber nicht moralisch entsetzen; schon des-  
halb nicht, weil Alle im Glashaus sitzen. Die Scheu vorm Steuer-  
zahlen ist heute auch deshalb begreiflicher als je, weil die ganze  
Zahlerei mit unendlich viel Scherereien verbunden ist. Man müßte  
eigentlich drei bis vier Stunden des Tages dazu verwenden, um die  
Gesetze und Formulare — soweit man sie überhaupt zugestellt be-  
kommen hat — zu studieren, um die Orders und Gegenorders in den  
Zeitungen zu beachten. Kein Wunder, daß nicht einmal der bravste  
und loyalste Bürger von der Steuerpsychose verschont ist. Und vor  
allm die Höhe der ausgeschriebenen Steuern! Man kann nicht mehr  
von Ueberfluß reden, der abzuführen ist. Selbst die armen Reichen  
klagen in beweglichen Tönen, daß ihnen nichts mehr übrig bleibe.  
Das heißt: übrig bleiben würde, wenn sie sich richtig einschätzten.  
Das eben ist zur Ausnahme geworden. Eine der wenigen „Wissen-  
schaften“, die im nachhilfminischen Deutschland zur Blüte gelangt  
sind, ist die Wissenschaft der Steuerhinterziehung. Nicht etwa, daß  
das irgendwie spezifisch deutsch wäre. Bei Unterhaltungen mit  
Franzosen, Engländern, Amerikanern stellt sich heraus, daß sie keinen  
geringern Scharfsinn anwenden, um Gelder unbemerkt über die Grenze  
zu bringen, Vermögen zu verstecken und Bilanzen mit fiktiven Passiven  
auszufüllen.

Darf man deshalb in Deutschland resignieren? Im Gegenteil:  
man muß sich darüber klar sein, daß die Hinterziehung von Steuern



unbedingt zu einer furchtbaren Katastrophe, zu einem Staatsbankrott führen wird, der in seinen Wirkungen auf die faulen Steuerzahler entsetzlich sein muß. Leider Gottes nur gehen die Steuern auch deshalb nicht ein, weil die Steuermaschine völlig versagt: die Exekutive ist außerstande, die vom Parlament bewilligten Steuern einzutreiben. Wenn man von ein paar großen indirekten Abgaben wie der Kohlensteuer absieht, so klappt es nirgends. Das wiederum steigert unaufhaltsam die Flut der Noten, die heute längst einen reinen Assignatencharakter angenommen haben. Die Flut droht zur Sturmflut zu werden. Wenn diese erst einmal da ist, dann werden grade die Reichen zuerst erstickten und ertrinken.

Und deshalb sollte man — nicht etwa aus moralischen Erwägungen, zu denen aufzufordern längst keinen Zweck mehr hat — eine Propaganda größten Stils für das Steuerzahlen eröffnen. Wir haben ja mit der Propaganda vor und nach der Revolution allerlei geleistet. Ein Kritiker meinte einmal, das Einzige, was in Deutschland funktioniere, sei der Plakatanschlag. Nun denn: nutzen wir diese Gabe aus, und nutzen wir vor allem auch die Presse und sämtliche Interessentenverbände zu diesem Zweck. Heute fühlt sich ja derjenige Syndikus als untüchtig und gefährdet, der nicht seinen Verband oder sein Verbändchen — gleichgültig, ob es sich um die Vereinigung der Zigarettenpapierfabrikanten oder um die Großhändler in Schreibmaschinenbändern handelt — zu einem flammenden Protest gegen die unmöglichen Steuern veranlaßt. Und ein Teil der Tagespresse ist ebenfalls kurzfristig genug, um gegen jegliche Steuer, die aufkommt, zu opponieren und die Leser aufzuputschen. Die Leute überlegen sich gar nicht, wie sehr sie dadurch das ohnehin schon recht wacklig gewordene wirtschaftliche und gesellschaftliche Gebäude gefährden. Einer der feinsten Steuertheoretiker Deutschlands, der im Kriege gegen jeden Vorschlag von direkten Steuern die dicksten und scharfsinnigsten Bücher schrieb, erklärte mir schon lange vor dem Zusammenbruch, daß er nach dem Kriege sich hüten werde, irgendwelche Steuer zu bekämpfen — denn dann würden wir eben alle benötigen, direkte wie indirekte. Und kein Geringerer als der erste russische Volkskommissar für Finanz- und Handelsfragen, also gewiß ein unverdächtigter Marxist und Sozialist, hat mir ebenfalls schon vor Jahr und Tag versichert, man müsse die alte sozialistische Theorie, wonach indirekte Steuern verpönt seien, aufgeben. Auch er meinte ähnlich wie der deutsche Steuertheoretiker: Deutschland und die andern Länder brauchen sowohl direkte wie indirekte Steuern. Grade die scharfe Bekämpfung des zehnprozentigen Steuerabzugs durch die Arbeiterschaft beweist, daß die Beiden recht hatten.

Kurz und gut: Parteien, Zeitungen und Interessenten müßten nun endlich über die Dringlichkeit des Steuerzahlens aufklären. Die Bevölkerung, besonders die sogenannte bessere, würde bei richtiger Behandlung darüber ins Klare kommen, daß hier nur Eile retten kann. Not tut, etwa nach Art der Propaganda für die Kriegsanleihen, aber mit besserem Gewissen und mit noch größerer Intensität die Steuerpropaganda in die Wege zu leiten. Wird das Ziel nicht erreicht, so muß die immer ärgere Verwässerung unsrer Währung zu einem Ende mit Schrecken führen. Also auf zur Arbeit und zur Propaganda, vor allem zur Prägung von Schlagworten, die ringsum den säumigen Steuerzahler verfolgen und warnen!

# Rundschau

## Kadettenliteratur

Mit großem Interesse las ich, in Nummer 35 der 'Weltbühne', den Artikel von Ignaz Wrobel über mein Buch 'Vergitterte Jugend, Geschichten aus dem Kadettencorps' (Verlag Dr. Eysler & Co. zu Berlin). Dazu seien mir einige Worte vergönnt.

Es schmerzt mich nämlich das Lot von Mißtrauen, das Herr Wrobel mir zu Lasten in die Wag-schale wirft. Er meint: „Manche Geschichten freilich sind so hart auf der Kippe, daß sie ebenso gut auch zum Ruhme des Kadetten-corps geschrieben sein könnten wie zu dessen Tadel.“ Da muß ich denn erzählen, wie ich darauf gekommen bin, das Buch zu schreiben.

Ein Onkel von mir, einer der bekanntesten Modeschriftsteller aus den siebziger Jahren, schrieb zwei Bändchen 'Kadettengeschichten', die damals als klassisch galten, und die noch heute in Interessentenkreisen nicht völlig zu Grabe getragen sind. Auch ich habe sie unter Wonneschauern einst verschlungen. Bis ich am eignen Leibe verspürte, was dahinter steckte. Sie waren verlogen wie die von Wrobel im Anfang seines Artikels gezei-belte Literatur!

Von da an habe ich das Buch gehaßt. Und der Plan reifte in mir, statt des Oeldrucks einen hochglanzpolierten Spiegel zu geben, der das Bild zurückwirft, wie es ist. Mit Licht und Schatten.

Und daß der Spiegel richtig gezeigt hat, das beweisen mir die vielen Zuschriften und Aeüßerungen alter Kadetten aller Jahrgänge. Da sind die, die mit mir dieselbe Redewendung gebrauchen: Noch heute leiden wir am Ka-

dettencorps. Da sind die, die in grimmiger Begeisterung mir zustimmen. Aber das sind nicht die Wesentlichen. Wesentlich sind die, die mir bitterböse Worte schreiben, weil sie es „unbegreiflich finden, wie ein alter Kadett die schöne Corpszeit so verleugnen kann“. Die mir von der „frischfröhlichen Kadettenzeit“ reden und mich fragen, wie ich „dem sterbenden Löwen den Eselsfußtritt geben“ konnte. Das sind die ehemaligen Normalkadetten, die sich noch heute aufs tiefste in ihrer „Ehre der Sexta“ gekränkt fühlen.

Denn, Herr Wrobel, es gibt eine Ehre der Sexta, wie es ganz gewiß eine Ehre der Feuerwehr und Sicherheitswehr gibt. Und geben wird, solange nicht der Geist regiert, sondern — das Schlagwort.

Ja, aber warum mußte ich denn wirklich „dem sterbenden Löwen . . .“, nachdem der Krieg die Herausgabe der Skizzen als Buch verhindert hatte?

Nun, mein Buch hieß erst: 'Die Kinder des Erzengels Michael'. Dieser Titel fiel verlagstechnischen Erwägungen zum Opfer. Ich hatte diesen Titel aber folgendermaßen erklärt:

„Die Kinder des Erzengels Michael, das sind die Kadetten. Der wehrhafte unter den Erzengeln ist ihr geistiger Vater, und sein Geist herrscht und beherrscht alles in seinem Bannkreise. Wer es ja einmal vergessen sollte, den mahnt täglich und stündlich sein trutziges Standbild hoch oben auf der Kuppel der Hauptanstaltskirche. Drohend reckt er sein Schwert über die Lande. Mit selbstverständlicher Gebärde, die ihm leicht von der Hand geht. Und mit dem gesenkten Schild

schirmt er seine Kinder und wacht über ihnen mit erhabener, grausamer und kalter Strenge, bis der Kindersinn gebrochen ist, bis sie selber reif und mannbar sind und Sinn und Gebärde des Vaters ihnen in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Einmal, vor vielen Jahren, als eines Morgens die Sonne aufging, da schwenkte der Wehrhafte auf der Kuppel eine weiße Friedensfahne. Zwei Kadetten waren des Nachts am Blitzableiter hinaufgeklettert und hatten an das Schwert ein Bettlaken angeknüpft. Sie wurden ausfindig gemacht und mit vier Tagen Arrest bestraft. Zugleich aber bekamen sie eine Belobigung wegen ihres „großen Schneids“.

Es war ein Knabenstreich, und sie hatten sich nichts dabei gedacht. Hätten sie es doch! Hätten sie doch versucht, den Geist ihres Schirmherrn zu wenden, diesen Geist, der herrschen will über Fleisch und Geist der Erde und nur dienen Gott und dem „Gottgesandten“.

Zeiten sind vergangen, und der Geist des Erzengels Michael herrschte weiter durch die kleine Schar seiner Sippe und lastete auf dem Volke mit seinen „gottgewollten Abhängigkeiten“. Bis alles brach und in Trümmer ging. Was stand, das fiel und deckte, was da lag, mit seiner Wucht. Und mit ihm fiel der Geist des Michael.

Aber der ist nicht tot.

Zeiten werden vergehen. Aus den Trümmern wird ein Chaos werden durch das diametrale Streben der Zuvielen, neue Herrlichkeiten aufzubauen.

Der Geist des Erzengels wacht und wühlt.

Und wenn der letzte Seufzer der Todesmattigkeit über das ersterbende Chaos wehen wird, dann

wird die Sippe Michaels in Gnaden die gottgewollten Abhängigkeiten wieder aufrichten und tun, als wäre nichts geschehen.

Hütet euch, daß es euch nicht geht wie den beiden Kadetten mit ihrem Bettlaken! Im Vertrauen: Der Erzengel Michael wars, der die Menschen aus dem Paradiese trieb.“

So geschrieben nach den ersten Rauschtagen der Revolution. Damals, als alles Bürgerliche den Kopf unter der Bettdecke hielt. Lange, bevor an einen Kapp-Putsch zu denken war. Noch länger, bevor aus Gründen des Parteistimmenfanges eine so geschickte wie gewissenlose Judenhetze aufgezo-gen wurde. Ja, vor einer ganzen Weile geschrieben. Ebenso wie das Buch selbst. Aber — wenn ich nicht träume — doch noch recht aktuell.

*Hans-Joachim  
Freiherr von Reitzenstein*

Im Wortspiegel der Zeit

Die Ehe ist eine rationierte Liebe, ergänzt durch den Schleichhandel.

Im Kriege lebten wir von Hoffnungen — heute leben wir von Erinnerungen.

Monarchie ist eine erbliche Belastung. Die Erblichkeit haben wir abgeschafft, die Belastung ist geblieben.

Es gibt Menschen, die an den Stellen frieren, wo früher die Sklavenketten waren.

Man sollte auch zu einer Rationierung der Torheit schreiten, denn dieses kostbare, staaterhaltende Gut wird heute zu sehr vergeudet.

*Fabius Schach*

# Antworten

**Fritz Grabowsky.** Auf Ihren Wunsch sei festgestellt, daß Sie niemals bei Herrn Geheimrat Eduard Arnhold gewohnt haben.

**Professor E. L. in München.** Der Geschäftsführer des Deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbundes soll in einer Versammlung Ihrer Stadt gesagt haben, die jüdischen Kaufhäuser seien Bordelle, die männlichen Angestellten die Zuhälter, die weiblichen die Freudenmädchen. Zweihundertvierundzwanzig Angestellte der Firma Tietz erhoben Privatklage wegen Beleidigung. Der Mann wurde freigesprochen — nicht etwa, weil unerwiesen blieb, ob er diese Albernheit gesagt hat oder nicht, sondern weil es sich um eine Kollektivbeleidigung handle, bei der den Angestellten der Firma Tietz die Aktivlegitimation fehle. Jedes Mal, wenn Einer was gegen den Typus des deutschen Offiziers oder des deutschen Feldwebels sagt, wird geklagt und verurteilt. Zweierlei Recht. Die formal-juristische Begründung interessiert uns nicht. Zweierlei Recht.

**Bibliophile.** Eine Gesamtausgabe der selten gewordenen Werke von Stanislaw Przybyszewski veranstaltet der Verlag Gustav Kiepenheuer in Potsdam.

**Dietrich M. in Heidelberg.** Sie schicken mir eine Nummer der Heidelberger Akademischen Mitteilungen, aus der ich mit Interesse ersehe, daß die Streikbrecherorganisation der Technischen Nothilfe Mitgliedskarten ausgibt, auf denen wörtlich steht: „Der Inhaber ist berechtigt, eigne Waffen für seinen persönlichen Schutz zu tragen und dieselben beschlagnahmefrei in seiner Wohnung aufzubewahren.“ Wird das Entwaffnungsgesetz etwas daran ändern? Nein. Die Studenten, die durch vier Kriegsjahre in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung schon genügend heruntergekommen sein dürften, treiben sich, anstatt zu studieren, in der Technischen Nothilfe herum, um dort mit Ueberorganisation, Spesenrechnungen und Dienststellenkrepel eine Rolle zu spielen, die ihnen als Zivilisten unerreichbar ist.

**Hans Heinrich von Twardowski.** Sie schreiben mir: „Ich habe in Nummer 36 der ‚Weltbühne‘ die ‚Terzinen über die Vergänglichkeit Hugo von Hofmannsthals‘ von Hans Heinrich von Twardowski mit Interesse gelesen, und mein Interesse war umso größer, als diese Terzinen überhaupt nicht von mir sind und ich sie also zum ersten Male las. Es schmeichelt mir zwar, daß man anfängt, unter meiner Flagge zu segeln, aber nichtsdestoweniger möchte ich dem falschen Twardowski lieber doch nicht ins Handwerk pfuschen. Er möge sich also melden und den riesengroßen Lorbeerkranz, der ihm für jene wackern Verse zweifelsohne gebührt, selber in Gesundheit auftragen.“ Das ist sehr ulkig. Das Manuskript lag in der Mappe der angenommenen Beiträge und emangelte des Verfassernamens. Daß ein anderer als Ihrer neben den Titel gehören könnte, das kam mir, wie ich das Heft zusammenstellte, nicht in den Sinn. Nun bin ich neugierig, wer sich zu dieser täuschenden Imitation bekennen wird.

**Durchreisender.** Bleibe in Hamburg an keiner Plakatsäule stehen. Was erblicken sonst deine staunenden Augen? „College Crampton, Komödie von Gerhart Sudermann.“ Der hamburger Setzer hat wahrscheinlich die Aufführung in seinem Thalia-Theater gesehen.

**Professor Bergsträßer.** Sie stellen fest, daß Deutschland die Dinge immer noch durch die schiefe Brille des W. T. B. sieht. Quousque —? Wenn der Kaiser fällt, müßte der Mantler nach. Aber er bleibt.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt von Oesterheld & Co bei.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 26.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postcheckkonto: Berlin 11 959.

Druck der Vereinsdruckerel G. m. b. H., Potsdam.

## Warnung an Moskau von Heinrich Ströbel

In der letzten berliner Funktionärversammlung der U. S. P. D., die über den Anschluß an Moskau stritt, prägte der ehemalige Volksbeauftragte Emil Barth ein herzhaftes Wort: „Wenn man sagt, daß der Anschluß an Moskau uns stärker mache, so sage ich, daß das ganze Elend der deutschen Revolution von Rußland gekommen ist.“ Nach der ‚Freiheit‘ erregte dieser Ausspruch „Bewegung“. Aber es wäre gut, wenn dieser Kernspruch zum geflügelten Wort würde, denn er enthält tragische Wahrheit in einem Ausmaß, dessen man sich erst später einmal bewußt werden wird. Ein paar interessante Andeutungen machte Emil Barth. Mit Mühe und Not nur hätte sich schon vor der Revolution die illegale Organisation des ständigen Drängens der Bucharin und Joffe erwehren können, die täglich zu unsinnigen, selbstmörderischen Putschen geraten hätten; als aber die Revolution über Nacht gekommen sei, hätten sie das deutsche Proletariat zerklüftet und gegen einander gehetzt. Am neunten November sei Liebknecht bereit gewesen, in die Regierung einzutreten; am zehnten November, nach einer Bearbeitung durch Bucharin, habe er abgelehnt, da die Revolution „weiter getrieben“ werden müsse. Das sozialistische Koalitionsministerium sei von den russischen Einflüsterern für die deutsche Kerenski-Regierung erklärt worden, die gestürzt werden müsse. Und in der Tat: die dreisten Einmischungen der Bolschewiki in die deutsche Revolution und der lakaienhafte Respekt der subalternen deutschen Sowjet-Jünger vor den moskauer Gewaltigen und ihren Agenten verursachten so viele Torheiten und warfen die deutsche Revolution derart aus dem Gleise, daß heute nicht einmal die Demokratie gesichert, geschweige das Fundament des Sozialismus gelegt worden ist.

Daß aber grade Emil Barth der Katze die Schelle umgebunden hat, ist kein Zufall. Denn man kann sich keine originellere Mischung von gesundem Menschenverstand und höchstgesteigertem Selbstbewußtsein vorstellen. Barth reklamiert ja trotz Ledebour für sich die Ehre, die deutsche Revolution „gemacht“ zu haben. Ohne revolutionäre Geheimorganisation hätte es, wie er meint, keinen Neunten November gegeben, und die Seele der Geheimorganisation war ja ER, Emil Barth. Einem Mann von solchen Verdiensten konnte auch Lenin nicht imponieren, geschweige ein Joffe, Bucharin oder Radek. Barths Selbstbewußtsein hatte immerhin das Gute, daß er der bolschewistischen Hypnose nicht erlag, sondern die Dinge durch seine eignen Augen sah. Und da er eben eine gute Portion gesunden Verstandes besitzt, blieben ihm auch die Torheiten der putschistischen Revolutionsmacherei und der blinden Nachbeterei der bolschewistischen Rezepte nicht verborgen. So warnt er auch jetzt wieder vor der Unterwerfung unter das moskauer Diktat. Aber sein andres Ich läßt ihn in demselben Moment, wo er die Nachäffung der russischen Methoden für das Unglück der deutschen Revolution erklärt, gleichwohl für die Diktatur schwär-

men, die Diktatur über das Proletariat. Nur soll der Diktator nicht in Moskau wohnen, sondern in Neukölln, und statt Lenin Emil Barth heißen.

Barths Wort, daß das ganze Elend der Revolution von Rußland gekommen ist, gilt in viel größerem Maße als für Deutschland für Ungarn. Ohne die Tollheiten Bela Kuns und seiner Leute wäre Ungarn schwerlich die Beute des weißen Terrors geworden. Und daß in Bayern die Reaktion so völlig unbestritten das Heft in der Hand hat und zur Hochburg der Gegenrevolution geworden ist, ist auch nur dem unsäglichen Räte-Abenteuer zu danken, zu dem es ohne die Wühlarbeit der bolschewistischen Agenten kaum gekommen wäre. Aber die Machthaber in Moskau haben ihrem fanatischen Wahnsinn noch nicht genug der Völker geopfert: auch Italien wird, wenn es nach ihren Absichten geht, an dem Experiment der „Weltrevolution“ zugrunde gehn. Ein Lohnkampf der Metallarbeiter ist dort zu einer elementaren Bewegung des gesamten Proletariats emporgewachsen, die revolutionäre Formen angenommen hat. Die Arbeiter haben sich der Fabriken bemächtigt und drohen mit der Enteignung und der Einführung der kollektiven Verwaltung, wenn die Unternehmer die geforderte Lohnaufbesserung verweigern. So begreiflich die soziale Not und die Hartstirnigkeit der Fabrikanten das Vorgehen der italienischen Proletarier auch erscheinen läßt, so verständlich ist es, daß ihm ein großer Teil der sozialistischen Führer warnend und dämpfend gegenübersteht. Denn wenn irgendein Land von vorn herein für das wirtschaftliche Räte-System ungeeignet ist, so Italien, das sich mit der Rohstoffbelieferung für seine Industrie, vor allem schon der Kohle, so ganz auf das kapitalistische Ausland angewiesen sieht. Im offiziellen Organ des moskauer Exekutivkomitees hat Radek obendrein selbst nachgewiesen, wie ruinös der Wirtschaftsbetrieb durch Arbeiterräte für die Produktion ist. Eine Zerrüttung der Industrie, die hinter der russischen kaum zurückbliebe, müßte das Ende sein. Auch dürfte man nicht glauben, daß sich die Fehler des russischen Räte-Experiments in Italien vermeiden ließen, denn Radek beweist grade, daß sich in keinem Lande die Periode der durch irrationelle Räte-Wirtschaft verursachten Wirtschaftsverwüstung überspringen lasse! Dem Schicksal, durch eine „Hölle von Qual“ zum wirklich kommunistischen System zu gelangen, werde kein Volk entgehn. Selbst nach der bolschewistischen Prognose harrete also eines sowjetisierten Italiens zunächst einmal, und zwar, wie Radek zugeibt, auf lange Jahre hinaus, ein schwerer Wirtschaftszersall und eine tiefe Senkung des Lebensniveaus der Massen. Aber das wäre für das revolutionäre Proletariat Italiens noch der günstigste Fall! Denn nur zu leicht könnte sich bei der sozialen Klassenschichtung und Machtverteilung in Italien auch der ungarische Vorgang wiederholen und das italienische Proletariat nach raschem und schmachvollem Zusammenbruch des Räte-Regiments das Opfer einer racheschnaubenden Reaktion werden! Und dieser Ausgang einer italienischen Sowjet-Republik wäre sogar der wahrscheinlichere; gestehn doch selbst sehr radikale und

bolschewistenfreundliche italienische Sozialisten, daß die Sozialisten ihres Landes nur eine Minderheit bilden, die sich auf die Dauer gegen die Mehrzahl und Uebermacht der Gegner schwerlich behaupten könne.

Der moskauer Vollzugsrat aber weiß besser, was dem italienischen Proletariate frommt. Er schleudert grade in dieser kritischen Situation seinen erneuten Bannstrahl gegen die „reformistischen, liberal-bürgerlichen“ Führer des italienischen Sozialismus und gegen seine „gelben“ Gewerkschaften. Die Sowjet-Regierung stachelt so die in blinder Erregung vorwärts stürmenden Arbeitermassen Italiens vollends zu Handlungen auf, die zum Wirtschaftsruin des Landes führen und mit der Selbstvernichtung des Sozialismus enden müssen. Fast scheint es, als sei Moskau von einer dämonischen Zerstörungsmanie besessen. Als kenne es nur noch den einen Trieb, die ganze Welt in seinen Zusammenbruch mit hineinzureißen!

•

Daß man sich in Moskau in eine Weltuntergangsstimmung hineindelirierte, wäre psychologisch ja begreiflich. Zu allem andern Unheil droht Sowjet-Rußland in diesem Winter eine gigantische Hungerkatastrophe, wie sie Europa noch nicht erlebt hat. Das ganze Schwarzerde-Gebiet ist von ungewöhnlicher Dürre heimgesucht und von schwerster Mißernte betroffen worden. Nicht nur die Ernährung der Städte, vor allen Moskaus, ist für den kommenden Winter zum furchtbaren Problem geworden, sondern sogar die Ernährung der Landbevölkerung. Wenn Rußland nicht schleunigst den Krieg liquidiert, alle verfügbaren Arbeitskräfte zur Verbesserung der Transportverhältnisse verwendet und große Mengen amerikanischen Getreides einführt, ist nach der Ueberzeugung ernster Beobachter das ungeheuerlichste Massensterben unabwendbar. Welche politischen Konvulsionen dies namenlose Elend hervorrufen wird, entzieht sich jeder Vorstellung. Da diese grauenhafte Zukunft aber den führenden Männern Sowjet-Rußlands kein Geheimnis ist, wäre es sehr wohl möglich, daß sich ihre Verzweiflung in rasenden Zerstörungsdrang umsetzte. Die verbrecherische Aufpeitschung der Volksleidenschaften in Italien läßt sich kaum noch anders erklären . . .

Aber die Lenin, Bucharin und Radek mögen sich dies gesagt sein lassen: Die Sozialisten Westeuropas sind fest entschlossen, alle Brandstiftungsversuche im Keime zu ersticken. Und sie fühlen sich stark genug dazu! Dafür geben sie der Sowjet-Regierung den dringenden Rat, ihre Energie endlich einmal, statt an die Zerstörung Europas, an die Rettung Rußlands zu setzen! Es handelt sich nicht nur um das Leben von Millionen, sondern auch um das politische Schicksal Osteuropas. Es gibt keinen westeuropäischen Sozialisten, der nicht ein Sowjet-Rußland einem weißen Rußland vorzöge und ihm mit jedem Mittel zu Hilfe käme, sofern es auf seine unsinnige und frivole Einmischungspolitik verzichtete. Setzt es dagegen seine Politik der Brandstiftungen fort, so wird die Weltrevolution zwar nicht Westeuropa, wohl aber Sowjet-Rußland selbst verschlingen!

## Wrangel von Meridionalis

Wir haben uns schon daran gewöhnt, die Dame Klio mehr als eine hysterische Megäre denn als historische Muse anzusehen. Ihre kümmerlichen Drehs und jämmerlichen Widersprüche, kurz: all das, was man ihre Treppenwitze heißt, machen uns nachgrade mehr grausen als lachen. Aber über die Komödie, die Frankreich mit dem „großen russischen Patrioten“ betreibt, der ihm seine zwanzig Milliarden versprochen hat — wie er Jedem, der ihn durch „Anerkennung“ irgendwelcher Art entgegenkommt, alles Gold der Erde und alles Blau vom Himmel versprechen würde —, der, wie Millerand in der Kammer expliziert hat, das friedens- und franzosenfreundliche Rußland, das Rußland des ollen, ehrlichen Zweibunds vertritt: bei dieser Strohpuppen-Komödie hält es schwer den Ernst zu bewahren. Es gelingt einem das höchstens, wenn man bedenkt, wer sich darüber am ausgiebigsten die Hucke vollgrinst. Niemand anders nämlich als die alldeutsche Baltikumpanei.

Denn wer ist Wrangel? Daß er einer von dem halben Dutzend baltischen Baronen ist, die, auf dem Boden des ehemaligen Zarenstaats, die Vorhut des reaktionärsten Alldeutschtums bilden und als solche päpstlicher als die Päpste unsres einheimischen Pangermanismus sind — daran erinnert zur rechten Zeit Longuet im „Populaire“:

Bei verschiedenen Gelegenheiten hat dieser Operettengeneral nicht ermangelt seine Zugehörigkeit zu diesen Kreisen kundzugeben. Vor einigen Monaten veröffentlichte die „République Russe“, das pariser Organ der Anti-Bolschewisten Kerenskischer Observanz, eine merkwürdige Proklamation Wrangels, worin dieser seine Sympathien für die deutsche Reaktion und sein Mißtrauen gegen Frankreich und England zum Ausdruck brachte. Die moskauer „Prawda“ jedoch hat erst dieser Tage eine Reihe von außerordentlich überzeugenden Enthüllungen über den Schützling des Herrn Millerand mitgeteilt. Unter andern die, daß die Sowjet-Regierung Dokumente offizieller Art aus dem Quai d'Orsay und dem Foreign Office in Händen habe, die in die Zeit zurückgehen, da noch Denikin die Operationen in Südrußland leitete. Damals bestanden die englische und französische Regierung mit aller Energie darauf, daß dem General Wrangel, der, wie sie sagten, bekanntermaßen ein Parteigänger der „deutschen Orientierung“ sei, ja kein irgendwie wichtiger Posten anvertraut werde. An jenem schönen Tage, da, infolge der Siege der Roten Truppen, bei den Weißen eine Palastrevolution ausbrach, die Denikin den „Thron“ kostete und Wrangel darauf hob, beeilte sich dieser, den General Sidorin, der die Don-Armee kommandierte, wegen nicht genügender Deutschfreundlichkeit verhaften zu lassen und das Kommando einer Persönlichkeit zu übergeben, die ihm in dieser Hinsicht mehr Vertrauen einzuflößen schien. Und als politischen Berater sowie Chef der zu bildenden Zivilregierung wählte er jenen Exminister des Ex-Zaren, der im Jahre 1918 mit dem Grafen Mirbach Pläne zu einer monarchistischen Restauration in Rußland mit Hilfe der preußischen Bajonette schmiedete. Die „Prawda“ bemerkt nun sehr richtig, daß heute, nach dem Sturz der Hohenzollern, derartige Pläne der russischen Reaktion geradezu als hinverbrannt betrachtet werden müssen. Immerhin darf man nicht vergessen, daß alle ihre Hoffnungen sich auf die einer demnächstigen monarchischen Restauration in Deutsch-

300.



land stützen. Wrangel steht in nahen Beziehungen zu der Kapp-Lüttwitz-Gruppe, den andern alldutschen Verschwörern in Berlin, sowie jenem famosen Hetman Skoropadsky, den Deutschland 1918 als Strohmann in der Ukraine einsetzte, und jenem General Krasnow, der zum Kommandanten der Donjetz-Armee gemacht worden ist.

So weit Longuet. Kommentare sind überflüssig. Denn außer den interessanten Lichtern, die auf den französisch-englischen Zwist und auf die Tätigkeit des Gesandten des Deutschen Reiches bei der von diesem selbst geschaffenen (plombierter D-Zug, Marke Ludendorff, D. R. P.) Sowjet-Republik sowie auf die brüske Unterbrechung dieser paradoxen Tätigkeit fallen, zeigt dies alles nur wieder, daß der gallische Imperial-Militarismus um kein Haar besser ist als der germanische, und daß er sich in seiner Verblendung ebenfalls der verworfensten wie der verrücktesten Mittel bedient, um seine Ziele zu erreichen.

---

## Christlicher Kurs in Ungarn von Emmerich Balogh

Der Antisemitismus als Regierungssystem, die Rassenverhetzung als Mittel zur Erreichung politischer Ziele, der Judenhaß als Gängelband der Massen: dieses Programm ist weder seinem Inhalt noch seinem Geiste nach originell. Wenn gleichwohl die Vorgänge in Ungarn die Augen der Welt auf sich lenken, so ist das der alles erdenkbare Maß übersteigenden Dimension zuzuschreiben, die dort die antisemitisch-reaktionäre Bewegung angenommen hat, und der haarsträubenden Brutalität, mit der militärische und nichtmilitärische Bannerträger des „Christlichen Kurses“ gegen den Sozialismus, gegen die Demokratie, gegen die Arbeiterschaft und gegen das Judentum wüten. Jetzt, wo die ungarische Nationalversammlung, diese unter einem unerhörten Wahlterror zustande gekommene legislative Körperschaft des Horthy-Landes, sich anschickt, in den Wahnsinn Methode zu bringen und legale Formen zu finden, die eine systematische Fortführung des bisher ziemlich planlos betriebenen destruktiven Regimes ermöglichen sollen, wo ferner die außenpolitische Situation Ungarns nach dem Scheitern des Gewerkschaftsboykotts und nach den zwar standhaft abgelehnten, aber deshalb nicht minder wahren Verhandlungen mit dem seelenverwandten Frankreich Millerands eine Wendung zum Bessern aufweist: da ist lehrreich, die Männer näher zu betrachten, die heute teils in führenden Rollen die Macher des „Christlichen Kurses“ sind, teils als getreue Anhänger die Stützen des Horthy-Regimes bilden.

Es lassen sich drei Kategorien unterscheiden. Da sind zunächst einmal Diejenigen, welche am wenigsten Widerwillen einflößen — beileibe nicht etwa, weil sich ihre Handlungen vorteilhaft von denen der übrigen abheben, sondern nur, weil bei ihnen wenigstens Uebereinstimmung zwischen Weltanschauung und öffentlich manifestierter Gesinnung besteht —: die von der Aufrichtigkeit und Nützlichkeit ihres Strebens Ueberzeugten, die in ihre Idee Verrannten, die Fanatiker. Ihr Heer rekrutiert sich aus allen Bevölkerungsschichten, insbesondere aber aus Studenten und Beamten, Spießbürgern und wohlhabenden Bauern, Dienstboten

und Polizisten. Sie bevölkern die Versammlungen und lauschen andächtig den christlich-sozialen Evangelien; sie ziehen pflichteifrig mit Knütteln und Revolvern bewaffnet aus, um die Religion der Liebe in die Tat umzusetzen; sie unterzeichnen unmittelbar nach vollbrachtem Pogrom voll Entrüstung flammende Proteste, die dem Ausland vor Augen führen sollen, daß es in Ungarn keinen weißen Terror gibt. Zu dieser Gruppe ist ein großer Teil der Mitglieder des „Erwachenden Ungarn“ zu rechnen, jener Vereinigung, die in Worten und Handlungen sogar die Rekordleistungen unsrer deutschen Hakenkreuzritter bei weitem übertrifft — aber auch Mitglieder der Regierung. Wenn der Ministerpräsident Graf Teleki in seiner Programmrede ausführte, Ungarn sei der Vorposten der christlichen Erneuerung Europas, und inmitten des allgemeinen Zusammenbruches sei Ungarn der erste Staat, der die Bahn der Konsolidierung bereits beschritten habe, so wäre es weit gefehlt, diese Worte als den üblichen demagogischen Phrasenschwall zu bewerten, womit politische Betrüger der urteilslosen Masse eine Anschauung eintrichtern wollen — nein: der Mann meint mit seinen Worten bitter ernst und ist überzeugt, im Interesse des Vaterlandes und der Kultur zu handeln.

Die zweite Gruppe bilden: die Streber und politischen Desperados, Konjunkturleute und Glücksritter. Sie beherrschen die Situation durch ihr Geschrei und gebärden sich ebenso radikal antisemitisch, wie sie sich einst unter Karolyi als waschechte Demokraten und unter Bela Kun als extreme Kommunisten gebärdet haben. In dieser Reihe gebührt der Ehrenplatz unzweifelhaft dem ersten Helden der Gegenrevolution, dem Führer der Unentwegten: Herrn Stefan Friedrich. Vor dem Krieg Ingenieur, später Revolverjournalist, Mitwirkender an der Vorbereitung der Oktoberrevolution und Organisator der Ermordung des Grafen Tisza, wird er für seine Dienste von der Revolutionsregierung zum Staatssekretär ernannt, intriguiert während der Kommune im Hintergrunde und sieht seine große Stunde gekommen, als nach dem Sturz Bela Kuns die Reaktion unter dem Schutze rumänischer Bajonette ihr Haupt erheben kann. Augenblicklich ist er durch die Enthüllungen über seinen Anteil an der Ermordung Tiszas in einige Verlegenheiten geraten, aber wir brauchen uns um sein Wohlbefinden nicht zu sorgen: solange in Ungarn die Offiziersdetachements die politische Macht haben, wird Herrn Friedrich kein Haar gekrümmt werden. Ein anderer typischer Vertreter dieser Abteilung ist Herr Karl Ereky, die rechte Hand des Friedrich und mit seiner Vertretung beauftragt, solange die leidige Tisza-Angelegenheit Friedrich selbst nötigt, sich etwas Reserve aufzuerlegen. Herr Ereky war gleichfalls zunächst Ingenieur, dann nach einander Journalist, Kaufmann, Offizier, Schweinezüchter, volkswirtschaftlicher Schriftsteller mit atheistischen Prinzipien und philosemitischer Anschauung. Während der Diktatur des Proletariats widmet er sich biochemischen Studien, hält sich einen jüdischen Privatsekretär, ergeht sich öffentlich in überschwänglichen Aeüßerungen über die Herrlichkeit des bolschewistischen Systems und wartet stundenlang in den Vorzimmern der Volkskommissare, um seine Dienste anzubieten.

Heut ist er neben Friedrich die größte Stütze der Reaktion, der eifrigste Apostel des Judenhasses. Auch er wird schwerlich zu Schaden kommen; wie denn überhaupt diese Leute meisterhaft verstehen, bei jedem Umschwung alle Brücken zur Vergangenheit abzubrechen und sich stets in fleckenloser Weste zu präsentieren. Die Nemesis erreicht immer nur Diejenigen, die in ehrlichem Idealismus über die Stränge schlugen und es verschmähen, sich jederzeit den Rückzug freizuhalten.

Die dritte Gruppe bilden die mehr oder minder pathologischen Gestalten: kaltblütige Sadisten und tollwütige Massenschlächter, Neurastheniker, Psychopathen, sowie eine riesige Zahl von Malkontenten, die für irgendeine wirklich oder vermeintlich erlittene Unbill einen Sündenbock suchen. Zu dieser Abteilung zähle ich die Offiziere vom Schläge eines Pronay, Hejjas, Bibó, Ostenburg, Salm, Lehar, die Handlungen verübten, wie sie ein geistig normaler Mensch schlechterdings nicht vollbringen kann; zu ihnen gesellen sich aber auch in erschreckender Anzahl die ungarischen Aristokraten, Großkapitalisten und hohen geistlichen Würdenträger, die ein derart widerliches Benehmen an den Tag legen, wie es selbst in den schlimmsten Zeiten des Roten Terrors bei dem sogenannten Pöbel niemals der Fall war. Was soll man dazu sagen, wenn sich Aristokratinnen, Finanziers, Magnaten, Angehörige der ersten Kreise, mit einem Wort: die Repräsentanten einer ganzen dekadenten Gesellschaftsklasse Kopf an Kopf auf den Tribünen drängen, um den Hinrichtungen der Kommunisten beizuwohnen und mit einer Flut von Gejohl, Geheul und unflätigsten Schimpfworten die Delinquenten überhäufen, die während des Ganges zum Gerüst die Internationale anstimmen! Oder kann man noch an eine normale Geistesverfassung dieser sich zur Intelligenz und zum Adel zählenden Menschen glauben, wenn man Augenzeuge von Szenen wird, wie sie sich besonders in der ersten Zeit nach dem Sturz der Räte-Herrschaft in Budapest abspielten, wenn man sieht, wie die am Donaukorso promenierende Lebewelt sich beim Anblick einer Schar gefangener „Bolschewisten“, die, von Weißgardisten bewacht, aber nicht beschützt, vorbeigeführt werden, gleich einer Horde wilder Tiere auf die wehrlosen Menschen stürzt, wie manikürte Hände Kotstücke als Wurfgeschosse benutzen, brillantgeschmückte Finger sich in Menschenfleisch krallen, aristokratische Damenhändchen mit den Spitzen der Sonnenschirme den Gefangenen in die Augen stoßen! Ich wiederhole: niemals hat sich das Proletariat, der bewußte Träger des Klassenkampf-Gedankens so benommen wie diese Anhänger des „Christlichen Kurses“.

So sehen die Macher des Horthy-Regimes, die „Vorkämpfer der christlichen Erneuerung Europas“, die Protektoren der Kapp-Offiziere aus. Nationale Eigenart? Wer glaubt, daß es in Deutschland gegebenen Falles anders wäre, der braucht nur einen Blick in unsre reaktionäre Presse zu werfen. Die deutschen Hakenkreuzritter betrachten das Ungarn von heute als das Ideal eines Ordnungsstaates und bringen ihm ihre Huldigungen dar. Ihr Traum ist: Deutschland ähnlichen Verhältnissen entgegenzuführen. Diese Sorte, dumm und ungebildet, wie sie nun ein-

mal ist — woher sollte sie wissen, daß eine Herrschaft von Dogmatikern, Abenteurern und Verrückten wohl eine geraume Zeit lang dauern und unsägliches Unheil anrichten kann, aber an dem gesunden Menschenverstande, der sich in der Weltgeschichte trotz alledem durchsetzt, endlich doch scheitern muß!

## Russische Reise von Elias Hurwicz

Der bekannte berliner Volkswirt Alfons Goldschmidt machte in den Sommermonaten eine Reise nach Moskau. Ich sprach Goldschmidt einige Zeit vor seiner Abreise, und das Gespräch kam natürlicherweise auf den Bolschewismus. Ich merkte nach ein paar Sätzen, daß ich es mit einem durch und durch orthodoxen Kommunisten zu tun hatte, mit dem jede Diskussion zwecklos ist, und nickte zu allen seinen Behauptungen.

Heute liegt vor uns die erste Frucht seiner Reise: „Moskau 1920“, Tagebuchblätter (bei Ernst Rowohlt zu Berlin). In der deutschen Presse ist Goldschmidts Buch als unfreiwilliges Geständnis charakterisiert worden. Gewiß: vom Standpunkt der dogmatischen Starrheit, die mir bei jener persönlichen Begegnung auffiel, mag das Buch wohl als ein Geständnis erscheinen. Aber Goldschmidt hat zu wenig gestanden; vieles sucht er zu vertuschen, und, vor allem — er hat zu wenig gesehen.

Die Geständnisse sind diese. Goldschmidt sagt uns zu wiederholten Malen, daß es in Rußland noch keinen wahren Sozialismus, sondern nur dessen Anfänge gibt (an einer Stelle heißt es ausgezeichnet, in Rußland gäbe es keinen Kommunismus, wohl aber einen Sowjetismus); daß die dort geleistete Arbeit oft nur einen demonstrativ-erzieherischen Charakter hat; daß das Sowjet-Regime selbst — auch auf so wichtigen Gebieten wie: Belieferung der Bevölkerung mit lebensnotwendigen Gegenständen — an Ueberbürokratismus und Langwierigkeit leidet; daß die Spekulation blüht; daß Sowjet-Behörden sich nicht selten durch Unpünktlichkeit und Veruntreuung bemerkbar machen; und schließlich die Hauptsache: daß die Sowjet-Regierung sich auf eine Partei von 600 000 Menschen stützt, die einen verschwindenden Teil der Vielmillionenmasse des russischen Volkes bilden.

Alle diese Geständnisse aber veranlassen Goldschmidt beileibe nicht, die Konsequenzen zu ziehen. Das Geständnis, daß die kommunistische Partei nur einen dürftigen Teil des russischen Volkes ausmacht, hindert Goldschmidt nicht, gleich hinterher Lenin als „Ausdruck des Volkswillens“ zu bezeichnen. Mit Lenin, aber auch mit den *dei minorum gentium* des Bolschewismus treibt er einen förmlichen Kult. „Eine Visite bei Lenin“, sagt er begeistert, „kann man im Straßenanzug machen. Die Hose darf sogar zerrissen sein, wenn nur eine saubere Seele in der Hose ist“. Echt russisch, dieser letzte Satz mit seinem politischen Moralismus. Wie aber ist es mit der Sauberkeit von Lenins Seele? Denn auch das Blut der Bourgeoisie ist dicker als Wasser. Freilich, freilich: Lenin hat ja nicht etwa die Leute selbst exekutiert. Aber kann man grade vom moralischen Standpunkt (auf den ja Goldschmidt offenbar den größten Wert legt) einen scharfen Trennungsstrich zwischen geistiger Urheberschaft

und unmittelbarer Teilnahme ziehen? Auch alle andern hohen Volkskommissare, mit denen Goldschmidt zusammen kam — als da sind: Stünkel, Krzizanowsky, Plawnik und andre —, sind Prachtkerle. Der gute Goldschmidt unterscheidet nicht zwischen der Menschlichkeit und dem Musikantentum dieser Leute. Im Gegenteil: diese grandiosen Projekteure und Utopisten „machen ihm den Sinn des Sozialismus begreiflich“. Der Sozialismus in Rußland befindet sich allerdings im Anfangsstadium; aber die phantastischen Zukunftsentwürfe, die die Zimmerwände der Sowjet-Behörden und -Häuptlinge schmücken, trösten darüber hinweg. Das Geld wird täglich mehr entwertet; aber die Heilung dieses Mißstands geschieht, indem man die Geldwirtschaft vollends „zu Tode schwindelt“. Die Wahlverwandtschaft zwischen Goldschmidts und der russischen Psyche ist auch hier staunenswert — lautet doch eine der gangbarsten politischen Glaubensformeln des Russen: Je schlimmer, desto besser! Die Zustände müssen sich so diskreditieren und verschlimmern, daß keine Verschlimmerung mehr möglich ist, also nur eine Besserung eintreten kann.

Goldschmidts Naivität und Selbstsicherheit sind mitunter gradezu beneidenswert. „Ich weiß nicht, was der Redner sprach, ich weiß nur, daß er Seele sprach.“ Das ist um so bedauerlicher, als dieser Redner der Führer der Menschewiki: Abramowitsch, folglich eine vortreffliche Gelegenheit, die Opposition zu hören, verpaßt war. Ist es nicht eine Selbstverständlichkeit, daß man russisch wenigstens halbwegs verstehen muß, um Rußland zu beurteilen? Daß Moskau nicht ganz Rußland ist? Daß die Ruhe der in den moskauer Straßen spazierenden Menge nichts gegen die Existenz des Terrors in den Gefängnissen beweist?

Alfons Goldschmidt hat, nach seiner eignen Erklärung, nur Stricheleien, kleine Zeichnungen, Abladung aufgestapelter Betrachtungen in feuilletonistischer Form gegeben, gewissermaßen ein Präludium zu einer strengwissenschaftlichen nationalökonomischen Arbeit über die Wirtschaftsorganisation Sowjet-Rußlands. Ich will nicht davon sprechen, daß diese feuilletonistische Behandlung der Fragen, an denen sich Rußland verblutet, dem Herzen eines Russen wehe tut. Aber werden nicht die Feuilletonisten sagen, das Buch Goldschmidts sei eigentlich ein nationalökonomisches, und die Nationalökonomien, es sei eigentlich ein feuilletonistisches?

---

## Brief an Frau Cläre Meyer-Lugau

Berlin W. 8, am 31. August 1920

Sehr verehrte gnädige Frau!

Sie erweisen mir in Nummer 35 der ‚Weltbühne‘ die Ehre, sich auf mehr als vier Seiten mit dem preußischen Kultusministerium zu beschäftigen. Sie werden selbst nicht erwarten, daß ich auf die Fülle der Themen, die Sie anschlagen, auch meinerseits eingehe. Wollte ich alle Unrichtigkeiten und Uebertreibungen Ihrer Darstellung zurechtrücken, so brauchte ich dazu nicht vier, sondern mindestens vierzig Seiten. Das aber will

ich weder Ihnen noch den Lesern der ‚Weltbühne‘ noch endlich auch mir selbst antun. Wenn ich Ihnen dennoch ganz kurz hier antworte, so geschieht das, um Sie dringend zu bitten, sich künftig mit den Dingen, über die Sie schreiben, vorher etwas eingehender zu befassen. Es würden Ihnen dann recht blamable Reinfälle erspart bleiben.

So schreiben Sie, zum Beispiel: „Die Trennung von Kirche und Staat läßt sich angeblich nicht durchführen, weil man durch die Koalition die gläubigen Massen, besonders die Hierarchie der katholischen Kirche, nicht vor den Kopf stoßen darf.“ Hätten Sie auch nur die Reichsverfassung gelesen, so würden Sie wissen, daß schon seit dem elften August vorigen Jahres, dem Tag, an dem diese Verfassung in Kraft trat, die Trennung von Staat und Kirche in Deutschland kraft Verfassung ausgesprochen worden ist. Daß sich bei der ungeheuern Kompliziertheit der hier in Frage kommenden staatsrechtlichen, kirchenrechtlichen und ganz besonders auch finanziellen Verhältnisse die Durchführung dieses verfassungsrechtlichen Grundsatzes nicht von heute auf morgen restlos bewerkstelligen läßt, dürfte auch Ihnen einleuchten. Der heutige Zustand der Dinge hat sich im Laufe vieler Jahrhunderte herausgebildet und ist in hunderten und tausenden von einzelnen Verordnungen, Gesetzen und auch in allerlei nicht einseitig außer Kraft zu setzenden internationalen Abmachungen mit der Kurie „verankert“. Zudem liegen fast in jedem der einzelnen deutschen Länder und in Preußen wiederum in den einzelnen Provinzen die rechtlichen Verhältnisse völlig verschieden. Sie liegen bei der katholischen Kirche anders als bei den zahlreichen Organisationen der evangelischen Kirche. Jetzt soll das Alles für das ganze Reich völlig neu geregelt und auf eine ganz neue, einheitliche Grundlage gestellt werden. Die Vorarbeiten dazu sind sowohl im Reiche wie in den einzelnen Ländern in vollem Gange, und Sie dürfen überzeugt sein, daß alle Kraft aufgeboten wird, um die neue Regelung nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Ganz abwegig ist auch Ihre Behauptung, das „empfindliche kindliche Gehirn“ müsse auch heute noch „hebräische Mythen als Wahrheiten aufnehmen“. — Es sollte eigentlich auch Ihnen bekannt sein, daß der preußische Kultusminister schon im Frühjahr 1919 im Wege der Verordnung verfügt hat, daß kein Kind in Preußen zur Teilnahme am Religionsunterricht oder an religiösen Uebungen irgendwelcher Art gezwungen werden kann, und daß das Gleiche auch für die Lehrer gilt. Seit dem elften August 1919 ist diese preußische Verordnung für das ganze Reich verfassungsmäßiges Recht geworden; daß, von einigen wenigen Großstädten abgesehen, die Zahl der Lehrer, die die Erteilung von Religionsunterricht, und die Zahl der Kinder, die die Teilnahme am Religionsunterricht ablehnen, nur eine verschwindend geringe ist — dafür dürfen Sie, verehrte gnädige Frau, doch nicht den preußischen Kultusminister verantwortlich machen!

Weiter schreiben Sie: „Ein Abbau dieser unhaltbaren Moral und ein Aufbau neuer Ethik? Es ist für das Kultusministerium Haenisch belanglos.“ Sie überschätzen beträchtlich die Macht

eines preußischen Kultusministers. Er kann gewiß, wenn er ein tüchtiger Kerl ist, Mancherlei, aber eine „alte Moral abbauen“ und eine „neue Ethik aufbauen“: das geht denn doch über seine Kräfte hinaus. Ich bin nicht ungezogen genug, daran zu zweifeln, daß Sie vor dem ungeheuren Ernst aller der Fragen, die sich auf Religion, Moral und Ethik beziehen, genau den gleichen Respekt haben wie ich. Genau so gut wie ich wissen auch Sie zweifellos, daß eine „neue Ethik“ nicht „gemacht“, daß sie am allerwenigsten durch hohe obrigkeitliche Anordnungen geschaffen werden, sondern daß sie nur im Laufe langer Zeiträume durch die bewußte und unbewußte Mitarbeit von Millionen von Einzelwesen allmählich erwachsen kann. Das Einzige, was so ein armer Kultusminister dazu tun kann, ist, daß er allen Geistesrichtungen, allen sittlichen Auffassungen ebenso wie etwa allen künstlerischen die Wege zu ihrer freien Entfaltung öffnet, daß er allen im großen Wettkampf der Geister und Seelen gleichen Spielraum, gleichen Anteil an Luft und Sonne zu verschaffen sucht. Welche Weltanschauung, welche Ethik sich schließlich in diesem freien Wettkampf der Geister siegreich durchsetzt: dabei entscheidend mitzuwirken geht über den Aufgabenkreis eines preußischen Kultusministers weit hinaus.

Weiter. Sie fragen: „Wo bleibt die Einheitsschule, wo die Schulreform?“ Haben Sie wirklich gar nichts gehört von der großen Reichsschulkonferenz, deren Verhandlungen in diesem Frühsommer eine gute Woche lang das ganze geistige Deutschland in Atem gehalten haben? Haben Sie gar nichts gehört von der kräftig in Angriff genommenen Reform der Lehrerbildung, die die Grundlage jeder Schulreform sein muß, von der in Preußen als erstem deutschen Bundesstaat schon vor einem Jahre angeordneten Oeffnung der Universitäten für die Volksschullehrer? Haben Sie nichts von dem durch die Nationalversammlung beschlossenen Grundschulgesetz vernommen? Ich nenne Ihnen hier nur aufs Geratewohl das Eine oder das Andre. Alle in Frage kommenden Behörden und Parlamentsausschüsse arbeiten mit zahllosen freien Vereinigungen seit Jahr und Tag unablässig und mit hingebendem Eifer an diesen Aufgaben. Aber die bisherige territoriale und sachliche Zersplitterung des deutschen Schulwesens völlig zu beseitigen und an ihrer Stelle das gewaltige Gebäude der einen großen deutschen Einheitsschule aufzurichten: das ist eine Arbeit, bei der es wirklich noch sehr viel mehr als auf die Fixigkeit auf die Richtigkeit ankommt. Sie, gnädige Frau, scheinen sich von der ganzen Bedeutung dieser Arbeit und von der Last der Verantwortung, die auf den hier zur Mitarbeit berufenen Männern liegt, keine ganz klare Vorstellung zu machen.

Schließlich nur noch eine Bemerkung. Sie erklären kurz und bündig: „Haenischs Methode ist der Wahnsinn“ und rufen begeistert aus: „Nieder mit diesem Kultusministerium!“ Ich nehme Ihnen das persönlich nicht übel und weiß selbst sehr viel besser als Sie, wie unzulänglich meine eigne Arbeit ist. Kennen Sie einen bessern Mann und findet dieser das Vertrauen der Parlamentsmehrheit: lieber heute als morgen räume ich ihm den Platz. Aber gestatten Sie mir in aller einer Dame schuldigen

Ehrerbietung folgende Bemerkung: Es gehört sich nicht, über die Lebensarbeit von Männern, die schließlich ein volles Menschenalter hindurch nach besten Kräften der Sache des arbeitenden Volkes und der Sache des Sozialismus gedient, und die in diesem Kampfe manche Wunde davongetragen haben, in solcher Weise von oben herab abzusprechen. Das darf man selbst einer klugen, geistreichen und schönen Frau nicht durchgehen lassen. Ueben Sie meinethalben auch in Zukunft an mir und meiner Amtsführung scharfe Kritik — auch die schärfste wird mir willkommen sein. Aber belleißigen sie sich dabei jener sachlichen Gründlichkeit, die der Gegenstand erfordert, und eines Tones, auf den ich mir durch meine Lebensarbeit immerhin Anspruch erworben zu haben glaube.

In diesem Sinne, sehr verehrte gnädige Frau, begrüße ich Sie und bin

Ihr aufrichtig ergebener

Haenisch

---

## Kino-Zensur von Ignaz Wrobel

Die Herstellung von Filmen hat in keinem Stadium etwas mit Kunst zu tun: sie ist eine Industrie. Danach ist jeder Eingriff der Behörden in die Produktion zu beurteilen, und der Ausdruck „Kino-Zensur“ führt leicht irre. Ob die Paragraphen 184, 184 a, 104, 110, 111, 112, 130, 131 und andre des Strafgesetzbuches nicht ausreichen, den Mißbrauch des Kinos zu unsittlichen, aufrührerischen, verleumderischen und klassenhetzerischen Versuchen zu verhindern, steht dahin. Das Reichslichtspielgesetz vom 12. Mai 1920 sieht in großen Zügen so aus:

Filme dürfen nur zensiert öffentlich vorgeführt werden. Wissenschaftliche Filme in Forschungsanstalten sind zensurfrei. Die Zulassung zur öffentlichen Vorführung eines Films erfolgt auf Antrag. § 1: „Sie ist zu versagen, wenn die Prüfung ergibt, daß die Vorführung des Bildstreifens geeignet ist, die öffentliche Ordnung oder Sicherheit zu gefährden, das religiöse Empfinden zu verletzen, verrohend oder entsittlichend zu wirken, das deutsche Ansehen oder die Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Staaten zu gefährden. Die Zulassung darf wegen einer politischen, sozialen, religiösen, ethischen oder Weltanschauungstendenz als solcher nicht versagt werden. Die Zulassung darf nicht versagt werden aus Gründen, die außerhalb des Inhalts der Bildstreifen liegen.“ Die Prüfungsstelle darf Teile aus den Filmen ausschneiden und den Rest zulassen. Eine verschärfte Zensur findet für Kinder unter achtzehn Jahren statt: für sie werden alle Filme verboten, „von welchen eine schädliche Einwirkung auf die sittliche, geistige oder gesundheitliche Entwicklung oder eine Ueberreizung der Phantasie der Jugendlichen zu besorgen ist“. Die Jugendämter oder Gemeinden können engere Leitsätze für die Kino-Zensur ihres Bezirkes festsetzen. Die Ortspolizeibehörde regelt nach den Grundsätzen dieses Gesetzes neben den Prüfungsstellen die Kinoreklame. Die Ortspolizeibehörden können Filme über Tagesereignisse und Landschaftsfilme selbständig zulassen. Die Prüfungsstellen, deren Zahl nach Bedarf festgesetzt



wird, besteht aus einem beamteten Vorsitzenden und Beisitzern. (Die Zahl ist im Gesetz nicht bestimmt.) „Von den Beisitzern ist je ein Viertel den Kreisen des Lichtspielgewerbes und der auf den Gebieten der Kunst und Literatur bewanderten Personen, die Hälfte den auf den Gebieten der Volkswohlfahrt, der Volksbildung oder der Jugendwohlfahrt besonders erfahrenen Personen zu entnehmen.“ Die Mitglieder der Prüfungsstellen werden auf die Dauer von drei Jahren vom Reichsminister des Innern ernannt. Es können auch Frauen darunter sein. Entscheidungsfähig ist die Prüfungsstelle nur, wenn außer dem Vorsitzenden mindestens vier Beisitzer anwesend sind. „Bei Prüfung der Bildstreifen, die zur Vorführung in Jugendvorstellungen bestimmt sind, sind auch Jugendliche im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren nach Bestimmung der Ausschüsse für Jugendwohlfahrt zu hören.“ In ganz einfachen Fällen kann der Vorsitzende auch ohne Beisitzer die Zulassung aussprechen. Beschwerde-Instanz gegen die Entscheidungen der Prüfungsstellen ist die Oberprüfungsstelle, die endgültig in der Besetzung von fünf Mitgliedern entscheidet. (Ein Beamter und vier Beisitzer.) Die Zensur ist gebührenpflichtig. Uebergangsbestimmungen regeln die Zensur der Filme, die vor dem Gesetz fertig gestellt sind. Die Strafbestimmungen sehen Gefängnisstrafen bis zu zwei Jahren und Geldstrafen bis zu hunderttausend Mark vor. Objektives Verfahren gegen die Filme ist zulässig.

Soweit die Gesetzesbestimmungen. Welcher puristische Assessor sich übrigens das scheußliche Wort Bildstreifen ausgedacht hat, weiß ich nicht; die Regierung sollte aber nicht die Narretei dieser Sprachvereinler mitmachen, die immer, wenn sie populäre Fremdworte verdeutschen wollen, falsche und häßliche Wörter bilden. (Es müßte selbstverständlich Bilderstreifen heißen.)

Im großen Ganzen ist zu sagen, daß die Beratungen der Kommission (Berichterstatter, Gott behüte, Abgeordneter D. Mumm) eher zu einer Verschärfung der Zensurbestimmungen geführt haben als zu ihrer Milderung. In vielen Fällen waren die Abgeordneten, und zwar die Abgeordneten aller Parteien, kleiner als die Regierung, und so ist denn dieses Gesetz zustande gekommen. Wie alle Zensurbestimmungen ist auch dieser § 1 des Filmzensurgesetzes guter Inlandskautschuk, und es wird nichts von seinem Wortlaut und alles davon abhängen, wie ihn die Praxis auslegt. Daß die Worte „das deutsche Ansehen gefährden“ den ersehnten politischen Tendenzfilm gänzlich unmöglich machen können, ist Jedem klar, der weiß, wie in Preußen zensuriert wird. Vielleicht ist dieses und jenes am Zensurapparat verbesserungsfähig — die Hauptsache bleibt die Praxis.

Was wollen wir denn? Wir wollen die Ausbreitung des Schlechten hindern. Aber das ist keine Konstatierung, sondern ein verkapptes und subjektives Werturteil, und diese Göttin der Schönheit, die man da dem Volk errichten will, wird doch nur sehr roh zubehauen sein. Eine graziöse kleine Ferkelerei scheint mir nicht so gefährlich wie ein aufgelegter dicker Kitsch, der die Anschauungen von Tausenden vergiftet, denn das Publikum liebt es, an unrechten Stellen seine unrechten Anschauungen, die es aus dem Kino bezogen hat, ins Leben zu übertragen. Des

weitem ist natürlich eine bürokratische Auswahl der Zensurvertreter vom Uebel und doch notwendig; eine solche Kommission von Bächen mit Uhrketten, Vollbärten und Brillen wird natürlich als ewige Gesetze für Hunderttausende Das stabilisieren, was sie bis zu ihrem sechzehnten Lebensjahr auf der Schule gelernt haben. Ferner scheint mir ein großer Fehler der preußischen Bevormundung zu sein, sich jede Volkserziehung durch ein Verbot zu ersparen. Gibt es in einem Kino Randal, weil ein antisozialer Streikfilm den Arbeitern mißfällt, so wäre es Pflicht aller öffentlichen Organe, den Arbeitern klarzumachen, daß es mit Pressepolemik, Boykott und Flugblattverteilung genug sein müsse, und daß umgestürzte Bänke und zerschlagene Scheiben keine Argumente sind; toben brave Bürger, weil ihr Kaiser, ihre Kirche oder sonst etwas, was ihnen heilig erscheint, verletzt ist, so hat man sie desgleichen zu belehren. Mit diesen Verboten kurzer Hand ist garnichts getan. Wir sind kein Volk von kleinen Kindern. Auf die Öffentlichkeit hat Jeder Anrecht.

Allzu viel Bevormundung ist immer vom Uebel. Solange sich in diesem Volk bei einer Ernennung fast Jedermann vom Menschen in einen Beamten verwandelt, wärs schon besser, wenn die Aemter sich etwas weniger um die „Wohlfahrt der Jugendlichen“ und etwas mehr um handgreiflichere Dinge wie die Tuberkulose und die Lues kümmern. Mit den Seelen werden wir schon allein fertig werden.

Unter den Kommissaren des Reichsministeriums, die an der Beratung des Filmgesetzes teilgenommen haben, befindet sich auch der Professor Brunner vom preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt. Um den Mann wird viel gestritten, und Künstler, die ich kenne, tadeln seine gänzlich amüsische Denkart. Man muß von einem Feldkanonier keine Filigranarbeit verlangen. Ein Gutachten Brunners und des seligen Traugott von Jagow über einen Dichter will mir ja auch nicht recht eingehen. Aber blind, in der Nacht um Zwei, ohne einen Augenblick zu zaudern, ergreife ich Brunners Partei im Kampf gegen seine Feinde.

Ich halte es für meine Pflicht, hier einmal auszusprechen, daß unsre berüchtigten Sensationsorgane, illustrierte wie unillustrierte, die sich mit Vorliebe auf die künstlerische Freiheit gegen die Beugung der Zensur berufen, dazu unter gar keinen Umständen ein Recht haben. Soweit es sich nicht um käufliche Skandalblätter handelt, sind es Spekulationen auf die schmutzigste und niedrigste Gassensinnlichkeit. Eben weil sich derartige Schandblätter moralisch und gut bürgerlich geben, statt offen und sachlich wie eine budapester Ateliernaufnahme, sind sie so widerlich. Der preußische Zensor ist oft (und in politischen Dingen immer) eine üble Erscheinung: gegen derartige Schmutzereien ist kein Rotstift zu spitz und keine Polizeifaust zu hart. Das ist keine Angelegenheit der Zensur. Es ist eine der künstlerischen Straßenreinigung.

Ueber die Frage der Kino-Zensur für Kinder braucht nicht gesprochen zu werden. Sie ist notwendig. Für die Ausnutzung der sexuellen Konjunktur durch ein skrupelloses Unternehmertum langt das Strafgesetzbuch. Dieses Lichtspielgesetz ist garnicht einmal so schlecht. Es scheint mir nur überflüssig.

# Saisonbeginn

Als ich Abschied nahm: da klang mir im Ohr noch der gräßliche Lärm des rhabarbernden Volkes, das die alte Frage, ob für die Geschichtsentwicklung die große Masse oder der große Mann entscheidend sei, wenigstens für ein berühmtes Geschichtsdrama zugunsten der großen Masse beantwortet hatte. Nach einer Spieldauer, die bis dahin dem ganzen Werke genügt hatte, war man von dem blutenden Stückchen Erde zu Füßen des wehklagenden Antonius, also vom Anfang des dritten Aktes weg nicht minder wehklagend in die Nacht gelaufen. Entsetzlicher Anblick: am berliner Himmel standen nicht Sterne, sondern die Stückchen Kandiszucker, die der Regisseur Reinhardt seinen Ausstattungskünstler an den römischen Kuppelhorizont hatte kleben lassen. Der Heimweg von der Manege des Grauens führte an einer so erinnerungsreichen Kultstätte wie dem Deutschen Theater vorüber. Hier hatte ein Kapitel der Bühnenkunst am ersten Mai 1874 derselbe ‚Julius Caesar‘ begonnen, der dort am siebenundzwanzigsten Mai 1920 ein andres Kapitel beenden sollte. Nur in der Ordnung, daß das Theater nach den erfolgreichen Kriegen Wilhelms des Ersten organisch aufblühte, nach dem erfolglosen Kriege Wilhelms des Letzten tropisch wuchernd verfault. Nach dem Frieden von Frankfurt war Zweck und Ziel gewesen, für jedes Drama den eignen Stil zu finden und die Aufführung dieses Dramas zum congenialen Kunstwerk aus Einem Guß zu machen. Nach dem Kriegsunterbrechungsakt von Versailles überzog für die Gaffgier eines nervenkranken Geschlechts von Schiebern, Hasardeuren und Kokäinisten die Episode des Lupercalienfestes flechtenartig die gesunde Haut einer edlen Dichtung. In zornigem Schmerz sah man auf das Schauspiel, daß ein Künstler, statt seine unterwühlte Epoche durch die Schönheitswerte eines frühern Stadiums zu kräftigen und zu bessern, diese teils verfälschte, teils unterschlug und sich so des Beifalls der rohesten Zeitgenossen versicherte. Die Augen aus der Schumann-Straße über den Schiffbauerdamm in die Blumen-Straße der Brüder Rotter gerichtet — und klar lag zutage, wie in rund fünfzig Jahren die deutsche Theaterkunst, als die abgekürzte Chronik der deutschen Geschehnisse, aus dem Thal mit bedächtiger Schnelle auf den Gipfel und vom Gipfel jäh in den Sumpf geraten war. Der Herzog von Meiningen war der Großvater, Otto Brahm der Vater Max Reinhardts gewesen; aber Max Reinhardt in seiner Verfallsperiode mußte mit einer Theatertoilettenpächterin halb galizischer, halb amerikanischer Herkunft die beiden Bindelbands zeugen. Nichts natürlicher, als daß ihm vor diesen Fruchteln graut, an denen man, wenn auch nicht etwa, um Himmels willen nicht etwa ihn, so leider doch einen Zug seines Wesens erkennen kann, und daß er sich, der die Technik der Pressegewinnung mit einem Raffinement ohne gleichen ausgebildet hatte, der neuen Methode skrupelloserer Firmen, die Kritiken selber zu schreiben und gegen Annoncengebühr zu veröffentlichen, so wenig gewachsen fühlt wie der Ungeduld der Film-Industrie, das Große Schauspielhaus seiner eigentlichen Bestimmung zu „weihen“, bevors Neune schlägt, bekanntlich die Stunde, nach der alles aus ist. Max Reinhardt ehrte seine großartige Vergangenheit, indem er dieser Gegenwart die Zukunft absprach und seinen Rücktritt verkündete. Daß der psychologische Moment seines Rücktritts gekommen sei, war mir unzweifelhaft, als ich Abschied nahm.

Als ich wiederkam . . . Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum. Diesmal rührte das dumpfe Geräusch, das mein Ohr traf, nicht von Reinhardts Statisten, sondern von seinem Solomitglied Heinz Herald her. Dem hatte Sudermanns Lorbeer den Schlaf geraubt, in den wir vor seinem „Jungen Deutschland“, der Zeitschrift wie dem Theaterunternehmen, nicht selten gesunken waren. Aber Sudermann hatte wenigstens die Courage gehabt, die Namen derjenigen Kritiker zu nennen, die auf alle Fälle für ihn verloren waren, von denen er sicher sein konnte, daß sie, genau wie 1902 „Es lebe das Leben“, 1920 die „Freundin“ verulken würden, wenns ihnen überhaupt noch die Mune verlohnte. Herald erschüttert die Luft, ohne sie zu reinigen, dieweil er für sich behält, wer zu dem tadelnswerten „großen Teil der berliner Theaterkritik“ gehört. Schade. Es erschwert uns das Handwerk, daß die Objekte unsrer Kritik sich als wehrlos empfinden. So empfinden wir uns als unritterlich. Die Theaterleute sollten öfters erwidern. Unumwundene Gegenrede auf offenerherzige Rede würde, beim Kritiker der Kritik Verstand vorausgesetzt, klärend wirken. Herald hat ihn in seinem Buch über Reinhardt bewiesen. Im Berliner Tageblatt läßt er ihn ungenutzt. Er wirft uns vor, daß wir nicht, daß nicht wir „die Talente ausfindig machen und bezeichnen, die unbedingt nach der Bühne verlangen“. Aber wie sollten wir denn! Ihm schicken die Dramatiker ihre Manuscripte, nicht uns. Ihm, dem Dramaturgen, liegt ob, aus hunderten das zukunftssträchtige herauszugreifen, ihm, dem Regisseur, es so auf die Bühne zu stellen, daß die Keimkraft sichtbarer wird als die Unvollkommenheit. Da ist er nun eben der Meinung, daß er das getan, und daß wir versagt haben. „Die Mehrzahl der Kritiker zerpflickte und wies mit wahrer Freude an der Zerstörung nach . . . Der berliner Theaterkritiker steht im allgemeinen nicht kämpfend neben dem künstlerischen Theater, sondern gegen das künstlerische Theater.“ Meines Erachtens trifft, einen antisemitischen Rowdy ausgenommen, eher das Gegenteil zu. Ein Gegenstück zur „Verrohung in der Theaterkritik“ hätte heute von der Verweichlichung in der Theaterkritik zu handeln. Der Fall Wagner schreckt. Kein Hanslick will als Beckmesser auf die Nachwelt gelangen. So finden Pluscher, die kleingestampft zu werden verdienen, statt der benagelten Stiefel behandschuhte Finger. Aber auch an dem Niedergang eines Meisters wie Reinhardt trägt nicht die Mitschuld, daß „für jeden Versuch, für jedes Wagnis ein Eimer mit Lauge bereitsteht“, sondern, umgekehrt: daß die instinktos schwachen Kritiker, und die bilden ja wohl die Mehrheit, den Trank, der dem Publikum schmeckt, noch beflissen-zuckern. — Strenge bekommt dem „künstlerischen Theater“, zu dessen Schutz Heinz Herald uns aufruft, besser als Milde. Freilich: ich glaube, daß dem künstlerischen Theater kaum mehr zu helfen ist. Wenn der Winter hart und die Kohlen knapper als jemals werden, so wird selbst der erhebungssüchtigste Theaterbesucher ein geheiztes Zimmer stürmischer als ein geheiztes Parkett begehren. Wenn erst die Kriegssteuern wirklich fällig werden, so wird die Theaterkasse auf eine Minderheit angewiesen sein. Wenn diese Minderheit vom Theater die Befriedigung ihres Geschmacks fordert und, selbstverständlich, durchsetzt, so wird Heinz Herald schon deshalb keinen Anlaß mehr haben, sich über die Kritik zu ereifern, weil diese ihren mißschätzten Speer mit geknickter Spitze dem Liebling der Theaterleute, dem Lokalreporter, anvertraut haben wird. Dann könnte eine Glanzperiode der Bühne anbrechen. Es unterbleibt, weil die Zeitungen dank dem Mangel an Herstellungsmaterial krepieren. Das wäre unter normalen Umständen der Beginn des Dritten Reiches. Das Unglück ist nur, daß wir Anwärter allesamt in Hunger, Kälte und Finsternis an der Schwelle begraben liegen werden.

## Prag zum ersten Mal von Alfred Polgar

L eider währte der Aufenthalt nur vierundzwanzig Stunden. Ich sah: das Prager Tagblatt, Sokoln mit schlanker Feder auf der Mütze, Moldau-Inseln, umstritten von Sonnenglut und Wasserfrische, Polizisten mit Riesenzeigefinger aus Vollgummi, das Grab Tycho de Brahes und die Geburtsstätte Egon Erwin Kischs, Würste und Butter, das Hus-Denkmal, das aussieht, als wäre es in der Sonnenhitze weich geworden und auseinander gelaufen, die Villa des Doktor Kramarsch, in einer Höhe mit der Königsburg, ein luftiges Wirtsgärtchen, irgendwo steil oben zwischen Fels und Laub eingekistet, den Grafen Sternberg auf der Promenade, die Steinplatten des verfallenen Judenfriedhofs, nicht in die Erde gesunken, sondern aus ihr hervorgewachsen scheinend und in ihrer gedrängten Schiefheit wie Chiffren einer geheimnisvollen plastischen Keilschrift, die uralte Synagoge und die urneuen Caféhäuser, den Denkmal-Sockel, von dem Radetzky in der Nacht des achtundzwanzigsten Oktober 1918 verärgert fortgeritten, die oesterreichische Gesandtschaft in der Krakowska ulice, den Platz, wo jene Mariensäule gestanden, die den „Umsturz“ in des Wortes Sinn zu spüren bekommen hat, zwei Pilsenerbier-Spezialstätten, fatalerweise, weil gesperrt, nur von außen, die ‚Wildente‘ im Deutschen Theater und in einer Buchhandlungsauslage die Bücher des martialischen Pazifisten Machar, der vom Dichter zum General-Truppeninspektor hinaufgesunken ist.

Herrlich die prager Häuser aus bereits „abgekämpften“ Jahrhunderten, oft in ganzen Straßenzeilen still und stolz unter sich, oft wie Posten, die die Geschichte einzuziehen vergessen, stumpf und treu ausharrend im Gedränge der neuen Stadt, umwittert von Geschichte, Kunst, Moder, Tradition, Blut, Reichtum und Verfall, erhaben und leicht lächerlich im Hochmut ihrer steinernen Mienen.

Prag scheint eine Kreuzung aus Kapitale und Provinz. Es hat, von solchen Eltern her, Zug ins Mächtige und Zug ins Kleinstädtisch-Traute. Seine Transpiration an einem Hochsommer-Sonntag ist durchaus großstädtisch.

Eine ehrwürdige Stadt. Im Silberhaar. Aber mit roten Backen.

Die Menschen sind laut. Bewußt laut, als entschädigten sie sich endlich für jahrhundertlangen Zwang des Leise-Redens.

Was kann man in vierundzwanzig Stunden von einer Stadt wissen? Die oberflächlichste Kontur ihres Leibes. Nichts von ihrer Seele. Zudem verschleiert Fülle der Vorstellungen, dem Begriff „Prag“ assoziiert, den Blick, deckt mit suggestiver Farbe Farben der Wirklichkeit.

Wenn ich nach dem vermuten darf, was in der Atmosphäre der Straßen, in Gang, Stimme, Gehaben der Bewohner, im Stundenschlag der Glocken, im Tempo der Spazierer, in der Munterkeit der Frauen, in der Loquacität der prager Steine geheim mitschwingt: so hat Prag eine robuste Seele, zum Optimismus geneigt und Schwermut wie süße Speise schmeckerisch genießend.

Ob hier zu leben wäre?

Mit der Frau, die ich liebe, mit den Frauen, die ich liebe, mit den Männern, deren Wort mir hörensenswert, ist Paris in der Wüste, ist Berg und Meer in der Zinshaus-Stube.

Was ist Stadt? Was Landschaft? . . . Du selbst . . . und die Menschen, zu denen Deine Fäden spinnen.

Wenn ich „Prag“ säge, denke ich an die Moldau-Insel, umstritten von Sonnenglut und Wasserfrische, an den Gasthaustisch unterm schattenden Baumwipfel und an den beißenden Kren zum Schinken, der sie weinen und vor Weinen lachen machte.

Also ist Prag eine reizvolle Stadt. Allein der Hradschin schon, bitte!

---

## Chopin von Robert Walser

Wie schön ist es, ihm zuzuhören,  
er läßt dich augenblicklich träumen  
und phantasieren. Liebstest du  
bis heut' noch nie, so bist du nun  
Liebender und gehörst nicht mehr  
dir, und darüber bist du glücklich.  
O Seligkeit, nicht mehr an sich,  
ans arme Eigene zu denken,  
sich reich zu fühlen, weil nun alles  
Empfinden losgelöst ist von dem  
einschnürenden, gemeinen Selbst.  
Töne von Chopin, sind es Locken,  
ists ein verführerisches Lächeln,  
Duft von aegypt'schen Zigaretten,  
Form und Geruch von Blumen? O, wie  
blüht nun das Herz und schwelgt die Seele.  
Ein wundervoller, goldner Abgrund  
öffnet sich dir, und Abendsonne  
liebkost dich, und du bist in einem  
anderen Lande, wo es viel  
zärtlicher hergeht und viel weicher,  
und ruhiger und unabhäng'ger,  
wo hohe Bäume dich umschatten  
und Hell- und Dunkelheit sich zu  
reizenden Melodien vermischen,  
wo Trauer schön ist und die Wehmut  
herrlich, ganz wie Musik von ihm, dem  
Polen, der einstmals in Paris  
Konzerte gab, wo er vor aller  
Welt spielte, vor Soldaten, schlichten  
Arbeitern, vor Bankiers, Ministern.  
Wen riß er nicht mit seiner Hände  
Getändel zur Bewund'ung hin?  
Jeden bezauberte er. Heinrich  
Heine, der Spötter, liebt' und ehrt' ihn.  
Er spielte so, als tät' ers völlig  
für sich, Gesellschaft, Einsamkeit  
waren für ihn dasselbe, doch  
gab er vielleicht sein Innigstes  
mitten im Weltgewühl, er spielte  
darum so schön, weils ihn beglückte,  
daß ers verschenken durfte. Edlem  
Gemüt ist Geben ein Bedürfnis.

# Rundschau

## Fünf Hefte

läßt Otto Flake (im Roland-Verlag zu München) erscheinen, Dokumente des Werdens einer Philosophie aus Referat, Kritik, Erwägung des politischen Augenblicks heraus, wurzelnd in Lektüre und Beobachtung, aphoristisch auskristallisierend, und doch schon voll Statik und innerer Sicherheit. Eine persönlichste Zeitschrift, von vorn herein auf wenige Hefte limitiert, Absonderung vom buntgemischten Getriebe der literarischen Revuen, und zugleich doch wieder in der Form nicht abschließender Ergebnisse, sondern aus dem Temperament der erhellten Stunde geborener Ansätze: das ist der rechte Ort für diese unversehens doch zur innern Kontinuität zusammenfindenden Anmerkungen eines echt philosophischen Kopfes. Es ist eine Lehre vom Wirken des Trotzdem, vom geistigen Urphänomen des Widerstandes, zu der sich Flake zwischen Bekenntnis zur vitalen Kraft und pessimistischer Erkenntnis entschließt; die sich aus Ja und Nein als Klärung ergibt, und zwar als wirklich klare Anschauung; die zu praktischer Klarheit sich auszuwirken durchaus berufen erscheint und erfreulich absticht gegen die romantizistisch-ideologische oder hemmungslos-tatduselige Art, wie sich heute der Literat so oft zur politischen Lebendigkeit verhält. Flake ist ein Mann der Mitte, wobei aber Mitte nicht den Platz bedeutet, den zweierlei Angst grade noch einzunehmen erlaubt, sondern den psychischen Ort, der die Funktion einer permanent wechselwirkenden Aktivität und Skepsis ist. Diese Hefte sind Vorboten eines gesammelten Schlages, zu dem Flakes Sprache

eine letzte Luzidität erst noch finden muß. Aber schon heute, und grade weil die Verknüpfung mit der Aktualität noch so frisch ist, verdient das darin Vorgebrachte die Beachtung Aller, die nicht aus dem Rhythmus der ewigen Opposition, dem Labyrinth der Einwände zum festen Standpunkt, zum Charakter zu finden vermögen. Und erst recht freilich Derer, die unerschütterlich beharren oder blindlings stürmen. Flakes Wort ist ein Schritt weiter zur Verwesentlichung des Handelns.

*Willi Wolfradt*

Drum soll der Sänger mit  
dem König gehn...

In Nummer 32 der Berliner Illustrierten Zeitung dieses Jahrgangs sind zwei Photographien zu sehen, die man festnageln muß; wenn auch nicht grade an die Wand. Die eine, groß und herrlich, Format 12:15, zeigt hinter hölzerner Gittertür — Volk, beachte das Symbol! — einen eleganten jungen Mann, den wir reichlich kennen; das Gesicht ist ein bißchen aufgeschwemmt und tränensackig geworden, die Figur hingegen genügt heute noch den Ekstasen jeglichen Backfisches, und auch der Anzug aus beneidenswert gutem Stoff samt der gestreiften Krawatte hat nichts von ihrem Zauber eingebüßt. Die zweite Photographie gibt sich viel bescheidener; sie wäre bequem in Urgroßmutter's Medaillon unterzubringen. Man sieht darauf einen Vierziger mit einem Zwicker und dem Schnurrbart „Es ist erreicht“.

Das erste Bild stellt den frühern Kronprinzen von Deutschland dar und das zweite Knut Hamsun. Von diesem ist ausgesagt, er sei der berühmte dänische Dichter, der seinen sechzigsten Geburtstag

feiere. Nun ist ja Hamsun nicht nur ein berühmter, sondern sicherlich der größte, der erste — ach: der Dichter, der heute lebt; aber die B. I. Z. ist schließlich, und Gott sei Dank, nicht zu literarischen Werturteilen verpflichtet. Außerdem ist Hamsun kein dänischer, sondern ein norwegischer Dichter, was trotz der gleichen Sprache einen ganz gewaltigen Unterschied bedeutet. Wo Ullsteins doch sonst so gebildete Leute sind . . . Na, auch darauf kommts nicht an. Sondern bloß aufs Format dieser beiden Bilderchen.

Wenn nicht Knut Hamsun für jede Parallele, und nun schon gar für diese, zu schade wäre, so könnte man wohl sagen: das Format der Bilder sei dem Wert der Dargestellten umgekehrt proportional. Denn von dem kronprinzlichen Herrn ist zu bemerken, daß er Zeit seines bisherigen Lebens Kopfschütteln, Aerger, Bedenken bei den Vernünftigen aller Länder hervorgerufen, daß er, familiärentraditionell, allerhand politische Töpfe zerschmissen und dem eignen Volk reichlichen Schaden zugefügt hat. An die Hunnenmärchen von den ausgeplünderten Schlössern braucht Niemand zu glauben; aber die Stimmungsverbrechen dieses Hohenzollern genügen auch ohne sie. Mir wenigstens erzählte Einer, der vier Jahre im Westen gestanden hat, daß ihm keines der grauenhaften Erlebnisse, die seine Kompanie durchgemacht, einen so schlimmen und niederdrückenden Eindruck hinterlassen habe wie der eine Augenblick, da sie während der Sommerkämpfe in den vordersten Graben kommandiert wurden und ihnen, den todesgefaßt Marschierenden, der Kronprinz, der, im Tennisanzug, an ein Parktor kam, mit dem Racket ein leutseliges: „Machts brav!“ zuwinkte . . .

Von dem königlichen Dichter hingegen ist auszusagen, daß seine „Mysterien“ und sein „Pan“ in manchem Tornister den Feldzug mitgemacht und dabei eine geistig entschieden wichtigere Rolle gespielt haben als der leutselige Kronprinz, und daß es unter den Vernünftigen aller Länder sehr viele gibt, die Besitz oder Kenntnis der Bücher Hamsuns für das Beste in diesem nicht mehr angenehmen Leben halten, wenigstens für das Beste, was die lebendige Gegenwart zu bieten hat. Wenn ich ein Herr Ullstein wäre, der doch sogar manchmal ganz gute Bücher verlegt, und wenn ich im Bewußtsein meiner Kulturmission meinem Volke die Kunde vom sechzigsten Geburtstag des größten lebenden Dichters hätte vermitteln wollen, dann hätte ich einen Photographen nach Norwegen entsandt, Knut Hamsun fassen lassen und ihn, mindestens im Format 12:15, in die Berliner Illustrierte gebracht. Denn, nebenbei bemerkt, nützte ja auch dem Renommee eines Blattes garnichts, wenn es dem Publikum eine mindestens zwanzig Jahre alte Photographie als Bild des Sechzigjährigen vorsetzt.

Aber wir sind immer noch nicht kaputt genug, um die Dichter, die das bißchen reine Glück dieses Lebens bilden, den Reiteroffizieren vorzuziehen, die uns ins Unglück geritten haben. Und so schicken Ullsteins ihren Photographen lieber nach Holland, obgleich doch die Gulden teurer sind als die skandinavischen Kronen, und bringen die gänzlich anlaßlose und überflüssige Aufnahme der Kaiserlichen Ex-Hoheit, die da immer noch weitaus sichtbarer auf der Menschheit Höhen wandelt als der Sänger. Obgleich sie es garnicht mal ganz bis zum König, jener aber es schon längst viel weiter gebracht hat. Und wenn Knut



Hamsun, der Deutschland aus ehrlichem Herzen liebt, auf seinem nordischen Hof die Nummer 32 der B. I. Z. in die Hand kriegt, so wird er sich vielleicht etwas wundern darüber, wie sich die stets so triumphierend betonte Geistigkeit des deutschen Volkes dokumentiert. Da wollen wenigstens wir gegen die Werturteile der Photographienformate unsern Protest erheben. Nur daß der keine Wirkung hat. Und daß auch das ja schließlich nicht schadet, weil es das B. I. Z.-Publikum nie anders wollen und verdienen wird.

*Hans Glenk*

### Der alte Wundt

Es ist kaum zu glauben, daß er einmal jung gewesen. Seit Jahrzehnten war er: der alte Wundt. Die, die ihn jung gekannt haben, sind alle tot. Vielleicht war er sogar einmal feurig. Es ist sicher; denn er war kein „Akademiker“ mit dem berühmigten Akademikerhochmut; er war immer auch Journalist — der noch mit vierundachtzig Jahren in die Debatten um den Antifeminismus eingriff! Aber das ist nun alles dahin. Im Gedächtnis bleiben wird: der alte Wundt. Nicht um Schwächen an ihm zu entschuldigen, nannten ihn seine Schüler so. Das Mythische, das um ihn war, deutete sich in diesem schmucklos-schlichten Epitheton an. Es gibt Bilder von ihm; aber keines sagt ihn aus.

Da schlurft ein etwas gebeugter Greis durch den leipziger Albert-Park. Rock und Hose von einem Schneider, der ihm sicherlich gleichaltrig ist. Unter den Hosen, deutlich sichtbar, Schaftstiefel. Der Regenschirm, der fast aus den Fliegenden sein könnte, dient als Stütze und allmählich auch als Kunder der Straßenunregelmäßigkeiten. Ueber der bläulichen Brille und dem

strähnigen Barte ein schwarzer Professorenhut von gradezu acht- und vierziger radikal-liberalen Dimensionen.

Die über den Alten lachen, kennen ihn nicht. Doch das sind nicht viele in dieser Stadt. Man weiß hier: in dieser von der Natur wenig verschwenderisch ausgestatteten Leiblichkeit kreisen die Ideen eines Genies, unter diesem gewaltsamen Hute wohnt ein Riesengeist, diese unscheinbare Körperruine birgt die vorletzte Universalbildung Europas, ja des ganzen immer komplizierter werdenden Planeten. Und man geht vorüber und grüßt nicht, dem Alten seine Kreise nicht zu stören. Denn er würde unweigerlich wiedergrüßen — mit dem Hute!

Trat man in jenes schmucklose Direktorenzimmer des „Experimentellen“ in Leipzig, überkam selbst den Skeptiker Ehrfurcht. Die Silhouette des Alten mit dem seltsam-birnenförmigen Schädel stieg aus dem Sessel und kam ein paar Schritte ins Zimmer. Man spürte das Rauschen des Geistes in diesem Zimmer, das tausende und abertausende von Arbeitsstunden gesehen hatte. Und man versank immer tiefer in das Bewußtsein einer eignen Bedeutungslosigkeit, je freundlicher der Greis Anteil nahm, und je anspruchsloser er Rat erteilte. Man blieb Sekunden, höchstens Minuten. Mehr — so fühlte man — wäre Diebstahl gewesen.

Das Auditorium maximum faßte die Hörer selten einmal. Viele können mit Recht sagen, sie hätten zu Füßen des alten Wundt gesessen; denn die Kathederstufen dienten als Sitzplätze. Pünktlich tastete sich die alte Exzellenz die Kathederstufen empor, von dem obligaten Fußgetrappel empfangen. Festliche Anlässe — wie einst die Beleihung mit dem

Pour le mérite — wurden frenetisch beläutert; minutenlang; daß er nicht beginnen konnte. Unvergessliches Bild: auf dem Katheder der Greis in seiner ganzen großartigen vergeistigten Häßlichkeit, hinter der bläulichen, ein wenig schiefen Brille die mattgewordenen, schielenden Augen, die Arme halb verlegen, halb überlegen vorwärts gestreckt, voll herzlicher Freude über die Ovation und kleinem Aerger, über den ungebührlichen Zeitverlust, der den wunderbaren Aufbau seines Kollegs umzustoßen drohte. Dann begann er wie immer. Er war nicht der Mann, derartige Situationen auszunutzen. Kein Wort des Dankes — außer jener fast hilflosen Geste der Arme. Er sprach mit leiser, aber deutlicher Stimme, meist unbeweglich nach links gewandt, immer mit derselben knetenden Bewegung der einen Hand, deren langsame Ausführung von der vorangegangenen Denk-Arbeit plastisch Kunde gab, ohne jegliches Pathos, aber mit rücksichtsloser Intellektualität: ein „Katheders-Obelisk“, wie ihn Hermann Conradi schon in den achtziger Jahren bissig betitelt hatte, eine Welt für sich, ein Wissen, dem gegenüber das eines Aristoteles und Leibniz Maturum-Umfang gehabt haben mochte. Diese Ruhe aber hatte nichts tötend Unpersönliches. Sie und die wundervolle Klarheit seines Vortrags — wer gedenkt nicht der Stunde, da er Platos Ideenlehre „klar“ machte? — war das Persönlichste dieses Greises. Er war Objektivität. Und so ein Kunstwerk.

*Otto Ernst Hesse*

#### Innsbruck

Zwei Ereignisse der letzten Zeit zeichnen sich grell in den Horizont von Innsbruck. Zwei

Ereignisse, die zu einem markwürdigen Akkord zusammenklingen und das weite Land der Seele beleuchten. Der Katholikentag, die große Heerschau der katholischen Kirche über ihre Söldner, die wirklich zu vielen Tausenden an den vielen Veranstaltungen teilnahmen. Und Politik auf katholischem Grunde und Katholizismus, aus dessen Bekennternum christlich-soziale Denkart quillt, klingen zusammen, und große Worte von Menschenliebe und Gottvertrauen erfüllen den Saal und steigen wie dunkler Weihrauch zur Decke und verflüchtigen sich wie dieser. Und keines von all den gerührten begeisterten Schälchen war nicht einverstanden, daß Liebe, christliche Liebe bei Klassen und Rassen Halt mache — denn das sind eben Menschen zweiter Güte, nicht erlöst vom heiligen Geist. Und wenige Tage später wird in dieser heiligen Stadt ein Riesenetablisement eröffnet, das der seelischen Notdurft der offiziellen und inoffiziellen Schieber angepaßte Unterhaltungsware letzter Güte verzapft. Und wie sie sich drängen und schieben all die guten Bürger, die vor wenigen Tagen Halleluja gerufen, und die doch ein solch offizielles Freudenhaus mächtig anzieht! Hier sitzt man im hellerleuchteten Saal, in großer Toilette, auf teuern Plätzen, die ein Beweis der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit sind, und die niedrigen Instinkte, die im grauen Alltag die Maske von Moral und Wohlanständigkeit tragen, feiern Orgien. Und die christlich-soziale Regierung, die zum Gepränge des Katholikentages im hellen Licht der Glorie Geld verschwendet, deckt die Ausgaben höchstwahrscheinlich mit der Vergnügungssteuer jenes Nachtlokals.

*Marie Holzer*

# Antworten

**Sachkenner.** Für die Nummer vom vierten Dezember 1919 hatte ein hoher Staatsbeamter mir mitgeteilt, daß die Brüder Sklarz es sich zweihunderttausend Mark hätten kosten lassen, um einen „Revolverjournalisten“ an der Veröffentlichung von „Enthüllungen“ über sie zu verhindern. Jetzt schreibt mir der hohe Staatsbeamte, daß seine Mitteilung auf falschen Informationen beruht habe.

**Dr. med. A. B. in Dortmund.** Sie schreiben mir: „Wir haben jetzt als Reichswehr-Ersatz Sicherheitspolizei herbekommen. Die Reichswehr bestritt hier fünfzig Prozent des gesamten Auto-Verkehrs mit wirklich sehr hübschen Wagen. Jeder Stab hatte ein paar verschiedene für die verschiedenen möglichen Zwecke. Vor 1914, da wir noch ein armes und bescheidenes Volk waren, dachte Keiner an solchen Luxus; da fuhr allenfalls mal ein General im Auto. Heute verpuffen wir unser vieles Geld in die Luft, daß es auf allen Straßen gen Himmel stinkt. Ich glaubte nun, der Unterschied zwischen Reichswehr und Sicherheitspolizei bestünde darin, daß diese zu Fuß ginge. Ein Irrtum. Die Sicherheitspolizei fährt zwar nicht so hitzig wie die Reichswehr, aber auch recht hübsche Wagen, bald mit grünen, bald mit silbernen Raupen besetzt. Dieser Anblick erfreut mich so, daß ich gleich noch einmal so gern meine Steuern zahle.“ Für die Arbeitslosenunterstützung an uniformierte Nichtstuer ist alles da. Für die Kriegsbeschädigten weniger.

**Berliner Sortimenter.** Sie schreiben mir zu der ‚Buchhandelspolitik‘ von Hans Glenk, die in Nummer 37 erschienen ist: „Von achtzig Prozent Sortimenterzuschlag war niemals die Rede. Wir haben im Juni dieses Jahres zwanzig Prozent erreicht, und dabei stehen wir noch heute. Wie ist nur Hans Glenk zu den achtzig Prozent gekommen?“ Ich werde ihn fragen. Aber schon, bevor seine Antwort aus Italien eintrifft — vielleicht beruht der Irrtum auf dem Uebersetzungs- oder Druckfehler einer italienischen Zeitung —, von Ihnen wie von jedem Ihrer Kollegen jede sachliche Erwiderung auf den Artikel veröffentlichen.

**Hermann F.** Nichts falscher, als anzunehmen, daß mich Pazifisten freut, Menschen anzugreifen. Es geschieht immer nur — und immer nur nach der allergewissenhaftesten Ueberlegung —, wenn mein persönlicher Drang, in Frieden zu leben, nebensächlich wird vor dem Interesse der Allgemeinheit, über Schmutziane aufgeklärt zu werden, die sich, in der Literatur oder in der Politik, ungebührlich vordrängen. Auf der Reichskonferenz der U. S. P. D. hat Crispian den Jobber der Republik „verwirrender und hinterhältiger Machenschaften“ bezichtigt. Was denn sonst soll Einer verüben, der, grenzenlos faul, verlogen, klebrig und unfähig, über nichts verfügt als über die sehrende Gier, eine Rolle zu spielen! Aber nicht jene Machenschaften, vergleichsweise harmlose Verfehlungen, meint die Leipziger Volkszeitung, wenn sie schreibt: „Es ist ein Skandal, daß ein so bemakelter Mensch, dessen Streichung von der Liste der Reichstagskandidaten das Zentralkomitee von den hamburger Genossen gefordert, gegen den es die Einleitung des Ausschlußverfahrens verlangt hat, noch einen wichtigen Vertrauensposten bekleiden und die Redaktion der Hamburger Volkszeitung gar auf der Parteikonferenz in Berlin vertreten darf. Mindestens bis zur Erledigung seiner Affäre müßten ihn die hamburger Genossen suspendieren, wenn er nicht selbst so viel Takt hat, sich so lange zurückzuhalten.“ Die „Affäre“ besteht darin, daß der Jobber der Republik von berliner Parteigenossen beschuldigt wird, in verantwortungsloser Großmäuligkeit der Arbeiterschaft für die allernächste Zeit den Himmel auf Erden zu versprechen, ihn aber sich selbst schon heut von den Geldern zu bereiten, die er nach dem Zusammenbruch der ‚Republik‘

an die Angestellten abführen sollte und diesen unterschlagen habe. Ferner „ist auf der Reichskonferenz erklärt worden, gegen Wilhelm Herzog werde die Anklage erhoben, er habe von einer Stelle eine größere Geldsumme für literarische Zwecke erhalten, von der er 40 000 Mark an die U. S. P. D. zu Händen des Genossen Haase abgeben solle. Haase habe das Geld nicht erhalten.“ Wäre das alles wahr: es würde Keinen überraschen, der sich erinnert, was in den Nummern 9, 10, 13, 15, 16, 19, 21 des fünfzehnten und 20 und 21 des sechzehnten Jahrgangs der ‚Weltbühne‘ gegen den Burschen vorgebracht worden ist. „Daraufhin“ habe er mich, spricht er, „öffentlich als Verleumder und Mistkäfer bezeichnet“, ohne daß ich gegen ihn „Klage erhoben“ habe. Was die Öffentlichkeit betrifft, ist mir zweifelhaft, ob die Winkelblätter, die dem Jobber der Republik zur Verfügung stehn, eine haben. Aber gesetzt selbst, sie hätten eine: den unantastbaren Anwalt des Rechts möch’ ich sehen, der Klage erhebt, wenn ein notorischer Hochstapler, den er in seinem Betriebe gestört hat, ihm Unflätigkeiten nachschreit. In den Nummern 9 und 10 des fünfzehnten Jahrgangs hat Alfons Goldschmidt die Tatsachen aneinandergereiht, die ihn berechtigten, seinen weiland Brotherrn Wilhelm Herzog nach monatelanger Beobachtung einen „Arbeitsausnutzer“, einen „Spesenpreller“, einen „Abstandsgeldramscher“, einen „Gelegenheitsmacher“, einen „Schädling am Sozialismus“, einen „schachernden Nachläufer“, einen „Mindermenschen“ zu heißen. Ich habe diesen milden Benennungen in paar kräftige vor- und hinterhergeschickt. Triftigern Anlaß zu einem Beleidigungsprozeß hat es niemals gegeben. Aber die Gauner, denen hier das Handwerk gelegt wird, wissen, warum sie keinen riskieren. Im besondern der Jobber der Republik würde nicht leicht mehr auf der Reichskonferenz einer großen politischen Partei zum Lügenworte gelassen werden, nachdem er vor Gericht seinen Opfern ermöglicht hätte, ihre Aussagen wider ihn zu beeden. Würden alle Gründungs- und Abfindungs-Schwindeleien dieses ausgefüllten Schieberdaseins von einer Zivil-, nicht einmal von einer Straf-kammer mit der Sorgfalt bedacht werden, die einem zweifelhaften Manne wie Erzberger trotz seiner Begabung, seinem Fleiß und seinem verzweifelten Widerstand das Genick gebrochen hat: von dem Jobber der Republik würde kein Knochen heil, würde nur ein winziges Häuflein Unrat übrig bleiben.

---

Für die politischen Gefangenen in Bayern haben eingesandt: F. Braun, Berlin-Halensee, M. 20; W. Eggers, Hamburg, M. 25; Ungenannt sein Wollender M. 50; Lyhrs, Hannover, M. 85; Grunert, Dresden, M. 9,20; Kurt und Else Tucholsky, Berlin-Friedenau, M. 120; Verlag Neues Vaterland M. 100 sowie Bücher und Broschüren; Goehrke, Breslau, M. 25; Kolbe & Co., Berlin, M. 50; Gertrud und Marta Steinitz, Charlottenburg, M. 20; Ungenannt sein Wollender M. 10; Loewenstein, Berlin, M. 20; Kranz, Dortmund, M. 50 sowie ein Paket mit Chocolate, Zigarren und Zigaretten; Oltmanns, Freiburg i. B., M. 20 sowie zwei Kisten Zigarren; Ungenannt sein Wollender Bücher und Tabak; Rosi Hirsch, Prenzlau, ein Paket mit Büchern, Broschüren und kondensierter Milch; Eltze, Rudolstadt, 100 Zigarren; Dr. Schmidt, Dresden, zwei Tafeln Chocolate; Hanus, Charlottenburg, M. 50; Fritz Walter, Elberfeld, Zwieback und kondensierte Milch; E. E. Hermann Schmidt, Grunewald, 2000 Zigaretten, Broschüren und illustrierte Hefte; Franz Walluch, München, ein Buch; Boos, Unterreichenbach, M. 20; F. J. Tgl. M. 5.

---

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Jatho-Verlages bei.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.  
Druck der Vereinsdruckerel G. m. b. H. Potsdam.

## Berliner Schulschandal von Heinrich Ströbel

Während der rechte Flügel der Unabhängigen sich in verzweifeltem Kampf gegen den Kommunismus anstemmen muß, arbeitet die Reaktion selbst in borniertem Fanatismus an der Niederreißung der Dämme, die der bolschewistischen Hochflut noch wehren. Stresemanns Ruf nach dem Eintritt der Rechtssozialisten in die Reichsregierung verrät doch hinlänglich deutlich, wie wenig wohl sich die bürgerlichen Machthaber in ihrer Haut fühlen. Die Valuta ist ja wieder um mehr als fünfzig Prozent gesunken, die Preise ziehen abermals rapid an, und das in einem Augenblick, wo die Arbeitslosigkeit bedrohlich wächst. Wohnungselend, Kohlennot, Steuersorgen, das ober-schlesische Problem, die Sozialisierung des Bergbaus — kein Wunder, daß dieser Regierung vor all den Schwierigkeiten graut, und daß sie gern einen Teil der Verantwortung auf die Rechtssozialisten abwälzen möchte. Die müßten freilich Esel sein, wenn sie sich mit den Schmerzen der Stresemann und Konsorten bepacken ließen. Mögen die Herren doch erst einmal zeigen, was sie können! Obendrein ist der reaktionäre Troß noch unendlich weit davon entfernt, seine Ohnmacht zu bekennen. Im Gegenteil: in Preußen und in Berlin steht ihm der Sinn nur nach Krakeel. Wie man im Landtag die Fertigstellung der Verfassung zu sabotieren, sofortige Auflösung zu erzwingen sucht, so möchte man das neue Berlin durch dreiste Obstruktion lähmen. Zwar haben die Demokraten Besinnung genug gehabt, den deutschnationalen Antrag auf Aufhebung des Gesetzes für Großberlin abzulehnen, aber ihr Toben über die sozialdemokratische „Gewaltherrschaft“ in Berlin bewies ein Uebermaß von provokatorischer Einsichtslosigkeit. Daß die sozialistische Koalition künftig nur besoldete Stadträte haben will, war doch nur die Konsequenz der Auffassung, daß dem Besitz kein Privileg vorbehalten bleiben dürfe. Und daß die sozialistische Mehrheit der Stadtvertretung die Stadtratsposten überwiegend mit Personen ihres Vertrauens besetzt, verletzt nicht im mindesten die Grundsätze und Bräuche der Demokratie. Nicht das ist das Wesen der Demokratie, daß man durch pedantisch proportionale Zusammensetzung Regierungen und Verwaltungskörper aktionsunfähig macht, sondern daß die Minderheit in Parlament und Öffentlichkeit alle Mittel der Kritik und der Opposition anzuwenden vermag, um eine unfähige und gemeinschädliche Regierung und Verwaltung zu stürzen. Lange genug hat in Berlin die Minderheit von Geldsacks Gnaden geschaltet; nun ist es darum doppelt in der Ordnung, daß die proletarische Mehrheit einmal zeigt, was sie vermag! Und nicht nur bürgerliche Demokraten sollten das begreifen, sondern selbst die Einsichtigeren der Rechten. Denn um die Sturmflut des Kommunismus zu dämmen, der gesellschaftlichen Entwicklung verheerende Katastrophen zu ersparen, gibt es nur ein Mittel: den organischen Aufbau des Neuen, die Nötigung der Extremen zu positiver Mitarbeit. Die stärkste Werbekraft der Linken war bis-

her — nächst der skandalösen Mißwirtschaft der Besitzenden — die Schrankenlosigkeit ihrer Kritik, ihre Politik der absoluten Negation. Die praktische Arbeit ist der Feind aller Phantasteereien. Und da sich die Unabhängigen im neuen Großberlin zu solcher Arbeit bequemen, beantwortet das Bürgertum diesen erfreulichen Entschluß mit kindischer Sabotage. Die wirksamsten Propagandisten der Linksbolschewisten sind wieder einmal die Rechtsbolschewisten!

\*

Ueber die Maßen beschämend aber ist, daß sich das Gros der berliner Lehrerschaft von der verschämten und nicht verschämten Reaktion in die törichte Obstruktionscampagne mithineinhetzen ließ. Der Radau, mit dem man im berliner Lehrerverein die Redeversuche des neuen Oberschulrats erstickte, war einer der schlimmsten Irrsinnsausbrüche, die Deutschland in diesen sechs Jahren der politischen Psychose erlebt hat. Die abgenüztsten Schlagwörter genügten, um für diese Versammlung von „Volkserziehern“ die Stimmung der Tobsucht zu erzeugen. „Ein Fünfunddreißigjähriger!“ „Ein Mensch ohne Staatsexamina!“ „Ohne Spur pädagogischer Erfahrung!“ „Ein Religionsfeind!“ „Ein Jude!“ Und die fortschrittliche Presse hatte um die Wette mitgehetzt. Selbst als der so wütend Angefeindete aus der hochnotpeinlichen Katechisation mit Ehren hervorgegangen war, hieß es noch: Gewiß, ein Mann von hohem Gedankenflug und idealem Wollen, aber ein Weltfremdling, ein Utopist! Wenn Löwenstein das wirklich wäre, brauchte man erst recht keine Angst vor ihm zu haben, denn dann würde er rasch genug wieder wie ein Spuk aus den nüchternen Bezirken der städtischen Verwaltung verschwinden. Nun ist der Kandidat der vereinigten Sozialisten zwar ein Idealist, aber nichts weniger als ein Phantast. Längst liegt ja von ihm ein Bekenntnis seiner pädagogischen Auffassungen vor, die im ‚Freiheit‘-Verlag erschienene unabhängige Programmschrift: ‚Sozialistische Schul- und Erziehungsfragen‘. Und diese Schrift beweist, daß sich nicht nur die berliner Eltern, sondern besonders auch die Lehrer Berlins zu einem solchen Oberschulrat gratulieren müßten. Schon der distinguirte Stil dieser Propaganda-Broschüre macht einen wohlthuenden Eindruck. Und ihr Inhalt zeigt, daß ihr Verfasser nicht nur ein ausgezeichnete Kenner der pädagogischen Literatur ist, sondern ihre Probleme auch selbständig verarbeitet und die Resultate seiner Studien und Erfahrungen in einem System niedergelegt hat, das des Beifalls aller modern Empfindenden sicher sein darf.

Freilich: der Pädagoge Löwenstein ist Sozialpädagoge, ist Sozialist. Aber die Mehrheit der Frauen und Männer Großberlins hat ja sozialistisch gewählt, verlangt also eine Schulpolitik, die sozialistisch orientiert ist. Sie will, daß dem Bildungsideal des Kapitalismus das sozialistische Bildungsideal vorgezogen wird. Das kapitalistische Bildungsideal ist nach Löwenstein: „Einige Köpfe, die Auslese der Tüchtigsten, sollen zur höchsten Menschlichkeit herangebildet werden und Träger und Schöpfer der Kulturideale sein, während die unkultivierte und unfähige Masse nur langsam und in steter Abhängigkeit zu einer etwas

höhern Stufe gehoben werden soll.“ Das sozialistische Bildungsideal verwirklicht ihm die Arbeitsschule: „Die Arbeit ist zu gleicher Zeit Bildung; arbeiten und sich bilden sind eins geworden. Das gilt nicht nur für die sogenannte körperliche Arbeit, sondern auch für die geistige Ausbildung. Lesen, Schreiben und Rechnen sind keine Künste, die äußerlich im Schuldrill erzwungen werden müssen; in dem lebendigen Verkehr der Gemeinschaft werden sie zum Bedürfnis, und mit dem Bedürfnis wächst das Erlernen und die Festigkeit. Und auch alles Andre, was sonst der Mensch an Kenntnissen, an mathematischer Erkenntnis, an physikalischem Einblick in die Gesetzmäßigkeiten der Bewegungen oder an chemischer Durchdringung aller stofflichen Eigentümlichkeiten bedarf, das wird in der Arbeit des Tages gewonnen, ergänzt und vertieft. Keine Bildung tritt als Fremdkörper, als lästiges Haben oder drückender Besitz an den Menschen heran, sondern in dem frei wachsenden Zwange und der Notwendigkeit des Bedürfnisses der lebendigen Gemeinschaft entsteht alles Bildungsstreben. „Wem aber dieser kühne Neuerer als grimmer Zerstörer des Gegenwärtigen erscheinen möchte, dessen Aengste beschwichtigt vielleicht dies andre Wort: „Gewiß klingt in unsrer Zeit dieses sozialistische Bildungsideal wie eine Utopie, aber es liegt in der Lebenswahrheit des Sozialismus, daß er nicht einen Zustand gesättigter Fülle schafft, sondern Aufgaben und Ausblicke von unendlicher Weite.“

\*

Von arglistigen Schein-Konzessionen und Danaer-Geschenken mag Löwenstein allerdings nichts wissen. Begabtschulen und Stipendienwirtschaft lehnt er ab, weil dadurch dem Proletariat bestenfalls seine guten Köpfe genommen würden, um die kapitalistische Privilegienwirtschaft zu stützen. „Gewiß wollen wir den Aufstieg des Proletariats, doch wir wollen diesen Aufstieg als ein siegreiches Vordringen seiner eignen Klasse zur Ueberwindung aller Klassenherrschaft, zur Befreiung der Menschheit.“ Und aus diesem Geist heraus erwächst das Programm einer wirklichen Einheitsschule, deren Aufbau sich in allem Wesentlichen mit den Vorschlägen der feinsten und universellsten Köpfe unsrer modernen Schulreformer deckt. Die treffliche Vorarbeit der Reformpädagogen wird von Löwenstein vollauf anerkannt. Und wenn sich die Lehrer nur selbst einmal über die Absichten des Mannes informieren wollten, statt auf die kapitalistische oder kleinbürgerliche antisemitische Hetze plump hineinzufallen, so würden sie erkennen, daß sie sich in komischer Verblendung gegen die Wahl eines Mannes sträuben, der wie kein Anderer Mundstück und Vollstrecker ihres innersten Sehns, ihrer tiefsten und besten Berufsideale sein möchte! Dabei keineswegs ein Wolkenstürmer, dem der Boden unter den Füßen entschwände, sondern ein Wirklichkeitsmensch, der selbst vor „Spieleereien“ warnt, „ans Gegebene anzuknüpfen“ und „mit Besonnenheit überzuleiten“ rät. Daran aber, daß Löwenstein kein durch die Ochsentour Erschöpfter, kein bürokratisch Gebrochener, sondern ein Junger ist, der sich und der berliner Lehrerschaft die höchsten Ziele setzt — daran sollten eigentlich nur geborene Haemorrhoidarier Anstoß nehmen!

# Sind die Engel geschlechtslos?

von Otto Lehmann-Rußbüldt

Die mittelalterlichen Theologen haben dicke Wälzer geschrieben über so tiefsinnige Fragen wie die, ob die Engel geschlechtslos seien, oder ob Adam einen Nabel gehabt habe, da er ja von keinem Weibe geboren sei. Wir lachen darüber. Wir sind uns gar nicht bewußt, daß wir heute dasselbe Spiel treiben, wenn wir über Diktatur oder Demokratie streiten, darüber, ob die Diktatur des Proletariats nicht am Ende eine Diktatur über das Proletariat sei. Genau wie im Mittelalter die Theologen sich alle auf den buchstäblichen Wortlaut der Bibel stützten und trotzdem zu den entgegengesetztesten „absoluten Wahrheiten“ gelangten, so stützen sich die Partei-Theoretiker alle auf Marx. Genau wie die Theologen behaupteten, daß die ewige Seligkeit des Jenseits von ihren Streitereien abhinge, so behaupten unsre Marx-Ausleger das für die irdische Seligkeit das Diesseits. Aber mehr noch: genau wie die Reformation, die sich gegen den mordbrennenden und rädernden Papst erhob, gleich wieder selbst räderte und verbrannte, sobald sie zur Herrschaft kam (man denke an den tragischen Tod Servets in Genf durch Calvin), genau so hatten die grimmigsten Bekämpfer des Militarismus unsrer Tage, sobald sie zur Macht gelangt waren, nichts Eiligeres zu tun, als ebenfalls in Militarismus zu machen — in stupidem Noskismus oder auf die geniale Cromwell-Manier Lenins.

Während das Proletariat, das heißt: die vielen Leute, die kein Geld haben, sich hin und her nasführen lassen durch die modernen theologischen Haarspaltereien über Diktatur oder Demokratie, laufen gut eingeeölt weiter die Maschinen, die Tag um Tag und Nacht um Nacht das Papiergeld niederrieseln lassen und damit die ganze Wirtschaft wie in eine sich immer höher hebende Schneedecke einhüllen. Jeder weiß, jeder sagt, daß zunächst hier einmal sich der starke Arm emporrecken sollte, der stolz von sich behauptet, daß alle Räder stehen still, wenn sein starker Arm es will, und der in Deutschland das auch zweimal getan hat: am neunten November 1918 und am vierzehnten März 1920. Aber die Papiergeldmaschinen laufen weiter, und die Geheimräte regieren weiter. Die amerikanischen Bäckermeister haben Berge von Weizenmehl, die amerikanischen Farmer tausende von Kühen für die Deutschen gesammelt. Aber weder das Mehl noch die Kühe kommen. Angeblich, weil der Schiffsraum fehlt, in Wahrheit, weil die Agrarier und der Großhandel die Preise halten wollen. Der starke Arm erhebt sich auch hier nicht, um den Kindern und Frauen Mehl und Milch für den harten Winter zu schaffen, denn die Arme der Arbeiterschaft sind gelähmt, weil ihre Köpfe sich benebeln lassen von Betrachtungen, die denselben Tiefsinn bergen wie die Frage, ob Adam einen Nabel gehabt habe. Und während die Papiergeldmaschinen weiter laufen Tag um Tag und Nacht um Nacht, vermehrt sich das Arbeitslosenheer, bauen die Monarchisten die Einwohnerwehr aus, um die im Herbst 1918 versäumte „nationale Verteidigung“ gegen die ganze Welt, diesmal noch vermehrt um den innern Feind, nachzuholen. Während diese Handvoll Verrückter mit der unfehl-



baren Zielsicherheit der Irren verstehen, durch Ausnutzung von allerlei Nebensächlichkeiten immer wieder so abzulenken, daß selbst die Unabhängigen oft auf den Schwindel hineinfallen; während ihre Helfershelfer in den Verwaltungsbehörden die Ernte- und die Waffen-Ablieferung sabotieren; während die amnestierten Arbeiter zu tausenden in den Gefängnissen sitzen und die Führer des Kapp-Putsches für straffrei erklärt werden — währenddessen laufen die Papiergeldmaschinen weiter und lassen sich die unermesslich vielen Leute, die kein Geld und viel Hunger haben, die Köpfe benebeln mit Betrachtungen, ob die Diktatur oder die Demokratie die richtige Regierungsform sei.

Deshalb: Volk, wache auf, Arm, recke dich empor! Du hast in jahrzehntelangen Kämpfen dir das Werkzeug der gewerkschaftlichen Organisation geschaffen, um denjenigen Druck ausüben zu können, der dieselbe Zauberwirkung haben wird wie 1793 in Frankreich, wie 1917 in Rußland, wie 1918 in Deutschland. Der Internationale Gewerkschaftsbund in Amsterdam durch seinen Aufruf von Ende August 1920 zum Boykott des Krieges; der Internationale Metallarbeiter-Kongreß in Kopenhagen durch seinen Aufruf mit dem gleichen Ziel vom sechszwanzigsten August; die Internationale Transportarbeiter-Föderation von Christiania mit ihrer Aufforderung, kein Schiff, keinen Zug mit Munition und Soldaten zu befördern — sie haben die eigentliche Weltwende eingeleitet. Mag der Internationale Gewerkschaftsbund in Amsterdam reichlich die bittere Kritik der Dritten Internationale verdienen: die Tatsache, daß selbst die ‚Rote Fahne‘ in ihren Ausführungen an ihn anknüpfen muß, beweist, wie wichtig er noch sein kann. Was fehlt? Der Schritt, daß die Arbeiterorganisationen ebenso klar und entschlossen proklamieren, im Fall eines Krieges den Kriegsdienst zu verweigern und die Mobilmachung zu sabotieren. Auch dieser Schritt muß und wird getan werden. Aber nun weiter. Keine Einigung erstreben über die Richtigkeit der verschiedenen Partei-Programme, über die man sich ebenso wenig einigen kann wie über theologische Haarspaltereien — vielmehr einsehen, daß es jetzt allein auf eine internationale Organisation der Wirtschaft ankommt, der Finanzen, der Verteilung der Rohstoffe und Nahrungsmittel! Denn der Winter steht vor der Tür, und wenn die verzweifelten Völker Mitteleuropas nicht die felsenfeste Ueberzeugung erlangen, daß die Geschehnisse auf ein andres Geleise gesetzt worden sind, so werden sie unfehlbar Selbstjustiz an einer Kaste üben, die mit dem Anspruch dasteht, Lenker der Gesellschaft zu sein, und die in Wahrheit nur den einen Grundsatz hat: Nach uns die Sintflut! Niemals werden die Regierungen durch ihre Einsicht und durch ihre Entschlüsse diese Wendung zustande bringen. Das vermag nur der starke Arm der organisierten Arbeiterschaft der Welt durch die Werkzeuge, die in seinen Händen sind.

Es gibt einen Weg, der selbst im Rahmen des Versailler Völkerbundstatuts gangbar ist. Da ist vorgesehen, in Teil XIII, Artikel 387 und folgenden, das Internationale Arbeitsamt mit seinen wirtschaftlichen Kommissionen zur Verteilung der Rohstoffe, zur Regulierung der Transportmittel. Graf Harry Keßler stellt in seinen ‚Richtlinien für einen wahren Völkerbund‘, die er

Anfang Oktober auf dem Neunten deutschen Pazifisten-Kongreß in Braunschweig vertreten wird, hierzu folgende Forderungen:

Um diese Umwandlung (nämlich des Völkerbundes) in die Wege zu leiten und in Anbetracht dessen, daß im pariser Völkerbund wenigstens die Anfänge einer Organisation der Weltproduktion erkennbar sind, nämlich das 'Internationale Arbeitsamt', die 'Wirtschaftliche Abteilung', und besonders die 'Internationalen Kommissionen', die für die Verteilung von Rohstoffen und die Regelung der Transport- und Finanzfragen geplant sind,

daß indessen diese Einrichtungen, wenn sie mit Erfolg der Sicherung des Weltfriedens dienen und den Weg zu einem wahren Völkerbunde bereiten sollen, demokratisch aufgebaut und mit den nötigen Rechten und Machtmitteln ausgestattet sein müssen:

richten wir an die Hand- und Kopfarbeiter aller Länder den Ruf, zunächst und unverzüglich den unwiderstehlichen Druck, den ihre wirtschaftlichen und politischen Organisationen auf ihre Regierungen ausüben können, zu benutzen, damit diese ersten Anfänge einer demokratischen und universalen Organisation der Arbeit weiter ausgebildet werden,

indem die geplanten ständigen Internationalen Wirtschaftlichen Kommissionen sofort ins Leben gerufen,

diese Kommissionen sowie die andern wirtschaftlichen und sozialen Organe des Völkerbundes zu demokratischen Vertretungskörpern der organisierten Produzenten und Konsumenten umgebildet,

und diese Vertretungen mit genau umschriebenen gesetzgeberischen und exekutiven Rechten im Rahmen des Völkerbundes ausgestattet werden.

Die englische Arbeiterschaft hat mit ihrem Instinkt für das Praktische auch schon herausgefunden, worauf es eigentlich ankommt. Auf dem Gewerkschaftskongreß in Portsmouth hat ein besonderes Komitee für Lebensunterhalt, das gebildet war aus Parlamentsmitgliedern, andern Vertretern der Arbeiterpartei, Mitgliedern von Konsum-Genossenschaften, eine Reihe von Forderungen formuliert, die sich alle in der Richtung bewegen, daß zunächst einmal die Finanzwirtschaft jedes Landes durch Aufhebung der Papiergeldwirtschaft in Ordnung gebracht, und daß eine internationale Anleihe durch den Völkerbund aufgenommen werden muß, die die verarmten Länder in den Stand setzt, ihre Produktion wieder herzustellen.

Hier ist ein Ziel für die deutsche Arbeiterschaft, die von den am Boden liegenden Völkern Zentraleuropas die mächtigste ist, und der andererseits die Not am furchtbarsten unter den Nägeln brennt. Anstatt des Streites um die Dritte oder ? Internationale sei sie eingedenk des flammenden Wortes Hölderlins: „Mit ihren heiligen Wetterschlägen, mit Unerbittlichkeit vollbringt die Not an Einem großen Tage, was kaum Jahrhunderten gelingt.“ Der Gestoßene springt schlecht: nur wer mit freiem Anlauf springt, springt gut. Bisher sprang der revolutionäre Wille in Deutschland am neunten November 1918 und am vier-

zehnten März 1920 nur gestoßen: jetzt versuche ers einmal aus freiem Anlauf, ehe er wieder gestoßen und diesmal für lange Zeit voraussichtlich zu Boden gestoßen wird. Die Arbeiterschaft trete hin vor die Regierung und sage: Wir wollen die Grammophonplatten eurer Parlaments- und Zeitungserklärungen nicht mehr hören! Der Winter steht vor der Tür. Könnt Ihr nicht sofort die Papiergeldmaschinen anhalten; könnt Ihr nicht sofort das Budget durch reguläre Einnahmen aus den Steuern der Besitzenden in Ordnung bringen; könnt Ihr nicht sofort die Arbeit so organisieren, daß jedermann fühlt: Es ist zwar noch nicht anders, aber es wird anders! — so tretet ab und laßt uns gewähren. Unfähiger, als Ihr euch erwiesen habt, können auch wir uns nicht, kann sich Niemand erweisen. Aber wir sind durch die Schule einer Not gegangen, deren Leiden euch nicht verständlich sind, weil sie euch sonst das Gewissen so lähmen müßten, wie Ihr schon einmal, am neunten November 1920, gelähmt wart. Diese Not und diese Leiden geben uns die Kraft und den Ernst, eine Zeit aufzurichten, in der die Geburt nicht mehr wie heute als ein Fluch empfunden wird!

---

## Ein Überpatriot von Claudio Treves

Einer der klügsten Köpfe der Roten Internationale gibt hiermit, so gut wie ganz sine ira et studio, das Konterfei eines ihm ebenbürtigen Vertreters jener Goldenen, an deren Ideologie die Völker, zu ihrem Schaden, so lange geglaubt haben, ja, von der sie sich, vor allem in Mitteleuropa, immer noch gängeln lassen. Der Aufsatz ist im „Resto del Carlino“ erschienen, jenem bologneser Organ, das weit über das Niveau der italienischen Presse hinausragt, und das grade über deutsche Dinge nicht nur meist besser unterrichtet ist als neun Zehntel aller deutschen Zeitungen, sondern meist auch sehr viel gescheiter über sie urteilt.

Die Arbeit des Kapitalismus an der politischen Struktur der Staaten läßt sich am besten vergleichen mit der Arbeit des Wassers an der geologischen Struktur der Länder. Es ist ein immerwährendes, schweigendes Aushöhlen, Einbeziehen, Trennen, Durchdringen und Wiederaufgeben, mit verschiedenen Mitteln, aber beständiger Kraft, mit verschiedenartigen und einander entgegengesetzten Folgeerscheinungen, deren Spur nicht immer leicht zu verfolgen ist, zumal da, wo sie sich auf den offiziellen Generalnenner zurückbeziehen: den Patriotismus.

Ein besiehtes Land von so gewaltigem industriellen Auftrieb wie Deutschland, das den Härten und Grausamkeiten eines Haß- und Rache-Friedens unterworfen ist, muß diese „Arbeit der Gewässer“ in den schärfsten und lehrreichsten Formen zeigen. Hier sind denn auch zur Zeit die kapitalistischen Egoismen in einer Entfesselung begriffen, die sich nach jeder Seite hin geltend macht, sowohl nach der Seite der Ausdehnung wie der Auflösung hin. Der Doktor Heim, einer der geschicktesten Verfechter der wirtschaftlichen Interessen seines Landes, führt im Bayerischen Landtag eine Gruppe von Abgeordneten an, die das historische Bayern wieder auferstehen lassen wollen durch An-

gliederung an Nieder-Oesterreich — ohne Wien —, um sich einen Ausweg aus dem Vertrag von Versailles zu sichern. Zwar kann man gegen diese separatistischen Velleitäten geltend machen, daß auch in den antipreußischen Kreisen der Reichsgedanke ziemlich fest verwurzelt ist, und daß die Schaffung der Main-Linie gleichbedeutend wäre mit einem Niedergang der bayrischen Industrie. Aber das hindert nicht, daß sich überall Bestrebungen geltend machen, Deutschland im Stich zu lassen und bei dem harten Sieger Ruhe und Gunst zu suchen.

Wenn einige halboffizielle Nachrichten wahr sind, so wäre nicht einmal ein gewisser alldeutscher Patriotismus über den Verdacht erhaben, dem teuern Vaterland Valet sagen zu wollen. Ja, diese Anklage wagt man sogar gegen manchen Gewaltigen der Rheinisch-Westfälischen Industrie zu erheben, die doch sozusagen die patriotische Industrie par excellence ist. Ihr entgeht nicht einmal der hitzige Hugo Stinnes, von dem nichts weniger ausposaunt wird, als daß sein noch Allen erinnerliches hochmütiges-imposantes Benehmen in Spa Frankreich nachdrücklich dazu herausfordern sollte, ihn . . . zu „erobern“, das heißt: die Dinge dahin zu treiben, daß die Alliierten zur Besetzung des Ruhr-Beckens schritten. Die geheimen Beweggründe dieses Vorgehens, wie es zu Tage getreten ist, bestünden in Folgendem: die große Rheinisch-Westfälische Metall- und Kohlen-Industrie fürchtet zwar die in Deutschland dauernd lebendige Drohung der Sozialisierung, zugleich aber hofft sie, wenn sie sich an Frankreich anschließt, nicht nur jener Gefahr zu enttrinnen, sondern auch, durch eine enge Zusammenarbeit mit den Gruben und Fabriken von Briey, Lothringen, Luxemburg, jene monopolistische Vorherrschaft zu besiegeln, die sie, außerhalb und jenseits aller nationalen Bedenken, geschweige denn Rücksichten auf die Interessen anderer Industrien oder gar der Verbraucher, mit unzählbarem Ungestüm erstrebt. Die Tinte von Versailles ist noch nicht trocken, und schon besteht eine franko-germanische schwerindustriell-kohlenkapitalistische Interessen-Gemeinschaft gegen die Verbraucher in Frankreich und Deutschland! Natürlich bläst Frankreich dabei überall ins Feuer, und ebenso natürlich erblickt Italien die Schäden nicht, die ihm aus diesem franko-deutschen „Seid umschlungen, Millionen“ des Eisen- und Kohlen-Internationalismus drohen durch die Verschlechterung seiner industriellen Situation, sei es nun gegenüber Frankreich, sei es gegenüber Deutschland.

Im übrigen, zur Abrundung des Bildes: wenn die deutsche Schwerindustrie sich auf französisches Gebiet ausdehnen will, um mit ihr zusammenzuwachsen, so läßt sich die französische Finanz keine Mühe verdrießen, um sich auf deutschem Gebiet auszubreiten, sei es, um klingende Dividenden herauszuholen, sei es, um politischen Einfluß zu gewinnen. Die schweizer Presse, die ja ausgezeichnet informiert ist, weist seit einiger Zeit bereits auf diese wachsende Durchdringung Deutschlands mit französischem Kapital hin. Sofort nach dem Waffenstillstand brachte sie Nachrichten darüber, wie die französischen Kaufleute sich auf das verhaßte Land der Boches gestürzt haben, um ihre Luxusartikel dort loszuwerden, und wie sie das daraus gezogene Geld

wieder in deutschem Grund, deutschen Häusern und deutschen Aktien angelegt haben, und zwar dies auf dem nichtbesetzten Gebiet. Grade eben ist die große Grubengesellschaft Hermann von den 'Acieries et Forges de Firminy' erworben worden, und viele Anteile von Harpen sind in französische Hände übergegangen. Auf die gleiche Weise suchen sich die Franzosen auch der deutschen Schifffahrt zu bemächtigen. Eine französische Gesellschaft, die Linien nach Westindien und Nordamerika betreiben will, hat sich in Hamburg festgesetzt.

So beginnt der Kapitalismus wieder sein Netz mit einer Freiheit von patriotischen Vorurteilen zu spinnen, die zeigt, daß der Krieg nichts an seinen zwischenstaatlichen Expansionsgelüsten geändert hat. Dieser Expansionswille ist es, der auf dem Grunde der sozialen Zellenstruktur die tiefere Verhaltungsweise der staatlichen Politik bestimmt. Der Nationalismus ist nichts als das leidenschaftliche Ketzergeschrei, sobald die Staaten in der entscheidenden Stunde darangehen, die äußere Schale zu durchstoßen, die die konstruktiven Gruppenbildungen zusammenhält und ihre Bewegungsfreiheit hindert. Deshalb kann man auch, je nach dem Augenblick, wo man es tut, mit ebenso viel Beweiskraft behaupten, der Kapitalismus sei, was seine internationale Haltung angeht, pazifistisch oder kriegsmacherisch, er befestige oder zerlöse die Beziehungen der Nationen zu einander, genau so wie er sich einmal schutzzöllnerisch und einmal freihändlerisch auftut.

Die industrielle Konzentration jedoch schafft nach und nach riesige Lehnsgüter, Staaten im Staate, die, genau wie die großen Baronien in der Feudalzeit oft genug das Königtum in Schach hielten, auf eigne Rechnung Krieg und Frieden machen. Damals stützten sich die Monarchien zu ihrer eignen Erhaltung oft auf den kleinen Mann, das in Bildung befindliche Bürgertum. Unter den gleichen Umständen versuchen heute die Regierungen, sich auf die Arbeiterschaft zu stützen als auf die wahrhafte Zufluchtsstätte der allgemeinen Interessen, die allein imstande ist, es mit den unverschämten und übertriebenen Einzelinteressen aufzunehmen. Aber dieses Zurückgreifen auf die Massen findet bei ihnen selbst nicht immer großes Vertrauen, da der Staat viel zu sehr durchsetzt erscheint von den gleichen Einzelinteressen; wie denn auch seine Auflehnung dagegen fast immer nur zögernd geschieht und nicht immer ohne begründeten Verdacht, er tue es nur zugunsten anderer Kapitalgruppen, die von den vorherrschenden Konkurrenzgruppen bedroht sind, ins Hintertreffen verwiesen zu werden.

In Spa war der Waffengang zwischen den verschiedenen Tendenzen auf Seiten Deutschlands in diesem Trio personifiziert: in Hué, dem antipatriotischen Bergmann; in Stinnes, dem ultrapatriotischen Industriellen, in Simons, dem Patrioten des offiziellen juste-milieu. Nun, was sollte man davon halten, wenn es tatsächlich so wäre, daß der intransigente Ultrapatriot im urgeheimen Kämmerlein aus sehr gewichtigen Gründen dahin zielte, mit seinem wohlberechneten extremen Nationalismus nichts zu erreichen, als daß die Franzosen noch ein Stück von dem geheiligten Boden des Vaterlandes in ihre Gewalt bekämen?

# Antwort an Haenisch

Sehr geehrter Herr Minister!

Ich danke für die Belehrung. Ihr Brief ist wie Sie selbst: wohlwollend, voll Courtoisie gegen das schwache Geschlecht. Auf dem Felde aber, wo wir uns begegnen, hört, der Geschlechtsunterschied auf. Mit dem Wahlzettel in der Hand trage ich mein Teil Verantwortung für Das, was im Vaterlande geschieht, darf also, muß sogar meines Erachtens offen bezeichnen, was mir faul erscheint. Unnötig zu versichern, daß jedem anständigen Menschen fern liegt, über die Arbeit ernster Männer „von oben herab“ zu sprechen. Wer meine Zeilen ruhig las, dem konnten sie so nicht klingen.

Ihre Einwände, Herr Minister, sind mir nicht neu. Ich weiß: Sie reformieren. In wilhelminischer Zeit mögen diese Reformen revolutionär, mag ihr Tempo ein Eilzugstempo gewesen sein — heute sind sie eine Farce. Ich weiß: Sie halten Konferenzen ab — aber was kommt dabei heraus? Es sind die reinen Redekongresse einer Rederepublik. Sie sitzen mit heißem Kopf über knifflischen, scholastischen Rechtsfragen, Rechtsfragen von anno dazumal. Ja, werter Herr Minister, sagen Sie mir, die ich belehrbar bin, dann doch gütigst: Was verstehen Sie unter einer Revolution? Sind diese Reformen die Erfüllung der Jugendträume des Idealisten Konrad Haenisch?

Die sozialdemokratischen Minister — es sind nicht mehr allzu viele und werden bald keine mehr sein — sind leider keine Revolutionäre. Sie haben die Revolution nicht gemacht und hätten sie ganz gewiß niemals gemacht, Sie nicht, Herr Haenisch, und Ihre Kollegen auch nicht. Zeigen Sie aber auf Ihrem Posten, daß Sie den ehrlichen Willen haben, als Sozialdemokrat das Volk nicht um die Früchte dieser zahmen Revolution zu bringen.

Die Trennung von Kirche und Staat ist da? Auf dem Papier. Was kümmern den neuen Staat die alten Rechtsfragen! Ihre Gottesdiener kosten heute Millionen. Lassen Sie ihnen eine Unterstützung zahlen, bis sie umgesattelt haben, oder lassen Sie die Gemeinden für ihre Hirten sorgen. Wir haben kein Geld? Fragt sich nur, wofür wir keins haben. Wenn die Entente nicht mit aller Gewalt auf die Durchführung unsrer Entwaffnung drückte, hätten wir zwei- bis dreihunderttausend Soldaten mehr. Woher das Geld dafür käme, weiß ich nicht: aber da wäre es!

Wir haben keinen Religionszwang? Auf dem Papier sind wir frei. Aber schützen Sie, Herr Minister, das Dissidentenkind vor dem Paria-Dasein in der Schule? Die Schulen üben Pressionen auf die Eltern aus, durch Anfragen, ob gebetet werden darf, und die religionslosen und anderskonfessionellen Kinder sind allen Schikanen preisgegeben. In der Cecilienschule zu Wilmersdorf stolpert jedes jüdische Kind bei der Aufnahme über die Gretchenfrage. Ich habe bisher nicht gehört, daß der Direktor gemäßregelt worden ist. Die Lehrer und Professoren, die sich am Kapp-Putsch beteiligt haben, schützt die Amnestie: aber pazifistische, republikanische, antikonfessionelle Lehrer werden aus ihrem Berufe herausgedrängt (Fall Berger und andre).

Die Lehrfreiheit auf den Universitäten soll nicht angetastet werden. Aber sie ist Wahnsinn, wenn ein sozialdemokratischer Minister sie einen Meyer, einen Roethe und viele Andre zu nationalistischer, antisemitischer und antirepublikanischer Propaganda benutzen läßt. Darüber sagen Sie kein Wort. Wie sieht denn Ihr Rechtsstaat aus? Haben Sie das Buch unsres Freundes Noske gelesen? Als Kapp und Lüttwitz verhaftet werden sollten, funktionierte der Polizeiapparat nicht. Er funktioniert niemals, wenn sich um reaktionäre Mörder und ihre Anstifter handelt: aber er funktionierte, als es galt, edle Kommunisten abzuschlachten.

Und weil jedem billig denkenden Menschen das Herz brennt, wenn er diese Zustände sieht — und Sie wissen besser als ich, welche Beispiele man häufen könnte für den Schutz, den die Reaktion unter Ihnen und Ihren Kollegen genießt — darum habe ich ein Recht zu meiner Kritik und ihrem Ton. Denn die Ethik, Herr Minister, wird zwar nicht „gemacht“: aber sie wird durch Beispiel gelehrt! Schöne Worte und Papierfetzen helfen dem Volke nicht. Ein Gärtner ist nicht, der sagt: Pflanzen, hier habt ihr die Freiheit — wächst!, und der nun das Unkraut wuchern läßt, sondern der seine jungen Kulturen schützt, indem er es ausreißt.

Daher ist ein Kultusministerium, das selbst einräumt, „keine Macht zu haben“, ein Unding. Ich muß es daher, trotz Ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit, sehr geehrter Herr Minister, mit der äußersten Entschiedenheit ablehnen.

Cläre Meyer-Lugau

---

## Industriekapitäne von Hans Ganz

### XIV.

#### Stumm

Von Bismarck hat sich Wilhelm der Zweite geräuschvoll getrennt, weil ihm der erste Kanzler des Reiches zu wenig sozial war, weil Bismarck (der von Geburt ein Junker und in der Praxis ein Mann ohne alle politischen Grundsätze war) anno 1890 wieder einmal versuchte, gegen die Arbeiter zu regieren. Wenige Jahre darauf hatte der Schauspieler Wilhelm über die Arbeiterbewegung andre Ansichten, und im Jahre 1897 — bei einem Besuch der Anstalten des Pastors von Bodelschwingh in Bielefeld — entwickelte der kaiserliche Narr als sein soziales Programm die rücksichtslose Niederwerfung jedes Umsturzes: die schwerste Strafe sollte in Zukunft erhalten, wer sich unterstehe, einen Menschen, der arbeiten wolle, an der Arbeit zu hindern. Ein Jahr darauf wurde Wilhelm noch deutlicher, indem er öffentlich in schlechtem Deutsch bramabasierte: „Der Schutz der nationalen Arbeit, der Schutz Desjenigen, der arbeiten will, ist von mir im vorigen Jahre in der Stadt Bielefeld feierlich versprochen. Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern in diesem Jahr zugehen, worin Jeder, er möge sein, wer er will, und heißen, wie er will, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht oder gar zu einem Streik an-

reizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll. Die Strafe habe ich damals versprochen, und ich hoffe, daß das Volk in seinen Vertretern zu mir stehen wird, um unsre nationale Arbeit in dieser Weise, soweit es möglich ist, zu schützen.“ Die Zuchthaus-Vorlage kam, freilich nicht mehr in dem Jahr, für das sie Wilhelm ankündigte — er hatte schon damals mit seinen Prophezeiungen Pech, wenn auch nicht ganz so großes wie im Weltkriege, wo er „seinen“ Soldaten ein siegreiches Ende bis zum Fallen der Blätter im Herbst 1914 versprach —, also die Zuchthaus-Vorlage kam vor den Reichstag zum ersten Mal im Sommer 1899 und fiel im Winter bei der zweiten Lesung so kläglich durch, daß sogar die Ueberweisung an eine Kommission mit großer Mehrheit abgelehnt wurde. Damit verschwand das Gesetz endgültig in den Archiven des Reichstags und der Ministerien.

Der eigentliche Vater dieser großspurig angekündigten, jämmerlichen Fehlgeburt war der Freiherr Carl Ferdinand von Stumm-Halberg, der dazumal als Mitglied des Reichstags der ebenfalls längst verstorbenen Reichspartei angehörte. Der Baron Stumm war kein ausgesprochener Arbeiterfeind; er hielt sich sogar für einen Freund seiner Arbeiter. Nur hatte er von Arbeiterfreundschaft einen seltsamen Begriff — etwa wie jener Hohenzoller, der seinen Untertanen mit dem Stock die Liebe zu ihrem erhabenen Monarchen einbläuen wollte. Stumm baute gesunde Arbeiterhäuser und für die Kinder seiner Arbeiter Kindergärten und gute Schulen. Aber in diesen Häusern wurden die Jungen und die Mädel vor allem zur Dankbarkeit und Verehrung des Hauses Stumm erzogen. Die Zeitungslektüre der Arbeiter wurde streng kontrolliert, damit nicht das böse Sozialistengift ihren Geist erfasse. Wenn ein Arbeiter, eine Arbeiterin heiraten wollten, mußten sie dazu die persönliche Erlaubnis des Chefs haben. Kurz: bei Stumms herrschte immer dasselbe patriarchalische System wie bei Krupps. Wie sich eben solch ein preußischer Schwerindustrieller die wahre Sozialpolitik vorstellte. Die Hauptsache war, daß er von sich, wie sein langjähriger Freund Wilhelm der Letzte sagen konnte: Sic volo, sic jubeo! Er hieß darum König Stumm oder auch der Fürst von Saararabien. Denn er leitete nicht nur die schon von seinen Vorfahren betriebenen Eisenhüttenwerke an der Saar, zumal in Neunkirchen: er wurde mit der Zeit auch Hauptteilhaber an der Halberger Hütte, ferner Hauptaktionär der Dillinger Werke und überhaupt die reichste und mächtigste Persönlichkeit des Saargebiets. Die deutschen Behörden des Saargebiets behandelten Herrn Stumm, der erst 1888 Freiherr wurde, immer ungefähr so, wie wenn er wirklich ein gekröntes Haupt wäre, und die preußischen Staatsminister wagten nicht, dem König Stumm Nein zu sagen. Im ärgsten Notfall, wenn er gradezu Unmöglichkeiten verlangte, erlaubten sie sich, ihn unter allerhand Vorwänden hinzuhalten. Er war eben in seiner Freundschaft zum Kaiser und in seiner schwerindustriellen Machtfülle und Brutalität gemeingefährlich. Und in seinem Machtgefühl ging der Mann manchmal lächerlich weit. Er lebte, voll Konkurrenzneid, in stiller Gegnerschaft zum Hause Krupp und in offener Feindschaft mit der Familie Röchling, die nicht weit von ihm, in Völklingen,



ein Eisen- und Stahlwerk betrieb. Es verdroß ihn ebenso sehr, daß das Röchlingsche Werk gedieh, wie er sich ärgerte, daß der alte Röchling eine Menge Söhne, er aber nur Töchter hatte. Eines Tages erfuhr er, daß ein deutscher Infanterie-Oberst bei Röchlings freundschaftlich verkehrte. Das genügte für König Stumm, die Versetzung des Obersten aus dem Saar-gebiet zu verlangen, und das Verbrechen genügte für den Oberst, versetzt zu werden. Im alten Preußen herrschte eben Gerechtigkeit.

König Stumm war als führendes Mitglied der Reichspartei, der Vorgängerin der freikonservativen und der deutsch-nationalen Volkspartei, ein Mann von bester nationaler Gesinnung. Das hinderte ihn nicht, mit französischen Kapitalisten innig befreundet zu sein, während er seinen Con-Nationalen Krupp und Röchling das Schlechteste wünschte. Franzosen saßen neben ihm im Aufsichtsrat der Dillinger Werke und im Aufsichtsrat der Schlesi-schen Zinkhüte zu Lipine, wo König Stumm ebenfalls die Aktien-mehrheit hatte. Noch mehr: bei den Dillinger Werken fanden die Aufsichtsratssitzungen in französischer Sprache statt. Ein gut deutsch-nationaler Mann kann eben, wenn das Geschäft es durchaus verlangt, auch international sein. In Arbeiterfragen schließt man keine Kompromisse; da heißt es: Durch! Mit frem-den Kapitalisten soll man sich vertragen, und zumal gegen den „Erbfeind“ soll man höflich sein.

König Stumm hatte gelegentlich Anfälle von Selbsterkenntnis. So äußerte er einmal zu einem preußischen Minister: „Es ist eine Sünde, was an der Panzerplattenfabrikation verdient wird.“ Er erzeugte selbst in seinen Dillinger Werken Panzer-platten für die deutsche Marine und für die deutschen Land-festungen. Aber während jener Ausspruch von ihm bekannt geworden ist, hat man niemals davon gehört, daß er auf die sündhaften Verdienste zugunsten des Staates verzichtet und da-durch die Konkurrenz gezwungen hätte, das Selbe zu tun.

Nach dem Tode des Königs Stumm wurde im März 1901 sein Schwiegersohn, General Conrad von Schubert, Chef der Firma. Herr von Schubert war, wie sein Schwiegervater, zeit-weise Reichstagsabgeordneter und auch Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses. Daß er nicht auf der äußersten Linken saß, versteht sich. Obgleich er Militär und nichts als Militär ist, und obwohl er seinen Wohnsitz in Berlin hat, ist das Haus Stumm unter ihm ungeheuer gewachsen, und das Vermögen, das schon unter König Stumm einige Dutzend Millionen betrug, hat sich unter Herrn von Schubert stark vermehrt. Ein neuer Be-weis für die alte Erkenntnis der bürgerlichen Volkswirte, daß die Leitung eines großen Unternehmens am besten in Einer Hand bleibt; ein neues Argument gegen die von der geistlosen Menge angestrebte Herrschaft über die Betriebe, gegen die Soziali-sierung . . .

Der Krieg hat den Stumm und Schubert nicht geschadet, und noch mehr hat ihnen der Friedensvertrag von Versailles ge-nützt. Durch die Uebergabe der Betriebsanlagen in Lothringen und im Saar-Revier an Frankreich haben die Stumm phantastische

Gewinne erzielt. Denn der Erlös aus ihren Betrieben wurde ihnen in Francs ausgezahlt, und damit haben sie sich neuerdings in die rheinisch-westfälische Industrie gründlich hineingesetzt. So haben die Stumm-Schubert jetzt einen bestimmenden Einfluß auf folgende Gesellschaften: Gelsenkirchener Gußstahl- und Eisenwerke, Eisenindustrie zu Menden und Schwerte, Westfälische Eisen- und Drahtwerke in Werne, Aplabecker Aktienverein für Bergbau, Gußstahlwerk Witten, Rheinisch-Westfälische Bauindustrie-Aktiengesellschaft, J. Frerchs & Co. A. G., Schiffswerft in Einswarden, Norddeutsche Hütte in Oslebshausen bei Bremen, Deutsche Lastautomobilfabrik A. G. in Radingen, Metallgießerei A. G. in Köln-Ehrenfeld. Im Stummschen Trust sind also vereinigt: Erz- und Kohlengruben, Hochöfen, Gießereien, Hammerwerke, Puddelwerke, mechanische Werkstätten, chemische Fabriken, Schiffswerften, Automobilfabriken. Ein Trust von amerikanischen, von beinahe Stinnesschen Dimensionen.

---

## Iste Goethe von Peter Panter

In der Schule haben wir gelernt, daß iste, ista, istud (nicht istum!) Dieser da, Der da heißt — und zwar mit einer verächtlichen Nebenbetonung. Nun, dieser Goethe da ist Goethe heute noch für Menschen, die geschlechtliche Beziehungen nur zu dreierlei Zwecken anerkennen: als Objekt der medizinischen Forschung; als Unterlage für eine philologische Doktorarbeit (Friederike Brion, Frau von Stein — hat er? hat er nicht?); schließlich, weil es denn einmal sein muß: in der Ehe. Wir aber wollen istum Goethe betrachten.

Der Hyperion-Verlag zu Berlin hat in seiner Dionysos-Bücherei ‚Das Tagebuch‘ als Sonderdruck herausgegeben, jenes wenig bekannte Gedicht von Goethe, das in der großen Weimarer Ausgabe zu finden ist und in dem entzückenden, längst vergriffenen Goethe-Brevier von Hartleben — sonst aber nirgends. Schade, daß das Buch nicht sehr hübsch gedruckt ist — vor allem ist es lästig, nach jeder Strophe umzublüättern; ein Gedicht ist eine einzige Sache, die man nicht auseinanderreißen darf. ~~Sollte der nötige Umfang für den Preis herauskommen?~~ Nun ist ‚Das Tagebuch‘ in dieser Publikation das geworden, was es auf keinen Fall sein soll: ein Leckerbissen für Feinschmecker und Junggesellen.

Das Gedicht ist 1810 entstanden. Es erzählt, in wundervoll mühelosen ottave rime, wie der Dichter von einer Reise wieder nach Hause zurückkehrt — zugrunde liegt ein Erlebnis nach der dritten Schweizer Reise —, und kurz vor der Heimat übernachtet er in einem Wirtshaus. Nach Hatz und Gehämmer des Tages umfängt ihn die freundliche Stille des Hauses.

So stand ich nun. Der Stern des nächsten Schildes  
berief mich hin, die Wohnung schien erträglich.

Ein Mädchen kam, des seltensten Gebildes,  
das Licht erleuchtend, Mir ward gleich behäglich.  
Hausflur und Treppe sah ich als ein Mildes,  
die Zimmerchen erfreuten mich unsäglich.

Ein Mädchen kommt, und weil sie sehr graziös ist, und weil es Abend ist, und weil er ein Mann ist —

Den Stuhl umwerfend spring ich auf und fasse  
das schöne Kind; sie lispelt: „Lasse, lasse!“

„Die Muhme drunten lauscht, ein alter Drache“, und ihr „Nicht!“ besagt: „Noch nicht!“, und sie schenkt ihm eine Nacht, die Nacht.

Es ist ein Mädchen, was er nicht erwartet hat. Sie sagt ihm — und er glaubts: „Du hast mich rein!“ Und was nun geschildert ist, das klingt so süß und rein und natürlich, daß ich schon zu schwierigen Vokabeln wie „hellenische Lebensfreude“ greifen müßte, um den Nichtlesern klar zu machen, was ich meine.

Die Impotenz ist ein Ding, von dessen angeblichem Humor das alte Residenz-Theater jahrzehntelang gelebt hat: hier ist sie nicht tragisch und nicht psychopathologisch ausgedeutet — hier ist sie auf Urtriebe zurückgeführt. Er denkt, da er „im Schimpf“ neben ihr liegt, an das Nestelknüpfen, an den alten Wunderglauben von dem Vermögen der Mädchen, einem Mann die Liebeskraft abzuschwören — und blitzartig läuft die Erinnerungspule ab: wie er seine wahre Geliebte zu Hause kennen lernte.

Vervielfacht war, was sich für sie bewegte:

Verstand und Witz und alle Lebensgeister

— und wie er stets sie so stark hatte lieben können, wie er sie eben liebte. An dieser Stelle eine unerhörte Steigerung: er erinnert sich, wie er sogar vor dem Altar sie begehrte — was bei Wedekind eine Blasphemie wäre (Schigolch greift Lulu ans Bein: „Ich schwöre bei Allem, was heilig ist!“), das ist hier rein und unbefangen, weil es nichts von Christus weiß.

Und jetzt —? Das Mädchen ist eingeschlafen, und als er endlich seine Lebensgeister ganz erwachen fühlt, vermag er es doch nicht, sie zu nehmen.

Er schaudert weg, vorsichtig, leise, leise  
entzieht er sich dem holden Zauberkreise.

Sitzt, schreibt: „Ich nahte mich der heimischen Pforte,  
entfernen wollten mich die letzten Stufen.

Da hab ich nun, am sonderbarsten Orte,  
mein treues Herz aufs neue dir verbunden.

Zum Schlusse findest du geheime Worte:

Die Krankheit erst bewähret den Gesunden.

Dies Büchlein soll dir manches Gute zeigen,  
das Beste nur muß ich zuletzt verschweigen.

Und fährt fort, mit der nächsten Post, — „er wirft sich in den Wagen, und läßt getrost sich zu der Liebsten tragen“.

Das ist nichts? Und wir seien doch stärkern Tobak gewöhnt? Es ist eben das Traurige, daß wir Tobak zum Rauchen suchen, wo wir ein Gedicht lesen sollten. Aber es dreht sich freilich um den verachteten, maßlos überschätzten Stoff.

Vor dem Kriege hat man uns mit Erotik überfüttert. Es ging so weit, daß man heute alle diese scheinwissenschaftlichen, scheinkunstgeschichtlichen Publikationen Jenen überläßt, für die sie gemacht sind: den ewigen Untertertianern. Aber was unsre Männergesangsvereine zur Verhütung der außerehelichen Unsitte mit falschen Argumenten befehlen, lehnen wir aus einem ganz andern Grunde ab: wir wissen wohl, wie viel die Erotik bedeutet; aber wir wissen auch, daß sie nicht alles bedeutet. Die Freud-Schüler, die nach Aussage des Meisters leider nicht alle Einen Popo haben, auf den man sie hauen kann, sehen Helenen in jeder Vertiefung und den Phallus in jeder Tischkante; Hänschen Heinzchen Ewerschen bietet den einsamen jungen Damen alles Mögliche fürs Geld; der schlaue Fuchs hat sämtliche Gemälde von den Aegyptern bis zu den Expressionisten daraufhin gesichtet, ob oder ob nicht, und die mit „ob“ zu teuern, schlecht geschriebenen Büchern vereinigt — aber innerlich freier sind wir dadurch nicht geworden. Wird die Erotik nicht bürgerlich verlogen verhüllt, dann wird sie bei den Samowaren der Eigenkleidler verhüllend umphilosophiert — und auf alle Fälle sinnlos und sinnwidrig überschätzt.

„Es ist“, spricht der Weise, „das große Geheimnis, welches nie und nirgends deutlich erwähnt werden darf, aber immer und überall sich, als die Hauptsache, von selbst versteht und daher den Gedanken Aller stets gegenwärtig ist, weshalb auch die leiseste Anspielung darauf augenblicklich verstanden wird. Das Belustigende liegt in der steten Verheimlichung der Hauptsache.“

Das ist allerdings der Humor davon; aber ich fände es viel hübscher, wir machten nicht gar so viel Wesens davon. Die Tatsache, daß zwei Menschen mit einander ins Bett gehen, kann ich nicht so grauenhaft aufregend finden wie unsre halbe Literatur und unsre ganze Presse. Wie frei, wie über allem Sumpf erhaben ist jenes Thema im ‚Tagebuch‘ abgehandelt; es sagt: So fühlte ich. Und es klingt wieder: Wer doch so fühlte!

Ich plädiere nicht für das keusche Pastorenhaus, wo diese Dinge tabu sind (nach der Melodie: „Ein Bidet ist ein Geigenkasten auf Beinen“) — ich glaube, daß man erst durch Himmel und Hölle hindurch muß, ehe man frei und gescheit ein Mädchen küßt, eine Frau liebt und eine Sommernacht lang vergnügt ist. Aber wir sollten nicht gar zu fromm zum Leib beten und ihn nicht gar zu feierlich verfluchen.

„Das Tagebuch“ aber schließt so:

Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise  
Moralien uns ernstlich fördern sollen,  
so will auch ich in so beliebtem Gleise  
euch gern bekennen, was die Verse wollen:  
Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise,  
und doch vermögen in der Welt, der tollén,  
zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:  
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe!

Ihr werdet sagen, Peter Panter sei ein altmodischer Spießier. Ich möchte dafür plädieren, daß er ein Mensch ist.

# Ibsen und Strindberg

Die Welt ist aus den Fugen. Was von uns Menschen geschieht, sollte zu dem Zweck geschehen, sie einzurenken, bevor es zu spät ist. Auf irgendeine Weise kann Jeder, kann jede Person und jede Institution dazu beitragen. Ein Riesenkomplex wie das deutsche Theater, der ein derartiges öffentliches Interesse beansprucht, der Steuernachsicht und andre Vergünstigungen verlangt, der, um sie zu erhalten, immer wieder auf seine kulturelle Mission verweist — ja, der müßte in diesen Janmerzeiten, wo uns nichts bleibt als die Kunst, und wo sie zuverlässig den oder einen Nährboden der Erneuerung bildet, mit der behutsamsten geistigen Oekonomie verwaltet werden. Er müßte nichts so verpönen wie Vergeudung, wie Leerlauf. Er müßte mit vollem Bewußtsein Helferdienste verrichten, ganz einfach Helferdienste am Wiederaufbau Deutschlands durch Stärkung, Erhebung, Beschwingung, Erheiterung der Deutschen. Ein Theaterabend ist viel instande. Für die Brüsseler war die ‚Stumme von Portici‘ so wenig stumm, daß sie aufbrachen, eine Revolution zu machen. Na, dergleichen wird von den braven Berlinern\* Keiner erwarten. Aber da es Theaterabende gibt, die den Blutumlauf fördern, und Theaterabende, die ihn lähmen, und da nicht mehr Kraft, Zeit und Geld erforderlich ist, jene vorzubereiten als diese: so, in Gottes Namen, überlegt euch ein bißchen, was Ihr treibt. Es sei ferne von mir, das Metropol-Theater, das ein Wrack von Operette prunkvoll auftakelt und dreihundertmal ein paar Meter weit von Stapel stößt, auf eine Stufe zu stellen mit dem Theater der Königgrätzer Straße, das immerhin manchmal den Ehrgeiz gezeigt hat, feste Fregatien aufs offene Meer zu schicken. Trotzdem bezähmt mein Busen nicht die entsetzliche Götzenlästerung: wenn ich drei Stunden über Thielscher gelacht habe, bin ich am nächsten Tage arbeitsfroher, als wenn ich vor ‚Baumeister Solneß‘ in stiller Fassung so lange verharret habe, wie sie eben reichte. Es besagt nichts, daß bei Thielscher kein leerer, bei Ibsen kein besetzter Sessel zu haben ist; selbstverständlich nicht. Es stimmt auch, daß ein Prachtkerl wie der lebendige berliner Komiker in der Geschichte des europäischen Theaters eine kleinere Rolle spielen wird als der tote norwegische Gesellschaftskritiker. Aber heute ist heut. Ehedem waren die Läufe so beschaulich, daß das Theater sich eine Museumsecke leisten durfte. Heute wäre das sträflicher Luxus. Wohl Dem, der seiner Väter gern gedenkt. Eine kranke Gegenwart aber braucht nur der Väter zu gedenken, von denen sie Heilung, von denen sie Heil für die Zukunft erhoffen kann. Ihre Bühne ist nicht verpflichtet, literarhistorischen Anschauungsunterricht zu erteilen, sondern Belebungsströme über die Rampe zu senden.

Also wäre es darauf angekommen, die Belebungsströme in ‚Baumeister Solneß‘ zu entfesseln. Ob es noch möglich ist? Was sich hier abspielt, das hat der große Rechenkünstler auch errechnet — aber doch nicht bloß, doch bloß zum kleinern Teil errechnet. Das hat ihm auf den Nägeln, in den Eingeweiden gebrannt. Um es zu übermitteln, hat er romantisch kühle und blasse Vorgänge ausgedacht — aber die hat er mit seinem schieren Herzblut erwärmt und gerölet. Der ganz persönliche Anteil ist schuld, daß es nicht aufgeht das Exempel, das sonst bei Ibsen meist ohne Bruch aufgeht. Der Rest macht das Kunstwerk; und die Dämmerung, die Verschwiegenheit, Lockung und

Reiz eines halb gelösten Rätsels, das geheimnisvolle Geflimmer, das keimende, nicht genug erhellende Licht, mit einem Wort: die Vieldeutigkeit macht den „Baumeister Solneß“ zum Kunstwerk. Ibsen will hier errahnt sein. Er arbeitet mit Telepathie und Hypnose, benutzt Phantome als Menschen und läßt Menschen zu Phantomen zerrinnen, vertauscht nach Belieben den Künstler mit dem Mann überhaupt und haucht den Schimmer des alltäglichen Lebens Begebenheiten an, für die es gar keinen andern Boden gibt als eine menschliche Seele und eine höchst unalltägliche.

Beleungsströme für eine zermürbte Generation? Nein. Aber immerhin esoterische Freuden für eine Gemeinde, die noch ihre Zermürbtheit zu genießen versteht, und eine verführerische Aufgabe für den antinaturalistischen Regisseur. Diesmal gabs überhaupt keinen. Seine Aufführung hatte einen großen Vorzug: daß nicht Fräulein Orska die Hilde Wangel, und einen großen Mangel: daß Fräulein Gläßner sie spielte. Das Problem: in der Beichte des alten Ibsen Stil und Methode einer spätern Kunst aufzuspüren, war vom Ensemble überhaupt nicht erkannt. Das ging und stand und sprach und schwieg wie bei Björnson oder Heijermans oder Philippi. Praller Tag lag auf einem unverwinkelt normalen Hause und seinen nervenlosen Bewohnern und Besuchern. In so falschem Milieu, ohne Zuspiel und ohne Regie wurde Steinrück begreiflicherweise nicht der Solneß, zu dem er doch wohl das Zeug hätte. Diese blonde Bestie von einem Mannskerl mit dem gefährlichsten Biceps ist ja menschenfeiner, als sie auf den ersten Blick scheint. Dieser Steinrück, dessen Griff blaue Flecke hinterläßt, und unter dessen Schritten kein Gras wächst, braucht nur an einem Tisch vor sich hin, mit geballten Fäusten, seine Geständnisse hinzuwühlen, und die gewaltige Fleischlichkeit, der dräuende Schnauzbart, die gesträubte Tolle und die buschigen Augenbrauen machen uns nicht länger ein X für ein U, nämlich einen Feldwebel für einen verletzbaren Künstler voll Altersangst. Als Gast solcher Truppe hätte Steinrück Monologe halten müssen. Denn da es aus dem Wald nicht herauschallen wollte, schrie er immer wilder in ihn hinein, und der Bekenner ward zum Bramarbas.

Beleungsströme, wieder und wieder, tun not. Strindberg hockt auf den Trümmern einer „Brandstätte“ und krächzt Klagelieder, Anklagelieder. Ist es nicht über alle Beschreibung schauerhaft, keuchend zu vegetieren in dieser Welt der Täuschungen und der Trugbilder, der Trolle und Toren? Die Mitmenschen sind ein Wachstigurenkabinett von Ungeheuern, die zanken und schimpfen und sich und einander hassen, quälen, beargwöhnen und verleumden. Daß dem Stadtviertel „Sumpf“ hauptsächlich das Elternhaus des Färbers zu diesem Namen verholfen hat, bringt das Feuer an den Tag. Denn erst, wenn wir Toten erwachen, wie die zwei Akte auch heißen könnten, wenn aus Schutt und Asche die Gespenster der Vergangenheit aufsteigen, erkennen wir, daß wir niemals gelebt haben, daß die Werkeltagsverrichtung in einem häßlichen, übelriechenden Durcheinander von Mißverständnissen, Irrtümern, Lügen und Gaunereien nicht die Bezeichnung Leben verdient hat. Die Konsequenz? Flucht in reinlichere Gefilde? Ah, nein: die gibt es ja garnicht. Dem ganzen Geschlecht einen Strick um den Hals! Der sie dazu verurteilt, ist Strindbergs Vertreter im Stadtviertel und im Drama, des Färbers Bruder, der vor dreißig Jahren nach Amerika ausgewandert ist, wo es zwar

ebenso furchtbar aussieht, wo aber wenigstens Alle scheinen, was sie sind. Darin besteht der Unterschied. Europa fügt zur Verderbnis die Heuchelei. Dieserhalb speit der Heimkehrer Wut, Gift und Galle. Savonarolahaft donnert er uns in Grund und Boden. Die kleine Brandstätte soll sich zur Schädelstätte der Menschheit weiten. Tut Buße! prasselt uns auf das Trommelfell. Nun, nach diesem Kriege wären wir in der Stimmung dazu. Belebungsströme? Uns zur Einkehr zu leiten, zur Einsicht in unsre Teilschuld, zum Gelübde der Besserung, gar zur Erfüllung dieses Gelübdes: das wäre eine Tat, wie sie in einer Epoche des Verfalls und Zerfalls dichterwürdiger nicht zu denken ist. Auf so gesäubertem Felde ließe sich von neuem beginnen. Aber Strindbergs Schicksal ist, daß seine Tragödie nicht Furcht für uns, sondern Mitleid mit ihrem Schöpfer erweckt, der verflucht war, Medusenblicke auf den bevölkerten Erdball zu heften; daß sie uns also nicht läutert, sondern uns höchstens eine Art pathologischen Interesses erregt. Ein unerlöster, ein unerlösbarer Flagellant kann nicht erlösen. Der Sohn der Magd verbiestert sich in schaurige Zwangsvorstellungen. Seine Menschen tragen Zwangsjacke, Narrenkappe und Kreuz, ächzen zeitlebens unter ihren Kindheitseindrücken und sind noch nach vierzig Jahren außerstande, erlittenen Unglimpf zu vergessen, trotzdem sie sich über ihre Brüder erheben, wie dieser haßgeschwollene Heimkehrer in den „Sumpf“. Was nützt es da, daß uns zugerufen wird: „Aushalten! Das Leid geht vorüber!“ Hier wird ja bewiesen, daß es durchaus nicht vorübergeht. Trost ist in andern Welten als Strindbergs.

Deshalb war in unsrer trostbedürftigen Aera Karlheinz Martins Aufopferung für dieses Kammerspiel eine bedauerliche Verschwendung. Die Mauern des abgebrannten Hauses nehmen bei ihm drei Viertel des Vordergrundes, bei Strindberg die Hälfte des Hintergrundes ein. So rücken sie uns zu nah auf den Leib. Es sind gewissermaßen expressionistische Mauern. Schön. Nur müßten dann auch die Versatzstücke unwirklich windschief sein. Aber siehe da: ein Stuhl wie andre Stühle hat nichts dagegen, daß die dicke Frau Westerlund rundherum auf ihm Platz nimmt. Farben haben ihre Bedeutung: grau, schwarz, weiß, kanariengelb, stumpfgelb, grün, rot, rostbraun, dunkel- und hellblau. Die Buntheit eines Zuchthäuslers und eines Liebespaars ist nicht dieselbe. Es ist ferner ein Unterschied, ob Einer am Körper Eine Farbe oder mehrere trägt. Zuguterletzt sind nicht etwa die Farben des Haares dem Zufall überlassen. Einmal ballt sich das Volk lautlos zu einem Farbenbündel — ein einprägsamer Moment. Seltsam, daß Martin, der unsre Augen hiermit so kennerisch versorgt, noch nicht den Lichtapparat einer Bühne beherrschen gelernt hat. Aber diese Handgriffe wird er herauskriegen. Wichtiger und imponierend ist, mit welcher maëstria er auf den Stimmen seiner Truppe zu spielen versteht. Gehackte Sprechweise, andeutungsschwere Sprechweise, schläfrige Sprechweise. Dabei zunächst unter der Sordine. So viele Nuancen der Tonlosigkeit hätte ich theoretisch nicht für möglich gehalten. Wenn Sechs hauchen, hauchen sie auf sechsfach charakteristische Manier. Sowie die ersten Bedenken kommen, ob das den ganzen Abend zu ertragen sein wird, tritt der Fremde aus Amerika auf, spricht laut, lauter, am lautesten, beschleunigt das Tempo, mildert die „Stilisierung“, halb zum Vorteil, halb zum Nachteil der Gesamtwirkung, weil zwar ein realistischer Klang für unsre so gewöhnten

Ohren vorläufig doch wohl nötig, aber vollkommene Einheitlichkeit ein positiver ästhetischer Faktor ist, und wird hoffentlich für sich ebenso viel wert sein wie als Anstachler des Ensembles und sein Mittelpunkt. Diese Hoffnung trägt. Merkwürdig falsche Betonungen. „Wie oft haben wir Das gesagt, was wir jetzt sagen.“ „Jetzt“ steht in Gegensatz zu „oft“. Ernst Deutsch aber betont „gesagt“ und „sagen“. Er sieht aus wie ein Methodistenprediger. Das gehört sich. Umso eindrucksvoller müßte es sein, wenn unterm schnee-weißen Haar ein Vulkan ausbräche. Aber er wirft nicht Glut, sondern Schlacke aus. Deutsch hätte dem Strindberg entscheidend zu Hilfe kommen können (auch das Deutsch des Uebersetzers, der leider abermals Schering, nicht Heinrich Goebel heißt) und hatte nicht mehr für ihn als Theaterpathos. Sollte er den Expressionismus so begreifen, daß um jeden Preis exprimiert, explodiert wird, selbst wenn die Brust nicht übertollt ist? Das wäre gefährlich für seine Entwicklung. Diesmal schlug ihn weit aus dem Felde Max Gülstorff, der den Ton gradezu zauberhaft entmaterialisierte und dabei fertig bekam, wie im Huch eine jahrzehntelange Vergangenheit lebendig werden zu lassen. Belebungsströme? Hier war wiederum einer.

---

## Hamburger Abschiedsessen von Theobald Tiger

Der Herr sind wohlgefüllt.  
Der Magen  
hat dem Gehirn sehr viel zu sagen.  
In sanften Schlägen klopft ein Herz.  
Die Seele schwingt sich himmelwärts.  
Berlin ist weit . . .  
Wenn Götter solche Stunden schenken:  
dann ist es Zeit,  
der Heimat liebend zu gedenken.

Dick liegt sie da, die gute Metropole,  
Noch immer glaubend, sie sei Mittelpunkt  
und ohne Ahnung von der Unglücksbowle,  
in die sie Erich Ludendorff getunkt.

Nur er allein?  
Das ganze Deutschland muß' es sein —!

Und Operetten schlingen ihren Reigen.  
Euterpe! kannst du noch? Sie hebt das Bein,  
um dir die ganze Inventur zu zeigen.  
Und Alle steigen in das Moorbad ein.  
Der Autor grinst,  
weil sich der Walzerpuff so gut verzinst.

„Und Bolschewisten krauchen durch die Gassen . . .!“  
(So meldets schauernd jeder Journalist.)  
Ihr Guten! müßt die Hoffnung fahren lassen:  
Dies Deutschland bleibt nun einmal, wie es ist.  
In der Provinz beharren breite Massen —  
es ist das Herz, das den Konkurs vergißt . . .

Und doch: Kein Kampf mehr?

Aber kein Gedanke.  
Die Rechnung, Ober! Ich muß an die Panke —!



# Rundschau

Schwarz-gelbe Henker

Und wenn die Hälfte wahr ist von dem, was in dem Buch „Die Wiederauferstehung Serbiens“ von C. Sturzenegger (im Freien Verlag zu Bern erschienen) gedruckt steht — es genügte. Vor allem genügen die Photographien.

Die Zentralmächte tobten wie die Irren über Serbien im Weltkrieg her. Der erste Ansturm mißlang. Als er ein Jahr darauf mit ungeheurer Uebermacht glückte, raste sich eine infernalische Schlächtergilde der oesterreichischen und deutschen Offiziere in dem unglücklichen Lande aus. Die lächerliche Ueberhebung der Mitteleuropäer über alle Balkan-Bewohner — als ob die nicht himmelweit von einander verschieden wären! — trug reiche Früchte. Sie töteten nicht — sie schlachteten. Die Hänge-Szenen — die „Herren“ der Verbündeten hängten, wen sie bekamen — sind photographiert, und das Blut erstarrt einem in den Adern. Geschändete Frauen, baumelnde Frauen, Haufen von Leichen und Haufen von entstellten Kadavern, Landstraßen, übersät mit Toten, Sterbenden, Pferden, Gerät und Waffen — das war Serbien. Warum? warum?

Und über dem immer, in voller Gloriole, ewig lächelnd, blitzend, glitzernd, strahlend und blank poliert —: die Offiziere. (Womit nicht gesagt sein soll, daß sich die Mannschaften beider Armeen besser benommen hätten. Man hatte sie aufgehetzt — Verantwortungsfühl kennt die Masse nicht, und hier endlich einmal durften sie strafflos morden.) Aber widerlicher wirkt doch der Offizier, der sich den Wald von Gehängten mit dem Monokel im Auge ansieht und die dick herausgefressenen Burschen in den kur-

zen oesterreichischen Affenjacken, die da vorn auf den Bildern paradien — während im Hintergrund die abgezehrten Kadaver der gemordeten Serben hängen. „Na — was? Wie haben wir das gemacht?“ Gut. Gut.

Deutsche und oesterreichische Befehle, die abgedruckt sind, überbieten einander an Grausamkeit, an Torheit, an Gemeinheit. Schlimmer war die Ausführung dieser Kautschukbestimmungen...

Und jeder dieser Kerle, die heute in ihren Zimmern mit requirierten und geschenkten und gefundenen Sachen hausen — pensioniert, mit dem Sparguthaben auf den Banken — jeder wird dir unwiderleglich dreierlei beweisen: erstens, daß es solche Greuel nie gegeben hat; zweitens, daß es sie unter ihm nicht gegeben hat; und drittens: daß sie notwendig waren.

*Ignaz Wrobel*

Maria Ivogün

Man neigt zu der Annahme, daß die Not an Bassisten von der Not an Nahrungsmitteln komme, wie, nach Reuter, die Armut von der Powerteh. Und die Koloratur-Sängerinnen? In unsrer Jugend hatte jede Oper ihre Herzog und Koch, Schacko und Wedekind. Aber seit der Zeit der fabelhaft musikalischen Herzog mit der urgesunden Stimme sind, in Berlin wenigstens, außer der Hempel nur dürttigste Vertreterinnen der dreigestrichenen zu hören gewesen. Unbestritten behauptet das Feld in Deutschland Maria Ivogün, die doch erst so wenige Jahre an der Bühne tätig ist. Sie ist das leuchtendste Juwel unter den Edelsteinen, die Bruno Walter aneinander gereiht hat und unermüdlich um kostbare Exemplare vermehrt.

„Le timbre est du chanteur-même“, würde Boileau sagen. Wer fände in seiner Erinnerung ein Timbre, das an die Ivogün erinnert! Bei der Dux denkt man an die Schlackenlosigkeit und Süße der Sembrich. Aber eine Stimme so selbstverständlich und kindlich, wie sie die Ivogün hat, ist unsrer Generation noch nicht erklungen. Nicht Höhe und Tiefe: der Stimmcharakter sollte für den Rollenkreis maßgebend sein. So ist grade die Traviata nicht die beste Rolle der Ivogün, trotz der mühelosen Koloratur, weil der Gesang nicht genügend das Weib, die leidende Frau ausdrückt. Dafür ist die Gilda, sonst oft nur eine Koloratur-Uebung, ein großes Erlebnis.

Hoffentlich werden die Berliner Gelegenheit haben, Pfitzners Christelflein von der Ivogün zu hören. Hier gehen Musik und Persönlichkeit auf das Herrlichste zusammen. Die Stimme hat den Zauber der Unberührtheit. Sie strömt. Hier wieder einmal singt wirklich Eine, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt. So tritt Constanze auf: „Ach, ich liebte, war so glücklich“, tränenvoll und ergreifend. Und Undine! Und Palestrinas Söhnchen! Und Korngolds Kapellmeistersgattin!

Die Ivogün — die einzige Sängerin, für die sich Lilli Lehmann vor aller Oeffentlichkeit begeistert, der sie den Segen auf den Weg gegeben — hat eine Art, Figuren, Verzierungen und Koloraturen zu singen, daß es dafür nur Einen Vergleich gibt: Joachims Geige. Das war seine unnachahmlich persönliche Art, in einer Mozart-Stimme einen Nachschlag oder eine Punktierung zu bringen! Wer die Konzert-Arie aus ‚Zaide‘ oder die Finta Giardiniera der Ivogün kennt, weiß, was ich meine. So werden Zer-

line und Despina zu einem Ohrenschmaus. Und wie die Stammgäste bei Joachim in Presto-Sätzen von Haydn schmunzelten, sooft er mit einem kleinen Drucker den musikalischen Witz brachte, so haben diese Gestalten der Ivogün einen schöpferischen Humor, wie er nur noch in ‚Don Pasquale‘ und in den Rosinen-Koloraturen erquickt und schließlich im ‚Rosenkavalier‘, wo sich die Ivogün einen leisen Schuß Ironie leistet, wenn sie sich zur Zwiesprach mit Quinquin erst hinsetzt, nachdem sie schnell ein Kreuz geschlagen.

Man erkennt schon aus den Rollen, wie weise Bruno Walter sie leitet. In seiner Hand liegt die Gewähr, daß wir sie noch eine Weile fröhlich mitgenießend anschauen und anhören können, bevor die neue Welt sie der alten entführt.

*Georg Caspari*

### Splitter und Balken

Anno 1565 beschwert sich der Magistrat von Frankfurt an der Oder über den Wucher der Juden bei Kurfürst Joachim dem Zweiten. Der antwortet in einem Brief vom zehnten Juli folgendermaßen:

„Und erstens die Juden betreffend, wollen wir die nicht schützen, sondern lassen sie mit allen Lasten, so ihr ihnen schuld gebt, besudelt, des Teufels, da sie sich nicht bekehren, sein und bleiben. Wir achten aber auch hinwiederum, daß es besser wäre, dieselbigen geduldet und gelitten, als solches auch sonst im heiligen Reich deutscher Nation hin und wieder geschieht, und sie zu mehrer ihrer Schmach und Strafe bis an der Welt Ende bleiben sollen und müssen, denn auf ihr Austreiben und Verjagen so hart drängen und sich nichtminder ihrer Sünden und Laster zum

äußersten befeißigen. Denn es ist unvermeidlich wahr, daß leider jetzt unter den Christen nicht geringere Gotteslästerungen im Schwange, denn eben unter den Juden. Mit Verringerung aber und Verderbung der Münze, Wucherei und anderen unziemlichen Händeln und Aufsätzen sind die Christen nunmehr der Juden Meister so weit, daß die armen Juden, denen es auch an großen Hauptsummen mangelt, diesfalls gegen die Christen nur als Schüler zu achten. So dürft ihr auch dergleichen Meister nicht weit suchen. Ihr werdet sie bei euch in den Ringmauern finden können, deren Vermögen viel geringer sein würde, denn es also ist, wenn sie sich der jüdischen Wucherer und anderer jüdischen Handel nicht mehr und unziemlicher beflissen, denn eben die Juden selbst tun können und dürfen. Und zwar

läßt sich auch diese Weigerung, die Juden anzunehmen, mehr dahin ansehen, daß sich Etliche bei euch von ihren jüdischen Händeln Nachtheil oder Eintrag befahren, denn daß es aus sonderlichem christlichem Eifer und andächtiger guter Wohlmeinung geschehe.“

### Kuriosum

Freitag, am dreizehnten März, abends um halb neun Uhr, wird Ulrich Rauscher im Blüthner-Saal von Berlin die russische Gefängnispest durch eine umfassende Sammlung photographischer Aufnahmen, die als Lichtbilder vorgeführt werden sollen, dokumentarisch feststellen. Der Pfarrer Traub wird diesen entschlossenen Vorkampf unterstützen.“

„Europas Henker“ von Robert Breuer in der „Schaubühne“ vom zwölften März 1914.

## Antworten

**Berliner Sortimenter.** Ich habe das vorige Mal die Vermutung ausgesprochen, daß Hans Glenks Beschuldigung des deutschen Buchhandels, einen Zuschlag von achtzig Prozent zu erheben, während nur zwanzig Prozent erhoben werden, „auf dem Uebersetzungs- oder Druckfehler einer italienischen Zeitung“ beruhe. Warum in die Ferne schweifen? Es schreibt mir erstens der Hamburg-Altonaer Buchhändler-Verein: „Die durch die Tageszeitungen vor einigen Tagen gegangene Notiz mit ‚achtzig Prozent Teuerungszuschlag‘ war natürlich ein Druckfehler“, und zweitens ein Sortiments-Gehilfe: „Als im Frühjahr dieses Jahres die Genehmigung zur Erhöhung des Teuerungszuschlags von zehn auf zwanzig Prozent erteilt worden war, ging durch die gesamte deutsche Presse eine dementsprechende Notiz fälschlich mit achtzig Prozent.“ Für wen das noch nicht deutlich genug ist: die falsche Angabe ist demnach „im Frühjahr dieses Jahres durch die gesamte deutsche Presse“, „vor einigen Tagen durch die Tageszeitungen“ gegangen. Da kann ich wahrhaftig nicht einsehen, inwiefern mein Mitarbeiter Hans Glenk das gewissenlose Subjekt ist, als das ihn viele Korrespondenten bezeichnen.

**G. St.** Was für und wider Rudolf Mosse zu sagen war, habe ich hier am achten Mai 1913, zu seinem siebzigsten Geburtstag, auf sechs Seiten gesagt. Schlagen Sie diese Nummer (19 des neunten Jahrgangs) nach. Ich lege Wert darauf, in der Schar der Geburtstagsgratulanten mich, wie immer, mißliebig gemacht und damals die Einwände vorgebracht zu haben, die auch jetzt wieder den Nekrologisten nicht über die Lippen gekommen sind. Zum Ruhme des ungewöhnlichen Mannes aber ist nachzutragen, daß er im achten Jahrzehnt seinen Gaben — einem „Unmaß von Geduld, Fleiß, Sorgfalt, Energie, Umsicht und besonnenem Wagemut“ — die Objektivität gesellt hat, die

Berliner Volkszeitung eine Politik treiben zu lassen, die seinen persönlichen Interessen ebenso sehr zuwiderlief, wie sie den Interessen des deutschen Volkes dienen würde, wenn dieses Volk nicht politisch hoffnungslos blind und taub wäre.

**Dr. Wilhelm St. in Prag.** Sie schreiben mir: „In Nummer 20 der Münchner Medizinischen Wochenschrift vom vierzehnten Mai 1920 findet sich in der Rubrik ‚Tagesgeschichtliche Notizen‘ die folgende: ‚Im Einvernehmen mit Herrn Eduard Woermann in Hamburg hat der Professorenrat des Kolonial-Institutes in Hamburg beschlossen, die Frist zur Einreichung von Bewerbungsschriften über die im Juli 1913 erlassene Preisfrage: Durch welche praktischen Maßnahmen ist in unsern Kolonien eine Steigerung der Geburtenhäufigkeit und Herabsetzung der Kindersterblichkeit bei der eingeborenen farbigen Bevölkerung — des wirtschaftlich wertvollsten Aktivums unsrer Kolonien — zu erreichen? bis zum ersten Juli 1920 zu verlängern.‘ Man liest, staunt, weiß nicht ob man lachen oder sich ärgern soll — und findet ein paar Zeilen weiter noch einen schönen Satz: ‚Zur Pflege der Kameradschaft und Tradition findet mit Zustimmung des Generalarztes der Marine am zwölften und dreizehnten Mai 1920 eine Zusammenkunft der Sanitätsoffiziere, Zahnärzte und Apotheker der Marine (aktiv, inaktiv und des Beurlaubtenstandes) in Bad Oeynhausens statt.‘ Man staunt nicht mehr, glaubt, die Erklärung gefunden zu haben, und weiß nun wieder nicht, ob da noch Hilfe möglich ist.“ Hilfe ist nicht möglich. Weil der Dienstbetrieb und das Reglement stärker sind als die Realität.

**Unabhängiger Sozialdemokrat.** Ich habe das vorige Mal mitgeteilt, daß den Jobber der Republik die berliner Parteigenossen beschuldigen, Gelder, die er nach dem Zusammenbruch der ‚Republik‘ an die „Angestellten“ abführen sollte, diesen unterschlagen zu haben. Dazu schreiben Sie mir: „Der Jobber der Republik ist ein noch größerer Strolch, als Sie bisher glaubten. Denn der beiliegende Ausschnitt aus der Leipziger Volkszeitung zeigt klar, daß er nicht Gelder für die ‚Angestellten‘, sondern — die eingezahlten Anteilscheine, also, wie es in der Parteisprache heißt, den ‚Arbeitergroschen‘ unterschlagen hat.“ Es ist seit jeher mein Fehler, daß ich von meinen Mitmenschen eine zu gute Meinung habe. Nicht Sie allein werfen mir vor, daß ich den Jobber der Republik zu milde behandle. Aber in wessen Interesse liegt es, ihn schlechter zu behandeln? Was hier und in der Leipziger Volkszeitung gegen ihn vorgebracht worden ist, das hätte genügen müssen, den hamburgischen Arbeitern über diesen ihren Führer die Augen zu öffnen. Lassen sie ihn sich noch immer gefallen — nun, so ist ihnen nicht zu helfen, so verdienen sie keinen andern Führer, so sind sie seiner eben würdig.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

### Mitteilung

Der Umfang der ‚Weltbühne‘ hat im Sommer auf 24 Seiten vermindert werden müssen, weil der Vierteljahres-Bezugspreis von 20 Mark sich als zu niedrig erwies, um die enorm gestiegenen Herstellungskosten zu decken. Da wir aber vermuten, daß die Leser der ‚Weltbühne‘ lieber als für 312 Seiten 20 Mark für 416 Seiten 24 Mark zahlen werden, so setzen wir zum ersten Oktober diesen Preis für das Vierteljahres-Abonnement fest und berechnen im Einzelverkauf die Nummer von 32 Seiten mit 2 Mark.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postcheckkonto: Berlin 11 988.  
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Das kleine Welttheater

Nach den Beschlüssen des Achten Partei-Kongresses sollte die Kommunistische Partei das Wahlrecht und vor allem den Kreis der Personen, die das Wahlrecht zu dem petrograder Stadtrat haben, un-  
aufhörlich erweitern. Die moskauer „Prawda“ behauptet nun, diese  
Beschlüsse seien verwirklicht, und führt die folgende Statistik an. Im  
Juli 1919 waren wahlberechtigt 330 000 Personen; im Januar 1920  
510 000; im Juli 1920 bereits 562 404. In letzter Zeit, behauptet das  
Blatt, haben außer den Sowjet-Beamten das Wahlrecht noch erhalten:  
selbständige Hausfrauen; breite Kreise der arbeitenden Intelligenz;  
die Schüler aller Hochschulen. Auf einzelne Kategorien verteilt sich  
die wahlberechtigte Bevölkerung folgendermaßen:

Arbeiter und Arbeiterinnen . . . . .	253 340
Beamte der Roten Armee und Matrosen . . . . .	113 207
Sowjet-Beamte . . . . .	192 912
Schüler der Hochschulen . . . . .	5 758
Hausfrauen . . . . .	47 177
	<hr/> 612 394

Die „Prawda“ glaubt, daß davon etwa 400 000 gewählt haben. Dabei waren die Wahlen aber vielfach indirekt, und, beispielsweise, die einzelnen Delegierten der Gewerkschafts-Vereine hatten Wahlvoll-  
machten von 50 bis 100 Personen. Wahlresultat: von 2214 Mitgliedern  
des petrograder Stadtrats sind 1727 Mitglieder der Kommunistischen  
Partei. Indessen dürfte auch der Rest kaum frei gewählt worden sein.  
Denn die Abstimmung geschieht vielfach durch Handaufhebung, und  
deshalb verrät sich Jeder, der gegen die Regierung, oder anders als  
sie will, abstimmt. Außerdem gehören sämtliche Zeitungen der Re-  
gierung, so daß eine abweichende Gesinnung garnicht für sich  
agitieren kann. Und schließlich existiert ebenso wenig wie eine Preß-  
freiheit eine Versammlungsfreiheit, weil alle Säle nationalisiert sind,  
das heißt: der Kontrolle der Regierung unterstehen.

\*

In Nummer 37 ist von den Plänen der angelsächsischen Kapita-  
listen zur Kolonifizierung der Donau-Länder gesprochen worden. Die  
gallischen Imperialisten haben andre Pläne. Ungarn ist halb und  
halb ihr Vasallen-, Rumänien zu drei Vierteln ihr Satrapen-Staat. In  
München sitzt Herr Dard und lockt, ein biereifriger Rattenfänger,  
mit der Orgesch-Pfeife und dem Speck der Main-Linie die monarchisti-  
schen Mäuse in die pariser Falle; wie zu Rheinbund-Zeiten. Man  
wartet nur die oesterreichischen Wahlen ab, um mit Hilfe der Christ-  
lich-Sozialen einen schieren wittelsbachisch-habsburgisch-hohenzollern-  
schen Donau-Bundesstaat vom Bodensee bis zum Schwarzen Meer her-  
zustellen, eine breite Barriere zwischen Nord- und Südeuropa, an der  
sich Deutschland und Italien die Köpfe einrennen können. Die Speku-  
lation auf die Sozialistenfurcht und den Judenhaß der wiener Greisler

und oesterreichischen Kleinbauern ist weder dumm noch aussichtslos. Mit der Nibelungentreue auf der Gegenseite war ja niemals Staat zu machen, von Herrn Rüdiger bis Kaiser Karl nicht, und die Erben von Karl Luegers blondem Markomannenbart werden nicht lange zaudern, wenn es gilt, ihn à la Henri Quatre frisieren und mit ungarischer Bartwischse schmieren zu lassen. Cave Austriam!

\*

Nach § 2 des Gesetzes über das Reichsnotopfer vom einunddreißigsten Dezember 1919 sind die Auslands-Deutschen im Sinne des Wortes, die nämlich keinen festen Wohnsitz haben und die „volonté de retour“ bekunden, zunächst nicht abgabepflichtig. Erst am zehnten Januar 1921 wird sich entscheiden, ob sie heranzuziehen sind oder nicht. Man sollte meinen, daß sie bis dicht vor den Termin in Ruhe gelassen werden könnten. Nein: diese armen Leute, die meist weder einen Anwalt haben noch selber sich Rat wissen, müssen schon jetzt eine Steuererklärung abgeben. Sobald sie auch nur zu der Summe von sechstausend Mark gelangt sind, bei der der Zwang zur Deklaration beginnt, verlassen sie Deutschland auf schnellstem Wege; haben sie aber kein Geld, dann wirds schwer halten, was aus ihnen herauszuholen. So dient die ganze Prozedur wieder einmal zu nichts als dazu, für eine Anzahl von Beamten einen Daseinszweck vorzutäuschen.

\*

In Frankreich macht man mit den Ruinen der verwüsteten Gebiete Stimmung gegen Deutschland. In Deutschland macht man mit den Ruinen der Finanzverwaltung Stimmung gegen Frankreich. In Italien sozialisiert Giolitti mit Hilfe des Volkes. In Deutschland kehrt man mit Hilfe der Regierung zu Frankreichs Steuersystem vor dem Jahre 1793 zurück.

\*

„Nur nicht vom Kriege reden! Aber ein Volk, das fähig wäre, das Verbrechen zu vergessen, dem es sein entsetzliches Geschick verdankt, bereit wäre, die Mörder zu pardonnieren, die seine Wohlfahrt gemeuchelt haben, das würde sein Schicksal gradezu verdienen und das vernichtende Urteil gewärtigen müssen, daß ihm nur das geworden ist, was es tragen wollte . . . Der Krieg war beileibe nicht nur das Unglück eines Landes: er war das persönliche Unglück jedes Einzelnen. Mit Ausnahme der Kriegsgewinnler — und auch das ist ein Unheil des Krieges, daß er Kriegsgewinnler hervorbrachte — hat jeder Mensch in diesem Staate den Fall und Verfall seines Lebens dem Kriege zu ‚danken‘, und den Dank den Kriegsverbrechern abzustatten darf keine Gelegenheit versäumt werden.“ Das steht in dem sozialistischen Zentralorgan Oesterreichs, in der wiener „Arbeiter-Zeitung“. Bei uns denkt man kaum noch an Krieg und Kriegsverbrecher, und auch daß der fortschreitende Verfall des Landes den deutschen Opfern unsrer Kriegsverbrecher Hirn und Gewissen schärfen wird, ist kaum zu hoffen.

# Sozialistische Weltpolitik von Heinrich Ströbel

Trotzki hat dem Zweiten Kongreß der Dritten Internationale ein literarisches Gastgeschenk überreicht: einen „Anti-Kautsky“, eine umfangreiche Entgegnung auf Kautskys Schrift über „Terrorismus und Kommunismus“. Dies temperamentvolle Pamphlet des neben Lenin gefeiertsten Bolschewisten-Führers ist zur einen Hälfte polemische Vernichtung der „Kautskyaner“, zur andern Hälfte Beschönigung der bolschewistischen Methoden und Mißerfolge. Kautsky hatte aus dem Zusammenbruch der russischen Industrie auf Fehler und Irrtümer der bolschewistischen Politik geschlossen. Trotzki jedoch verweist höhnisch auf die „Hauptursachen des wirtschaftlichen Verfalls: die imperialistische Metzerei und die Blockade“. Von den ersten Monaten seines Bestehens an sei Sowjet-Rußland der Kohle, des Naphtas, der Metalle und der Baumwolle beraubt gewesen. „Zuerst hatte der oesterreichisch-deutsche, dann der Entente-Imperialismus unter Mitwirkung der russischen Weiß-Gardisten Sowjet-Rußland vom Kohlen- und Metall-Erzbecken des Donez, vom kaukasischen Naphta-Gebiet, von Turkestan und seiner Baumwolle, vom Ural mit seinen reichen Metallgruben, von Sibirien mit seinem Getreide und Fleisch abgeschnitten.“ Ganz richtig: aber was brachte dies Unheil über Sowjet-Rußland? Trotzki selbst gibt die Antwort: „Freilich, Blockade und Bürgerkrieg waren Folgen der proletarischen Umwälzung in Rußland.“ Doch sofort springt er von dem Pfade der Erkenntnis wieder ab ins Gestrüpp seiner verärgerten Polemik. Dabei ist dies der Grundfehler der ganzen bolschewistischen Rechnung. Man proklamierte die Räte-Diktatur, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß dieser Schritt Rußland zerreißen, in blutigsten Bürgerkrieg stürzen und zur Beute des ausländischen Imperialismus machen mußte! Man wiegte sich in der unglaublichen Illusion, daß Rußlands Vorbild überall die Weltrevolution entzünden werde. Man ignorierte alle realen Tatsachen und verkannte die Psychologie der Massen in gradezu unbegreiflicher Weise. Man spielte mit einer Sorglosigkeit *va banque*, gegen die Ludendorffs Hazardieren pedantische Gewissenhaftigkeit war. Und wenn die deutschen Imperialisten und Militaristen nichts von der Verantwortung für den frivol verschuldeten Zusammenbruch entlasten kann, so fällt erst recht die Schuld an der Zerreißung und Zerrüttung Rußlands auf die Politik des Bolschewismus.

Statt aus den ersten Fehlern zu lernen, haben die Trotzki und Lenin ein System daraus gemacht: die Theorie und Strategie der in ganz Europa zu entfesselnden Weltrevolution. Wiederum sehn sie nur auf die eignen Kräfte, berechnen sie nur die eignen Schachzüge, ohne die ungeheuern Gegenkräfte in Betracht zu ziehn. Ihre weltrevolutionären Spekulationen müssen darum mit demselben Mißerfolg enden, wie die revolutionären und sozialistischen Spekulationen im eignen Lande.

\*

Der deutsche Sozialismus würde Selbstmord verüben, wollte er sich den moskauer Bedingungen unterwerfen und das Programm des Bürgerkriegs und des Kriegs gegen die Entente an-

nehmen. Und so zahlreich und stürmisch in den Organisationen der Unabhängigen auch die Kundgebungen für die Solidarisierung mit Moskau sind, so wenig wird sich letzten Endes doch die Mehrheit der deutschen Sozialisten fangen lassen. Denn Kommunisten und Unabhängige zusammen bilden knapp die Hälfte der sozialistischen Armee, und von den Unabhängigen wird ein starker Bruchteil den Abmarsch nach links nicht mitmachen.

Stürzte sich das deutsche Proletariat in die Arme Sowjet-Rußlands, so würde es dessen bittere Erfahrungen mit zehnfacher Bitterkeit auskosten. Es bekäme den Bürgerkrieg und die Zerreißung Deutschlands, nur ohne Hoffnung auf den sozialistischen Sieg und die proletarische Diktatur. Aber selbst wenn das Unmögliche möglich würde, wenn in Norddeutschland das Proletariat die Räte-Herrschaft proklamierte: welche Aussichten blühten ihm dann? Die Losreißung des Rheinlandes und Süddeutschlands, der furchtbarste Mangel an Kohle, Erz, Baumwolle, Getreide, kurz: die gleiche Wirtschaftskatastrophe, die Sowjet-Rußland erlebt hat. Bis Rußland, das heute selbst an all diesen Dingen schwersten Mangel leidet, einmal aushelfen könnte, würden Jahre vergehn, Jahre, die unsägliches Elend über das deutsche Proletariat bringen müßten. Deshalb wäre es verbrecherischer Wahnsinn, wenn der deutsche Sozialismus den Spuren und Lockungen Moskaus folgte. Grade weil er alle wirtschaftlichen und politischen Faktoren sowohl des eignen Landes wie der andern Länder sorgsam in Rechnung zu stellen hat, grade weil er Weltpolitik treiben muß, darf der deutsche Sozialismus nicht immer nur hypnotisiert nach dem Osten starren. So sehr die deutschen Arbeiter dem russischen Proletariat beizuspringen verpflichtet sind, so wenig dürfen sie vergessen, was sie sich selbst und dem westeuropäischen Proletariat schuldig sind, das in seiner großen Mehrheit von der bolschewistischen Doktrin nichts wissen will. Nicht die Wünsche der 600 000 russischen Kommunisten allein, und nähmen sie auch die Form der kategorischen Befehle an, können den Willen der deutschen Sozialisten bestimmen, sondern die materiellen und kulturellen Interessen der gesamten europäischen Industriebevölkerung, die als Träger des Sozialismus vor allem in Frage kommt. So wenig aber der deutsche Bürgerkrieg und die Zerreißung und Verwüstung Deutschlands im Interesse des allgemeinen Kulturaufstiegs und der Weltsozialisierung läge, so wenig würde dem Weltproletariat mit dem neuen Weltkrieg zwischen Ost- und Westeuropa gedient sein, für den sich kommunistische Phantasien immer leidenschaftlicher begeistern. Sozialistischer Aufbau ist — Sowjet-Rußland beweist das schlagend — nur im Frieden möglich: darum muß jede sozialistische Weltpolitik zuallererst auf die Herbeiführung und Erhaltung des Friedens gerichtet sein. Diese sozialistische Friedenspolitik muß darum auch das Grundgesetz der deutschen Sozialisten sein, die den Kotau vor Moskau verwerfen. Doppelt scharfe Absage an jede Art von Nationalismus ist ihre Pflicht! Mit Frankreich nicht nur, sondern auch mit Polen muß Deutschland ehrlichen Frieden suchen, die Bedingungen des Versailler Friedensvertrags muß es erfüllen, soweit das irgend in seiner Kraft liegt. Sabo-



tage und ohnmächtige Intrigen könnten sein Los nur verschlimmern; Aufhebung des Unbilligen und Unerträglichen kann Deutschland nur erhoffen, wenn es durch kraftvolle soziale und moralische Aufrichtung den Respekt der andern Nationen, vor allem die Sympathien des Proletariats der Entente-Länder erringt. Diese Rehabilitierung aber ist nur dadurch möglich, daß die deutschen Sozialisten sich mit der gleichen Entschiedenheit, mit der sie allen Nationalismus von sich weisen, das Programm des sozialistischen Aufbaus in Angriff nehmen. Nur durch die Klugheit und Kühnheit seiner sozialen Reformen kann Deutschland sich wieder eine Weltstellung erringen!

\*

Leider muß man der Entente nachsagen, daß ihre Politik ganz danach beschaffen war, den Bolschewismus und Nationalbolschewismus zu züchten. Namentlich Frankreich hatte es förmlich darauf angelegt, die deutsche Demokratie zu schwächen und die pazifistischen Regungen zu ersticken. Statt einen modus vivendi mit dem demokratischen Sozialismus zu suchen, hat es immer auffälliger mit dem reaktionären Partikularismus West- und Süddeutschlands kokettiert. Um sich gegen künftige Bedrohung durch deutschen Nationalismus und Revanchegeist zu sichern, hat Frankreich zärtliche Bande mit den bayrischen Orgesch-Leuten und Klerikalen gesponnen. Die Militaristen, Kapitalisten und Imperialisten Frankreichs glauben, ihre besondern Ziele durch einen genialen Trick erreichen zu können. Durch eine Spaltung des Reichs hoffen sie sowohl die nationale Kraft Deutschlands wie die Kräfte des Sozialismus brechen zu können. Das protestantische Preußen, dessen Sozialismus der engstirnigen französischen Bourgeoisie ebenso unbehaglich ist wie den Chauvins der borussische Militarismus, möchte man durch ein katholisch-reaktionäres Süddeutschland paralysieren, das auch das christlich-soziale Deutschoesterreich umfaßt und seinen Stützpunkt und sein antibolschewistisches Bollwerk fände in dem Ungarn der Gegenrevolution. Zahllose Fäden laufen zu diesem Meisterwerk einer intriganten Staatsmännerei in allen vier Ländern hinüber und herüber — Offiziere, Kleriker und reaktionäre Agenten werkeln wetteifernd am Webstuhl der Zeit. Nur freilich: was er webt, das weiß kein Weber! Den internationalen Kapitalismus, die internationale geistige Reaktion wähnt man zu schirmen — und arbeitet in Wahrheit an der Bolschewisierung Europas! Denn die vierzig Millionen Norddeutschlands lassen sich weder wirtschaftlich strangulieren noch durch einen klerikal-kapitalistischen Ring dauernd einkreisen. Schon hat die brutal-stumpfsinnige Versippung der Entente mit den weißen Terroristen Ungarns die deutschen und oesterreichischen Arbeitermassen maßlos erbittert. Obendrein aber ruht das Regime des weißen Terrors in Ungarn auf tönernen Füßen. Ueber Nacht könnte dieser Eckstein aus dem schönen Gebäude der klerikal-kapitalistisch-militaristischen Kombination heraus-springen! Handelte deshalb die Entente nicht von vorn herein tausendmal klüger, wenn sie mit der deutschen Demokratie, dem deutschen Sozialismus Verständigung suchte und ihm dadurch die Möglichkeit schüfe, eine friedliche Weltpolitik zu treiben?

# Lenin von Maxim Gorki

Das Kapitel: Gorki und der Bolschewismus ist jüngst durch einen neuen Beitrag bereichert worden. In Nummer 12 der russischen Zeitschrift „Die kommunistische Internationale“ veröffentlicht Gorki eine Charakteristik Rußlands und Lenins, die überall in russischen Kreisen großes Aufsehen erregt und hier in ihren Hauptparteien wiedergegeben sei. Man hat früher behauptet, und stichhaltige Belege dafür erbracht, daß Gorki in die Reihen der bolschewistischen Machthaber nicht nur eingetreten ist, um nicht untätig zu bleiben, sondern auch als Dämpfer, um bewußt den Terror zu mildern und unschuldige Opfer zu retten. Aber ein im tiefsten Wesen so exklusives, so unduldsames Regime wie das bolschewistische verfehlt offenbar auf die Dauer durchaus nicht seine geistig assimiliierende Wirkung. Und zweifellos die Frucht dieses Assimilierungsprozesses liegt vor uns in Gorkis Aufsatz.

Er bedarf wohl nur eines kurzen Kommentars. Kennzeichnend für ihn ist die Mischung nüchternen Wirklichkeitssinnes, der die Schwächen des eignen Volkes wohl erkennt, mit einer verschrobenen, fatalistischen Geschichtsphilosophie, die über Das, was das gesunde Gefühl nicht zugibt, hinweghelfen soll. Und eben dieser Fatalismus ist kennzeichnend auch für die russische „Mentalität“, die er ja selber „geißelt“.

Das Eine ist jedenfalls sicher: Nichtbolschewisten aller Richtungen und Schattierungen, die Gorki bisher stets wenigstens halb noch zu den ihren rechneten, werden jetzt wissen, woran sie sind. Oder ist vielleicht in Zukunft eine neue Evolution des Dichters möglich? Seine Vergangenheit läßt es nicht als unwahrscheinlich erscheinen. Und eine geschichtsphilosophische Uebergangsformel wird sich unschwer wieder finden lassen.

Elias Hurwicz

Ich habe Lenin einmal in einem bedingten Sinne mit Peter dem Großen verglichen — man hat sich über diesen Vergleich lustig gemacht, weil er angeblich übertrieben war. Aber das war eben ein bedingter Vergleich: für mich persönlich ist Lenins Rolle als des sozialen Reformators seines Landes geringer denn seine Bedeutung als Weltrevolutionär. Er ist nicht nur ein Mann, dessen Willen die Geschichte die furchtbare Aufgabe auferlegte, diesen bunten, ungeschlachten, faulen menschlichen Ameisenhaufen, genannt Rußland, bis auf den Grund umzuwühlen — sondern sein Wille ist ein unermüdlicher Sturmbock, dessen Schläge die monumental gebauten kapitalistischen Staaten des Westens und die jahrtausendealten dumpfigen Klumpen der abscheulichen Sklavendespotien des Ostens mächtig erschüttern.

Ich glaube nach wie vor, wie ichs auch vor zwei Jahren glaubte, daß Rußland für Lenin nur das Material zu einem in universalem, planetarischem Maßstab unternommenen Versuch darstellt. Zuerst hat mich dieser vom Mitleidsgefühl für das russische Volk getrübbte Gedanke empört; aber durch die Beobachtung, wie die Entwicklung der russischen Revolution, sich verbreitend und vertiefend, immer mehr die Zerstörungskräfte des kapitalistischen Regimes anfacht und organisiert, bin ich jetzt zu der Ansicht gekommen, daß man, wenn Rußland auch

zur Rolle eines Versuchsobjektes verurteilt ist, doch dafür keineswegs den Mann verantwortlich machen kann, der bestrebt ist, die latente Energie der russischen Arbeitsmassen in kinetische, aktuelle Energie zu verwandeln.

Jedermann empfängt, was er verdient hat — das ist gerecht. Ein Volk, das in der engen Luft der Monarchie innerlich faul geworden, aber auch tatenlos, willenlos, ohne Selbstglauben und ungenügend „bürgerlich“ ist, um einen starken Widerstand zu leisten, dabei ebensowenig stark, in sich die sklavisches, fest eingewurzelte Neigung zum bürgerlichen Wohlsein zu töten — ein solches Volk hat offenbar nach der Logik seiner talentlosen Geschichte alle für ein passives Wesen unvermeidlichen Dramen und Tragödien zu durchleben.

Den Kleinbürgern aller Länder muß Lenin natürlich als ein Attila erscheinen, der in die Welt gekommen ist, um das Rom bürgerlichen Wohlseins und Gemütlichkeit, das auf Sklaverei, Blut und Raub begründet ist, zu zerstören. Aber wie das alte Rom seinen Untergang verdient hat, so rechtfertigen auch die Verbrechen der heutigen Welt die Notwendigkeit ihrer Zerstörung. Es ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Und Niemand und Nichts wird sie abwenden.

Lenin ist ein Mann, der die Unerschrockenheit fand, den Prozeß einer alleuropäischen sozialen Revolution in einem Lande zu beginnen, wo fünfundachtzig von hundert der Bauern nichts als satte Bourgeois sein wollen. Diese Unerschrockenheit halten Viele für Wahnsinn. Ich persönlich aber begann meine Arbeit als Einpeitscher der Revolutionsstimmung durch die Verherrlichung des Wahnsinns der Mutigen. (Anmerkung des Uebersetzers: Gorki spielt hier auf sein, der Zensur halber symbolisch verschleiertes, revolutionäres Gedicht in Prosa: „Das Lied vom Falken“ an, das den Refrain hat: „Dem Wahnsinn der Mutigen singe ich Ruhm“, und das in den Jahren vor der Revolution von 1905 eine große Popularität erlangte.) Es gab wohl einen Augenblick, wo das natürliche Mitleid mit dem Volke Rußlands mich zwang, den Wahnsinn beinahe für ein Verbrechen zu halten. Heute aber, da ich sehe, wie dieses Volk viel besser geduldig leiden als bewußt und ehrlich arbeiten kann — heute singe ich wieder den Ruhm des geheiligten Wahnsinns der Mutigen.

Von diesen ist Wladimir Lenin der erste und wahnsinnigste.

---

Der gute Bürger wird immer stumpfsinniger! Er will nicht einmal wählen! Das dumme Vieh hat mehr Selbsterhaltungstrieb als er. Armes Frankreich! Wir Armen! Wir leiden nur an einem: an Dummheit. Aber sie ist furchtbar und allgemein. Wenn man von der Verdummung des gemeinen Volkes spricht, so ist das eine Ungerechtigkeit, eine Unvollständigkeit! Schlußfolgerung: man muß den gebildeten Klassen Bildung geben. Man fange mit dem Kopf an, das ist der kränkste Teil — das Uebrige kommt später.

Flaubert

# Brief an Simons

Sehr geehrter Herr Reichsminister!

Als ich vor Spa Ihre Ernennung las, war mein erster Gedanke: Vous êtes né coiffé. Sie sind schon mit dem Hut auf dem Kopf geboren, wie man in lateinischen Ländern von Männern sagt, die eine besonders günstige Situation vorfinden und — auszunützen verstehen.

Denn daran, daß Sie, der Sie so lange die Hoffnung der demokratischen Rechten und Linken sind, daß Sie, den die ‚Freiheit‘ und das Berliner Tageblatt loben und preisen, nicht versagen würden, nicht versagen dürften, stand bei mir fest. Und die Situation war so günstig. Als ich Italien 1915 im April verließ, verabschiedete ich mich von all den Jungen, die dort im Cenacolo della Voce für den Fortschritt, sei er Krieg, sei er Frieden, wirkten. Traurig sagte ich: „Mir bleibt nur die Hoffnung.“ „Die Hoffnung“, erhielt ich zur Antwort, „das ist eine Tochter der Könige, die schwankt und lügt. Der darf man nicht trauen. Nicht hoffen — schaffen muß der Mensch.“

Ich wollte Ihnen dies vor Spa zurufen. Aber Privatbriefe liest bei einem so viel geplagten Minister wohl der Privatsekretär. Da habe ich bis jetzt gewartet und, weil ich gehört werden will, die ‚Weltbühne‘ als Forum gewählt.

Herr Minister, unsre Bekanntschaft datiert von einem Freitag, von dem zweiundzwanzigsten März 1918.

Es war ein großer Tag im alten Reichstag. Der sechste Gegenstand der Tagesordnung war die zweite, womöglich auch die dritte Beratung des am dritten März 1918 in Brest-Litowsk unterzeichneten Friedensvertrages zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei auf der einen und Rußland auf der andern Seite, nebst seinen auf Deutschland bezüglichen Anlagen: dem am selben Tage in Brest-Litowsk unterzeichneten Zusatzvertrag zu dem Deutsch-Russischen Friedensvertrag; dem am siebenten März 1918 in Berlin unterzeichneten Friedensvertrag zwischen Deutschland und Finnland; dem dort am gleichen Tage unterzeichneten Handelsschiffahrts-Abkommen zwischen Deutschland und Finnland; dem Zusatzprotokoll vom siebenten März 1918; dem Notenwechsel mit den Bevollmächtigten der Finnischen Regierung vom siebenten und elften März 1918. (Damals war der Ausdruck, den ich dem Reichstagsprotokoll entnehme: „Bevollmächtigte der Finnischen Regierung“ etwas gewagt. Man hätte hinzufügen sollen, daß Staatsrat Hjelt und Professor Erich ein Finnland erhofften, an ein künftiges Finnland glaubten, das einst selbständig mit den deutschen Zwingherren würde verhandeln können. In Berlin waren die Herren abwechselnd Emigranten, die Zuflucht fanden, und Unterhändler, die sich als Geiseln fühlten.)

An jenem März-Tage waren alle die vielen Ostvölker im Reichstagssaal oder auf den Tribünen vertreten. Bei Beratung des Vertrages erhielt als erster Redner Scheidemann das Wort:

Wir können uns mit der Art des Zustandekommens des Vertrages, bei dem der Reichstag ausgeschlossen war, und mit den

wesentlichen Teilen des Inhalts nicht einverstanden erklären. Da aber der Kriegszustand durch diesen Vertrag im Osten tatsächlich beendet wird, wollen wir ihn auch nicht ablehnen. Aus diesen Erwägungen werden wir uns der Abstimmung enthalten. Dem Vertrag mit Finnland stimmen wir zu.

Nach ihm sprach der Abgeordnete Gröber:

Meine Herren, die Friedensverhandlungen nach einem so schweren Kampf auf Leben und Tod sind nicht ein vergnügliches Spiel (sehr richtig!), sind auch nicht eine Art akademischer Doktor-disputation (lebhaftes Zustimmung), wo man über fein philosophische, wo man über staatsrechtliche oder völkerrechtliche Begriffsbestimmungen umherstreitet (sehr gut!) und allerlei Klopffechtereien anstellt (lebhaftes Bravo), und wenn in solchen Verhältnissen der eine Teil nicht mehr den moralischen Mut besitzt, seine Niederlage und deren Konsequenzen anzuerkennen, dann muß die andre Seite ihm zu Hilfe kommen und ihm genau die Richtlinien vorzeichnen, die er einzuhalten hat, wenn Frieden werden soll. (Lebhaftes Zustimmung) Das ist geschehen, meine Herren, so sind wir zum Frieden gelangt. Wenn man also den Vertrag nicht einen Verständigungsfrieden nennen darf, so sind nicht unsre Leute schuld, sondern die Gegner — die russischen Bolschewisten. (Sehr richtig!)

Dies, Herr Minister, war im März 1918 die Ansicht der zwei mächtigsten Parteien des alten Reichstags, die es auch in der Nationalversammlung und im neuen Reichstag geblieben sind, der beiden Parteien, die die Väter der Friedensresolution vom neunzehnten Juli 1917 waren.

Im Reichstag sprach ich am selben Tage Haase. Er schämte sich. An diesem Tage zerschnitt er im Reichstag das Band, das ihn seit der Friedensresolution mit Erzberger verbunden hatte. Er hat sich mit dem Politiker des Zentrums auch nicht mehr ausgesöhnt.

Meine Fraktion wird nur von einem Gefühl erfüllt: dem der Schande (große Unruhe), daß trotz allen Beteuerungen unserm Nachbarvolk rücksichtslos ein Schwertfriede aufgezwungen worden ist. (Sehr richtig bei der U.S.P.) Die Alldutschen jubeln seit Wochen. Das, was auch in diesem Hause vielfach als Niederschlag überhitzter Phantasie bezeichnet worden ist, ist jetzt Wirklichkeit geworden. Nach den Plänen der „verrückten Annexionspolitiker“, wie sie genannt wurden, sind die Grenzen im Osten festgelegt worden. Und diesen Vertrag hat Herr Erzberger warm begrüßt, und er hat dabei das Bekenntnis abgelegt, daß dieser Friedensvertrag im Rahmen der Friedensresolution vom neunzehnten Juli 1917 liegt. (Hört, hört! bei der U.S.P. Große Unruhe. Glocke des Präsidenten.) Geben Sie uns Pressefreiheit und Versammlungsfreiheit, meine Herren, Sie werden dann erleben, wie das Volk in Wahrheit über Ihre Politik denkt. (Unruhe und Zurufe von der U.S.P. Glocke des Präsidenten.) Meine Herren, der Herr Reichskanzler hat in seiner Rede ausgeführt, daß dieser Friede nichts Entehrendes für die Russen enthalte. Ich weiß nicht, ob etwa in einem unglücklichen Krieg, den wir erlebten, solche Bedingungen, falls sie uns auferlegt würden, vom Reichskanzler in derselben Weise beurteilt würden.

Haase zitierte auch zwei wichtige neutrale Zeitungen. „Politiken“, das Organ der damaligen dänischen Regierung, nannte

den Frieden von Brest-Litowsk eine Katastrophe für Rußland, die nie zur Versöhnung der Völker führen könnte, und das „Journal de Genève“ nannte ihn den schwersten Schlag für den Weltfrieden, schlimmer als eine Kriegserklärung. Haase erntete keinen Beifall, kein Richtig oder Bravo von den andern Bänken des Hauses. Er war nach seiner Rede müde, traurig, verzweifelt. Wie gehetzt, empfand er offenbar das Bedürfnis, seinen Schmerz über die entsetzliche Zukunft, die Deutschland an diesem Schicksalstage sich selber bereitete, zu verstecken.

Ich ging wieder auf die Tribüne, als v. Trampczynski sprach. Er sprach als Jurist. Er bekämpfte „die unglaubliche juristische Ansicht“, daß die besetzten Gebiete weiterhin lediglich nach der Haager Landkriegsordnung behandelt werden könnten. Er protestierte gegen die völkerrechtswidrige Zurückhaltung von nicht weniger als 700 000 Arbeitern aus Polen und Litauen.

Wer würde daran zweifeln, daß auch diejenigen Russen, welche die Bolschewiki-Regierung nicht anerkennen — und das soll ein großer Prozentsatz sein — aus dem Vertrage Rechte erwerben, obwohl sie doch niemals anerkennen werden, daß sie durch die Bolschewiki-Regierung vertreten waren.

Die Antwort an den Polen erteilten Sie, Herr Minister. Ich kannte Sie nicht, war gespannt, den juristischen Demokraten, das Gegengewicht der Exzellenz v. Kriege — so waren Sie mir geschildert worden — zu sehen und zu hören. Die ernste Anklage, daß die Bevölkerung der Randgebiete durch den Vertrag schlechter gestellt werde als die Bevölkerung der vertragschließenden Teile, gaben sie ohne weiteres als berechtigt zu. Sie sprachen bedauernd, konziliant. Sie gefielen mir als Typ des altpreußischen Geheimrats, dessen Gerechtigkeitssinn, dessen privates Herz und Gewissen mit seiner amtlichen Ueberzeugung und Order immer in Streit liegen. Dann aber gings weiter, und da, Herr Minister, enttäuschten Sie mich: der Vertreter des Auswärtigen Amtes siegte in Ihnen — head long, hands down, wie es in der Turfsprache heißt — über den Menschen und den Politiker. Juristisch mögen Sie in Sachen der Haager Landkriegsordnung recht gehabt haben; aber politisch, nein, politisch waren Ihre Aeüßerungen nicht. Sie beantworteten den Notschrei der Polen mit folgenden Worten:

Ja, meine Herren, unter welchem Recht, vom Standpunkt der Okkupationsmächte betrachtet, sollen Sie denn stehen? Soll da eine völkerrechtliche Leere eintreten? Selbst der Regentschaftsrat in Warschau ist ja nicht der Meinung des Abgeordneten v. Trampczynsky, sondern auch er hält die Okkupation noch für zu Recht bestehend und die Okkupationsgesetze, die in der Landkriegsordnung vorgesehen sind, noch für in Kraft befindlich. Derselben Auffassung ist auch die Reichsregierung, denn die Konsequenz der entgegengesetzten Auffassung würde sein, daß sämtliche Einrichtungen und sämtliche Gesetze der Okkupation ohne weiteres und sofort mit dem Frieden verschwinden müßten, was aber nicht geschehen darf, bevor nicht die neue Ordnung gefunden ist.

Herr Reichsminister: Hugo Haase ist tot. Die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit jener Reichstagssitzung vom zweiundzwanzigsten März 1918 ist gestorben. Im ganzen

Deutschen Reich fordert man von dem Feinde Menschlichkeit, Einsicht, Vernunft und Verzicht auf das Recht, welches das Schwert erzwungen. Ich habe damals zu den Wenigen gehört, die Haase grenzenlos — nicht neidlos, daß er sein Gewissen öffentlich befreien konnte — bewundert haben. Als Haase Volksbeauftragter wurde, war er unverändert geblieben: er bekämpfte das Uebel, wo er es traf, haßte das Gemeine und fiel im Kampf gegen das schlechte Gewissen der Andern. Bevor Haase ging, lernte ich Sie persönlich kennen.

Ich kam des Abends, mit Ihrer Einverständnis, zu Ihnen ins Amt. Bekennermut, Fanatismus suchte ich nicht in den vier Wänden. Ich fand mehr, als ich glaubte: einen geistig hochstehenden, feinen, empfindenden Menschen. Eins aber vermißte ich. Ihre Welt war das Zimmer. Was draußen sich abspielte, war Ihnen fremd. Sie gingen damals mit nach Versailles. Dort war für die Delegation nichts zu erreichen. Politik wird durch Berichte beeinflußt. Alle Staaten senden Gesandte und Missionen, die so berichten müssen, daß der Staatsmann in der Heimat danach handeln kann. In Berlin aber hielt man die Fremden, die Kritik übten, für Feinde. Von Deutschen warnte nur ich. Haase, wenn er mit Fremden redete — er traf Mr. Gibson, den Führer einer englischen Mission bei mir — sprach zu ihnen in demselben Sinne, wie er im Reichstag einst zu den Abgeordneten, Ministern und Beamten des Kaisers gesprochen. Wieder hörte ich von Haase Worte tiefsten Schmerzes darüber, daß — anstatt Gefühl und Verstand — Machtbewußtsein, Machtwille und Furcht den Abschluß einer Periode des Blutes bestimmen sollten. Die Ostfragen waren ihm, dem Ostpreußen, besonders ans Herz gewachsen. Wie eindringlich mahnte und warnte er die Fremden: „Trennt nicht ethnographisch, wirtschaftlich und politisch zusammenhängende Teile, trennt nicht Zusammengewachsenes!“ Wie glaubte er an die Macht des Gedankens, der Idee des Guten und Großen! Wenn der kleine Mann in ein Zimmer trat, mit seiner unscheinbaren Figur, dem ostpreußischen Dialekt, den Härten des Ausdrucks, dann habe ich oft Enttäuschung in den Gesichtern gelesen. In der Unterhaltung wurde dann sein Blick gütig, sein Lächeln beruhigend, sein Wort machtvoll. Ging er, oder verließen ihn die Fremden, dann sah man ihnen an, daß diese Stunde sie bereichert hatte.

Herr Minister: vor und in Versailles haben für die Deutschen nur Männer gesprochen, die am zweiundzwanzigsten März 1918 Siegerrecht für sich gefordert hatten. In Versailles waren ja Sie nicht der Führer, nur der juristische Berater. Ich glaubte damals: wenn Sie Ihre Begleiter sich hätten wählen können, so hätten Sie anders gewählt. Sie hätten sich Männer und Frauen mitgenommen, die bereits in Berlin über Meere des Blutes und des Hasses hinweg das Wort gefunden hatten, das alle Menschen verstehen. Menschen, die schon, als in Brest-Litowsk gesündigt wurde, Scham empfanden und Liebe zur Menschheit fühlten. Menschen wie Maximilian Harden, der 1916 Abrüstung gepredigt hatte, oder wie Eduard Bernstein, der als alter Mann und Revisionist Führer der Jungen und Umstürzler

wurde, weil er einsah, daß Unrecht geschah. Diese Wenigen hätten begründetern Anspruch gehabt, in Versailles gehört zu werden, als die Achtzig und mehr in Ihrer Gesellschaft. Aber die armen Pazifisten hatten ja kein Amt, keine Macht. Und das Ausland kümmert sich nur um Leute, die bei sich zuhause Macht haben. Nein, Herr Minister, Versailles war nicht gut in Szene gesetzt.

Als Spa nahte und Sie Reichsminister des Auswärtigen wurden, da dachte ich: Nun kommen neue Männer in die Wilhelm-Straße. Vergebliche Hoffnung. Ihre erste Tat sollte die Neubesetzung der diplomatischen Posten sein. Ich kann die „neuen“ alten Herren nicht beurteilen; aber als ich zum ersten Mal seit meiner Ausweisung wegen politischer Voraussicht wieder durch die Wilhelm-Straße schlenderte, da sah ich ein einziges neues Gesicht: vor dem A. A. den Portier. Der frühere war an ein andres Ministerium abgegeben worden. Sonst traf ich lauter alte Bekannte, die wichtig hineingingen oder -schlüpfen und ganz so grüßten oder verlegen zur Seite schauten wie zu der Zeit von Jagow, Zimmermann, Hintze, Solf und Brockdorf-Rantzau. Nur Eine Freude hatte ich: Geheimrat Schüler hat die Nachfolge Wilhelms des Zweiten angetreten. Fragte ich früher: „Warum hat Graf X. oder Millionär S. diesen Posten, auf den er doch garnicht paßt?“, so antwortete mir der Staatssekretär oder Personalrat: „Fragen Sie S. M. Da ist nichts zu machen.“ Ich murmelte dann etwas von Rückgrat, wurde aber meist mit einem Blick der Verachtung gestraft. Jetzt fragte ich wieder. Selbst wegen des Portierwechsels, den ich bedauerte, wurde ich an den Geheimrat Schüler verwiesen. Ueber seine Diktatur sind schon Broschüren geschrieben worden. Ist ein Geheimrat wirklich schwerer zu entfernen als Wilhelm, oder braucht man in der Wilhelm-Straße immer Sündenböcke, die sich nicht wehren können?

Herr Minister: Europa brennt wieder. Im Lande wird eine unverantwortliche Hetze getrieben. Gegen die Uebergriffe der Gegner sollten deren Pazifisten aufbegehren. Proteste von uns, die wir Medaillen der Erinnerung an die Versenkung der „Lusitania“ geprägt haben und heute noch in Berlin den Offizieren der feindlichen Missionen verkaufen — solche Proteste sind wertlos. Sympathien und Antipathien mit den Russen und gegen die Polen oder umgekehrt müssen wir Andern überlassen. Die Bolschewiken sind keine Pazifisten. Sie sind Besiegte gewesen. Jetzt könnten sie beweisen, daß sie verstehen, zu siegen und Menschen zu bleiben. Wie es in Rußland wirklich aussieht, weiß Keiner von uns. Wüßten wirs: was würd' es uns nützen? Wir wollen neutral bleiben. Wollen versuchen, in Frieden zu leben. Mit Waffenpropaganda, mit Reden und Liedern über die Polen, über die Greuel im Osten und die schwarze Schmach im Westen ändern wir garnichts. Da berufen sich unsre Gegner auf das Recht, das wir so lange ge- und mißbraucht haben: „La raison du plus fort est toujours la meilleure.“

Herr Minister: wir müssen jetzt wirtschaftlich und politisch Anschluß suchen. Wir müssen erkennen lernen, was für die



andern Völker als gut und böse gilt. Sie stehen vor schweren Verhandlungen mit dem Ausland. Sie sollen hier in Deutschland das Volk führen, das um sein Dasein kämpft. Dieser Winter wird uns, wird Europa Tod oder Leben bringen. Da müssen Sie aus Ihren vier Wänden heraus. Sie hätten Ihren Urlaub als Harun al Raschid in Berlin, nicht in der Schweiz auf dem Präsentierbrett der Politik verbringen sollen. Gehen Sie in die großen Hotels und Restaurants, wo die Abgesandten der Entente verkehren, gehen Sie in die Variétés und Cabarets. Es ist nicht schlimm, daß die Schieber Sekt, Hummern und Artischocken in Massen vertilgen. Aber schlimm ist, daß sie in einem Lande, wo ein großer Teil der Bevölkerung, jung und alt, verkümmert oder an Unterernährung stirbt, Sahne und Schlagsahne, Zucker und Weißbrot in beliebigen Mengen und dazu Couplets zu hören kriegen, worin die Entente verflucht wird, weil unsre Kinder hungern, worin gegen die schwarze Schmach gewettert wird, bevor die Nackttänzerinnen auftreten.

Herr Minister: dieses Treiben verdirbt Ihnen Ihre Politik. Ich war immer gegen Kolonien. Ich dachte: warum läßt man die Schwarzen, die sich in ihrem afrikanischen Urzustand wohlfühlen, nicht in Ruh? Deshalb aber sehe ich einen Afrikaner, mag er sich noch so manierlich benehmen, doch nicht gern in Ludwigshafen. Europa den Europäern! Die Franzosen würden, wenn wir, anstatt von Greuelthaten, ob wahr oder unwahr, zu berichten, an das Gemeinsamkeitsgefühl der weißen Rasse appellierten, an die unabstellbare Not, an das furchtbare Leiden des deutschen Volkes, wie es in jeder deutschen Provinzstadt zu sehen ist — die Franzosen würden den lästigen Streit vielleicht beenden: nur dürften sie nicht vorher in Berlin gesteckt haben und an Sodom und Gomorrha erinnert worden sein. Das Ausland macht eben seine deutsche Politik in Berlin — obgleich es die Informationen dazu nicht in den Büros der Wilhelm-Straße sammelt.

Herr Minister: wir stehen vor wichtigsten Erlebnissen. Sie haben es in der Hand, sich Hilfen zu suchen, Ihre Kollegen so zu orientieren, daß die Hauptstadt Berlin für Deutschland in Würde und Ruhe spricht. Das deutsche Volk, Herr Minister, ist kein revolutionäres Volk. Das deutsche Volk schwankt nicht zwischen Bolschewismus und Militarismus. Pendeln tut nur Berlin. Pendeln tut nur die alte Propaganda. Verhindern Sie, daß die „unabkömmlichen“ Herrschaften immer wieder die alten Mätzchen vorführen. Treiben Sie deutsche Politik in Berlin, Herr Minister, und Sie werden bald sehen, daß das Ausland den neuen Ton versteht. Ich schreibe Ihnen von dem Eiland, wohin ich mich geflüchtet habe, und bitte Sie, die Instinkte im Lande zu wecken, die zur Vervollkommnung, zur Reife, zum Fortschritt der Menschheit führen.

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung bleibe ich, Herr Minister, eine Frau, die wohl im Exil sterben wird, weit entfernt von ihrer Heimat, weil sie diese zu heiß geliebt und zu fest an die Menschheit in den Menschen geglaubt hat.

Hetta Gräfin Treuberg

## Frankreichs Arbeiterschaft von Meridionalis

Wenn man die sich überstürzenden, kaum mehr zu übersehen-  
den und auf einander einzustellenden Ereignisse der letzten  
Zeit an sich vorüberziehen läßt — Spa, Luzern, Aix; russisch-  
polnischer Krieg; Albanien, Aegypten, Syrien; die englische  
Berg- und die italienische Metallarbeiter-Bewegung — und den  
Schlüssel zu all dem sucht, den Grund, warum dies alles so ist,  
so atemraubend einseitig und eintägig, so entsetzlich gleich-  
gewichts- und hemmungslos, dann stößt man mit einem Mal auf  
einen toten Punkt, auf ein Gewicht, das in der Wagschale liegt,  
aber nichts zu bedeuten hat, weil es eben nicht wiegt, sondern  
zu leicht befunden ist: die französische Arbeiterschaft. Die In-  
cohaerenz der proletarischen Bewegung in Frankreich mit den  
Klassenkämpfen, die, zum mindesten überall auf europäischem  
Boden, in die schärfste und wohl vorläufig letzte Phase zu treten  
beginnen, ist das wahrhaft erstaunlichste Phaenomen in der  
ganzen politischen Geschichte dieser Zeit.

Ich kann nicht genau angeben, warum dem so ist, und ver-  
mute, daß kaum Jemand mit dürren historischen und oekonomi-  
schen Daten eine bündige Erklärung zu liefern wüßte. Ich er-  
innere mich nur dunkel eines ausgezeichneten, vor mehr als zehn  
Jahren (bei Rütten & Loening) erschienenen Buches des bei  
seinen Lebzeiten schon zu wenig geschätzten und heute zu Un-  
recht so schnell vergessenen Alexander Ular, der auch für  
Gustav Landauers Serie „Die Gesellschaft“ (ebenfalls bei  
Rütten & Loening) eine sehr originelle und unsern „Kultur-  
politikern“ nicht genug zu empfehlende Monographie über  
„Politik“ geschrieben hat. Es war ein Roman, und der hieß:  
„Die Zwergenschlacht“. Es handelt sich darin um den Kampf  
des amerikanischen Großkapitals mit der europäischen Arbeiter-  
bewegung, die ein genialer Trustmensch zu einer monumentalen  
Synthese zusammenzuschweißen unternimmt. Der einzelnen  
Phasen dieses Kampfes entsinne ich mich nicht mehr genau; mir  
ist nur das eine unendlich erhellende Wort im Gedächtnis ge-  
blieben: „Man muß erst Chinese werden können, bevor man  
Kommunist wird.“ Kein mit wachen Augen Zeit und Geschichte  
Betrachtender kann sich dem entziehen, daß dieses Wort einen  
halben Spengler aufwiegt, und daß es, sichtbar oder unsichtbar,  
einmal als Motto über dem Werk des kommenden wahrhaften  
Historikers unsrer Tage stehen wird. Aber das ist es nicht, was  
ich eigentlich hier heranziehen wollte. Das außerordentlich Er-  
regende, das Bleibende und Große an diesem Buch ist, daß und  
wie die Arbeiterbewegungen der einzelnen Länder und Rassen  
herausgearbeitet, wie sie einzeln auf die biologischen und psycho-  
logischen, strukturellen und kulturellen Unterschiede zwischen  
den einzelnen Völkern zurückgeführt und demgemäß wieder in

bezeichnenden Persönlichkeiten herausgestellt sind. Ulars Blick erweist sich hierin so scharf, daß er, wie jeder scharfe Blick, dem Durchschnittsleser als ein zweites Gesicht erscheinen muß; daß man von dem Roman — der nichts gemein hat mit den Expektationen beschäftigungsloser Heimstrategen über den „Krieg der Zukunft“ — wohl als von einer Prophetie reden kann. Auch hier hängt alles und scheitert alles an der Stellungnahme der Franzosen oder besser an ihrer Nicht-, an ihrer zweideutigen Stellungnahme; an ihrer von Stimmungen, Massen- und Einzelstimmungen, von Kriterien, die mit der Sache nichts zu tun haben — *mais ne cherchez pas le féminin*! —, hin und her getriebenen Entscheidung. Ich wiederhole: ich weiß nicht, wie weit sich dies alles mit dem Wesen der derzeitigen französischen Arbeiterbewegung (oder richtiger: Nichtbewegung) deckt. Ich sehe nur, daß der Effekt genau der gleiche ist wie in Ulars Buch: Untätigkeit, Ohnmacht. Untätigkeit aus Ohnmacht, und Ohnmacht aus Untätigkeit. Führerlosigkeit, Kirchturnzank, Sentimentalität und Ressentimentalität, Formelkram. Besserwisserei und Rechthaberei *intra et extra muros*. Ich weiß, daß mehr oder weniger die Arbeiterbewegungen aller europäischen Länder, bis auf die englische allenfalls, vor allen andern aber die deutsche, dieser Sünden bloß sind; aber sie sind es doch immerhin nicht in diesem lähmenden Maße und vor allem: auf keiner von ihnen ruht eine solche Verantwortung wie auf der französischen. Warum? Weil das französische Proletariat als das der kontinentalen Siegervormacht das ausschlaggebende ist — ach, was sag ich: das ausschlaggebende sein könnte für den Frieden Europas.

Aber was ist denn heute allein ausschlaggebend in Europa? Jedem ehrlichen Arbeiter zwischen Le Havre und Marseille, zwischen Bayonne und Nancy (meinetwegen auch Neu-Breisach) müßte doch die Schamröte ins Gesicht steigen bei der Antwort, die er unbedingt darauf zu geben hat: Ausschlaggebend ist die französische Bourgeoisie. Der Ausschuß — in jedem Sinn — des französischen Rentenspießbürgertums: Flauberts Monsieur Homais, der mit dem Säbel durch die Gassen Europas scheppert. Es sei ferne von uns, die französischen Arbeiter um eine Milde rung von Versailles anzuwünseln, das wir ob der Schwäche unsres Reichstags, der Torheit unsrer Außenpolitiker und der Verbohrtheit unsrer Generale vor dem Gericht der Geschichte — nicht vor der Heuchelei und der Schadenfreude der uns gestern und heute wie die Hunde den Hasen Umstellenden und Umbellenden — wahrlich verdient haben. Freie Bahn dem Tüchtigen: jedes ehrliche Streben soll auch seinen Lohn finden, und Niemand auf der Welt wird uns abstreiten wollen, daß wir redlich daran gearbeitet, ja, uns darum gerissen haben, uns zu ruinieren — Herrscher und Bürger, Kopf- und Handarbeiter.

Aber Das muß doch einmal ausgesprochen werden: daß das heutige Verhalten des französischen Proletariats an Jämmerlichkeit alles übersteigt, was diese an Erbärmlichkeiten wahrhaftig nicht armen Läufe gezeitigt haben. Ein Renegat wie Millerand kann wagen, den Gewerkschaftsbund auflösen und seine Führer einsperren lassen: zu wollen, und kein Rad zwischen Vogesen und Pyrenäen steht still. Herr Clemenceau kann den feigen Mörder eines der edelsten Menschen der Welt, einen Schandkerl, der den heutigen Zustand des Erdteils weit mehr auf dem Gewissen hat, als sämtliche Wilhelme, als Ludendorff und Suchomlinow, Berchtold und Bethmann zusammengekommen, einfach unter Beugung des klarsten öffentlichen Rechts freisprechen lassen, ohne daß sich mehr als ein Murmeln im roten Blätterwald erhebt! Wahrlich, der alte Tiger hat gewußt, warum er diese junge Hyäne vor dem Schafott oder auch nur vor dem Bagno gerettet hat: jetzt erst lohnt sich die bübische Tat dieses Exponenten eines um die russischen Zinsen bangenden Epicier-Patriotismus.

Jetzt erst: während nirgends sonst in Europa mehr auswärtige Politik gemacht werden kann ohne die ehrliche Auseinandersetzung mit oder mindestens das schielende Blinzeln nach der Arbeiterschaft. Die Labour Party hat Lloyd George veranlaßt, in den Wein seiner russischen Politik etwas Wasser zu gießen; der Partito Socialista hat Giolitti gezwungen, Albanien aufzugeben. Nun, wir werden ja sehen, ob sich eine französische Sozialistenhand für die Ruhr rühren wird, ohne deren Kohlen halb Deutschland erfrieren und verhungern muß. In Italien wird erbittert um die Ueberführung der Produktionsmittel an die Arbeiterschaft gerungen, in England hat sich ein permanenter Ausschuß gebildet, der zunächst einmal — entsprechend der großzügigen Auffassung des Engländers von Politik, die auch der geringste „man in the street“ unter dem Aspekt der Weltpolitik sieht — die Außenpolitik kontrollieren wird; von Rußland und Deutschland rede ich erst gar nicht. Was hat sich in Frankreich gebildet, worum wird dort gekämpft? Nichts hat sich gebildet, um nichts wird gekämpft. Wenigstens mit keinem andern Organ, als dem — redenden und schreibenden. Das läßt Herrn Millerand diktieren und Herrn Foch marschieren, Herrn Barrère konspirieren und Herrn Weygand konferieren, als ob auf dem Kalender 1811, nein: 1684 stünde, und 1789 nur dazu dagewesen sei, um die Güter dieser Welt aus den verfeinerten Fingern von Menuett tanzenden Adligen und Abbés in die fleischigen von foxtrottenden Spekulanten und Schiebern zu bringen. Wo ist die Carmagnole geblieben?

Man kann sehr gern Foxtrott tanzen und sehr wenig Gefallen an Revolutionen finden. (*Vestigia germanica terrent.*) Aber darum braucht man die bestehende Welt nicht für die beste aller

möglichen zu halten. Braucht einem die jetzige Verteilung der Vaterländer auf der Landkarte ebensowenig sakrosankt zu erscheinen, wie die Verteilung der Weltwerte auf bedruckte Zettel. Aber in Frankreich wird demnächst der Friede von Versailles den Rang eines Rituals und das Goldene Kalb einen Tempel erhalten, zu dem Steine herbeizuschleppen die Gewerkschaft der Maurer sich nicht weigern wird aus Angst vor der Auflösung und der Justicia mit der verrutschten Binde. Hier und nirgends anders liegt der Schlüssel zu Aix; zu Luzern; zu Riga; zu Breslau; zu Genf, das man gar nicht einmal aufzuschließen braucht, weil kein Regierungsmensch aus Paris, London, Rom und Berlin in dieser schönen Stadt der Schweiz etwas zu suchen haben wird. Denn nicht einmal die Festsetzung der deutschen Schuld, die mit ihrer wahnwitzigen Höhe und Verzahnung ja einfach die Weltschuld darstellt, können und wollen die französischen Arbeiter erreichen, um den Völkern der Erde doch wenigstens einmal wieder ein reinliches Hauptbuch zu verschaffen, wenn sie denn nicht mithelfen wollen an dem Werk der übrigen europäischen Arbeiterschaft: reinen Tisch zu machen.

---

## Die Waffen nieder! von Theobald Tiger

Dem lieben kleinen Peters-Mann,  
weil er die Orgesch halten kann!

Ein armer Mann geht Waffen sammeln  
und ruft „Alt Eisen!“ auf dem Hof.  
Siehst du dort die Plakate bammeln?  
Na, Mensch, so dof!

Ich seh im Geist sie alle geben:  
Der Wulle gibt die Schnauze ab.  
Wird er auch ohne solche leben?  
O frühes Grab!

Herr Bernhard gibt ein Schaukelpferdchen,  
Frau Orska gibt das letzte Hemd,  
der Bayer gibt ein Königsschwertchen,  
das er geklemmt.

Max Reinhardt liefert eine Pauke,  
der Sowjet einige Phrasen ab.  
Herr Steinach, der Verjüngungsnauke,  
den Eierstab.

Des Zentrums massige Gestalten,  
sie haben nur des Geistes Licht.  
Das dürfen sie denn auch behalten.  
Es lohnt sich nicht.

Und Jeder gibt, womit er kämpfte.  
Nur zweierlei bleibt auf der Welt:  
— was meine Freude leise dämpfte —:  
die Dummheit und das Geld.

## Von Kiel bis Kapp von Hermann Fernau

Von Kiel bis Kapp: so heißt der Beitrag, den Gustav Noske „zur Geschichte der deutschen Revolution“ geliefert hat (und der im Verlag für Politik und Wirtschaft zu Berlin erschienen ist). Wie der Verfasser im Vorwort betont, hebt seine Schilderung „vielfach das Kleinlich-Menschliche, das von allen großen Zielen und Vorkommnissen nicht zu trennen ist“, und unter dem er „zu leiden“ hatte, hervor.

In der Tat ist Noskes Buch nicht viel mehr als eine triviale Aneinanderreihung von Ereignissen, die sich in seiner Umgebung abgespielt haben. Große, verbindende Ideengänge oder wegweisende politische Richtlinien fehlen darin fast ganz. Daß Noskes Buch eine eifrige Polemik gegen Spartacisten und unabhängige Sozialisten ist, versteht sich bei der Tätigkeit, die er ausübte, von selbst.

Gustav Noske ist nicht nur als Politiker, sondern auch als Schriftsteller eine durchaus originelle Erscheinung. „Mit dem Stabschef erwog ich ernstlich, ob nicht ein größeres Schiff durch den Kanal zu schicken sei, um die Rasselbande zur Räson zu bringen. Ausgeräuchert wurde das cuxhavener Nest aber erst im Februar des nächsten Jahres.“ „Wenn der Anlaß nicht so traurig gewesen wäre, hätte man sich vor Vergnügen kugeln können wegen der Rede, die der kleine O . . hielt.“ „Ein Mann soff sich tot, ein anderer wurde im Streit von einem Unteroffizier erschossen.“ Ist dieser Stil ein Ausdruck unsrer durch die Revolution verwilderten Sitten?

Aber Noske steht nicht allein mit der akademischen Ausdrucksform, er steht mit der deutschen Sprache überhaupt auf dem Kriegsfuß. „Gewehre brachten eine große Anzahl mit.“ „Von den Protesten gegen ihre Verwendung gegen Berlin gab ich der Brigade Kenntnis.“ Oder gar: „Das Leben hatte bei den Januarkämpfen eine große Anzahl Menschen verloren.“ Sollten in unsrer Zeit, da alles wankt, auch die Gesetze der deutschen Sprache revolutioniert worden sein? Oder sollten am Ende jene reaktionären Zyniker recht haben, die behaupten, unsre Republik werde von Gastwirten und Bierkutschern regiert?

Seien wir gegen den Schriftsteller Noske nicht unnütz grausam. Obgleich man von Jedem, der öffentlich spricht und schreibt, ein Mindestmaß sprachlicher Bildung fordern darf, sind die Verdienste eines Mannes doch nicht an seinen schriftstellerischen Leistungen zu messen. Beweis: der alte Wrangel, der zwar mir und mich nicht richtig anwenden konnte und doch, ganz wie Noske, berufen war, Recht und Ordnung im Staat wieder herzustellen.

Am vierten November 1918 wird Noske, zusammen mit dem Demokraten Haußmann, von der Kaiserlich Deutschen Regierung nach Kiel geschickt, um die drohende Revolution womöglich im Keim zu ersticken. Er kommt in Kiel an und sieht die Revolution. Und er, der als Sozialdemokrat jahrzehntelang gegen die Junkerherrschaft, das heißt: für die Revolution gearbeitet hat, empfindet beim Anblick meuternder Matrosen und wehender

roter Fahnen nur das eine Bedürfnis: die Bewegung zu lokalisieren, die Ausrufung der Republik zu verhindern, um jeden Preis die Ruhe im Rahmen des alten Regimes wiederherzustellen. Als das schließlich nicht mehr ging, als Eisner in Bayern die Republik ausgerufen und die Revolution auf ganz Deutschland übergreifen hatte: da fühlte Herr Noske sich nicht etwa zum Rücktritt veranlaßt (was logisch gewesen wäre), sondern wandelte sich behend vom kaiserlichen Emissär zum republikanischen Gouverneur von Kiel. Kein Wort der Begeisterung über die Tatsache, daß das alte Regime gestürzt und die Selbstherrlichkeit des deutschen Volkes proklamiert worden ist. Empfindet er überhaupt den Zusammenbruch der alten Staatsform als ein Glück für das deutsche Volk? Wir wissen es nicht; vergeblich suchen wir in seinem Buch nach einer grundsätzlichen Stellungnahme zu den Ereignissen. Noske und seine Freunde, gestern noch die Wortführer der wilhelminischen Kriegspolitik, haben (begrifflicher Weise!) niemals versucht, ihre Vorkriegstheorien und ihre sonderbare Kriegspraxis selbstkritisch in Einklang zu bringen. Sie haben folglich auch niemals das geringste Gefühl für den peinlichen Eindruck gehabt, den ihre mehrfache „Umlernerei“ auf alle logisch denkenden Demokraten des In- und Auslandes machen mußte.

Die Seelenruhe, mit der Noske sich im August 1914 vom Sozialdemokraten zum Monarchisten und im November 1918 zum Republikaner wandelt, entspricht ganz und gar seiner Ahnungslosigkeit in Sachen der sogenannten „Schuldfrage“: „Seither (seit Abschluß des Waffenstillstands) hat das Verhalten der Sieger dargetan, wie begründet die Kriegspolitik der Mehrheitssozialdemokratie war, für die ich in Wort und Schrift als ein eifriger Verfechter gewirkt hatte. Wir wünschten, den Krieg zu vermeiden. Als er nicht mehr zu verhüten war, erstrebten wir seine rascheste Beendigung durch einen Frieden der Verständigung. Solange jedoch die Gegner einen ehrenvollen Frieden ablehnten, mahnten wir unser Volk zum Einsatz aller Kräfte, um die Niederlage und den Diktatfrieden übermütiger Sieger abzulehnen.“ Mehr weiß Herr Noske über die alles beherrschende Schuldfrage nicht zu berichten. Mit diesem jesuitischen: „als er nicht mehr zu verhüten war“ möchten Noske und seine Freunde einer Diskussion über die Schuldfrage ausweichen. Denn mit der Klarstellung der Tatsache, daß Wilhelm der Zweite einen Angriffs- und keinen Verteidigungskrieg geführt hat, käme ja der Verrat ans Tageslicht, den die deutsche Sozialdemokratie im August 1914 am deutschen Volke beging. Und die peinliche Folge davon wäre, daß Niemand, der dem Kaiser die Kredite für einen Angriffskrieg bewilligt hat, heute noch in der deutschen Republik regieren könnte. Das zu verhüten, nämlich mit dem ersten Verrat vom August 1914 auch den zweiten vom November 1918 zu vertuschen, ist seit der Revolution das heiße Bemühen aller leitenden Stellen der deutschen Mehrheits-Sozialdemokratie.

Noske bleibt bis Weihnachten 1918 in Kiel. Dann kommt er, einem Ruf seines Freundes Ebert folgend, nach Berlin zurück. „Widerwillig bin ich, als der Karren schon arg verfahren war,

in die Regierung eingetreten.“ Mit vornehmer Resignation spricht Noske von dem Undank, der ihm für seine Tätigkeit als Reichswehrminister gezollt wurde: „Die deutsche Sprache hat nur noch wenige Schimpfworte, die mir seit dem Januar 1919 nicht nachgerufen worden sind. Bluthund und Mörder waren nicht die schlimmsten.“ Noskes Programm ist klar und einfach: „Verhütung des Chaos. Gesundung des Volkes durch Arbeit!“

Diesem Programm gemäß greift Noske mit eiserner Faust gegen die Spartacisten-Aufstände durch, die nach einander in Berlin, München, Braunschweig, Hamburg, Bremen und andern Städten ausbrechen. Er schildert das alles in dünnen Worten und unter Außerachtlassung der innern Zusammenhänge. So, wie Noske heute die revolutionären Streiks des letzten Jahres erklärt, ganz so haben auch die Konservativen die sozialistische Arbeiterbewegung im Kaiserreich erklärt: einzig mit der „Verhetzung“ der Arbeitermassen.

Ueberhaupt kennt Noske nur eine Gefahr von links; seine ganze, ungewöhnliche Energie steht im Dienst der Spartacisten-Bekämpfung. Eine Gefahr von rechts besteht für ihn so wenig, daß ich auf den 211 Seiten seines Buches darüber nicht mehr als diesen einen Satz fand: „Nachdem die Antipoden dieser Revolutionäre, die frühern Nationalliberalen und Konservativen, kaum die größte Angst um Hals und Geld überstanden hatten, gebärdeten sie sich, als hätten sie sich nie am deutschen Volke versündigt, und traten mit einer Anmaßung und Herausforderung auf, die bei der Arbeiterklasse tiefsten Ingrimm hervorrief.“ Vier Jahre Hurra-Sozialismus haben diesen Mann so unempfindlich gegen die reaktionäre Gefahr gemacht, daß er es fertig bringt, uns sogar den Kapp-Putsch als ein indirektes Werk der Unabhängigen und Kommunisten hinzustellen: „Deutschnationale Parteigänger hatten frühzeitig begonnen, ihre Agitation auf die Reichswehr auszudehnen. Die Unabhängigen und Kommunisten hatten es ihnen vorgemacht.“ Wirklich?

Handelt es sich um eine reaktionäre Gefahr wie, zum Beispiel, um die aus dem Baltikum zurückflutenden Truppen, dann erklärt Noske die Schwierigkeiten, die sich einer Entwaffnung und Auflösung dieser Freischärler entgegenstellten und fügt hinzu: „Die Taktik, von scharfen Gewaltmaßnahmen Abstand zu nehmen, hat sich als richtig erwiesen.“ (Alle Welt glaubt im Gegenteil, daß der Kapp-Putsch ihre Unrichtigkeit bewiesen hat.)

Handelt es sich aber um den Kampf gegen links, dann wird Noske hart: „Gegen Gewalt konnte, da Zureden und Belehrung nicht half, notgedrungen, so schmerzlich es für die Regierung war, nur mit Gewalt und Belagerungszustand vorgegangen werden.“ Ja, man war hier noch viel zu milde: „Der Mut zur Härte und zur Verantwortung von Zwangsmaßnahmen ist, so notwendig er im Interesse des Volkes und des Landes gewesen wäre, manchmal nicht rechtzeitig genug und in ausreichendem Maße aufgebracht worden.“

Einen der Haupturheber des Kapp-Putsches, den General von Lüttwitz, stellt uns Herr Noske liebevoll so vor: „Seine Loyalität hat er unter Hinweis auf seinen Eid, was bei seiner



Frömmigkeit nicht ohne Bedeutung war, wiederholt nachdrücklich betont.“ Als man trotz dieser Loyalität und Frömmigkeit eine Gefahr in ihm wittert und ihn entlassen will, ist das nicht ohne weiteres möglich, sondern: „es wurde auf einen schicklichen Anlaß gewartet, um ihn zu verabschieden.“

Man begreift, daß Gustav Noske, der gegen jeden Verdächtigen von links mit unerbittlicher Härte vorging, während er für die Entlassung reaktionärer Offiziere nach „schicklichen Anlässen“ suchte und für die niederträchtigsten Verbrechen der Soldateska (Liebknecht, Marloh und die bekannten andern Fälle) kaum ein Wort des Tadels fand, zuletzt ein Liebling Derer werden mußte, die mit seiner Hilfe die Wiedererrichtung der alten Zustände anstrebten. Wir verstehen, warum ein Reichswehrgeneral ihm einmal begeistert erklärte: „Für Sie, Herr Minister, lasse ich mich in Stücke hauen und meine Landesjäger auch.“ Weniger ist zu verstehen, daß Noske sich dessen zu rühmen wagt.

Vielleicht war Noskes Energie in der Bekämpfung kommunistischer Revolten ein Glück für die junge deutsche Republik. Da diese Energie aber nicht mit vornehmer demokratischer Ueberzeugung gepaart war, so ist sie zugleich ein Unglück für uns gewesen. Denn in der Geschichte wird der Name Noske den letzten Versuch symbolisieren, den Geist des alten preußischen Militarismus trotz alledem in unsre neue Staatsform herüberzuretten.

Noske ist, trotzdem er zur sozialdemokratischen Partei gehört, in allen Dingen ein Anhänger des Alten. Er beklagt die Entwaffnung Deutschlands als nationale Demütigung; er weint über den Versailler Vertrag wie irgendein Stresemann oder Helfferich (nur daß Diese ihre Klagelieder in besserem Deutsch vortragen). Wie oberflächlich und ahnungslos der Mann ist, der uns „von Kiel bis Kapp“ geführt hat, ersieht man am klarsten aus folgendem Satz: „Alle Hoffnungen, einer demokratischen Republik würden die Sieger versöhnt die Hand reichen, haben damals die gräßlichsten Enttäuschungen erfahren.“ Herr Noske, der den Republikanischen Führerbund mit verächtlicher Ironie behandelt, die Reichswehr ganz im alten Geist dirigiert und durch zarteste Rücksichtnahmen die Lüttwitz und Genossen zu ihrem Putsch ermutigt hat, hätte diesen Satz nie schreiben können, wenn er sich in einer stillen Stunde klar gemacht hätte, daß eben seine Tätigkeit ein Hauptanlaß für die Entente war, an dem Vorhandensein einer wirklich demokratischen deutschen Republik zu zweifeln. Hätten wir wirkliche Demokraten an die Spitze unsrer Republik gestellt, Republikaner, die den Mut gehabt hätten, endgültig mit dem alten Regime abzurechnen, Pazifisten, die den Militarismus nicht erst auf Entente-Geheiß, sondern freudig-freiwillig als Vorbedingung für die demokratische Wiedergeburt Deutschlands beseitigt hätten: dann wäre der Versailler Vertrag weniger hart ausgefallen.

Das ist die Lehre des Buches von Noske für Jeden, der es richtig zu lesen weiß.

# Industriekapitäne von Hans Ganz

XV.

Mendelssohn

Zu Beginn und auch noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren die deutschen Juden in einer überaus gedrückten Lage. Sie waren von Staats und Rechts wegen allen nur denkbaren Beschränkungen unterworfen. In vielen Städten durften sie gar nicht wohnen, in andern nur bis zu einer bestimmten Anzahl. Fast alle Lebensberufe waren ihnen abgeschnitten; sodaß ihnen kaum etwas andres blieb als der Handel mit alten Kleidern und der Handel mit Geld, den man allgemein als Wucher bezeichnete. Sogar das Kolonialwarengeschäft war ihnen — als zünftiges Gewerbe — völlig verschlossen. Dafür belastete man sie neben den allgemeinen Staatssteuern noch mit den sonderbarsten Abgaben. So war, zum Beispiel, unter Friedrich Wilhelm dem Ersten die berliner Judenschaft verpflichtet, die bei den Hofjagden erlegten Wildschweine zu kaufen, und unter Friedrich dem Großen mußte jeder Jude bei seiner Verheiratung von der damals neu gegründeten Königlichen Porzellanmanufaktur für einen festgesetzten Betrag Porzellan kaufen, und zwar nicht nach eigener Wahl, sondern nach dem Belieben der Manufaktur, die solcherart die schlechtesten Stücke, die unmöglichsten Ladenhüter an den Mann brachte. So wurden Moses Mendelssohn, dem Stammvater der größten deutschen Privatbankiers, gleich zwanzig lebensgroße Affen aufgepackt, und ein Teil von diesem Porzellan hat sich in der Familie bis heute erhalten.

Moses Mendelssohn kam 1729 zur Welt. Sein Vater führte den Vornamen Mendel, war als Schreiber und Schullehrer bei der jüdischen Gemeinde in Dessau angestellt und hieß deshalb Mendel Dessau. In seinem Hause ging es überaus kümmerlich zu; aber er sorgte für die beste Erziehung seines Sohnes. Mit fünf Jahren war der Knabe schon dem Unterricht des Vaters entwachsen und kam in die Schule des Rabbi Fränkel. Im Sommer wie im Winter suchte er noch vor Tagesanbruch diesen großen Gelehrten auf, um bis zum späten Abend Talmud zu hören. Mit vierzehn Jahren wanderte Moses, die bescheidensten Habseligkeiten auf dem Rücken, zu Fuß nach Berlin, seinem abgöttisch geliebten Lehrer nach, der als Oberrabbiner in die Landeshauptstadt berufen worden war. Der Jüngling mietete eine winzige Dachkammer, bekam wöchentlich einmal bei einem Verwandten, der selbst nicht viel zu beißen hatte, ein warmes Mittagessen, war am Sonnabend regelmäßig der Gast seines Rabbi und lebte sonst im bittersten Elend. Nur durch Schreibarbeiten verdiente er ein paar Groschen, und dafür konnte er sich nichts weiter anschaffen als einen Laib Brot für die ganze Woche, auf dem er mit Strichen die täglichen Rationen bezeichnete. Aber allen unsäglichen Hindernissen zum Trotz erwarb er sich eine tiefe Bildung, lernte bei einem Arzt Lateinisch, bemeisterte eine Reihe alter und neuer Sprachen, verschaffte sich einen guten Begriff von der Mathematik und spürte besonders intensiv den Problemen der Philosophie nach. Seine schweren

Nahrungssorgen hörten erst auf, als er — mit einundzwanzig Jahren — Hauslehrer beim Seidenwarenfabrikanten Bernhard geworden war. Später trat er in dessen Fabrik als Buchhalter ein, und diese Stellung behielt er bis an sein Lebensende. Seine Mußstunden benutzte er zu rastloser literarischer Tätigkeit. Welches Ansehen er als Gelehrter und als Mensch genoß, ergibt sich am besten aus der Tatsache, daß er zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, zu Nicolai, Herder, Kant, Lavater und Lessing, in der vertrautesten Beziehung stand. Wenige Wochen, bevor Lessing starb, schrieb er seinem jüdischen Freund: „An dem Briefchen, das mir Doktor Fließ von Ihnen mitbrachte, kau und nutsche ich noch; das saftige Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nötig, wenn ich nicht ganz mißmutig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lob heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tötend, so doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war gar nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsre bessern Tage noch etwa bei der oder jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin jetzt so ein fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! Diese Szene ist aus! Gerne möchte ich Sie freilich noch ein Mal sprechen!“ In ‚Nathan dem Weisen‘ hat Lessing Moses Mendelssohn und seinen Kreis dargestellt. Mit Immanuel Kant hat Mendelssohn im Jahre 1763 um den akademischen Preis konkurriert und mit seiner Schrift ‚Ueber die Evidenz‘ gesiegt; aber Kant blieb, selbstverständlich, ein aufrichtiger Bewunderer dieses feinen und doch entschiedenen jüdischen Stilisten.

Moses Mendelssohn war klein, hatte eine Rückgratsverkrümmung und stotterte. Dennoch bekam er eine schöne, junge Frau, die mit ihm sehr glücklich wurde, obwohl auch sie gar kein Vermögen besaß. Sie war jedenfalls mit allen Tugenden einer tüchtigen Hausfrau begabt und verstand, mit den geringen Einkünften ihres Gatten — für viele seiner Schriften erhielt er kein Honorar — eine gute Wirtschaft zu führen und die Kinder aufs beste zu erziehen. Als Moses Mendelssohn im siebenundfünfzigsten Jahre starb, hinterließ er drei Söhne und drei Töchter in so wenig günstigen Verhältnissen, daß ihm die Sorge um die Seinen die letzten Lebenstage bedenklich trübte. Diese Sorge erwies sich als unnötig. Alle seine Kinder hatten vorzügliche Anlagen und entwickelten sie. Und alle fanden schließlich ein anständiges Auskommen und führten ein höchst ehrbares Dasein.

Der Älteste, Josef, trieb Literatur und Wissenschaften mit regem Eifer und wurde nebenbei ein tüchtiger Kaufmann. In Gemeinschaft mit seinem Bruder Abraham, begründete er in Berlin 1795 ein Bankgeschäft, das dem Umfang nach so klein war, daß es lange nur zwei Commis beschäftigte. Bis 1830 muß indessen das Unternehmen bedeutend fortgeschritten sein und den Inhabern zu sehr großem Wohlstand verholfen haben. Denn

eines Tages kam Alexander von Humboldt sehr verstimmt zu seinem Freunde Josef Mendelssohn und erzählte, er müsse demnächst umziehen, weil sein Wirt ihm die Wohnung gekündigt habe, und das wäre ihm wegen seiner naturwissenschaftlichen Sammlung besonders unangenehm. Josef Mendelssohn sagte kein Wort, aber am Nachmittag schrieb er an Humboldt: „Bleiben Sie so lange, wie Sie wollen, in Ihrem Hause wohnen. Sie sollen nie mehr gestört werden! Ihr Wirt bin jetzt ich; ich habe das Haus soeben gekauft.“ Von den Töchtern Moses Mendelssohns ist Dorothea, die zweite, durch ihre Ehe mit Friedrich Schlegel allgemein bekannt. Henriette blieb ledig, lebte, lange in Wien und leitete schließlich ein Mädchenpensionat, und zwar in Paris. Sie war — wie ihr Vater — unansehnlich, verwachsen, sanft, aber doch sicher, bescheiden und in allen Dingen zuverlässig. Varnhagen von Ense berichtet mit Begeisterung von ihrem scharfen Verstand, von ihren ausgebreiteten Kenntnissen in der Literatur der Deutschen, Franzosen, Engländer und Italiener, von ihrem starken Urteilsvermögen, von ihrer feinen Weltsitte und ihrem erlesenen Takt. Madame Staël, Benjamin Constant, Spontini, Aristokraten und Generale kamen oft in ihren dürftig ausgestatteten Salon, und sogar Talleyrand liebte die Zwiesprache mit ihr. Dorothea und Henriette Mendelssohn sind katholisch geworden, während sich ein andrer Teil der Familie dem protestantischen Glauben zuwandte.

Abraham Mendelssohn trat kaum an die Oeffentlichkeit; er bezeichnete sich selbst als das bescheidene Mittelglied zwischen dem festen Judentum seines Vaters und dem innigen Christentum seiner Kinder, als das Bindemittel zwischen der philosophischen Weltanschauung von Moses und der künstlerischen von Felix und Fanny. Sagte er doch von sich: Früher war ich der Sohn meines Vaters, nun bin ich der Vater meines Sohnes. Ehe er sich mit dem Bruder Josef selbständig gemacht, hatte er als Buchhalter und Kassierer in einem pariser Bankgeschäft gearbeitet. Er verheiratete sich mit der vermögenden Lea Salomon. Leas älterer Bruder nannte sich, nachdem er Christ geworden, Bartholdy, und zwar nach dem frühern Eigentümer des Gartens, den die Familie besaß. Nach dem Wunsch seines Schwagers nahm auch Abraham Mendelssohn — zur Unterscheidung von den andern Mendelssohn — den Namen Mendelssohn-Bartholdy an, sozusagen als Pariser, für die es zu jener Zeit üblich war, den Namen der Verwandten der Gattin dem eignen Namen hinzuzufügen. Abraham Mendelssohn genoß zweifellos schon in hohem Grade das Vertrauen der preußischen Regierung und machte mit ihr umfangreiche Geschäfte. Zum Beispiel hielt er sich über ein Jahr, vom Spätsommer 1819 bis zum Herbst 1820, in Paris auf, um die Kriegsschädigung einzutreiben, die die Franzosen an Preußen zu zahlen hatten. Der pekuniäre Erfolg dieser Reise ist für die Firma Mendelssohn wohl sehr gut gewesen, und Abrahams Sohn Felix hat von Sorgen nicht mehr einen Hauch verspürt. Viele seiner Kompositionen sind bereits in einem stattlichen, großen und hohen Hause der Leipziger Straße entstanden, das sein Vater im Jahre 1825 gekauft und

bis zu seinem Tode allein mit seiner Familie bewohnt hat. Heut steht auf diesem Grunde das selige preußische Herrenhaus. Außer Fanny, die die Frau des berühmten Malers Hensel wurde, und Felix hatte Abraham Mendelssohn noch zwei Kinder: Rebekka, die den Professor der Mathematik Dirichlet heiratete, und Paul, der 1835 als Associé in die Firma Mendelssohn & Co. eintrat. Paul führte das Geschäft über drei Jahrzehnte gemeinsam mit seinem Vetter Alexander.

Einen starken Aufschwung nahm das Bankhaus unter Ernst Mendelssohn-Bartholdy, Pauls drittem Sohn. Er verheiratete sich im Januar 1875 mit Marie Warschauer, der Tochter des Bankiers Robert Warschauer. Durch diese Ehe stieg das Ansehen von Mendelssohn & Co., weil die Warschauer noch viel reicher waren als die Mendelssohn. Der Ruf der Firma Mendelssohn war aber auch schon in den sechziger Jahren derart gewesen, daß Bismarck im Juni 1865 Herrn Paul Mendelssohn-Bartholdy zu einer Konferenz einlud, um sein Urteil darüber zu hören, wie die Kaufmannswelt einen Krieg mit Oesterreich aufnehmen würde. Ernst Mendelssohn-Bartholdy verstand es, eine enge Verbindung mit dem russischen Staat, mit den russischen Eisenbahnen und den russischen Kommunen anzuknüpfen, und vornehmlich diese Beziehungen machten sein Geschäft zur ersten deutschen Privatbank, die sie auch jetzt noch ist. Ernst Mendelssohn wurde in Preußen geadelt, wurde in Preußen Wirklicher Geheimer Rat und Exzellenz, versteuerte zum Schluß ein Jahreseinkommen von drei Millionen Mark und starb Weihnachten 1908 als der weitaus reichste Mann Berlins. Von seinen vier Töchtern haben drei sich Diplomaten als Ehemänner gekauft, die vierte hat den Unterstaatssekretär Busch vom preußischen Finanzministerium zum Gatten. Der einzige Sohn, Paul von Mendelssohn-Bartholdy, verzehrt die Zinsen seiner Dutzende von Millionen in Berlin, während der Vetter seines Vaters, Franz von Mendelssohn, Präsident der Berliner Handelskammer, das Haupt der Firma Mendelssohn & Co. ist. Franzens Bruder, Robert, der lange Mitinhaber war, ist im Kriege gestorben, weder an Geldsorgen noch an anderm Kriegsleid. Ueberhaupt ist das Kriegselend spurlos am Hause Mendelssohn vorübergegangen. Wenigstens bisher. Weder der Krieg mit Rußland noch der militärische, politische und wirtschaftliche Zusammenbruch des Zarenreichs hat der Firma Mendelssohn Schaden gebracht. Denn als die kleinen Leute der ganzen Welt, die Unglücklichen, die keine Beziehungen haben, von den wenigen Mächtigen dieser Erde ins Kriegsunglück gestürzt wurden, da hatten die Mendelssohn keine Forderungen an die Russen, sondern die russische Regierung hatte hier riesenhafte Guthaben bei Mendelssohn.

Im Gegensatz zu der Firma Bleichröder, die sich in der deutschen Industrie stark betätigt, sind Mendelssohn & Co. mit der deutschen Industrie nicht verheiratet und nicht verschwägert. Die Inhaber und Prokuristen sitzen nicht im Aufsichtsrat von Industriegesellschaften, beteiligen sich nicht an der Emission von Industripapieren und finanzieren kein Industrie-Unternehmen. Ihre Domäne ist der Geldhandel und die Beteiligung an der Ausgabe von Staatsanleihen. Darin hält man auf Tradition.

# Mirandolina und Isolde

Man kann den Geist der Gegenwart auch im Praeteritum auf der Bühne sprechen lassen. Wenn der Theaterbesucher von heute im Italien des achtzehnten Jahrhunderts den Bürger über den Edelmann lachen hört, so wird seinem innern Ohr vielleicht schon der Kampfruf des Arbeiters wider den Bürger erklingen. Vielleicht; denn schließlich hat nicht Jeder ein inneres Ohr. So behutsam findet sich Bernauer mit der Revolution ab. Klug, wie er ist, wird er erwidern: Es war ja keine; und hätte recht. Er erinnert an gewisse Vorgänge: aber hübsch durch die Blume, die Blume des Boboli-Gartens, und jedenfalls, ohne daß dem zahlenden Bourgeois der Appetit für Hiller oder Horcher vergeht. Goldoni war selbst mehr ein literarischer als ein politischer Rebell. Ihm war wichtiger, die *commedia dell'arte* zu überwinden, als 1789 vorbereiten zu helfen; bequemer, ein Schüler Molières als ein Bundesgenosse Rousseaus zu sein; einträglicher, am pariser Hof den Prinzessinnen Italienisch beizubringen, als den Sturm auf die Bastille mitzumachen. Mirandolina, die Grafen, Marquis und Barone foppt und zuletzt ihren braven Kellner heuert, ist erst in zweiter Reihe Marketenderin bei dem Vormarsch einer sozialen Klasse: vor allem ist sie die dankbare Hauptrolle eines beflügelten Unterhaltungsstücks. Das man bisher immer mit einem andern zusammen gegeben hat. Dem Theater der Königgrätzer Straße soll es den Abend — und wird es eben deswegen kaum das Haus füllen. Schwer, ein Stück falscher zu inszenieren. Ich habe immer bestaunt, daß Bernauer die Muße gefunden hat, ein nachdenkliches und lehrreiches Buch über Probleme seines Metiers zu verfassen. Jetzt fürchte ich fast, daß die Theorie ihm die Praxis verdorben hat. Statt eines räucherigen florentiner Albergo ein nie betretenes Paradehotel. Die Wirtin plättet in einem Prunksaal. Ihr pompöses Ballgewand ist wie geschaffen für Bügeleisen und Kochtopf. In diesem pfauenfarbigen Reifrock von starrer Seide quält sie sich atemlos um das Tempo, das einst die Duse in schwarzem Fähnchen und weißem Häubchen mühelos hatte. Deren Truppe war garnicht überwältigend; aber sie hatte Stil. Diesen Stil traf einzig der Diener Ernst Behmer. Salfner hatte dafür sein Naturrell. Der spätere Wirt hielt keine Distanz zu den adligen Gästen. Von ihnen der ärmste erwies seine Notlage oft und aufdringlich durch ein zerrissenes Taschentuch. Der ganzen, recht antiquierten Spielweise dieses Abends hätte ein weniger intimes Theater getaugt. Und darin hätte an der Heims die Galerie ihre Freude gehabt. Stralau. Wirtin des Gasthofs zur kleinen Fischerin. Für den Maskenball ausstaffiert. Spricht: „is“ und „brauch“. Fragt zutulich ihren Schatz: „Was ha't de denn?“ Fegt mit den langen Schritten der Helena aus dem ‚Sommer nachtstraum‘ über die Bretter. Kegelt die Stimme zwischen höchstem Sopran und tiefstem Alt hin und her. Parodiert, wenn sie in Laune kommt, die Figur: schlägt die Unterarme über einander, macht Mäulchen und verständigt uns mit zwinkernden Augen, daß sie nicht etwa so dumm sei, dem ollen Schweden oder Venetianer denselben Respekt zu zollen wie einem Kadelburg oder Hermann Bahr. Die Konstantin sei auf der Hut: hier erwächst ihr eine gefährliche Konkurrentin.

\*

\*

\*

Mit dem Theater war es im ersten Monat des Spieljahrs nichts. Vielleicht mit der Oper? Auf Puccinis süßes Gedudel aus der pariser Bohème folgte ohne Uebergang gleich ‚Tristan und Isolde‘. Man bewundert immer von neuem ein Werk, das nicht allein theatralisch geschieht: das beispielgebend dramatisch ist. Wer das leugnet, übertreibt den Widerspruch gegen die blinden Wagnerianer bis zur eignen Ungerechtigkeit und verfällt in ihren Fehler, die Einheit von Dichter und Musiker, die Wagners Wesen bildet, zu zerstören und jede Hälfte einzeln zu werten. Den Einen ist er als Dichter ein Gott, den Andern ein Dilettant. Er ist weder so groß noch so klein, weil er mit dem hergebrachten Maßstab garnicht zu messen ist. Er hat auf eine einzigartige Weise verstanden, die deutsche Sprache seiner Tonsprache dienstbar zu machen. Seine Töne sind ohne seine Worte Kunst; seine Worte ohne seine Töne sind meist schwülstig, oft rätselhaft, selten schön. „Wie sie selig, hehr und milde wandelt durch des Meers Gefilde . . .“; „Was dort in keuscher Nacht dunkel verschlossen wacht . . .“; „O sink hernieder, Nacht der Liebe . . .“: das etwa sind solche Schönheiten. Mehr oder minder häufig, je nach der Geisteskraft des Betrachters, sind die Stellen, wo Isoldens Frage: „Dünkt es dich dunkel, mein Gedicht?“ einfach zu bejahen wäre. Aber schon hier, ginge man unkünstlerisch vor, wenn man Deutbarkeit verlangte. „Der Dichter wird sich der Unmöglichkeit bewußt, das reine Gefühl, das aus den Melodien spricht, durch klare und logische Gedanken auszudrücken, und ersetzt darum den regelrechten Vers durch eine Reihe von Ausrufen und abgerissenen Sätzen, die unter einander kaum verbunden sind und für den Verstand nur einen ganz unbestimmten Sinn haben.“ Und haben dürfen. Dies hier ist nicht die Sphäre der Logik. Es ist ja nicht einmal die Sphäre der literarischen Kritik. Was uns schwülstig klingt, wäre, weniger schwülstig, wahrscheinlich eine zu dürrtige, zu dürre Unterlage für die Musik. So ist es der Text, der zu dieser Musik paßt, und wer ihn allein zu lesen begehrt, könnte ihn mit demselben Recht als Rededrama dargestellt sehen wollen.

Das Musikdrama ‚Tristan und Isolde‘ ist aber auch als Drama unanfechtbar. Die dramatischen Tugenden des ersten Aktes zumal sind noch immer nicht nach Gebühr geschätzt. Ich weiß nicht viele Fälle, wo ein epischer Stoff so bis zum letzten Rest in drängendste Bewegung umgesetzt ist. Von Isoldens ersten Worten an: „Wer wagt, mich zu höhnen? Brangäne, du? Sag, wo sind wir?“ schreitet die Entwicklung fast in jeder Silbe vorwärts. Alles ist Handlung, nichts bloßer Bericht. Die Handlung aber ist nirgends Selbstzweck: sie verabsäumt nie, die Charakteristik weiterzuführen. Wenn Isolde Brangäne zu Tristan schickt, und wenn für diesen Kurwenal das Wort ergreift, so sind durch Das, was Isolde fordert, durch die Art, wie Brangäne gehorcht, dadurch, daß Tristan sich widersetzt, und schließlich durch Kurwenals Antwort alle Vier mit Einem Strich umrissen, und zugleich ist von der Vorgeschichte so viel aufgedeckt, wie überhaupt durch Eine Szene aufzudecken ist. Selbst Kurwenals Ballade ist keine eingelegte Arie, sondern ein unentbehrliches Glied. Sie spricht zuerst den Namen Morold aus und schlägt damit die Brücke zu der nächsten Szene, wo Isolde nur diesen Namen aufzugreifen braucht, um mitten in ihrer Jugend und ihrem Schicksal zu sein und so lange davon erzählen zu können, bis das Schiff sich Kornwalls grünem

Strand genähert hat. Da ist's für Tristan Zeit, zu ihr zu treten und ihren Liebestrank zu teilen. So zwingend lückenloser Motivierung hat kein dramatisches Meisterwerk sich zu schämen. Hier wird sie, wenn das noch möglich ist, verdichtet und verstärkt durch eine Musik, von der nach Nietzsche und Bie zu sprechen Vermessenheit wäre. Man muß wohl unrein sein, muß wohl irgendwie ein schlechtes Gewissen haben, um an dieser Musik das Aergernis zu nehmen, daß sie die schwüle Brunst taumelnder Ehebrecher ausdrücke. Sie drückt die Schmerzensgewalt für einander bestimmter, von einander getrennter, zu einander gezogener, an einander gefesselter, durch einander gemarterter, mit einander ringender und sterbender Menschenkinder in Tönen aus, die es bis dahin nicht und seitdem nicht wieder gegeben hat.

Wagner selbst hat der Darstellungskunst eine unbegrenzte Macht eingeräumt: „Genau betrachtet müssen wir erkennen, daß der eigentliche Kunstanteil bei Theateraufführungen lediglich den Darstellern zugesprochen werden muß, während der Verfasser des Stücks zu der eigentlichen ‚Kunst‘ nur insoweit in Beziehung steht, als er die von ihm im voraus berechneten Wirkungen der mimischen Darstellung für die Gestaltung seines Gedichtes verwertet hat.“ Hätte Schillings das beizeiten gelesen, so hätte er hoffentlich das Geld für die neuen Dekorationen gespart. Sie sind ja nicht einmal besser als die alten. Das Schiff gleichgültig und garnicht als Schiff erkennbar; die Nacht der Liebe wie andre Nächte; Kareol ohne wundervolle Fernsicht aufs weite Meer. Aber darum kümmert man sich überhaupt nur, weil zu wenige von den Darstellern Wagners Wünschen entsprechen. Nach Baptist Hoffmann hat jeder Kurwenal einen verdammt schweren Stand. Die tiefe Melancholie, die unsägliche Trauer, die Michael Bohnen um seinen Marke legte — eben nicht legte, sondern hatte: die ist ein Geschenk vom Himmel, das man wackern Sängern nicht abverlangen darf. Brangäne und Tristan berühren mich stärker durch menschliche Vornehmheit als durch künstlerische Besonderheit. Das große Erlebnis der Aufführung, die man nach fünf und einer Viertelstunde unermüdet verläßt, ist Helene Wildbrunns Isolde. Isolde hat für Pose und Geste eine Tradition, die sich aus der begleitenden Musik herleitet. Alle Isolden haben das Gesicht in die Kissen gedrückt, alle fahren gleichmäßig verstört auf, und es kommt nur darauf an, welches persönliche Gefühl eine jede in die gemeinsame Form zu senken hat. Die Plaichinger war bestrickend weich, und die Mildenburg war erschreckend düster: aber mit Beiden zitterte, jauchzte und schluchzte, wer sich noch etwas wie Herz bewahrt hatte. Die Wildbrunn steht dem Wesen nach ungefähr zwischen Beiden: sie ist fester als die Plaichinger und lichter als die Mildenburg und hat eine Unererschöpflichkeit der herrlichen Stimme, daß sie sich alle Striche aufmachen lassen kann. Ach, wie war ich ehemals dumm! Ich dachte, daß die ungeheuern Barbareien in Wagners Erscheinung und Gesamtwerk selbst eine erschütternde Makellosigkeit wie ‚Tristan und Isolde‘ aufwögen. Es ist grade umgekehrt. Man mag seinen Texten und Noten ein Teil der Schuld aufbürden, daß das alte Deutschland zugrunde gegangen ist: auch das kommende, nach Jahrzehnten kommende Deutschland, das vielleicht sogar auf die ‚Meistersinger von Nürnberg‘ verzichten wird — aus diesem klingenden Meer der heiligsten Schmerzen wird es sich doch immer wieder Stählung holen.



Der Masken Maske, unergründlich blind,  
geübter Wechsel, wird zu starrem Stein.  
Halb will ein Narr verweinte Weisheit schrein,  
halb staunt verlegen ein geschrecktes Kind.

Die Falten laufen schneller als ein Wind  
im Spiel des Lichts. Hier wurde Werden Sein.  
In jedes Ja verhindert sich ein Nein,  
daß Angesicht in Angesicht zerrinnt.

Der Tod selbst, mit sekundenraschem Schnitt,  
hat dieser Züge Unruh nicht gebannt.  
Ewige Verwandlung schwebt um stummen Mund.

Bald lächeln diese toten Augen wund,  
bald prüfend, bald verzeihend, bald mokant.  
Doch immer tief im Stein ein Mensch, der litt.

---

## Rundschau

### Leerlauf

Es ist wunderbar. Sie lesen Bücher wie den „Untergang des Abendlandes“, sie hören Vorträge und halten die Zeitungen und sprechen täglich davon, wie eine Welt zerbröckelt ist: aber das Lebensgefühl der Leute ist von diesen Erkenntnissen gänzlich unberührt geblieben. Sie meinen, wenn sie so daherreden, das Wirtschaftliche. Aber sie, ihr eigener Haushalt, ihre Familie — das läuft weiter. Das hat damit wohl nichts zu tun, meinen sie.

Nun wird es ja wohl immer so gewesen sein, daß das Kleine fröhlich weiterlief, während das Große sich auflöste und neugestaltete — es ist wohl immer so gewesen, daß Weltereignisse den Hauskram des täglichen Lebens nicht ersticken, und daß die angebrannte Milch das Erlebnis „Napoleon“ bei Vielen verdrängte — für den Tag. Große Dinge ereignen sich nicht mittags um zwölf Uhr zehn. Sie wachsen langsam.

Aber welche Lemuren —! Corpsstudenten, Reichswehrbehörden, Festivitäten, Kaufmannsreisen — man müßte glauben, alles sei

quicklebendig wie je zuvor. Und wenn auch Bayern tobt und durch Straßenspektakel ein Lebensgefühl vortäuscht, das ebenso wirblig wie unwirksam nach außen ist — merken sie nichts? Merken sie nicht, wie all das unaufhaltsam versinkt, was sie angebetet haben, ein Leben lang? Wie ganze Betrachtungsweisen sachte untergehen, nicht mehr wirksam sind, wie wir geliebte Bücher nicht mehr lesen können, weil die Voraussetzungen nicht mehr stimmen, und wie Maupassant hölzern und tot und gestreckt wirkt, weil alles anders geworden ist unterdessen. Merken sie nicht —?

„So läuft ein Rad noch, wenn der Antrieb gehemmt wird“, steht im „Gänsemännchen“. Der Antrieb ist gehemmt, aber sie erfreuen sich am Lauf des Rads. Schnurrt nicht —?

Krampfhaft produziert die Provinz ein Deutschtum, dessen Basis längst dahin ist; krampfhaft faseln sie von der Wiedergeburt eines deutschen Geistes, den die deutschen Gründerjahre nach Siebzig schon zertrampelt hatten; sie aalen sich noch in den alten Formen, in den alten Liedern, in den

alten Wegen. Und es ist doch aus, aus, aus.

Ibsen wird stockfleckig; keine Philosophie, die nicht zerdacht wäre — aber noch spielen sie Berlin gegen die Provinz aus, belachen Leichen und bejubeln Leichen. Es ist alles nicht mehr wahr.

Erschauend fühlt mans alle Tage. Ein Vers, eine Erzählung, die Art, das Meer rauschen zu hören, Naturgefühl und Menschenbeurteilung, Ethos und Satire, Form der Liebesanknüpfung und staatliche Strafe — dahin, dahin. Es ist, wie wenn die Dinge den Pilz im Leibe haben. Noch stehen sie — aber sie sind schwammig und weich geworden. Und was nun —?

Was nun —?

Viel wäre gewonnen, wenn sich die Erkenntnis Bahn bräche, daß Mitropa (Du guter Schlafwagenkontrolleur Naumann!) ein Balkan geworden ist, ein teurer Balkan, ein belächelnswerter Balkan, ein beweinenswerter Balkan.

Hakenkreuz und Landgericht —: trumft immer auf. Das völlig mißleitete Lebensgefühl eines Volkes, trügerisch orientiert, hat den Instinkt verloren, weiß nicht mehr, was es sich zutrauen darf, und spielt nun ein Stück weiter, zu dem das Publikum längst nach Hause gegangen ist. Jäh gähnt das hohle Theater — oben stehen weiß geschminkt die Puppen und spielen, spielen . . .

Untergang? Ein Volk geht nicht unter. Es verlaust oder gruppiert sich anders. So wie auf den dünnen Blechen, wenn man sie mit dem Violinbogen anstreicht, die Sandkörnerchen sich nur anders gruppieren. Ihre Menge bleibt konstant. Aber aus dem Fünfeck wird ein Rhomboid und aus dem Stern ein Kreuz.

Und aus uns —?

*Ignaz Wrobel*

## Steuerpropaganda

Unter diesem Titel hat in Nummer 37 der ‚Weltbühne‘ Validus von der in Deutschland neu-entstandenen Wissenschaft der Steuerhinterziehung gesprochen, die Gefahr der Steuerhinterziehung für Deutschland geschildert und eine mit großen Mitteln in Szene zu setzende Propaganda, ähnlich der für die Kriegsanleihen, gefordert, um die Volksgenossen von der absoluten Notwendigkeit zu überzeugen, ihre Steuern den gesetzlichen Bestimmungen gemäß zu deklarieren und zu zahlen.

Ich beklage die Wissenschaft der Steuerhinterziehung und möchte ihre Entstehung erklären.

Zunächst ist die Höhe der Steuer ein Anreiz zur Hinterziehung. Die Sätze der Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs erscheinen dem Steuerzahler für Kriegsschieber und Wucherer berechnet, nicht für ehrliche Geschäftsleute, die in harter Arbeit für die Allgemeinheit unter Uebernahme unendlicher Risiken ihr Vermögen vermehrten, um es zur Aufrechterhaltung ihrer Betriebe zu verwenden.

Dabei vergißt das Gesetz, daß ein Gewinnzuwachs von 300 000 Mark nur eine Kaufkraft von kaum 30 000 Mark hat, und daß am ersten Januar 1914 ein Anlagevermögen von 300 000 Mark sehr viel mehr wert war als ein Vermögen von 1 000 000 Mark am ersten Juli 1919.

Während eine Firma im Jahre 1914 mit einem Vermögen von 300 000 Mark, das auch 300 000 Schilling wert war, ihr Geschäft betreiben konnte, ist das einer Firma, die jetzt 1 000 000 Mark besitzt und davon 500 000 Mark als Kriegsgewinn abzugeben hat, so daß sie noch 500 000 Mark behält, nicht mehr möglich, da diese 500 000 Mark im günstig-

sten Falle nur 50 000 Schilling wert sind. Immerhin kann das kein Grund sein, Steuern zu hinterziehen, wenn auch diese Steuer jedes wirtschaftliche Leben erschlagen muß.

Nun ist aber die Art, wie die neuen kommenden Steuern Verwendung finden werden, ganz ungeklärt. Würde durch die aufgebrachtten Steuerbeträge eine tatsächliche Gesundung der finanziellen Verhältnisse Deutschlands erreicht werden, so würden die Steuerzahler mit mehr Begeisterung bei der Sache sein. Jetzt aber kann eine Gesundung niemals eintreten, da die Beträge im günstigsten Fall zur Abbürdung der Defizite in den einzelnen staatlichen Verwaltungen, zur Gewährung von Unterhaltungskosten für Arbeitslose und zur Preissenkung dienen. An eine Abbürdung von Schulden oder Zahlung der Kriegsentschädigung an unsre frühern Feinde oder an eine Verkleinerung des Notenumlaufs ist garnicht gedacht.

Wenn aber nicht schon alle diese Bedenken, so muß doch grade die Möglichkeit, daß die Entente die einkommenden Beträge für sich in Anspruch nimmt, die Steuerfreudigkeit töten.

Eine wirksame Propaganda im Sinne von Validus wäre es — und sie würde vollständig genügen —, wenn die Regierung erklären könnte:

„Diese neuen Steuern sollen so und so viele Milliarden aufbringen. Wir verwerten die Einkünfte zur Abbürdung laufender Schulden. Wir drucken keine Banknoten mehr. Sorgt dafür, daß diese Beträge erreicht werden. Wir versichern, daß die Staatsbetriebe keiner Beihilfen mehr benötigen, und daß Arbeitslosenunterstützungen nur an arbeitslos gewordene wirkliche Arbeiter gezahlt werden. Wir haben

die Garantie in Händen, daß die Entente auf diese Steuererträge keinen Anspruch macht.“

Kann die Regierung diese Erklärung abgeben?

Ich glaube es nicht.

*Ottomar Orlopp*

### Stranderlebnis

Eines heißen Sommertages fand ich im weißen Sand ein kleines Bleipferdchen. Das mochte ein Kind beim Spiel verloren haben — und nun tauchte es auf ein Mal als etwas Hartes in meinen Fingern auf, im Sand, den ich spielerisch durch meine Hände hatte gleiten lassen. Es war grau und hatte ein possibilities Hintergestell. Ich stellte es auf den Kopf, baute ihm einen Stall — und weil die Sonne schien und ich schließlich gar nichts mehr mit ihm anzufangen wußte, glättete ich mit der Hand eine kleine ebene Fläche und drückte die flache Gestalt des Pferdes darin viele Male hintereinander ab: einmal, zweimal, dreimal, viermal . . .

„Weißt Du, was Du da machst?“ fragte mein gelehrter Freund Jakopp. „Nein“, sagte ich verwundert. „Du ahmst dem alten Gutenberg nach — so hat der auch angefangen: eine starre Form und dann ihr unveränderter Abklatsch. Das da, deine Figuren im Sande — sie sind die Anfänge der Druckschrift, des Buches, der Presse.“

Und ich sah mir die weiße Sandfläche an mit den vielen Pferdchenabdrücken — eins, zwei, drei, vier — und ich sah auf das eine Pferdchen in meiner Hand und dachte so, wie ich mühelos und mit ein paar Griffen aus einem Tier vier gemacht hatte . . .

Und da wußte ich, daß Jakopp recht hatte: das war wirklich das Wesen der Presse.

*Peter Panter*

# Antworten

**F. K. in Stettin.** Sie äußern Ihre Verwunderung, daß Ströbel hier weiter politische Betrachtungen anstellt, trotzdem er aus der U. S. P. D. wieder in die S. P. D. übergetreten ist. Ihre Verwunderung ist mir ganz unverständlich. Ströbel hat als Mitglied der U. S. P. D. diese so scharf kritisiert, daß er ausgeschlossen wurde. Glauben Sie, daß er vor Maßnahmen der S. P. D., die ihm mißfallen, duckmäusern wird? Die „Weltbühne“ ist weder der noch jener Partei verschrieben, so wenig wie ihr Herausgeber einer angehört noch je angehören wird. Er fordert von seinen Mitarbeitern nur, daß sie imstande sind, tapfer die Wahrheit, nämlich die Wahrheit ihrer Persönlichkeit zu sagen.

**Zeitungsleser.** Ja, wenn Sie das glauben! Wie viele Zeitungen haben denn eigne Auslandskorrespondenten? Selbst Organe, die zur sogenannten großen Presse gezählt sein wollen, lassen sich über pariser Vorgänge aus Kopenhagen telegraphieren, wo irgendein Kuli ausschneidet, was „Politiken“ als Meinung des römischen Korrespondenten der „Times“ telegraphiert gekriegt hat — sofern es nämlich nicht einfach in Berlin aus „Politiken“ ausgeschnitten worden ist. Das wird sich kaum ändern, solange Ihr nicht begreift, wie entstellt und gefärbt eine Nachricht sein muß, die aus zwei „feindlichen“ Ländern und einem dritten, schwankenden kommt, und solange nicht Ihr, als die halbe Redaktion jeder Zeitung — die andre Hälfte besteht aus den Inserenten — zu erzwingen versteht, daß man euch derlei nicht mehr vorzusetzen wagt.

**Sortimentsbuchhändler.** Sie schreiben mir zu meiner „Antwort“ an einen „Berliner Sortimenter“ in Nummer 39: „Die Wahrheit im Falle Hans Glenk hat weder der Hamburg-Altonaer Buchhändler-Verein noch der Sortimentsgehilfe, die Sie zitieren, getroffen. Sie ist viel amüsanter. Nach wochen- und monatelangen Verhandlungen erlaubte das Reichswirtschaftsministerium den Zuschlag von zwanzig Prozent. Als die Verordnung ausgefertigt wurde, tippte die Sekretärin statt zwanzig — achtzig. Dieser Irrtum wurde erst bemerkt, nachdem schon lange Zeit verstrichen war, seitdem die Presse achtzig Prozent veröffentlicht hatte. Das Ministerium hatte von seinem Versehen gehörige Unannehmlichkeiten und große Mühe, uns Sortimenter, die wir gern und viel nehmen, zur Bescheidung zu zwingen.“ Mein Hans Glenk, den man als Verleumder „eines ganzen Standes“ so wütend beschimpft hat, wird eine immer hehrere Lichtgestalt. Es werden ihm noch Flügel wachsen.

---

**F**ür die politischen Gefangenen in Bayern haben ferner eingesandt: Ungenannt sein Wollender 100 Mark; Verlag Erich Reiß, Berlin, 30 Bücher; Otto Schröder und Kollegen, Hamburg, 40 Zigarren; Ungenannt sein Wollender 50 Zigarren; Frau Kremer, Weimar, 12 Bücher. Georg Schuch, Düren, 5 Bücher; Ella Hirschel, Königshütte, 3 Bücher und 2 Tafeln Chocolate; Ungenannt sein Wollender 20 Mark; H. H., Stuttgart, 25 Mark; R. L. 20 Mark; Ungenannt sein Wollender 200 Mark; Ludwig V., 80 Zigaretten; Th. F. 60 Mark; Dr. Edinger, Frankfurt am Main 50 Mark; Ferber, Berlin, 5 Büchsen kondensierte Milch; Fleischhack, Leipzig-Reudnitz, 250 Mark; Bella Strauß, Hamburg, 10 Mark; Frau Elisabeth 10 Mark; Jämcke, Hamburg, 57 Mark; S. in Greifenberg 10 Mark.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.  
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.  
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Vor dem Winter von Heinrich Ströbel

Die Blätter sind voll von Berichten über die Internationale Finanzkonferenz in Brüssel. Aber auch sie wird das Valuta- und Wirtschaftsproblem nicht lösen. Trotz mancher verständigen Ansicht, die man, neben vielen kapitalistischen Banalitäten, dort zu hören bekommt, herrscht in Brüssel eine babylonische Sprachenverwirrung. Die Routine der Finanzspezialisten allein tut es bei der kosmischen Wirtschaftszerrüttung nicht mehr: wer das todkranke Europa auskultieren und über die Krise hinwegbringen will, muß auch Verständnis für die Grundfragen der Oekonomie und für die soziale Psychologie der Massen mitbringen. Die Heilung wird heute, nachdem man die Verheerungen der Krankheit so lange teilnahmslos geduldet, nicht mehr von solchen Konferenzen des Finanzkapitals oder der Vertreter der kapitalistischen Regierungen ausgehen können, sondern im wesentlichen von der sozialen Selbsthilfe der einzelnen Staaten selbst und von der Regenerationskraft der proletarischen Massen. Erst die Kräfte des Acherons werden dann auch die notwendigen internationalen Finanzaktionen erzwingen, ohne die das Gleichgewicht des Welthaushalts niemals wiederherzustellen ist.

So fernab man in Brüssel von der wirklichen Erkenntnis des Umfangs und der Grundursachen des europäischen Finanz- und Wirtschaftsjammers war — in Deutschland selbst herrscht eine noch weit frivolere Ahnungs- und Sorglosigkeit. Was macht, daß der Wert der Papiermark wieder um fünfzig und mehr Prozent heruntergegangen ist! Die Preissteigerung schmerzt ja nur die Festbesoldeten; die Rentenbezieher und die Proletarier! Im Gegenteil: daß die Kaufkraft der Papiermark sich hob, war von der Unternehmerklasse vielfach als ein Unglück empfunden worden, da sie den seit dem vorigen Herbst infolge des Tiefstands der deutschen Valuta enorm gestiegenen Export wieder merklich verminderte. Seitdem aber der Pfund- und Dollar-Kurs wieder so rapid in die Höhe gegangen ist, sind auch die deutschen Ausfuhrchancen wieder gewachsen. Unser Kanital beglückwünscht sich darum zur neuen Entwertung der deutschen Zahlungsmittel, mag ruhig die ohnehin so kümmerliche Konsumkraft der arbeitenden Klassen dadurch noch mehr herabgedrückt werden. Denn die auf so ungesunden, widersinnigen Voraussetzungen beruhende Hypertrophie der Warenausfuhr erhöht ja nicht den Volkswohlstand, sondern verschafft nur dem Kapital Riesengewinne. Die Produktion für den heimischen Markt liegt ja umso ärger darnieder, je weniger die Masse wegen der Geldentwertung selbst nur das Bedarfsminimum kaufen kann. Steigt aber infolge des Ausfuhr-Überschusses die Valuta wieder, so mindert sich alsbald wieder die Export-Möglichkeit, und die Arbeitslosigkeit wird noch größer durch das Stocken der Export-Industrie. Ein wundervoller Kreislauf, der das deutsche Volk immer unentrinnbarer zugrunde richtet, mag das Parasitentum dabei auch umso üppiger gedeihen!

Nach neuerlichen Meldungen soll die Zahl der völlig und zum Teil Erwerbslosen in Deutschland die ungeheuerliche Höhe von drei Millionen erreicht haben. Welche Unsumme von Entbehrung und Entwürdigung sich in dieser Ziffer ausdrückt, empfindet Jeder, der weiß, wie traurig es schon um die Lebenshaltung der meisten vollbeschäftigten Arbeiter bestellt ist. Ein Viertel der Schulkinder leidet an Tuberkulose — will man noch drastischere Beweise für die Unterernährung des Proletariats? Und wieviel Kinder und Erwachsene gibt es in der Arbeiterklasse, die kein Hemd und keine Strümpfe mehr anzuziehen haben! Daß daneben ein paarmal hunderttausend Schmarotzerexistenzen einen irrsinnigen Luxus treiben können, macht das Massenelend nur aufreizender. Daß die moskauer Lehre von der gewalttätigen Niederwerfung und Ausrottung der kapitalistischen Prasser und Erpresser auch unter den deutschen Arbeitern Millionen fanatischer Anhänger gefunden hat, erklärt sich aus diesen unsagbaren Zuständen. Der Hunger ist der wirksamste Revolutionär. Wenn die sinnlose Mißwirtschaft in Deutschland so weiter geht, wird der kommunistische Appell an die Erbitterung und Verzweiflung der Massen nicht allein das Gros der Unabhängigen ins Lager des Bolschewismus treiben, sondern auch Scharen der Rechtssozialisten für die Diktatur entflammen.

Aber endlich müßte man doch begreifen, daß es so nicht weiter geht. Mit fünfzig Milliarden Unterbilanz im Reichshaushalt gerät man ins sichere Verderben. Und unsre Pleitepolitiker haben nicht einmal den Trost, daß diese Jammer- und Schandwirtschaft der Entente Mitleid einflößt. Nein, schon sagt man sich in Frankreich: „Deutschlands Staatsbankrott kann uns höchstens willkommen sein! Denn wenn es, durch seine Defizitwirtschaft gezwungen, den Strich durch die Guthaben der deutschen Staatsgläubiger zieht, so enteignet es ja nur seine eigne Bourgeoisie — seine Arbeits- und Produktivkraft aber bleibt die gleiche. Umso leichter kann es dann unsre Wiedergutmachungsforderungen befriedigen.“ Mit der Reichspleite läßt sich also selbst beim größten Raffinement kein Geschäft machen! Es nützt nichts: man muß nun schon einmal Ausgaben und Einnahmen ins Gleichgewicht zu bringen suchen, muß vor allen Dingen dem Eifer der Notenpresse Einhalt gebieten. Schon zirkulieren 72 Milliarden Papiergeld, das heißt: 1200 Mark auf den Kopf, statt, wie am dreißigsten September 1918, 300 oder, wie 1913, gar nur 30 Mark. Aber wie will man zu einer Einstellung der Notenfäbrikation kommen, wenn man jetzt wieder fünfzehn Milliarden für ausländisches Getreide ausgeben muß und die gleiche Summe für Speck und Fett aus Amerika! Diese Nahrungsmengen selbst sind unentbehrlich, wenn das deutsche Proletariat nicht vollends verkümmern soll; aber wäre ihr Import nötig gewesen, wenn man zur naheliegenden Planwirtschaft gegriffen hätte? Die deutsche Ernte war unergiebig, weil man das Land nicht genügend gedüngt hatte. Das war nicht geschehen, weil die Landwirte die hohen Preise für Kunstdünger nicht zahlen wollten. Was aber wäre einfacher gewesen, als unsern Stickstoffabriken durch ausreichende Kohlenbelieferung die Höchst-

produktion zu ermöglichen und die Landwirtschaft so reichlich mit Stickstoff und Kali (den fehlenden Schwefel konnte man importieren) zu versorgen, daß nicht nur die fehlenden zwei Millionen Tonnen Getreide mehr erzeugt worden wären, sondern darüber hinaus auch die dem erforderlichen Quantum Speck und Fett entsprechende Menge! Professor Ballod hat dergleichen schon vor Jahr und Tag gefordert; aber statt die Bedürfnisse des Landes vor allem durch einen planvollen Organisationsaufbau zu decken, überließ man alles der privaten Profitwirtschaft. Den Erfolg sieht man ja nun. Allein an notwendigen Lebensmitteln müssen wir für dreißig Milliarden aus dem Ausland einführen. Und ob man jetzt wenigstens zu planmäßiger Produktion und zu Sozialisierungen kommen wird? Zur Sozialisierung der Kohle und der Stickstoffproduktion? Wenn die Arbeiterklasse nicht selbst mit äußerster Energie diese für unsre Volksexistenz lebensnotwendigen Maßnahmen erzwingt, ja wohl schwerlich!

\*

Zur Sozialisierung der Kohlenproduktion hat sich zwar die Regierung endlich entschlossen. Fragt sich nur, zu welcher Art der Sozialisierung. Wenn die Regierung ihrem Gesetzentwurf Rathenaus Vorschlag zugrunde legte und der Reichstag ihr nicht gründlich das Konzept korrigierte, dann bekämen wir statt der wirklichen Sozialisierung eine Schein-Sozialisierung, die noch schlimmer wäre als der Zustand von heute. Denn während unsre ganze Wirtschaftsexistenz von einer höchstmöglichen Steigerung und Rationalisierung der Kohlenproduktion abhängt, die aus Gründen der Technik und der Arbeiterpsychologie nur von einer Sozialisierung des Bergbaus erwartet werden kann, würde das Experiment einer Pseudo-Sozialisierung alle Hoffnungen auf Ertragssteigerung und Beruhigung der Bergarbeiter zuschanden machen. Und mehr noch: eine mißglückende Schein-Sozialisierung, mit der man dem Volke die Sozialisierungsidee überhaupt verekeln zu können glaubte, müßte nicht nur volkswirtschaftliche, sondern auch politische Krisen der schwersten Art heraufbeschwören! Die Arbeitermassen würden sich unter der so kläglich versagenden Demokratie vollends verkauft und verraten wähnen und alles Heil nur noch von der Gewalt erwarten.

Rathenaus Sozialisierungsplan aber wäre nach aller menschlichen Berechnung zum Mißerfolg verdammt. Um die Initiative der Betriebsleiter zu erhalten (die doch, wie er selbst hervorhebt, mit den Unternehmern selbst meist gar nicht identisch sind!), will er das Privateigentum vorläufig nicht abgelöst wissen. Dadurch käme in die „Gemeinwirtschaft“ ein unversöhnlicher und unfehlbar lähmender Gegensatz zwischen der gemeinwirtschaftlichen Idee, die der kontrollierende Reichskohlenrat verkörpern soll, und der auf das Privatinteresse eingestellten Unternehmerpraxis. Felix Pinner hat das im Berliner Tageblatt sehr überzeugend nachgewiesen. Das Ende vom Liede wäre das Fiasko des scheinsozialistischen Versuchs, die heimlich ersehnte Diskreditierung der Sozialisierung überhaupt, die Rückbildung zum reinen Privatbetrieb und — der Bürgerkrieg. Man wurstle fort, und das Verderben ist sicher.

# Auch eine Wiederherstellungskommission

von Meridionalis

Vor einiger Zeit ging durch italienische Blätter die Meldung, in der „Humanité“ habe „ein französischer Journalist offen eingestanden, daß die meisten Greuelgeschichten frei von ihm erfunden seien und seinerzeit in Abzügen an alle großen Blätter versandt wurden, um die Welt gegen Deutschland aufzuhetzen. Es sei aber an allem kein wahres Wort gewesen.“

Hat die deutsche Presse davon Notiz genommen? Nur in einem reichshauptstädtischen Tageblatt las ich eine Meldung aus Rom. Man könnte zunächst fragen: Wird eigentlich das wichtigste französische Sozialistenblatt in den deutschen Redaktionen nicht gelesen, daß man für derartig sensationelle Nachrichten auf den Umweg über die mehr oder minder große Aufmerksamkeit eines auswärtigen Korrespondenten in einem ganz andern Land angewiesen ist? Anscheinend nicht. Viel wichtiger aber ist die Frage: Wird das Bruderorgan des für uns wichtigsten Staates in den Pressebureaus und den Aemtern der sogenannten sozialistischen Republik Deutschland nicht gehalten? Wir besaßen es doch einmal, was so köstlich ist: einen Gewerkschaftssekretär als Reichskanzler und Außenminister, einen Pressechef, der nicht nur eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei, sondern durch elsässische Geburt notorischerweise auch der französischen Sprache mächtig ist.

Nun, diese Herren haben die Meldung entweder gar nicht gelesen, oder sie haben sie zu den übrigen gelegt, mit denen sie ebensowenig anzufangen wußten, um dem von ihnen regierten Land zu helfen. Jetzt aber haben wir im Reichsamt des Aeußern einen „Fachminister“, der über den grünen Klee gelobt wird und es vielleicht auch verdient. Hat er sich doch bereits der Tatsache Rußland entsonnen, die seinen Vorgängern vollkommen entfallen war. Die Tatsache hat sich zwar recht turbulent in die Erinnerung von Mitteleuropa gebracht, und der deutsche Herr Staatssekretär des Aeußern hat gleich wieder den Mut zur eignen Courage verloren, indem er sich auf eine Michaelissche „Auffassung“ zurückzog. Aber man darf ihn immerhin vielleicht fragen, was er zu tun gedenkt, um jenes epochale Eingeständnis zur Hebung unsrer moralischen — und damit auch unsrer materiellen — Valuta zu verwerten. Denn ein derzeitiger deutscher Außenminister wäre ja das Papier nicht wert, auf dem seine üppigen Interviews gedruckt werden, wenn er hier mit dem wohlfeilen Einwand käme: Minima non curat praetor. Der deutsche Name in der Welt, der, trotz den Versicherungen höflicher Rhetoriker und eifertiger Reporter, auf das Äergste ramponiert ist, ist keine quantité négligeable. Nicht einmal materiell; von allem Andern ganz zu schweigen. Solange auch nur ein einziger noch so verbohrter Engländer oder Argentinier einem Sheffielder Messer vor einem Solinger den Vorzug gibt, weil er „von Hunnen nichts kaufe“: so lange wird jede Hoffnung eitel sein, daß der deutsche Handel auch nur annähernd wieder seine frühere Kraft und Bedeutung gewinnt. Dabei sind wir, obschon es Viele bei uns zu glauben scheinen,



noch nicht einmal so weit: keineswegs nur einzelne nationalistische Narren, sondern weite Bevölkerungsschichten des Auslands sehen den Deutschen für ein höchstens zweitklassiges Wesen an, dem man keine Hand reichen solle, geschweige, daß man mit ihm Geschäfte machen dürfe. Eine Kommission, die die Wiederherstellung des deutschen Namens in der Welt zur Aufgabe hätte, wäre mindestens so nützlich wie die für die Valuta eingesetzte, wahrscheinlich aber wichtiger als der größte Teil der meisten andern, die heute amtieren.

Was sie zu tun hätte? Ein Beispiel. In England müssen, laut Gesetz, alle Geschäftsleute von deutscher Abstammung, gleichviel, wie lange sie naturalisiert sind, und gleichviel, wie viele Söhne oder Brüder sie „for the glory of the British name“ verloren haben, ihre Briefbogen mit dem deutlichen Vermerk „of German origin“ versehen. Es ist ein bißchen lächerlich; aber wir haben uns ja auch über die abgehauenen Hände und die abgeschnittenen Brüste, mit denen die belgischen und englischen Kollegen jenes Gewährsmanns der „Humanité“, ja vielleicht er selbst in traulichem Verein, hausieren gingen, lustig gemacht, so lange, bis die ganze außerdeutsche und schließlich die halbe deutsche Welt auf sie geschworen hat. Es wäre auch ein bißchen lächerlich, aber gewiß nicht unersprießlich, wenn der Reichstag ein Gesetz erließe, wonach, zum Beispiel, der Kopf jedes ins Ausland gehenden Briefes den Vermerk — selbstverständlich in der Sprache des Bestimmungslandes — aufzuweisen haben müßte: „Laut „Humanité“ vom soundsovielten hat der französische Schriftsteller Telettel eingestanden, daß . . .“ Viel lächerlicher als die Siegelmarken und Gummistempel mit „Gott strafe England“ wäre das auch nicht, aber, wie gesagt, viel nutzbringender. Denn wir haben ja am eignen Leibe erfahren, daß das Lächerliche keineswegs Den, der es erfindet oder verbreitet, aber daß der Erfolg die Lächerlichkeit tötet.

Wenn die vorgeschlagene Wiederherstellungskommission aus nur halb so klugen Leuten besteht, wie die waren, die die Berge aufgeschichtet haben, so wird sie nicht allein genug zu tun haben, sondern auch einen Glauben finden, der bekanntlich Berge nicht nur abträgt, sondern sogar versetzt. Die Welt ist nämlich selbst für die Wahrheit zugänglich. Sie muß ihr nur richtig und oft genug beigebracht werden.

---

## Stumpfsinn in Amerika von Eduard Goldbeck

Vor Jahren sangen wir in Berlin einen jener Gassenhauer, in denen sich, einst und heut, die Volksseele zu offenbaren liebt. Der Text lautete: „Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen! Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Lust!“ Die ältern Leser singen sicherlich gleich weiter, denn solche idiotischen Verse sind unvergeßlich. Das Zitat kam an die Oberfläche, als ich darüber nachdachte, wie ich die politische Lage in Amerika in ein Schlagwort kneten könnte. Es ist erreicht! Der Titel ist roh (also zeitgemäß), aber treffend und umfassend.

Wie Sie wissen, hat der Wahlfeldzug begonnen. Die beiden großen Parteien, die demokratische und die republikanische,

stehen einander in voller Rüstung gegenüber. Sie haben jede einen Feldherrn ernannt. Sie haben ihre Grundsätze in einer „Plattform“ zusammengefaßt. Und nun kann der Kampf beginnen.

„Wichtigkeit!“ pflegt ein Freund von mir zu sagen, wenn es sich irgendwo um viel Geschrei und wenig Wille handelt. Das Zweiparteien-System ist nützlich, wenn die beiden Parteien einander ergänzen und verbessern, wenn sie verschiedene, aber unentbehrliche Tendenzen vertreten. Ist die eine Partei vorzugsweise erhaltend, die andre im Wesentlichen bewegend, so wird ihr Widerstreit und der Herrschafts-Wechsel der Nation zustatten kommen. Das ist in Amerika nicht mehr der Fall. Beide Parteien sind kapitalistisch und wünschen, die heutige gesellschaftliche Ordnung, das heutige wirtschaftliche System möglichst unverändert zu erhalten.

Da nun die einzig wichtigen Fragen der nächsten Zukunft wirtschaftlich-politisch sind, so ist der ganze Kampf Bühnenradau. Im Grunde gibt es nur ein Problem, das gebieterisch Lösung fordert: Industrielle Autokratie oder Demokratie? Die maßgebenden Männer beider Parteien stimmen völlig darin überein, daß sie „Herr im Hause“ bleiben wollen, und damit ist die Fiktion, es handle sich um den Zwiespalt zwischen zwei Gesellschafts-Auffassungen, entschleiert. Die Parteien kämpfen um Macht, Ämter, Konzessionen, Kontrakt. Sie kämpfen, weil sie seit zwei Menschenaltern gekämpft haben. Sie sind Opfer des Partei-Militarismus. Die ungeheuern Maschinen, die mit so viel Geld und Arbeit gebaut worden sind, müssen sich doch auch bezahlt machen. Und die Partei-Loyalität, die Erinnerung an manche „glorreiche Campagne“ spricht mit. (Nichts köstlicher als amerikanische Wahlrhetorik: ein Redner nennt den General-Attorney Palmer, den schlimmsten Staatsanwalt, den ich je sah, einen „Heinrich von Navarra“ und „die edelste Frucht des pennsylvanischen Bodens“. Und so rollt die Beredsamkeit wie die majestätischen Wogen des Atlantischen Ozeans. Bei der Hitze!)

Wenn im Grunde alles beim Alten bleibt: wer — außer den bezahlten Sprechern und Schreibern — soll sich da ereifern? Die „Plattformen“ der beiden Parteien gleichen einander vollkommen. Sie „reaktionär“ zu nennen, wäre unverständlich und ungerecht. Sie sind liberal und registrieren alle Forderungen, die die öffentliche Meinung aller zivilisierten Länder anerkannt hat. Aber sie verzichten auf Eroberungen neuer Gebiete, sie wagen nicht einmal eine Rekognoszierung. Mit einem Wort: sie sind stumpfsinnig.

Beide Parteien haben Kompromißkandidaten aufgestellt. Beide Kandidaten sind Biedermänner, sind Zeitungsmänner, sind Senatoren, sind aus Ohio, sind Typen des „self-made man“. Keiner von beiden beleidigt die Wähler durch Geist, durch Wissen, durch Form. Ob ich für Cox, den Demokraten, oder für Harding, den Republikaner, stimme, macht wirklich nichts aus. Sie sind beide stumpfsinnig.

Vielleicht setzt mein Zynismus diesen oder jenen Ihrer Leser in Erstaunen. Sie haben gehört, die Demokraten seien für den

Weltvertrag, die Republikaner gegen ihn. Ja, offiziell ist das wohl so. Ich glaube nur, daß der Weltvertrag beiden Parteien sehr gelegen kam, weil die kapitalistischen Machthaber ihn benutzen können, um die öffentliche Aufmerksamkeit von den wirtschaftlichen Problemen abzulenken. Urteilen Sie selbst! Die Demokraten sagen: „Wir sind enthusiastisch für den Völkerbund, soweit seine Vorschriften mit unsrer Konstitution im Einklang stehen.“ Die Republikaner sagen: „Wir sind unerschütterlich gegen den Völkerbund, wenn nicht ‚Reservations‘ uns die Freiheit der Entschließung gewährleisten.“ Ich kann hier keinen Unterschied entdecken.

Der einzige Unterschied zwischen ihnen ist dieser: Harding erklärt, daß er sofort mit Deutschland Frieden schließen werde. Cox erklärt, daß er gemeinsam mit den Alliierten handeln wolle. Da ja aber die Alliierten längst mit Deutschland Frieden geschlossen haben, so würde ihm vermutlich nichts übrig bleiben, als es auch zu tun. Stumpsinn, Stumpsinn...! Uebrigens bin ich der Ansicht, daß man einander bei einer Leichenschau nicht in die Haare fahren sollte. Der Friede von Versailles ist doch schon eingesargt.

Trotz alledem bleibt dem gewissenhaften Bürger nichts übrig als: zu wählen. Und da wendet er den Blick auf die andern Parteien, die leider noch embryonisch sind. Gomperz, der alte Arbeiterführer, die festeste, aber schon sehr brüchige Stütze der Gesellschaft, hat für die ‚American Federation of Labor‘ auf die Aufstellung eigener Kandidaten verzichtet und will mit den Demokraten gehen. Ich bezweifle, daß diese Entscheidung den Heerbann der Demokratie erheblich verstärken wird. Um ein Haar hätte die demokratische Konvention Herrn Palmer, den Taschen-Plehwe, den Isenbiel ohne Skrupel, zum Kandidaten der Partei ernannt: wie sich Gomperz mit dieser Tatsache abfindet, weiß ich nicht; daß er sie den Arbeitern mundgerecht machen kann, ist unwahrscheinlich.

Neben dieser straff organisierten, aber nur auf den Wirtschaftskampf eingestellten Organisation hat sich eine neue Partei, die der „Farmer und Arbeiter“, gebildet. Ihr Kandidat ist der bisher unbekannte Christensen, ein sympathischer Riese, überaus geschickt als Versammlungsleiter. Die Farmer und die Arbeiter zu einheitlichem Wirken zusammenzufassen, dünkt mich ein Kunststück. Not und Bedürfnisse und Ideale sind andre, Atmosphäre und Seele höchst verschieden.

Mit ihnen versuchte sich das „Komitee der 48“ zu vereinen, das den Mittelstand vertritt, den Mittelstand, den Karl Immermann vor hundert Jahren „arbeitsam, wissend, ehrwürdig“ nannte. Liberale Männer, die Evolution, nicht Revolution wollen. Girondisten, die sanfte Hügel zu besteigen gewillt sind, sich aber entschieden weigern, einen Berg zu erkraxeln. Natürlich konnten sie sich mit den wilden Männern der „Farmer und Arbeiter“ nicht einigen, und die dritte Partei trat nicht ins Leben. Notwendig ist sie, und sie wird kommen, im November 1920 aber wird Harding siegen.

Ich könnte nun mit einem „Was zu beweisen war“ abschließen und zu meinem Motto zurückkehren. Diese Selbstgefällig-

keit muß ich mir jedoch leider versagen. Denn meine Darstellung haftet an der Oberfläche, und ein Sozialist könnte mit Recht sagen: die eingefleischte Bourgeois-Berichterstattung! Wenn wir nämlich auf die Unterströmungen achten, so ist die Politik hierzulande durchaus nicht stumpfsinnig, sondern verflucht interessant.

Wie kann aber, wer in einem Luxusdampfer fährt, der Unterströmungen gewahr werden? Nun, da sind Blasen, Wirbel, allerhand plötzliche, nicht genügend motivierte, jäh verschwindende Erscheinungen.

Blasen und Wirbel . . . Nie wurden so viele Lynchmorde Schwarzer gemeldet. Nie brach der Rassenhaß so wild und in so scheußlichen Formen aus. Auch die „völkischen“ Gegensätze verschärfen sich böseartig. Das Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital ist Kriegszustand, und hätte sich die Regierung nicht die Waffe der Kriegsgesetzgebung geschmiedet, so wären längst Riesenstreiks eingetreten. „Eingetreten“ ist das richtige Wort: sie wirken wie Naturereignisse. Verurteilungen, Deportationen verlegen die Propaganda nur um ein Stockwerk tiefer. Die neue Welt entstand in den Katakomben. Der Kandidat der Sozialisten, Eugen Debs, sitzt im Gefängnis. Das gibt zu denken. Christensen schlug Cox und Harding in einem anständig und verständig geschriebenen Telegramm vor, sie sollten, alle Drei, bei Präsident Wilson um Begnadigung des Herrn Debs einkommen, er empfinde es als eine Forderung der Billigkeit, daß Debs während der Campagne frei sei und seine Chancen wahrnehmen könne. Aber Herr Christensen weiß, daß Mr. Wilson hart wie Stein ist, wenn es sich um Leute handelt, die offen gegen den Krieg gepredigt haben. Er versteht sich auf die Kunst, Märtyrer zu machen. Ich hätte also meinen Artikel ebenso treffend „Ca ira!“ nennen können. Es ist nur eine Frage der Zeit.

---

Ganz ernstlich muß ich zu bedenken geben, daß gewiß mehr als neun Zehntel der überhaupt lesenden Menschen nichts als die Zeitungen lesen, folglich fast unausbleiblich ihre Rechtschreibung, Grammatik und Stil nach diesen bilden und sogar, in ihrer Einfalt, Sprachverhunzungen für Kürze des Ausdrucks, elegante Leichtigkeit und scharfsinnige Sprachverbesserung halten, ja, überhaupt den jungen Leuten ungelehrter Stände die Zeitung, weil sie doch gedruckt ist, für eine Autorität gilt. Daher sollte, in allem Ernst, von Staats wegen dafür gesorgt werden, daß die Zeitungen in sprachlicher Hinsicht durchaus fehlerfrei wären. Man könnte zu diesem Zweck einen Nachzensor anstellen, der statt des Gehaltes vom Zeitungsschreiber für jedes verstümmelte oder nicht bei guten Schriftstellern anzutreffende Wort, wie auch für jeden, selbst nur syntaktischen Fehler, auch für jede in falscher Verbindung oder falschem Sinne gebrauchte Präposition einen Louisd'or, als Sportel, zu erheben hätte, für freche Verhöhnung aller Grammatik aber drei Louisd'or und im Wiederbetretungsfall das Doppelte. Oder ist etwa die deutsche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gesetze wert ist, den doch jeder Misthaufen genießt? Elende Philister! Was in aller Welt soll aus der deutschen Sprache werden, wenn Sudler und Zeitungsschreiber diskretionäre Gewalt behalten, mit ihr zu schalten und zu walten nach Maßgabe ihrer Laune und ihres Unverstandes?

*Schopenhauer*

# Unterbrechung der Schwangerschaft <sup>von</sup> Procurator

Die Unterbrechung einer nicht gewollten Schwangerschaft ist heute fast eine Gewohnheit geworden. Daß sie durch den Strafrichter als ein Verbrechen schwer geahndet werden kann, ist den Beteiligten bekannt; denn es werden Preise dafür gefordert und bezahlt, die die bona fides dem Gesetz gegenüber bei beiden Teilen ausschließen. Damit ist erreicht, was unser Gesetz grade nicht zu erreichen strebte. Also liegt dem Gesetzgeber ob, das bestehende Gesetz zu ändern, da es offensichtlich die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft nicht verhindern kann und nur noch der Unterstützung von Wucher und Pfluscherei dient. So geht es, wenn die Gesetze nicht die herrschende Moral zur Richtschnur nehmen, sondern sie beeinflussen wollen. Die Masse lebt nun einmal das Leben, das ihr durch die Entwicklung vorgeschrieben ist, und muß sich dabei das Gesetz schaffen, das ihrer Moral gerecht wird. Schon haben auch die Parteien der Masse Gesetzesvorschläge geltend gemacht, die die Aufhebung der entscheidenden Paragraphen oder wenigstens die Straflosigkeit der Unterbrechung der Schwangerschaft während der ersten Monate fordern. Die andern Parteien haben sich mit diesen Forderungen noch nicht einverstanden erklärt. Sie werden es auch kaum tun. Nicht, weil die Kreise, die sie vertreten, eine andre Moral haben als die Masse, sondern weil in diesen Kreisen üblich ist, das Uebel, das man erkannt hat, zu verbergen, anstatt zu heilen.

Die Frage eines Rechtes der Frau auf Unterbrechung der Schwangerschaft ist weder vom moralischen noch vom sozialpolitischen noch vom gesellschaftlichen noch vom juristischen Standpunkt allein zu lösen.

Eine absolute Moral gibt es nicht. Gäbe es eine, das Zeitalter hätte sicherlich keinen Teil daran. Vielmehr herrscht ein ewiger Wechsel und, besonders in der Moral des Geschlechtslebens, eine fast sprunghafte Entwicklung. Sitten, früher natürlich und selbstverständlich, sind heute anstößig und verpönt; und manchen Vorgang, den einst das Lämpchen einer Schlafkammer nicht zu beleuchten wagte, bestrahlt heute eine lüsterne, leuchtende Krone.

Der sozialpolitische Standpunkt darf überhaupt nicht maßgebend sein, da sichs um ein Persönlichkeitsproblem handelt. Wer vertritt ihn denn? Die Bevölkerungsstatistik. Die nach Möglichkeit maßlose Zunahme der Bevölkerungszahl wurde jedoch stets nur von zwei Interessenten propagiert.

Der eine Interessent war der Monarch und seine Hornbläser, die Uebernationalisten, Chauvinisten, Imperialisten. Diese Gruppe brauchte viele Soldaten und verbrauchte sie auch. Je

größer die Auswahl, desto besser das Heer und desto reichhaltiger die Reserve; desto üppiger, was man mit solch einem Unternehmen erzielen konnte; desto stolzer die Macht des Herrschers und die Stellung der meist bedeutungslosen Personen, die unter ihm einen Führerposten hatten. Der andre Interessent war der Kapitalist — denn je größer die Zahl, desto billiger die Kraft der Arbeiter, desto höher des Unternehmers Verdienst.

Merkwürdig war dabei, daß weder die eine Gruppe noch gar die andre sich selbst in Hervorbringung zahlreicher Nachkommenschaft zum „Wohle des Staates“ betätigte, sondern daß das stets den vaterlandslosen Gesellen überlassen blieb. Beide Gruppen übten weise Zurückhaltung: sie trieben statistisch absolut einwandfrei erwiesene Geburtenbeschränkung; nur gebrauchten sie Mittel dazu, die weniger durchs Straßengesetz als von der Polizei verboten waren. Polizeiverbote auf notwendige Artikel pflegen jedoch keine andre Folge zu haben, als daß sie diese verteuern, und sind daher für den Reichen leicht zu umgehen. Mit dem Gesetz dagegen kam Der in Konflikt, bei dem die wirtschaftliche Kraft so wenig wie der Verstand zur Anschaffung jener Präservativmittel ausreichte. Derart hatte der wirtschaftlich schon so viel schwächere Stand ungleich öfter und schneller die Aussicht auf nicht grade erwünschten Familienzuwachs. Jedes Mal wurde seine wirtschaftliche Kraft entschieden gemindert, immer unfähiger wurde er, die bedingt anständige Prophylaxe zu treiben — der Kreis war geschlossen: wie der Eine immer ärmer, so wurde der Andre durch kluge Beschränkung immer stärker und handhabte seine von ihm und für ihn geschaffenen Gesetze nun nicht mehr mit weiser Zurückhaltung, sondern mit eherner Strenge; denn was Alle verschulden, und wozu sich leicht Jeder verführen lassen kann, das findet gewöhnlich die härteste Strafe. Und so wird es bleiben, bis die Masse erwachen und Gericht zu halten beginnen wird. Bei uns hat sie vorläufig erst einmal aus dem Schlaf gesprochen.

Der Standpunkt der Gesellschaft und auch der sogenannten guten Gesellschaft (so genannt, weil sie es bestimmt nicht ist) zu Schwangerschaft, Kinderzahl und Legitimität verdiente wohl einmal in seiner ganzen Jämmerlichkeit gekennzeichnet und verworfen zu werden. Für heute genügt es, daran zu erinnern, daß mit Acht und Bann belegt wird, was unehelich zur Welt kommt oder zur Welt bringt. Wer, wenn auch verheiratet, über seine Barmittel hinaus Kinder kriegt, wird belächelt, nicht nur dem lateinischen Sprachgebrauch nach zu den Proleten gerechnet und damit zumeist ebenfalls aus der Gesellschaft gestoßen.

Der juristisch-kriminalistische Standpunkt? Der Jurist wendet seine Paragraphen an, die aus dem Recht des noch nicht geborenen Kindes hergeleitet sind. Vor dieser Fiktion schweigen alle andern Rücksichten. Von dem Recht der Mutter ist in diesem Gesetz nicht die Rede; nicht von dem Mord, den das Ungeborene, noch zu Gebärende an Leben und Glück der Mutter mitunter vorbereitet. Erst das Gewohnheitsrecht schützt die Mutter, wenn ihr durch den Fortbestand der Schwangerschaft ein sicherer Tod gewiß ist. Die Verschlimmerung eines bestehenden körperlichen Leidens, die bloße Gefahr der Gesundheitsschädigung — das reicht nicht aus. Die Entscheidung darüber, ob Lebensgefahr besteht, haben Aerzte, deren Prognose, das heißt: deren Kunst, Ablauf, Dauer und Ausgang einer Krankheit vorauszusagen, in der Praxis manchmal anerkennenswert zurückhaltend ist. Da die Meinungen geteilt sind, so wird von der einen Seite als Sachverständiger ein Arzt gewählt, der die Menschen zu behandeln gewohnt ist, und von der andern einer, der die Wissenschaft behandelt. Dieser ist meist Professor und gibt den Ausschlag. Den Professoren liegen die ungeborenen Kindlein am Herzen, obwohl keiner anzugeben weiß, wann eigentlich ihr Leben oder gar ihr selbständiges Leben beginnt. So ist es einmal der „Foetus“, der geschützt wird, einmal die „Frucht“, die sich des allgemeinen Erbarmens erfreut. Die Bewahrung der Mutter vor körperlichem Schaden tritt weit dahinter zurück. Ihr seelischer oder gesellschaftlicher Tod hat bisher noch keine Teilnahme gefunden. Die Abtreibung ist auf alle Fälle eine Tötung und: Du sollst nicht töten! Nur der organisierte Massenmord war auch den Professoren genehm; ja sogar derart, daß Jeder flog, der sich dieser Anschauung widersetzte.

In dem ganzen System steckt eine barbarische Unvernunft, die nur zu erklären ist teils durch die absolute Alleinherrschaft des Mannes, teils durch die Machtausnutzung der herrschenden Klasse. Die verstand, sich alle Vorteile zu verschaffen und jede Gefahr durch Gesetze zu beseitigen, deren Gültigkeit für die machtlose, aber immerhin kontrollierende Intelligenz schmackhaft gemacht wurde durch den moralischen Anstrich, mit dem man die nackteste Unmoral und Interessenjustiz zu verschönen gelernt hatte. Für die Wenigen, die im Lauf der Zeit doch durch die Tünche sahen, tat man zur Beruhigung noch etwas: man warf vom vollbesetzten Tisch ein paar Brocken unter die verachtete, geächtete, gefürchtete Masse und nannte das soziale Fürsorge.

Selbst wenn sich die Sitten nicht so auffallend und wie mit einem Schlage gegen früher verändert hätten: die Anschauungen über die sogenannte Abtreibung sind erledigt. Der Mensch hat sich selber geholfen und zwar in allen Gesellschaftsschichten auf

gleiche Weise, überall da, wo das Unglück oder die nackte Not den unverhüllten, leiderfüllten, hilfeheischenden Menschen packte. Was soll uns nun noch die Lüge? Das Gesetz muß nach. Es ist die Sache aller Frauen, um die es sich handelt. Ueber sie hinweg hat man bislang beraten, beschlossen und gehandelt, selbst wenn es um Maßnahmen ging, die das innerste und intimste Leben des Körpers und der Seele der Frauen betreffen. Man läßt ihr den Schmerz und die Entbehrung und alle Leiden — nur an der Freude teilzunehmen, ist man gütig bereit. Was Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Gesetz tun, um das Los der Mütter zu erleichtern, das ist gering; was sie dagegen tun, um es zu erschweren, wenn nur die herrschende Meinung ein wenig verletzt ist, das ist enorm.

Nun genug der Blamage, daß die Abtreibungsparagrafen bestanden haben! Der Frau allein gebührt die Bestimmung über die Frucht, der sie Leben geben soll. Wahlos und zahllos durfte der Krieg verschlingen, was so unendlich vieler Mütter Freud und Leid, Tod und Leben war. Gesetz und Staat, Gesellschaft und Wissenschaft sind in ihrer Verfassung von heute nicht mehr berufen, sich über Mutterschaft und ihre Folgen großsprecherisch zu Richtern aufzuwerfen. Der Arzt schweige vom Wissen; denn seine Wissenschaft weiß nicht genug und nichts sicher genug. Der Jurist schweige vom Recht; denn bisher durfte er nicht einmal gerecht sein. Der Staat schweige von Bevölkerungszuwachs; denn er braucht ihn nur, um ihn zu vernichten. Und die Gesellschaft höre auf, sich mit Moral zu brüsten; denn grade daran fehlt es ihr selber. Die Frau, die einem Kinde das Leben schenkt und alles Weh auf sich nimmt, soll es nicht tun, weil sie muß, sondern weil sie will; und wenn sie es will, so ist keine medizinische Indikation so streng, kein Gesetz so hart, keine Moral so zwingend wie ihr eigner bewußter Wille. Der Frau aber, der der Wille fehlt und nicht zu erwecken ist, gestehe man das Recht auf Unterbrechung der Schwangerschaft zu. Das Verhalten des Mannes, die Frau in solche Lage zu bringen und dann ihrem Schicksal zu überlassen, ist menschenunwürdig.

Gebt der Frau das Recht auf Unterbrechung der Schwangerschaft! Ein Recht, das man ihr genommen hat — gebt es ihr wieder, und Ihr werdet erleben, daß jede Frau, mag sie ehelich oder unehelich ein Kind gebären, dadurch ihren Willen zum Kinde und somit zu ihrem eignen Wert und ihren Handlungen bekennt und nicht allein, wie meistens bisher, die mehr oder weniger vermeidbare Offenbarung eines mit Recht nicht öffentlichen Geschehens vollzieht. Dann wird die Frau, was bis dahin mit einem Odium behaftet war, unbekümmert tun. Vielleicht werden Derer, die das vermögen, zuerst nicht viele sein. Aber ihre Zahl wird wachsen, denn es wird nach diesem mutigen



Bekennnis wieder die Achtung vor jeder Mutter steigen, und die Ansichten der Gesellschaft werden lächerlich werden. Die Frau wird von ihrem Recht, Kinder zu gebären, wann immer sie will und nur wann sie will, stolz Gebrauch machen. Was kein Gesetz und keine Moral zu stande bringen kann, wird eintreten, wenn man der Frau das Recht auf Unterbrechung der Schwangerschaft nicht mehr vorenthält: sie wird die Pflicht, zu gebären, öfter erkennen, als es heut aller Strafe zum Trotz geschieht.

---

## Industriekapitäne von Hans Ganz

### XVI.

Wertheim und Tietz

Zwei Umstände haben die Entwicklung des Detailhandels zum Warenhause herbeigeführt: der Uebergang der Produktion vom Handwerk zur Fabrik und die Entwicklung des Verkehrs.

Im neunzehnten Jahrhundert hat die Fabrikation aller Waren eine Wandlung durchgemacht. Die individuellen, den Wünschen jedes einzelnen Bestellers angepaßten Gegenstände traten immer weiter zurück: an ihre Stelle kamen die sogenannten Standard-Waren. So lange, wie die Produktion allein in den Händen der Handwerker lag, wurde nur auf Bestellung gearbeitet. Auf Vorrat schaffte der Handwerksmeister nicht: er hatte einen bestimmten Abnehmerkreis und suchte ihn meist nicht einmal zu erweitern. Bei dieser Arbeitsweise konnte und kann sich naturgemäß die Maschine niemals bezahlt machen. Mit Nutzen arbeitet sie nur dann, wenn tausende von gleichen Stücken angefertigt und auf den Markt geworfen werden. Für die nur nach Auftrag gemachte Einzelware haben wir darum die fertige Massenware bekommen, die — ohne Rücksicht auf Sonderwünsche — den Bedürfnissen und dem Geschmack der Allgemeinheit entspricht. Da sie dank der Massenfabrikation bei gleicher Beschaffenheit billiger ist als die durch höhere Arbeitslöhne und Materialkosten im Preise noch mehr gestiegene Hand- und Maßarbeit, so zieht die große Menge die fertige Standard-Ware vor und gewöhnt sich daran, ihre Ansprüche den wenigen vorhandenen Typen anzupassen. Deshalb sind die Massen die Hauptabnehmer der Warenhäuser.

Der Verkehr ist zwar in diesen herrlichen Zeiten, denen uns Wilhelm der Größenwahnsinnige entgegengeführt hat, nicht eben besser und auch nicht billiger geworden; aber die Menschheit hat sich an das Verkehrselend allmählich so gewöhnt, daß sie kaum noch was davon bemerkt und die guten Zeiten vergessen hat. Jedenfalls: die Ausbreitung des Verkehrs, die Vermehrung der Verkehrswege hat mächtig dazu beigetragen, den Detailhandel zum Warenhaus zu entwickeln. Waren die Käufer früher auf die nächstliegenden Geschäfte angewiesen, so machten es wenigstens vor der großen Zeit, die leider noch lange nicht überwunden ist, die Verkehrsmittel auch den entfernt Wohnenden möglich, ohne drückende Kosten und binnen kurzer Zeit die Warenhäuser einer weiter entfernten Gegend aufzusuchen.

Einige Nationalökonome von Ruf bezeichnen England als die Geburtsstätte des Warenhauses. Das ist ein Irrtum. Zunächst steht fest, daß es schon im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit große Warenhäuser gegeben hat. Sie haben sich in einigen Städten bis in unsre Tage erhalten, so die Tuchhalle in Nürnberg, das Kaufhaus in Mannheim, in Belgien die Hallen von Brügge, Gent und Ypern. Sie dienten freilich hauptsächlich dem Engros-Handel und dem Verkauf verhältnismäßig weniger Warengattungen. Dann aber berichtet D'Avenel in seinem Werk: 'Le Mécanisme de la vie moderne' von den ersten französischen Versuchen, Geschäfte ganz in der Art der Warenhäuser von heute zu betreiben. Und während sich in England erst seit sechzig Jahren mit Sicherheit Warenhäuser nachweisen lassen, reichen die von D'Avenel erwähnten Versuche ins siebzehnte Jahrhundert zurück. Es steht fest, daß schon im Jahre 1765 mehrere Händler in Nevers Geschäfte eröffneten, in denen sie die verschiedensten Dinge feilboten. Ein halbes Jahrhundert später erhielt der Bankier Kromm von Ludwig dem Fünfzehnten das Privileg, in Paris ein großes Magazin zu eröffnen. Er verteilte bald, genau wie die heutigen Warenhäuser, Kataloge und Prospekte in ungeheurer Zahl und beschäftigte zwei- bis dreihundert Angestellte, die im Hause ihre Schlaf- und Wohnräume hatten. Mit der Einführung der Gewerbefreiheit unter Napoleon dem Ersten tauchen noch größere Unternehmungen auf. Sie müssen im öffentlichen Leben eine hervorragende Rolle gespielt haben, denn auch die Literaten befaßten sich mit ihnen, und Scribe stellte in seinem 'Combat des Montagues' einen solchen Warenhausbesitzer in der Person des Monsieur Calicot auf die Bühne. Das älteste Warenhaus Londons: Whiteley Ltd., ist 1865 gegründet worden. Daneben gibt es nur noch zwei große Warenhäuser in London: Harrods und Selfridges. Im allgemeinen sind die Warenhäuser beim englischen Publikum nicht beliebt. Von England sind die Warenhäuser nach den Vereinigten Staaten verpflanzt worden, und dort hat sie der amerikanische Unternehmungsgeist in kurzer Zeit zu einer solchen Höhe geführt, daß sie nach Größe und praktischen Einrichtungen den europäischen Unternehmungen derselben Art vorbildlich sind.

In Deutschland sind Warenhäuser nach französischem und englischem Muster vor rund vier Jahrzehnten entstanden; aber in dieser knappen Zeit haben sie einen gradezu amerikanischen Aufschwung genommen. Das Warenhaus von Hermann Tietz ist 1882 begründet worden, und zwar in Gera, als ein höchst bescheidenes Weißwarengeschäftchen. Die Gründer waren Hermann Tietz und sein zwanzigjähriger Neffe Oskar. Sie standen selbst hinterm Ladentisch, gemeinsam mit ihrer einzigen Verkäuferin, in einem nicht sehr ansehnlichen Laden von etwa 8 Metern Frontbreite und 16 Metern Tiefe, und verkauften im Detail Garn, Posamenten, Weißwaren und Knöpfe. Die erste Tageseinnahme betrug 34 Mark 50 Pfennige. Das in dem Geschäft arbeitende Kapital war selbstverständlich winzig. Die beiden Inhaber waren fleißig, gaben ihre Waren nicht zu teuer und brachten es im ersten Geschäftsjahr zu einer Gesamtein-

nahme von 107 000 Mark, verkauften also am Tage durchschnittlich für 300 Mark Waren. Der Verbrauch war nicht so groß, daß sie direkt bei den Fabrikanten hätten einkaufen können: sie bezogen alles von Zwischenhändlern. Um nun ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen und den Zwischenhandel auszuschalten, veranlaßten Tietz Onkel und Neffe ihre Verwandten, die ähnliche Geschäfte von ähnlichem Umfang in deutschen Kleinstädten betrieben, ihre Einkäufe zusammenzulegen und wenigstens teilweise gemeinschaftlich bei Fabrikanten einzukaufen. Aber auch der solcher Art zusammengelegte Bedarf war noch so unbedeutend, daß die meisten Fabrikanten eine Verbindung mit der Firma Tietz ablehnten. Manche Produzenten hat Oskar Tietz in schlauder Weise dadurch zur Lieferung bestimmt, daß er ihnen erzählte, es handle sich nur um Probekäufe. Im Jahre 1887 war der Umsatz bereits auf einige Millionen gestiegen. Oskar Tietz führt seinen geschäftlichen Erfolg darauf zurück, daß er den Zwischennutzen nicht in seine eigne Tasche gesteckt, sondern ihn wieder dem Publikum zugeführt habe. Die Kunden hätten bei ihm immer besonders billig gekauft. Aber in derselben Selbstbiographie sagt er, daß sich Onkel Hermann schon wenige Jahre, nachdem er sich mit dem Neffen etabliert hatte, vom Geschäft zurückziehen und fortan Jahrzehnte lang, bis 1907, als Rentier von den Zinsen seines Vermögens leben konnte. Dieses lange Rentier-Dasein nach kurzer Geschäftstätigkeit ist ein Beweis dafür, daß die Firma Tietz noch beträchtlich billiger hätte verkaufen können.

Bald nachdem Hermann Tietz sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, 1889, siedelte Oskar Tietz mit seinem Geschäft von Gera nach München über, mietete dort am Karlsplatz einen Laden von unbeträchtlicher Ausdehnung, handelte mit denselben Waren wie bis dahin im Gera, eröffnete zwei Jahre darauf eine Filiale in der Rumford-Straße, baute nach einiger Zeit das Café Imperial an der Schützen-Straße in ein Warenhaus vom mäßigen Stil um, nahm Küchen-, Korb-, Spielwaren, Glas, Porzellan, Teppiche und Schuhe unter die Verkaufsartikel auf und dehnte den Bau immer weiter aus. Von München aus errichtete Tietz eine Reihe süddeutscher Filialen. Im Jahre 1899 ließ er sich auch in Berlin nieder, zuerst in der Leipziger Straße. Etwa zu derselben Zeit, wie A. Wertheim, im September 1900, eröffnete Tietz ein Warenhaus großen Stils. Später erst entstanden die Häuser am Alexander-Platz, im Osten Berlins, in Hamburg und in andern deutschen Städten. Nun verkauft Oskar Tietz schon längere Zeit nicht mehr selbst, er kauft auch nur noch für seinen eignen Bedarf. Das Einkaufen besorgt wie das Verkaufen ein ganzes Heer von Menschen, denen Oskar Tietz ein sparsamer Brotgeber ist. Ueberhaupt läßt sich von den deutschen Warenhäusern sagen, daß sie ihre Angestellten im allgemeinen unzureichend bezahlen. Relativ und absolut. Sie zahlen beinahe so schlecht wie die Post- und Telegraphen-Behörden.

Ganz ähnlich wie Tietz hat sich A. Wertheim entwickelt. Die Firma wurde Ende der siebziger Jahre in Stralsund als winziges Geschäft gegründet und führte ursprünglich nur Weiß-

waren. 1882 konnte eine Filiale in Rostock eröffnet werden. Zwei Jahre darauf taten sich vier Brüder Wertheim zusammen und machten in Berlin in der Rosenthaler Straße einen Bazar auf. Der Bazar A. Wertheim wuchs an Ausdehnung und Bedeutung, und zu diesem ersten Bazar kamen schnell zwei andre: einer in der Oranien-, einer in der Leipziger Straße. Im Jahre 1896 begann Alfred Messel, der viel zu früh gestorben ist, mit dem Neubau des Hauses in der Leipziger Straße, und damit beginnt eigentlich der ungeheure Aufschwung der deutschen Warenhäuser. Allein in der Leipziger Straße hat die Firma A. Wertheim zu Zeiten der Hochkonjunktur an 5000 Personen beschäftigt. Von den vier Brüdern Wertheim hat sich der jüngste, Wolf, eines Tages als Warenhaus-Unternehmer selbständig gemacht und dabei alles eingeübt. Die Hauptschuld an seinem Zusammenbruch trug die Tatsache, daß sein Warenhaus bautechnisch schlecht, unbequem, überhaupt unpraktisch angelegt war. Das Privatvermögen der drei übrig gebliebenen Inhaber von Wertheim ist schon im Frieden auf zwanzig Millionen Mark geschätzt worden. Aber an fremden Kapitalien arbeiten in den verschiedenen Wertheim-Gesellschaften — Wertheim Grundstücksgesellschaft m. b. H., Wertheim Bankgeschäft G. m. b. H., A. Wertheim Spezialverkauf, Wertheim Export-Gesellschaft — hunderte von Millionen Mark, die die Großbanken zur Verfügung stellen. Wertheim arbeitet wohl hauptsächlich mit der Disconto-Gesellschaft, Tietz mit mehreren berliner und Provinz-Banken. Und dieses kann man überhaupt gegen die Warenhäuser sagen: daß das wucherische Bankkapital fast an dem ganzen Umsatz der Warenhäuser tüchtig verdient — nämlich den Unterschied zwischen den anderthalb Prozent Zinsen, die die Banken den Depositären zahlen, und dem Reichsbankzinsfuß plus einer nicht grade übermäßigen „Provision“, der Uebersetzung für das harte deutsche Wort Wucherei.

Für die Angestellten hat in der ganzen Geschichte des Warenhauses meines Wissens nur einmal ein Warenhausbesitzer wirklich etwas getan: als der Inhaber des pariser Warenhauses Bon Marché, Boucicaut, eines Tages sterben sollte, sah er ein, daß es keinen rechten Zweck hätte, seine Reichtümer, insbesondere sein Unternehmen ins Grab mitzunehmen, und so verfügte er durch Testament die Umwandlung seines Hauses in eine Aktiengesellschaft, nach deren Statuten die Aktien nur von Angestellten erworben werden könnten, die so Mitinhaber der Firma werden und an ihrem Gedeihen das persönlichste Interesse haben. Dieser Grundgedanke bewährte sich; nur konnte die Idee, wie andre wunderschöne Ideen auch, in dieser kapitalistischen Welt nicht völlig rein durchgeführt werden. Beim Ausscheiden aus dem Geschäft oder beim Tod eines Angestellten brauchen die Aktien nicht abgegeben zu werden. Diese manchmal recht wohlthätige Bestimmung artet nicht selten zur Plage aus, weil die Aktien an einer internen Börse gehandelt werden und in Paris ein beliebtes Spekulationsobjekt sind. In Berlin freilich ist höchstens das Heer der Angestellten das Spekulationsobjekt der Geschäftsleitung und der Bankmagnaten.

# Hauptmann und Lautensack

Einsame Menschen' oder: Man soll keinen Logierbesuch haben. Gott und S. Fischer mögen mir die Sünde verzeihen: aber wenn „Leute wie Braun uns doch nur noch vorkommen wie Eulen bei Tageslicht“, so gilt das auch für das Drama, darin diese Leute vorkommen. Es ist, während Hauptmanns Werke meist mit den Jahren an Leuchtkraft gewinnen, wahrscheinlich dasjenige, das am stumpfsten, am blassesten geworden ist. Sogar ‚Vor Sonnenaufgang‘ würde, in all seiner Unselbständigkeit, uns durch die Brutalität der Vorgänge, durch seinen sozialen Helferwillen, durch die süße Lyrik des berühmten Liebesgesprächs und schließlich durch den historischen Reiz der Erstlingschaft heute tiefer bewegen als Opus Drei. Das war gedacht als die Tragödie eines, zweier Adelsmenschen, die durch die Engherzigkeit ihrer Umgebung teils zum Selbstmord getrieben, teils fürs Leben beschädigt werden. Wäre Dichters Plan ganz gelungen, so würden, wie sich fürs wahre Drama schickt, alle Personen recht, das Recht ihrer einmaligen Beschaffenheit haben, die Adelsmenschen und die verständnislosen Quälgeister. Wäre er halb gelungen, so würden die Adelsmenschen recht haben. Er ist derart mißlungen, daß die Adelsmenschen, bei denen Hauptmanns Herz ist, in immer unerträglicher werdendem Grade unrecht haben. Man ist gelangweilt, man ist abgestoßen. Die ästhetische Entzauberung geht so weit, daß man auf die Bühne springen möchte, um sich schützend vor die armen Opfer eines ungehörlichen Dünkels zu stellen. Hauptmann will einen geistigen Entscheidungskampf zum tragischen Abschluß bringen — und läßt geistige Energielosigkeit sich und uns zu Tode ermatten. Sie ist das Gepräge des Werkes. Dieser Johannes Vockerat winnert und poltert sich durch fünf Akte, daß es ein Graus ist. Er klagt, daß man ihn gebrochen hat — ohne daß je ein Knochen in ihm war, der gebrochen werden konnte. Er verlangt die zarteste Rücksicht — und behandelt Frau und Mutter mit einer Flegelhaftigkeit, die kaum durch die unbestrittenste Gelehrtengröße entschuldigt würde, und die bei einigem menschlichen Wert unmöglich wäre. Den Beweis für diese Größe und diesen Wert brauchte er nicht ausdrücklich zu führen: aber er führt ja mit jedem Wort und jeder Handlung den Gegenbeweis. Johannes Vockerat ist im Kern mißraten, ein Jämmerling, dem man nicht einmal die Courage zutraut, eine Wasserleiche aus sich zu machen; und mit ihm und seiner verblüffend dickfelligen Freundin, die beinah Gewaltakte abwartet, bis sie das Haus verläßt, steht und fällt die Tragödie, das Gedankendrama, die Ideendichtung. Was bleibt? Das naturalistische Idyll. Ueber den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch, wie seltsamerweise dieselbe Anna Mahr sagt, die allenfalls die Zaunpflahlsprache versteht; und wenn der schon nicht an einem Drama das Beste sein kann, so hat er sich doch in den ‚Einsamen Menschen‘ frisch erhalten. Hauptmann hat hier mit ebenso leisen wie festen Strichen eine augenfällige Wirklichkeit gestaltet. Er hat das Alltagsleben eingefangen, das Ende der achtziger Jahre anscheinend brauste.

Da hätte man möglicherweise gut getan, in der Inszenierung eine Zurückdatierung vorzunehmen, die einsamen wie die geselligen Menschen durch unmodische Kleidung von uns zu distanzieren und uns damit auch gelassener gegen ein überwundenes Literaturprodukt zu stimmen, das heute ausgraben Zeit und Geld verschwenden heißt. Im

Deutschen Theater bekundete die Regie eines unbekannten, vielleicht gar fingierten Richard Gerner Entschlossenheit weder zum Naturalismus noch zu sonst einem Stil. Man hatte das eine Zimmer aufgebaut, das der Dichter und wie er es vorschreibt; aber weil sichs fünf Akte lang nicht verändert, und weil es über eine Veranda auf einen Garten, den Müggelsee und die Müggelberge hinausweist, hätte es eine ganz andre Beilebung erfahren, hätte es irgendwie die Bewohner mit der Natur verbinden müssen. Was fehlte, war Atmosphäre, die milde und zärtliche Atmosphäre, die erst dadurch vergiftet wird, daß Johannes und Anna sich eine Seelenfreundschaft vorlügen, wo sie's höchst irdisch zu einander zieht — sie zu ihm als dem Mann überhaupt, ihn zu ihr als der neuen, Appetit weckenden Erscheinung für einen gesättigten Ehemann. Schade, daß Hauptmann nicht das eigentliche Drama zwischen den jungen Vockerats und der Studentin hergestell't, seltsam, daß er es gar nicht geahnt, daß er die Phrasen, mit denen die beiden halben und heimlichen Liebesleute doch nur ihre Begierde zu übertönen versuchen, so entsetzlich ernsthaft gemeint hat. Nicht ausgeschlossen, daß ein Dramaturg durch Streichungen, ein Regisseur durch Akzentverschiebung hier gegen den Willen des Dichters ein Belebungswunder verrichten könnten. Die Schauspieler würd'ens ihnen danken. Besonders Moissi, der mit dem deutschen Stubenhocker und seiner Papiergelehrsamkeitsfrucht nicht allzu viel anzufangen weiß, den aber überaus glaubhaft eine „verbotene“ Glut durchsengen, elektrisch knistern machen, verzehren würde. Anna Mahr: „mittelgroß, mit kleinem Kopf, dunkelm, schlichtem Haar, feinen, nervösen Zügen“. Agnes Straub: riesengroß, mit mächtigem Kopf, blondem, pompösem Haar, herben, gesunden Zügen. Auf ihrer Grundverschiedenheit von dem Eheweib beruht die Interessiertheit des neurasthenischen Rohlings. Die Damen Straub und Pünkösdy ähneln einander schwesternhaft; und nicht das allein: diese Käthe Vockerat hat in ihren Ausbrüchen eine wilde Bitterkeit, eine stählerne Energie, daß man ihr weniger als ein zages Anlehnungsbedürfnis das resolute Besitzbewußtsein, eine handfeste Wahrung ihres Hausrechts zutraut. Werner Krauß kann so ziemlich alles. Sein Vater Vockerat hat den vollen Nachdruck eines allgemeinen religiösen Pathos und zugleich die freundlichen Eigenheiten eines bestimmten alten Herrn von heiterm, naivem, eß- und frinkühnem Naturell. Seine Baucis ist Gattin und Mutter von grenzenloser Liebe und Familienoberhaupt von eifernder Gottesfürchtigkeit. Mit dieser schreckt die Lehmann nicht, weil sie ihre Frau Honoratorin und Gutsbesitzerin das Schläsisch der Hanne Schäl sprechen läßt, ohne daß sich dafür in der Personenbeschreibung oder im Dialog ein Anhalt findet. Jene aber, die Liebe, das Gesicht der Lehmann verklären zu sehen, die Stimme der Lehmann durchzittern zu hören: das würde die weiteste Reise lohnen.

Heinrich Lautensack wird in dreißig Jahren nicht mehr gespielt werden (weil er gestorben ist, bevor er hinaufgelangt war); aber daß sein ‚Gelübde‘ uns heute näher angeht als Hauptmanns ‚Einsame Menschen‘, das würde ich, wenn ich gläubiger Katholik wäre, auf dieselbe Hostie beschwören, die den Pater Felix so feierlich bindet. Den hat auf der Hochzeitsreise ein Schiffsuntergang von seinem Weibe getrennt. Er ist in Europa gelandet und Mönch geworden, um abzubüßen, daß er auf treibender Planke, und schon vorher auf der Fahrt,

Helmutruden eher als sich den Tod gewünscht hat. Aber: sie lebt, sie ist da, es behielt sie nicht. Sie ist nach Arabien verschlagen, von einem Scheich dem andern geschenkt und schließlich irgendwie frei geworden. Sie spürt ihren Horst von Hilgartsberg auf und will den Bund genau da wieder knüpfen, wo er neun Jahre zuvor zerrissen ist. Zweierlei nur scheint hinderlich: ihre Vergangenheit und sein Eid. Dem kanonischen Recht zufolge darf er nach Austritt aus dem Orden den ehelichen Verkehr wohl leisten, aber nicht fordern. Den Gesetzen ihres Weibtums zufolge darf sie den ehelichen Verkehr wohl gewähren, aber nicht anbieten. Sie weiß ja nicht, ob er über ihre Vergangenheit hinwegkann; sie weiß nicht einmal, ob sie darüber hinwegkann. Als sie in einem Wirbel des Gefühls doch die Roll-jalousieen herunterläßt, ist er wie gelähmt. Die mohammedanischen Kerle stehn ihm vor Augen; und werden ihm immer vor Augen stehn. Es bleibt nichts übrig, als daß er zum zweiten, sie zum ersten Male die Weihen nimmt.

Merkwürdiger Fall. Ein Drama, dessen Hauptfiguren keine Rundheit gewinnen, überhaupt keine Existenz erlangen. Was mit ihnen war, was aus ihnen wird, ist uns einerlei. Ihr Schicksal ist allzu sehr konstruiert, um jemals unser eignes zu werden. Aber: ihre Regungen brennen uns. Die sind nicht ersonnen. So schwer haben Nerven an imaginären Sünden zu tragen. So unentwirrbar verstricken sich in der Seele die ungebohrne Schuld und die unvollzogene Strafe. So hart lastet der Gewissenszwang auf Erdenkindern, die sich frei wähnen. So tiefe Schatten wirft in die Gegenwart jedes unausgelebte Vorstadium. So groß ist die Uebermacht des Gedankens über die bloße Tatsache. So feindlich bedräuen einander die Pflichten gegen die Menschen und die Pflichten gegen den Himmel. Daß sich nicht mit allen diesen Konflikten der Pater Felix und seine Helmutrudi vorbildhaft abfinden, ist aus zwei Gründen kein Unglück: wie sie vergeblich ringen, das erhellt Bezirke des Vorhofs, die wahrscheinlich dunkel blieben, wenn die Beiden in die Vollkommenheit eingingen; zweitens aber stellt sie Lautensack garnicht als Muster hin, ergreift er niemals Partei für sie, blickt er auf sie mit der Ungerührtheit, die des echten Dramatikers würdig wäre. Hätte er sie nur noch gestalten können! Er fördert unerschrocken seelische Tiefenprodukte zutage, um die ihm versagt ist atmende, schreitende, unverwechselbare Körper herumbzubauen und in allgemeingültige Lebenslagen zu stoßen. Seine Tugenden sind von andrer Art.

Lautensacks Tugenden sind: Wahrheitsliebe, humorhafte Ueberlegenheit, Bodenständigkeit. Im Kloster herrscht Ruhe? Aber nicht doch: dieselbe Feindschaft wie überall draußen — ein Mönch ver wünscht alle übrigen auf den Boden des Meeres. Es ist freilich ein Kloster mit Telephon; und nichts ulkiger als der Anblick eines Gottesdieners, der auf das übliche Zeichen gewissenhaft mit der einen Hand das Kreuz schlägt, während er mit der andern den Hörer hält und mit Honiglippen zu einer schönen Frau spricht. Diese Helmutrudi eilt nach neunjähriger Abwesenheit in die Arme des Gatten? Aber nicht doch: sie eilt zunächst zum Zahnarzt. Schwüler Weihrauchduft vermischt sich mit dem erquickenden Geruch von Weißwürsten; durch gemalte Scheiben bricht das reimende Licht, um auf die zinnernen Deckel von Maßkrügen Kringel zu werfen; den vollen Klang der Klosterglocken durchschallt eine Autohupe; und weins in der Wöl-

bung des Refektoriums zu magisch dunkel ist, als daß die Zeitungs-  
lettern erkennbar wären, dann wird eine Birne angeknipst. So respekt-  
los hätte Max Burckhardt gern gedichtet, bei dem leider die Begabung  
nicht reichte. Lautensack hat schon Sinn für den Glanz und die  
Mystik und die Musik des Katholizismus; ja grade, weil er den Sinn  
dafür hat, weil er in dieser Sphäre aufgewachsen ist, weil er mit  
beiden Füßen auf einer Scholle steht, deren fromme Gebauer von Sankt  
Florian erlehen, daß er das Haus des lieben Nachbarn anzünde —  
darum ist sein Spott legitim und legt sich uns prickelnd säuerlich  
auf die Zunge. Lautensack hätte am liebsten auf die Welt in der  
gleichen Laune geblickt wie sein Pater Guardian. Da er aber minder  
wohligh umhegt war als dieser ironische Klosterbruder mit dem Herzen  
auf dem rechten Fleck, und da ihn obendrein der Ehrgeiz zermartete:  
so blieb seine einzige Rettung, verrückt zu werden.

Für die deutschen Theaterdirektoren bedeutet eine Dichterleiche  
mehr auf dem robusten Gewissen nicht viel. Sie schmeißen sie ins  
Massengrab und sorgen dafür, daß sie sich noch umdreht. Wer hat  
im Lessing-Theater den vierten Akt weggehackt? Zu lang? Er dauert,  
nachdem bis dahin knapp zweieineviertel Stunde vergangen sind,  
zwanzig Minuten. Zu schwach? Er ist phantastisch, farbig, bewegt  
und hat eine der wirksamsten Grüning-Rollen. Ueberflüssig? Ein  
greiser Bezirksgeometer ist im ersten Akt Mönch geworden, weil das  
die letzte sensationelle Abwechslung ist, die ihm die Ehe zu bieten  
hat. Im vierten Akt holt ihn die Seinigte mit aufgekrempten Aermeln  
zurück. Eine weise-komische Episode, wie sie Anzengruber nicht über-  
troffen hat; das parodistische Widerspiel zu der Tragödie von Pater  
Felix und seiner Helmtrudis. Zwei Szenen von drastischer Prägnanz.  
Die zweite fortzulassen, ist peinlich talentlos; die erste allein stehn  
zu lassen, ist einfach albern. Aber nicht weniger arg, ja, fast ärger  
ist, daß die Entwicklung in Helmtrudis, die zwischen dem dritten  
und vierten Akt ein paar Monate nötig gehabt hat, um sich fürs  
Kloster zu entschließen, am Ende des dritten Aktes unlogisch, abrupt  
und für das Publikum völlig unverständlich erfolgt. In meiner, der  
fünften Vorstellung schien von vorn herein auf Herrn Loos und Frau  
Konstantin zu drücken, daß sie schon mehrere Male die Hörerschaft  
kopfschüttelnd und enttäuscht hatten abziehen sehen. Dazu die ge-  
ringe Substanz der Figuren. — ~~Er war trotzdem vornehm wie immer.~~  
Für sie könnten Rollen heilsam werden, die nicht einen einzigen Effekt  
hergeben. Das fordert zur Diskretion heraus. Sie wurde in den Mo-  
menten der Ruhe gewahrt. In der Erregung kamen auf jeden ge-  
fühlten Ton drei falsche; was ein beträchtlicher Fortschritt ist. Die  
Freuden des Abends bereiteten die Schauspieler, die von Lauten-  
sack Material hatten und es ohne Rest verarbeiteten. Herr Kampers  
schützte die Ehre seiner Schwester Helmtrudis mit schmetterndem  
Nachdruck. Herrn Ekerts Justizrat erinnerte erfrischend an die gute  
alte Zeit Otto Brahms. Aber gleich an die stärksten Gestalter der  
deutschen Bühne erinnerte Eugen Kloepler. Ein saftiger Lebensge-  
nießer mit listigen Augen, dieser sein Pater Guardian. In der dröh-  
nenden Stimme Gewitter, bei dem es nicht einschlägt. Breite Brust,  
an der ein Freund sicher ist. Und, der Prüfstein für den großen  
Schauspieler: umwittert von der Vergangenheit und der Zukunft eines  
besondern Menschenexemplars. Der arme Lautensack, der so wenig  
zu lachen gehabt hat, hätte gejauchzt.



## Der neue Valutasturz von Validus

Wiederum ist die deutsche Reichsmark panikartig gefallen. Das ist das zweite Débâcle auf dem Devisenmarkt des Jahres 1920. Man erinnert sich, wie in den ersten Wochen dieses Jahres der Preis für den Dollar von 49½ auf 105 Mark hinaufgeschnellt war, und wie dann eine Erholung auf etwa 35 Mark eintrat. Wenn nun zum zweiten Mal die Kurve steil nach oben geht, so ist das doppelt betrüblich. Denn nichts ist an einer Krankheit so schlimm wie der Rückfall. Man muß sich bei dieser erneuten Erschütterung des Volkskörpers fragen, ob das alles so hat kommen müssen, oder ob etwa den Aerzten Fehler unterlaufen sind. Nun, das ist ja grade am allerbetrüblichsten, daß ein so todkranker Patient wie die deutsche Wirtschaft zu allem Unglück auch noch miserable Aerzte hat. Nichts als Kurpfuscher. Der beste Beweis: die Valuta-Schwankungen. Daß die deutsche Mark so schlecht steht, ist schlimm. Aber unvergleichlich schlimmer ist, daß sie in so jähen Sprüngen hinauf und hinunter klettert. Hier ist es ganz ähnlich wie mit dem Fieber. Der Körper verträgt eine gewisse Zeitspanne lang eine anormale Temperatur. Aber das ewige Schwanken ist gefährlich. Stünde die Valuta eine geraume Weile außerordentlich schlecht, so könnte man sich mit Löhnen und Preisen danach richten. Wenn aber Verschlechterungen und Verbesserungen sich immer wieder ablösen, werden böse Krisen die Folge sein. Wir haben das ja erst in den vergangenen Monaten erlebt, denn grade durch die so heiß ersehnte Valuta-Besserung war die Stagnation im ganzen Produktions- und Absatz-Prozeß eingetreten. Und kaum hatten wir uns auf die erhöhte Valuta eingestellt, so stürzte alles wieder zusammen — und neue Lohnkämpfe drohen uns.

Ist diese Erschütterung unerwartet gekommen? Nein. Jeder Börsenlehrling hat sie vorhergesagt. Namentlich die atemlos weiter steigende Notenflut wurde als Grund hierfür angeführt, und nicht ganz mit Unrecht. Was aber haben die Aerzte getan, um die Krankheit: die Inflation zu beseitigen oder zu mildern? Nichts. Hätte etwas geschehen können? Unbedingt. Das geht am besten daraus hervor, daß ja jetzt endlich gewisse Maßnahmen besprochen werden. (Wenn man nur nicht so viel besprechen und erwägen, sondern statt dessen handeln wollte!) Der Reichsfinanzminister hat mit seinem Rücktritt gedroht, wenn seine Kollegen nicht bescheidener in den Beamtenforderungen würden. Und schließlich stellt er die Zwangsanleihe zur Diskussion; allerdings, wie es scheint, in einer derartig harmlosen Form, daß sie nicht viel nützen wird. Die Zwangsanleihe soll nämlich mit 4 % verzinst und zu etwa 75 % emittiert werden. Das ist nichts. Was uns not tut, das ist eine Zwangsanleihe, die zunächst einmal keinen oder einen ganz geringen Zins trüge. Nur so kann gleichzeitig die Notenflut gemildert und die Zinsenlast herabgedrückt werden.

Was aber hätte außerdem zu geschehen, um den Rückschlag auf dem Valuta-Markt zu verhüten? Eine rasche radikale Steuereinziehung. Sie wird nicht durchgeführt, weil die Kräfte fehlen. Aber warum läßt man die Steuerdefraudation ruhig zu? Warum entschließt man sich nicht, notorische Steuerdefraudanten kurzerhand in Freiheitsstrafe zu nehmen? Das würde mehr wirken als hundert noch so schöne Ministerreden. Freilich müßte man dazu erst Beamte haben, die auch in der Lage wären, eine Steuerdefraudation zu erkennen. Daran hapert es aber

noch empfindlich. Ein Beispiel. Der Teilhaber einer großen Bankfirma irgendwo in der Provinz ist gleichzeitig Mitglied des Steuer-ausschusses. Er bekommt die Steuererklärung eines seiner Kunden in die Hände, der, wie er weiß, im Jahr 1919 die runde Summe von zwanzig Millionen Mark verdient hat. Die Steuererklärung aber gibt nur einen Gewinn von einer Million an. Der Bankier ist in einem Konflikt zwischen Pflicht gegen den Staat und Schweigepflicht gegen seinen Kunden. Während er noch auf eine anständige Lösung sinnt, wird schon von anderer Seite der Steuerdefraudant denunziert. Da sich um einen fetten Brocken handelt, nimmt der höchste Beamte der Stadt die Angelegenheit selbst in die Hand und begibt sich auch in das Bankhaus, um dort die Bücher zu prüfen. Man gewährt ihm jeden Einblick, weigert sich allerdings, Erklärungen dazu abzugeben. In einer Prüfung, die der Kontrolleur für recht sorgfältig hält, kommt er zu dem Resultat, daß jene Denunziation durch und durch unberechtigt sei, denn — der Kunde hatte bei seinem Bankhaus einen Passiv-Saldo. Der arme Mann war der Bank sogar Geld schuldig. Also war jene Angabe falsch, und der hohe Beamte beeilte sich, in eigener Person die Verdächtigung abzubitten. Der Bankier aber bedeutet seinem Kunden, daß er jenen unterschlagenen Gewinn im kommenden Jahre angeben müsse, wofern er nicht von seinem eignen Bankhaus denunziert werden wolle. So schlimm stehen die Dinge.

Auf was nicht alles für Momente die Valuta-Entwertung zurückgehen kann! Die Privatschulden zwischen deutschen und englischen Staatsangehörigen werden bekanntlich im sogenannten Clearing-Verfahren ausgeglichen. Eine Zentralstelle in Deutschland, das Reichsausgleichsamt, sammelt alle Forderungen und macht sie der Gegenseite allmonatlich geltend. Nun scheinen die Engländer diese Arbeit unvergleichlich schneller zu erledigen als die Deutschen. Deshalb sind die von England bereits festgestellten Forderungen erheblich größer als die deutschen. Die Folge davon ist, daß sich im Monat September ein außerordentlich bedeutender Passiv-Saldo zu unsern Lasten ergibt. Das ist schlimm, aber nicht überraschend. Denn schon im August soll die Lage ähnlich gewesen sein. Damals hat nun das Reichsausgleichsamt in Berlin einen äußerst merkwürdigen Weg eingeschlagen, um sich die Valuten zu sichern. Statt zur Reichsbank zu gehen und mit deren Präsidenten unter vier Augen einen strategischen Plan zur Schaffung der Valuten zu machen, schrieb man an die Filialen draußen im Reich und bat deren Leiter, nach Devisen Umschau zu halten. Das ist ungefähr grade so klug, wie wenn man während des Krieges in einem Augenblick, wo gewisse Rohstoffe knapp wurden, das öffentlich im Ausland bekannt gemacht hätte. Denn ein Mangel an Devisen ist in der finanziellen Kriegführung ungefähr das größte Geheimnis, das man sich denken kann. Nun war dieser Fall für Berlin schon skandalös. Noch viel skandalöser aber hat man sich anscheinend draußen in der Provinz benommen. Der Direktor einer der größten Großbankfilialen in der Provinz erzählt, wie eines Tages zu ihm der Regierungsrat des örtlichen Reichsausgleichsamtes kam und ihn, den Direktor, fragte, ob er Devisen habe. Der Direktor meinte begreiflicherweise, es handle sich um irgendwelche alten Devisenbestände aus der Vorkriegszeit, und stand Rede und Antwort. Der brave Beamte aber erwiderte: nein, er wolle sofort Devisenbestände haben. Allmählich dämmerte dem Direktor der

Zusammenhang. Er erhielt von dem Beamten ohne weiteres auch die Aufklärung, wozu man sie nötig habe, wurde furchtbar bestürzt und fragte: „Na, hoffentlich sind Sie doch nur zu uns gekommen?“ Der Beamte darauf: „Nein, nein, ich besuche sämtliche Großbanken hier, mein Kollege X. sämtliche Privatbanken, mein Kollege Y. sämtliche großen industriellen Werke.“ Man kann sich denken, welche Wirkung dieses unsagbar einfältige Gesuche nach Devisen gehabt hat. Das Reichsausgleichsamt bekam zwar keine Valuten — aber manche der angefragten Firmen und Banken kaufte sich fremde Wechsel, um bei der nun unbedingt zu erwartenden Aufwärtsbewegung gesichert zu sein.

So wird der schwerkranke Patient Deutschland von seinen Kurpfuschern behandelt. Aber alle hier gezeichneten Herren haben die Examina rite bestanden und den Assessoritel mit Würde erworben. Wie sagt doch Ludwig Thoma einmal? „Er hatte seine zweite juristische Prüfung mit Auszeichnung bestanden und dadurch das Recht zu jeglicher Dummheit im rechtsrheinischen Bayern erworben.“

## Wiegenlied von Walter Mehring

Alle Rechte vorbehalten.

**A**m Markte drunten drängeln sich  
die Truden, Annen und Miezen,  
die alten Herren ermangeln nicht  
und angeln sich Novizen.

Sie hüllen die Mägdlein in bunten  
Shawl  
und schaukeln die kleinen Beine:  
Es liegt eine Leiche im Land-  
wehrkanal,

Fischerin, du kleine!  
Sie liegen so selig in Bettchen zu  
Zwei'n,

Ju ju,  
Du, du!  
Schlafe, mein Kindchen —  
schlaf ein!

Schlafe ein, du liegst in Mütter-  
chens Arm,  
und träum von der kleinen Miezen.  
Den Polizeihund — daß Gott er-  
barm! —

wollen böse Menschen triezen.  
Ein finsterer Mann am Brückenpfehl  
sinnt still im Mondenscheine:  
Es liegt eine Leiche im Land-  
wehrkanal,

Fischerin, du kleine!  
Sie liegt da unten so ganz allein,

Ju ju,  
Lulu!  
Schlafe, mein Kindchen —  
schlaf ein!

In Einundvierzig heulen Portiers  
und schreien sich dot nach Miezen.  
Ein Herr Reporter pillichtgemäß  
macht sich die nötigen Notizen.  
Großvater sitzt am Hauptportal  
und baumelt mit die Beine:

Es liegt eine Leiche im Land-  
wehrkanal,

Fischerin, du kleine!  
Sie schlummert da unten so ganz  
allein

Ju ju,  
in Ruh!  
Schlafe, mein Kindchen —  
schlaf ein!

## Eisenbahnfahrt von Robert Walser

Entzückend wars, wie es sachte rollte, ohne Gerüttel, leise zitterte, knatterte, man spürte es kaum. Offenbar war die Mechanik exzellent. Uns war, als säßen wir in einem wunderhübschen Theater, so still bewegte sichs, flog fort, aus einem Gebiet ins andre.

Die Fahrgäste erschienen mir erstaunlich sorglos, fabelhaft gebildet, unerhört klug, kolossal zart und eminent fortgeschritten.

Wohin fahren wir? Wo waren wir eingestiegen? Wenn ich das nur wüßte! Leider ist mir entflohen, und so muß ich den Leser im Unklaren lassen. Dafür war das Wetter gleichsam kristallhell und klar, der Himmel blau wie Porzellan, das Land grün, hie und da freundliche Häuserchen mit Leuten, die aus den Fenstern guckten, und Kinder, die uns mit Taschentüchelchen nachwinkten, als riefen sie: „Adieu und viel Glück.“

Und eine Luft, ich meine, ein Wind wehte durch die Waggons, die offen waren, sodaß sich Löckchen an hübschen Stirnen bewegten und Federchen auf niedlichen Hüten in Erregung gerieten.

Von Zeit zu Zeit redete Jemand, ein Anderer schlief, als läge er im Bett, ein Dritter aß etwas, sei es eine Apfelsine oder ein Bisquit oder Chocolate oder eine Scheibe geräucherten Schinken. Dabei waren die Augen lebhaft, die Wangen blühend rot, die Lippen rund und frisch und geschweift, wie sie Beardsley etwa zeichnete, und die Nasen ganz, ganz klein und das Kinn jeweilen recht sehr geistreich.

Geistig standen wir alle sozusagen gottlob sehr hoch; Niemand zweifelte an seinen superben Qualitäten. Handlungen gabs zum Jauchzen, Denkart zum Küssen, Redewendungen zum förmlich glücklich darüber sein. Es saßen da: Händler, Grafen, Spaßmacher und Nonnen, lauter edle Herzen und gute Seelen und vorzügliche Köpfe.

Keiner kam auch nur eine Minute aus der Zufriedenheit heraus. Draußen erschienen bald Brücken, bald Berge, bald ein Hotel, bald ein Schul- oder Kranken- oder sonstiges Haus. Die Sonne lächelte. O, wie doch alles leicht und lieb und heiter war.

„Wohin fährst Du?“ fragte ich einen total undefinierbaren, sonderbaren Menschen. „Ich kümmerge mich um kein Ziel. Irgendwo wirds anhalten, dann werd' ich aussteigen, und das Uebrige wird sich finden.“ Ich fand sowohl Dummheit wie Witz in dieser präzisen Antwort und empfahl mich ihm sehr.

Niemand war da, der sich ums Kommende und Vergangene sorgte. Die Gegenwart war zu reizend. Was hätte man sich fragen sollen? Es ging und flog fort, über Hügel und Ebenen, durch finstre Tunnels, durch lachende, liebliche Landschaften und wohl auch über das Meer, in alle Länder.

Weshalb hätte, zum Beispiel, Schreiber dieser Zeilen an etwas andres denken sollen als daran, wie er sich das Sitzen recht bequem mache? Wir waren so raffiniert, durch und durch überzeugt, es sei alles längst in Ordnung, und Sorge sei Unsinn, Lust alles, Leid nichts und nur die Behaglichkeit etwas wert, denn nur sie sei, die dem Ewigen ähnele.

# Rundschau

## Epi-Prolog

Als ich Ihnen, sehr geehrter Herr Jacobsohn, meinen Offenen Brief an den Kultusminister schrieb (den Sie am achten Januar 1920 abdruckten) mit dem Vorschlag, Gundolf auf Erich Schmidts Lehrstuhl zu berufen, war ich, wenn ichs auch nicht merken ließ, ebenso sehr in Zweifeln wie in Hoffnung, daß dieser Vorschlag auszuführen sei. Ich schickte den Brief ab, weil die Hoffnung siegte. Und heute? Inzwischen ist Gundolf berufen worden, zusammen mit Petersen, und hat abgelehnt. Das heißt: Es ist eingetreten, was zu erwarten war — wenn man nur den Zweifeln nüchtern genug ins Gesicht sah. Warum hat er abgelehnt? Die Antwort auf diese Frage, die mir oft gestellt wird, erteilen, heißt nicht: eine persönliche Angelegenheit des Dozenten Friedrich Gundolf betrachten (dann wäre ihre öffentliche Behandlung taktlos) — die Antwort führt vielmehr mitten in den heutigen Betrieb unsrer Hochschule hinein. Und darum scheint mir gut und notwendig, ein Wort darüber zu sagen

Was bedeutet es, Gundolf und Petersen neben Roethe zu stellen? Das hieße: Roethe und Petersen gegen Gundolf ausspielen! Das hieße: die alte Methode der sogenannten Literaturgeschichts-Wissenschaft gegen die neue stellen, nicht in einen offenen Kampf von Mann wider Mann, sondern in einen Krieg der kompakten Majorität (es handelt sich ja nicht nur um Zwei) wider Einen. Und siegte er trotz alledem, dieser Eine: in praxi hätte er doch verloren. Man bedenke: Jemand will bei Gundolf promovieren. Er sei ein Jünger der neuen antiphilo-

logischen kunstwissenschaftlichen Methode. Seine Arbeit muß nach der Vorschrift von zwei ordentlichen Professoren genehmigt werden, das hieße also bei der heftigen, seit Jahren bekannten Feindschaft des Geheimrats Roethe gegen den ehemaligen Schüler Friedrich Gundolfinger: Ablehnung der Dissertation durch Roethe. Und hätte sie Gundolf einmal mit Petersen im Bunde — was ich jedoch für unwahrscheinlich halte — durchgedrückt, so dürfte der Gundolf-Jünger des Durchfalls im „Mündlichen“ sicher sein; denn Roethe bleibt ja allein für die ältere deutsche Literatur, die eigentliche Philologie. Und nun frage ich: Welcher Lehrer der Hochschule würde diesen aussichtslosen Kampf nicht nur für seine Person, sondern auch für seine Schüler mit einem Schimmer der Hoffnung übernehmen? Noch dazu an einer Hochschule, deren Jünger unlängst einen Nicolai hinausbefördert haben, weil ihnen seine „Gesinnung“ nicht behagte, an einer Hochschule, deren „Gesinnung“ sich in den Kapp-Tagen recht unverhohlen gezeigt hat, an einer Hochschule, deren Judenfreundschaft dem Juden Friedrich Gundolfinger voraussichtlich einen Nicolaitischen Empfang bereiten würde? Ich weiß nicht, wie es jetzt in Heidelberg aussieht; aber ich verstehe, wenn Friedrich Gundolf den Sprung nach Berlin unter diesen Umständen nicht tut.

Was ist zu machen? Ich weiß nur ein Mittel. Das ist radikal, aber gut. Schließt die Hochschulen! Habt Ihr schon einmal die Gesichter der heutigen studierenden Jugend betrachtet? Tuts einmal recht genau und sagt mir dann Eure Meinung! Ist es

wirklich gehässig, wenn ich sage: von hundert Studenten, die heute den großen Vorzug haben, studieren zu dürfen, sind vielleicht fünf (hoch gerechnet) aus innern Gründen wirklich berufen. Sie müssen studieren. Ich schlage dem Herrn Kultusminister vor: Öffnen Sie eine neue Akademie (eine platonische, wie sie Blüher fordert), rufen Sie dahin zehn Männer, deren Namen Ihnen zur Verfügung stehen, Herr Minister — ich vertraue Ihnen, daß Sie diese Männer auch selbst finden —, lassen Sie diese zehn frei walten. Die Aufnahmeprüfung der Studenten geschieht in — drei Minuten; das genügt, um Bescheid über die Geistigkeit eines Menschen zu erhalten. Und wir haben die Hochschule, die wir brauchen, die wir allein brauchen

*Erich Marcus*

### Deutscher Kunstschutz

Auch außerhalb der Deutschen Tageszeitung gibt es Deutsche, die heute noch nicht sehen können und wollen, was der preußische Offizierssoldat im Kriege angerichtet hat. Besonders der Verwaltungsoffizier. Da ist es denn sehr lehrreich, ein kleines Büchelchen von Dr. Hermann Burg: „Kunstschutz an der Westfront“ zu lesen (das bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Charlottenburg erschienen ist).

Das Heft beginnt mit einer sehr schönen und freundlich ironischen Kritik eines jener illustrierten Riesenschmöker über die große Zeit, das in diesem Fall der Obercustos und Denkmalpfleger Paul Clemen unter sich gelassen hat. Hermann Burg hat richtig empfunden, daß der aus Prestige-Gründen abkommandierte „Kunstfritze“ gegen die Offiziere macht-

los gewesen ist. (Trotzdem: er hätte dann nicht bleiben dürfen.)

Der Kernpunkt: die Franzosen nennen einen Vandalismus einen Vandalismus und wollen nicht einsehen, daß dem Geschädigten die Darstellung des behördlichen Instanzenzuges, der zerstört hat, nichts nützt. 1918 „begann mit allen Hilfsmitteln der Technik unter Anleitung der Behörden die Operation, welche die Franzosen zu Unrecht ‚pillage générale‘ nennen, da der Begriff ‚Plünderung‘ gemeinlich die Mißbilligung der militärischen Befehlsgewalt voraussetzt, also nur die Fälle der Einzelplünderung treffen kann, die zumindest von der Militärbehörde nicht gebilligt wurden“. Nach dem Einfall der Russen in Ostpreußen las mans anders. Und mit Recht anders: denn es kommt nur darauf an, was geschehen ist, und nicht darauf, wie ein entartetes deutsches Gehirn, mit allen iuristischen Kinkerlitzchen des Reichsgerichts versehen, aus- und unterlegt. Ihr habt gestohlen. Was ist das, eine „Sicherung des französischen Haushalts“? Kein Mensch hat je von dem gesicherten Gut auch nur einen Stuhl zu sehen bekommen. Im übrigen ist Burg objektiv genug. Ich zitiere:

„Die Ansprüche der höhern Offiziere wie der Etappenoffiziere überschritten jedes Maß.“ „Jeder Umzug einer Formation verursachte in dem Möbelsee des besetzten Frankreich Wellenbewegungen wie der in einem Teich schwimmende Mensch: je größer der Körper, umso stärker der Wellenschlag. Die wenigen Schlösser aber, die zwar verlassen, jedoch ihrer Einrichtung noch nicht beraubt waren, dienten hohen Stäben als Unterkunft, die von dem Schmucke ihre Quartiers nichts entbehren mochten, und mit denen anzubinden

nicht rätlich war. Für einen General wurde einmal ein Bidet, ein selten gewordenes Möbel requiriert, doch gelang es einem ritterlichen Franzosen, dank einflußreichen Beziehungen, das ihm teure Stück den Militärs wieder zu entreißen.“

Die Bilder, die Burg von den evakuierten Städten entwirft, von diesem entsetzlichen und militärisch unnützen Elend, das die Heroen der Richter und Henker, Hindenburg und Ludendorff, über hunderttausende von Frauen und Kindern verhängt hatten — diese Bilder entschuldigen Versailles nicht, aber sie machen es verständlich. Was bleibt denn haften? Eure dummen Redensarten vom Kampf der Völker und der Seelen? Haften bleibt der Schmerz über den Verlust von Mutterns Bett und Vaterns Schreibtisch, haften bleibt die traurige Erinnerung an ein paar Regenwochen in Cambrai, die den ganzen Haushalt, jedes jahrelang geliebte Stück, die Ersparnis eines Lebens kosteten. Das wird nicht vergessen. Was hat die Militärgesellschaft, die vom grünen Tisch und vom roten Wein eine solch viehmäßige Grausamkeit befahl, zur Rettung der Bürger getan? Burg: „Statt der Transportmittel hatte die abziehende Armee einen Geheimen Oberregierungsrat zurückgelassen.“

Burg selbst hat eine in schlechtem Sinne deutsche Denkart, wenn er empfiehlt, man hätte die Einzelplünderung offiziell erlauben sollen, wie das Napoleon getan hat, dann wären die Gegenstände wenigstens unbeschädigt nach hinten gekommen. Ihr reglementiert noch Verbrechen.

Und es ist völlig belanglos, was dieser oder jener Kunstwächter für ein paar bemalte Leinwände in Frankreich getan hat. Wenn um keine menschlich

wertvolle Idee neben einem Pastell von La Tour Blut fließt, so geht hin und hindert das. Ob der La Tour dabei kaput geht oder nicht (wahrscheinlich: ob er überhaupt kaput geht), ist nicht wichtig.

Der kleine Doktor aus der Deutschen Tageszeitung, der neulich Kuttner wegen seiner offiziersfeindlichen Verse mit den alten falschen Argumenten so angerüpelt hat, entrüstete Vollbärte und maßvolle gut rasierte Kaufmannsgesichter täten gut, in dem Heft Hermann Burgs zu lesen.

*Ignaz Wrobel*

### Oberon

Höre ich von ‚Oberon‘, dann muß ich an mein Puppentheater denken. Der Maler Klossowski sagt mir, ihm gehe es ebenso. Aber er hat wahrscheinlich damals schon die Dekorationen selber gemalt. Wir haben sie nur aufgezogen, die Bühne künstlich vergrößert und den schönsten Bühnenspekul getrieben, den Kinderträume wahr machen. So kommt man am besten dem kindisch gefügten Libretto bei.

Seit der Revolution suchen alle frühern Hoftheater jüngere Maler für das Dekorationswesen zuzuziehen — mit verschiedenem Erfolg. Man soll nicht vergessen, daß Reinhardt schon vor zwanzig Jahren Corinth, Ludwig von Hofmann und Slevogt bemüht hat, daß aber außer Walser, dessen Phantasie sich allerdings bald verausgabte, nur der Praktiker Stern in seiner gradezu unerschöpflichen Fülle der Gestaltung Aufgabe vor Aufgabe zu meistern wußte. Ich entsinne mich, einmal Entwürfe von Corinth zu einem neu zu inszenierenden ‚Ring des Nibelungen‘ für Dresden gesehen zu haben. Danach kann ich mir nicht denken, daß man sie ausgeführt hat. Die

Bühne stellt ihre eignen Forderungen, mit denen der Pinsel des Malers allein nicht fertig wird. Nach einer kurzen Zeit wird man, abgesehen von rein stilisierten Aufführungen in der Art von Pirchan und Jessner, deren wiederholte Anwendung leicht ermüdet, zu einer soliden Fabrikation zurückkehren, wofern man eben nicht das ungeheure Glück hat, einen Stern zu finden.

Jedenfalls haben die großen Dekorationsfirmen wie Kautsky & Rottonara, Quaglio oder Brückner in Coburg solchen ‚Oberon‘ doch wesentlich phantasie-reicher hergerichtet als der münchener *Simplicissimus*-Engel. Wenn es heißt: „Bagdad liegt vor dir“ — dann sparet mir Prospekte nicht und nicht Maschinen. Die Innenräume erinnerten an Kinos und Cafés der Neuhauser-Straße. Und man sollte meinen, daß mit der modernen Beleuchtungs- und Projektions-Technik die Rezia-Arie anders zu illustrieren wäre; obgleich allerdings die Musik an dieser Stelle so zu malen versteht, daß die Phantasie des Hörers in Schwingungen gerät, denen weder die Hand des Malers noch die Technik des Scheinwerfers gerecht werden können.

Diese Arie, das Quartett, die Ouvertüre und ein paar kleinere Nummern sind von so vollendeter Schönheit, daß man begreift, wenn immer wieder Musiker versucht haben, aus dem Partitur-Rumpf, den Weber hinterlassen hat, eine vollständige Opern-Partitur herzustellen. Wie wir jung waren, brachte die Berliner Oper eine Aufführung mit Wüllners Rezitativen, der später Schlars gräßliche Bearbeitung in Wiesbaden folgte. Mit höchstem Geschmack hat nun Mahler in den letzten Jahren seines Lebens

Webers Musik ergänzt, indem er aufs glücklichste gesprochene Dialogstellen mit Webers Themen untermalte, sodaß also wirklich nur Oberon-Musik ertönt. Vielleicht werden dabei einzelne Motive der Ouvertüre zu oft benutzt; aber sicherlich ist dieser Ausweg künstlerisch, und ich bin überzeugt davon, daß die münchener Aufführung, der Mahlers Schüler Bruno Walter seine Liebe und Begabung zur deutschen Romantik entgegenbringt, sich lange halten und Schule machen wird.

Hüon und Rezia sind dornenreiche Partien für unsre Sänger, da sie höchsten dramatischen Ausdruck und zugleich Koloratur verlangen. Am liebsten möchte ich Slezak als Hüon und die Ozean-Arie von der Kemp hören. Der sehr musikalische Erb und Nelly Merz, die sich in München unter Walter prachtvoll entwickelt hat, blieben der Partitur nichts schuldig, und sehr geschickt hatte Walter wieder das sonst dem Tenor-Buffo und der Soubrette anvertraute zweite Paar dem Bariton Schützendorf und der Mezzo-Sopranistin Willer übergeben, was der Klangfarbe des Quartetts zu gute kam. Für den Oberon selbst war leider die erkrankte Ivogün nicht zu haben; die ganz kleine, zarte, kindliche Sängerin, die den Elfenkönig sang, war zwar wirklich elfenhaft, aber noch keine Königin des Gesanges. Freilich erinnerte grade sie in ihrer künstlerischen Unschuld an unser geliebtes Puppentheater und trug nicht zum wenigsten dazu bei, dem Abend einen wehmütigen Zauber zu geben, der ihn von vielen andern Opern-Abenden unterschied und uns die münchener Festspiele von 1920 unvergeßlich machen wird.

*Georg Caspari*



## Der Macher von det Janze

Wir kennen die Eindringlichkeit jener Physiognomie, die spukhaft das Europa bis 1918 überragt hat. Wir wissen, daß die Ereignisse und Erscheinungen eines Zeitalters ihren repräsentativen Ausdruck in einem Antlitz gefunden haben, das, jovial feixend, dem Träger der preußisch-sadistischen Untertanen-Idee zu eigen war. Auf den Enden eines aufgezwickelten Schnurrbarts balanzierte eine Welt, und — da doch das Ding immer als Symbol für keinen Gedanken herhalten muß — man rief ein „Es ist erreicht!“ in den Himmel. Das war der Name eines Schnurrbarts und das Feldgeschrei Jener, die unter diesem Zeichen zu siegen sich bemühten. Hätte denn Preußen-Deutschland ohne diesen Schnurrbart den Einwänden ehrlicher Skeptiker so lange widerstehen können? Wir wissen doch auch, wie wenig Geist hier imstande war, ein Land zu regieren: eine Lücke war da, und durch diese lugte, hei, das Antlitz des wilhelminischen Zeitalters. Es rief: „Es ist erreicht!“, meinte den Platz an der Sonne, und tief drunten knickte das Volk der Untertanen zusammen. Das Volk der Lakaien, das aufrecht war, solange es sich bücken konnte, das sich bücken wollte, solange jener aufrecht stand und dem langmütigsten aller Götter weismachen wollte, Sein Ebenbild müsse einen „Es ist erreicht!“-Schnurrbart tragen.

Nun aber sitzt das Ebenbild in Holland, den Schnurrbart überwuchert ein Vollbart, und in Deutschland spielt sich eine Tragödie ab. Ihr Held heißt François Haby, Exleibfriseur des gestürzten Idols.

Berlinern dürfte der kleine freundliche Herr wohlbekannt sein. Er ist nicht nur der Ex-

leibfriseur seines Exkaisers, sondern auch Erfinder von dessen Physiognomie. Er spricht den berliner Dialekt der Friedrich-Straße; er ist, nehmt alles nur in allem, ein Spuk, der aus Castans Panoptikum in die Gegenwart getreten ist. Er hat die Figur des sich ewig Verbeugenden und natürlich das Antlitz eigener Fehlsung, den berühmten Schnurrbart, doch leise ins Unpersönliche verzerrt. Wilhelm: das war die Persönlichkeit, da mußte jedes Barthaar gen Himmel stehn. Haby deutet nur an, was im Geiste, nein, im Jeiste, gemeint ist: den Schnurrbart seh ich wohl, allein mir fehlt die Haltung!

Friseure sind Feuilletonisten des Augenblicks: sie erzählen gern. (Feuilletonisten sind Friseure der Ewigkeit: sie frisieren die Ereignisse.) Haby erzählt seufzend: „Ach! Se wissen nich? De janze Jgeschichte is von mia! Ick habe selbst de Brenneisen konstruiert. De Bartsache habe Ick erfunden! Nächstelang habe ick jearbeitet, bis alles jeklappt hat. Und nu — nu trägt ER 'nen Vollbart!“

Fühlt man hier die Tragik eines Schicksals? Jawohl, die janze Jgeschichte, ja sogar die ganze Weltgeschichte ist von Haby. Haby ist der Macher von det Janze, der Impresario und Erfinder des Idols, das da einer Zeit den Stempel seiner Unpersönlichkeit aufgedrückt hat. Der Schnurrbart war entscheidend. Ein Friseur hat das Symbol der preußisch-deutschen „Mentalität“, ja sogar Monumentalität aufgerichtet. Drei Jahrzehnte lang schwebte der Wahlpruch „Es ist erreicht!“ über deutschem Erleben; nun wissen wir: hinter der repräsentativen Physiognomie des letzten deutschen Kaisers stand gigantisch der letzte aller Untertanen: Herr Leibfriseur François Haby.

Paul Hatvani

# Antworten

**Philologe.** Sie belehren Peter Panter, der in Nummer 39 Goethes 'Tagebuch' nachgesagt hatte, daß es nur in der Dionysos-Bücherei des Hyperion-Verlags, in der großen Weimarer Ausgabe und in Hartlebens Goethe-Brevier erschienen sei, „sonst aber nirgends“ — Sie belehren ihn und seine gläubigen Leser eines bessern. „Es gibt eine Menge Sonderdrucke des 'Tagebuchs', und in der sehr verbreiteten Ausgabe von Goethes Werken, die im Bibliographischen Institut erschienen ist (sogenannte Heinemannsche Ausgabe), findet es sich im dritten Bande, in demselben Bande, der auch 'Hermann und Dorothea' enthält. Beachtenswert ist dazu die Anmerkung des Herausgebers auf Seite 428. Uebrigens sind Gedichte dieser Art immer populärer, als, zum Beispiel, die 'Selige Sehnsucht'.“ Wenn Goethes 'Tagebuch' bisher doch nicht populär gewesen sein sollte, so wird es das ja wohl hierdurch werden. Ferner teilt der Verlag Axel Juncker mit, daß es als Luxusdruck in der Reihe seiner Orplid-Bücher erschienen sei. Und zuguterletzt bittet Peter Panter, für Jungfrauen und solche, die es werden wollen nachtragen zu dürfen, daß eine illustrierte Ausgabe bei Fritz Gurlitt erschienen, und daß auf Seite 561 und folgenden des ersten Bandes von Goethes 'Gedichten in zeitlicher Folge', die der Insel-Verlag herausgegeben hat, das 'Tagebuch' zu finden ist.

**Evangelischer Primaner im Rheinland.** Zu der Diskussion über das Kultusministerium, die hier in den Nummern 35, 38 und 39 zwischen Cläre Meyer-Lugau und Konrad Haenisch stattgefunden hat, schreiben Sie mir: „Herr Haenisch beschränkt sich in Nummer 38 darauf, auseinanderzulegen, daß die Trennung von Kirche und Staat entgegen den Behauptungen von Cläre Meyer-Lugau bereits am elften August 1919 verfassungsrechtlich ausgesprochen ist, daß seit dem Frühjahr 1919 kein Schüler mehr am Religionsunterricht teilzunehmen braucht, geht also nur auf die Vorwürfe politischer Art, die Cläre Meyer-Lugau gegen ihn richtet, ein. Auf die Vorwürfe geistig-kultureller Art, die Cläre Meyer-Lugau vornehmlich gegen das höhere Schulwesen richtet, und die wahr, erschütternd wahr sind, antwortet Herr Haenisch mit keiner Silbe. Ja, wer von uns Schülern wagt es denn, aus dem Religionsunterricht auszutreten, aus Furcht, beim Direktor oder den Lehrern unangenehm aufzufallen, Aergernis zu erregen und, wenn er nicht grade durch vollendete Streberei und musterhafte Leistungen glänzt, dadurch möglicherweise sitzen zu bleiben?! Denn die höhern Schulen sind die Brutstätten der Reaktion und des finstern Geistes. Nicht nur die alten Lehrer sind nationalistisch verseucht: die jungen, die von der Universität kommen, sind es noch mehr. Und nicht eher wird das anders werden, als bis alle Lehrer eingeschriebene Mitglieder der sozialdemokratischen Partei sind. Warum diese lächerliche Angst vor dem Vorwurf der Parteiwirtschaft! Machte es das wilhelminische Regime etwa anders, flog nicht jeder Beamte, der auch nur sozialdemokratisch anrühlich war?! Das Tragen von politischen Abzeichen irgendwelcher Art in der Schule ist offiziell verboten. Viele Schüler tragen das Hakenkreuz. Kein Lehrer erhebt Einspruch. Die Wände auf dem Pissoir sind mit Hakenkreuzen bemalt. Die 'Maler' haben mit richtigem Instinkt den einzig würdigen Ort für dieses Zeichen gewählt. In der Kunstgeschichte herrscht weiter ödester Humanismus mit Anbetung des Griechentums und der Renaissance“, sagt Cläre Meyer-Lugau. Ja, hätten wir wenigstens noch Kunstgeschichte; aber sie wird höchstens einmal im griechischen oder lateinischen Unterricht gestreift, und dann natürlich in dem oben angegebenen Sinne. Die vereinzelt Kraßheiten in der modernen Kunst finden die Herren Professoren ekelhaft und gemein, die blutrünstigen Scheusäligkeiten in Homers 'Ilias' bezeichnen sie als ge-

sunden Realismus. In der Geschichte wird uns ein Ideal altpreussischer Zucht und Ordnung zurechtgemacht, England als unser größter und zu bekämpfender Feind dargestellt. Die Zustände auf den höhern Schulen schreien zum Himmel. Ich habe mir nur einen Teil meiner Qualen, die ich auf der Schule ausstehe, von der Seele geschrieben. Herr Kultusminister, ich flehe Sie an, schaffen Sie Abhilfe!“

**Zeitungsleser.** So einfach ist die Geschichte auch wieder nicht, wie Sie auf Grund meiner „Antwort“ der vorigen Woche annehmen. Die Nachrichten, die aus dem Ausland auf dem geschilderten Umweg über Kopenhagen zu uns dringen, sind nicht etwa zufällig und irgendwie „entstellt und gefärbt“, sondern jeweils mit einer bestimmten Tendenz. Für den Fall, an den ich dachte, genügen Ihnen gewiß diese Schlagworte: französisch-italienische Schwerindustrie, Ruhr-Beteiligung, Geldkurs, Mittelmeer-Rivalität, dänische Angst, Litwinoff, Ausweisung.

**Deutsche in Rom.** In Nummer 31 wandte ich mich gegen die deutsche Dummheit, Zeter und Mordio zu schreien, wenn heute irgendwo zwischen Rhein und Warthe nichtdeutsche Musik gespielt wird. „Dazu“, schreiben Sie mir, „wird Sie gewiß interessieren, zu hören, daß das Orchester, das hier mehrmals wöchentlich an Sommerabenden auf der Piazza Colonna Gratiskonzerte gibt, ein vollständig gemischtes Programm spielt, in dem deutsche Musik ganz natürlicher Weise — denn es gibt eben zahlenmäßig mehr deutsche als italienische oder französische Musik — sogar an erster Stelle steht. Noch kennzeichnender ist, daß Arturo Toscanini, der erste Kapellmeister Italiens, als er im Mai das letzte römische Saison- und Gastspielkonzert absolvierte, Bach, Beethoven, Wagner zu Gehör brachte. Das Konzert hatte einen ungeheuern Erfolg bei Publikum und Presse, und die ganze Kritik vermerkte das selbst für italienisches Temperament außergewöhnliche Beifallsrasen, mit dem die Hörer ein deutsches Stück da capo verlangten. Aber die Italiener haben auch in politischer Hinsicht ein entzündbares Temperament; und es könnte sich durch ein solches Stimmungsmoment, wie es die von Ihnen zitierte törichte hallenser Kritik darstellt, schnell wieder gegen die deutsche Musik und gegen Deutschland und Deutschland überhaupt kehren.“ Aber das — nicht wahr? — würde uns ziemlich gleichgültig sein. Wir haben ja ohnehin so viele Freunde auf der Welt.

**Hermann F.** Da hier so viel von dem Jobber der Republik die Rede gewesen ist, sei zuschlechterletzt auch noch festgestellt, daß er endgültig ablehnt, einen Prozeß anzustrengen. Die Leipziger Volkszeitung schreibt dazu: „Das ist wahrhaftig bequemer für Wilhelm Herzog. Er weiß, daß er den Herausgeber der ‚Weltbühne‘ nur durch eine Klage vor dem bürgerlichen Gericht zwingen kann, seine Beweise vorzulegen, und er geht dieser Möglichkeit, die angebliche Unwahrheit der Jacobsohnschen Anklagen zu erweisen, vorsichtig aus dem Wege. Diese Abneigung Wilhelm Herzogs gegen die Klage ist für uns so gut wie der Beweis, daß er die Klage zu scheuen hat, daß die Anklagen Jacobsohns richtig sind.“ Wenn sie nicht richtig wären, hätte man sie ja nie erhoben. Je wildere Schmähungen der Hochstapler gegen mich ausstieß und von seinen Kumpanen ausstoßen ließ, desto zweifelsfreier wurde, daß es eine sachliche Möglichkeit, die Vorwürfe abzuwehren, für ihn nicht gab. Aber der Gauner drückt sich nicht etwa nur vor dem bürgerlichen Gericht (weil er vor der Beweisaufnahme zittert? i bewahre: weil ein Sozialist wie er es nicht anerkennen könne) — unglückseligerweise macht auch aus der Untersuchungskommission des Zentralkomitees der U. S. P. D. die „Freiheit“ wertvolle Mitteilungen: „Genosse Däumig verlangte, daß das Verhalten Herzogs zu den Arbeitern untersucht würde, die bei der ‚Republik‘ ihre Spargroschen verloren hätten. Auf Däumigs Antrag wurden die Genossen Sievers und Stolt vernommen. Beide bestätigten

die Behauptungen Däumigs. Die Untersuchungskommission hätte daraufhin ohne weiteres zu einem für Herzog vernichtenden Urteilspruch kommen können. Die Kommission fällt aber ein Urteil noch nicht, weil sie Herzog erst hören wollte. Es ist bezeichnend, daß er unter diesen Umständen vor unsrer Untersuchungskommission nicht mehr erscheint.“ Hat er das denn noch nötig? Das Hamburger Echo vermutet, „daß Herr Herzog nicht mit leeren Händen aus Rußland zurückgekehrt ist“, und die Leipziger Volkszeitung sagt mit Recht: „Burschen wie Herzog sind allemal die Unverschämtesten, die frechtesten Besudler Anderer. Sie denken, durch ihr freches Schimpfen verdecken zu können, wie schmutzig sie selbst sind.“ Und so vergeht kein Tag, ohne daß immer verräterischere Flüche und Verwünschungen von Hamburg bis nach Charlottenburg gellen. Nun, das soll mich nicht hindern, diese neue Etappe Deutschlands auf dem Weg in den stinkenden Sumpf sonder Umschweife zu bezeichnen: ein Lump, der nirgend anders hin als ins Kittchen gehört, ein unfähiger Faulenzer, der nicht allein Angestellte ausbeuten, nein, der „Arbeitergroschen“ unterschlagen muß, um den feinen Willem spielen, um, Alfons Goldschmidt zufolge, als „Automobil-Fex“, als „Hotelhallen-Snob“, als „Pelz-Gent“ ein Schmarotzerdasein führen zu können — solch ein Kerl braucht heute nur, unbeschwert von Verantwortlichkeitsgefühl und nationalökonomischen Kenntnissen, ultraradikale Phrasen zu dreschen, und weder der hamburger Arbeiterschaft noch dem Verleger Gustav Kiepenheuer kommen irgendwelche moralischen Bedenken. Wer dergleichen in diesen hübschen Läufen hegt, ist ja überhaupt ein altmodischer Trottel, eine lächerliche Figur. Aber leider: solange diese lächerlichen Figuren eine derart erschreckende Minorität bei uns bilden, wird Deutschland in der Welt wohl nicht wieder ernst genommen werden.

**Kaninchenwurschändler.** Das Blatt, in das Sie Ihre Ware einwickeln: der Berliner Lokal-Anzeiger ist ein Mal ehrlich gewesen. Es schreibt: „Auch der von uns in der verfloßenen Woche verübte Raubüberfall auf ein Fuhrwerk auf der Chaussee nach Selchow wurde von den Verhafteten begangen.“ Welcher? Und nur einer in der Woche? Dann wäre dies seit dem falschen Mobilmachungsextrablatt der dreihundertzwanzigste. Ich gratuliere!

---

### Geschäftliche Mitteilungen.

„Das neue Europa“. Zürich. Wien. Berlin.

Unentwegt vorwärts schreitend, bringt das August-September-Heft der von Dr. Paul Cohn geleiteten Revue den „Worte eines Arztes zur Praxis der Friedensbewegung und Völkerverständigung“ betitelten Aufruf eines Wiener Arztes Dr. Hermann Schrötter-Kristelli, für die Wiederaufnahme des internationalen Austausches wissenschaftlicher Erkenntnisse. In einer Polemik vertritt E. Tscharschky in einem Aufsatz „A propos de la démocratie et de la dictature“ die gerade jetzt besonders interessanten Forderungen des maximalistischen Programms. Die wirtschaftspolitische Studie „Weltvalutaeinheit“ von Dr. S. Mexin (Genf) befaßt sich mit dem Neuaufbau des durch den Krieg in den Ländern der Sieger, wie der Besiegten zusammengebrochenen bisherigen Währungssystems. Aus dem sonstigen reichen Inhalte des lesenswerten Doppelheftes seien noch die Mitteilungen von Lord \*\*\* über „Die letzten Amtstage Czernins“ hervorgehoben.

Einzelhefte und Abonnements durch Verlag Carl Konegen, Wien, I. Opernring 3.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Welthühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.  
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Das kleine Welttheater

Der europäische Kriegsgewinnler ist kein übermäßig beneidenswerter Mann. Neid, Haß und Verachtung umbraust ihn, wo er geht, steht und fährt „Vaterlandsverräter“ ist noch das schmeichelhafteste Schimpfwort, das ihm nachgeschrien wird. Nicht so in Frankreich. Wer dort seine erschobenen, seine blutentpreßten Millionen über die Grenze schafft, ist ein Patriot und wird vermutlich im Pantheon begraben werden. Wenigstens für die nächsten fünfzehn Jahre. Denn so lange heißt für die kapitalistischen Hintermänner des Herrn Millerand — dessen Ruf als Bolschewistentöter ihm den Eingang ins Elysée verschafft hat — Ausland nichts anderes als besetztes und unbesetztes Deutschland. Dort sein Geld anzulegen, dort Fabriken, Gruben, Walzwerke zu kaufen und zu betreiben, hat aber vor allen den Vorteil: daß man des deutschen Arbeiters mittels der Hunger- und der Foch-Fuchtel, die man jederzeit unter dem Vorwand des Vaterlandschutzes auf ihn loslassen kann, noch sicherer ist als selbst des in sich gespaltenen, richtungs- und führungslosen französischen Sozialismus. Wenn Die, die das in Deutschland anginge, so etwas wie Verstand hätten . . .

•

Hans Delbrück ist ein Historiker von unbezweifelbaren Verdiensten, der eigentlich Sensationsjägerei nicht nötig hätte. Umso seltsamer, daß ihn falsch gedeuteter Patriotismus zu Handlungen verleitet, die, namentlich im Ausland, nur den peinlichsten Eindruck machen können. Daß Delbrück so unvorsichtig war, in Sachen der Kriegsschuldfrage mit Kautsky anzubinden, war schon ein recht unglücklicher Einfall, der ihm eine gründliche, zehnmal verdiente Abfertigung eintrug (Delbrück und Wilhelm der Zweite von Karl Kautsky, im Verlag Neues Vaterland). Trotzdem, trotz dieser Blamage juckt ihn der Ehrgeiz, sich nun gar vor dem ausländischen Publikum als Preisboxer für die Unschuld Wilhelms des Zweiten und seiner Mandarinen zu produzieren. Prahlend verkündet er, daß sich auf seine Herausforderung zu einem internationalen Match bisher noch kein Entente-Vertreter gestellt habe. Ob Ausländer ihn und sein schnurriges Angebot ernst nehmen werden, ist ungewiß. Dagegen steht fest, daß Delbrück Landsleuten unter fadenscheinigen Ausflüchten ausgewichen ist. Oder hätte ers nicht bequem, etwa einmal Richard Grelling vor seiner Klinge zu sehen? Der würde mit ihm gern bis zur Abfuhr antreten. Warum also schickt er seinen Kriegsruf über die Meere, wenn er im alten Europa ohne Mühe zu einem Gegner kommen kann?

•

Ob Lächerlichkeit wirklich tötet? Dann müßte es mit der Herrlichkeit des Herrn Horthy bald ein Ende haben. Die budapester Parlamentsverhandlungen berühren teils wie ein Witzblatt, das zum Redakteur einen kindisch gewordenen Beelzebub hat, teils wie Fetzen aus alten Schmöckern der spanischen Inquisitionszeit. Die Gesetze, die offen und versteckt gegen die Juden ersonnen werden, gehen auf keine koschere Kuhhaut. Das braucht uns auch nicht sonderlich aufzuregen.

Denn wenn die englischen und amerikanischen Milliardäre semitischer Rasse vorziehen, mit ihren Mitteln und ihrem Einfluß einen lebensunfähigen Staat in Asien zu gründen, um noch einer englischen Kolonie einen neuen Deckmantel zu geben — weils mit Aegypten nicht mehr recht klappen will —, statt ihre finanzielle und materielle Macht einzusetzen, um den elenden Mördern im Staate des Heiligen Stephan das Handwerk zu legen: so brauchen die Juden Mitteleuropas, die von ihren Wirten kaum übertrieben verwöhnt sind, nicht vor fremden Türen zu kehren. Es genügt, die mittelalterlichen Narreteien niedriger zu hängen, die Magyariens Beherrscher ihren eignen Rassegossen ansinnen. Da ist zunächst das Gesetz über die Landzuweisung für die „Helden“ des großen Krieges. Nichts darüber zu sagen: das ist eine Maßregel, um die keiner der europäischen Agrarstaaten herumkommen wird. Aber man kann zweifeln, ob ein andres unter den Völkern der Welt von Versailles verlangen wird, daß jeder so bedachte Veteran seinem Namen das Wort „Held“ hinzufüge. Man denke sich etwa einen münchener Herrn Dimpfl-Held, einen londoner Mister Walker-Hero und einen pariser Monsieur Homais-Héros in künftigen Zeiten wieder einmal bei einem internationalen Skat zusammensitzen. Die ungarische Regierung sollte in einer wachen Stunde gegen Leute, die derartig läppische Gesetze einbringen und annehmen, das Gesetz anwenden, für das sich gleichzeitig eine große Majorität gefunden hat: das Gesetz, durch das die Prügelstrafe wieder eingeführt wird. Nach einem Blick auf die Jahreszahl des Kalenders: 1920 liest man weiter, daß auch die Wiedereinführung des Prangers für Frauen geplant war, aber leider einer seltsam gestimmten und stimmenden Majorität zum Opfer gefallen ist. Warum eigentlich? Immer konsequent. Wir haben uns schon lange ein Museum für mittelalterliche Kultur gewünscht. Wo ist die Grenze zwischen dem Gebiet der (den Juden angelegten) Daumschrauben, dem (im Parlament erörterten) Pranger und dem Scheiterhaufen für Ketzer und Hexen?

•

Dank der kopflosen Politik der Regierung haben wir es jetzt glücklich zu einem Jahresdefizit von 67 Milliarden gebracht. Und statt daß man nun einmal ernstlich untersuchte, wie man dieser Pleitewirtschaft durch wirtschaftspolitische Maßnahmen großen Stils begegnen könnte, will man an allen Enden sparen. Zunächst selbstverständlich bei den Gehältern der Beamten und Löhnen der Arbeiter. Dann aber will man auch, der ausgleichenden Gerechtigkeit und des schönen Beispiels halber, die Zahl der Minister reduzieren. Wenn dadurch nur auch die Verbesserung der Qualität garantiert würde! Aber es bietet sich ein andres recht ergiebiges Sparobjekt: unser noch immer so geliebter Militarismus. Nach dem Etat für 1920 werden uns die 100 000 Mann und die kleine Marine 1985,9 Millionen kosten, der Kopf also beinah 20 000 Mark. Sollte sich da wirklich nichts sparen lassen? Brauchen wir für diese kleine Armee wirklich 54 Generale, 328 Obersten und Oberstleutnants, 412 Majore, 1058 Hauptleute, insgesamt 4000 Offiziere, von den 16 000 Offizieren und Unteroffizieren und 30 000 Gefreiten und Obergefreiten gar nicht zu sprechen? So viele Chargierte, Offiziere und Generale gibts ja sonst höchstens noch auf Haiti! Man streiche die Hälfte aller Offiziere und mindestens vier Fünftel aller Majore, Obersten und Generale!

## Drei Kongresse von Heinrich Ströbel

Der Erste Betriebsräte-Kongreß ist, im Vergleich zu den frühern Räte-Kongressen, überraschend ruhig verlaufen. Zu wirklich dramatischen Szenen und Stimmungsexplosionen ist es nicht einen Augenblick gekommen. Einmal nur klang gedämpft das Grollen der Straße herein, als am zweiten Tage die Arbeitslosen sich vor dem Portal drängten. Aber auch sie ließen sich durch das Zureden der Delegierten beschwichtigen, sodaß das Erscheinen der Sicherheitspolizei, deren gewehrgepicktes Lastauto in der Nähe hielt, nur als peinliche Provokation wirkte. Die Auseinandersetzungen im Saale bewegten sich in den gemäßigten parlamentarischen Formen. Nur immerwiederkehrende langwierige Geschäftsordnungsdebatten, die leider ein gut Teil der kargen Kongreßzeit verschlangen, verrieten den erbitterten Kampf der Opposition. Aber dieser Opposition der Kommunisten und Linksunabhängigen stand die starke Mehrheit Derjenigen gegenüber, die ein Vorgehen nach moskauer Rezepten trotz der endlosen Propaganda-Reden des moskauer Abgesandten Losowski mit ruhiger Entschiedenheit ablehnten.

Wer mit dem Begriff der Revolution das Prasseln rhetorischer Brandraketen und wilde Leidenschaftsausbrüche verbindet, könnte aus dem Verlauf des Betriebsräte-Kongresses auf ein Abflauen der revolutionären Stimmung, auf die Erschöpfung der proletarischen Energien schließen — und damit gründlich in die Irre gehen. Denn das Schwinden der revolutionären Hysterie ist nur das Zeichen der Klärung und der Kräftesammlung. Daß die Betriebsräte sich in ihrer großen Ueberzahl für den engen Anschluß an die Gewerkschaften entschieden, verleiht ihnen den starken organisatorischen Rückhalt, wirklich reale Macht und, bei nur einigermaßen glücklicher Zusammensetzung der örtlichen und zentralen Betriebsrätekörper, starken, vorwärts treibenden Einfluß auf die Gewerkschaften. Der Verlauf und die Beschlüsse des Kongresses waren, Alles in Allem genommen, eine erfreuliche Absage an großmäulige Phrasen und tatsachenfremde Illusionen und das Bekenntnis zur ernsthaften revolutionären Arbeit. Die Gewerkschaften, sagte der Unabhängige Dißmann, Vorsitzender des Metallarbeiter-Verbandes, haben gemeinsam mit den Betriebsräten die große historische Aufgabe zu erfüllen, den Kapitalismus zu beseitigen und durch planmäßige Wirtschaft die völlige Vernichtung des Volkskörpers zu verhindern. Solche Proklamationen können billiges Flitterwerk sein; bei Dißmann sind sie's sicherlich nicht, und ebensowenig bei der Masse der Betriebsräte und der Gewerkschaftsmitglieder. Und, was ungemein wichtig ist: nicht nur die Handarbeiter in der Industrie haben die Notwendigkeit des Sozialismus begriffen und drängen entschlossen auf Vergesellschaftung und Gemeinwirtschaft, sondern auch große Teile der Kopfarbeiter, der Techniker, Ingenieure und kaufmännischen Angestellten. Dadurch gewinnen Betriebsräte und Gewerkschaften außerordentlich an Stoßkraft, wird die sozialistische Bewegung unwiderstehlich. Namentlich wenn zur einheitlichen Zusammenfassung der ungeheuern Kräfte der wach-

senden Arbeit, zu der die Verhandlungen des Betriebsräte-Kongresses nicht unwesentlich beigetragen, eine einheitliche, kluge Führung kommt. Das Revolutionäre liegt in dem heutigen Stadium der deutschen Revolution nicht in phantastischen Entwürfen, sondern in klarer wirtschaftspolitischer Zielsetzung und in planvoller Konzentration der Kräfte zur Durchsetzung des konkreten Ziels. So bedeutet die allgemeine Forderung der Sozialisierung nichts, sondern alles kommt auf die Durchsetzung des ersten Sozialisierungsaktes an! Durch eine Resolution forderte der Kongreß die Vollsozialisierung des Bergbaus. Das war gut; aber besser wäre es gewesen, wenn der Kongreß, statt noch allgemeine Programm- und Sozialisierungs-Debatten zu führen, sich ausschließlich, dafür aber umso gründlicher, mit der Erörterung der jetzt so wichtigen konkreten Sozialisierung des Bergbaus beschäftigt hätte. Hätte der Kongreß über dies Problem letzte Klarheit geschaffen und bereits die Massenaktion zur Erzwingung der Sozialisierung eingeleitet, so hätte er noch bessere, nämlich unmittelbar praktische und positive Arbeit für die sozialistische Revolution geleistet!

\*

Ungleich stürmischer als in der ‚Neuen Welt‘ wird es auf dem zweiten Kongreß zugehen, dem Parteitag der U. S. P. D. in Halle. Denn hier haben die Anhänger der Richtung Dißmann keine ausgesprochene Mehrheit. Die Däumig, Stöcker und Geyer kämpfen dort für die Räte-Diktatur, für die sofortige Ergreifung der totalen politischen und wirtschaftlichen Macht, für die Vollsozialisierung auf der ganzen Linie, während Hilferding auf dem Räte-Kongreß ausführte, daß die Eroberung der politischen Macht und die Sozialisierung nur ein allmählicher, in Etappen sich vollziehender Prozeß sein könnten. Und während die Moskowiter innerhalb der U. S. P. D. den Bürgerkrieg und den Krieg gegen die Entente für unvermeidlich erklären, hält die Richtung Hilferding-Dißmann diesen Fatalismus und Fanatismus der Gewalttätigkeit für den sichersten Ruin des Sozialismus und der Revolution. Und da anscheinend zwei gleich starke Gruppen sich mit so schreiend gegensätzlichen Auffassungen gegenüberstehen, gibt es für den einen Teil nur Unterwerfung oder Ausscheiden aus der unnatürlichen Parteigemeinschaft. Daß die kommunistische Richtung nicht an Unterwerfung denkt, beweist hinlänglich ihre Taktik in und seit Moskau, ihr aggressives Vorgehen auf dem stuttgarter Landesparteitag, die Kündigung der ‚Freiheit‘-Redakteure und so mancher ähnliche Akt fanatischer Intoleranz. Die Spaltung der Partei wäre nur dadurch zu verhüten, daß die Rechte sich reumütig unterwürfe, den Getreuen Moskaus die Leitung bedingungslos auslieferte und die kläglichste politische Selbstkastration vollzöge. Vielleicht daß dann auch Sinowjew und Bucharin den bußfertigen Sündern noch einmal Gnade widerfahren ließen und selbst die Hilferding und Dittmann pardonierten. Kein größeres Mißgeschick jedoch könnte die U. S. P. treffen, als wenn der Vermittlungsaktion der Rosenfeld und Löwenstein in Halle Erfolg beschieden wäre und der organisatorische Kretinismus über die zur feindlichen Scheidung drängenden gesunden



innern Kräfte der Partei den Sieg davontrüge. Man vermiede dann ein unbequemes Liquidationsverfahren und rettete den Schein einer großen Partei, um den innern Krieg und endlosen zermürbenden Hader dafür einzutauschen. Als politischer Machtfaktor wäre die U. S. P. dann völlig und dauernd erledigt. Spaltet sich dagegen die Partei, so erfährt zwar die Kommunistische Partei eine politisch schädliche Verstärkung, dafür aber kann dann der übrigbleibende Parteiteil sich ungehemmt zu klaren marxistischen Auffassungen und zu positiver politischer Arbeit entwickeln. Mehrere Millionen Linkssozialisten würden dann für die so wichtige Sozialisierungspraxis gewonnen.

Nicht minder wichtig für das Schicksal der deutschen Revolution ist der rechtssozialistische Parteitag in Cassel, der mit der Tagung in Halle fast zusammenfällt. Von seinem Geist hängt es ab, ob die proletarische Arbeitsgemeinschaft, mit der Betriebsräte und Gewerkschaften so erfreulich begonnen haben, sich auf das Parteileben und die parlamentarische Betätigung ausdehnen wird. Wenn dieser Parteitag über die Programmrevision verhandelt, so sollte er davon ausgehen, daß die Neuformulierung des Gesamtprogramms nicht überstürzt zu werden braucht — denn was der Partei im Augenblick nottut, ist nicht die Nachprüfung der theoretischen Fundamente des Sozialismus, sondern ein Aktionsprogramm. Der Sozialdemokratie erwachsen in dieser Zeit, wo sie zum Bildner des neuen Gesellschaftslebens berufen ist, die anspruchsvollsten Aufgaben. Sie hat ein Höchstmaß von positiver Arbeit zu leisten, nicht nur an eifriger Mitarbeit im Kleinen, sondern vor allem auch an schöpferischer Neugestaltung. Mit dem bloßen Herunterreißen und dem ewigen Rufen nach der Diktatur und der Weltrevolution ist es nicht getan. Aber ebenso wenig darf sich die Sozialdemokratie von der Bourgeoisie geistig und wirtschaftlich ins Schlepptau nehmen und aus ewiger Sorge vor der Verantwortlichkeit und der Möglichkeit des Mißlingens von der energischen Inangriffnahme ihrer sozialistischen Aufgaben abschrecken lassen. Je schärfer die sozialdemokratische Partei die Politik der radikalen Phrase und des bloßen Gefühlsrevolutionarismus verwirft, desto mehr erwächst ihr die Pflicht, den proletarischen Massen zu zeigen, wie praktische und positive Arbeit den Sozialismus zu verwirklichen vermag. Diese Verpflichtung wird umso dringlicher, je kecker die Reaktion wieder auftritt, je zuversichtlicher der Kapitalismus sein System behaupten zu können wähnt. Es wäre doch eine allzu bequeme Selbsttäuschung, sich einzubilden, daß an dem Wachstum des Kommunismus und Bolschewismus in Deutschland hauptsächlich die Torheit der unabhängigen Führer und die russischen Subsidien Schuld trügen. Sehr wesentlich tragen dafür die Verantwortung: die Dreistigkeit der Reaktion, der Uebermut der Kapitalistenklasse, das Elend der proletarischen Massen und die Schwächlichkeit und Unfruchtbarkeit der bisherigen Versuche, den Sozialismus durch die Demokratie zu verwirklichen. Mag die sozialdemokratische Partei der radikalen Phrase getrost die Politik der praktischen Arbeit entgegensetzen — wenn es nur gute und sozialistische Arbeit ist!

# Wertrevolution — nicht Weltrevolution!

von Meridionalis

Im 'Giornale d'Italia' machte jüngst ein Einsender eine einfache, allgemeinverständliche Rechnung auf, die man, wenn man ihre ganze Grauenhaftigkeit und Beispielkraft begreifen will, sich am besten ins Deutsche multipliziert. Die Rechnung lautete so:

Ein Dollar kostet heute 23,50 Lire. Ebenso viel beträgt etwa der Durchschnittslohnsatz der gelernten Arbeiter in Italien. (Die Metallarbeiter haben jetzt mit Hängen und Würgen, mit Obstruktion in den und Okkupation der Fabriken nach vierteljährlichem Kampf etwas über 17 Lire erreicht.) Der mittlere Stand der italienischen Rente bewegt sich zur Zeit um 73 Lire (oder etwa 3 Dollar) herum.

Italien muß mindestens ein Drittel seines Getreidebedarfs im Ausland decken, damit ein Drittel seiner Bevölkerung nicht verhungert. Es muß ferner Rohstoffe einkaufen, damit nicht auf diese Weise ein erheblicher Teil seiner Menschen arbeits- und unterhaltslos ist. Da es zu diesen Einkäufen keine Mittel hat, benötigt es fremden Kredit, das heißt: es muß im Ausland Anleihen aufnehmen, für die es Zinsen zu zahlen, und deren Kapital es nach einer bestimmten Frist zurückzuzahlen hat. Je später es sie zurückzahlen will oder kann, desto höhern Zinsfuß muß es anlegen. Kapital und Zinsen können aber, da es ja kein flüssiges Geld besitzt, nur durch Waren und Arbeit, vor allem durch diese, bezahlt werden.

Nun beträgt der Durchschnittstageslohn des amerikanischen Arbeiters 9 Dollar. Leiht der italienische Staat beim amerikanischen sich Geld, was nichts andres bedeutet, als daß der italienische Arbeiter sich beim amerikanischen leiht, so erhält er auf Grund des Standes der italienischen Rente für den Nennwert von 100 Lire nur 73 oder, auf Grund des Wechselkurses, 3 Dollar, was einem Drittel des amerikanischen Tageslohnes entspricht. Für dieses Geld muß er mindestens 5 % Zinsen, also 5 Lire, oder einen viertel italienischen Arbeitstag, entrichten, bleibt aber selbstverständlich dem Amerikaner gegenüber immer noch Schuldner über die 3 Dollar, die er zum Nennwert von 100 Lire, also mit vier weitem (italienischen) Arbeitstagen zurückerstatten muß.

Ergo: für 3 Arbeitsstunden, die der amerikanische Arbeiter dem italienischen borgt, muß dieser ihm 2 Arbeitsstunden, also zwei Drittel der geliehenen Arbeitszeit allein an Zinsen zurückerstatten; für das Kapital aber, will er diese Schuld binnen einem Jahre tilgen, 3 bis 4 weitere Arbeitstage aufwenden. Die 3 geliehenen amerikanischen Arbeitstage werden also mit etwa 30 italienischen zurückgezahlt, was einer Verzinsung der Arbeitszeit als solcher um etwa 1000 % entspricht.

Natürlich liegen die Fälle nicht immer so kraß; so kurzfristige Anleihen sind sehr selten, und außerdem ist Papierwert und Kaufkraft ja weder gleich noch konstant. Aber es ist natürlich doch kein Zustand, wenn beispielsweise ein Pfund Kaffee in Chicago  $\frac{1}{2}$  Dollar, also einen achtzehntel Arbeitstag, in Italien aber 22 Lire, also einen ganzen Arbeitstag kostet. Dieses eine Beispiel schon, das sich allein für Italien, geschweige für Deutschland, Oesterreich, Rußland, um hundert noch schlagkräftigere vermehren ließe, zeigt, wie sehr die elementarste Wirtschaftsgerechtigkeit, die Grundlage aller Menschengemeinsamkeit, Arbeits- und Lebensfreude, heute aus der Welt verschwunden ist.

Die Schlußfolgerungen aber, die der Einsender aus diesem Zustand zieht, sind höchst charakteristische Muster von törichter kapitalistischer Sophisterei: dahin käme man, meint der Italiener nämlich, durch die demagogischen und „bolschewistischen“ Methoden, und es gäbe nur eine Abhilfe, nämlich: mehr arbeiten. Als ob der auf Grund der pervertierten Valuta-Verhältnisse erwucherte „Mehrwert“ in die Tasche des amerikanischen Arbeiters flösse und nicht in die von Fabrikanten und Spekulanten! Und als ob dagegen selbst der Achtzehnstudentag und das raffinierteste Taylor-System etwas nützten! Es steht doch ganz im Belieben eben jener amerikanischen Kapitalisten, den Mark- oder Lire-Kurs dermaßen sinken zu lassen, daß sie, wenn erst wieder genügend produziert ist, die Produkte um ein Drittel, um die Hälfte billiger kaufen können! Hat man nicht das beste Beispiel dafür in den letzten Monaten mit dem deutschen Kurs erlebt? Erst läßt man ihn so weit zu Kräften kommen, daß sich der Arbeiter etwas für sein Geld kaufen, sich ernähren und kleiden kann, damit er williger schafft; wenn er dann etwas Ware vor sich gebracht hat, läßt man den Kurs wieder hübsch rutschen, damit man die Ware billiger krieg!

Nein, mit dem guten Zureden zu vermehrter Leistung ist gar nichts getan, so lange nicht auf der ganzen Welt die gleiche Leistung auf den gleichen Lohn rechnen kann. Bevor nicht der auf ein xbeliebiges Material zurückbezogene Wert, seien es nun Muscheln oder Goldbarren, aus der Welt geschafft ist und die Güter der Welt nach dem einzig wahrhaften Wert gemessen werden, der menschlichen Leistung. Bis es nicht mehr darauf ankommt, was einer hat, sondern was einer ist und kann. Wertrevolution — nicht: Weltrevolution! Oder besser: die Wertrevolution — das ist die einzig mögliche und erforderliche Weltrevolution. Wie sie zu bewerkstelligen ist? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur: sie wird kommen, und sie muß kommen. Und mit ihr wird der göttliche Fluch zum göttlichen Segen werden: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen — ja, aber je nach der Zahl der Schweißtropfen, die dein Gesicht vergießt, soll dein Brot süß oder bitter sein.

## Der Dolchstoß von oben von Willy Meyer

Wenn es stimmt, daß unser Heer nicht in erster Linie physisch besiegt, sondern geistig zertrümmert worden ist. so ist dieser Schlag nicht von hinten, sondern von oben erfolgt. Für den „Dolchstoß von oben“ liegt das Material waschkörbeweise im Auswärtigen Amt. Wo sind die Beweise für den „Dolchstoß von hinten“?

Gleich als der Stellungskrieg einsetzte, begann die geistige Bearbeitung unsrer Truppen durch den Gegner. Mit Hilfe von Flugzeugen, Papierballons und Grabenwerfern wurde unsern Feldgrauen der „Giftstoff“ zugeführt in Dosierungen, die sich von Monat zu Monat steigerten und an Abwechslung reich waren. Bücher, Broschüren, Zeitschriften, gefälschte deutsche Zeitungen, Flugblätter, Handzettel, Gedichte, Zitate, Aphorismen, handschriftlich nachgebildete Briefe von deutschen Gefangenen und deutschen Kriegerfrauen und (nicht zu vergessen!) Ansichtskarten, Photographien und Federzeichnungen fielen wie Heuschreckenschwärme in unser Operations- und Etappengebiet ein. Es wird interessant sein, von der Entente einmal zu erfahren, wie viel Zentner Papier und wie viel Einzelstücke abgeworfen worden sind. Für uns ist es nicht möglich, genaue Zahlen für die Gesamtpropaganda anzugeben. Wir wissen nur, daß in den Monaten Mai, Juni, Juli 1918 bei der Obersten Heeresleitung über eine halbe Million abgeworfener Flugblätter und dergleichen eingebracht worden sind. Die O. H. L. hatte eine Prämie für die Ablieferung jedes Stückes ausgesetzt, und sie wußte, warum sie das tat.

Die Frontpropaganda war zum Teil individuell gehalten. Das heißt: besonderes Material wurde Elässern (in französischer Sprache), Niedersachsen (in Plattdeutsch) und Bayern zugeführt.

Manche Broschüren traten in Verkleidung auf. ‚Kaiser und Krieg oder Republik und Frieden‘ und ‚Wilhelm der Zweite, annoch deutscher Kaiser, wir klagen dich an‘ hatten sich in den Schutz der bekannten rötlich-gelben Reclambuchumschläge geben und die Aufschriften erhalten: ‚Zwei Fragen‘ und ‚Lexil on deutscher Zitate‘.

Einige Zeitungsnummern, die abgeworfen wurden, trugen die facsimilierten Köpfe deutscher Blätter, der Frankfurter Zeitung, der Straßburger Post, der Leipziger Volkszeitung, des Militärwochenblatts. Aber das sind Ausnahmeerscheinungen. Bedeutungsvoller sind die Zeitschriften, die der Gegner in fortlaufenden Nummern nur für die Frontpropaganda herausgab. Zum Beispiel: ‚Die Feldpost‘, ‚Kriegsblätter für das deutsche Volk‘, ‚Das freie deutsche Wort‘. Deutsche linksstehende Zeitungen, deutsche radikale Politiker und deutsche Autoren, die im neutralen Ausland lebten und deshalb den Mund auf tun durften, werden wiederholt in diesen Blättern und auf den Flugzetteln angeführt. Reichlich werden auch Stellen aus der Schrift des Fürsten Lichnowsky zitiert. Die Wiedergabe deutscher Stimmen sollte eine besonders eindringliche Wirkung auf die deutsche Soldatenseele üben.

Wer hat den Krieg verursacht? Wem nützt er? Merkst du nicht, wie du tagtäglich von deiner Regierung belogen und betrogen wirst, wie die Zensur allen Unbequemen das Maul zubindet? Ist dir klar, was du für ein elender Sklave bist? Weißt du auch, wie es in der Heimat hergeht, in den Hütten der Armen und in den Palästen der Kriegsgewinnler? Ahnst du, wie es in den andern Ländern wirklich aussieht? Kennst du die wahre Stimmung dieser Länder? Unterschätzt du auch nicht Amerika? Fällst du auch nicht auf die U-Boot-Fehlrechnung hinein? Für wen kämpfst du eigentlich? Wann wird dein letztes Stündlein schlagen? Wie wird das Ganze enden? Muß euch die Uebermacht nicht schließlich doch erdrücken? Was wird aus dir und deiner Familie werden, wenn der Krieg verloren ist? Das sind die Kernfragen, die der Gegner unsern Soldaten unaufhörlich in Wort und Schrift vorlegt. Aus der erdrückenden Fülle des Materials einige Beispiele:

Flugblatt A. P. 12:

Es ist das Vaterland, sagst du, und als tapirer Patriot ziehst du fröhlich hinaus in den Tod für das Vaterland. Worin besteht aber dein Vaterland? Ist es der Kaiser mit seinen schönen Reden? Ist es der Kronprinz mit seinen fidelen Kameraden, der vor Verdun 600 000 Mann hinopierte? Ist es Hindenburg, der mit Lüdensdorff, beide mit Orden bedeckt, viele Kilometer weit hinter euch sitzt und Pläne schmiedet, um den Engländern noch mehr Kanonenfutter zu liefern? Ist es Frau Bertha Krupp, für die sich durch den Krieg Jahr um Jahr Millionen auf Millionen Mark anhäufen? Sind es die preußischen Junker, welche über eure Leichen hinweg nach Annexionen schreien?

Federzeichnung A. P. 35 stellt eine verdunkelte Sonne dar, die einen Soldatenfriedhof bescheint. Holzkreuz dicht neben Holzkreuz in unübersehbaren Reihen. Unterschrift: „Eure Herrscher fordern einen Platz an der Sonne — wo aber werdet Ihr euern Platz finden?“

Federzeichnung A. P. 25: Großes, aufrechtstehendes eisernes Kreuz. Ein General nagelt grade einen Feldgrauen daran an. Ueberschrift: „Deutscher Soldat: des Sieges Lohn“.

Flugblatt A. P. 13. Ueberschrift: „An den Soldaten, der gen Westen marschiert“. Ausmalung der ungeheuern Menschenmengen und der gewaltigen Materialmassen, auf die dieser Soldat stoßen wird. Dann heißt es:

Noch etwas andres aber befindet sich im Westen. Ich will dir sagen, was dieses Etwas ist. Kein Mensch kann das Wo angeben — im Westen aber ist es sicherlich. Dein Grab liegt im Westen. Wenn du nach dem Westen ziehst, mußt du es wohl oder übel finden. Möglicherweise liegt es weit hinaus, hinter den Bergen. Möglicherweise liegt es aber ganz in deine Nähe. Ob heut ob morgen — keiner vermag es zu sagen. Sicherlich aber liegt es dort.

Flugblatt A. P. 53 bringt den Ausspruch Friedrichs des Großen: „Wenn meine Soldaten anfangen; zu denken, bliebe nicht einer in den Reihen“, Nummer 16 der „Kriegsblätter für das deutsche Volk“ das Wort Kants: „Die Institution der Monarchie ist die ewige Ursache immer erneuten heillosen Kriegführens“.

Aus angeblich echten Heimatbriefen an unsre Gefangenen und Gefallenen:

Wir müssen Hunger leiden, daß die Augen schwarz werden, wir haben kein Fett, keine Butter und gar nichts, und wenn der Krieg nicht bald zu Ende geht, dann plündern wir.

Wenn du mich jetzt sehen könntest, nicht mehr erkennbar, ich habe vierunddreißig Pfund abgenommen — und für wen muß man das leiden? Nur fürs Großkapital. Und wer drückt sich vom Steuerzahlen? Das Großkapital. Kurz und gut: jetzt ist alles egal, aber die Zeit wird bald kommen, wo wir unsre Michelmütze tortieren.

Auch an grimmem Humor fehlt es nicht. Zum Teil wird aus der Aera des ‚Simplicissimus‘ zitiert, da er noch nicht feldgrau war. Poesie und Prosa wechseln einander ab. Das ‚Freie deutsche Wort‘ bringt in Nummer 1 ein Gedicht von Siegfried Balder, betitelt: ‚Not kennt kein Gebot‘. Zwiegespräch zwischen Wilhelm und Moltke.

Es geht nicht wie anno 70,  
Majestät, es ist zu dumm!  
Wenn wir 'rin nach Frankreich wollen,  
müssen wir von Norden 'rum.

Oben hat es einen Haken,  
weil es da durch Belgien geht,  
und wir haben unterschrieben  
Belgiens Neutralität.

Oller Zimt, so sprach der Kaiser,  
Der Vertrag ist nur Papier.  
Bethmann Hollweg wirds schon deichsen  
nach Paris marschieren wir.

„Gedankenspäne“ des ‚Freien deutschen Worts‘:

Der Patriotismus wächst im Quadrat der Entfernung vom Kriegsschauplatz.

Wenn gewisse Regierungen ihre Heere von einem Tod zum andern schicken, sprechen sie noch immer von der Verteidigung des heimischen Herdes. Man könnte sagen: als ihren Herd bezeichnen sie jeden Ort, an den sie Feuer gelegt haben.

Aus Gesprächen zwischen Deutschen:

Es ist wahr, wir sind die reichste Nation der Welt. Wir ernähren zweiundzwanzig Fürsten.

„Nicht wahr, Vater: Zivil ist das Gegenteil von Militär?“

„Ja, mein Sohn, und Zivilisation ist das Gegenteil von Militarismus.“

„Mutta, mir knurrt der Magen!“ „Denn jeh man nich uf de Straße, sonst störste den Burgfrieden.“

Ein Bild stellt einen verängstigten gefesselten Zivilisten zwischen zwei Schutzleuten dar. Unterschrift:

Da jammern die Leute immer, es gäbe keine Freiheit in Deutschland. Unsinn! Wir dürfen verhaften, wen wir wollen.

Ein wichtiger Programmpunkt der feindlichen Propaganda ist: den deutschen Feldgrauen zum Ueberlaufen, zum Meutern, zur Revolution aufzufordern. Das ‚Freie deutsche Wort‘ bringt in Nummer 10 einen ‚Aufruf an das deutsche Volk‘:

Auf zur Tat! Kameraden an der Westfront vom Priesterwalde bis zum Meere! Ihr seid die Ersten zum Handeln! Lauft alle über, wo immer es euch möglich ist. Wenn Ihr herüber seid, stellt euch der deutschen Republik zur Verfügung! Republik ist unser Losungswort. Wer sich unter diesem Losungswort uns zur Verfügung stellt,

ist ein Mitkämpfer und Mitbegründer der deutschen Republik. Tut er es nicht, so ist er wenigstens nicht mehr Mitschuldiger der kaiserlichen Regierung. Er wird dann als Kriegsgefangener gut behandelt. Wir haben erreicht, daß sämtlichen französischen Soldaten folgendes ans Herz gelegt wurde: Wer sich gefangen gibt und das Losungswort 'Republik' ausspricht, wird mit der größten Güte behandelt. Wenn er will, kann er mit gleichgesinnten Landsleuten an der Befreiung Deutschlands arbeiten.

Die Nummer 10 der 'Feldpost' veröffentlicht den Brief eines anonymen deutschen Ueberläufers an seine Kameraden. Darin heißt es:

Der Herr Oberst hat mich ebenfalls sehr freundlich empfangen. Er stellte mir einige Fragen. Ich bat ihn, mir zu erlauben, dieselben nicht zu beantworten. Darauf hat er mir gratuliert und mich als guten Soldaten gelobt. Ueberhaupt besteht hier zwischen Soldaten und Offizieren ein Verhältnis, von dem wir keine Ahnung haben. Im Vergleich zum französischen Soldaten werden wir wie Sklaven behandelt. Ich habe es satt, für die reichen Leute zu leiden. Wenn unsere Regierung weiter Krieg führen will, gut — ich für meinen Teil habe Frieden geschlossen. Wenn Viele so handeln wie ich, ist der Friede bald da, und schlechter als vor dem Krieg werden wir deutschen Arbeiter es nicht haben können. Machts wie ich, zeigt, daß wir uns mit Friedensversprechen nicht abspesen lassen, und rettet euer Leben, ehe es zu spät ist.

Flugblatt A. P. 11 gibt für eine geschickte Ausführung der Desertation technische Anweisungen:

Die richtige Art und Weise, sich zu ergeben, bedingt folgendes: Sobald Ihr uns vorgehen seht, kommt aus den Schützengräben heraus und hebt die Hände hoch. Verlaßt euch darauf: euch wird kein Leid geschehen. Die falsche Art und Weise, sich zu ergeben, ist folgende: In den Gräben zu bleiben, bis Ihr die letzte Patrone verfeuert habt, und dann erst die Hände hochzuheben.

Den Aufenthalt in der Gefangenschaft stellte die feindliche Propaganda dem deutschen Soldaten als sehr erfreulich und erstrebenswert hin. Mit Hilfe von Ansichtskarten und illustrierten Heften suchte man unsern Feldgrauen eine plastische Vorstellung von den Annehmlichkeiten eines solchen Daseins zu verschaffen. Wir sehen die Gefangenen beim Essen, beim Billard-, Tennis-, Fußball- und Theaterspiel, beim Spaziergang, bei der Blumenpflege und der Geflügelzucht, beim Mittagsschläfchen in der Hängematte, beim Baden, beim Konzert, und wo es sonst noch schön ist. Aber den stärksten Eindruck mögen wohl auf manchen deutschen Frontkämpfer die handschriftlich nachgebildeten Briefe von deutschen gefangenen Kameraden gemacht haben, die sich sehr befriedigt aussprachen über ihre Unterbringung, Bekleidung, Ernährung und Behandlung durch die Engländer. Aus der Fülle ein Beispiel. Am elften Februar 1918 (also zu einer Zeit, wo England nach Berechnung unsrer U-Boot-Fanatiker schon längst am Hungertuch nagen sollte), schreibt der Gefangene John von Possel an Fräulein Magda Grützner, Hamburg, Ophagen 12:

Heute ist Sonntag, haben eben wunderbar Kaffee getrunken, herrlich gestüßten Kaffee. Schönes, reines Weißbrot (was wir nur hier bekommen), viel Sardinen, Butter, Käse, Cakes. Heute

mittag ein vorzügliches Mittagessen: Reis, Kartoffeln und viel Fleisch. Heute morgen: Kaffee, Weißbrot, Butter, Käse, Marmelade. So ungefähr jeden Tag. Du siehst also, ich kann es hier noch aushalten.“

Ganz ohne Zweifel hat die Propaganda der Entente ihren Erfolg gehabt. Unsre O. H. L. hat der feindlichen Propaganda nichts entgegengestellt, was ihr an Qualität oder Quantität auch nur annähernd gleich gekommen wäre. Aber ich weiß nicht, ob dies ein schwerer Fehler war. Denn der stärkste Propagandist gegen den Krieg ist und bleibt doch der Krieg selbst.

## Die deutschfeindliche Stimmung in England

von C. Mabel Rickmers

Fast zwei Jahre sind seit Abschluß des Waffenstillstands verstrichen, und doch bleibt die Stimmung in England Deutschland fast ebenso feindselig wie im Kriege. Weshalb?

Im Allgemeinen schieben die Deutschen die Schuld an dieser feindlichen Stimmung der Northcliffe-Presse zu, dieser Presse, die nichts als Lügen über den Feind verbreitet habe, noch heute verbreite. Dazu komme die Propaganda der englischen Regierung, der keine Verleumdung zu niedrig gewesen sei, wenn dadurch der deutschen Sache geschadet werden konnte.

Was die Northcliffe-Presse betrifft, so hat sie allerdings im Kriege alles getan, um Stimmung gegen Deutschland zu machen. Nun, andre Länder haben ihre Presse genau so gebraucht, und kein Kenner der 'Times' wird behaupten, daß sie in dieser Beziehung für ihr Land weiter gegangen sei als die Deutsche Tageszeitung für Deutschland.

Es ist weiter fraglich, ob die Northcliffe-Presse einen so großen Einfluß auf die öffentliche Meinung in England hat, wie vielfach angenommen wird. Man liest die „halfpenny press“ (jetzt allerdings teuer geworden), ohne an die Wahrheit ihrer sensationellen Berichte und Geschichten zu glauben. Den Beinamen „Daily Liar“ hat die ‚Daily Mail‘ in ihrem eignen Lande erworben.

Die feindliche Stimmung gegen Deutschland trifft man in den verschiedensten Kreisen der englischen Gesellschaft. Sie ist sehr stark unter Denen, die Söhne und Verwandte im Kriege verloren haben; denn der Glaube, daß Deutschland den Krieg angestiftet hat, ist unerschütterlich. Die Stimmung ist besonders stark in militärischen Kreisen. Sie ist auch stark in den Kreisen, für die wirtschaftliche Momente eine Rolle spielen, obgleich es wieder verkehrt ist, den wirtschaftlichen Neid so hoch zu veranschlagen, wie es oft in Deutschland geschieht. In gewissen literarischen Kreisen ist diese feindliche Stimmung auch vorhanden; in andern wieder scheint sie gar nicht zu existieren. Im Ganzen entsprechen die deutschfeindlichen Kreise der englischen Gesellschaft genau den englandfeindlichen Schichten des deutschen Volkes.

Es ist vielleicht nicht ganz richtig, diese Stimmung als Haß zu bezeichnen, denn Haß ist positiv, und diese Stimmung ist vorwiegend negativer Art. Das Gefühl, das der Engländer gegen



den Deutschen hegt, ist eher die Mischung von Abneigung und Verachtung, womit man einen Gegner dafür straft, daß er nicht verstanden hat, sportmäßig zu spielen. Spricht man mit dem gebildeten Engländer darüber, so betont er immer wieder die unsportmäßige Kriegführung Deutschlands als die Ursache dieser Stimmung. Die Tatsachen, die er zur Unterstützung seiner Behauptung zitiert, hat er entweder aus persönlicher Erfahrung, oder er beruft sich auf die Regierung, die zu jeder Zeit bereit ist, die Beweise für ihre Wahrheit zu liefern.

Es ist vielleicht schwierig für den Deutschen, den Sportbegriff des gebildeten Engländers zu verstehen. Was fairplay ist, lernt der kleinste Junge in dem Augenblick, wo er zum ersten Mal die Schule betritt, und fast kein Engländer, der die öffentlichen Schulen seines Landes besucht hat, vergißt diese Erziehung. Der „gentleman“ behandelt Freund und Feind fair. Ueberrumpfung ist nur in gewissen Grenzen statthaft. Alles, was dem Geist von Mut und Aufrichtigkeit widerstreitet, wird verabscheut. Der Durchschnittsengländer der gebildeten Klasse hat keinen komplizierten Charakter, und seine Erziehung fördert Einfachheit und Offenheit des Handelns. Schlauheit und Verschlagenheit sind ihm unsympathisch.

Ferner benimmt sich der „gentleman“ gegen Frauen und Kinder ritterlich. Taten wie die Versenkung der ‚Lusitania‘, die Hinrichtung der Krankenschwester Miss Cavell erwecken allgemeinen Ekel in einem Lande, wo die Frau ganz anders geschätzt wird als in Deutschland. Daher hat auch keine Tat auf die Engländer so erschütternd gewirkt wie die Wegführung der Frauen und Mädchen aus Lille. Ueber solche Dinge spricht man in der englischen Gesellschaft nicht gern oder überhaupt nicht. Sie werden aber deshalb nicht weniger tief empfunden, und es ist schwer, den Eindruck zu schildern, den diese Tat unter englischen Offizieren hervorgerufen hat — eine Tat, die in Deutschland kaltblütig als militärische Notwendigkeit gerechtfertigt wird. Eines ist sicher: nichts hat den englischen Widerstand mehr gestärkt als die Furcht, Deutschland könnte, falls es siege, ähnliche Taten in England verüben.

Viele Engländer geben unumwunden zu, daß auf ihrer Seite Brutalitäten vorgekommen sind. Sie behaupten aber, daß der Täter nie unbestraft geblieben ist, daß im englischen Heere solche Verbrechen nie ungestraft bleiben können. Es sind auch nicht die vereinzeltten Fälle von Brutalität, die der Engländer dem Deutschen vorwirft. Es ist der Geist der deutschen Kriegführung überhaupt, der sein Entsetzen hervorruft, dieser Geist, der sich in vielen Befehlen widerspiegelt. Dazu kommen die Fälle, wo die Deutschen nach Hissung der weißen Flagge auf die arglos herankommenden Engländer geschossen haben. Die Wut der Engländer war grenzenlos, und mancher Gefangene hat mit seinem Leben für diese Handlung seiner Kameraden büßen müssen.

Während nun solche Erinnerungen aus der Kriegszeit die feindliche Stimmung weiter nähren, wird das Sportgefühl der Engländer durch die ganze Haltung Deutschlands seit dem Waffenstillstand von neuem verletzt. Denn es gehört zum fair-

play, daß der Besiegte seine Niederlage zugibt — und das tut Deutschland nicht. Trotzdem Jedem bekannt ist, daß Hindenburg selbst einen Waffenstillstand unter jeder Bedingung binnen achtundvierzig Stunden verlangt hat, behaupten die Deutschen, sie seien militärisch nicht besiegt worden.

Diese Haltung Deutschlands, die den Tatsachen widerspricht, erscheint dem Engländer als Unaufrichtigkeit, und sein Mißtrauen wächst. Die Folge? Das Bedauern ist allgemein, daß die Entente mit dem Waffenstillstand nicht gezögert und Berlin einen Luftangriff großen Stils zugefügt hat, wofür bekanntlich die passenden Flugzeuge grade fertig geworden waren.

Es wird Deutschland weiter vorgeworfen, daß es gegen seine Kriegsverbrecher vollkommen gleichgültig bleibt; daß diese, obgleich ihre Schuld an unzähligen Greuelthaten bewiesen ist, frei und unbelästigt umhergehen; daß das deutsche Volk, anstatt ihre Taten zu verdammen und Sühne dafür zu verlangen, einfach eine ähnliche Anklage gegen den Feind erhebt.

Die Haltung Deutschlands in allen Besprechungen des Versailler Vertrages hat eher zu einer Verschlechterung als zu einer Verbesserung der Stimmung geführt. Denn unter Schmähungen der Entente, Verhöhnung ihrer Motive und Bosheiten gegen die Franzosen habe man selten ein Wort der Reue gehört über das namenlose, diesem Volk im Kriege zugefügte Leid, ein Leid, tausendmal schlimmer, als die Russen über Ostpreußen gebracht.

Die Aufsätze von Imperialisten wie Rohrbach werden, sofern die Engländer Kenntnis davon erhalten, zu allem andern eher als zu einer Verständigung zwischen beiden Ländern führen. Denn seine geschickte Ausnützung der öffentlichen Meinung gegen die Regierung sowie des Kampfes der Northcliffe-Presse gegen Lloyd George werden ihm keine Sympathieen unter den Engländern erwerben. Sie glauben, sein Ziel zu erkennen. Er will einen Umschwung der allgemeinen Stimmung gegen Deutschland zugunsten Deutschlands herbeiführen. Gelingt es ihm, so wird es leicht, eine Revision des Versailler Vertrags durchzusetzen.

Das große Mißtrauen, das in England gegen Deutschland herrscht, ist vielfach auf die Perfidie der deutschen Diplomatie vor dem Kriege zurückzuführen. Daß die deutsche Regierung, während sie offiziell freundschaftliche Beziehungen zu einem Lande pflegte, insgeheim durch Spione und Verräter alles versuchte, um ihm politisch zu schaden und es für ihre eignen ehrgeizigen Pläne brauchbar zu machen, hat wieder die Sportauffassung der Engländer verletzt. Grade unter der Zivilbevölkerung haben diese Enthüllungen unangenehm gewirkt.

Auf alles, was der Deutsche zu seiner Rechtfertigung vorbringt, hat der Engländer eine Antwort, die ihm genügt. Er wird der Beschaffenheit seines Charakters nach immer wieder das Unsportmäßige der deutschen Handlungen betonen. Bis der Deutsche bereit ist, in dieser Beziehung peccavi zu rufen, ist wenig Hoffnung auf eine Verständigung.

Der einzelne Deutsche wird vielleicht von seinen frühern Freunden empfangen; aber selbst er darf vorläufig auf keine herzliche Aufnahme rechnen. Es gibt, noch einmal, Kreise, die

nichts von dieser Stimmung wissen, die bereit sind, die Deutschen mit offenen Armen zu empfangen. Das sind die Pazifisten, und England bringt seinen Pazifisten dieselbe Neigung entgegen wie Deutschland den seinen: sie sind ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung.

Alles in allem ist vorderhand keine Aussicht auf einen freundschaftlichen Verkehr zwischen beiden Ländern. Vielleicht gelingt einer spätern Generation, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen. Für die lebende bleibt nur der Trost alter Erinnerungen.

---

## Nachlese von Konrad Haenisch

Erst verspätet komme ich dazu, auf den zweiten Brief Cläre Meyer-Lugaus in Nummer 39 der ‚Weltbühne‘ zu erwidern. Frau Meyer-Lugau bemängelt den geringen Ertrag der kulturpolitischen Reformen dieser beiden Revolutionsjahre und fragt dann: „Sind diese Reformen die Erfüllung der Jugendträume des Idealisten Konrad Haenisch?“ Nein, verehrte Frau, das sind sie nicht! Ich mache mir darüber selbst durchaus keinen blauen Dunst vor. Aber auch diese ganze Revolution war keineswegs die Erfüllung meines Jugendtraumes von der großen sozialen Revolution der Zukunft. Was im November 1918 in Deutschland vor sich ging, war eigentlich überhaupt keine Revolution im herkömmlichen Sinne des Wortes: sie war nichts andres als ein einziger großer Zusammenbruch — der Zusammenbruch eines körperlich, geistig und seelisch zu Tode erschöpften Volkes. Die neuen Männer mußten nahezu ihre ganze Kraft darauf verwenden, in das furchtbare Chaos, das der Krieg uns hinterlassen hatte, wenigstens einigermaßen wieder Ordnung hineinzubringen und zunächst erst einmal den Boden bereiten zu helfen für einen staatlichen und gesellschaftlichen Neubau. Soviel wir immer gerirt haben mögen, so manches ohne Zweifel versäumt worden ist: die Pflicht der Gerechtigkeit gebietet, den Maßstab des Möglichen an die Leistungen der Revolutions-Regierungen zu legen.

Frau Meyer-Lugau ist entrüstet darüber, daß wir uns im neuen Staat noch mit „alten Rechtsfragen“ aufhalten. Sie hätte durchaus recht mit ihren Bemängelungen, wenn wir noch im Zeitalter des — sozusagen — revolutionären Uebergangs, das heißt: in den ersten Monaten nach der Revolution lebten. Inzwischen sind nun aber — wenn auch natürlich der große historische Prozeß der Weltrevolution, der 1914 begonnen hat, seinen ehernen Gang weiter geht — in Preußen-Deutschland wieder verfassungsmäßige Zustände hergestellt worden, und keinem Minister, mag er noch so viel revolutionäres Temperament sein eigen nennen, ist es heute noch möglich, sich über die nun einmal noch geltenden Gesetze selbstherrlich kurzerhand hinwegzusetzen. Das allmähliche Aufräumen mit alten Gesetzen und Verordnungen, auf denen vielfach der Staub eines Jahrhunderts liegt, ist in der Tat keine sehr angenehme Beschäftigung. Es würde auch mir sehr viel besser liegen, feurige Protestartikel zu schreiben. Aber es hilft nichts: auch unangenehme Arbeit muß geleistet werden!

Dann möchte ich Frau Meyer-Lugau noch zweierlei sagen. Erstens: die kirchlich-religiösen Dinge sieht sie allzu ausschließ-lich aus dem Gesichtswinkel von Berlin N oder O, meinethalben auch aus dem Gesichtswinkel von Berlin W an. Aber Preußen oder gar Deutschland sind nicht gleichbedeutend mit Groß-Berlin, und eine Politik, die schon in Groß-Berlin auf sehr ernste Schwierigkeiten stößt (siehe den Fall Löwenstein!), würde etwa in Schlesien, in Westfalen und im Rheinland einfach zur Sprengung von Staat und Reich führen. Daran muß ein für das Ganze verantwortlicher Minister selbstverständlich jeden Augenblick denken. Zweitens: Ich bekenne freimütig, daß ich, im Gegensatz zu meinen frühern Anschauungen, mich heute selbst nicht mehr einen Kultur-Revolutionär nennen möchte, sondern daß ich nichts andres bin als ein (ich bitte das stolze Wort zu entschuldigen!) Kultur-Reformer. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es grade in den Dingen der geistigen Welt keine Sprünge, sondern nur Entwicklungen gibt.

Schließlich: ganz schlecht möchte ich mir die Arbeit der neuen Regierung auch von Frau Cläre Meyer-Lugau nicht machen lassen. Wenn man zurückblickt auf die Zeit vor zwei Jahren, so ist in zäher Arbeit doch immerhin Einiges erreicht worden. Vielleicht wird das selbst Frau Meyer-Lugau zugeben, wenn sie die Güte haben will, in meinem neu erschienenen kleinen Buch: „Staat und Hochschule“ das Kapitel: „Die neue Regierung an der Arbeit“ und die diesem Kapitel folgenden Abschnitte zu lesen.

Die vorstehenden Zeilen waren bereits geschrieben, als mir Nummer 41 der „Weltbühne“ mit dem Notschrei des evangelischen Primaners im Rheinland zu Gesicht kam. Mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers darf ich die Gelegenheit benutzen, auch darauf gleich in aller Kürze zu antworten.

Der Primaner fragt: „Wer von den Schülern wagt es denn, aus dem Religionsunterricht auszutreten, aus Furcht, beim Direktor oder den Lehrern unangenehm aufzufallen?“ Nun, mein lieber junger Primaner: in Großstädten wie Berlin „wagen“ das viele hunderte von Schülern. Mir sind sogar einige wenige Gemein-den bekannt, in denen die Mehrzahl der Schüler nicht mehr am Religionsunterricht teilnimmt, und in denen infolgedessen beson-dere Klassen oder ganze Schulsysteme für derartige Schüler eingerichtet worden sind. Hier unterrichten denn auch Lehrkräfte, die ihrerseits die Erteilung von Religionsunterricht abgelehnt haben. Es gibt solche Gemeinden auch in streng katholischen Gegenden. Ich nenne nur Herne in Westfalen und einige andre Gemeinden des Industriebezirks. Auch in Düsseldorf ist augen-blicklich die Errichtung solcher Schulsysteme im Werke, ebenso in Elberfeld und Barmen. Also: Unmöglich ist das alles keines-wegs. Es kommt nur darauf an, daß die Schüler, die in der Tat aus Gewissensbedenken die Teilnahme am Religionsunterricht ab-lehnen, und deren Eltern sich auch wirklich durchzusetzen ver-stehen. Von meinen eignen Kindern nehmen, nebenbei bemerkt, gleichfalls einige am Religionsunterricht nicht teil (ein Junge be-sucht grade diesen Unterricht mit besonderm Interesse, und es

fällt mir selbstverständlich nicht ein, ihn daran zu hindern!), ohne daß ihnen von irgend jemand ein Haar gekrümmt würde.

Im übrigen: Wo immer ich bisher Gelegenheit gehabt hatte, selbst höhere Schulen amtlich zu besuchen, da habe ich die Schüler der höhern Klassen gebeten, mir ganz ungeniert zu sagen, ob sie irgendwelche Beschwerden auf dem Herzen hätten. Ich habe darauthin mancherlei Klagen über das Verbot des Tragens von Hakenkreuzen und schwarz-weiß-roten Abzeichen, über die Verhinderung von Schulfesten am Sedantage und andres zu hören bekommen, niemals aber Klagen über religiöse Bedrückung. Dieselbe Erfahrung haben meine, zum großen Teil sozialdemokratischen oder demokratischen Mitarbeiter im Ministerium bei ähnlichen Anlässen gemacht. Tut doch den Mund auf, wenn euch irgendwo der Schuh drückt! Euer Minister und seine Vertrauensleute haben für alle eure Klagen stets ein williges Ohr!

Schließlich: daß in manchen Unterrichtsfächern noch viel, sehr viel der Erneuerung bedarf, das weiß natürlich niemand besser als ich selbst. Es ist mir längst klar geworden, daß die ganze Frage der Schulreform sich im Wesentlichen auf die Frage der Lehrerbildung (im weitesten Sinne) reduziert. Diese Dinge aber lassen sich nicht von heute auf morgen lösen, sondern es bedarf zu ihrer Bewältigung zäher, geduldiger Arbeit. Den freundlichen Vorschlag meines Kritikers aus dem rheinischen Gymnasium, alle nichtsozialdemokratischen Lehrer kurzerhand aus dem Dienst zu entlassen, muß ich allerdings — höflich zwar, doch entschieden — ablehnen. Erstens steht der Verwirklichung dieses Ansinnens die Reichsverfassung entgegen, die jedem Beamten unbedingte politische Meinungsfreiheit gewährleistet. Zweitens aber würde ich mich auch ohne verfassungsmäßigen Zwang auf solchen groben Unfug nicht einlassen. Falsche politische Gedanken schlägt man nicht mit dem Knüttel tot! Wer selbst fast dreißig Jahre lang unter politischen Verfolgungen zu leiden gehabt und erfahren hat, daß sie stets genau das Gegenteil des beabsichtigten Erfolges erreichten, der hütet sich vor derartigen Methoden, die obendrein unsittlich und schon deshalb grundsätzlich zu verwerfen sind. Nur keine Märtyrer schaffen! Wie denkt sich mein junger Primanerfreund übrigens die Fortführung des Schulbetriebes der höhern Schulen, wenn über neunundneunzig Prozent aller Lehrer Knall und Fall entlassen werden? Dem Mißbrauch des Unterrichts selbst zu parteipolitischen Zwecken trete ich, wo immer mir davon berichtet wird, mit aller gebotenen Entschiedenheit entgegen. Darüber hinaus aber muß in der Republik unbedingte politische Meinungsfreiheit herrschen — auch für das Geschlecht der Oberlehrer!

Zum Schluß darf ich dem jungen Herrn aus dem Rheinlande vielleicht verraten, daß ich selbst einmal Primaner und in ähnlicher Lage gewesen bin wie er. Mir ist es sogar noch sehr viel schlimmer ergangen, denn ich wurde wegen sozialdemokratischer Geheimbündelei mit dem consilium abeundi bestraft und mußte kurz vor dem Abiturium das Gymnasium verlassen. Ich habe mich trotz alledem, wie der Augenschein zeigt, nicht unterkriegen lassen. Gehet hin, meine jungen Freunde, und tuet dergleichen!

## Der sublimе Kasimir von Harry Kah'n

Wir haben ihn bisher einfach belächelt. Haben sie komisch genommen: die eisenstirnige Hartnäckigkeit, mit der er seinen fadenscheinigen Exhibitionismus den Vielzuvielen als Expressionismus aufzuschwatzen versuchte; die fistelstimmige Unentwegtheit, mit der er sich Lebegreisen und Ladenmädchen als überdämonischen Don Juan anpries, ohne mehr als der Leporello seiner Pubertätsalldrücke zu sein; die läppische Unzucht, die er mit Baedekern und Kursbüchern trieb, um sich in das „rasende Leben“ eines Luxus-Condottiere latest fashion hineinzuplaktieren; kurz: den ganzen Schwindel, mit dem eine zweifellose, aber gänzlich unoriginale literarische Begabung zum Naturspiel eines genialen Lebenskünstlers aufgeplustert werden sollte. Die niederträchtige Herzensroheit jedoch, die neuerdings unter der mondänen Schminke hervorzuscheinen beginnt, erlaubt das nicht mehr. Dieser Art und diesem Grad von Sublimität ist nur mit einer gehörigen Dosis Sublimat beizukommen.

Seit Jahrtausenden steht vor allem natürlich empfindenden Menschentum als medusisches Schreckbild der bodenlosesten Gemeinheit die Tat jenes Sohnes, der auf die Blöße seines Erzeugers Noah zeigte und sie, selbst lachend, dem Gelächter seiner Brüder preisgab. Nun, ein Reklameheftchen, mit dem ein — von dem schreibenden Amüsierpöbel (Marke „Ich und die Großstadt“) brünstig protegiertes — Verleger für seine Ware eben in jenen Kreisen eine vielleicht großzügige, aber nicht grade wohlriechende Propaganda zu machen strebt, diesen (wie man das jetzt wieder nennt) Almanach ziert auch ein Beitrag des hic et ubique unvermeidlichen Edschmid. Mit jener aufdringlichen Schlichtheit, die das „Cachet“ eines als Neu-Aristokratie sich aufspielenden literarischen Kriegsgewinnlertums ist, heißt dieser Aufsatz kurz, aber vielsagend: „Frauen“; und über einen einleitenden Katarakt von Betthasen, Bizepsen, Beinen, Schenkeln und Rücken gelangt sein neuer Ham von Verfasser zu folgender, wahrscheinlich polemisch gemeinter, jedoch nichts als hundsföttischer Apostrophe seines geistigen Nährvaters:

Wüßte ein Schreiber gerühmter und großer Bücher (der mit unmöglichen fetten Frauen schläft), wieviel trächtiger Instinkte, Saugrüssel der Wollust, welch unerhörter Disziplin und Anhäufung trächtigster Komplexe, welch beispielloser Elastizität der Bluttemperamente es bedarf, führend, folgend, verlockend, zurückbleibend, lange zögernd — dabei immer in Siedewärme nach dem Lufthauch der anderen, herauf, herab, angeschniegelt dem Unwägbaren der Liebesseele gegenüber — und endlich vorstoßend, überwältigend, eindringend, auch nur das anonyme Straßenmädel Chichette, die blöde Bürgerstochter Anna zu verführen, die Kunst auszunutzen, den Nuancen die Dämonie zu geben . . . der Dichter schaute nicht verachtend vom Geist her auf den Verführer der Frauen, sondern fühlte sich dem Blutstrom nähern, wohl bücherlosen, jedoch erfolghetzeren gegenüber wahrhaft ein Nichts, eine Null, ein Dreck.

Es ist sinnlos, sich zu stellen, als höre man das Läuten einer Schelle nicht, die ein dummer Junge einer Katze umgehängt hat, sondern es kommt darauf an, solchen Lausbubentreich so zu kennzeichnen, daß seinem Verüber die Lust zu andern vergeht. Denn wer der „Verführer der Frauen“ sein soll, das ist Jedem klar, der auch nur einen Waschlappen über die Werke des Herrn Edschmid gelesen hat. Und wer der „Schreiber großer und gerühmter Bücher“, in denen „verachtend vom Geist her“ auf derlei Mochtegern-Casanovas geschaut wird, allein sein kann, vermag sich jede halbwegs versierte Leihbibliotheksabonnentin an den Fingern abzuzählen, auch wenn sie nicht genügend Beziehungen zum schwabinger Kunstklatsch hat, um sich davon zu überzeugen, daß zumindest der Plural jener Klammer eine staatsanwaltschaftswürdige Infamie darstellt. Die deutsche Literaturgeschichte, vor allem die der letzten Jahrzehnte und insbesondere soweit sie sich um die mehr oder minder ansässigen Bewohner von Isarschilda kristallisiert, ist nicht grade arm an Exzessen klebriger Perfidie und parfümierter Heimtücke. Aber das ist denn doch das bisher stärkste Stück: daß ein Literat von einem andern in der schamlosesten Weise vor der selben Öffentlichkeit bloßgestellt wird, für die der Angreifer gar nicht existierte, wenn der Angegriffene nicht auf der Welt und grade so auf der Welt wäre, wie jener es ihm vorwerfen zu müssen glaubt. Denn was wäre der Verführer der Frauen auf berliner Bütten- und frankfurter Holz-Papier ohne den Schreiber gerühmter und großer Bücher, der in Klammern mit unmöglichen fetten Frauen schläft? Im Jargon der kasimiresken Sublimität ausgedrückt: ein Nichts, eine Null, ein Dreck.

Um dies nachzuweisen, braucht man gar nicht groß Philologie zu treiben. Man braucht weder auf den unbedingt begabten Blender ‚Yousouf‘ zurückzugehen, noch auf die übrigen Mündungen, aus denen sich der Stil von allerhand Schreibern gerühmter und großer Bücher außer jenem, dessen Liebesleben mit der Klammer christgermanischer Nächstenliebe umgeben wird, in den Pontos Euxinos des frauenverführerischen Mischmaschs von Schriftstellereitelkeit, Sexualappetit und Geisteskettenhandel ergießt. Es genügt, einfach eine beliebige Seite aus dem bis jetzt jüngsten Werk des sublimen Parenthetikers herzusetzen:

„Drei Monate Reklame . . .“ flüsterte der eine der Direktoren, als sie den Boy bestochen hatten, im Salon. Er zuckte die Achseln, als sie den Tantiemensatz um fünf in die Höhe hoben. „Acht“, sagte der andre leis und bebend vor Wut, denn sein Gegenüber nahm den Finger nicht von der Lippe. Daisy schellte. Er ging hinein. Sie war aufgewacht: „Gehen Sie doch.“ Er machte eine geringschätzige Gebärde, er sagte ihr, es läge nichts daran, denn diesen Ruhm verachte er, es gäbe nur jenen einen, der ihn in der Öffentlichkeit reize, und er wies auf das Gedicht, das sie auf dem Tisch liegen hatte. Er ging leis hinaus, als sie die Augen schloß. „Zehne“, sagte der Direktor vom Fenster her, wo er mit den Nägeln das Glas zum Zittern brachte. Er schüttelte stumm den

Kopf. Da bekam der andre einen Kopf wie ein Puter, der erstickt, hob die Stimme und schrie nach ihm: „Schieber“.

„Buffone“, er hatte Schaum auf den Lippen. „Marquis de la bouche.“

Mit einer aalglatten Bewegung gab er sofort nach, zog sie auf den Korridor, besprach sich, sagte zu, vergaß die Beleidigung — denn er fürchtete, daß ihre Stimmen Daisy weckten.

Gegen Morgen kam er zurück, niedergeschlagen. Sie wagte nicht zu fragen, es schien eine Niederlage. Sie war frischer, machte Puppen aus den Kissenenden, schmolte mit ihnen, ließ sie tanzen, lächelte nach der Seite, bis er auf den Knien lag. Mit dem Frühstück kamen Zeitungen. Sie sah, daß sein Erfolg riesig war. Er sagte, da sein Blick den ihren nicht traf in der Loge, habe er die Niederlage gewünscht. Denn ihr Auge allein habe ihm sagen können, daß dieses Rufen bedeutend für ihn, ja eine Freude sei.

Er saß auf dem gelben Stuhl ohne Lehne und plauderte den Nachmittag mit ihr, den sie noch lag. Ein Brief kam, er erbrach ihn, biß die Zähne in die Oberlippe, drehte sich um und schlug die Hände vor das Gesicht.

Sie las den Brief. Er kam bis ans Bett, als die Augen sich trafen, sah sie, wie er schwankte. In der Tiefe, hinter den goldbraunen Ringen entfernte es sich. Zwei Falten preßten die Augenschlitze gegen die Nase. „Laß packen“, sagte sie.

Was ist daran eigen? Kein Strich; nicht einmal der Beistrich. Wort vor Wort und Satz vor Satz könnte diese zwischen den Rassen und Sprachen hastende Jagd nach Liebe und Geld in einem der gerühmten und großen Bücher jenes Schreibers stehen. Neu in dem ganzen ‚Roman‘ ist nur die rein numerische Häufung der Szenen und Bilder, die Ueberhitzung der Affekte bis zum Antipsychologischen, die Ueberspitzung der Effekte, besonders der erotischen, bis zum Widerwärtigen. Nirgends ist auch nur der Schein einer psychischen, intellektualen, formalen, rhythmischen Originalität, sondern immer wieder und überall nur jene graduelle Scheinoriginalität, die durch Ueberwertung irgendeiner Komponente des Vorbilds das ganze Vorbild kompromittiert. Dieser kümmerliche Krampf krümmt allein die Sprache, die eben bei jenem Vorbild bereits bis zur Gefahr der Zersetzung gedrängt, gespannt, geladen worden war, ins einfach Widergrammatikalische, und die Bilder, die schon bei jenem bis zur äußersten Peripherie eines stürmischen Barock ausführen, ins schlechtweg Wippchenhafte. „Als Daisy die Mutter verließ“, das heißt nicht etwa, wie jeder der deutschen Sprache mächtige Mensch annehmen muß, daß diese Daisy das Haus, sondern daß sie den Schoß der Mutter verließ; in das Idiom Goethes übersetzt, daß sie geboren wurde. Der Geist von Bernau aber spukt höchst vernehmlich durch das klapprige Gemäuer von Sätzen wie diesen: „Lewinsky zeigte klug, was ihr fehle, wie, was sie in sich trug, nur die Flamme war, die das Gerüst entzündete und in die obersten Logen der Erfolge trug. Das Gerüst war zu lernen.“ Und die armselige



Sucht, alles Dagewesene zu übertrumpfen, eine Sucht, die der rasende Lebenskünstler von Darmstadt mit dem reisenden Staatskünstler von Amerongen gemein hat, bringt Narreteien zustande, mit denen ein als Kraftgenie aufgetakelter Hanswurst wahrscheinlich vermeint, den zeitgenössischen Schreiber gerühmter und großer Bücher auf den größten und berühmtesten von dessen epischen Vorgängern gestülpt zu haben. Aber so wenig man die darmstädter Ludwigssäule mit der Colonna di Trajano und den berliner Dom mit Sankt Peter in einem Atem nennen kann, so wenig darf man die Blasphemie begehen, etwa mit dem homerischen Schiffskatalog die seitenlangen Adreßbuch-Auszüge zu vergleichen, mit denen Monsieur Casimir, poète allemand, seine sublimen Kennerschaft der dreckigsten Viertel von Paris zu beweisen sucht. Außer der lächerlichen Wichtigkeit der deutschen Literaturphilisters mit einem Adeptenwissen um die Mysterien des — huch nein! — Sündenbabels an der Seine, außer diesem modischen Brauch, dessen Bruch mehr zu schätzen als seine Befolgung man weder Hamlet noch Reventlow zu heißen braucht, wird damit nichts deutlich als die platte Unfähigkeit zur Gestaltung. Statt daß dem Leser das Bild eines Seelenzustands — etwa die Gehetztheit und die Depavation einer Frauenseele — vors Auge geführt wird, bekommt er die Fetzen eines Pharusplans in die Hand gedrückt. Statt daß dargestellt wird, wird aufgezählt, und damit jene Kunst des erzählerischen Nebeneinander, die die Kunst des alten epischen Nacheinander abgelöst hatte, durch eine kindische Konsequenzmacherei ad absurdum geführt. Das und nichts andres ist: der Expressionismus in der Dichtung.

Dieses Schlagwort bildete den Titel des Pronunciamentos, mit dem sich Kasimir Edschmid vor ein paar Jahren als literarischer Messias von eignen Gnaden vorstellte, und er bleibt nur in der selbstgewählten Rolle, wenn er sich heute von dem Volke, dem er das Heil bringen wollte, ans Kreuz geschlagen vorkommt und in seinem mainischen Moniteur über seine Jünger ein angeblich von Gram und Uebelkeit ersticktes „Eli, Eli, lama sababthani“ murmelt. Denn selbstverständlich hat dieser Erlöser der deutschen Literatur aus der Nacht des naturalistischen Heidentums, in der immerhin allerhand Haupt-, Wasser- und andre Manns umhertappten, seine Evangelisten und Exegeten. Einer seiner getreuesten Ausleger und Abschreiber hat jüngst ein Büchlein „Ueber neue Prosa“ um den Gewaltigen herumorakelt, worin er mitteilt, der Meister habe die „Grundbegriffe“ der neuen Formreligion in folgendem Satzgebilde „herausgeschält“: „Die Tatsachen haben Bedeutung nur soweit, als durch sie hindurchgreifend die Hand des Künstlers nach dem greift, was hinter ihnen steht.“ Wenn man aus diesem geschwollenen Gallimathias die „Grundbegriffe herauschält“, so bleibt nichts als die billige Verdrehung eines Axioms, das schon bei Zola ein Gemeinplatz war, und nach dem jeder wirkliche Dichter als Expressionist angesprochen werden kann, bloß — Kasimir Edschmid nicht. Denn was steht denn eigentlich „hinter“ den hunderttausend aufeinandergehäuften, durcheinandergeschachtelten, zu einem wirren Kaleidoskop zusammengewirbel-

ten Tatsachen, die nicht einmal das willkürlich aufgeklebte Symbol der ‚Achatnen Kugeln‘ zusammenfaßt? Was außer den sensualistischen Appetiten eines vor gesellschaftlichem Auftrieb wildgewordenen Spießbürgersprossen des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts? Nichts; schlechterdings nichts. Weit und breit auf diesen dreihundertfünfunddreißig Seiten ist kein andres noch so winziges Gefühlchen zu entdecken als das gierige Enporblinzeln und Hinschnupern nach Jenen, denen, laut Hofmannsthal, die Stühle bei den Sibyllen, den Königinnen gerichtet sind: und dabei hat dieser Appetit keineswegs die entschuldigende Erklärung, daß sein Träger je dort gelebt habe, oder gar in der Gefahr gewesen wäre, zu sterben, wo die schweren Ruder der Schiffe streifen. Das ist ein Getue von Lebemännchen- und Luxusweibchentum, ein Geschlurf und Geschleck von gewürzten Drinks und geschürzten Dresses, ein Gesabber um englische Mädchenbeine und Geklapper mit amerikanischen Milliardenbörsen, wie es sich in dieser ehrfürchtigen „Aufmachung“ und wollüstigen Häufung nur Einer vorstellen kann, der aus seiner Froschperspektive in jedem reichen Raben einen stolzen Adler und in jeder knusprigen Gans einen edlen Schwan erblickt. Nach ein paar Dutzend Seiten bereits kriegt man die Seekrankheit vor diesem auf die Nerven berechneten, aber nur den Magen angreifenden Geschaukel in den Wellen einer überlebensgroßen Energie bei weißglühend gebügelter Eleganz, vor diesem Geschlinger zwischen Berg und Tal von milliarden-schwerer Mondanität und in den Ausdrücken des Stoffwechsels behaglich planschender Gemeinheit. Und das Einzige, was man sonst dabei noch bekommt, ist ein furchtbarer Schreck bei dem Gedanken, dieser fatale Made-in-Germany-Stuff könnte exportiert werden und den vermeintlichen Urtypen der darmstädter Abziehbilder und Anziehpuppen vor die Augen geraten. Denn dieses ganze Evangelium vom rasenden Leben bedeutet ja weiter nichts als die Sehnsucht des kleinen mitteleuropäischen Provinzmoritz nach dem, was man in den angelsächsischen Ländern high life nannte, bevor diese beiden Worte in Deutschland zu einem zusammengezogen wurden, um auf Gummikragen und genähte Kravatten gestempelt zu werden. Und hier liegt, jenseits von Scherz, Satire und Ironie, die tiefere, die tiefste Bedeutung des ganzen Falls von Kasimir und Konsorten.

Es wurde bereits vorhin bei Gelegenheit ein Vergleich gezogen zwischen den beiden zweifellos sublimsten Persönlichkeiten des hoffentlich auf Nimmerwiederkehr verflissenen Deutschland der vorletzten Vergangenheit — ein Vergleich, der vielleicht manchem allzu schmeichelhaft für den Literaten und allzu hart für den Potentaten erscheinen mochte. Aber es ist nicht anders: Kaiser und Kasimir, das ist nicht nur eine Alliteration, sondern das gibt auch einen sehr sinnvollen Reim. Das möge, zum Beispiel, das Auswärtige Amt bedenken und verhüten, daß diese Art von Büchern aus dem Edschmidtschen etwa ins Englische übersetzt werden. Sonst ist zehn zu eins zu wetten, daß dort der Stil, mit dem unsre anscheinend höchst bewerteten Geisteshelden der letzten Vorkriegsgeneration versuchten und

immer noch versuchen, die Weltmänner zu markieren, mit der klobig-unförmigen Art, wie sich Deutschland als Weltmacht aufspielte, ja heute noch aufspielen will, in eine nur allzu berechnete Parallele gerückt wird. Daß die sehr berechnete wäre, wird man sofort einsehen, sobald man sich das politisch-historische Fundament der Kunst jenes Dichters vergegenwärtigt, der der erste und immer noch unerreichte Vertreter einer den ganzen Erdkreis als ihr „Milieu“ gebrauchenden Epik, einer Welt-Literatur im geographischen, wenn auch nicht nur in diesem, Sinn ist. Rudyard Kiplings Geschichten spielen zwischen Khartum und Hongkong, auf den Bermuda- und den Shetland-Inseln, von der Malakka- in die Magelhaens-Straße; einen seiner Soldaten läßt er einmal singen, er habe die Reveille „von Leeds bis Lahore“ gehört, ja — mit einem Kalauer die beiden indischen Kontinente umfassend — an fünfzig andern Plätzen, die alle auf -pore endigten. Aber Kasimir Edschmid kennt kaum die richtige Orthographie der französischen Straßen und kanadischen Flüsse, auf denen er das Leben der Helden seiner kleinbürgerlichen Wunschträume auf- und abrasen läßt. Wo liegt hier die entscheidende Differenz? Gewiß nicht so sehr in dem Umstand, daß Kipling auf all diesen Meeren gefahren ist, alle diese Städte besucht hat, Edschmid aber, außer einem schwarz-gelben Grenzpfahl bei Partenkirchen und allenfalls dem Café du Dôme in Paris, nur das bißchen Ausland kennt, für das ihm die Propaganda-Abteilung des Großen Generalstabs während des Kriegs einen Paß geliefert hat. Schließlich war ja auch Schiller nicht in der Schweiz und Karl May nicht am Susquehannah. Nein: der gewaltige psychologische und historische Unterschied besteht darin, daß hinter Kipling die sehr wahrhaftige Realität des monumentalsten Imperiums der Geschichte steht, hinter Kasimiren aber nichts als der ebenso wortreiche wie ideenarme Quasi-Imperialismus eines gekrönten Narren und seiner ebenso großenwahnsinnigen Commis-Voyageurs. Dieses ganze neu-deutsche Luxusliteratentum, das sich die meist höchst arisch ungekrümmten Nasen — denn die Juden sind in ihrer Mehrzahl viel zu mißtrauisch gegen jede Art von Phraseologie — platt drückt an den Fensterscheiben, die ihm der Weltkrieg zugeschlagen hat, das heute, der Mod' gehorchend, nicht dem eignen Trieb, Menschheit sagt, wo es Cook meint, und Weltverbrüderungsorgien im Speisewagen (Berlin-München, oder bestenfalls Frankfurt-Zürich) feiert, ist die folgerichtige Parallelerscheinung zu jenem dümmsten und schlimmsten Pangermanismus, der Deutschland um die Anwartschaft auf eine ihm angemessene Weltstellung gebracht hat.

Wer diesen Zusammenhang durchschaut, den muß die wildeste Erbitterung fassen vor der über alle Begriffe schamlosen Anmaßung, mit der ein literarischer Laufbursche sich selbständig zu machen sucht, indem er den Alkoven des Geschäftsgründers aufreißt. Denn niemand anders als der Schreiber gerühmter und großer Bücher war es ja, der in seinem alten, müden, doppelrassigen Blut, neben der Notwendigkeit zu dem Liebesleben, das sein verkommener Same jetzt „unmöglich“ findet, die Möglichkeit trug, mutatis mutandis Das für sein Vaterland zu werden, was Kipling für das seine gewesen ist; die

deutsche Erzählungskunst bis zu den Grenzen zu erweitern, die dem politischen und gesellschaftlichen Horizont des wilhelminischen Zeitalters allenfalls anstanden. Er war es, der die deutsche Epik aus inner planbürgerlichen Kirchturmsenge gerissen, ihre soziologische und geographische Basis erweitert hat, ohne in das nebulöse Weltbürgertum der Klassikerepigonon zurückzufallen, noch in die mehr oder minder maskierte anglomane Globo-trotterei seiner eignen Nachtreter zu verfallen. Ernsthafte Leute, die politisch über Geist und Tat, über Macht und Mensch des Tages hinaus denken, können sehr „unpolitische Betrachtungen“ gegen ihn auf dem Herzen haben; man mag ihm mit Keckheit vorwerfen, daß er nicht unschuldig an dem Auskommen der widerwärtigsten Spezies des Zivilisationsliteratentums ist, vom Jobber der Republik, den er gehätschelt, bis zum Alliteraten des Kaisers, den er wahrscheinlich bisher, gleich uns, belächelt hat; und man mag schließlich über seinen Amateursozialismus, seinen gallizisierenden Aktivismus und seine Bereitwilligkeit, sich von den blödesten Schreibern auf einen Führerschild aus Rotations- und Lyrik-Makulatur heben zu lassen, denken, wie man will: Niemand aber wird ihm vorwerfen können, daß er sein Mantelchen je nach dem Konjunkturwind gehängt und nur seine Appetite in das jeweils auf Forum und Tribüne getragene Gewand der politischen und literarischen Mode gesteckt habe. Zu all dem war sein kritischer Verstand viel zu wach, seine von den feinsten Laugen der romanischen Ironie genetzte Feder viel zu scharf. Und wenn dieser große Schriftsteller nicht in jene höchsten Höhen gelangt ist, auf denen sich die edelsten und die elendesten Dinge zum Humor erlösen, so wohl nicht zuletzt deshalb, weil diese Zeit viel zu widerwärtig war, als daß sich eine in ihr atmende Seele mit einem noch so olympischen Gelächter von ihr hätte befreien können. „Unrat“ und „Untertan“ sind nichts als Korrektive, Selbstkasteiungen sozusagen, dafür, daß er (und seine Brüder) das deutsche Wesen dieser Zeit in den Gestalten und in der Darstellung andrer Erzählungen immer noch zu ernst genommen hatten. Wo ist bei einem seiner Epigonon, wo ist vor allem bei diesem unseligen und unsäglichen Kasimir Edschmid ein solches Korrektiv, das auf ein ernsthaftes Ringen mit dem Engel der Zeit schließen ließe?

Expressionismus? Sprengel für Drosseln mit Drosselgehirnen und Speck für Atelierräuschen und Ballettratten von halber bis sechzehntel Jungfernschaft. Was Herr Kasimir Edschmid einer klassifizierungswütigen, evolutionsgierigen Zeit (siehe Spengler und sein Ertol!) als die literarische Begleiterscheinung eines in den Bildenden Künsten ganz folgerichtig aufgetretenen Strebens nach Vergeistigung, Neubeseelung, Entmaterialisierung aufschwätzen konnte, ist nichts als der barste und schalste Sensualismus. Wenn es den Schreiber gerühmt und großer Bücher nicht wahrscheinlich ekelte, sich auch nur entfernt mit diesem viereinhalbzackigen Ritter von der Traurigen Klammer zu befassen, so gäbe es für ihn keinen würdigeren Helden eines neuen satirischen Zeitromans als den nach allen Lüsten der Sinnenwelt geilen Bock, der sich als Hüter der reinsten und höchsten Gärten des Geistes geriert.

# Von Pallenberg

Wenn die Welt ruhig und die deutsche Theaterkunst sättigend wäre: warum dann nicht auch einmal nur Hors-d'oeuvre, Dessert und Schnaps? Aber heute drei Einakter von Georges Courteline: das ist nichts für die hungrigen Mäuler. Also spitzten sie sich zu schrillen Pfiffen, und umso leichter je öfter und wütender sie auf Foch und Clemenceau losgepiffen hatten, je weniger sie geschaffen sind, schauspielerische Reize zu schmecken. Unsereiner hinwiederum würde einen zweiten Abend opfern, um Pallenberg statt des unerbittlichen Schutzmanns den sanften Baron, der ihn beleidigt hat, statt des braven Provinzphilisters den tarasconischen Schmierennimen, dem er andächtig lauscht statt des gemüthlichen, nämlich ungemüthlichen Kommissars den wilden Narren, der ihn in eine Kohlenkiste sperrt, performieren, wahrhaft performieren zu sehen. Denn gibt Pallenberg eine einzige große Schwankrolle: er wird sie kurz und klein schlagen und auf dem Trümmerhaufen von verrenkten Charakterzügen, verstauchten Sätzen, zerbrochenen Wörtern gequetschten Silben, verröthelten Vokalen und aufgeweichten Konsonanten sich selber über den Autor und alle andern Stegreifkomödianten erheben. Aber gebt ihm drei hurtig hingestrichelte Käuze: Ihr findet höchstens Einen Spieler in Deutschland, der ebenso ehrgeizig darauf aus wäre sie nach Haut und Haar, nach Klima und Kleid, nach Gang und Gehaben von einander zu unterscheiden — und nicht allein das: jeden einzelnen bescheiden als ein Lebewesen zu beglaubigen, das um eine Linie verdickt eine Karikatur wäre. Diese Verdickung unterblieb. Dem unbittlichen Schutzmann Labourbourax fing der Bart die erbittert herausgekokerten Manifeste einer stupiden Gesetzesauffassung ab. Mit weggewendetem Blick hätte man allzu wenig verstanden. Aber es sprach die flatternde Nase, das Weiß der höse verdrehten Augen, der Spitzhauch, das schiefe Käppi, der dräuende Griff an den langen Schul. Das war Forain. Gleich darauf die Figur des braven Provinzphilisters Réfléchi hatte die lautlose Energie eines Menschen, der ganz Ohr ist. Sein unschuldiges Vollmondgesicht verklärte Seligkeit wenn der Kulissen-Bramarbas die Köstlichkeiten der Bühne heraufrenommiierte. Nichts geschah, um lachen zu machen. So belächelte man gerührt den harmlos verzauberungswilligen Zaungast eines Papp-Paradieses. Das war Spitzweg. Und schließlich gelangte der gemüthliche, nämlich ungemüthliche Kommissar ohne Namen, namenlos boshaft, albern und häßlich, wie nach Courteline, alle Kommissare der Polizei von Paris, aus der Sphäre der puren Ulkigkeit bis dicht an die Grenze der Tragikomödie. Geistesgestörtheit ist stärker als Geistlosigkeit. Der chronisch aufgeregte, eckig herumzuckende Pedant erlebt entsetzt und angstsclotternd, wie ein uneingesperrter Irrenhäuserler seine heiligen Amtsakten theils durcheinanderschmeißt, theils zerreißt, ihn die Gummizugstiefel von den komisch roten Strümpfen zu streifen zwingt, das militärische Kommando — eins, zwei, eins, zwei! — zum Marsch in die Kohlenkiste erteilt und, da der Reviertyrann von den Sklaven der blassen Furcht daraus befreit werden muß, die Autorität, den Inhalt und das Glück eines armseligen Daseins, für immer zerstört. Hier hätte schon das jagende Tempo Exzesse der persiflierenden Laune erlaubt. Aber mit der Selbstzucht, die Pallenberg sich für diesen Abend des Komödienhauses gelobt zu haben schien, gab er — nicht das üppige Rankenwerk zugunsten der bändigenden Kultur preis, sondern schlug diese nur in genügend weitem Bogen darum herum. Das war Daumier. Drei nachhaltige Eindrücke. Man genoß Gefunkel, Saftigkeit, Ueberschuß. Heute ist alles so dürftig geworden, daß Einer stählt und spornet, der sich selbstherrlich verschwenden kann, und, wenn er will, sogar ohne die Menschendarstellungskunst zu verraten.

# Staatsbankerott und Sozialismus<sup>von</sup> William Wauer

Es ist von unsern Finanzministern errechnet und zugegeben worden, daß die staatliche Belastung jedes einzelnen deutschen Arbeiters heute bereits auf jährlich mindestens 4500 Mark gestiegen ist; wie ich in Nummer 27 der 'Weltbühne' behauptet hatte.

Da der Staat von der Zahlungsfähigkeit seiner Einzelmitglieder abhängt, ist der Staatsbankerott damit als unvermeidlich bezeichnet.

Die Forderungen des Reiches, der Einzelstaaten und Kommunen betragen also jährlich 15 Millionen mal 4500 Mark, da nach den letzten Ausweisen 15 Millionen werktätige Menschen in Deutschland vorhanden sind.

Das macht in Summa etwa 70 Milliarden Mark jährlich.

Die Einnahmen des arbeitenden Deutschen betragen jährlich im Durchschnitt höchstens 12 000 Mark.

Zieht man die Belastung ab, so bleiben für den arbeitenden Bewohner jährlich 7500 Mark.

Von diesen 7500 Mark müssen bei einer Gesamteinwohnerschaft von reichlich 50 Millionen zwei Erwachsene und ein bis zwei Kinder leben.

Das Existenzminimum beträgt heute in Deutschland für den Einzelnen mindestens 600 Mark monatlich, also mehr als 1200 Mark für die Arbeitseinheit von zwei Erwachsenen und ein bis zwei Kinder. Errechnet ist auf 1300 bis 1400 Mark monatlich.

Daraus geht hervor, daß der von der Arbeit lebende Einwohner nichts von dem bezahlen kann, was er an Steuern bezahlen müßte.

Daraus folgt klar, daß der Staat nur einen kleinen Teil von dem erhalten kann, was er braucht, selbst wenn die Arbeiter zahlen wollen und zu zahlen versuchen.

Das jährliche Defizit beträgt danach fast 50 Milliarden jährlich, selbst wenn, was wenig wahrscheinlich ist, 20 Milliarden an Steuern eingehen.

Bei diesem Stande der Einnahmen und Ausgaben entsteht die Frage: Können wir zusetzen? Wie lange können wir zusetzen? Wie groß ist noch unser Vermögen?

Unser Vermögen betrug nach den höchsten Berechnungen der Friedenszeit etwa 350 Milliarden Mark.

Wir können unser Vermögen im besten Falle höchstens noch mit der Hälfte, also 175 Milliarden Mark einsetzen.

Dabei ist außer Acht geblieben, daß unser Geldwert um neun Zehntel gesunken ist. Alle Realwerte sind als Goldwerte eingesetzt.

In unserm heutigen Geldwert ausgedrückt würde unser Vermögen also mit 1750 Milliarden Papiermark zu bewerten sein.

Demgegenüber besteht eine Belastung in Form einer Ersten Hypothek der Entente, die mindestens 100 Milliarden in Goldmark, also 1000 Milliarden in Papiermark ausmachen wird. Als weitere Belastung kommen dazu die Inlandreichsschulden in Höhe von 268 Milliarden, die Staatenschulden in Höhe von 35 Milliarden und die Kommunenschulden in Höhe von 40 Milliarden Mark.

Das ist eine Belastung unsres Volksvermögens mit mindestens 1343 Milliarden Mark.

Bleibt ein unverschuldetes Guthaben von 1750 weniger 1343 gleich 407 Milliarden Mark Papiergeld als unser wirkliches Volksvermögen

Dabei ist die private Belastung dieser Vermögenswerte nicht berechnet.

Diese beträgt nach den vorsichtigsten Schätzungen etwa 130 Milliarden Mark.

Danach hätten wir noch ein schuldenfreies Vermögensguthaben von 277 Milliarden Papiermark.

Bei einem jährlichen Defizit von 50 Milliarden würden wir in fünf bis sechs Jahren vor dem absoluten Nichts stehen bei einer bleibenden jährlichen Belastung von 70 Milliarden Mark Reichsbedarf.

Das heißt: den Deutschen würde von Deutschland und seinen Inventurwerten kein Fußbreit Lands und kein Ziegelstein mehr gehören — trotzdem sie jährlich zur Erhaltung und Verwaltung dieses Besitzes Fremder 70 Milliarden an Zinsen und Steuern aufbringen müßten. Das bedeutet: Sklaverei.

Danach ist der Staatsbankerott unvermeidlich.

Es gibt so oder so nur einen Weg: Die Defizitwirtschaft muß aufhören — regelmäßige Schuldverzinsung und Amortisation muß erzwungen werden.

Das heißt: die 70 Milliarden Einnahmen, die wir brauchen, müssen beschafft werden.

Durch Verdoppelung unsrer Produktion wäre das möglich, bei entsprechenden Lohnerhöhungen und äußerster Sparsamkeit.

Unsre Produktion betrug im Frieden jährlich 45 Milliarden Gütererzeugung bei 10 Milliarden Gewinn.

Rechnen wir unsre Leistungsfähigkeit zur Zeit auf die Hälfte, so wären das 22,5 Milliarden in alter Währung oder 225 Milliarden in Papiermark.

Der Gewinn betrug im Frieden fast 25 %, die Verzinsung unsres Friedensnationalvermögens fast 3 %.

Der Gewinn würde bei heutigem Produktionsstande auf Papiermark umgerechnet also etwa 50 Milliarden betragen, wenn die Gewinnquote annähernd die gleiche geblieben ist.

Eine Verdoppelung der Produktion würde also etwa 100 Milliarden Gewinn bringen können.

Können wir unsre Produktion verdoppeln?

Nein. Es ist keine Möglichkeit bei der Unterernährung der Arbeiterschaft, dem Mangel an Rohstoffen, dem Zustand unsrer Arbeitsmittel und dem gesunkenen Geldwert.

Es gibt also nur noch einen Ausweg: Es müssen von allen Seiten Opfer gebracht werden, die ausreichend sind, das Defizit zu decken und die nötigen Summen für die Staatsausgaben aufzubringen.

Durch Steuern und Abgaben ist das nicht zu erzielen.

Aber durch das Opfer des Verzichtes aller „Verdiener“ auf jeden Gewinn können die nötigen Summen ungefähr aufgebracht werden.

Es ist die moralische Pflicht jedes Deutschen, in diesen schweren Zeiten auf alle Art von Gewinn zu Gunsten des Reiches zu verzichten.

Es muß und kann sich heut Jeder damit begnügen, seine Arbeitsleistung genügend bezahlt zu erhalten und alle erzielten Gewinne der Gesamtheit zur Verfügung zu stellen.

Dieses Opfer kann und muß gebracht werden — es ist das strenge Gebot der Selbsterhaltung.

Aller durch Arbeit erzeugte und erzielte Mehrwert muß dem ganzen Volke gehören. Aller Gewinn gehört in die Staatskassen.

Kapitalverzinsung braucht man dabei nicht als Gewinn zu rechnen. Dem arbeitenden Privatkapital kann eine angemessene Verzinsung bleiben.

Man berechnet die Höhe des jährlich erzielten Mehrwertes gleich 25 % Lohnhöhe.

Wo man ihn nicht so rechnet, muß man sich auf folgende Kalkulationsbasis stellen: Verkaufspreis gleich Lohn plus Materialwert plus Abfall plus Betriebsunkosten plus Vertriebspesen plus 25 % Lohnhöhe als Gewinn plus 5 % Verluste.

Die jährliche Lohnhöhe beträgt jährlich bei 15 Millionen werkschaffender Arbeiter in Deutschland etwa 180 Milliarden Mark beim Existenzminimum.

Dann würde der Gewinn 25 % von 180 Milliarden Mark betragen können: das wären 45 Milliarden Mark. Er muß auf diese Höhe gebracht werden; damit würden die Einnahmen und Ausgaben des Reiches fast balancieren können.

70 Milliarden Mark wären nötig für das Reich.

Das Balancieren von Einnahme und Ausgabe ist, wie man sieht, nur möglich bei Verzicht auf allen Gewinn zu Gunsten der Gesamtheit. Wird dieser Verzicht allgemein erreicht und durchgeführt, dann brauchen (Besitz-) Steuern und andre Abgaben (Notopfer) nicht erhoben zu werden, dann haben wir gesunde Finanzen, die Aufbaumöglichkeit unsrer Wirtschaft und eine Zukunft für unser Volk zurückerobert.

---

## Wenn die Muse küßt . . . ! von Theobald T ger

Daß du mich nicht erhörst, o Ernestine,  
das macht, daß meine Dichtkunst stockt.  
Apollo mit der Versturbine  
kommt nicht mehr angesockt.

Woraus entsteigen unsre Prachtsonette?  
Das Drama, wo ekstatisch stelzt?  
Dem Tintenlaß? O Mädchen, dette  
die Neese ins Gesicht behältst!

Des Dichters Aug, in schönem Wahnsinn rollend,  
blickt schwärmerisch auf das, was rund.  
Couplet, flieg auf! Er kann nur: wollend  
und auf die Damens furibund.

Heut Abend . . . Und die Schreibmaschine klapper.  
Das edle Maß der alten Poesie  
fließt her von Weimar, bis es überschwappert . . .  
Im Hintergrund sitzt sie.

Der Morgen schwiemelt. Müde, an den Wänden,  
kraucht Theobald — wer weiß, woher — ins Zeit.  
Jetzt hat die keusche Leserin in Händen,  
was er vor jener Nachtschlacht hergestellt.

Du Liebe! Löse dich und tu den Rock aus!  
Auf deinen Schultern ruht es voll und ganz:  
Gibst du dich mir, dann steh ich einst im Brockhaus  
Schalmei bis Tigerschwanz.



# Rundschau

Ich als Reklamefachmann

Beherrschen Sie Ihre Kundschaft?“ Ich beherrsche meine Kundschaft garnicht, und der deutsche Werbeunterricht J. Iversen, Füßen in Bayern, schickte mir einen Prospekt und Hefte, aus denen ich lernen sollte, wie man seine Kundschaft beherrscht.

Ich habe nie so recht gewußt, was die münchener Bevölkerung unter der Herrschaft des blutdürstigen Eisner gelitten und getan hat. Jetzt weiß ich es. Herr Iversen hat den deutschen Werbeunterricht erfunden — „den ich in seinen Grundzügen im April 1919 während der Räterepublik in München ausarbeitete, täglich der Verhaftung durch das damals herrschende Heldengesindel gewärtig“. Wie gut, daß sie ihn nicht verhaftet haben! Denn ohne ihn wüßten wir nicht, wie wir Reklame zu machen hätten. Zum Beispiel so:

„Aufgabe 23. Machen Sie ein möglichst vollständiges Verzeichnis solcher Eigenschaften und Stichworte über eine Ware, die Sie kennen, bzw. auf einem Gebiete, welches Sie voll beherrschen. Dieses Verzeichnis ist sehr wertvoll und sollte möglichst vervollständigt werden, denn es dient dazu, die Anzeigen gewissermaßen auszupolstern, sie so zu gestalten, daß sie auf die Phantasie wirken.“ Dazu hat Herr Iversen eine Schlagworttabelle abgedruckt mit vielen anpreisenden Bezeichnungen für Tabak, Zigarren, Tinte, Gemüsepflanzen und Möbel. Ich habe gelernt. Jetzt gehts los.

## Politik

Feinste Mischung  
Statt tägliches Brot  
Saubere reine Züge  
Aus feinsten Fetten

Tiefschwarz

Alles auf Nut und Feder gearbeitet

## Literatur

Luxuspackung

Bei Damen beliebt

Nach antiken Vorbildern

Knallende Farbenpracht

Zart wie Spargel

Für Vielschreiber

## Theater

Ueberfettet

Weiche Rundungen

Auf der Zunge zerfließend

Nicht an Kleinigkeiten gespart

Ungeahnte Farbenpracht

Mit Liebe gearbeitet

## Das Leben

Havanna braun

Wenn ich so weiter mache, werde ich schon nach kurzer Zeit in der Lage sein, Herrn Iversen, Füßen in Bayern, ein schönes Anerkennungsschreiben zu schicken:

„Ich lese die Hefte, die ich besitze, immer wieder durch und komme erst allmählich hinter all die Feinheiten, die mir beim ersten und zweiten Lesen entgangen sind. Da ist kein Wort zu viel oder zu wenig; jedes hat seine Bedeutung. Die Ankunft eines neuen Heftes erwarte ich mit Ungeduld, und kann ich dasselbe Jedermann nur sehr empfehlen.

Hochachtend

Peter Panter,

Schriftstellereibesitzer  
mit elektrischem Betrieb.“

## Mayerling

Auf dem friedlichen Hügel steht das kleine graue Schloß, das zum Kloster umgestaltet wurde. Das Zimmer, drinnen der Mord war, ist nun die Kapelle und hat spitzige Türmchen bekommen!

Viele Nonnen leben im Kloster. Sie dürfen nicht hinaus zum Son-

nenlicht, sie sind drinnen gefangen, sie dürfen mit andern Menschen nicht sprechen, und Niemand darf ihre Gesichter sehn. Sie beten für Rudolfs Seelenheil! Sie wollen seine Sünden abbußen! Ihn zu entschünnen, ist ihre ganze Lebensaufgabe! Viele kamen als junge Mädchen und sind nun alt. Viele sind bald gestorben.

Die schönsten Wiesen umgeben das Kloster. Fruchtbäume stehn überall. Der starke Wald ist ringsum gebreitet. Alles sieht so lustig und sorglos aus. Sogar die Menschen scheinen froh. Sie lächeln mitleidig über die törichten Nonnen, die ihr Leben in einer nun hinfällig gewordenen Seelenspekulation verschleudert haben.

Wie lange noch werden die Klosterglocken jede Stunde ihre Sklavinnen zum Gebet für den wilden Habsburger rufen? Wahrscheinlich, bis die letzte der schuldlosen Büsserinnen gestorben ist. Neue werden sich wohl nicht melden. Denn Sünder von

so gesunkener Valuta reizen keinen jungen Sinn mehr zur Wollust des Sühnopfers. Nicht einmal das Knien auf so üppig-grausig gezeichnetem Boden mag noch faszinierend erscheinen.

Die Menschheit hat so spaßige Einfälle.

Der gigantische Vagabund Jesus von Nazareth kam zu europäischer Macht, als sein wahres Wesen, seine abenteuerlich freie Existenz überwunden und übersalbt war und er zierlich gekämmt und gewandelt als braves Gespenst umging.

*El Ha*

### Liebe Weltbühne!

Der Intendant Leopold Jessner und der Schauspieler Ernst Deutsch schlafen in einer Pension Tür an Tür. Jessner liest morgens die Zeitung, stürzt ins Nebenzimmer und weckt Deutsch mit dem Ausruf: „Der Reichsetat hat 67 Milliarden Defizit!“ Deutsch, indem er sich auf die andre Seite dreht, brummt zurück: „Da wird Ebert filmen müssen.“

---

## Antworten

Hermann F. Die Torheiten der Menschen belustigen mich lange, eh sie mich reizen. Aber wenn schon auf sonst nicht mehr viel: darauf war ich doch noch neugierig, wie der Vorstand des Bezirks Wasserkante der U. S. P.-D. begründen würde, daß er den Jobber der Republik nicht zwingt, einen Prozeß anzustrengen. Ich fragte mich immer wieder: Wie mögen, wie müssen die Arbeiter beschaffen sein, die diesen Kerl ertragen und schützen, sobald er den Ruf ausstößt: Hilf, Genua, hilf! Hilf deinem Herzog! Jetzt ist das Gutachten des hamburger Untersuchungsausschusses erschienen, und jetzt, Donner und Doria, jetzt ist mir alles klar. „Der Untersuchungsausschuß hält es für völlig gerechtfertigt, wenn Herzog keine Klage gegen die Urheber dieser Angriffe erhoben hat und erheben wird. Bei den Organen der eignen Partei fällt diese Möglichkeit ohne weiteres fort. Im Falle Jacobsohn ist in Betracht zu ziehen, daß es sich nach Aussage des Rechtsanwalts Grünsbach um einen Journalisten handelt, der durch seine vielen Vorstrafen wegen Beleidigung und übler Nachrede genügend gekennzeichnet ist; weiter, daß ein gerichtliches Verfahren bei seiner voraussichtlich langen Dauer Herzog möglichenfalls erst zu spät rechtfertigen würde; sowie, daß endlich das Erkenntnis eines „bürgerlichen“ Gerichts in jedem Falle dem Zweifel aller Parteigenossen in weit höherem Maße ausgesetzt sein dürfte als das Urteil eines unbefangenen Untersuchungsausschusses.“

Ihr könntet den Schöpfer aus seiner Welt hinauslügen. Aber freilich: Arbeiter, die sich das bieten lassen, die sind auch für den Jobber der Republik nicht zu schade. Das Urteil eines „unbefangenen“ Untersuchungsausschusses unterscheidet sich von dem Erkenntnis eines bürgerlichen Gerichts unter anderm dadurch, daß jener nicht unnütz befangen gemacht worden ist durch die Aussagen einer Anzahl von Zeugen, die dieses gehört und sogar vereidigt hat. Der Untersuchungsausschuß ist stolz darauf, Niemand vernommen zu haben als den Angeklagten, der bekanntlich von dem verdammenswerten bürgerlichen Gericht das Recht erhält, nach Herzenslust zu seinen Gunsten zu schwindeln. Schafskopf von einem Gauner, wenn er in ungestört trauter Vereinssitzung mit seinen blauäugigen „Genossen“ nicht hundertfach schwindelte, wenn er ihnen nicht unter der Hand den heftigsten Argwohn gegen das bürgerliche Gericht erweckte. Sicherlich: in einem politischen Prozeß wäre Vorsicht geboten. Hier gehts um die denkbar eindeutige Frage, ob Einer unterschlagen hat oder nicht; und da wird, vorläufig wenigstens, ein Kommunist mit demselben Maße gemessen wie ein Reaktionär. Aber: ein gerichtliches Verfahren würde den Volkstribunen „möglichstfalls erst zu spät rechtfertigen“. Der Gedanke ist einzig und neu. Wofür zu spät? Und wäre die späteste Rechtfertigung nicht doch besser als keine? Das Malheur ist eben, daß keine erfolgen würde. Und deshalb tut man gut, immer triftiger zu erhärten, warum man sich diesem Malheur nicht aussetzt. Wer wird sich denn auf mich einlassen! Auf einen Journalisten, der, sagt Rechtsanwalt Grünspace, durch seine vielen Vorstrafen wegen Beleidigung und übler Nachrede genügend gekennzeichnet ist. Diesem Satz sieht man nicht an, daß ers in sich hat. Er hats derartig in sich, daß ich verzage, ohne pedantische Numerierung auszukommen. Erstens also gibt es Beschuldigungen, derentwegen man Jeden, einfach Jeden belangt. Auf der Stelle verklagt wurde der Theaterdirektor, der mich vor Jahren der Bestechlichkeit zieh; und sogar der Rechtsanwalt Grünspace würde einräumen, daß dieser Theaterdirektor noch tiefer unter mir stand als meine Geringfügigkeit unter dem Jobber der Republik. Der Witz war eben: ich konnte klagen. Kaum hatte der Theaterdirektor die Klage, da bat er mich in den Zeitungen de- und wehmütig ab. Nun, von mir würde nicht einmal eine Abbitte anerkannt werden, denn ich bin, zweitens, nach meinen „vielen Vorstrafen“ satisfaktionsunfähig. Gott ja: es sind in den zwanzig Jahren meiner ziemlich unphlegmatischen Tätigkeit fünf geworden. Ich nenne das wenig, zu wenig, wenn ich bedenke, als was sie mich „kennzeichnen“: als einen Menschen, der, unbekümmert um Vorteil und Nachteil, in einer Welt des Opportunismus und der Feigheit üble Nachrede allen Leuten bereitet, denen übel nachzureden Tugend, Verdienst und Pflicht ist, denen nicht übel nachzureden eine schwere publizistische Unterlassungssünde wäre. Demgemäß bin ich stets nur wegen formaler Beleidigung verurteilt worden. In dem Falle, wo mich Herr Grünspace verteidigte, nicht einmal deshalb. Nämlich drittens: dessen Klient bin ich vor vier Jahren gewesen. Damals hatte ich einen Prozeßgegner, mit dem mein alter Rechtsanwalt persönlich bekannt, folglich nicht gesonnen war vor Gericht anzutreten. Ich suchte Herrn Grünspace auf. Der begrüßte mich überschwänglich. Ich hätte ihm unter den literarischen „Koryphäen“ seiner Klientel noch gefehlt. In seiner Hut sei ich wohlgeborgen. Ha, ich würde mich wundern, welche Lanze er für mich brechen würde. Ich wunderte mich garnicht; erröte aber ein bißchen bei den Hymnen, die der Mann da dicht neben mir in der Verhandlung auf mich sang, Hymnen, die allen Teilnehmern dieser Veranstaltung zweifellos unvergänglich sind. Hinterher erbat mein glühender Verehrer, außer dem Honorar, die „Jahre der Bühne“ und, als ich

sie ihm gebracht hatte, in den ersten Band eine Dedikation, die ihm die Freude und Ehre des Besitzes erhöhen würde. Das war im August 1916. Was, fragen Sie nun, ist seitdem geschehen, daß aus dem Paulus ein Saulus werden konnte? Habe ich mich seitdem so verändert? Ich wüßte nicht, in welcher Beziehung. Bin ich seitdem — die frühern kriminellen Abenteuer hatten mich ja doch nicht unwürdig gemacht; von Herrn Grünspach in den höchsten Tönen gepriesen zu werden — wieder einmal „wegen Beleidigung und übler Nachrede genügend gekennzeichnet“ worden? Ich habe, bis mein Bewunderer für den Jobber der Republik und wider mich Koryphäe des Streitroßes, heil, sattelte nicht mehr vor einem Gericht gestanden. Was also wandelt den Ritter an? Das ist eine niedliche Geschichte. Am einundzwanzigsten Juni 1917 war meine Zeitschrift gezwungen, den Kampf gegen einen Theaterdirektor zu eröffnen, der — man lese in der Nummer 25 des dreizehnten Jahrgangs nach. Blieb unsre Anklage aufrecht, so verlor der Mädchenhirt seine Konzession. Alles kam darauf an, mich zu einem Widerruf zu bewegen. Thespis eilte zu meinem Tyrlläus. Trotzdem in der Anwaltschaft Sitte ist, keinen Prozeß gegen Jemand anzunehmen, für den man eben erst einen geführt hat; trotzdem es Zierden ihres Standes gewesen waren, die mit dieser Begründung manches Mal zuvor meine Vertretung abgelehnt hatten; trotzdem der Advokat Grünspach im Interesse seines irdischen Mandaten mich so laut hätte schmähen müssen, wie er, von mir geheuert, mich zehn Monate vorher gefeiert hatte: trotzdem rief er mit einer Ungeniertheit, auf die ich heute noch neidisch bin, bei mir an, um mir anzuvertrauen, daß er meine Verurteilung zu Gefängnis durchsetzen würde, wenn ich mich nicht nach Einsichtnahme ins Material, in sein Material, bereitfinden sollte, seinem Auftraggeber eine öffentliche Ehrenerklärung auszustellen. Ich erwiderte, daß es eine so hohe Gefängnisstrafe gar nicht gäbe, wie mir meine hygienische Arbeit wert sei; und schrieb in der Nummer 27 des dreizehnten Jahrgangs: „Immerhin suche ich unter meinen Erlebnissen mit berliner Anwälten ganz vergeblich ein annähernd starkes Stück. Von allen meinen Prozessen habe ich keinen gefaßter und gewappneter abgewartet als diesen. Und, welches Pech: grade dieser wird niemals zustande kommen.“ Er kam niemals zustande. Ich hatte geblufft werden, hatte auf einen Theatertrick hereinfallen sollen — mein Anbeter hatte sein „Jahr der Bühne“ so schlecht gelesen, daß er mich geübten Durchschauer von Kulissenwirkungen dieser Blamage für fähig hielt. Sein Thespis bezahlte das Honorar, das hoffentlich höher war als das meine vom August 1916 für nichts: er verlor die Konzession. Seitdem habe ich einen Feind mehr: Herrn Rechtsanwalt Grünspach. Seitdem haßt er mich derartig, daß er das Gutachten für den Jobber der Republik vielleicht sogar ohne Honorar abgegeben hat. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesprochen. Nur noch einmal sprechen hören. Das war im großen Schwurgerichtssaal von Moabit. Mit wehenden Talarschößen, flammend in schöner Begeisterung, getragen von edelstem Pathos, verteidigte er, ein Jude, die tierischen Mörder der Rosa Luxemburg. Und jetzt? Aber so hatt’ ich mir eine deutsche Revolution immer vorgestellt: die Revolutionäre von der preußischen Soldateska geschlachtet; die Schlächter durch die Grünspachs vor der Strafe bewahrt; und die Grünspachs für die überlebenden Revolutionäre unantastbare Zeugen. Ich gehe zum Andreas.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.

Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.

Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Postcheckkonto: Berlin 11 958.

Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Das kleine Welttheater

Als der Bürger der Kaiserlich-deutschen Republik am dritten Oktober in seiner Zeitung las, England verlange die Zerstörung sämtlicher Dieselmotoren, griff er mit einem Schmerzensseufzer an seinen Kopf und wartete gespannt auf das Abendblatt, das ihm die „Erklärung“ des unverständlichen Faktums bringen sollte. Sie wurde ihm prompt: englischer Neid, Gegenstück zum französischen Sadismus, systematische Zugrunderichtung Deutschlands als Ziel der englischen Politik — kurz: „Erklärungen“ genug. Aber keinem Blatt, auch keinem sozialistischen, ist aufgefallen, daß folgende Tatsachen möglicherweise in Zusammenhang mit einander stehen könnten. Am sechszwanzigsten September findet das „Königsschießen“ der Orgesch in München statt. Herr v. Kahr hält eine begeisterte Rede auf die bayrischen Einwohnerwehren. Am zweiten Oktober verlangt England die Zerstörung der Dieselmotoren. Die Dieselmotor-Fabrik befindet sich in Augsburg. Augsburg liegt in Bayern. Herr v. Kahr protestiert erschrocken bei der Entente. Ganz Deutschland aber schläft und merkt nicht, daß es die Wahl hatte — und wahrscheinlich heute noch hat — zwischen den Orgeschflinten und den Dieselmotoren. Der Zusammenhang ist zweifellos der: Frankreich erlaubt für Bayern die Orgesch, und die Reichsregierung hat nicht die Kraft, hat nicht einmal den Willen, ihr Entwaffnungsgesetz im Lande der Weißwürste und des Elfprozentigen durchzusetzen. England will die Entwaffnung auch in Bayern, möchte sich aber nicht der Antwort Frankreichs aussetzen: „Wenn Wir uns durch die Orgeschflinten nicht bedroht fühlen, habt Ihr doch sicherlich nicht nötig, zu protestieren.“ Nun, so will es den Bayern auf andre Weise klar machen, daß der Friedensvertrag für sie nicht ungünstig ist. Und, nicht wahr: Augsburg liegt in Bayern, und dort fabriziert man Dieselmotoren. Und Herr v. Kahr muß bei der Entente betteln gehen, weil er beim „Landesschießen“ gar so begeistert gesprochen hat. Und wir haben zu wählen zwischen Orgeschflinten und Dieselmotoren. Nur wissen wirs nicht. Und wenn wirs wüßten: dann zerkloppten wir ja doch lieber die Dieselmotoren als die Orgeschflinten!

\*

In der griechischen Politik ist seit einiger Zeit nicht mehr viel von Witz zu spüren; es sei denn von Wahnwitz. Immerhin scheinen im hellenischen Volke noch Restbestände attischen Salzes aus vergangenen Jahrtausenden auf Lager zu sein. Nach diesem köstlichsten Gewürz der europäischen Kulturgeschichte nämlich schmeckt der Plan, aus dem Achilleion eine Spielbank und Korfu zu einer Konkurrenz von Monaco zu machen. In wahrhaft aristophanischer Weise würde damit Dem, was unser Herr Reichspräsident den genius loci nennen würde, gehuldigt: das Tuskulum des gekrönten Hazardeurs und Holzhackers als Dorado ungekrönter Hazardeure und Holzschieber — nein, es ist doch zu witzig, um wahr zu sein. Wenn es aber wahr ist: könnte man dann nicht einige der frühern Bewohner des vorbestimmten Roulette-Schlusses als Croupiers anstellen? Wo doch der Geldrechen sowieso heute identisch ist mit dem Zepter der Großen dieser Erde!

•

In der Sozialisierungsfrage hat der Parteitag von Cassel den Anfang zu positiver Arbeit gemacht, indem er die Vollsozialisierung der Bergwerke und der Kunstdüngerfabrikation beschloß. Die Sozialisierung der Stickstofffabrikation, deren Notwendigkeit Ströbel hier am siebenten Oktober dringend empfohlen hatte, war auch von Otto Braun in seinem Landwirtschaftsministerium angeregt worden. So wäre der erste Schritt zur Sozialisierung getan. Aber der Weg ist derart mit Baumstämmen und Felsblöcken besät, daß die proletarischen Massen nicht zeitig genug zur Räumung der Hindernisse aufgerufen werden können. Sozialistische Initiativ-Anträge und Volksvota sind gute und nützliche Dinge. Aber die Agitation zum Massenaufgebot beginne lieber heute als morgen.

\*

Englische Truppen haben ein irisches Dorf, aus dem einer oder einige Bewohner einen Konstabler erschossen haben, kurzerhand dem Erdboden gleichgemacht. Der „Manchester Guardian“, das ruhige und anständige Provinzblatt, bemerkt dazu, diese schändliche Tat der britischen Soldateska müsse jedes Engländers Antlitz mit Schamröte bedecken und sei nur den Taten der Deutschen in Nordfrankreich zu vergleichen. Nun, da ist offensichtlich der notorische englische Hang zur Bescheidenheit mit der Zeitung durchgegangen. Denn die Tat der Engländer in Irland stellt einen Fortschritt dar. Die Deutschen haben derlei Maßregeln, reaktionär, wie sie nun einmal sind, nur gegen Angehörige feindlicher Staaten angewandt. Der Engländer macht zwischen solchen und den eignen Landeskindern keinen Unterschied. Für ihn ist die Menschheit eine große Familie. Das ist zweifellos demokratischer und den Anschauungen des Völkerbundes gemäßer.

\*

Vor kurzer Zeit ward verkündet, daß die grimme Fehde zwischen dem Reichsfinanzminister und dem Reichspostminister mit einem Sieg des Herrn Wirth auf der ganzen Linie geendet habe, und daß ihm zugleich weitgehende Vollmachten für die Sanierung unsrer schwerleidenden Finanzen erteilt worden seien. Spannung: Was wird Wirth tun? Nichts — sagten die Pessimisten. Aber diesmal haben sie doch ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der erkannte sofort, daß nur größte Sparsamkeit uns retten könne, und so ernannte er einen Reichskommissar für die Sparsamkeit. Nicht etwa einen unsrer Finanz- oder Bank-Magnaten, die am Ende doch eine fruchtbare Idee haben könnten, sondern einen „bewährten“ Finanzbeamten, bei dem zum Glück nichts zu befürchten ist. Der neue Mann — Carl ist sein Name — wird vor allem dem Reichskommissariat für Sparsamkeit — man nenne es kurz und bündig: das Reichskommissariat — ein geeignetes Verwaltungsgebäude mieten, etwa die Räume einer der eben aufgelösten Kriegsgesellschaften; er wird sich mit einem Stab von Beamten umgeben, die sich in den noch warmen Klubsesseln behaglich niedersetzen werden; er wird umfangreiche Statistiken anfertigen lassen, er wird . . . Und was wird bei diesem Reichskommissariat herauskommen? Die Ausgabe neuer Millionen für die Vermehrung des Beamtenheeres der Reichsverwaltung. Bis etwa eines Tages der Knabé Carl anfangen wird, uns fürchterlich zu werden, oder bis ein anderer Wirth die Restauration der Reichsfinanzen übernehmen wird. Wird auch er keine Idee haben? Keine Idee. Er wird die geniale Idee haben, dadurch Ersparnisse zu machen, daß er das Reichskommissariat wieder auflöst.

## Sinowjews Verbündete von Heinrich Ströbel

Auf Betreiben der Quäker, die ihre sozialen Studien nicht auf die Protzenviertel und Luxushotels beschränkt, sondern in den Quartieren der Armut und den Provinzen des Elends die brutale, erschütternde deutsche Volksnot kennen gelernt hatten, waren von den amerikanischen Farmern Deutschland 100 000 Milchkühe zur Verfügung gestellt worden. Aber sonderbar: dasselbe Deutschland, wo die Tuberkulose ein Viertel des Volkes ergriffen hat, wo die Säuglinge aus Milchmangel dahinsiechen — währenddessen freilich in allen mondänen Badeorten aufgedonnerte Weiber nach Herzenslust in Schlagsahne schlemmen konnten — dasselbe Deutschland, die Regierung an der Spitze, sträubte sich gegen die Einfuhr der vierfüßigen Milchlieferanten. Nicht an Vieh fehle es, so sagte man, sondern an Kraftfutter. Wenn man aber Kraftfutter hätte, um mehr Fleisch und Milch produzieren zu können — käme das den darbenden Massen zugute? Die Antwort gibt uns täglich die Straße. Alle Schlächterläden Berlins sind jetzt mit Fleisch angefüllt, mit leckersten Fleischmassen. Da wuchten an den so viele Jahre lang unbenutzten Haken die herrlichsten Rinderviertel und Schweinehälften. Mußte sich die proletarische Bevölkerung wirklich so lange mit kümmerlichen Rationen eines stockigen Gefrierfleisches begnügen, dessen schwer zu zermalmende Fasern schmeckten, als stammten sie von Mammutkadavern der sibirischen Tundra, wenn derartige Fleischmengen zur Verfügung standen? Solchen Reichtum ahnten selbst Die nicht, die wußten, welch enormen Umfang der Schleichhandel mit Fleisch angenommen hatte. Aber jetzt wenigstens — versetzen uns die Fleischberge nicht ins Schlaraffenland? Nun, Kalbs- und Schöpsenkeulen, Rinderfilets und Schweinekoteletts wären für das ausgehungerte Volk wundervolle Delikatessen — wenn es sie nur bekäme! Vor den Schaufenstern dieser märchenhaften Schlächterläden drängen sich, grade auch in den westlichen Stadtteilen, ganze Klumpen von Proletariern und kleinen Leuten, die mit glänzenden Augen und gierigen Mienen die lockenden Reichtümer verschlingen, das saftige, zarte Fleisch, die köstlichen Würste, deren in allen Farben spielende Schnittfläche unwiderstehlich auf die Speicheldrüsen wirkt; aber in die Läden hinein gehen grade die Dürftigsten, die Ausgehungertsten, die Sehnsüchtigsten nicht. Wer von den Proletariern, den kleinen Beamten und Angestellten kann sich denn das Pfund Fleisch für sechzehn bis zwanzig Mark leisten? So hat die Freigabe des Fleischhandels nur zwei Wirkungen: die Wohlhabenden, die Kapitalisten und Schieber, die Kriegs- und Revolutionsschmarotzer kommen jetzt noch bequemer und wohlfeiler zu dem nie entbehrten Fleisch; die unterernährten Massen aber, die trotz den überfüllten Schlächterläden ihren Magen mit zweifelhaften Vegetabilien vollstopfen müssen, fressen beim Anblick der unerreichbaren Kostbarkeiten täglich nur ein Quantum Wut und Haß in sich hinein. Auch wer nie etwas von Heine gehört hat, empfindet die ingrimmige Wahrheit: Es gibt zwei Sorten Ratten, die hungrigen und die satten . . .

Daß Sinowjew, der Reise-Apostel der bolschewistischen Weltrevolution, der von der asiatischen Verschwörerkonferenz in Baku nach Halle herübergekommen war, um die deutschen Arbeiter in die Polypenarme des Bolschewismus zu verstricken, auf dem Parteitag der Unabhängigen den frenetischen Beifall der Delegiertenmehrheit und der Galerien fand, erklärt sich nur zum kleinsten Teil aus der Glut seiner fanatischen Beredsamkeit: zur Hauptsache erklärt sich aus dem aufreizenden revolutionären Anschauungsunterricht der Straße. Treibts nur so weiter, Ihr satten, raffgierigen Bourgeois und Ihr unfähigen parlamentarischen Schwätzer, und Ihr könnt noch Wunderdinge erleben! Die bourgeoise Schandwirtschaft bei uns, die eine besitzende Minderheit schamlos mästet, um die Mehrheit der Hungerleider täglich noch tiefer ins Elend hinabzudrücken, ist das Mistbeet für den Bolschewismus. Was hilft da alle Belehrung über das Unheil, das der tatarisch entartete Sozialismus über das russische Proletariat gebracht, wenn die tägliche Praxis den deutschen Proletariern den verbrecherischen Irrsinn der deutschen Ausbeuterklasse so aufreizend demonstriert und ihnen den ungezügelten Klassenhaß ins Geblüt treibt? Eine Volksmasse, der Hunger- und Wut-Delirien das Hirn verwirren, verlernt das klare, nüchterne Denken, verfällt unwiderstehlich der Ansteckung, die von der Raserei der tanzenden Derwische des Bolschewismus ausgeht. Die asiatische Barbarei des Bolschewismus läßt sich nur dämpfen, wenn man ihre psychischen Quellen verschüttet, wenn man den aufreizenden sozialen Mißständen wirksam zu Leibe geht.

\*

Das scheinen — spät zwar, aber hoffentlich noch nicht zu spät — die deutschen Rechtssozialisten begriffen zu haben, die in Cassel eine Art sozialistischen Notprogramms formulierten. Fast die ganze Tagung erfüllte das Ringen um die geeignetsten Formen der sozialen Neugestaltung. Es war auch der Inhalt des Streites zwischen Wissell und Robert Schmidt. Wissell rief ungestüm nach durchgreifender Planwirtschaft; Robert Schmidt nannte Wissells Forderung eine organisatorische Utopie und sprach für die Sozialisierung in der Form der nichtfiskalischen Verstaatlichung. Wer von ihnen recht hat? Beide! Ohne Planwirtschaft, ohne Regelung der Ein- und Ausfuhr, ohne erbarmungslose Erdrosselung aller überflüssigen Luxusproduktion, ohne eiserne Konzentration der Produktivkräfte auf das zur Massenwohlfahrt Notwendige können das deutsche Volk und die deutsche Volkswirtschaft nimmermehr gesunden. Das ist an Wissells Organisationsidee vernünftig, also beachtenswert; ihre Verwirklichungsform, die spezifisch Möllendorffsche Züge trägt, ist abzulehnen. Der Gedanke Wissells muß in eine bessere, in eine sozialistische Form gegossen werden. Andererseits hat Robert Schmidt das Wesentliche erfaßt, wenn er die Vollsozialisierung aller reifen Betriebe fordert; nur übersieht er, daß die Vollsozialisierung gewisser Produktionszweige sich mit einer rationellen Planwirtschaft der andern Zweige durchaus verträgt. Also nicht entweder — oder, sondern sowohl — als auch. Und zwar in beschleunigtem Tempo! Was dem phlegmatischeren poli-



tischen Temperament Gustav Bauers an Wissell mißfällt: der starke Prophetenglaube und der unstillbare Aposteldrang, ist grade das Schätzbarste. Unsre Zeit gebraucht just diese prophetischen Naturen mit ihrem Berge versetzenden Glauben an sich und die Heiligkeit ihrer Sache! Kühle Routiniers, die wir im Ueberfluß haben, sind nicht gemacht, die trotzigen Gegenkräfte, hier den Kapitalismus, dort den Bolschewismus, niederzuringen und das unzerstörbare Fundament der neuen Gesellschaftsordnung aufzurichten. Dazu sind ganze Kerle nötig, Vollnaturen mit Selbstvertrauen und innerer Leidenschaft. Die Reaktion hat sie, der Bolschewismus nicht minder — möchten sie auch dem Sozialismus nicht fehlen!

\*

Grade die schwächliche Halbheit der Rechtsunabhängigen hat ja Sinowjew den Triumph erleichtert. Der Bolschewismus trat auf mit seiner elementaren Leidenschaft und schleuderte Granitblöcke von Argumenten, und die Crispian und Dittmann parierten mit Holzschwertern und weidengeflochtenen Schilden. „Rächt euch, schlagt eure Peiniger zu Boden!“ donnerte Sinowjew. „Nur Gewalt kann die Gewalt überwinden — darum wappnet euch zum letzten Kampf, zum Bürgerkrieg und zur Weltrevolution!“ Gegen diese rohe, brutale, bornierte, aber in sich doch unanfechtbar konsequente Doktrin konnte sich mit gleicher Leidenschaft und gleich eherner Logik nur eine Richtung erfolgreich zur Wehr setzen, die mit prinzipieller Schärfe der Diktatur die Demokratie, dem Terror die sittliche Werbekraft, der Gewalttätigkeit die Organisation, dem Kriegsfuror den Pazifismus gegenüberstellte. Aber die Rechtsunabhängigen wagten sich ja weder zur Demokratie noch zum Pazifismus zu bekennen. Ihre Halbheit, ihre Lauheit und Flauheit wurden ihr Verderben. Und solange sie sich nicht ändern, werden sie nur die unfreiwilligen Schrittmacher und Opfer des Bolschewismus bleiben.

Trotzdem treibt auch der Bolschewismus ein höchst gewagtes Spiel. Selbst nachdem er die Delegiertenmehrheit in Halle gewonnen, hat er kaum ein Viertel der deutschen Sozialisten hinter sich. Die gewaltige Macht der Gewerkschaften hat er sich durch Sinowjews massive Insulten gegen die „gelbe“ Amsterdamer Internationale vollends zum Gegner gemacht. Aber nicht nur die Legien, Jouhaux und Henderson hat er wider sich aufgebracht, sondern dazu alle politischen Organisationen, denen die kommunistische Spaltungs- und Vergewaltigungstaktik den Kampf um die Verwirklichung des Sozialismus so namenlos erschwert. Aus allen Ländern, aus Schweden und der Schweiz, aus Frankreich und Italien, aus England und Amerika, kommen empörte Proteste gegen das Zerstörungswerk des Bolschewismus. Die verbrecherische Entfachung der National- und Religionskriege in Asien muß dem Faß vollends den Boden ausschlagen. Dennoch wird der Sozialismus die europäische Kultur gegen die bolschewistische Barbarei nur dann schützen können, wenn es ihm zugleich gelingt, der kapitalistischen Barbarei Herr zu werden. Denn der aufreizende Wahnsinn des ungezügelten Kapitalismus ist Sinowjews erfolgreichster Verbündeter!

## Der neue Krieg von einem Stabsoffizier

Was „Amateurstrategen“ sind, weiß Jeder. Die Eigenart dieser weitverbreiteten, auf alle politischen Parteien ziemlich gleichmäßig verteilten Sorte von Menschen besteht in erster Linie darin, daß sie nicht durch Erfahrung klug werden. Kein Gebiet verführt allerdings auch so leicht zu höchst unterhaltenen, aber müßigen Phantasiegebilden wie die Strategie, wenn der Strategie von irgendwelchen Vorkenntnissen auf dem Gebiet der Heeresführung vollständig frei ist. Das Ganze ist dann so eine Art amüsantes Schachspiel auf der Landkarte Europas. Im Kriege fingen diese Leute ihre Tiraden mit den Worten an: „Hindenburg sollte doch einfach . . .“, und dann kam irgendein überraschender Plan, mehrere Armeen gingen vor, schnitten ab, besetzten irgendeine Linie, „beherrschten“ dadurch irgendein Gebiet — und staunend mit offenen Mündern saß die Schar der Stammtischler da. Dabei sind diese wilden Strategen durchaus nicht immer krasse Laien; im Gegenteil: der Berufsoffizier, dem die höhere militärische Schulung des Generalstabs gefehlt hat, neigt auch oft dazu, derartigen konzentrierten Unsinn von sich zu geben, der eine gewisse Weihe erhält, sobald der Strategie ein Major a. D. ist.

Ich muß dabei an einen alten Kommandierenden General denken. Als ein jüngerer General bei der Kritik im Manöver etwas viel über Strategie redete, äußerte hinterher der Alte zu ihm: „Sie haben ziemlich viel von Strategie gesprochen, Herr General, aber ich will Ihnen mal was sagen: der Kaiser hält sich im Ganzen zwei Strategen, und dazu gehören wir Beide nicht — also wollen wir ruhig Taktik treiben.“

Augenblicklich blüht wieder einmal der Weizen der wilden Strategen. „Daß die Situation für den Kampf des deutschen Proletariats an der Seite Sowjet-Rußlands gegen den deutschen Kapitalismus und gegen den Entente-Militarismus noch nie so günstig war wie jetzt“, verfügt der Schreibtischheld der Hamburger Volkszeitung. Wenn eben nur nicht auch gelernte Soldaten, die sich gewiß nicht beim ersten Schuß reklamieren ließen, den Unfug mitmachten! Sie gebären gradezu gigantische Pläne. Arm in Arm mit Rußland greifen sie die Entente an, natürlich nach Niederwerfung von Polen. Millionenarmeen werden hervorgestampft, indem einfach den Bevölkerungsziffern einige Nullen abgestrichen werden. Bewaffnet und ernährt werden die Heere aus dem Nichts — das sind Kleinigkeiten, über die nachzudenken des Strategen unwürdig ist. Eine besonders schöne Phrase dieser Leute lautet: „Wir müssen Rußland die Hand reichen.“ Das klingt so brüderlich und rundet die Resolution irgendeiner Versammlung hübsch ab.

Bei so unheilvoller Verwirrung in den Köpfen der Kommunisten wie der Alideutschen, der Militärs wie der Zivilisten, die nicht acht Mann über den Rinnstein führen könnten, aber auf dem geduldigen Papier mit Millionenheeren operieren — da lohnt es wirklich, diesem Problem einmal näher auf den Leib zu rücken. Zum Kriegführen gehört, gleichgültig ob es sich um eine rote, weiße oder grüne Armee handelt, nicht etwa nur Geld, wie der selige Montecuccoli meinte: es gehören dazu in erster Linie Menschen, die ausgebildet, bekleidet, ernährt, bewaffnet, eingeteilt sein wollen und müssen. Um beweglich zu werden, brauchen die Truppen: Fahrzeuge und Pferde; die Armeen: Chausseen und Bahnen; die Heeresgruppen: Eisenbahnlinien, die täglich und stündlich den Riesenbedarf der Heere an Menschenersatz, Verpflegung, Munition, Nachschub aller Art heranschaffen. Zur Leitung der Riesenheere wird das modernste Gerät, Flieger, Funker, Telegraph und Fernsprecher benötigt. Hunderte von Fabriken haben Tag und Nacht zu tun, um den Bedarf der Heere zu decken.

Ja, sagt der Amateurstrategie, das ist mir alles nicht neu; das haben wir alles ja schon ein Mal gehabt; wir brauchen ja bloß die Leute wieder heranzuholen, wie es Lenin mit Brussilow getan hat. Das Ganze ist eine Frage der Organisation, und ein Diktator bringt das alles schnell wieder in Ordnung.

Nichts hinkt aber mehr als der Vergleich mit Lenin. Der Russe kann sich heute noch, wie zur Zeit Napoleons des Ersten, in sein weites Land zurückziehen; ihm dorthin zu folgen, ist beinahe unmöglich, wegen der Länge der Etappenlinien, wegen des Mangels an Eisenbahnen und Wegen. Rußland als Weltmacht ist unerschütterlich dank seiner Größe. Es hat fast nur unglückliche Kriege geführt und sich doch dauernd vergrößert. Der alte Vizekönig Li-hung-tschang hat es einmal treffend mit einer großen Schüssel Reis verglichen, deren Oberfläche sich sofort wieder glättet, wenn Jemand einen Löffel voll herausnimmt. Was soll der fremde Eindringling in Moskau und Kasan anfangen als überlegen, wie er mit Anstand wieder aus dem Riesenlande herauskommt, das keine Armee der Welt auf die Dauer zu besetzen vermag! Rußland konnte noch 1920 mit Kavallerie-Divisionen Offensiven unternehmen, die zusammenbrachen, als sie auf moderne Waffen wie Tanks und Flieger stießen.

Wie steht es dagegen bei uns?

Setzen wir einmal den Fall, die deutsche rote oder weiße Regierung habe beschlossen, „Rußland die Hand zu reichen“. Zunächst wird sie versuchen, wenn sie noch einen Rest von Ueberlegung bewahrt hat, ihren Plan geheim zu halten. Sie wird gelernte Arbeiter, Ingenieure, Offiziere nach Rußland schicken, um dort eine Basis für die Armee zu schaffen; sie wird trachten, alle wehrfähigen Männer zwischen zwanzig und fünfzig

Jahren insgeheim notdürftig auszubilden und einzuteilen, was selbst dann eine Riesenarbeit ist, wenn alle diese Menschen zu Einer Partei gehören. Das Alles hätte sich zu vollziehen unter den Augen der Entente-Kommissionen, die sehr bald den Plan erkennen würden. Es kommt zum Ultimatum, zum Krieg. Das deutsche Heer wird durch Aufruf von Freiwilligen auf 300 000 oder sogar auf 500 000 Mann gebracht, die schlecht bewaffnet und im Lande verzettelt sind. Diese knapp 12 bis 16 Divisionen werden nun an der deutschen Ostgrenze gesammelt, der polnische Korridor wird besetzt, die deutschen Truppen ziehen „unter dem Jubel der Bevölkerung“ in Danzig ein und gruppieren sich zum Krieg gegen Polen, gegen das von Osten die Russen anrennen.

Was geschieht mittlerweile im Westen?

Am Tage der Kriegserklärung erscheinen feindliche Flieger über Berlin, Magdeburg, Hannover, Halle, Hamburg und bombardieren diese und andre Städte und Bahnlinien, ohne nennenswerten Widerstand zu finden. Die Herrschaft in der Luft gehört von Anfang an uneingeschränkt dem Feinde. Dann setzen sich langsam, vielleicht auch schnell, die feindlichen Massen in Bewegung, und ihre Tanks, ihre Panzerautos, ihre schwere Artillerie und ihre Flieger brechen spielend jeden Widerstand.

Auch der Lügenfeldzug beginnt sofort wieder. Einen Tag nach der Kriegserklärung wimmelt die Presse der Welt von Greuelthaten der Hunnen an den Mitgliedern der Entente-Missionen in Deutschland. Die paar deutschen Funksprüche „an Alle“ sind dagegen machtlos, denn sie werden unterdrückt.

Längs des Mains schiebt sich ein feindliches Heer in aller Seelenruhe vor bis zum Fichtelgebirge, um Süddeutschland von Deutschland abzutrennen. Weiter nördlich rücken die Heere vom Rhein aus vor bis zur Elbe; Hamburg und Bremen werden besetzt, später auch Kiel, Stettin, Danzig, Königsberg; die Blockade wird mit einem Einsatz verhältnismäßig kleiner See-  
streitkräfte durchgeführt.

Ich wäre dankbar, wenn mir Jemand ein Mittel angäbe, wie das Alles mit einiger Aussicht auf Erfolg zu verhindern ist.

Die Polen, von zwei Seiten angegriffen, erliegen. Warschau fällt, und die Vereinigung der russischen und deutschen Armeen wird Tatsache. Dann beginnt erst der Krieg. Die Aufgabe der vereinigten russisch-deutschen Heere ist gewaltig, organisatorisch sowohl wie strategisch. Als Basis der Heere kommt nur Westrußland, etwa die Gegend nördlich und südlich von Witebsk in Frage. Hier muß alles geschaffen werden: Munitionsfabriken, Riesendepots von Nahrungsmitteln und Bekleidung — ein Kinderspiel, wie man mir zugeben wird, für das Rußland von heute.

Auf Ersatz an Menschen aus Deutschland ist nur zu rechnen, wenn der Gegner vorziehen sollte, an der Elbe stehen zu

bleiben, anstatt weiter vorzugehen. Die vorzüglichen Wege in Deutschland begünstigen ganz ausgesprochen einen raschen Vormarsch mit Tanks und Fliegern.

Die russisch-deutschen Heere brauchen, um in Organisation, Bewaffnung und Ausrüstung auf eine Höhe zu kommen, die einigermaßen den Ententeheeren entspricht, etwa zwei Jahre — und zwar im günstigsten Falle: wenn nämlich in Rußland absolute Ordnung herrscht und alles für die Zwecke der Armee erfaßt werden kann. Daß die Entente die Zeit dazu läßt, ist nicht anzunehmen: die russisch-deutschen Führer werden bald vor der Wahl stehen, entweder ihre schlecht bewaffneten Leute gegen die modernen Waffen der Ententeheere zu führen — oder noch weiter zurückgehen. Dies wäre der richtige Entschluß — vom russischen Standpunkt! Die Aufgabe der Deutschen ist aber: Deutschland zurückzuerobern.

Welche ungeheure Ueberzeugungskraft würde dazu gehören, dem russischen Soldaten klar zu machen, daß der eigentliche Krieg auch für ihn erst nach der Besiegung der Polen anfängt: daß sein Ziel der Rhein ist und nicht die Weichsel.

Wenn wenigstens ein großer einigender begeisternder Gedanke das ganze Unternehmen trüge! Aber die rote Armee hätte immer das Bürgertum, die weiße immer die Arbeiter gegen sich. Denn die Katastrophe Deutschlands ist nicht der verlorene Krieg, sondern die innere Zerrissenheit, und solange die besteht, ist jede Hoffnung auf Besserung unsrer Lage durch einen Krieg eitel. Es ist eine Phrase, wenn gesagt wird, ein Sechzig-Millionen-Volk könne nicht auf die Dauer versklavt werden. Das Beispiel Indiens lehrt das Gegenteil. Richtig müßte es heißen: Einem in sich einigen Volk von sechzig Millionen Menschen kann dauernd kein fremder Wille aufgezwungen werden.

Wenn der unbeugsame Wille da wäre, zu kämpfen und lieber für eine große Idee zu sterben als unter fremder Herrschaft weiterzuleben, wenn dieser Wille das ganze Volk beseelte: dann hätte vielleicht die Stunde der Befreiung geschlagen. Noch tobt der Streit der verschiedenen Richtungen innerhalb des Sozialismus, neue Parteien werden gegründet, um sich sofort wieder zu spalten, aber aus dem gärenden Urbrei wird schließlich doch eine neue Lehre entstehen wie einst zur Zeit der Reformation: der Sozialismus als modern-religiöse Weltanschauung, die im Grunde viel christlicher wäre als das Kirchenchristentum, die neue Religion der Menschenliebe und Duldsamkeit. Der Sozialismus muß regieren lernen; er muß erkennen, daß es nicht auf Programmpunkte, sondern auf die Endziele ankommt; er muß unter seiner Fahne Alle sammeln, die nicht Kapitalisten sind; er muß Weitherzigkeit und Güte lernen. Dann wird der Tag erscheinen, wo wir zwar nicht den Tank besiegen, aber seinen Führer für uns gewinnen können, wo wir überall so viele Anhänger und Glau-

bensgenossen haben werden, daß in allen Ländern soziale Gerechtigkeit an Stelle des Siegs durch die Waffen treten wird.

Es gibt keine andre Möglichkeit zur Befreiung Deutschlands als durch die Wirkung der allmählich sich vollziehenden Weltrevolution, durch den Fortschritt der sozialistischen Idee in der ganzen Welt. Der Ruf zu den Waffen wäre vermessener Wahnsinn: denn wir haben keine Waffen, und unsre Bundesgenossen haben auch keine!

Noch 1813 konnte man Bataillone mit Sensen und Piken ins Gefecht schicken — heutzutage fragt jeder Soldat zuerst: Wie viele Maschinengewehre sind da, und wo sind unsre Tanks und die schwere Artillerie?

Einen neuen Krieg auch nur zu erwägen, ist schlimmer als ein Verbrechen: es ist eine riesenhafte Dummheit.

---

## Die jüngste Kundgebung der Menschewiki

Die jüngste Kundgebung der russischen Menschewiki ist ein Schreiben des Zentralkomitees der „Russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei“ an die Parteiorganisation, das sich hauptsächlich mit den auswärtigen Studiendelegationen befaßt, dabei aber ein klares Licht auf die Bestrebungen und die Taktik der sozialistischen Opposition im gegenwärtigen Stadium des Bolschewismus wirft. Auffallend ist nur ein Punkt: das Verlangen der Anerkennung Sowjet-Rußlands. Die Menschewiki glauben offenbar immer noch, daß der Bolschewismus sich von selbst seinem eignen Untergang zu bewegt.

Eliaſ Hurwicz

Aus dem Lärm, den die bolschewistische Presse während der Anwesenheit der englischen Arbeiterdelegation in Rußland erhoben hat, wissen die Genossen schon, daß es dem Zentralkomitee gelungen ist, Fühlung mit ihr zu nehmen.

Die Bedingungen, in die die englische Delegation hineingestellt wurde, waren leider der Erfüllung ihrer Aufgabe ungünstig. Von einem ungehinderten Verkehr zwischen der Delegation und dem „freiesten Volke der Welt“ kann keine Rede sein. Die den Gästen beigeordneten Uebersetzer spielten die Rolle von Wärtern, die sie vor der Berührung mit der russischen Wirklichkeit bewahren sollten. Die an die Delegation gerichteten Briefe wurden geöffnet und nötigenfalls vernichtet. In Moskau haben Agenten der außerordentlichen Kommission die Wohnung der Delegation bewacht und alle Besucher „kontrolliert“. Die Behörden suchten die ganze Zeit der Delegation mit Feiern, Paraden und Besichtigungen von Sowjet-Institutionen auszufüllen. Unter diesen Umständen war es unsrer Partei in ihrer halblegalen Lage sehr schwer, die Engländer mit dem russischen Leben bekanntzumachen. Die Gewerkschaft der Setzer hatte ein Meeting einberufen, um den Gästen die wahre Arbeiterstimmung zu zeigen. Viertausend Menschen kamen zusammen. Dafür aber löste die Regierung die Gewerkschaft auf, verhaftete den Vorstand und begann eine neue Verfolgung unsrer Partei. Das Zentralkomitee muß indessen bemerken, daß auf diesem Meeting nur die allgemeine Politik der Partei besprochen wurde und die Gesamt-

kritik des Bolschewismus untergeordnet wurde der Aufforderung an das internationale Proletariat, zu Gunsten der Aufhebung der Blockade und des Friedensschlusses mit Rußland zu wirken. Daher sind alle gegen uns gerichteten Anschuldigungen der bolschewistischen Presse, wir hätten die Gegenrevolution unterstützt, eine schamlose Lüge auf Bestellung.

Wir haben der englischen Delegation gemeinsame Sitzungen zu gegenseitiger Informierung über die Lage in Rußland und England vorgeschlagen. Die Delegation stimmte mit Freuden zu. Die (zwei) Sitzungen nahmen die Form einer Enquête über die wirtschaftliche und politische Lage Rußlands, den Charakter des Sowjet-Regimes und die Position unsrer Partei an.

Das Zentralkomitee der Partei hat sich hierbei die Aufgabe gestellt: den Kampf des englischen Proletariats gegen die Intervention und für die Anerkennung Sowjet-Rußlands zu stärken. Gleichzeitig aber suchte namentlich Genosse Abramowitsch dem englischen Proletariat Material zur Beurteilung der Methoden zu liefern, wie der Sozialismus durchgeführt werden kann, und folglich auch darüber, wie der Bolschewismus diese Durchführung besorgt.

Man wendet gegen uns ein: in dem gefährvollen Augenblick, den heute Sowjet-Rußland erlebt, müsse jede und selbst die sozialistische Kritik dessen, was in Rußland vorgeht, den Eifer des europäischen Proletariats in seinem Kampfe schwächen. Ein solches Argument zeigt, wie stark das spießbürgerliche politische Denken in der heutigen sozialistischen Welt Wurzel gefaßt hat, ganz besonders dank der Reklamepropaganda der Bolschewiki, die so apologetisch arbeitet, daß jedes nüchterne Wort wie der Sturz der russischen Revolution von ihrem Piedestal erscheint. Vergessen sind die großen Worte Karl Marxens, daß die proletarische Revolution, im Gegensatz zu der bürgerlichen, sich durch unnachsichtige Selbstkritik entwickelt; vergessen die stolzen Worte Lassalles, daß jedes revolutionäre Werk mit der „Feststellung dessen, was ist“ beginnt. Das Band zwischen der russischen und der Welt-Revolution will man auf einer Legende, auf einem mystischen Glauben der europäischen Massen aufbauen: daß das arme und kulturlose Rußland bei sich bereits das sozialistische Paradies verwirklicht hat und durch seine militärische und wirtschaftliche Macht das europäische Proletariat von außen her befreien wird.

Die russische sozialdemokratische Arbeiterpartei wird sich niemals diese Methode der Verbreitung frommer Lügen unter den europäischen Proletariern und der Konspiration mit russischen und europäischen Bolschewiki zur Täuschung der Massen zu eigen machen. Sie hält die russische Revolution nicht für eine zarte Treibhauspflanze, die bei der Berührung mit der frischen Luft sofort verwelken muß. Im Gegenteil: sie glaubt sicher, daß die russische Revolution ihre Weltaufgabe erfüllen kann nur, indem sie sich dem europäischen Proletariat zeigt so, wie sie ist: mit allen ihren Schwächen, innern Widersprüchen und Ungeheuerlichkeiten. — und daß sie in der Kontrolle des internationalen proletarischen Bewußtseins das Mittel ihrer Heilung finden wird.

## Hans Leuß von D. H. Halpert

Hans Leuß ist gestorben. Ganz plötzlich. Nach dem Mittagessen hatte er sein Arbeitszimmer aufgesucht. Dort wurde er in seinem Lehnstuhl aufgefunden — am Schreibtisch —; das Zeitungsblatt war der Hand entglitten. Der Tod hatte ihn hinterrücks überfallen, als hätte er sich gescheut, ihm Auge in Auge entgegenzutreten, ihm, diesem alle Zeit bereiten Kämpen.

Ich sehe ihn noch vor mir: auf langen und behenden Beinen den elastischen Oberkörper mit dem schmalen Hals und dem breiten, eckigen Schädel, über den einige Haarsträhnen liefen, das helle, listige Auge versteckt unter starken Augenbrauen, die schmale, groß ausgebaute Nase, unter dem kurz geschorenen Schnurrbart ein energisch geschnittener Mund mit Zahnlücken, der seine Glossen und Einfälle hervorspritzte und mit übermütigem Siegerlachen unterstrich. Das spitze Kinn zuckte, so oft einer seiner satirischen Hiebe den Gegner traf. Der ganze schlanke Mann geschneit von Lebenskraft und Schaffensfreude.

Er kam aus einem Milieu, zu dessen Charakterzügen vor allen Zähigkeit und Stetigkeit gehören. Die Zähigkeit war seinem Wesen eigen, die Stetigkeit ließ er in der Jugend vermissen, bis er nach harten Prüfungen zur Selbsterkenntnis kam und den Fehler der meisten vielseitigen Talente ablegte, deren mannigfache Interessen zur Zersplitterung führen.

Einer Seemannsfamilie entsprossen, die Jahrhunderte lang auf den kleinen Nordsee-Inseln Ostfrieslands ansässig gewesen, schlug er sich als Politiker früh an die Seite von Stoecker. Ohne Kenntnis der politischen Zusammenhänge sah er in ihm den Bannerträger sozialer Ideen. Er und Hellmut v. Gerlach schwelgten damals in einem Ur-Christentum, von dem sie die Wiedergeburt der Welt erwarteten, bis ein tieferes Studium sie vom Gebiet der religiös angekränkelten Moral auf das der Weltgeschichte und ihrer wirtschaftlichen Untergründe führte.

Mit dreißig Jahren in den Reichstag berufen, erregte Hans Leuß trotz der Beschränktheit seines Weltbildes Aufsehen und weckte Hoffnungen, die ein Skandalprozeß plötzlich zerstörte.

Die heimliche Liebe zu der Frau eines frühern Freundes, um derentwillen er im Scheidungsprozeß einen Meineid geschworen, brachte ihn auf die Anklagebank, auf der er sich gegenüber dem mit kleinlichen Chicanen geführten Indizienbeweis der Juristen als überlegener Sieger fühlte, bis . . . Die geliebte Frau, der er alles geopfert, brach ihm das Genick, als sie am letzten Tage, müde gemacht durch den quälerischen Zusppruch ihres Seelsorgers, ein Geständnis ablegte. Für Hans Leuß bedeutete das: drei Jahre Zuchthaus.

Dem jungen Friesen bestimmte dieses Erlebnis den Werdegang. Zunächst untersuchte er in aller Stille seine Wesensart, und mit der Selbsterkenntnis kam ihm die Läuterung. Der politische Kämpfer rüstete sich mit den Kampfmitteln ernster Wissenschaft zu neuen Kämpfen. Er schrieb, als er die Strafe verbüßt, sein berühmtes Werk: „Aus dem Zuchthaus“, eine Anklage gegen den Strafvollzug, in einzelnen Partien ein Wutschrei gegen die Brutalität einer Doktrin, die strafft und rächt.



Es folgten die ‚Gekrönten Sanguiniker‘, mit einer Charakteristik Wilhelms des Zweiten von verblüffender Lebensechtheit, die die spätern Ereignisse Zug um Zug bestätigt haben. Unbekannt geblieben ist bisher ein Band lyrischer Gedichte, die nach Stil und Inhalt in einem Zeitalter sozialpolitischer und sozialrevolutionärer Kämpfe bemerkenswert sind.

Mit den alten Idealen hatte Hans Leuß für immer gebrochen. Nachdem er ihre Leere und Hohlheit erkannt, zog er die Konsequenz aus seinen Studien, schloß sich der sozialdemokratischen Partei an und blieb ihr auch nach der Spaltung treu, obwohl er ihr als scharfer, als unerbittlicher Kritiker gegenüberstand. In der ‚Welt am Montag‘ hat er elf Jahre lang seine politischen Ideen mit ungebrochenem Temperament vertreten. Er hatte aber auch ein ausgeprägtes Talent für politische Taktik, das ihn in Mecklenburg-Strelitz zum ersten Vertrauensmann seiner Fraktion, man könnte sagen: des Landes machte.

Diese seine Stellung, die für sein autokratisches Wesen wie geschaffen war, hat er mit einer Aufopferungsfähigkeit und zugleich mit einer Selbstlosigkeit ausgefüllt, die selbst dem mecklenburgischen Junker, seinem politischen Antipoden, die höchste Anerkennung abzunötigen wußte. Diese seine Stellung veranlaßte mich auch Ende vorigen Jahres, seine Intervention in einer Angelegenheit zu erbitten, die ich beruflich zu behandeln hatte. Eine kurze Unterhaltung und bald hatte ich ihn über Zweck und Beweggründe, die mich leiteten, belehrt. Sofort erklärte er sich zur Hilfe bereit, um rechtzeitig Fehler der Justiz zu korrigieren, die ein junges Menschenleben hätten begraben können.

In einer Stadt von Mecklenburg-Strelitz hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Verleger des Lokalblatts, der von der Verwaltung die Lebensmittelkarten zum Druck erhalten hatte, einen großen Teil hinterzogen, unter Freunde verteilt und zum billigen Bezug von Lebensmitteln verwandt hätte. Das Gerücht wurde Stadtgespräch und erregte in heftigster Weise die Volksmassen, die große politische Versammlungen ankündigten. Die ganze Stadt war in Aufregung. Der Verleger, der seinen einzigen Sohn, einen jungen Studenten, von der Universität zu seinem Schutz zurückberufen hatte, wandte sich um Rat und Hilfe an die Polizei. Die Polizei riet ihm, an dem Abend, wo man angekündigte Tumulte befürchtete, statt zu Haus zu bleiben, lieber in einem benachbarten Gasthaus — Skat zu spielen.

Beim Skat aber wurde der Verleger von der Meldung überrascht, daß die Menge aus der politischen Versammlung geschlossen zu seinem Haus gestürmt sei und dort die Parterrefenster eingeschlagen habe. Das Leben seiner betagten Mutter und seiner Frau schien bedroht. Er schlich sich sofort über Hinterhöfe ins Haus und telefonierte an die Polizei, die prompt — ausblieb. Die Situation der geängstigten Familie wurde von Minute zu Minute kritischer. Schon hatte die Menge die große schwere Haustür demoliert und war in den Hausflur gedrungen. Auf der linken Seite war eine Glastür, hinter der eine Treppe hinauf zur Privatwohnung führte. Dort oben stand der junge Student, zitternd vor Angst um das Leben der beiden Frauen, und warnte in verzweifelten Rufen mit dem geladenen Revolver

in der Hand, die Treppe zu betreten. Da löste sich aus der Menge ein Mann, der auf dem Hof eine Deichsel aus einem Wagen herausgezogen hatte und damit die Treppe heraufstürmte. Ein Schuß: er fiel. Der junge Student verstärkte seine Warnungsrufe. Ein Zweiter drang trotzdem durch die Glastür ein, um die Treppe zu betreten. Ein Schuß: er fiel. Nun flutete die Menge zurück und belagerte das Haus, bis endlich nach ungefähr einer Stunde die Polizei erschien und Vater und Sohn verhaftete. Am nächsten Tag wurden sie vernommen und nach Feststellung des Tatbestandes entlassen. Sie wagten aber nicht, ihr Haus zu betreten, sondern wanderten zu mir nach Berlin.

Die Erregung der Volksmassen wuchs inzwischen von Tag zu Tag. Ein Minister, der aus Neustrelitz herübergekommen war, sagte in einer öffentlichen, von den politischen Parteien einberufenen Versammlung strengste Ahndung zu. Die Staatsanwaltschaft erließ Steckbriefe. Da entschloß ich mich, Vater und Sohn selbst nach Neustrelitz zu bringen, bewaffnet mit allem Material, um den Nachweis zu führen, daß der Sohn zwar der Täter, aber nicht straffällig sei, weil er in Notwehr gegen Angriffe gehandelt habe, deren lebensgefährlichen Charakter er annehmen mußte, nachdem der Volkshaufe Fenster und Haustür demoliert hatte.

Was damals die Erregung der Massen gesteigert hatte, war der dem Studenten völlig unbekannte Umstand, daß der zweite Eindringling ein Serbe gewesen, der die Warnrufe in deutscher Sprache nicht verstanden und seinem niedergeschossenen Arbeitskollegen Hilfe hatte bringen wollen. Die Situation wurde immer kritischer — sowohl für die Häftlinge wie für die Regierung, die in dem kleinen Ländchen auf eine Verständigung mit den Massen angewiesen blieb.

Nachdem ich meine Aufgabe bei den Behörden erledigt hatte, kam ich auf den Gedanken, im Schloß Hans Leuß aufzusuchen. Ich traf ihn in Arbeit vergraben. Er kannte natürlich die Sache, aber aus der einseitigen Darstellung, wie sie damals in den Zeitungen zirkulierte. Dann las er meine Schutzschrift und ging mit schnellen Schritten durchs Zimmer.

„Was soll ich tun, lieber Doktor? In die Justiz darf ich nicht eingreifen.“

„Verlange ich garnicht.“

„Hm — mit der heiligen Bureaukratie werden Sie schon allein fertig werden! Aber dann verstehe ich noch immer nicht, was denn ich tun soll?!“

Und nun entdeckte ich ihm meine Besorgnisse, daß die öffentliche Meinung das Verfahren beeinflussen und zwei unschuldige Menschen zum Schlachtopfer wählen könnte. Hier gäbe es nur eine Rettung: Aufklärung! Ich könnte sie nicht versuchen, denn man würde mir, dem Verteidiger, kein Vertrauen entgegenbringen. Er allein sei der geeignete Mann, dem irreführten Volkswillen entgegenzutreten, um jede Einflußnahme in den Gang des Rechtsverfahrens von vorn herein auszuschalten.

„Ganz recht. Aber ich bin der Meinung, daß die Menge sich mit der Zeit beruhigen wird, besonders, wenn Sie ab und zu einige aufklärende Notizen in die Zeitung lancieren.“

„Gewiß. Aber können wir es verantworten, wenn zwei unschuldige Leute bis dahin, also länger als unumgänglich nötig, im Gefängnis bleiben?“

Das Wort „Gefängnis“ elektrisierte Hans Leuß. Er sprang auf.

„Wie mache ichs nur? Ich sitze hier bis an den Hals in der Arbeit und weiß nicht, wie ich sie täglich bewältigen soll. Aber Sie haben recht: es muß sein. Ich lasse auf der Stelle eine Versammlung ansetzen. Da werde ich reden — verlassen Sie sich auf mich!“

Ein dankbarer Händedruck. Ich reiste nach Berlin zurück und erfuhr nach einigen Tagen, daß Leuß allen Schwierigkeiten zum Trotz die Fahrt in jene Stadt unternommen und mit Einsetzung seines ganzen politischen Kredits in öffentlicher Versammlung eine Aufklärung versucht hatte mit dem Erfolg, daß die Rechtsangelegenheit aus der politischen Diskussion verschwand.

Nach abermals acht Tagen war die Sach- und Rechtslage so völlig geklärt, daß die Haft über Vater und Sohn aufgehoben wurde.

Hier hatte Leuß sich eingesetzt, um den Kampf fürs Recht gegen eine Seite zu führen, in deren Interesse er ihn sonst auf dem Gebiete der Politik, der Verwaltung und der Justiz geführt hatte und führte.

Er ist ein Mensch und ein Kämpfer gewesen.

---

## Zeitungsstreik von Theobald Tiger

Mal nicht!  
Mal nicht den Leitartikel  
mit Schmus und mit Zitatenschatz.  
Unkommentiert fährt das Vehikel  
des Chronos auf den Erdenplatz.

Mal nicht die W. T. B.-Frisuren,  
mal nicht Havas aus Uruguay;  
mal nicht Portraits der Kinodamen —  
und nichts von Bayerns Biergeschrei.

Nun weiß ich nicht, ob Rütt am Start ist,  
weiß nicht, wo Wilson kränklich ist;  
weiß nicht, wo Ebert mit dem Bart ist,  
bei Lubitsch und auch sonst: Statist.

Nicht Kunst, nicht sonstige Handelsteile —  
kein Schrauben-, Kneipen-, Heiratsmarkt.  
Vom Kitschroman nicht eine Zeile,  
kein Muck, wie Escherich erstarkt.

Gewiß: es läuft ja alles weiter.  
Der Richter wütet in Moabit  
und faßt sich den Metallarbeiter,  
weil Themis durch die Binde sieht.

Gewiß: die Welt geht fort hienieden.  
Doch wächst der Zimt incognito . . .  
Mal nicht —!

Und ich merk stillzufrieden:  
Es geht auch so! Es geht auch so —!

# Der Bauherr regiert von Robert Breuer

Am sechsten November 1913, also zu einer Zeit, da es noch den zweiten Wilhelm gab und noch nicht jeder Kinderpopo rot glänzte, schrieb ich hier unter der Ueberschrift „Der Kaiser baut“ die folgenden Sätze:

Die Architektur ist die Erledigung von Aufträgen. Der Architekt kann nicht, wie etwa der Dichter, aus einer Leidenschaft heraus gestalten; zunächst bedarf er stets eines Bauherrn. Dieser Bauherr wird der Leistung des Architekten zum Maßstab; und dies nicht nur, was die Größe und die technische Gattung des Hauses betrifft. Der Auftraggeber ist der geistige Compagnon des Architekten. Der Bau ist immer nur eine Diagonale zwischen den Vorstellungen des Künstlers und den Wünschen des spätern Benutzers; Bauen ist eine Art von Diplomatie. Dabei kommt es darauf an, daß beide Parteien etwas zu geben haben, daß sie also etwas sind. Die Pyramiden wären ohne die Macht der Pharaonen nicht möglich gewesen; und den Peters-Dom hätte man eher ohne Michelangelo als ohne das Papsttum bauen können. Alle große Architektur ist Spiegelung herrschender Gewalt; alle Architektur ist Waffe für Die, die etwas zu verteidigen haben und etwas erobern wollen. Die Geschichte lehrt, daß noch immer befehlender Lebenskraft der ausführende Bau-Operateur gefunden wurde; noch immer antworteten dem Pathos absoluter Herrschgewalt die abstrakten Figuren der Architektur. Aber auch das Umgekehrte läßt sich aus der Geschichte lesen: mit dem Herzog fällt der Mantel, mit dem König sinken Krone und Schloß. Woher käme es wohl sonst, daß heute Niemand eine Kirche, ein Schloß zu bauen vermag! Und selbst wenn es Einer könnte — wäre wohl Jemand da, der solcher Fähigkeit die Tore auftäte? Niemand! Der Gang der Entwicklung ist herzlos; es gibt da keine Kompromisse. Wenn der Kaiser heute bauen will, dann bleibt ihm nur Herr Schwechten. Es bleibt Herr Ihne; es bleiben die akademischen Verwalter toter Formeln. Das Schloß von Posen ist nicht nur eine Fackel der Revolution: es ist die bereits vollzogene Ablösung des Königtums. Es sind die Könige, im höhern Sinne gesprochen, bereits obdachlos geworden.

An diese Anmerkung zur damaligen Baugeschichte erinnerte ich mich, als ich in der „Freiheit“ (die bis zum moskauer Unfall an die Diktatur und damit doch auch wohl an die kulturelle Produktivität des heutigen Proletariats geglaubt haben dürfte) vor kurzer Zeit las, was Bruno Taut, einer der wenigen bauenden Zeit-Erkenner, Kritisches über die Pläne für die Wiederherstellung des Leipziger Volkshauses zu sagen hat. Ich kenne diese Entwürfe nicht, aber das ist auch nach dem, was Taut darüber berichtet, überflüssig: „vorgeklebte Säulen, gekuppelte Aufbauten und dergleichen, alles Elemente, mit denen in guten Zeiten die Autokraten und der Adel, und in schlechten, das heißt: nach 1870, das parvenuhafte Bürgertum seine Bauten dekorierte.“ Der glas-selige Scheerbart-Genosse ist verwirrt dadurch, daß die Arbeiterschaft als Bauherr nichts davon zu spüren scheint, wie sie abermals, trotz Revolution und Diktaturanspruch, Form befehlend, also im eigentlichsten Sinne für die

Ewigkeit gestaltend, nichts andres zu leisten, zu fordern, zu erwidern, auszulösen vermag als: limonadige Aristokratie und verluderndes Bürgertum. Zornig wie einst Moses grollt der sehnsüchtige Bausozialist: „Hat das Proletariat überhaupt einen revolutionären Willen, oder ist dieser Wille nicht bloß ein rein materieller, ein Aufrücken-wollen in eine besser situierte Schicht, das heißt im Grunde: Kleinbürgertum?“ Mit bitterer Resignation stellt Taut fest, daß die Zeiten, da das Proletariat in seinen Bauten, Möbeln, Geräten, Bildern nichts andres wird haben wollen als den Ausdruck seiner selbst, noch ferne sind, daß jedenfalls dort, wo das Proletariat heute baut, der Rhythmus der Arbeitermarseillaise noch nicht so tönt, wie er gehört werden müßte.

Die Marseillaise tönt nicht aus den Entwürfen für den Neubau des Leipziger Volkshauses: aus der Kuppel des Peter-Domes aber rauscht in alle Ewigkeiten hinein die Glorie des Pontifikats. Ein Umstand, der, gemessen an den gewaltigen politischen und sozialen Wandlungen der Gegenwart, vielleicht gering erscheint, der aber in Wirklichkeit entscheidend ist. Wer herrscht, der kann auch bauen, und wer nicht bauen kann, der herrscht nicht mehr oder noch nicht. Kaiser und Kirche können heute den Bauleuten nicht mehr befehlen; aber die Besitzer des Leipziger Volkshauses können es auch nicht. Das Proletariat ist noch nicht stark, noch nicht selbständig, noch nicht schöpferisch genug, um Form gebären zu können. Architektonische Form aber, geprägt auf Stein, Glas oder Seidenfäden, ist der einzige überwältigende Beweis für angetretene Weltherrschaft. Man darf sich nicht scheuen, Erkenntnisse auszusprechen, auch dann nicht, wenn sie Wunsch und Hoffnung zerstören.

Gewiß: das Christusbild war ein verwandelter Apoll, und die Basiliken der Katakomben sind von den Tempeln römischer Götter kaum zu unterscheiden. Aber auch das ist nur eine Bestätigung des Dogmas von der Form als Herrschaftsbarometer. Denn damals war die Kirche noch verfolgt, damals lebte sie noch im Jenseitigen, war sie noch chiliastisch und wartete auf die Wiederkunft des Herrn. Die Parallele zum modernen Proletariat ist erschütternd. Hier wie dort ist die Jenseitigkeit Ursache der Unproduktivität und der Not, sich fremder Formen bedienen zu müssen. Allen Fakiren des Kommunismus zum Trotz: der Bourgeois braucht nicht zu zittern, solange das Herz des Proletariats an Buffet und Vertikow hängt. Solange es einen glatten sentimental Teubner-Druck einem grollenden Blatt der Käthe Kollwitz vorzieht. Solange es, wie Alfons Goldschmidt aus Moskau berichtet, selbst in der Maske des Diktators sich an historischer Oper und kaiserlichem Ballett besäuft.

Die Herrschaftsperiode des Proletariats ist noch nicht gekommen. Die Kunst, soweit sie überhaupt das Morgenrot des vierten Standes spürt, ist mitleidig, kritisch, rebellenhaft (wie bei dem frechsten aller Liniendämonen — George Gross), oder sehnsüchtig: Nur Zeit, nur Zeit . . . mahle Mühle, mahle. Die Künstler aber, die sich als Revolutionäre etabliert haben, und die in dem Wahn, die fest abgesteckte Entwicklung bockend und johlend überspringen zu können, dem Proletariat blutleere Zer-

setzungen morphiumsüchtiger Dekadenz einreden möchten, bedeuten für die Formwerdung des proletarischen Willens ganz gewiß keine Förderung, vielmehr nur Verwirrung und Lähmung. Wie das auch Adolf Weißmann in einer Auseinandersetzung über politischen und künstlerischen Radikalismus sehr richtig gefaßt hat: „Der Künstler, der sich politisch radikal nennt, gebärdet sich künstlerisch radikal. Aber mit solchem künstlerischen Radikalismus, der ihm als Ausdruck höchster Freiheit gilt, entfremdet er sich dem Mann aus dem Volk, dem er sich doch nähern, den er geistig führen will.“ Unpräparierte Arbeiter werden den Helden der Novembergruppe die Kehrseite zuwenden. So also geht es nicht. Es geht überhaupt nicht zu managen. Der Beweis für den Herrschaftsantritt des Proletariats durch die Geburt einer neuen Form — vielmehr: durch das Aktivwerden proletarischen Baubefehls läßt sich nur abwarten. Bis dahin baut die Bourgeoisie, wenn sie den Poelzig Fabriken, den Tessenow Arbeiterhäuser, den Vandevelde das Haus des internationalen Kapitalisten schaffen läßt, im Vorhof des Sozialismus.

---

## Industriekapitäne von Hans Ganz

XVII.

Scherl

August Scherl ist Rheinländer und über siebenzig Jahre alt. Bevor er den Schauplatz seiner Tätigkeit nach Berlin verlegte, wo er das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt schuf, vertrieb er in Köln die wohlfeilste Kolportageliteratur — Dinge, die fast noch unter dem Niveau des Berliner Lokalanzeigers stehen. Gleichwohl hatte er wenig Glück und machte schließlich so etwas wie einen Bankrott. (Das war und blieb der einzige Grund dafür, daß Wilhelm der Letzte dem Verleger der einzigen Zeitung, die er nicht in Ausschnitten, sondern vollständig las, den heiß ersehnten Adel nicht verliehen hat — trotz gewaltigen finanziellen Opfern, die Scherl allen möglichen wohltätigen Zwecken brachte.) Mit der geringen Habe, die er aus dem kölnen Zusammenbruch rettete, und mit ungefähr dreißigtausend Mark, die ihm seine Schwester lieh, begründete er im Jahre 1883 den Berliner Lokalanzeiger. Dieses Geld reichte selbstverständlich nicht lange. Als indessen die Not aufs höchste gestiegen war, fand sich ein Retter in der Person des Buchdruckers Büxenstein (der seither selbst oft in argen Geldverlegenheiten war, aber doch zuletzt, vor etlichen Monaten, seine wertlosen alldeutschen Blättchen dem Herrn Stinnes für ein rundes Dutzend Millionen angehängt hat). Also Herr Büxenstein war die Persönlichkeit, die Scherl in kritischsten Tagen unter die Arme griff, und schon dafür gebührt Herrn Büxenstein ein Platz an der sichtbaren Stelle der Siegesallee. Bald zeigte sich, daß der Gläubiger auf ein gutes Pferd gesetzt hatte: Scherl hatte einen ungewöhnlich erfinderischen Geist. Er wandte all seinen Kredit daran, eine hohe Auflage des Berliner Lokalanzeigers herzustellen, und diese Auflage schenkte er den Berlinern monatlang. Die Menschen waren damals nicht

klüger, als heute: die Gratiskostprobe schmeckte also dem Publikum, zumal da Scherl aus seiner kölnen Zeit: „Pistole und Feder“ ins Blatt setzte. Diesen blöden Roman wollten tausende Menschen zu Ende lesen, nachdem sie viele Fortsetzungen konsumiert hatten, und Scherl machte das den Leuten finanziell nicht schwer: er gab ihnen den Berliner Lokalanzeiger, nachdem er ihn lange buchstäblich verschenkt hatte, für — zehn Pfennige im Monat. Nach einer Weile konnte ihm ein Notar bestätigen, daß er hunderttausend zahlende Abonnenten hatte. Darauf stellten sich die großen Inserenten ein, das Blatt entwickelte sich rapid, und Scherl begann eine lange Reihe neuer Publikationen: ein Adreßbuch für Berlin, illustrierte Zeitschriften, Wochen- und Halbmonatsblätter, schwarz und rot angemalte Gesinnungslosigkeiten — Gewöhnliches, ganz Gewöhnliches und besonders Gewöhnliches. Bald waren die Unternehmungen August Scherls, die in einem elenden Bretterverschlag zur Welt gekommen waren, in einem mächtigen Häuserblock untergebracht, der Berliner Lokalanzeiger wurde das Zentralorgan der Reichsregierung, und schließlich kümmerte Scherl sich persönlich um ganz andre Dinge, als um die Auswahl eines Romans: offenbar in einer Art von Selbsterkenntnis und Verzweiflung über die Qualitäten des Berliner Lokalanzeigers und seiner Tochter- und Vetterblätter trug er sich mit allerhand Weltbeglückungsplänen, zum Beispiel einer moralischen Art von Lotterie, einem Einschienenbahnsystem und dergleichen mehr. In diesem Lebensabschnitt des mächtigen Mannes war ein ganzes Heer von Verlagsdirektoren und Chefredakteuren bemüht, die Meinung Augusts des Unsichtbaren zu erforschen. Dieser betrat sein Bureau durch einen für ihn reservierten Privateingang, legte keinen Wert darauf, seine Leute von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und begnügte sich mit seinem — Leibbarbier. Das ist kein Witz, sondern buchstäblich wahr. Der Friseur, der in der Zimmer-Straße einen Laden hatte, war zunächst nur hinübergeholt worden, um den Zeitungskönig täglich zu rasieren und ihm die berühmte gewordenen schwarzen Locken zu ondulieren. Aber in seinen Unterhaltungen entwickelte er so viel gesunden Menschenverstand, daß Scherl immer mehr Gefallen an ihm fand und seine Kritik allmählich zum Maßstab für Zuschnitt und Inhalt des Berliner Lokalanzeigers nahm. Das geistige Vertrauensverhältnis wurde so innig, daß schließlich Figaro es war, der den Oberschmöcken des Hauses die Befehle des Gebieters überbrachte.

Augenscheinlich sind August Scherl seine Erfolge bedenklich zu Kopfe gestiegen: je größer sie wurden, desto wilder, planloser, größenwahnsinniger wurde die Wirtschaft in Scherls Unternehmungen. Dazu kam, daß seine impotenten „sozialen“ Ideen für Friedensbegriffe unerhörte Summen verschlangen, so daß die finanzielle Lage immer zweifelhafter wurde. Die Firma August Scherl war und ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Das Stammkapital beträgt seit einem Jahrzehnt zwanzig Millionen Mark. Die Majorität der Anteile war lange Zeit in der Hand von August Scherl; in den Rest teilten sich achtzehn Gesellschafter, von denen einer Rudolf Mosse mit einer Einlage von anderthalb Millionen Mark war. Beteiligt waren

und sind ferner am Hause Scherl: die Disconto-Gesellschaft, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, die Norddeutsche Bank mit je einer Million und mehr als ein Dutzend anderer Banken mit Beträgen zwischen hunderttausend Mark und einer halben Million. Zeitweise spielte die Berliner Handelsgesellschaft im Hause Scherl unter den berliner Großbanken die erste Rolle. Lange hat Scherl verstanden, sowohl bei der Errichtung wie bei der mehrfachen Umbildung der Gesellschaft mit beschränkter Haftung wie auch bei der vielfach notwendig gewordenen Aufnahme von Darlehen, sogar gegenüber den gerissensten Hofbankiers die absolute Macht in seinem Betriebe zu behalten. Aber eines Tages gelang einer oppositionellen Gruppe von Geldgebern dennoch, August Scherl, der nach den geschriebenen Verträgen unabsetzbar war, durch eine kleine Palastrevolution an die Luft zu befördern: einige Monate vor Beginn des Krieges zog August Scherl sich höchst unfreiwillig ins Privatleben zurück. Er wurde mit einer Anzahl Millionen abgefertigt. Seitdem lebt der alte Mann abwechselnd in Berlin und in Oberbayern.

August Scherls Anteile wurden hauptsächlich mit Haniel'schem Gelde ausgezahlt, und so zog als sein Nachfolger ins Chefkabinet des Hauses ein Verwandter der rheinischen Großmillionäre Haniel ein: der ehemalige Geheime Finanzrat Krüger vom Preußischen Finanzministerium. Krüger ist nicht lange geblieben, und die Geldgeber Haniel wurden zum Teil durch den Geldgeber Krupp abgelöst. Ihr Vertrauensmann wurde als Nachfolger Krügers Herr Eugen Zimmermann, der Leutnant gewesen war, beim Berliner Lokalanzeiger als Reporter begonnen hatte und zuletzt als Verlagsgott den Ehrgeiz hatte, an jedem Montag ein politisches Leitartikelchen auf die Öffentlichkeit loszulassen. In diesen Stilübungen schlug er sich während des Krieges Jahre lang mit Feuereifer für Bethmann Hollweg, bis er gründlich umlernte und eines Montags sein Ideal Bethmann mit derselben Heftigkeit anfiel, mit der er es eine Woche früher gefeiert hatte. Der Grund? Die Geldgeber der Firma Scherl glaubten, daß ihre Interessen nicht mehr bei Bethmann, sondern bei Tirpitz lägen. Und fortan war der Berliner Lokalanzeiger extrem-alldeutsch.

Herrn Eugen Zimmermann nützte sein neues extremes Alldeutschtum nicht lange: im Jahre 1919 wurde er dennoch entfernt und durch einen Liebling von Hugenberg, dem Ex-Generaldirektor Krupps, ersetzt, nämlich Herrn Ludwig Klitzsch, der ehemals Generaldirektor der Deutschen Lichtbildgesellschaft, der Ala (jener berühmten Auslands-Anzeigen-Gesellschaft, die im Krieg mit Annoncen das Ausland zu kaufen suchte) und des Deutschen Uebersee-Dienstes gewesen war.

Aber mit allem Geld von Krupp und den deutschen Großbanken ist dem Hause Scherl — das übrigens auch in den Zeiten der Hochkonjunktur unter den berliner Zeitungs-großbetrieben die niedrigsten Löhne zahlte — offenbar nicht mehr zu helfen. Vor allem mit dem Berliner Lokalanzeiger geht es bergab. Von mehr als einer Viertelmillion Abonnenten ist er bereits auf weniger als neunzigtausend gesunken. Dämmert es in den Köpfen der Berliner?



## Burgtheater von Alfred Polgar

Im Schloßtheater zu Schönbrunn: ‚Bunbury‘ — eines der Lustspiele Oscar Wildes, die sich selbst als törichtes Theaterzeug denunzieren und eben aus dieser Denunziation ihre heiterste Wirkung holen. Um das Gerüst einer absichtsvoll skurrilen Handlung schlingen sich, aus Bunt- und Glanzpapier in leichter Kunstfertigkeit geschnitten, Guirlanden von witzigen Spruchbändern. In der Sonne vergangener schöner Tage mag das Ding ein froher Anblick gewesen sein. Im trübseligen Regengrau heutiger Zeit hängt der ganz buntpapierne Zauber farb- und leblos, verwaschen und hinfällig.

Mit der ‚Bunbury‘-Aufführung kann das junge Burgtheater nicht Staat machen. Der Regie fehlte ein stilistischer Einfall, den Darstellern Uebermut, Grazie und die Kunst der absichtslos pointierenden Rede. Frau Senders hatte ein paar Bewegungen und Posen, deren grotesker Kraft man sich nicht entziehen konnte. Ansonst war die ganze Darstellung auf einen Ton pretiöser Trockenheit gestimmt, der recht ermüdend wirkte. In der Rolle der süßen, kleinen, klugen Cecily war Fräulein Martens mit vollendeter Routine süß, klein und klug. Wo ihre Eigenart steckt, das wird sich erst zeigen, wenn sie einmal irgendwas Menschliches zu spielen haben wird. Püppchen kann sie auf das allernetteste zwitschern und lächeln.

•

Im alten, großen Burgtheater: ‚Hamlet‘. Das Bühnenbild ist (von Roller) wesentlich vereinfacht. Ein rotbespanntes, drei Stufen hohes Podium, seitlich von grauen, hinten von einem schwarzen Vorhang abgeschlossen, der nur in manchen Szenen gerafft wird, Ausblick auf gemalten Hintergrund freigebend. So in der ersten Szene (Sternenhimmel), in der Schauspielszene (Schloß mit Garten), in der Totengräberszene (Friedhofsmauer) und am wirksamsten in der Schlußszene, in der, mit der Fortinbras und seiner Truppen Erscheinen, der schwarze Hintergrund aufliegt und einer kalten, lichtgrauen Luft-Wand Platz macht. Symbol, daß nun nüchterne, taghelle Realität — scheuend Spuk und Finsternis unlösbarer Schicksals-Verstrickung — von der Szene Besitz ergreift. Am Souffleurkasten ein kleiner, viereckiger Ueberbau, auf dem, in Qual und Meditation hingewunden, Hamlet seine Monologe spricht. Dort nimmt auch, in der Schauspielszene, das Königspaar Platz, Rücken zum Publikum; so kommt der Zuschauer, während des beziehungsreichen Spieles, um die spannende Lektüre in des Königs Mienen. Für König und Königin scheint der Platz auf dem überhöhten Souffleurkasten ein bißchen zu knapp. Aber es ist alter, mysteriöser Theaterbrauch, Throne und fürstliche Sitzgelegenheiten immer so schmal zu bauen, daß die Königsparee, gibt es Seitenlehnen an ihren Sitzen, sich nicht rühren können, gibt es aber keine, mäuschenstill halten müssen, um nicht herunterzufallen. An Möbel und Gerätschaft gibt die Rollersche Szene nur das nötigste Minimum. Licht fließt unter anderm aus zwei rechts und links der Rampe aufgestellten scheinwerfenden Kandelabern. Hamlets Gemüts-Verdüsterung wird,

mit guter Wirkung, in die Bühnen-Belichtung objektiviert. Während seiner Monologe sinkt Schatten über die Szene: nur um Hamlets Haupt geistert es mondfahl. Seine Schwermut färbt gewissermaßen auf die Atmosphäre ab, und wir sehen die Welt so grau, wie sie ihm scheint. Die Trachten der königlichen Gesellschaft sind ungemein farbig. Rot dominiert. Vor dem dunkeln Hintergrund nehmen sich diese heftig bunten Figuren auf leerer Bühne ein wenig puppenhaft aus: aber das gibt ihnen andererseits eine Strenge und Ferne, eine Abseitigkeit von gemeiner, schwitzender Lebens-Kopie, wie sie eben nur die edle Marionette hat.

So viel von Rollers Arbeit, die mir niemals männlicher, herber, echtbürtiger aus dem Geist der Tragödie schien als hier. Was ihr, ebenso wie der stilvollen, mit schöner Oekonomie der Mittel die Ewigkeits-Züge des Werkes herausprägenden Regie des Herrn Heine fehlt, ist eigentliche Originalität. Diese ganze festlich-karge Zurichtung, diese prunkvolle, stimmungsprunkvolle Askese der Räume, diese Verhaltung des Materiellen (zu Gunsten des Geistigen?) sind längst geübte Praktiken der modernen berliner Regie. (Sicher nicht ihre übelsten.) Hiervon abgesehen gelang eine Aufführung, deren strenger Rhythmus (bei vielfacher dynamischer Stufung), deren Geschlossenheit und gedankliche Energie sie weit ab vom akademischen Theater rückte. Leider ließen Heine die schauspielerischen Mittler oft im Stich. Es gab nur zwei überzeugende Leistungen: die des Herrn Arndt und des Herrn Heine selbst. Jener ein Polonius voll Lebens-Unruh, zu der ein kindisch-törichtes Herz hörbaren Takt schlug, dieser ein Totengräber von grotesker Bedächtigkeit, abseits von Todesangst und Grauen, jener Seelenruhe teilhaftig, in deren Kühle Schwachsinn und Weisheit diffundieren. Hamlet war Herr Aslan. Das Feminine seines Wesens taugte der Rolle, und nichts, was Klugheit von ihr greifen kann, entglitt ihm. Aber immer empfand man, daß er spielte und mimte, die Figur spielte, bei der, wie bei keiner zweiten der dramatischen Literatur, Sein oder Nicht-Sein die durchaus entscheidende Frage. Die leidenschaftlichen Ausbrüche hatten was Unecht-Forciertes, und die Schwermut war seiner Seele nur linker Hand vermählt. Eine gesunde, derbe Ophelia: Fräulein Aknay. Das Königspaar Danegger und Bleibtreu, Horatio Schmöle, Laertes Schott ziemlich belanglos. Nicht ohne Komik die wilden Abgänge des Herrn Danegger von der Bühne, wobei er immer seinen Königsmantel tief unten raffte, als hätte er durch was Nasses zu waten.

Trotz den darstellerischen Halbheiten ein Theaterabend von hoher künstlerischer Ambition. Und ein rechtes Pech des Burgtheaters, daß die wiener Kritik — beleidigt, weil von der Generalprobe ausgesperrt — die Vorstellung zu ignorieren beschlossen hatte. Die Kritiker haben ja in gewissem Sinne Recht, aber die Schauspieler auch. Sich nach Generalproben-Leistung richten zu lassen, ist für sie eine Zumutung, wie es für den Kritiker etwa die Zumutung wäre, sein Referat vor die geliebten Leser zu bringen, ohne letzte Korrektur besorgt und Druckfehler getilgt zu haben.

# Godiva

Wer macht eigentlich an unsern Theatern den Spielplan? Und nach welchen Erwägungen macht er ihn? Ich dummer Laie würde raten, ein Drama zu geben: entweder wenn es ein Kunstwerk ist; oder wenn es die Gegenwart ausdrückt; oder wenn es dankbare Rollen aufweist; oder wenn es zu „ziehen“ verspricht; oder wenn dem jungen Autor die Aufführung für seine Entwicklung nützen würde. Die klugen Fachleute wissen es besser. Eine Prüfung des Einlaufs nach so vernünftigen Grundsätzen wäre mühsam. Von hundert Stücken erfüllen neunundneunzig keine der fünf Bedingungen. Greift in den Vorrat hinein, und Ihr habt eins der neunundneunzig. Greift rechts und links und vorn und hinten daneben, und Ihr habt immer noch eins. Das hundertste, das brauchbare greift Ihr nicht früher, als bis der Name des Dichters in den Todesanzeigen steht.

Der Name Hans Franck steht auf der Liste der zehn förderlichsten Kritiker des Deutschland von heute. Ein Grübler, ein Zerdenker; aber einer, den der Hang zur Auseinanderäuserung nicht hindert, Normen zu setzen, Pfade zu bahnen, Forderungen zu erheben. Aesthetikern dieses Schlages von starker Denkkraft und hohem Ethos vermindert ihren Wert, ihre Wirkung nicht selten ein unanschaulicher Philosophenjargon. Hans Franck führt eine besondere Sprache, der auf den festen Knochen das Fleisch weder allzu üppig blüht noch je schwammig wird. Er hat grade so viel vom Poeten, wie man wahrscheinlich haben muß, um Poeten zu verstehen. Vom Verständnis zum Wettbewerb ist für ihn ein Schritt. Er hat in der Vergangenheit die größten Dramatiker unsre größten Kritiker werden sehen: warum darf da nicht ein Mal ein Kritiker zum Dramatiker werden? Es gibt seit Lessing keinen, der auf diesem umgekehrten Wege ans Ziel gelangt wäre: also wird der Ruhm des zweiten umso leuchtender sein. Schade, daß die Voraussetzung der Kritik nicht Selbstkritik ist.

Drückt Hans Francks Gedicht die Gegenwart aus? Was ist Godiva uns, daß wir um sie soll'n weinen, wenn wir sie nicht in jedem Augenblick mit unsrer Schwester vertauschen können! Zeit der Handlung: die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Das täte nichts. Wer fühlte nicht mit Rhodopen und Mariamnen! Die waren nicht Abbilder, sondern Vorbilder, nach denen sich Generationen von Frauen zu einer neuen, tiefern, schmerzenreichern Schamhaftigkeit erzogen. Auch Generationen von Dramenfiguren. Zu ihnen gehört Godiva, die in der Ehe unerschlossen geblieben ist — und eines Tages wodurch erschlossen wird? Durch überzeugende Vorgänge eines gesteigerten Seelenlebens? Nein: durch sagenentliehenen Wunderkram, Privatissimum eines kirchengeschichtlich hochgebildeten Priesters, Nackt-Ritt über die Straßen einer mittäglich scheinenden Stadt, Erblindung des einzigen Augenzeugen, symbolische Entfaltung von Rosenknospen und opernhaftes Angebot einer lieblichen Kinderschar.

Dieses Brimborium unterbindet den Anteil, weils erstens keine Allgemeingültigkeit hat und zweitens nicht von Hans Franck stammt, sondern von ihm für ein Nervenproblem unsrer Tage aus der mittelalterlichen Legendenliteratur übernommen ist. Man bringe nicht die Jahrhunderte durch einander. Richard der Dritte ist gut, und Rebekka West ist gut. Nichts dagegen zu sagen, daß dem königlichen Bluthund seine Opfer nächtens im Zelt erscheinen; aber man lasse Frau

Rosmers Wasserleiche aus dem Mühlbach auftauchen und ihrer Gedankenmörderin als ein ehrliches Gespenst die Zimmerwand schmücken, und wir werden nicht eine Gänsehaut, sondern einen Zwerchfellkitzel verspüren. Nun gar entleide man Hans Francks fünf Akte dieses Brimboriums. Dann wird ‚Godiva‘ einem Weihnachtsbaum gleichen, der mehr als geplündert ist: von dem schon die Nadeln abgefallen sind. Dann wird Godiva sich weigern, „das Weibunmögliche zu tun“, und überhaupt den Jargon ihres Stammvaters reden.

Von eben diesem Stammvater rührt der tödliche Satz her: „Doubletten sind wertlos in der Kunst.“ Das Kunstwerk ‚Godiva‘ ist keines, weils eine Doublette ist, und die Aufführung wird dem Verfertiger nichts nützen, weil er ohne Zweifel zu alt ist, um seine Verhebbelung noch los zu werden. „Durftest du ein Wunder zum Erweis des Wunders wollen? Glaubst du das Wunder, das du lebst, dir nicht, wie könnte dich das Wunderwunder zwingen, daß du dich glaubst?“ So spricht Godivas Schwiegermutter, der man zugute halten mag, daß ihr Gemahl sie braun und blau zu schlagen pflegte. Godivas schiefe Ehe wird zwar am Schlusse gradegerückt. Trotzdem hegt man für ihre künftige körperliche Sicherheit gleichfalls Befürchtungen, wenn sie wie folgt ihren Eheherrn apostrophiert: „Da du, obwohl ich nichts in meinen Tiefen sah, so atemraubend lange und so tief ich auch in mich hinabgetaucht — nichts, nichts, was dich nicht wollte, dich nicht wollte — da du aus deines Blutes Willen — obwohl mein Blut nichts andres will als deins — da du mir dich wie einem Tier, das . . .“ Das ist von einem einzigen Satze erst die Hälfte.

Jetzt wäre, viertens, noch möglich, daß sich das Staatstheater von ‚Godiva‘ volle Häuser versprochen hätte. Woraufhin? Bei den beiden Bindelbands hätte die nackte Frau ein bißchen den Mantel gelüppt, und im Zirkus wäre sie gar mit nichts als ihrem wallenden Haar bekleidet durch die Arena gesprengt. Der Asket Hans Franck verlegt den Ritt in den Zwischenakt, und das anständige weiland Hoftheater muß sich streng an die Reize der dargestellten Akte halten. Aber, um Himmels willen, an welche? Die Spannung, ob Godiva reiten wird, ist keine für die Mehrheit des Publikums, die ihren Tennyson kennt und darüber aufgeklärt ist, daß Godiva reiten wird. Die Verpflichtung der Bevölkerung, in jeder Sonnwendnacht auf die Burg Coventry eine Jungfrau zu senden, erhitzt den Abonnenten weder das blaue noch das wasserfarbene Blut, und wenn nicht endlich Bedingung Fünf . . .

‚Godiva‘ hat nicht einmal dankbare Rollen. Und Jeßners Truppe ist denkbar buntscheckig. Da sind durch fünfunddreißig Jahre die Sommerstorff, Pohl und Kraußneck neben einander hergegangen, und nicht nur von Zeit zu Zeit, sondern immer wieder hört man die Alten gern. Da ist, aus einer andern Lehre, die Bertens, die Siebzig sein soll und Fünfzig scheint. Da ist, aus der Provinz, aber keiner unedeln, Theodor Becker, von dem ich einmal Karl Mays Old Shatterhand oder Winnetou sehen möchte. Da ist der Nachwuchs. Lothar Müthel ist wohl, mit manchen Alters- oder Jugendgenossen, noch nicht an seine Gestalten geraten. Johanna Hofer ist glücklicher dran. Am dichterisch unergiebigsten Abend profitiert sie von unsrer Erinnerung an frühere Abende. Daß sie für diese krampfliche Godiva gerade in der vollkommenen Krampflosigkeit das Heil suchte, zeugte von hohem Kunstverstand. Daß sie es fand, von hoher Künstlerschaft.

# Rundschau

## Kommunistenprozeß in Bayern

Die bayrische Hochverrats-Regierung Kahr versucht, es Bismarck nachzutun. Sie will den Kommunismus mit Feuer und Schwert aus ihrer „Ordnungszelle“ vertilgen. Die Luft ist schwül wie in den besten Zeiten des Sozialistengesetzes.

Der kommunistische Landtags-Abgeordnete Eisenberger steht vor dem Staatsanwalt des Volksgerichts München I, Lieberich (der aus dem Arco-Prozeß bekannt ist).

Die Konstruktion der Anklage hat viel Kopfzerbrechen gemacht, und ganz ließ sich das Wort Immunität doch nicht vermeiden.

Tatbestand: Eisenberger hielt Versammlungen ab. Dabei griff er die herrschende Reaktion leidenschaftlich an; dabei bedachte er die Hurrah-Priester mit den Worten: „Vollgefrissenes Pfaffengesindel“; dabei vertrat er in Ausübung berechtigter Interessen das Programm der K. P. D.

§ 39 der Bayrischen Staatsverfassung, Absatz I, heißt nun so: „Kein Abgeordneter darf während der Tagung ohne Genehmigung des Landtages verhaftet oder wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung in Untersuchung genommen werden, außer wenn er bei Ausübung der Tat oder im Laufe des nächsten Tages festgenommen worden ist.“

„Tat“ heißt in diesem Zusammenhang nach Auslegung der Staatsrechts-Lehrers Rothenbichler der münchener Hochschule: kriminelles Vergehen; das bedeutet seit etwa dreißig Jahren für alle deutschen Parlamente das gleiche. Nach Auslegung des bayrischen Justizministers Roth seit der Verhaftung Eisenbergers aber auch: Reden halten gegen die bestehende bayrische Verfassung und gegen

die besondere Art ihrer Durchführung durch das bayrische Polizei-Ministerium.

Das erste Hindernis auf dem Wege zur Verhaftung eines oppositionellen Abgeordneten war somit beseitigt. Nun galt es nur noch, die „frische Tat“ zu konstruieren und einer Einmischung des Landtags zuvorzukommen (sie war ja übrigens von dem bestehenden bayrischen Landtag nicht zu fürchten).

Der Staatsanwalt Lieberich stellte sich zur rechten Zeit und mit der nötigen Instruktion versehen die rechten Zeugen lange, bevor die „frische Tat“ begangen war. Er leitete das Strafverfahren ohne Genehmigung des Landtags schon Wochen vorher ein; er beauftragte schon Wochen vorher allorts die Polizei, „Material zu sammeln“; und zwei Tage vor der „frischen Tat“ — Rede in Trostberg — sandte er dorthin drei Kriminalbeamte, die den Verhaftungs-Befehl wegen der noch nicht begangenen Tat bereits in der Tasche hatten. Und so gelang es, den Verbrecher auch wirklich zu verhaften.

\*

Die maßgebenden Zeugen, auf deren Aussage hin Eisenberger zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde, waren zunächst drei Kriminalbeamte der münchener Polizei. Sie waren vorher, nach ihrer eigenen Aussage, durch ihren Vorgesetzten instruiert worden dahin, daß sie besonders zu beachten hätten, ob der Redner gegen § 130 des bayrischen Strafgesetzes verstieße. Ihrem Urteil war es überlassen, sich dann zu entscheiden. Daß diese Leute das von ihrem Vorgesetzten befohlene Aergernis nahmen, ist selbstverständlich. Bezeichnend für ihre geistige Qualität ist: daß der Oberspitzel bei

seiner Vernehmung aus der Rede Eisenbergers als den ersten belastenden Satz diesen angab: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Vier andre Belastungszeugen, „zuverlässige Männer“ und gleichfalls vom Bezirksamt vorher bestellt (nach ihrer Aussage), bestätigten natürlich gerne, was nötig war.

So äußerte der Erste auf die Beeinflussungs-Frage des Ersten Vorsitzenden, ob die Rede des Angeklagten hetzerisch gewesen sei, frank und frei: ja, sie sei es gewesen. Und auf die Frage des Verteidigers, warum der Zeuge die Rede für eine Hetzrede gehalten habe, kam die Antwort: Eisenberger habe in seinem Sprechtempo so sehr gehetzt, daß man ihn gar nicht verstehen konnte. Dies war der Zeuge Anton Rieger, Kaufmann aus Trostberg.

Der Zeuge Hafner, Krämer aus Sankt Georgen, erzählte, er habe den „Bericht“ nur deshalb gemacht, weil er dem Bürgermeister seines Ortes durch ein Entgegenkommen bei einem Ackerkauf verpflichtet sei.

Der nächste Zeuge, ein Militär-Anwärter namens Sünderhaupt, bestätigte, daß Eisenberger gegen den „§ 130“ verstoßen habe.

Die Aussagen der sechs Entlastungszeugen aber schienen dem Staatsanwalt Lieberich (vermutlich weil sie nicht vorher bestellt waren) ohne Belang. Die sechs Entlastungszeugen waren: eine Lehrersfrau, die Frau eines Versicherungsinspektors, ein Lehrer, ein Stadtrat und zwei Arbeiter. Dem Staatsanwalt Lieberich mißfielen sie wohl auch deshalb, weil sie, im Gegensatz zu den Belastungszeugen, alle in der Lage waren, den Aufbau von Eisenbergers Rede wiederzugeben.

\*

Der Antrag auf Vertagung der Verhandlung wurde abgelehnt. Am Abend des vierten Oktober fiel auf Grund der Zeugen-Aussagen der Spruch: zwei Jahre Gefängnis.

Zweieundzwanzig Stunden nach dem Urteil trat der Landtag zusammen. War er eröffnet, so mußte die Staatsanwaltschaft seine Erlaubnis zu dem Strafverfahren einholen. Darum eilte es so sehr, das Urteil vorher unter Dach zu bringen.

\*

Das Urteil gegen den Abgeordneten Eisenberger ist ein umso typischeres Beispiel bayrischer Klassenjustiz, als andererseits unter den Augen der Regierung Kahr mit ihrer sichtlichen Unterstützung seit Monaten in München antisemitische Propaganda immer üppiger erblüht — so sehr, daß offen und in riesigen Plakaten mit polizeilicher Genehmigung zu Pogromen aufgereizt werden darf und Rassenhaß gezüchtet wird, und als ferner die Abgeordneten der Rechts-Parteien in Dutzenden von Versammlungen die Ermordung linksradikaler Arbeiterführer ruhig predigen dürfen.

Otto Graf

### Revolutionshochzeit

1895 verbrachte ich mit meinen Eltern den Sommer in Weimar. Es war einer jener schönen hellen Tage, wo die ganze Ilm-Stadt vergoldet erscheint. Wir waren mit der Droschke nach Belvedere gefahren. Im Rondel des grünen Parkes tranken wir, durch eine Schnur von den Baedeker-Fremden getrennt, mit dem Großherzog Karl Alexander und der Oberhofmeisterin Fräulein von Watzdorf Tee. Im Hoftheater wurde damals ‚Figaros Hochzeit‘ gegeben, und der alte Herr sagte, in seiner gezielten Art: „Ich bin so froh, daß ich für mein Theater jetzt d’Albert gewonnen habe. Strauß kann

keinen Mozart dirigieren. Was er auch dirigiert: es ist immer nur Strauß. Im übrigen machen mir meine Künstler wieder viel Sorgen. Sie streiten sich, anstatt sich um die Kunst zu kümmern. Aber das war immer. Denken Sie nur, liebe Frau von Kaufmann, an die Erstaufführung von ‚Figaros Hochzeit‘. Die Kabalen in Wien. 1785. Grade hundertundzehn Jahre ist es her.“ Er schien nachzusinnen. „Wie fanden Sie die Gräfin? Hermine Fink — sie wird bald Frau d’Albert sein — gibt doch das Höchste in dieser Rolle. Meine hochselige Frau Mutter berichtete, daß Madame de Staël bei ihrem Aufenthalt in Weimar gesagt habe: ‚Ach, das Stück! Als die Comédie es spielte, une folle journée, da hielten wir die Aufführung für eine Caprice der Königin. Mirabeau, ce fou indiscret, war der Hauptgegner von Beaumarchais. Die Aufführung der Oper, die Wahl des Sujets durch den Liebling Kaiser Josefs des Zweiten, des ‚rocher de bronze‘ der Legimität, war eine Uebererraschung.‘ Die interessante Frau von Staël erzählte, wie der Minister Necker, der harte Genfer, bei Mozarts Musik, bei den einschmeichelnden, lieblichen Melodien geäußert hätte: ‚Wenn diese Töne nur nicht Sehnsüchte wachzauberten, die kein aufklärerischer Protestantismus wecken konnte!‘ Auch Goethe sprach mir oft von der Begeisterung, die das Publikum, nachdem bei der Premiere der Oper die Intrigen gesiegt, späterhin gezeigt habe.“

Der Abend senkte sich leise bei dem Geplauder. Plötzlich sang eine Nachtigall. „Hören Sie nur das Konzert. Ihnen zu Ehren, meine lieben Gäste. Darüber, daß hier die Nachtigallen meinen invités huldigen und sich auf besonders schöne und geistvolle Frauen einstellen, schrieb ich schon

dans ma jeunesse an Madame de Récamier.“

Ein Stück Alt-Weimar. Der Sohn von Maria Paulowna im Park von Belvedere.

Später las ich das Drama von Sophus Michaelis: ‚Revolutionshochzeit‘. Ich hatte den dänischen Dichter vor vielen Jahren in Siena kennen gelernt. Dort sammelte er wohl Stoff; wir trafen ihn das erste Mal ganz versunken in San Gimignano. Der Kleriker in der Bibliothek zeigte uns eine Bibel, und Sophus Michaelis und mein Vater raubten dem guten Pfarrer viel von seiner Freude, indem sie ihm bei dem hebräischen Text bewiesen, daß dieser schon Vokale enthielte und Akzente zeigte, also nach 1500 entstanden sein mußte. Nie wieder habe ich so abgezielte Wortstellungen, solch eine Vorsicht und Treffsicherheit in der Wahl der Form und des Ausdrucks bei einem Menschen erlebt wie bei Michaelis. Sein Vater war aus Hannover, wie er erzählte, nach Odense gezogen; ein Professionist wie der Vater von Beaumarchais, der eine Uhrmacher, der andre Schneider.

Jetzt liegt vor mir das Textbuch von d’Alberts neuer Oper, die am achtzehnten Oktober in Berlin aufgeführt worden ist. Während ich schreibe, spielt auf dem Flügel eine Dame aus dem Auszug vor. Eine junge Sängerin singt die Alaine. Ob d’Albert der Text gefiel, oder ob nur der zugkräftige Titel ihn reizte? Das ist gleichgültig. Seine Musik ist Musik seiner Zeit. Als Goethe starb, erklang Sphären- gesang — so erzählen gläubige Weimaraner. Als Frankreichs Königstum dem Untergang nahe war, ersann Mozart Weisen, die Menschheitsgut werden mußten. Das alte Europa fällt in Trümmer: da komponiert Eugen d’Albert.

*Hetta Gräfin Treuberg*

Wem war die Pflege zeitgenössischer Musik in Berlin bisher anvertraut? Sängern, die statt Schubert - Schumann - Brahms ab und zu einen „modernen Lieberabend“ und sich selbst damit ein Air gaben. Oder Gastdirigenten, die mit einem Seitenblick auf den hereinzulockenden Kritiker irgendwelche auswärtige Novität „zum ersten Mal in Berlin“ brachten. Oder Instrumentalisten, insofern sie nämlich selbst komponierten. Viele versuchten, Wandel zu schaffen. Zuletzt die Neue Musikgesellschaft; sie ist soeben lautlos vom Plan verschwunden.

Nun kommt ex oriente, aus Wien, eine Bewegung, um eine neue Aera im berliner Musikbetrieb „anbrechen“ zu lassen. Systematisch und in großem Stil, bewußt und ohne um Entschuldigung zu bitten, unternimmt man, ein Publikum zu innerlichem Kontakt mit der Musik der Lebenden heranzuerziehen. Eifrige Propaganda schafft Beziehungen zu guten Namen, eine Fülle von Veranstaltungen: Orchesterkonzerte, Kammermusikabende, Vorträge werden angezeigt, Säle gemietet, große Dirigenten engagiert. Eine neue Zeitschrift taucht auf, Programme auf schönstem Büttenpapier geraten einem überall in die Hände. Dies Alles deutet auf Geld. Kein Wunder, daß sämtliche jungen Komponisten der künstlerischen Leitung die Tür einrennen, und daß ein Musikreferent ihr in die Suppe spuckt.

Es ist bemerkenswert, daß die berliner Kritik die Pleite eines neuen Ziele verfolgenden Unternehmens nie erwarten kann. Literarische Versuche haben bereits daran glauben müssen. Kinderkrankheiten des Beginns, technische Unzulänglichkeiten, Tastversuche werden zu einem Fiasko aufgebauscht. Dann sehe der leere

Saal, wo er bleibe. In diesem Falle scheinen ja die Mittel da zu sein, um verärgerte An- und Ausfälle zu überdauern. Eben daraus, daß diese Mittel vorhanden sind, wird der Leitung des „Anbruchs“ der Strick gedreht. Man wittert Nepotismus, Protektionswirtschaft und vergißt dabei, daß irgendwer heute doch alles Das zahlen muß, was leider dazu gehört, um eine tote Partitur zu tönendem Leben zu wecken. Immer noch sympathischer, wenn Leute, die es haben, sich das Geld durch die Suggestion eines innerlich Beteiligten für Zwecke der Kunst aus der Tasche ziehen lassen, als daß der Komponist sich viele Monate lang die Mittel für einen einzigen minderwertigen Kompositionsabend zusammenhungert. Und was die Protektionswirtschaft anbelangt — wer fährt hier schlecht dabei? Nicht das mittellose starke Talent, dem der finanzierende Unfähige vielleicht Jahre verbitternden Wartens erspart. Auch nicht die Kunst; Unwahres richtet sich selbst. Denn die künstlerischen Bedingungen für genetische Vorgänge im Schaffenden sind bei Arm und Reich die gleichen. Keiner kann sich loskaufen von dem ekelhaften Nachgeschmack, dem peinigend bösen Gewissen nach einer Auf-  
führung, die nur Scheinerlebnisse zutage fördert, nicht aber ein Etwas, das mit unaufhaltsamer Notwendigkeit nach klanglicher Versinnlichung strebt.

Wie immer: es ist Zeit, daran zu denken, daß ein Kunstbetrieb, der von der Gegenwart absieht, auf die Dauer nicht lebensfähig ist. Auch der Künstler kann nicht immerzu sub specie aeterni produzieren, ohne die Gewißheit, daß seine Musik nicht totes Kapital bleibt. Welche Werke und Künstler der „Anbruch“ vorläufig propagiert, ist unwichtig vor der



Tatsache, daß an seiner Spitze ein Mann steht, der anscheinend Energie und Initiative genug besitzt, um den Karren überhaupt ins Rollen zu bringen. Nicht jene Leute werden an die musikalischen Probleme der Zeit herangehen, die zum so und so vielen Male bei der Neunten Symphonie die Augen vor Entzücken verdrehen und sich mit dem Untergang des Abendlandes abgefunden haben. Geraten diese zufällig an Musik, die zum Widerspruch reizt, dann sagen sie bloß: „So geht es nicht weiter.“ Es gibt aber Andre, die dafür sorgen, daß es doch weiter geht. Sie beginnen zu denken, zu prüfen und zu forschen und Zusammenhängen nachzuspüren. Sie suchen im Dunkeln in sich und um sich. Wer dabei die Leuchte hält, sei willkommen.

*Gisella Selden-Goth*

### Die grünen Säulen

Der Buchladen Kurfürstendamm von Axel Juncker in Berlin hat zur Zeit Schwierigkeiten mit der Baupolizeibehörde Charlottenburg, der die Außenfassade zu bunt angestrichen erscheint. Es trat ein Schutzmann an, der den p. Juncker aufschrieb und zur Meldung brachte. Der Polizeipräsident von Charlottenburg am sechsten September: „Sie haben die straßenseitige Ansicht des Hauses Kurfürstendamm 29, soweit Ihre Geschäftsräume in Betracht kommen, mit einem in grellen Farben gehaltenen, von dem sonstigen Anstrich des Hauses abweichenden Anstrich versehen, der das Gebäude gröblich verunstaltet.“ Abgesehen davon, daß dem Polizeipräsidenten von Charlottenburg eine Stunde Deutsch ganz gut fäte, halte ich die Heranziehung des Ortsstatuts vom achtundzwanzigsten September 1911, betreffend Vorbeugung gegen Verunstaltung, für einen Vorwand.

Mir gefällt der Laden auch nicht. Tatsache ist aber, daß die Baupolizeibehörden dieser geschmacklosesten Stadt Nordeuropas ihr Amt falsch auffassen. Sie erziehen die Steuerzahler nicht — sie bevormunden sie. Man muß Architekten weinen hören, wenn sie von den Erlebnissen mit diesen aufgeplusterten Bürokraten erzählen. Der Fall Juncker ist nicht vereinzelt: auch der Verlag Ladyschnikoff in der Ranke-Straße zu Berlin hatte mit einem roten Anstrich ähnliche Schwierigkeiten. Es ist in den meisten Fällen der alte Polizeigeist, der alles, was von der Norm abweicht, deshalb (nicht weil es häßlich wäre) verbietet. Bauräte? Gendarmen.

Juncker wehrte sich gegen diese Polizeimaßnahme und bekam zur Antwort, ein besonderer Ausschuß, bestehend aus drei vom Magistratsdirigenten bestimmten Magistratsmitgliedern, drei von der Stadtverordnetenversammlung gewählten Stadtverordneten und drei Sachverständigen im Ehrenamt, habe zu Gunsten der Polizei entschieden. Ich kann das Gefühl nicht los werden, daß solche Entscheidungen leise, leise von der Freude beeinflußt werden, Obrigkeit zu spielen. Roda Roda erzählt einmal von einem Beamten, der Gefängnis bekam und nun gefragt wurde, welches Handwerk er für seine Zellenarbeit wähle. Er sagte: „Am liebsten tu i halt alleweil regieren!“ Am liebsten tun sie halt alleweil regieren.

Reglements schaffens nicht. Der Reichskunstwart wird da nicht viel ändern. Es ist auch ganz gleichgültig, daß wegen zweier grünen Säulen so ein Klamauk gemacht wird, wenn die Siegesallee steht.

Nicht gleichgültig ist aber, daß hiezulande offenbar Keiner ein Amt ausüben kann, ohne in eine gelinde Psychose zu verfallen, und

daß diese lächerlichen Schlägereien mit den Baupolizeibehörden den Architekten das Leben verbittern, die Stadt nicht schöner machen und eine gestrenge Obrigkeit statuieren wie anno Spitzweg.

*Ignaz Wrobel*

Gute Witze aus großer Zeit

Ueber den Kriegsberichterstatler Roda Roda wäre mancherlei zu sagen. Als meine alte Liebe damals in die Pressequartiere der oesterreichischen Brigaden stieg, trauerte ich tief und anhaltend. Es war schade um den Mann. Er hat dann eine Reihe Feuilletons geschrieben, die ich lieber nie gelesen hätte — und einen Haufen kleiner Geschichten. Sie liegen gesammelt vor und heißen: „Irrfahrten eines Humoristen“ (bei Rösl & Co. in München).

Was dieses Buch alles nicht ist, steht bei diesem Autor von vorn herein fest. Niemand kann aus seiner roten Weste heraus. Es ist also nicht schneidende Satire und schmerzlich hohle Ablehnung einer viehischen Massenschlächtereier, es ist nicht geniale Erfassung von Einzelzügen, die auf den ganzen Bahnhof schließen lassen (wie in den „Letzten Tagen der Menschheit“ von Karl Kraus — Blasphemie, das hier zu nennen!); es ist eben etwas Andres.

Es ist jene schlagend freche und im tiefsten Grunde doch harmlose Ironie der Kasinostunden, da man sich, Weltkriegsteilnehmer und Adjutant, der man war, langsam voll laufen ließ. Unter diesem Aspekt sah der Weltkrieg schon lustig genug aus. Gut war daran vor allem, daß der bunte Apparat dem Eingeweihten nichts mehr vormachte: Orden, Paraden, Beförderung, siegreiche Schlachten, Extrablätter, Vornärsche — man wußte, wie so etwas „gemacht“ wurde. Und es wurde eine ganze Menge gemacht . . .

Bis auf die wenigen Ausnahmen, wo Roda Roda die Totschläger noch feiert (ich weiß, daß er das nicht so empfindet) — bis auf diese Ausnahmen habe ich das Buch in einem Sitz durchlacht. Er ist noch immer unser Einziger, der kleine Geschichten so erzählen kann, als säße er am Kamin und ließe behaglich einen milden Rotwein in sich heruntergluckern. Er kann alle Leute und alle Dialekte und alle Tiere nachmachen, auch Kommandierende Generale. Die alten guten Armeewitze der Schulter an Schulter kämpfenden Schießvereine sind in dem Buch enthalten („Hötzendort hat mit seinen Oesterreichern die Russen so lange aufgehalten, bis Militär kam“); reizende kleine Worte, die den ganzen Preußen bezeichnen: „Fortiter in re, schnoddriger in modo“; böse Geschichten über die oesterreichischen Urteilsfabriken, oben stieß man die lebenden Bosniaken hinein, unten fielen die toten Kadaver heraus, und irgend ein Lämmel schnierte dazu Akten — Geschichten aus dem babylonischen Völkerwirrwar der k. k. Monarchie m. b. H.

Fabelhaft gehört ist so eine Ansprache eines preußischen Obersten, der vor dem Einmarsch in die Karpathen seine Offiziere um sich versammelt: „M—e Herr'n!! Wa wern nu Schulteranschulter mit unsan oesterreichischen Verbündten kämpfen. Ick vabitte mir alle dahinjehenden Bemerkungen. 'ck danke, m—e Herr'n!!“ Manchmal ist der Hauptwitz einer Geschichte die Ueberschrift. Wie sie in Serbien zu zweit in einem Quartier sitzen und Klavier spielen. „Die Gassentür öffnete sich, und ein sächsischer Landwehrmann erschien darin — nur um gleich mit einem Bückling wieder zu verschwinden: „Bardon, och, bardon! Ich dachte, es wär e

Buff! Ueberschrift: Die Macht der Musik.

Dieses Büchlein sollte auf keinem Nachttisch fehlen.

*Peter Panter*

Liebe Weltbühne!

Die Leute schreiben die dicksten Bücher über Regie, von Lesing bis Reinhardt. Das schönste und erschöpfendste Wort eines Regisseurs ist aber nicht am Theater gesprochen worden, sondern beim Film. Herr R. Eichberg sagte einmal auf einer Probe zu Conrad Veidt, heiser, wie er sich immer hat: „Also Du kommst

hier rein, newa; hier von links kommste rein, un denn machste 'n bicken Pi-Pa-Po, na, Mensch, Du bist doch Schohspieler, un denn jehste wieda raus!“

Letzter Gruß  
an Haenisch

Die Schulreformen  
sind nur Dein Gleichnis.  
Die Kompromisse  
Pfaffenerschleichnis.  
Das Unzulänglichste,  
hier wird es getan!  
„Kultur-Reformer“?!  
Auch nur ein Wahn!

*Cläre Meyer-Lugau*

---

## Antworten

**Historiker.** „Ein bestimmtes Lesebuch für Mädchenfortbildungsschulen zeigte außer einem Gedicht von Wildenbruch an Bismarck nichts aus der Fülle guter Schriften, die über die Großen, über Stein, Moitke, Wilhelm den Ersten die Jugend unterrichten. Ist das Erziehung zum Nationalgefühl? Unsre Schriftsteller und Dramatiker mit wenigen Ausnahmen unterhalten uns mit allerlei höchst feinen Analysen, erotischen oder sonstige andern Problemen, aber den nationalen Sinn beleben sie nicht. Der kann seine Kraft nur aus der Beschäftigung mit den Männern ziehen, die unser Land politisch auf die Höhe geführt haben, den Zollernfürsten und den sie umgebenden Großen: das Deutschnationale liegt in der Linie vom Großen Kurfürsten bis zu Wilhelm dem Ersten: nur dort.“ Vor dem Kriege hätte derselbe tapfere Mann ohne Zweifel gesagt: bis zu Wilhelm dem Zweiten. Aber was das ist? Das ist das neue Deutschland, Konrad Haenisch!

**Vertretung der Deutschen Studentenschaft zu Göttingen.** In Nummer 22 hatte ein ‚Republikanischer Offizier‘ unter andern Sätzen diese geschrieben: „Die Arbeiterführer haben allen Grund, die russischen Vorgänge genauestens zu beobachten. Sie mögen nicht vergessen, daß die Studentenjugenden, die neuerdings als Zeitfreiwillige National-Bolschewismus propäzieren, bei ihrer dresdner Tagung, wo sie sich unter sich glaubten, die Proletarisierung der Akademiker als schwerste Gefahr bezeichneten und sich das Recht zu jeder nationalen Betätigung — Marburger Zeitfreiwillige! — zusprachen.“ Dagegen wendet sich auf einem Briefbogen Deines Sekretariats ein Student mit folgenden Worten: „Studentenjugenden? Die Form könnte verletzen. Doch ist der deutsche Student stolz darauf, zur Jugend zu zählen. Deswegen nämlich, weil er die Fehler der — wenn ich mich so ausdrücken darf — vergangenen Generationen erkannt hat und gewillt ist, die Fehler wieder gut zu machen. Wie er diese Mängel beheben will, mögen Sie aus dem Beschluß des ‚reaktionären‘ Studententages in Dresden ersehen: ‚Zweck der Studentenschaft ... Einigung über die Parteien (alle Parteien!) hinaus zur Mitarbeit am kulturellen und wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands‘, oder aus dem Entwurf der Verfassung der Deutschen Studentenschaft, der dem Göttinger Studententag vorliegt: ‚Die Deutsche Studentenschaft setzt sich das Ziel, an den Aufgaben der Hochschule mitzuarbeiten. Aus der

Grundeinstellung einer immer engeren Verknüpfung der Hochschule und ihrer Bürger mit der Volksgemeinschaft behandelt sie alle die Studentenschaft bewegenden vaterländischen, sozialen und Kultur-Fragen. Sie arbeitet für das wirtschaftliche Wohl der Studierenden. Fragen des Glaubensbekenntnisses und der Parteipolitik sind von der Behandlung ausgeschlossen. Daß die 'Studentenjugend' der dresdner Tagung 'neuerdings als Zeitfreiwillige Nationalbolschewismus propagieren', müßte ich schließlich wissen. Das Faktum war mir bisher unbekannt. Ich habe bisher nicht gewagt, über die marburger Vorgänge ein Urteil zu fällen, da die Verhandlung vor der neuen Instanz noch nicht stattgefunden hat. Es widerspricht meinem Gerechtigkeitsempfinden, vor dem endgültigen Urteil meinerseits zu richten. Die Deutsche Studentenschaft glaubte sich in Dresden nicht 'unter sich'. Die Sitzungen der Studententage sind öffentlich für alle Akademiker. Daß wir die Proletarisierung der Akademiker als schwerste Gefahr bezeichneten — nun, über die Berechtigung dieser Befürchtung brauche ich wohl bei der heutigen wirtschaftlichen Notlage der Studenten kein Wort zu verlieren. Der Durchschnittswechsel in Göttingen beträgt 298,60 Mark. Ein jugendlicher Arbeiter würde bei dem Lohn lieber streiken!" Wie gerne drucke ich Das! Vernunft fängt wieder an zu sprechen. Man freut sich, daß die deutschen Studenten doch noch nicht alle zu Radaubrüdern, Hakenkreuzträgern und Mördern geworden sind. Und wenn ich auch glaube, daß der Briefschreiber Repräsentant einer Minderheit ist: die gänzlich niedergeknüppelte Hoffnung belebt sich neu.

**Zeitungsläser.** Schlagend charakterisiert deinen Moniteur sowie alle andern Arno Voigt in einer Presse-Nummer des 'Drachen': „Das Inseratengeschäft ist die Hauptsache, der Anker, der das Ganze hält. Ueber ihm schwankt das Schiff hin und her, ohne je die Ausfahrt zu wagen. Es könnte auf Klippen stoßen, und dazu hat man es nicht gebaut. Das Schaukeln ersetzt den Passagieren vollkommen die Fahrt. Es ist, als ob sie führen. Das Unternehmen aber ist Sicherheit und scheint kühne Fahrt.“ Und oben steht der Kapitän und hält prüfend die wettergebräunte Hand (mit den Couponscherenschwielen) vor die stahlharten Augen und sagt: „Ahoi! Wieder eine Klippe umschiff!" Und mit Erstaunen und mit Grauen hörens die Inserenten und Abonnentenfrauen und erneuern gelassen den Dauerbezug . . . Bonsoir Messieurs, nun ist es genug!

H. T. Walther Rathenau hat eine seiner verschiedenen Ansichten dem berliner Korrespondenten der 'Liberté' anvertraut. Die pariser Presse sagt: da er sich immer irre, habe dies wenig Interesse. Die deutsche-Presse hat das Interview dementiert. — Was für ein Apparat! Warum denn soll ein Privatmann nicht seine wechselnde Meinung haben, aussprechen und drucken lassen dürfen?

**Stammgast.** Die Theaterkritiken, die Sie vermissen, sind schon erschienen: über Schönherr's 'Kindertragödie' in der Nummer 1 dieses Jahrgangs, über Strindbergs 'Rausch' im vierten 'Jahr der Bühne'.

---

Für die politischen Gefangenen in Bayern haben ferner eingesandt: Pionier-Verlag, Hamburg, 6 Broschüren; Arbeiter der Firma Froitzheim & Rudert, Berlin, 50 Mark; Radloff, Bremerhaven, 1 Tafel-Chokolade, 1 Buch und 1 Paket Tabak; Dr. Edinger, Frankfurt am Main, diverse Zeitschriften; Ehrenhaus, Hamburg, 20 Mark; Ritsche und Freunde, Wiesbaden, 17 Mark; Mica, 50 Mark; C. M.-L., Berlin, 50 Mark; Konditorei Schrade, Frankfurt am Main, 2 Tafeln-Chokolade; 1 Paket Waffeln, 1 Päckchen Konfekt; Ungenannt sein Wollender, 20 Mark; Friedböhrig, Frankfurt am Main, 1 Kuchen; mehrere Freunde beim L. F. A. Unterelbe, 11,50 Mark; H. K. 20 Mark.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Welttrühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958  
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Das kleine Welttheater

Die Wahlen zum oesterreichischen Nationalrat haben keine Ueber- raschung gebracht. Es war selbstverständlich, daß die allgemeine Unzufriedenheit der Regierungspartei Abbruch tat, da die meisten Wähler in ihrem politischen Unverstand die Schuld an dem Unglück des Landes immer der jeweils herrschenden Partei zuschieben. So ist „der dünne Kerl von Wien“, der übrigens in ganz Oesterreich zahllose Geistesbrüder hat, dorthin zurückgekehrt, wo man ihn am besten zu nehmen weiß: ins Lager der Christlich-Sozialen, sprich: Antisemiten. Nun kann er sich wieder damit beruhigen, daß allein die verfluchten Juden das ganze Elend verschuldet haben, daß der arme Kaiser Karl durch die jüdischen Sozis verjagt worden ist, und was der Art die Herrschaften sonst noch reden und schreiben. Die rote Fahne, vor deren Farbe dies Stimmvieh aus angeborener Idiosyn- krasie stets gescheut hat, wird vom Parlamentsgebäude herabgeholt und dafür das schwarze Banner des Klerikalismus aufgepflanzt, der sich nun wieder breitmachen und mit den herrschenden Gesinnungs- genossen im benachbarten Ungarn, diesem Horte der Reaktion, Füh- lung nehmen mag. Die Sozialdemokratie aber tritt in die Oppo- sition, die ihr, vom parteipolitischen Standpunkt betrachtet, sicherlich gut bekommen wird. Denn auch die Klerikalen werden das unnög- liche Staatesgebilde Oesterreich nicht lebensfähig und die zerrütteten finanziellen und wirtschaftlichen Zustände nicht gesund machen. Und so wird sich die Unzufriedenheit der Wählerschaft bald gegen sie wenden und Scharen ins Lager der Sozialdemokraten hinüberführen die inzwischen die Aufgabe haben, neues Unheil zu verhüten.

\*

Die beiden Ideologien, deren Dialektik die Welt in Atem hält: die individualistisch-demokratische und die bolschewistisch-kommun- istische, sind inkarniert in den beiden Männern Wilson und Lenin.. Beide haben sich am schlagkräftigsten in historischen Manifesten dokumentiert, die beide in eine Anzahl „Punkte“ gegliedert sind: das eine in vierzehn, das andre in einundzwanzig. Wem fällt dabei nicht die gute alte Volksregel ein, daß man auf einen Schelmen anderthalb setzen soll? Wichtiger aber ist die Frage: Müssen wir durch noch mehr äußerliche Additionen und Multiplikationen unsres Weltelends durch, bevor wir zur ureinfachen Synthese der Heiligen Siebenzahl zurückfinden? Oder wird die dritte Zahl auch das Dritte Reich be- deuten? Ein Narr wartet auf die Antwort der Zahlenmystiker.

\*

Die Italiener waren schon immer sehr tüchtig in der Ausheckung neuer Streik-Methoden und Streik-Arten. Die Erfindung des „Ostru- zionismo“ und der Fabrikbesetzung macht Marconis Landsleuten alle Ehre. Ihre neueste Errungenschaft ist der Streik als Gesellschafts- spiel; als Spiel in und mit der Gesellschaft. „Am vierzehnten Oktober 1920 nachmittags drei Uhr wird eine zweistündige Arbeitsniederlegung in allen Fabriken und auf allen Bahnen erfolgen als Protest gegen die reaktionäre Gesinnung des Bürgertums.“ Kurz und bündig. „Als Protest gegen . . .“ Mit der reaktionären Gesinnung des Bürgertums muß es also nach Ansicht der italienischen Genossen nicht so schlimm

sein, wenn sie mit zwei Stunden Arbeitsniederlegung genügend bestraft erscheint. Dürfte nicht, wenn man sie durch Streik bestrafen wollte, mindestens ein Jahrhundert lang kein einziges Rad mehr laufen? Die Gefahr dieses kindlichen „Guck-gucks“, das keinem Schieber weh tut und die wirklichen Ausbeuter lächeln macht, besteht darin, daß es — was wäre heute töricht genug, um nicht nachgeahmt zu werden! — auf die andern Länder übergreift. Eines Tages werden die Arbeiter wieder einmal den Flamberg schwingen wollen und plötzlich merken, daß er sich in ein Holzsword verwandelt hat.

\*

Daß sich sozialdemokratische Minister a. D. vor aller Öffentlichkeit die Wahrheit sagten, fand in Cassel der sozialistische Landwirtschaftsminister Otto Braun anstößig. Sein Tadel wäre verständlicher gewesen, wenn Wissell und Schmidt einander persönlich heruntergerissen hätten. Aber Wissell kritisierte ja nur mit Schärfe Schmidts Handlungen. Und das muß innerhalb einer demokratischen Partei mehr als erlaubt, nämlich Pflicht sein. Denn es wäre noch schöner, wenn ministerielle Kollegialität je zum faltenreichen Deckmantel für politische Amtssünden werden sollte. Niemals darf die Beteiligung an der Regierung zum politischen Eunuchentum verführen, und niemals darf die Parteipublicität den Anspruch auf rücksichtslose Aufdeckung aller Verfehlungen ihrer Mitglieder — seien sie nun Minister a. D. oder z. D. oder i. D. — aus Laxheit oder Aengstlichkeit aufgeben!

\*

Die petersburger ‚Iswestija‘ betonen in Nummer 172, daß die Weltrevolution alle Gebiete des künstlerischen Lebens, besonders das Theater befruchtet habe. Gewiß: es gäbe äußerst wenig revolutionäre dramatische und musikalische Werke. Immerhin verfüge die Weltliteratur über eine Reihe von Stücken — wie ‚Wilhelm Tell‘, ‚Figaros Hochzeit‘, ‚Fenella‘ — die heute aktuell seien. Nur das Ballett, klagt die Zeitung, sei vollkommen eingeschlafen. Umso interessanter, daß vor kurzem im Theater des Taurischen Gartens ‚Die Brüderlichkeit der Völker‘ getanzt wurde. Das Ballett wurde von der Klubgruppe der politischen Abteilung des petersburger Militärbezirks aufgeführt. Das Libretto stammt von dem Dichter Masurkewitsch und stellt den Völkerkampf dar als Hindernis des Friedens auf Erden. Der Rote Ritter besiegt die Mächte der Finsternis. In der Apotheose vereinigt die Fee alle Arbeitermassen unter der Fahne der Internationale. Die petersburger Zeitungen loben die Tanzvorführungen und die Musik (Tscherdydins) und betonen, daß dieses Ballett den Grundstein zu einer „choreographischen Propaganda“ lege. Und das Drama? ‚Der arbeitssame Herr Wortschwall‘ von Gorki ist eine politische Satire auf die unendlichen Wortergüsse, die heute in Rußland für Viele ein Arbeitsersatz sind. Wortschwall ist Hausverwalter, und auf alle an ihn gerichteten Bitten: die Dachrinne reparieren zu lassen, um das Haus vor Ueberschwemmung zu retten, die Wasserleitung auszubessern oder sonst irgendeine im Augenblick nützliche Tätigkeit auszuüben, antwortet Wortschwall immer wieder mit stereotypen politischen Losungen: man müsse sich organisieren, man müsse alles für die Arbeitsfront opfern; man müsse die Arbeit bewußt leisten. Selbst als auf seinen Kopf ein Riesenstück der Decke stürzt, ruft er laut: „Consilium von Aerzten und Chirurgen! Ich verlange eine kollektive Heilung meiner Beule!“

# Am Scheideweg von Heinrich Ströbel

Auch der preußische Finanzminister hat nun vor der Öffentlichkeit seinen Schmerzen Luft machen können. Nur drei Milliarden beträgt das Defizit in Preußens Etat! Neben dem Siebenundsechzig-Milliarden-Defizit des Reiches wirkt das wie eine Kleinigkeit, in Wahrheit aber ist es eine Riesensumme. Die Mehrausgabe ist zum guten Teil auf die Besoldungsreform, auf die Uebernahme der persönlichen Volksschulden, die Umbildung der Sicherheitswehr zurückzuführen. Die gewaltige Verteuerung aller Mittel des Lebensunterhaltes ist so der Ursprung auch der preußischen Finanzverlegenheiten. Und wenn man nicht zu einschneidenden Gegenmitteln greift, sind wir noch lange nicht am Ende der Preissteigerungen, des Finanzjammers und des Massenelends. Ein Glück für den preußischen Finanzminister, daß ihn nicht auch noch die Sorge um die Unterbilanz der Eisenbahnen drückt. In der Sache freilich bleibt sich gleich, in welchem Etat die fünfzehn Milliarden des Eisenbahndefizits erscheinen. Wichtig allein ist, daß man grade aus diesem kolossalen Passivposten für unser Finanzwesen und unsere Volkswirtschaft die richtigen Lehren zieht.

Nach der Darstellung der Bourgeoisprese sollte das riesige Defizit vor allem von der Steigerung der Löhne und der Beamtengehälter herrühren. Schon auf dem Betriebsräte-Kongreß trat ein Eisenbahner dieser Legende mit beweiskräftigen Zahlen entgegen. Die Preise der Materialien seien durchschnittlich um das Elfache gestiegen, die Tarife nur um das Fünffache. Obendrein sei die Verkehrsziffer, namentlich im Güterverkehr, beträchtlich gesunken, so daß die Einnahme nur um das Zweieinhalbfache gestiegen sei. Da man im Kriege das Eisenbahnmateriale vollständig habe verkommen lassen, besonders die kupfernen Teile durch schlechtes Sparmaterial ersetzt habe, so entstünden jetzt ganz unverhältnismäßig hohe Reparaturausgaben. Diese Darstellung wird offiziell bestätigt und ergänzt. Danach war bereits 1918 im Eisenbahnbetrieb ein Milliardendefizit vorhanden. Das gesamte Bahnmateriale befand sich in so abgenutztem Zustand, daß sich die ärgsten Betriebserschwernisse und ein außerordentlich erhöhter Kohlenverbrauch ergaben. Seitdem mußten natürlich infolge der ungeheuern Verteuerung der Lebenshaltung auch die Löhne und Gehälter des Eisenbahnpersonals beträchtlich erhöht werden. Aber diese Löhne und Gehälter blieben nicht nur hinter der allgemeinen Preissteigerung zurück, sondern auch weit hinter der Verteuerung der wichtigsten Materialien für den Eisenbahnbetrieb, von denen beispielsweise die Kohle 1920 vierzehn Mal so teuer bezahlt werden mußte wie 1914. Die Schuld an dem riesenhaften Defizit der Eisenbahnen trägt also nicht die Begehrlichkeit der Arbeiter und Beamten, sondern jene ganze sinnlose Wirtschaftspolitik, durch die alle Preise ins Abenteuerliche aufgebläht wurden. Und an dieser Preissteigerung trägt wieder die rasende Profitgier der Zechenbarone und Stahlmagnaten eine Hauptschuld!

Die deutschen Zustände scheinen heute in mancher Beziehung denen Chinas zu ähneln, wo die Staatsfinanzen heillos zerrüttet sind, der Kapitalismus sich aber machtvoll zu entwickeln beginnt. Auch der Weizen der deutschen Kapitalisten steht üppig in den Halmen, und die Aussicht, sich demnächst durch Milliarden-Lieferungen für Rußland an dem „Aufbau“, will sagen: der Exploitation dieses europäischen Kolonialgebiets beteiligen zu können, berauscht jedes Kapitalistenherz mit seligen Hoffnungen. Die Spekulation auf fette Profite verscheucht alle Bolschewistenfurcht. Mit Lloyd George denkt man: Wenn wir mit Menschenfressern Geschäfte gemacht haben, sollte der Handel mit den roten Terroristen Bedenken einflößen? Und wenn die zu liefernden Lokomotiven dereinst bestimmt wären, bolschewistische Armeen gegen die deutsche Grenze zu befördern: unsern Schwerindustriellen bereitete das so wenig Skrupel, wie während des Krieges ihre Stahllieferung in die Schweiz, die damit die französische Rüstungsindustrie versorgte. Auch die Brüder Coppée lieferten ja, mit Erlaubnis des ehemaligen belgischen Ministers Broqueville, Benzol für die deutschen Unterseeboote. Der Kapitalismus ist überall ein vaterlandsloser Geselle, der wegen eines lockenden Gewinnstes alles verrät: Heimat, Volk, ja selbst die eigne Zukunft und Existenz. Denn mit seiner absoluten Bedenkenlosigkeit verbindet sich eine tüchtige Portion Stupidität. Was morgen kommt, kümmert ihn nicht, wenn er nur heute raffen kann. So stürzte der deutsche Kapitalismus sich in den Weltkrieg als in ein Bombengeschäft, und so spielt er mit der Reichspleite und dem Ruin der Nation, weil er dabei für den Augenblick gleichfalls ein Bombengeschäft macht.

Immer mehr wird die Reichswirtschaft, die der Bereicherungsgier unsrer Kapitalisten zu danken ist, zur drohenden Gefahr für den Bestand des Deutschen Reiches. Je ungeheurer die kapitalistische Preiswucherpolitik unsre Defizite und das Elend der deutschen Volksmasse anschwellen läßt, in desto nebelhaftere Ferne rückt die Erfüllung der französischen Ansprüche aus dem Versailler Vertrag. Und wenn es auch Frankreich durch eine bewundernswerte Kräfteanspannung gelungen ist, sein bis auf den Grund erschüttertes Wirtschaftsleben zunächst vor dem Tode zu bewahren und selbst die schauerliche Wüste seiner nördlichen Provinzen zum Teil bereits wieder in Kulturland zu verwandeln, so denkt es doch nicht daran, auf die ihm vertragsmäßig zugesicherten Wiedergutmachungen zu verzichten. Wenn es selbst als Sieger zwanzig Milliarden Francs jährlich an Steuern aufzubringen entschlossen ist, was mindestens hundert Milliarden Mark entspricht, so erwartet es eine mindestens gleiche Opferbereitschaft auch von dem besiegten Deutschland. Der französische Finanzminister Marsal hat das deutlich genug ausgesprochen: „Seien Sie versichert, daß die Regierung nichts von ihren Ansprüchen aufgibt, die sie in Händen hat. Deutschland wird zahlen, weil es zahlen kann.“ Und es wäre, trotz Nittis gutgemeintem Artikel, sträflicher Leichtsinns, die Erklärungen der französischen Regierungsmänner in den Wind zu schlagen. Denn hinter der französischen Re-



gierung steht unzweifelhaft die Volksmehrheit, steht eine durch keine revolutionäre Stimmung erschütterte aktionsbereite Armee. Für die „Weltrevolution“ ist das Frankreich von heute das denkbar ungeeignetste Land. Denn, so versichern uns grade französische Sozialisten, sowohl Bauern wie Kleinbürgertum sind zur Zeit die sichere Gefolgschaft der Großbourgeoisie, und die Arbeiterklasse selbst wäre gegen diese kompakte Majorität auch dann ohnmächtig, wenn sie weit radikaler wäre, als sie in Wirklichkeit ist. Kein Verständiger könnte etwas Andres erwarten, denn in einem siegreichen Deutschland wäre es genau so gegangen. Oder hat sich die proletarische Mehrheit etwa dem Frieden von Brest-Litowsk durch die Tat widersetzt?

Und die Folgerungen? Sie sind mit Händen zu greifen! Gelingt es Deutschland nicht, aus der kapitalistischen Pleitewirtschaft heraus und zu gesunden Finanzen zu kommen, daß es wenigstens eine Teil der eingegangenen Verpflichtungen erfüllen kann, so wird Frankreich sich anderswie schadlos zu halten und West- und Süddeutschland völlig seiner Einfluß- und Wirtschaftssphäre einzuverleiben suchen. Und Großbourgeoisie sowohl wie Klerisei dieser Landesteile würden die Zertrümmerung der deutschen Republik als eine Erlösung begrüßen, als Befreiung von den Gefahren, die sonst der Allmacht des Großkapitals und der Kirche drohten.

\*

Das schrankenlose Schalten unsrer Kapitalistenklasse hat den Wert der Papiermark im In- und Ausland derart herabgedrückt, daß allein Preußen und das Reich zusammen ein Jahresdefizit von 70 Milliarden haben. Und um den Staatsbankerott vollkommen zu machen, will man die Auslandsdeutschen für ihre Verluste mit der Kleinigkeit von 151 Milliarden entschädigen. Dagegen denken Regierung und Bourgeoisie gar nicht daran, mit der verheißenen Sozialisierung des Bergbaus nun auch Ernst zu machen. Und doch ist die entschlossene Sozialisierung aller dazu reifen Industrien das einzige Mittel, um den Staatsbankerott und den Reichszerfall abzuwenden! Nicht weniger als Alles hängt von der höchstmöglichen Steigerung der Kohlenproduktion und von der Verbilligung der Kohlenpreise ab: die Ertragssteigerung der Landwirtschaft, die Lösung des Wohnungsproblems, die Verminderung der ungeheuern Fehlbeträge im Reiche, in den Einzelstaaten und den Kommunen. Die herrschenden Klassen und ihre Regierung sehen heute den Abgrund so wenig, wie sie ihn im August 1914 und während der vier Kriegsjahre sahen: sie steuern abermals mit wütender Halsstarrigkeit ins Verderben. Und schließlich haben ja grade auch sie vor der Zertrümmerung Deutschlands keine Angst — ihren Geldsack und ihre Privilegien hoffen sie auch aus dem zweiten Zusammenbruch retten zu können. Nur das Proletariat verlöre alle Früchte der Revolution, hätte in endloser Versklavung die Doppellast für das heimische und ausländische Kapital zu tragen! Deshalb geht es jetzt für die deutsche Arbeiterklasse um Sein oder Nichtsein. Hat der deutsche Sozialismus nicht die Kraft, die Sozialisierung des Bergbaus zu ertrotzen, so verspielt er sein Ansehn und seine Zukunft.

## Pax punica von Benjamin de Ritis

Dies ist ein Auszug aus einem längern Artikel der römischen „Tribuna“, des typischen Blattes der italienischen Bourgeoisie, das immer auf die Beine und den Boden der jeweiligen Regierung fällt. Die Parallele des Weltkriegs mit dem zweiten Punischen Krieg ist nicht neu, aber hier bis in recht interessante Einzelheiten durchgeführt. Interessanter noch sind die Geständnisse zwischen den Zeilen: wie skrupellos man mit der Sklaverei der deutschen Arbeiterschaft rechnet und auf . . . Ja, worauf? Nun, daß der Sozialismus der westlichen Plutokratien sehr viel Wasser in seinen internationalen Wein tun werde, wenn er sich erst der Versklavung des deutschen, oesterreichischen, tschechischen und, vor allen, des italienischen Arbeiters selbst bewußt geworden sei. Wer nach diesem Artikel die „Pariser Eindrücke“ von Elisabeth v. Keller liest, möge sich nicht das müßige Vergnügen machen, auf Widersprüche zu weisen, sondern bedenken, daß ein italienischer Journalist in Italien die Dinge anders sieht als eine unzünftige deutsche Pazifistin in Frankreich.

Großartig ist die Terminologie in die Halme geschossen: Kolonien werden nicht mehr erobert, sondern „unter Mandat genommen“; Gebiete werden dem Feind nicht mehr entrissen, sondern es werden nur „Garantien“ verlangt, oder das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ wird in Anspruch genommen; Kriegsentschädigungen werden nicht gefordert, nur „Wiedergutmachungen“ auferlegt. Das sind so die Formeln, deren sich die Entente-Theologie unter dem Pontifikat Wilsons als demokratischer Feigenblätter, wie sie der neuen Zeit anstehen, bedient.

Nun kann man den Versailler Vertrag im Namen abstrakter Ideale oder verletzter Einzelinteressen zerpflücken und verleumdern: aber man muß in seinen Klauseln den Charakter bestimmter, darin ausgedrückter Notwendigkeiten erkennen, deren Ziel ist, dem Ueberfall der deutschen Militärmacht in der Wirtschaftssklaverei des deutschen Volkes ein Aequivalent zu schaffen. Eine Revision des Vertrags durch die Sieger ist ein frömmere Wunsch von Theoretikern. Eine solche Handlung würde die offene Verleugnung der wahren Ziele bedeuten, für die der Krieg von den Vormächten geführt worden ist. Dieser Friede bietet die genauesten Analogien zu dem punischen Frieden vom Jahre 201 vor Christi Geburt. Selbst die Formeln der Entente — Restitution, Reparationen, Garantien — sind von den Bedingungen hergenommen, die Scipio den Karthagern diktierte: enthielten diese doch „Restitutionen“ an Massinissa, Beschlagnahme der Schiffe und Kolonien, Auslieferung der Elefanten und das Verbot, in Zukunft solche abzurichten, Zahlung von zehntausend Silbertalenten in fünfzig Jahresraten.

Als die erdrückenden Friedensbedingungen in Karthago bekannt wurden, erhob sich ein Schrei der Entrüstung; Hannibal jedoch riß Gigo, der sie anzunehmen widerriet, von der

Tribüne herunter und ermahnte das Volk, das furchtbare Geschick auf sich zu nehmen. Hannibal glaubte eben, damit die vollständige Vernichtung des Vaterlandes verhindern und seine letzten Kräfte für den Rückschlag, der sich vom Osten her vorbereiten konnte, aufzusparen; denn damals stand Rom vor dem Zusammenstoß mit den hellenistischen Reichen. Genau so zeigen heute gewisse Kreise in Deutschland Lust zu einem Zusammengehen mit dem geheimnisreichen Osten, der an die Grenzen Deutschlands herandrängt und in Waffen steht, wider das Imperium Romanum unsrer Tage: den Verband der demagogischen westlichen Plutokratien.

In Frankreichs furchtbarem Sichzusammenraffen, seiner sozusagen posthumen Schreckensherrschaft lebt der atrox animus Catonis, Catos unerbittlicher Geist, wieder auf. Auch Rom erlegte den Karthagern auf, „bellum ne in Africa ne extra Africano iniussu populi Romani gererent“, daß sie ohne Erlaubnis der Römer Krieg weder in noch außerhalb Afrikas führen dürften. Und um Karthago auf lange Zeit tributpflichtig zu machen und seine wirtschaftliche Kraft endgültig zu zerstören, erhielten die Karthager im Jahre 191 auf ihr Anerbieten, die ganze Entschädigung auf ein Mal zahlen zu wollen, die Antwort: „nullam pecuniam ante diem accepturos“, man werde keinen Heller vor dem festgesetzten Termin annehmen. Die Analogien liegen auf der Hand. Deutschland wird in ständiger Ungewißheit und dauernder Furcht über die Höhe des Lösegelds gehalten, das es aus seiner Arbeit aufbringen muß. Denn bei den weitherzigen Versprechungen, die grade die Sieger-Plutokratien ihren Völkern gemacht haben (Versprechungen, die zu erfüllen bei der furchtbaren Zerstörung aller Wirtschaftsgüter durch den Krieg und dem gleichzeitigen Aufstieg der ärmern Klassen zu leichterem Lebensweise und größerem Verbrauch einigermaßen problematisch wird), müssen sie dafür eben auf die Erträgnisse aus der Wirtschaftssklaverei der besiegten Völker zurückgreifen. Wie jede Kultur, so bedarf eben auch die derzeitige wegen der Vielfältigkeit ihrer Lebensbedingungen der Sklaverei. Bei den fortdauernd gesteigerten Ansprüchen der Lohnarbeiter und der völligen Umwandlung der bisherigen Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit sind die Herrenvölker auf die Ausnutzung und Ausbeutung der kleinen und der ehemals feindlichen Nationen angewiesen.

Es ist unmöglich vorauszusehen, ob dies alles Genüge bieten und von Dauer sein kann. Die revolutionären Erscheinungen im Gefolge der sozialen Bewegungen in Europa und der fremdenfeindlichen Gärung innerhalb der Kolonialvölker sind furchtbare Unbekannte. Die Völker, die von der Wirtschaftssklaverei bedroht oder bereits an ihr festgeschmiedet sind, scheinen sich instinktiv zusammenzuschließen, als wollten sie der schicksalhaften Antithese zwischen Proletariern und Kapitalisten geographische Gestalt geben.

## Pariser Eindrücke von Elisabeth v. Keller

Auf der Fahrt nach Paris wurde ich nachts aus dem Halbschlummer geweckt durch französische Zollbeamte, die die zweite Zollrevision vornahmen. Wir waren in Erquelinnes angelangt, an jenem unglückseligen Ort, wo die Hölle des Krieges ihre fürchterlichsten Schrecken entfiesselt hatte. Trübe flackerte die Lampe auf dem Zollhaus, das auf Meilen das einzige noch erhaltene oder wieder errichtete Gebäude zu sein schien, und beleuchtete mit ihren roten Strahlen einen kleinen Umkreis der Trümmerstätte. Einzelheiten der Zerstörung waren in der Nacht nicht zu erkennen. Aber als der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte und neue Strecken der Totenwüste durchfuhr, gewahrte das Auge deutlich die weißlichen Nebelstreifen, die, wie mir der gegenüber sitzende Franzose nicht ohne Bitterkeit erklärte, den Schlamm Boden umhüllten, das Grab alles organischen Lebens in dieser Gegend. Die endlose Ausdehnung und die trostlose Einförmigkeit dieser Nebelwüste, die spärlichen Lichtschimmer in weiter Ferne gaben ungefähr einen Begriff von dem gewaltigen Umfang der Zerstörung. Morgens fuhr der Zug zur fahrplanmäßigen Ankunftszeit in der Bahnhofshalle des Gare du Nord ein.

In dem Paris von heute können alle Reste des äußern Glanzes nicht über die zerrüttenden Folgen des Krieges hinwegtäuschen. In den Hofwohnungen hinter den schmucken Fassaden der Vorderhäuser, in den Straßenreihen hinter den breiten Avenuen verbirgt sich das kleinbürgerliche und proletarische Elend, die große Masse der Menschen, die der Krieg ihrer Existenzmittel beraubt hat und die mit ein paar Francs ein entbehrungsreiches Dasein fristen. Auf den Straßen bewegt sich eine größtenteils dürrig gekleidete, kümmerlich aussehende Menschenmenge. Der berühmte pariser Chic ist fast völlig verschwunden; er offenbart sich nur an einigen, von den vornehmen und begüterten bürgerlichen Kreisen bevorzugten Orten. Es gibt hier zwar viele gute Nahrungs- und Genußmittel zu kaufen, von denen in Norddeutschland seit dem zweiten Kriegsjahr nicht mehr als eine wehmütige Erinnerung übrig geblieben ist, auch manche wertvollen Kleidungsstücke — aber wer hat das Geld dafür? Politische Parteien und Wirtschaftsvereinigungen haben sich bisher in Protestversammlungen und öffentlichen Anschlägen „contre la vie chère“ mit sehr geringem Erfolg bemüht, die Preise auf ein erträgliches Maß herabzudrücken.

Der Wohnungsmangel macht sich in der peinlichsten Weise bemerkbar. Einheimische bezeichnen es als einen Glücksfall, selbst zu phantastischen Preisen in Paris eine einigermaßen gesunde Wohnung zu bekommen. Auch den Ruf, die erste Lichtstadt der Welt zu sein, hat Paris durch den Krieg eingebüßt. Das gespenstische Dunkel, das im Kriege der Flieger über der großen Stadt lagerte, ist durchaus nicht wieder der blendenden Helligkeit der Vorkriegszeit gewichen. Selbst wichtige Verbindungsstraßen sind nach elf Uhr abends wie ausgestorben. Treffend konstatiert der „Intransigeant“, daß um diese Zeit die Leute nicht mehr daran dächten, zu bummeln oder sich zu

amüsieren. Das sei eine Folge der unzweifelhaft herrschenden Neigung des Volkes zur Sparsamkeit, die sich selbst bei den verschwenderischsten Leuten zu regen beginne, weil sie der Tag schon so viel gekostet habe, daß sie nicht nötig hätten, sich durch eine Verlängerung seiner Dauer neue Ausgaben aufzuladen.

Jeder fühlt seine Zukunft mit wirtschaftlichen Sorgen schwer belastet, namentlich seitdem Deputiertenkammer und Senat die Aufbringung von 20 Milliarden Steuern (doppelt so viel wie im vorigen Jahr) beschlossen haben, die das französische Wirtschaftsleben auf eine gewaltige Belastungsprobe stellen. Hierzu kommt die allgemeine nationale Sorge um den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete, der zwar schon rege eingesetzt hat, aber zur Weiterführung der Hilfe des Auslands bedarf, und die Sorge um die allgemeine Hebung der Produktionskraft des Landes. Norman Angell hat bekanntlich festgestellt, daß der Krieg selbst für ein siegreiches Land ein großes Unglück, und daß dank der engen Verkettung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Großmächte durch den modernen Weltverkehr und Welthandel jedes Volk an dem Aufstieg und Niedergang des andern beteiligt ist. Daß das stimmt, läßt sich hier auf allen Gebieten des veränderten Wirtschaftslebens erkennen.

Auch die „Mentalität“ des französischen Volkes hat sich unter den Einwirkungen des Krieges verändert, obwohl die Franzosen durch die verheerenden Folgen des Krieges viel weniger aus dem geistigen und seelischen Gleichgewicht gebracht worden sind als die Deutschen und die Russen. Von dem Siegesrausch, von dem nach den deutschen Zeitungen das französische Volk erfaßt sein soll, ist einfach nichts zu spüren. Der Franzose weiß, welche fürchterlichen Opfer dieser Sieg ihn gekostet hat, und fühlt sich durch den Kampf mit den schweren Problemen der Gegenwart bis auf den Grund der Seele ernüchtert. Es gibt hier kaum eine Familie, die nicht den Tod eines Angehörigen oder Verwandten auf dem Schlachtfelde zu beklagen hätte. Ernst liegt auf allen Gesichtern. Paris, früher der Hauptanziehungspunkt der internationalen Lebewelt, die Stätte der ausgelassensten Lustigkeit, ist heute bis zur Langweiligkeit, grau, arbeitsam, geschäftsmäßig kühl. Die Fremden versichern, daß in Paris „nichts mehr los sei“. Der Ernst der Bevölkerung ist umso auffälliger, als selbst bei der Jugend Auslassungen natürlicher Lebensfreude verhältnismäßig selten zu beobachten sind. Hat man in Deutschland Mühe, den ungehemmten Drang der Jugend nach Lebensgenuß zu dämmen, so versucht man hier im Gegenteil, die Lebenslust, zumeist das Barometer für die regenerierende Kraft eines Volkes, auf alle erdenkliche Weise anzuregen. Diesem Zweck dienen gesellige Zusammenkünfte, Sport- und Volksfeste. Aber selbst da ist die Freude nur gedämpft. In der Tat: dieses Volk ist anders geworden. Jahrelang hat es den Krieg mit nie geahnter Fürchterlichkeit in seinem Lande rasen sehen und das entsetzliche Elend der Menschenscharen, die ohne Obdach und Habe aus ihren zertrümmerten Ortschaften flüchteten, mitgelitten. Diese Erlebnisse haben den Franzosen die Fähigkeit zu lachen geraubt.

Ich hatte eine längere Unterredung mit einem Oberst G., der aktiv am Kriege und während des Waffenstillstandes an der Besetzung des Rheingebietes teilgenommen hat. Er zeigte sich über die Verhältnisse und die öffentliche Meinung in Deutschland gut unterrichtet. Ein großer Teil des deutschen Bürgertums, so sagt er, kann sich noch immer nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß es besiegt worden ist, sondern verbreitet die Legende, daß das deutsche Heer von dem „innern Feind“ erdolcht worden sei. Die Entente-Regierungen hätten deshalb nicht sogleich auf das Verlangen der deutschen Heeresleitung nach einem Waffenstillstand eingehen, sondern die militärische Niederlage Deutschlands dem deutschen Volke erst noch augenfälliger machen sollen. Er glaube, daß die Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich, die zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit und zur Herstellung einer wahrhaften Kulturgemeinschaft notwendig sei, schneller eintreten werde, wenn das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit endlich einsehe, welche schwere Versündigung es gegen den französischen Nachbarn begangen habe. Er schilderte sodann seine Kriegserlebnisse und sprach in großer Erregung über die deutschen Kriegsmethoden (grausame Massendeportationen der Zivilbevölkerung; die berüchtigten Zwangsarbeiten „pour le roi de Prusse“; schmachvolle Behandlung der Bevölkerung in den besetzten Gebieten; unnötige Zerstörungen von Industrie-Maschinen und Fabriken). Ich erwiderte, daß solche Greueltaten von einem großen Teil der deutschen Bevölkerung, namentlich von den Pazifisten und unabhängigen Sozialdemokraten, scharf verurteilt worden seien, daß die Protesterheber aber unter dem Belagerungszustand nicht die Möglichkeit gehabt hätten, wirksam dagegen einzuschreiten. Er bemerkte, daß in Deutschland die Pazifisten noch immer viel zu schwach an Zahl und an Einfluß seien, um die kriegs- und revanchelustige Militärpartei und ihre zahllosen Mitläufer dauernd im Zügel halten zu können. Ich ließ es an Gegenargumenten nicht fehlen. Ich sagte, daß ein Volk, das Jahrhunderte lang von Junkern und Militaristen beherrscht worden sei, nicht mit einem Schlage die geistigen und wirtschaftlichen Hemmnisse seiner Befreiung vom Militarismus beseitigen könne. Man müsse ihm jetzt, wo die Entwicklung zur Demokratie angebahnt ist, Zeit und Ruhe lassen und ihm durch Lieferung von Rohstoffen die Erfüllung der Verpflichtungen von Versailles ermöglichen. Der Oberst erwiderte, daß dazu Deutschland erst einmal Beweise einer gründlichen Reinigung von kriegerischer Gesinnung geben müsse. Statt dessen sehe man, wie die deutschen Nationalisten in ihren vielen Presse-Organen ihre maßlosen chauvinistischen Hetzereien, die schon vor dem Kriege das deutsche Volk in eine so bedenkliche Geistesverfassung versetzt hätten, weiter betrieben, wie die deutschen Militaristen in ihrem eignen Lande Schrecken und Aufregung unter den feindlichen Bürgern verbreiteten und die wenigen Männer, welche den Mut haben, für die Wahrheit einzutreten, rücksichtslos und anscheinend ungestraft mordeten. Nach der Abschachtung von Liebknecht, Luxemburg, Eisner, Landauer, Paasche und vielen andern Republikanern, den Maßregelungen der Professoren

Foerster und Nicolai, dem Ueberfall auf Hellmut v. Gerlach, von Marloh und Mechterstedt garnicht zu reden, sei den Beteuerungen der deutschen Politiker, daß ein befreites, ein demokratisches Deutschland aus der Revolution entstanden ist, nicht zu glauben. Die Franzosen müßten blind sein, wenn sie solche Vorkommnisse nicht bemerkten, und leichtsinnig, wenn sie in ungenügend begründetem Vertrauen auf die Stärke des Pazifismus in Deutschland ihre schwer errungenen militärischen Sicherungen preisgäben — weil sie dann eines Tages von den kriegsfreudigen Elementen Deutschlands in einen neuen schaudervollen Abgrund gestürzt werden würden. Das französische Volk sei, im Gegensatz zum deutschen, nicht jubelnd, sondern mit Trauer in den Krieg gezogen, aber mit unbeugsamer Entschlossenheit, einen abscheulichen Ueberfall auf sein Land abzuwehren und für die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit Alles zu erdulden. Das Bewußtsein, einen Verteidigungskrieg zu führen, habe ihm die moralische Kraft gegeben, die gewaltigen Anstürme der Deutschen abzuwehren und die unerhörtesten Leiden zu ertragen. Das französische Volk, ohne Unterschied der Parteien, sei einig in dem Wunsche, daß den kommenden Generationen solche Leiden erspart bleiben möchten, und erstrebe daher in voller Aufrichtigkeit eine Verständigung und eine gedeihliche Zusammenarbeit mit dem frühern Feinde.

\*

Der Deutsche, unter dem Einfluß einer von nationalistischen Kreisen gekauften und üppig ausgehaltenen Presse, ist geneigt, das wirtschaftliche und finanzielle Elend des Krieges und des Zusammenbruchs sowie alle erdenklichen Uebelstände und Nöte der Gegenwart, selbst solche, die dank der langen Dauer des Krieges auch in andern Ländern mehr oder weniger fühlbar eingetreten sind, einfach dem „Friedensvertrag“ und insbesondere dem Einfluß der Franzosen an diesem Werke zuzuschreiben. Er gerät durch diese täglich wiederholte einseitige Betrachtung der Ursachen seines Unglücks schließlich in den von den nationalistischen Hintermännern beabsichtigten Zustand hochgradiger Erregung, die sich namentlich gegen die Franzosen richtet und noch dadurch gesteigert wird, daß die Blätter der Rechtsparteien, oft in unedelm Wetteifer mit „demokratischen“ Organen, auch jetzt noch, so lange nach Friedensschluß, nicht müde werden, den Franzosen als einen chauvinistischen, blindwütigen, zu allen erdenklichen Schandtaten bereiten fanatischen Deutschenhasser hinzustellen. Wer aber in Frankreich das Verhalten der Bevölkerung beobachtet und französische Blätter verschiedener Richtungen liest, weiß es bald anders. Die zugereisten Deutschen erklären alle, daß die ruhige Haltung des französischen Volkes sie aufs angenehmste überrascht habe. In der Tat hat sich die Erregung des französischen Volkes gegen die Deutschen schon seit reichlich einem halben Jahr ganz erheblich gemildert. Wohl gibt es Elemente, die ihren Groll gegen die Deutschen nicht überwinden können und traditionell den Haß gegen sie weiter züchten; aber diese eigentlichen Chauvinisten haben über die große Menge keineswegs die Macht, die ihnen gewöhnlich von deutscher Seite

zugesprochen wird. Sie müssen ihre Forderungen nach ihrem eignen Geständnis sehr oft vor den Notwendigkeiten der realen, auf der wirtschaftlichen Wiederannäherung aufgebauten Politik zurückstellen. Das arbeitende Volk hat sich vom Haß gegen den besiegten Gegner befreit. Manche Franzosen werden allerdings durch die Anwesenheit von Deutschen schmerzlich erregt, weil diese in ihnen noch immer die Vorstellung eines säbelrasselnden Unruhestifters erwecken; aber derartige Empfindungen entspringen weniger dem Haß als dem Mißtrauen. Kommt der Deutsche mit dem Franzosen in ein längeres Gespräch, so findet er ihn gewöhnlich bereit, vernünftige Argumente zu prüfen. Ja, oft kann man sogar eine heimliche Bewunderung der frühern Kulturleistungen Deutschlands heraushören. Die gewaltige Spannung, die während des Krieges das ganze Volk in Atem gehalten hat, hat sich gelöst. Jetzt ist es möglich, die deutschen Verhältnisse objektiv zu betrachten. Viele politische Nachrichten aus Deutschland werden ohne Kommentar gebracht, und die Korrespondenten der pariser Blätter schicken aus Deutschland in ihre Heimat Berichte, die die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und die Stimmung der Bevölkerung zum großen Teil richtig und ohne Animosität wiedergeben. Die bewegliche Intelligenz des Franzosen erkennt die Schwierigkeit der Herstellung demokratischer Zustände und der Führung einer freiheitlichen Politik in Deutschland und ist geneigt, für die Befestigung demokratischer Grundsätze in der deutschen Politik eine geraume Frist zuzugestehen. Täglich späht man mit Sehnsucht nach Anzeichen für eine solche Entwicklung aus.

Die Meinung, daß Deutschland Beweise einer Reinigung seiner Gesinnung von imperialistisch-nationalistischen Absichten geben und seine Vertragsverpflichtungen redlich erfüllen müsse, wird von allen politischen Parteien, von den Anhängern der Rechten bis zu den radikalen Sozialisten, geteilt. Sie alle sind der Ansicht, daß die außergewöhnlichen kriegesischen Verwüstungen, die Frankreich und Belgien zugefügt worden seien, auch außerordentliche Entschädigungsleistungen notwendig machen. Wenn Deutschland auf diese Stimmen nicht hören und sich weigern sollte, die moralischen und materiellen Forderungen seiner Gläubiger zu erfüllen, so wird anstatt der ersehnten neuen Aera der Völker-Verbindung und -Versöhnung eine finstere Epoche der Gewaltherrschaft von unabsehbarer Dauer anbrechen. Oder Deutschland erkennt noch in letzter Stunde den Weg zur Rettung aus dem Unglück: es verzichtet auf alle Sabotierungsversuche und bemüht sich, seine Verpflichtungen ohne Hinterhältigkeit und politische Scheinkünste, die ihm heute kaum mehr einen Augenblickserfolg einbringen, zu erfüllen. *Ultra posse nemo obligatur*. Unerträglich harte Bedingungen müssen und werden gemildert oder erlassen werden. Wie weit man Deutschland hierin entgegenkommt, wird, unter anderm, davon abhängen, ob es die unumgänglich nötige Entwaffnung ohne Zwangsmaßnahmen der Alliierten durchführt. Tut es das, dann ist der Grund zur Bildung einer Völkergemeinschaft gelegt und der Wiederaufbau des zerrütteten und geschwächten Europa wird nur eine Frage der Zeit sein.



# Aus großer Zeit

Im Reichs-Gesetzblatt Nummer 185 ist auf den Seiten 1633 und 1634 folgendes zu lesen:

## Zu § 25 Absatz 3

Wer in seiner körperlichen Unversehrtheit schwer beeinträchtigt ist, erhält ohne Rücksicht auf den Grad der Minderung seiner Erwerbsfähigkeit eine Rente nach den nachstehenden Sätzen. Begründet die Minderung der Erwerbsfähigkeit eine höhere Rente, so erhält er diese höhere Rente. Beim Zusammentreffen von Schädigungen der körperlichen Unversehrtheit und Minderung der Erwerbsfähigkeit wird die für den Beschädigten günstigere Rente gewährt.

Verlust eines Beines oder eines Armes . . . . .	50 vom Hundert
Verlust eines Unterschenkels oder Unterarmes . . . . .	40 „ „
Verlust eines Fußes . . . . .	30 „ „
Verlust von drei oder mehr Fingern einer Hand einschließlich des Daumens . . . . .	30 „ „
Verlust von drei oder mehr Fingern einer Hand ausschließlich des Daumens . . . . .	20 „ „
Verlust des Daumens allein . . . . .	20 „ „
Verlust der ganzen Kopfhaut (Skalpierung) . . . . .	20 „ „
Verlust eines Auges . . . . .	20 „ „
falls ein künstliches Auge nicht getragen werden kann . . . . .	30 „ „
Halbseitenblindheit (Hemianopsie) . . . . .	40 „ „
Verlust eines Kiefers oder des größeren Teiles eines Kiefers (mehr als ein Drittel) . . . . .	30 „ „
Verlust des Gaumens . . . . .	20 „ „
Verlust aller Zähne . . . . .	20 „ „
Verlust beider Ohrmuscheln . . . . .	20 „ „
Erheblicher Gewebsverlust der Zunge mit schwerer Sprachstörung . . . . .	30 „ „
Verlust des Kehlkopfes . . . . .	50 „ „
Völliger Verlust der Nase . . . . .	50 „ „
Stinknase (Ozaena) . . . . .	30 „ „
Abstoßend wirkende Entstellungen des Gesichtes, die den Umgang mit Menschen erschweren . . . . .	20 bis 50 v. H.
Verlust beider Hoden, des männlichen Gliedes oder der Gebärmutter . . . . .	30 vom Hundert
Verlust der Milz oder einer Niere . . . . .	20 „ „
Widernatürlicher After; Urin- oder Darmfistel . . . . .	20 „ „
Verlust des Afterschließmuskels; starker Mastdarmvorfall . . . . .	30 „ „

Andre Körperschäden, die den hier aufgezählten gleichzuachten sind, sind entsprechend zu berücksichtigen.

Die Beeinträchtigung der körperlichen Unversehrtheit allein wird nicht höher bewertet als eine Minderung der Erwerbsfähigkeit um 50 vom Hundert, auch wenn mehrere Schäden zusammentreffen.

# Berliner Brief

Der alternde Heinrich Zille hat sich von den Zeitschriften abgewandt und verfaßt Bücher. Im Verlag von Fritz Gurlitt zu Berlin sind die „Zwanglosen Geschichten und Bilder“ erschienen, ein Buch, das Zille selbst geschrieben und illustriert hat. (Das Manuscript ist lithographiert.) Andre Drucke dieser Art sind in Vorbereitung. Sie zeigen alle ein Berlin, das sich langsam vollständig wandelt: das unterste. Zille hat einmal auf die Frage, wie sich denn die Einwohner der Kaschemmenwelten zu den Veränderungen auf der Erdoberfläche stellten, die Antwort gegeben: „Sie kennen sich nicht mehr aus. Sie sind heute harmlos — denn sie haben ihre Meister gefunden.“ Er meinte die Verbrecher im Cutaway. Die Bücher zeigen aber auch, wie ein seltenes graphisches Talent und ein vollblütiger Mensch von der Zeitschriftenindustrie verkannt und beinahe verdorben worden ist. Hier, aus diesen Büchern, wo er machen kann, was er will, spricht ein scharfer Sittenschilderer, der — besonders in der Erotik — die merkwürdige Mischung von Geilheit, Verbrechertum und platter Selbstverständlichkeit alles Geschehens schauernd und liebend begriffen hat. Wie kleinbürgerlich ist diese Sphäre und wie ganz und gar unpathetisch! Aus den unschuldigen Aufzeichnungen des großen berliner Künstlers sei der folgende, bisher ungedruckte Brief mitgeteilt.

Lieber Freund Wilhelm, genannt der Kluge!

Du hast Berlin mit einem bessern Verpflegungsort vertauscht, hast recht daran getan — warst immer vorsichtig!

Aber es wird Dich freuen, zu hören, daß ich neulich auch in Berlin mal unter frohen Menschen war, lustigen dicken Exemplaren, mit Diamanten im Hemd, aber vorne.

Erinnerst Du Dich noch an Fritze und Lene, die vorm Krieg die verschiedenen Bullionkeller hatten, wo wir, um das „Milljöh“ zu studieren, manche Nacht verbrachten — mit und ohne Gefahr? Zu denen war ich zur Hochzeit geladen.

Den Kelch durfte ich nicht vorüber gehen lassen, die alten Beziehungen mußte ich wieder auffrischen. Also hin nach Berlin O. Nummer 30, das Haus sah böß aus, Revolutionsruine, keine ganze Fensterscheibe, Risse in den Wänden von Fliegerbomben, schien ganz ohne Bewohner, nur im Laden, der geschlossen war — Musike.

Ein junges, recht freiheitlich aussehendes Mädchen, das mit einem halbwüchsigen, feldgrauen Burschen ein altes, lahmes, müdes, zerrissenes Sopha vom Handwagen ablad und grade erst in das Haus einzog, frug ich, wo Lene wohne: „Immer da, wo't lustig is!“ Sie zeigte auf den Laden. „Ick bringe bloß noch mein Jeschäft in Ordnung und verklebe det Fenster, denn bin ick ooch dabei.“ An der Hintertür klopfte ich an. Mit großer Freude wurde ich empfangen und kam grade recht zum Kaffee: Kaffee, Sahne, Kuchen, alles Marke 1913, noch alles da!

Die Festtafel: \ Bretter mit weißen Tischtüchern. Ueberall nickten mir, zwischen Grün und Blumenpracht, die Gesichter der alten Bekannten zu. Da gabs keine Vermißten, Internierten, in fremden Ländern gefangen Gehaltene, keine Verletzten, überall

blanke Augen, rote Wangen, selbst Totgesagte waren hier, wer fehlte — saß!

Die Herren in tadellosen modernen Oberhemden mit funkeln- den Knöpfen; der Bequemlichkeit halber hatten sie sich die Röcke ausgezogen. Die Damen waren sowieso luftiger kostümiert. Na und das Hochzeitspaar, Fritze und Lene! Du weißt ja, daß Beide nicht heiraten konnten, es war irgendwas dazwischen. Unter der neuen Regierung gings aber nun glatt. Die Kinder, die Du noch klein gesehen, sind groß und kräftig, Hans zwanzig und Grete neunzehn, der kleine Fritz vierzehn Jahre, alles echt Berlin. Bullionfritze ist stärker geworden. Das macht wohl die frische Luft. Das bekommt ihm besser als früher das nächtliche Kellerleben; er spielt noch seine „1000-Mark“-Geige, die mal Je- mand bei ihm im Keller vergessen hat. Auch die Kinder sind musikalisch, Ziehharmonika, Mandoline, Guitarre. Ich fragte: „Na, Fritze, was treibste, wie jehts denn?“ „Bloß Schiebung, Heinrich, fahre Schiebung, schiebe selber. Komm mal uff'n Hoff, seh mal, det sind meine vier Wagen un meine Pferde, alle viere scheene rund.“ „Kann Dir nich mal een so'n früherer Jast so'n Pferd zum Pferdeschlächter abholen?“ „Kiek, Heinrich, hier schlaf ick, alles Alarmbereitschaft, Jewehre, Revolver, Hand- granaten — die Freindschaft kann ick jut erwidern! Un Hans is Stallknecht, ooch Kutscher. Jrete fährt Reisende mit Jepak von Bahnhof zu Bahnhof.“ Grete zog sich den Mantel über, stülpte die Schiebermütze auf, dazu die englische Zigarette unter die Stupsneese. Mit rauher Stimme, echt berlinisch: „Weeste, Onkel, ick jeh aber ooch uffs Janze, bei mir jibts keen Meckmeck. Ick jeh se an de Kehle, wenn se nich mit de Schmalzstullen rieber längen. Unter dreihundert Märker den Tag schaukle ick nich nach Hause.“

Ich sage Dir, lieber Wilhelm: ein schneidiges Mädchen, unser Patenkind. Denke, vor sechs Jahren, wie wir bei Vater Fritze und Mutter Lene in der Blumen-Straße, Berlin O, auf dem zweiten Hof das Erntefest mitgemacht haben: Lampions, Bayrisch Bier, Knobländer, Leierkasten, Papierguirlanden, Tanz, und alle vier Treppen und die Kellerstiegen bis in die Nacht von der auf- geweckten Jugend besetzt und belegt. Aber wo und wie die Kartoffel wächst, das wußten die Jöhren nicht. Nun haben sie's aber gelernt, beim Verschieben von ganzen Wagenladungen.

„Weeste noch,“ sagte Grete, „wie ick damals geheilt habe, weil mir der Paster in de Konfirmationsstunde anjebلاfft hatte: ick solle mir bescheidener kleiden, man brauche nich zu sehen, det Mutter 'nen Bullionkeller hätte un öffentlichen Mädchen Quartier gäbe — mit den ollen Herrn würde ick jetzt aber schön ab- fahren!“

Lene, die Mutter, hat sich sehr verändert. Es war nicht viel an ihr dran, damals, das weißt Du ja, mit Ihrem Panzerkorsett, um sich grade zu halten und die Mängel auszugleichen. Wenn ich sie auf dem Knie reiten ließ, zu Fritzens berühmten Zucht- hausliedern, nicht schwerer als ihre Tochter. Jetzt ist sie rund, korpulent mit speckigem Rücken; ihr kleiner „Verdruß“, das Buckelchen ist beinah ausgeglichen. Ich frug Mutter Lene, ob ihr Hans Soldat gewesen. „Aber weeste, Heini, mein Junge

Soldat?! Dazu hab' ick doch det Kind nich mit Schmerzen geboren und uffgezogen, det se mir'n im Krieg dotschießen oder det er Schlechtigkeiten dabei soll lern! Nee, Heini, unser Junge is de ganze Zeit in Meechenkleider rumjetürmt. De Polente war mächtig hintern her, uffs Dach und in Keller haben se jelauert, aber — Scheibe! Na, een Mal hatten se ihn doch jefaßt un nach Küstrin jebracht — aba bloß fünf Tage. Fritze is gleich hinjefahn un hat'n jeholt — so wat paßte uns nich.“

Jetzt kamen auch noch „Radiessen“, das noch runder ist als früher, Deine gute Bekannte, die „Liese“, die „Kunststopferin“ und unsre ehrpusselige Frieda, die Germaniapuppe. Sie ist noch majestätischer, stärker, länger und nebenbei noch verheiratet. Den Schnapsladen hat sie nicht mehr, die geistigen Getränke verschoben sie in der Wohnung.

Der Glanzpunkt der Feier: das Essen. Mensch, Wilhelm: Schweinebraten, Kalbsbraten, Spargel, Kohl, Reis, Kompotts, alles, alles, bloß keine Kartoffeln, die wollten sie den armen Leuten lassen. Wein, Schnaps, Bier, die besten Marken. Es wurde meist Cognac getrunken, ich brachts auf dreißig Stück. Schneckenmaxe, du kennst doch noch den Klavierluden aus Lenes Brühkeller, der mit den runden Beinen, der seine Hosen über 'ne Tonne getrocknet hat, der spielte den Hochzeitsmarsch aus ‚Lohengrin‘, und das Kauen konnte losgehen. Die Germaniapuppe war meine Tischdame. Ich frug sie nach ihrem Mann, ob er noch käme. „Nee, in sechs Wochen erst, er sitzt in de ‚Plötze‘. Weeste, Heinrich, et is een ganz kleiner Kerl, ooch een ganz juter Mensch, aber ooch wieder een großer Stiesel — hat keene Ahnung von Pli. Det jeht in keen Theater, keen Kientopp, keen Konzert. Det faßt keen Roman an — det frißt bloß und lebt fors Bette. Aber weeste, ick muß mit Quatschen uffhören, ick habs wieder mal mit 'n Magen, ick hab' so 'ne lange Leitung, da kommt det unten kalt an, un mit mein Blinddarm kann ick ooch keene Bilder rausstecken.“ Nun war die Germaniapuppe während des Essens nicht mehr zu haben, sonst stockte die Leitung.

Alphons, genannt „Spanne“, den treuen Wächter von Lenes neuem Brühkeller, hatte man zum Abfüttern in die Küche gesetzt. Er hatte Unterleibsbrüche, die ihn beim Kauen schmerzten. Die Toilettegelegenheit noch die alte biedere Art, wie wirs früher bei Festlichkeiten im Brühkeller kennen lernten: Faß, Eimer, Topf — Stechbecken. Lieber Wilhelm, das Fest war großartig. Kein Stolz, keine Scheu, sozial, unabhängig, kommunistisch, vertraulich — rein menschlich. Aber so schön es war: während des Tanzes und aller andern Ueberraschungen drückte ich mich. Wollte nicht, daß vielleicht einer der Gäste, und wäre es auch nur aus Ehrgeiz, vor mir in meiner Wohnung gewesen wäre. Auf dem Nachhausewege hatte ich die klagenden Töne von Fritzens 1000-Mark-Geige in den Ohren, und selbst jetzt höre ich noch das von Schneckenmax begleitete, von der ganzen Corona mit großer Inbrunst gesungene Vereinslied mit dem Refrain: „Li — hieb Heimat — land — ade — Plötzensee!“

Du siehst jedenfalls: auch in Berlin läßt sichs leben.

Es grüßt Dich Dein alter

Heinrich Zille

# Liebe, Suff und Spiel

Er ist an allem schuld, der Alkohol, auch daran, daß einem nach diesem fünfzigprozentigen Allasch das Spiel von den 'Spielern' um einen zu niedrigen Einsatz geht. In Tolstois kurzer Komödie von zwei Szenen ist er selbst und das ganze Rußland. In Gogols langer Komödie von einer Szene ist des schmerzlich lächelnden Nationaldichters nicht genug und, recht besehen, spezifischen Russentums gar nichts, ausgenommen etwa das Schnecken-tempo. Versucht bei Tolstoi, Ort der Handlung und Namen der Personen zu ändern: es ist unmöglich. Verlegt die Ausplünderung Eines Falschspielers durch ein halbes Dutzend nach Bordeaux: der mathematisch errechnete Fischzug, bei dem keine Ueberraschung, keinen versägenden Partner, also nicht einen Augenblick spannende Furcht um den Erfolg und keinen Naturlaut gibt, würde wahrscheinlicher wirken, wenn eben nicht jeder bessere Pariser instande wäre, so wenig sehr viel hurtiger zu sagen. Aber wozu Literafurkritik! Die Kammerspiele haben gewiß keinen andern Ehrgeiz gehabt, als für ihre Zugkraft Moissi ein paar dankbare Rollen zu finden. Das ist geglückt. Ebenso lobenswert wie liebenswürdig, daß er dabei nicht die Primadonna macht. Er steht bescheiden zwischen den Partnern (von denen sich neben ihm nur Güllstorff behauptet). Trotzdem läßt er dem commediante in sich die Zügel wie nie. Wie nie erinnert er an seinen Landsmann Novelli. Durch Buntheit, Brio, Esprit, Phantasie, Maskeradenfreudigkeit, und was der romanischen Histrionentugenden mehr sind. Er unterscheidet den Spieler Icharew vom Spieler Riccaut und ähnelt Tolstois unschuldig stehlenden Stromer Tolstois lebendem Leichnam an. Die Träne quillt mitten in aller Gaukelei. Es ist, wie es sein soll, halb Gaukler-, halb Menschenträne.

\*

'Griselda': der Titel führt irre. Nicht sie ist die Hauptgestalt, sondern ihr Gatte. Sie für ihr Teil wird beinahe das Gegenstück der legendarischen Dulderin. Da sie das sicherlich werden sollte, so wird Gerhart Hauptmann von dem gefundenen Stoff nur behindert und nicht gefördert, wie er sich offenbar gewünscht hat. Denn was kann ihn zu dieser Erzählung getrieben haben, wenn nicht das Bedürfnis, seine Phantasie, die sich schwer aus sich selber bewegt, beflügeln zu lassen? Ein Liebeszweifler stand ihm vor Augen, ein rasend, ein wahnwitzig eifersüchtiges Mannsbild, die Eifersucht in Person und auf ihrem Gipfel. Es gelang ihm nicht, einen solchen Menschen mit einer eignen Geschichte und einer besondern Umwelt vollkommen neu zu erschaffen. Wohl aber gelang ihm, den Markgrafen von Saluzza, dessen Handlungsweise in den Büchern des Mittelalters nicht erklärt ist, durch krankhafte Eifersucht sich verständlich zu machen. Küsse, Bisse, das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, mag schon das eine für das andre greifen. Durch diese Ausdeutung allein — mochte Griselda dabei auch nicht eine Art von Desdemona bleiben, sondern von Grund aus umgewandelt werden — brauchte durchaus kein Bruch in die Sage zu kommen. Aber sie mußte immerhin aus diesem bestimmten Gesichtswinkel ohne Wank angesehen, kräftig angepackt und einheitlich gestaltet werden.

In den ersten drei Szenen ist Hauptmanns Griff von der Nachdrücklichkeit seiner besten Jahre. Der markgräfliche Petrucchio mit der Mistgabel, der nicht so lange fackelt wie sein Bruder in Shakespeare,

und das widerspännigste Käthchen im Heu und im Apfelbaum: das sind Bilder von wuchtigstem Strich und von freudigstem Farbenglanz. Ein allerderbstes Idyll. Diese zwei Menschen sind wie aus der Erde gewachsen. Sie sprechen eine unbekümmert agrarische Sprache und scheinen nach Leib und Seele so selbstverständlich für einander gefügt, daß man neugierig ist auf den Konflikt, der ja doch zwischen ihnen entstehen wird. Denn ob der Konflikt nun vertuscht oder ausgetragen wird, ob der Ausgang ins Licht oder in die Finsternis leitet, ob ein Lustspiel oder eine Tragödie vorliegt: für jedes dramatische Erzeugnis notwendig ist ein Konflikt, der organisch entsteht und folgerichtig vergeht. Vom Uebel aber ist einer, den der Dichter beschließt und mit der gleichen Willkürlichkeit wieder aufhebt. Die Bauernmagd Griselda wird Frau Markgräfin — und mit ihrer äußern Lebenslage ist ihr geistiger Horizont und ihre Ausdrucksweise auf der Stelle verändert. Dies dürfte keinen Rationalismus an einer Dichtung kränken, die durch die Veränderung erweitert und vertieft würde. Hier entweicht mit dem Schollenduft der Klangzauber, und was geredet wird, führt das — sagen wir: Schauspiel, weil keine ausgeprägtere Gattungsbezeichnung paßt, nicht vorwärts.

Es ist allerdings nicht vorwärts zu führen, weil es eigentlich schon am Ende ist. Mit einer scharfen Biegung um die Ecke schlägt sich auf ein Gelände, dessen Schwierigkeiten Hauptmann nicht oder nicht mehr überwindet. Er erklärt seinen Markgrafen Ulrich durch Eifersucht und unterläßt, diese Eifersucht zu erklären. Nicht etwa, daß er ihr dramaturgisch einen Anstoß, daß er diesem Othello einen Jago zur Seite geben sollte. Aber die Eifersucht müßte mit der Natur der beiden Menschen oder doch eines von ihnen gesetzt sein. Aus der Gegensätzlichkeit zweier Blutmischungen, die einander verzweifelt und hoffnungslos anziehen, könnte brennende Feindschaft fließen. Aus tiefster Verwandtschaft, die sich noch immer nicht verwandt genug fühlt, könnte wechselseitig tödliche Angst vor dem Verlust des allerhöchsten Besitzes aufsteigen. Dergleichen kommt hier, bei der klaren Unverwickeltheit und der pflanzenhaften Unbewußtheit Griseldas, die ihr Glück voll Dankbarkeit und rührender Treue hinnimmt, gar nicht in Frage. Aber lassen wir Griselden selbst völlig unbeteiligt und Ulrich ganz allein den Hegeherd all der infernalischen Nöte und Zweifel, all der unbefriedigten Seelensehnsucht sein, die grade die größte Liebe zum größten Martyrium machen: dann sind wir noch immer bereit, seinen Zustand ohne logische, sogar ohne psychologische Motivierung zu glauben, sobald seine Aeußerungen ihn aesthetisch motivieren.

Bei Hauptmann sind diese Aeußerungen ohne selbständigen Wert. Sie sind Literatur. Allgemein gültige Regungen werden nicht zwingend persönlich geformt, sondern vag und typisch, sprunghaft und sprachlich reizlos angedeutet. Der Dichter scheint sich vollständig auf die Assoziationen zu verlassen, die die Qualen eines eifersüchtigen Mannes in jedem halbwegs gebildeten Hörer aufrollen. Sein Markgraf nennt den Namen Herodes und weckt damit nicht die Erinnerung an den bethlehemitischen Kindermord, sondern an das Verhältnis von Hebbels Herodes zu seiner Mariamne. Er tobt, als ob er, immer wieder, Othello wäre, und hat auf sein Kind, weil es am Liebesreichtum der Frau beteiligt ist, einen verzehrenden Haß, den wir vielleicht nicht mitempfinden, wenn ihn nicht Rita Allmers vorher betätigt hätte. Wie ein Symbol der ewigen Einsamkeit aller Kreatur und der Aussichts-

losigkeit jeder Flucht in die Zweisamkeit soll dieser Ulrich von Saluzza aufragen, und wie ein Parallelsymbol des ewigen Mißverständnisses zwischen Menschen ist ihm die Frau gesellt, die für sein Verhalten gegen das Kind keinen andern Grund als ihre niedere Abkunft ausfindig machen kann.

Die Absicht ist groß. Aber unsre Bereitwilligkeit ist nicht kleiner. Wir dichten weiter, sooft der Dichter ermattet aufhört. Unsre Einbildungskraft baut nach den Regeln der Dramenarchitektonik mit dem Material, das der Künstler selber diesmal auch technisch nicht bewältigt hat. Wir sehen die Fülle des Lebens in schemenhaftes Beiwerk hinein. Wir sind ideales Publikum. Unser Anteil erlischt erst da, wo Hauptmann die eignen Intentionen opfert oder wenigstens das, was er uns verleitet hat, für seine Intentionen zu halten. Wir sind am Schluß zum zweiten Male irregeführt. Aus dem Draufgänger Ulrich konnte ein Neurastheniker werden: eine allzu zarte, allzu reizbare Seele hatte sich in Wildheit verummmt, und die Verummung fiel eben ab. Dies grübelnde Mißtrauen aber mußte den Mann ins Unglück treiben oder eine innerliche Entwicklung nehmen, die es in Vertrauen zurückwendete. Hauptmann hat Angst vor der Tragik und erspart sich die Entwicklung. Ende gut, alles gut. Der Knoten wird einfach zerhauen. Nachdem man sich und einander lange genug gemartert hat, begibt man sich aus dem Gebirg und vom väterlichen Bauerngütlein wieder ins Schloß, versöhnt sich und mutet uns zu, des Blutes gärendes Drachengift, das das ganze Unheil verschuldet hat, ohne triftigen Grund in die Milch der frommen Denkart verwandelt zu glauben. Dieser Schluß mordet das Schauspiel, weil er kein Schluß ist, sondern ein Anfang. In der elften Szene wird die Geschlechterschlacht von neuem beginnen und mit Gottes Hilfe vielleicht in der zwanzigsten zu dem Austrag gebracht werden, der das rechte Ziel für die ersten zehn Szenen gewesen wäre.

Um die Unzufriedenheit zu beschwichtigen, hat Hauptmann bei der Wiederaufnahme seiner ‚Griselda‘ aus einer ältern Fassung eine elfte Szene angehängt, die das Schauspiel zum ‚Lustspiel‘ machen soll, aber tatsächlich als Anhängsel, und als ziemlich albernem Anhängsel, wirkt und die Zwiespältigkeit nur noch unterstreicht. Wer über sie hinwegkommt, nämlich an einem Dramenkörper straffendes Rückgrat und dirigierendes Hirn nicht am höchsten schätzt, der wird seine helle Freude haben. Denn so viele Schäden diesen Dramenkörper heimsuchen, und so wenig sicher sein Schritt geht: die Farbe seines Haares ist schön, der Ausdruck der Augen, der Gesichtsschnitt, die Stimme. Also war für ‚Griselda‘ kein Theater ungeeigneter als das Kleine, dem man dankbar ist, wenns einem robusten Drama nicht die Knochen im Leibe zerbricht, und dem jeder Ueberschuß fehlt, um nachschaffend da zu helfen, wo die menschliche Blässe und die dramatische Bedeutungslosigkeit von Nebenfiguren auf einen andern Autor als Hauptmann deuten, um gar unbetonte Lieblichkeiten zu spüren und die Musik eines Geblütes ertönen zu lassen. Diese Regie hat kein Raumgefühl, stimmt die Dekorationen weder unter einander noch mit dem Stil des Dichters zusammen und stellt Mimen hinein und heraus, gegen die sich manche Provinzstadt auflehnen würde. Da hatte es Hermine Sterler nicht schwer, durch vollendete Bühnenbeherrschung hervorstechen. Herr Kaiser war bisher, ohne sonderlich aufzufallen, Spezialist für junge proletarische Sekretäre alter Aristokraten gewesen. Jetzt gab er

Griseldas bäuerlichen Erzeuger, und die klassische Zeit der naturalistischen Theaterkunst ward beträchtlich lebendiger als durch ihren Teilnehmer Marr. Es wäre töricht, dem vorzuwerfen, daß er nicht Rittner, und ungerecht, zu verschweigen, wie karg die Rolle bedacht ist. Aber stünde sie noch so prangend im Saft: Vordergrundsfiguren sind nichts für diesen äußerst verwendbaren Schauspieler zweiten Ranges. Eine Welt lag zwischen ihm und der Höflich, die ein sprödes Magdtum, eine hingeebene Weibesliebe und eine schmerzenreiche Mutterschaft in der gleichen leuchtenden Pracht malte, nicht das winzigste Zufallszeichen des triefenden Alltags geringschätzend, aber alle zu sinnbildlicher Bedeutung sammelnd, bindend, steigend und weihend.

---

## Kleines Trällerlied von Theobald Tiger

Nahe der Oase  
lief mit Judennase  
eine Löwin namens Annmarie.  
Sie war vierzehn Jahre,  
und nur wenig Haare  
und nur wenig Busen zierte sie.  
Doch sie warf im Schwunge  
jährlich sieben Junge —  
und ihr Vater spricht zur Mutter schlicht:  
„Hat sie was gegessen,  
was nicht angemessen,  
oder glaubst du etwa, daß sie  
stricht —?“

Alle Beuteltiere  
spielen gern Klaviere —  
so auch die in Nicaragua.  
Eine war darunter,  
die trieb's täglich bunter —  
die Korallen hingen ihr bis da!  
Edle Otternpelze  
in den Beinen hält sie —  
manchmal gibts 'ne kleine Fehlgeburt . . .  
Hat sie was gegessen,  
was nicht angemessen —  
oder glaubst du etwa, daß sie  
filmt —?

Selbst bei Vater Hermes  
ist die Epidermis  
nicht zu dünn zu nennen — eher dick.  
Aus den Geldermassen,  
aus den Stickstoffkassen —  
fährt ein Auto in die Republik.  
Wer bezahlt den Wagen?  
Niemand mag es sagen —  
Alles schweigt, nur Vater Hermes redt.  
Hat er was gegessen,  
was nicht angemessen —  
oder glaubst du etwa, daß er  
geht —?



## Baisse von Hetta Gräfin Treuberg

Die Mark fällt rapide. Ob das durch ein sehr gefährliches Experiment, nämlich dadurch, daß die Reichsbank interveniert, gehindert werden soll, oder ob der raschen Devisen-Hausse abgeholfen werden kann, ist fraglich.

Die Gründe, die zur Erholung der Mark in diesem Frühjahr führten, waren so unnatürlicher, vor allem so unwirtschaftlicher Natur, daß uns die Folgen unsrer Wirtschaftspolitik, die jetzt eintreten, berechtigt erscheinen müssen.

Gelingt es, den Sturz der Mark für den Augenblick aufzuhalten, so ist damit wenig getan. Im Gegenteil: hätte die Reichsbank in der glücklichen Zeit nur genügend Devisen gehamstert, um unsre Auslandszinsen an Holland, Schweiz, Skandinavien ohne neue Inanspruchnahme des Börsenmarktes zu decken!

Die Schuld an der Mark-Baisse wird dem Projekt der Zwangsanleihe zugeschrieben. Das ist ein Irrtum. Nicht die Zwangsanleihe ist schuld, sondern das Mißtrauen des Auslands gegen unser Steuersystem. Die Zwangsanleihe ist nichts als eine Erscheinung des Systems: sie hat das Ausland an unsre Steuergesetzgebung und an die Methode unsrer Steuererhebung erinnert.

Kein Deutscher weiß seit dem achtundzwanzigsten Juni 1919, wo Erzberger Finanzminister wurde, was er besitzt.

Die Staatswillkür, die inbezug auf Steuern herrscht, ist durch keinerlei Prinzip oder Weltanschauung reguliert.

Unsre Steuern wären, wenn sie erhoben würden, wenn die Reichen nicht Zeit erhielten, ihr Gut in Sicherheit zu bringen, wenn die Armen und die wenigen Ehrlichen das Gewicht der Milliarden allein schleppen müßten, erträglich. Aber die Steuern sind ohne Wirtschaftsverständnis gemacht.

Als Herr Erzberger sein Schwabenstück, die Prämienanleihe, ersann, ließ er sich einen Mathematikprofessor kommen, der sie ihm berechnete. Für die Berechnung einer Anleihe hätte aber ein Börsenjobber mehr Verständnis gezeigt.

Wir klagen, daß unsre Arbeiter nicht mehr so gut arbeiten wie früher. Die einzelnen Teile einer Maschine, die man verfertigt, werden genau so kontrolliert wie früher, wo unsre Fabrikate Weltruf hatten; aber der Kontrolleur sieht nicht mehr so scharf hin. Soll er dem Arbeiter das Stück zurückgeben? Das würde, da es allzu oft nötig wäre, den Direktor der Fabrik dazu bringen, ihn, den Kontrolleur, für einen Chikaneur zu halten; die Arbeiter aber, die fast jedem aufsässig oder neidisch sind, der aus ihren Reihen hervorgegangen ist und sie ihrer Ansicht nach verrät, würden den scharfen Aufseher verfolgen, denunzieren, aus seiner Stellung treiben. So liefert man schließlich lieber die schadhafte Maschine ab.

Steht die Mark etwas besser, dann versucht das Ausland, sich von den durch Ausfuhrabgaben stark verteuerten und dank übeln Usancen nie pünktlich gelieferten Aufträgen, die es erteilt hat, zu befreien. Sinkt die Mark, dann haben wir Aufträge genug, dann können wir wählen, dann drückt sich mit Unterstützung irgendeiner wirtschaftlich wenig weitsichtigen Stelle der deutsche Lieferant von seinen Verpflichtungen, dann beginnt die große Auktion deutscher Ware,

dann herrscht an der Börse Taumel, dann kauft alles, dann steigen die Preise!

Gibts einen Ausweg aus diesem Kreise? Wird sich die Situation nicht ständig verschärfen, bis wir, durch unsre Assignaten gezwungen, unser Heil nur noch in einem neuen Weltkrieg erblicken werden, der uns vernichten wird?

Die Folgen des Dreißigjährigen, der Fridericianischen, der Freiheits-Kriege sind noch in vielen Teilen Deutschlands sichtbar. Diesmal würden unsre Feinde — Franzosen und Polen; denn selbstverständlich hätten wir wieder mit einem Zweifrontenkrieg zu rechnen —, wenn sie ins Land kämen, derartig hausen, daß uns wirklich nur noch die Augen blieben, um unser Unglück zu beweinen. Krieg ist Selbstmord, kein Ausweg aus diesem Dilemma. Ob Rechts und Links auch mit dem Gedanken spielt, was nicht ständig geleugnet werden sollte: es ist ein unsagbar frivoles Spiel.

Wir brauchen jetzt Aufklärung und Ruhe, nicht neuen Frevel. Wir müßten uns entschließen, endlich mit der Kriegswirtschaft aufzuhören. Wenn während des Krieges und nachher, während des Waffenstillstands, ein Tuchhändler oder Kaligrubenteilhaber Abkommen mit Holland schloß oder einer Ledergesellschaft vorstand; wenn der Ministerialdirektor eines bundesstaatlichen Ministeriums des Aeußern den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Frankreichs unterstellt erhielt und triumphierend von zwanzig Milliarden erzählte, die dafür ausgeworfen seien; wenn der Chef einer Reishandlung in Italien zur Zeit der Neutralität Wirtschaftspolitik trieb; wenn ein Weinhändler unsre Weltwirtschaftsinteressen im neutralen Ausland vertrat — dann begriff man: es war Krieg, und der dauerte nicht ewig. Jetzt haben wir Frieden, aber keine Friedenswirtschaft. Trotz dem Frieden kaufe ich immer noch meine Butter beim Schuster, meine Kleider im Delikateswarengeschäft. Ich möchte mal wieder ein Land sehen, wo man beim Bäcker nur Brot und Kuchen, beim Schuster nur Schuhe, beim Schneider nur Anzüge kaufen kann. Mir schrieb ein Freund aus Holland: „Denken Sie doch: man findet hier in den Läden die Waren, die das Firmenschild anzeigt!“

Dieser Zustand wäre in Deutschland auch zu erreichen. Wir müßten zur strengsten Zentralisierung der Einfuhr schreiten. Unsre Einfuhr ist wild. Hängt von der Willkür ab. Nicht allein das Loch im Westen ist daran schuld. Wir können Parfüms, Seifen, russische Zigaretten, polnische Bonbons, ungarische Kugler-Gerbeaud-Drops, wiener Nouveautés, italienische Seidenmützen, Balkanstickereien, japanische Kimonos, chinesische Puppen und was nicht alles noch in jeder Stadt kaufen. Jetzt ist die Kaffee-Einfuhr beschränkt, war sogar verboten. Kaffee ist kein Genußmittel, ist Nahrung. Warum verteuert man diese? Russischer Wodka oder Allash, caloric Punsch, selbst echter Norlundscher, der, trotz schwedischer Valuta, in beliebiger Menge zu haben ist — das alles scheint mir weit eher entbehrlich.

Wir müssen sparen. Wir müssen aber damit beginnen, daß nicht Jeder sagt: „Fang du einmal an!“, sondern daß Jeder es selbst tut. Wir müssen auch mit dem Ausland verhandeln. Nicht über Einzelkredite, nicht über Hilfsaktionen — sondern wir müssen uns mit den Staaten, die in ähnlicher Lage sind, auseinandersetzen und müssen uns unterrichten, wie es besser situierte Länder gemacht haben.

# Rundschau

## Palästina

Sie fragen, sehr verehrter Herr Jacobsohn, in Nummer 42, ob Lächerlichkeit tötet. Nein, Lächerlichkeit tötet nicht, nicht einmal in Frankreich, und sicherlich nicht, wie die Tatsachen beweisen, in Ungarn. Der größte Teil unsrer Presse scheint so schwer mit andern Sorgen beladen, so sehr gegen Greuel und Schrecken abgestumpft, daß die wenigsten unsrer Mitmenschen erfahren, was in Ungarn „hinter Mauern“ geschieht. Hin und wieder hört man über Pogrome an Schulen und Universitäten, und ich glaube, daß solche Töne in den Ohren vieler unsrer Zeitgenossen lieblich klingen. Lamento der Presse Mitteleuropas? Ich zweifle, ob unsre angenehme Zeit nicht mehr Freude als Kulturschmerz, nicht mehr sadistische Nachahmungslust als Abscheu daraus schöpft. Was also soll geschehen? Sie nennen das Mittel, Herr Jacobsohn. Die Rothschild und Schiff sollen bremsen, sollen ihre schwarzen Finanzkünste spielen lassen, sollen bei Politikern minieren. Glauben Sie wirklich an den Erfolg? Jacob Schiff hat es versucht, als er die Japs gegen Rußland finanzierte. Der Mikado sollte den weisen Zaren zur Strecke bringen; dann werde aus der schwarzen Erde Rußlands das tausendjährige Reich Leo Tolstois hervorbrechen, und Juden- und Christenkinder würden sich unter dem Segen der Gottesmutter von Kasan umarmen. Was daraus geworden ist, wissen Sie so gut wie ich. Und glauben Sie, daß, grade in unsern Tagen national-demokratischer Leidenschaften freier und freieinwillender Völker, Theiß- und Weichsel-Söhne allzusehr der Zornblitz von anglo-jüdischen

Finanzthronen schreckt? Mag die westliche Hochfinanz nach Möglichkeit jüdischer Not abhelfen. Sie hat es stets getan, und sie wird es weiter tun. Wo ihre Macht versagt, kann sie noch mit offener Hand Wunden lindern.

Denn wo sich der Blick hinwendet, ist es düster. Amerikas Pforten sind geschlossen, nur wenige Glückliche kommen hinein. Gibt es Nullen genug, um auch nur den Preis darzustellen, den die Schiffsfahrtskarte in ungarischer, polnischer oder gar in Rubel-Währung kostet? Die Republik des Sternenbauers hat jedem jüdischen Bürger erlaubt, einen seinesgleichen hereinzubringen, mehr nicht. Wohin aus all dem Elend?

Seit vielen Jahren hat die Fünfte Avenue, soweit sie jüdischen Blutes ist, ihr Auge auf den vordern Orient gerichtet. Ein amerikanischer Botschafter nach dem andern ging nach Konstantinopel, um das Terrain zu sondieren. Oscar Straus, Morgenthau, Abraham Elkus, ganz gleich ob Republikaner oder Demokrat: immer waren es Juden, immer richteten sie freundliche Blicke auf das „Holy Land“. Und mit ihnen zahllose Kinder des alten Volkes. „Irgendwo in der Welt muß es doch ein Land geben, wo man den Juden nicht mehr seiner Nase wegen haßt! Die Juden kommen aus Palästina, und die Muttererde muß sie auch wieder aufnehmen. Sie kommen aus dem Orient, und die Sonne des Orients muß sie wieder nähren.“ Noch war es nicht so weit. Die Türken führten die rote Karte ein, wie der russische Polizeiminister die gelbe. Dann stieg eine noch dunklere Wolke auf. Wird der Samum die zarte Pflanze zerstören? Doch die Wetterwolke

zieht vorüber, und hinter ihr verborgen zieht, mit britischen und jüdischen Legionären, der englische Feldmarschall ins Land. Da regen sich tausend Hoffnungen. In die Finsternis der ungarischen, der polnischen, der russischen Landstädte dringt ein Hoffnungsstrahl, die Juden Englands und Amerikas atmen auf. Der politische Himmel ist rein.

Aber schwer wird das Werk der Siedlung sein. Daß Englands und Amerikas Milliardäre ihre Hilfe nicht versagen, sollte man nicht gering schätzen. Ein lebensunfähiger „Staat“? Wenn es glückt, soll es eine lebenskräftige „Siedlung“ werden. Aegypten ist zu alter Herrlichkeit zurückgekehrt, das Zweiströmeland rüstet sich zu neuem Morgen, der Orient erwacht nach langer, schmähtlicher Zeit der Unkultur, der Wüste. Die alten Stätten, wo einst Millionen des „old people of the bible“ glücklich lebten, erglänzen in neuem Licht. Ein Millionenvolk verlangt nach seinem Heimatboden; es würde weiter danach drängen, auch wenn die anglo-jüdische Hochfinanz es geraten lände, seinem nationalen Streben den Rücken zu kehren. Am Berg Moriah hat Juda Heimatrecht.

Ihr sehr ergebener

*Erich Marx*

### Bayern, der König und Frankreich

In Bayern, dem politischen Schüler Ungarns, sind nun die Dinge so weit herangereift, daß der König kommen kann, wann er will: Bayern wartet auf ihn. In Bayern ist die Königsfrage nicht mehr eine prinzipielle Frage. Seit der Hauptprobe zur Thronbesteigung: dem Landesschießen der Bayrischen Einwohnerwehr, bei dem sich auf dem Königsplatz von München mehr als dreißigtausend

bewaffnete und in Waffen geübte Männer unter Führung des Landeshauptmannes. Escherich und in Anwesenheit des Ministerpräsidenten Kahr und des Obersten Epp versammelten, auch nicht mehr eine Frage der Zeit, sondern nichts als eine Personalfrage.

Ludwig der Dritte, Bayerns König a. D., lebt gegenwärtig in Ruhe und sicherem Schutz auf dem Schlosse Wildenwarth in Oberbayern. Er ist im November 1918 zwar geflohen, hat aber auf seine Krone nicht Verzicht geleistet und muß somit den Legitimisten als der „Rechtmäßige“ gelten. Doch scheint den Königsmachern nicht opportun, den bald sechundsiebzigjährigen und wegen seines geringen Widerstands gegen die Vorherrschaft des preußischen Nordens bei allen treuen Bayern recht unbeliebten Greis aufs Neue von dem Strahl der gottgewollten Herrlichkeit bescheinen zu lassen. Auch scheut wohl die machthabende, in Wirklichkeit souverän regierende Bayrische Volkspartei, das Zentrum, den historischen Kronprinzen-Liberalismus, der mit der neuerlichen Thronbesteigung Ludwigs des Dritten automatisch einsetzen und unter Führung des Kronprinzen Rupprecht mit dessen großem Anhang der jetzt ungestört wirtschaftenden Zentrums-partei eine recht unangenehme Opposition entgegenstellen würde. Denn dieser Rupprecht, von der Gloriele des Heerführers umgeben, der nächste Agnat, populär und persönlich angenehm, hat mit dem Zentrum, von dem er seit jeher mißtrauisch betrachtet wird, seinen Frieden noch nicht geschlossen und das „ça vaut bien une messe“ Heinrichs von Navarra noch nicht gesprochen. Auch würde das Königtum Rupprechts von des Zentrums Gnaden, sollte die Bayrische Volkspartei bei den nächsten Wahlen eine Niederlage

erleiden, ohne diese machtvolle Stütze im Innern in der Luft hängen.

Den Protektor des neuen Bayernthrones spielt die französische Republik, was zwar von der Bayrischen Regierung, so oft man will, mit Entrüstung zurückgewiesen und von den meisten Zeitungen immer wieder abgeleugnet wird, aber trotzdem Tatsache ist für den Beschauer, der die logischen Zusammenhänge und das „Filigran der Dinge“ zu erkennen weiß. Schützend hält Herr Dard, der französische Gesandte in München, seine Hand über dies neu erblühte Verhältnis, von dem sich Frankreich die erste und wichtigste Bresche in die Reichseinheit und Bayern durch die Fürsprache Frankreichs die Erlaubnis der Entente zur Wieder-Erichtung des Königtums erwartet. Alte Erinnerungen leuchten da auf, an die erste glanzvolle Zeit des Königreiches, geschaffen von Napoleon, der unter Max Joseph dem Ersten zum Dank für die Waffenhilfe die Grenzen des jungen Königreichs bis nach Trient dehnte.

Seitdem scheint Bayern von der Politik der „Falschen Gelegenheiten“ geleitet zu werden. Zu Anfang unsres Jahrhunderts war es Sache Ludwigs des Dritten, den Einfluß, den er auf die äußere Reichspolitik durch den Vorsitz im Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten des Bundesrats hatte, zum Nutzen Bayerns und des Reichs zu verwerten — eine leise Annäherung Bayerns an Frankreich hätte vielleicht Preußens Kriegstreibereien etwas dämpfen können.

Jetzt aber, wo Frankreich dieselbe Gewaltpolitik wie Deutschland vor dem Kriege verfolgt und daran, wie eben dieses, zugrunde gehen muß, wo Frankreichs Wirtschaft auf die Hilfe des Auslands

angewiesen ist — jetzt ist ein heimliches Bündnis ein unheimliches Bündnis und zeugt von einer Kurzsichtigkeit in politischen Dingen, wie sie nur in Bayern Gepflogenheit ist.

Aber das ist alles ganz gleichgültig. Wichtig ist, daß wieder ein König kommt, der „Alles wieder so macht, wie es früher war“. Denn, was die übrige Erde bewegt, das wird in dem seligen Bayernlande noch lange nicht erfunden.

*Ludwig von Mann-Tiedler*

### Parlamentsbericht- erstattung

Sie taugt nichts. Schlimmer: sie gibt gar kein Bild oder ein falsches. Das hat zwei Gründe: Sensationsgier des Inseratenunternehmers und Parteilichkeit.

Die Parlamentsberichte müssen — so schreibt der journalistische Kodex vor — „aufgemacht“ sein. „Aufmachung“ bedeutet in der journalistischen Arbeit die große Konzession an die Denkfaulheit des Lesers und an seine Gier, niemals sachlich belehrt, sondern nur äußerlich gekitzelt zu werden. Demzufolge gelten Zwischenfälle und große Heiterkeit und „der Abgeordnete Buß schwingt“ erregt seine Fäuste gegen das Rednerpult“ mehr als eine sachliche Auseinandersetzung. Das färbt auf das Plenum ab. Dem Parlamentshabitué ist ja längst bekannt, daß die Beratung im Plenum immer mehr eine Rodomontade, ein Spektakelstück, eine Zirkuspantomime geworden ist. Großaufnahme! Licht! Bewegung! Damals, als die gekränkten Journalisten ihre Berichterstattung einstellten, weil sie der Zentrums-vollbart Groeber Saubengels getauft hatte, glich das Parlament einer Sängerin ohne Publikum. Mutlos hingen alle Unterlippen herab. Für wen noch? Und

eine sachliche ernste Beratung, wie sie ja hier und da noch vorkommt, ist gewiß am nächsten Tag, wenns gut geht, eine Angelegenheit, die kein Mensch liest.

Schlimmer als die Unfähigkeit ist der böse Wille. Jede Parteizeitung bläst die Rede „ihres“ Abgeordneten bis zur Unförmlichkeit auf, und alles Andre verschwindet daneben. Es ist das gute Recht der Presse, in den sogenannten Stimmungsbildern, hol sie der Teufel, so zu tun, als gäbe es nur eine einzige erfolgreiche Partei. (Man darf allerdings nicht sechs verschiedene Stimmungsberichte neben einander halten. Wie weise hat es der liebe Gott eingerichtet, daß die meisten Deutschen immer nur eine Zeitung lesen!) In den eigentlichen Berichten aber sollte jede Redaktion so objektiv sein, auch den Gegner zu Worte kommen zu lassen. Nein, da wird gestrichen und gefälscht, daß es eine Lust ist. Und die ausführliche und inhaltschwere Rede des politischen Antipoden sieht dann ungefähr so aus: „Abgeordneter Kuhladen: Wir brauchen eine neue Steuergesetzgebung. Die Ziegen in Pommern werden auch immer fetter. Die Bedenken des Kultusministers teilen wir nicht. Versailles ist eine Schande. Die Bewilligung zum Bau von Geldern für eine Rotunde auf dem Königsplatz lehnen wir ab. (Heiterkeit links)“. Dabei hat der Mann sicherlich all diese Gegenstände in seiner Rede hübsch säuberlich der Reihe nach berührt; natürlich weder so unsinnig noch so kurz. Davor steht die Auslassung des Parteifreundes, und da ist dann keine Hyperbel und keine Redefigur, die nicht voll und ganz und in Danachachtung der Zweckzüglichkeit ausgedrückt wäre . . .

Diese stumpfsinnige Art der Parlamentsberichterstattung ver-

kleinert das politische Horizontchen des Lesers noch mehr. Resultat: Deutschland.

Reform? Ich glaube nicht an reformierende Reglements. Es gäbe ja eine Möglichkeit, durch politisch simultan zusammengesetzte Kommissionen zwei Einheitsberichte in die Welt hinausgehen zu lassen: einen für große Zeitungen und einen für kleine. Dafür, spricht: die annähernd größte Objektivität, die so zu erzielen wäre. Dagegen: Schwierigkeiten bei der Stilisierung und der Zeitmangel:

Eine Reform der Parlamentsberichterstattung wird also auf die Einsicht und den guten Willen der Beteiligten angewiesen sein. Ergel: wird sie nicht zustande kommen.

*Ignaz Wrobel*

### Orchesterkonzerte

Für diese Saison wurde der Ruin des berliner Symphoniebetriebes prophezeit. So und so viel Gagenerhöhung forderten Geiger, Bläser und Pauker; um so und so viel mußten daher die Billettpreise erhöht werden; so und so viele Menschen würden daher notgedrungen den Genuß ernster Orchestermusik entbehren müssen. Ergebnis: leere Säle und Zusammenbruch der Orchestervereinigungen.

\*

Irgendwo hat dennoch die Rechnung nicht gestimmt. Die Konzertkarten kosten viel, aber in der Bernburger Straße wird mehr dirigiert als je zuvor — sogar vor Publikum. Und das ist erfreulich, werte man es als Zeichen eines durch Kriegsleid geweckten Verlangens der Menschen nach Höherem; oder einer Steigerung des Sinnes für künstlerische Bestrebungen in gewissen Klassen; oder auch nur als Beweis dafür, daß es vielen Leuten materiell doch nicht ganz so schlecht geht,

wie Andre anzunehmen geneigt sind.

\*

Alle einigermaßen erfolgreichen Orchesterleiter kommen jetzt auf Gastrollen nach Berlin. Auch ein Zeichen der Zeitnot. Früher reiste der Dirigent nicht so viel. Er freute sich der jahrelangen vertrauten Arbeit mit und an seinem Orchester und hätte den Platz am eignen Pult nur ungern dem Fremden überlassen; wie der passionierte Reiter sein Vollblut nicht willig unbekannten Händen anvertraut, die ihm das „Maul“ verderben könnten. Heute braucht jeder sein Nebeneinkommen, der Bankbeamte wie der Generalmusikdirektor. Und unser Philharmonisches Orchester legt Zeugnis von hohem künstlerischen Wert ab, wenn es, unter täglich wechselnder Führung, sein Niveau seit dem Kriege langsam, aber sicher der alten Höhe entgegen treibt.

\*

Auch mit den Programmen wird es besser. Kein Auswärtiger traut sich mehr mit den drei großen Bs herein. Verdienstlicher noch als Uraufführungen sind Wiederholungen neuerer Werke innerhalb kurzer Zeitspannen. Sie helfen ein Urteil bilden oder auch revidieren. Sie rücken den Lebenden allmählich dem richtigen Platz zu, der erst dem Toten endgültig zugewiesen wird.

\*

Schrekers Kammer-Symphonie bedarf der Urteilsrevision nicht. Ich hörte sie jetzt zum dritten Mal in zwei Jahren und fand sie schön, schöner, am schönsten. Wirklich schön; nicht interessant. Ein Werk, das keine Probleme aufwirft, sondern mit zwangloser Benützung modernster Ausdrucksmöglichkeiten und einer gewissen eignen Ergriffenheit ob so viel Klangzaubers dahinmusiziert. Der

Komponist gestaltete es mit einer Liebe, von der auch eine „Romantische Suite“ aus seinen Jünglingsjahren ihr Teil abbekam. Weniger Freude schien ihm Brahms zu bereiten. Die anspruchslose Art, in der sich der neue Hochschuldirektor seinem Publikum vorstellte, wirkte sympathisch und erstaunlich zugleich. Ein anderer Wiener, der vielverwendbare Hugo Reichenberger, brachte als Novität eine hier unbekannte Symphonie des „Notre-Dame“-Komponisten Franz Schmidt; lange und wierige, vom Opernhaften ins Trocken-Gelehrte pendelnde Musik, neben der Straußens „Till Eulenspiegel“ noch immer mit der Frische eines geistvollen Aperçus wirkte. Ueberhaupt Strauß! — er wäre von den Atonalen und den linearen Kontrapunktikern doch noch nicht so ohne weiteres zum alten Eisen zu werfen.

\*

Meyrowitz, der meistbeschäftigte berliner Dirigent, brachte für ein Mal Russisches. Nichts Neues, allzu Neues: eine überlange Symphonie von Scriabine, süßige, ekstatische C-dur-Musik, der man nach der siebzehnten Steigerung die innere Notwendigkeit nicht mehr glaubt. Dann Rachmaninoffs Drittes Klavierkonzert, das mit geschickter Hand Steppen- und Salonstimmungen zu effektvollem Klaviersatz mischt.

\*

Keiner dieser vorzüglichen Dirigenten zeigt das scharfumrissene Profil des geborenen großen Orchesterleiters. Auch Gustav Brecher musiziert mehr überzeugend als überzeugend. Es fehlt ihm Leichtigkeit und Grazie; doch weiß er Mahlers Erste zu gestalten. Wie vertraut klingt uns schon aus dieser Symphonie die liebe Wanderburschenromantik des „Fahrenden Gesellen“ entgegen! Vor einem Jahrzehnt gingen die

gebildeten Musiker mit überlegenem Achselzucken an diesem Werk vorüber.

### *Gisella Selden-Goth*

#### Lieder aus dem Rinnstein

**H**ans Ostwald hat (im Verlag von Roesl & Co. zu München) die alte vergriffene Sammlung „Lieder aus dem Rinnstein“ neu erscheinen lassen. Man blättert gern in dieser Versgeschichte der Landstraßen und der Asphaltgossen. Man braucht nicht immer in hemmungsloser Freiheit auch noch den letzten Dreck herauszuschreien — aber man muß die Möglichkeit haben, es zu tun. All diese da, die lächelnd über den gemeinsam vereinbarten Traditionen der Seßhaften daherlebten, hatten diese Möglichkeit. Und sie nutzten sie aus. Die alten Vaganten schonten Papst und Kaiser nicht, und die Kneipensänger der nächsten Jahrhunderte besangen die Fortpflanzungsgeschäftigkeit, wie es ihnen Spaß machte. Mochte doch nicht zuhören, wer sich genierte!

Am rührendsten und künstlerisch stärksten scheinen mir die Kunden- und Dirnenlieder. Die Kunden, die fahrenden Sänger der Landstraße, die im kümmerlichen Kampf mit Gendarmen, Arbeitshaus und Hofhund aus alten Volksliedbrocken, Worten geleseener Zeitungsetzer, aus verblaßten Erinnerungen einmal erworbener Schulbildung ihre merkwürdigen Lieder zusammensetzten! Was da drin steht, ist den Worten nach ziemlich belanglos, aber all diese Kundengesänge sind noch in der wütesten Lustigkeit unendlich traurig. Es ist immer, wie wenn einer nicht nur vor Trunkenheit schluckst, sondern auch, weil er etwas zu verschlucken hat, das er um keinen Preis an den Tag gelangen lassen will: Tränen.

Die Literatur kann da nicht mit (obgleich von Wedekind und

Verlaine starke Stücke in dem Buch sind). Der Sturm und Drang der neunziger Jahre, der seine müde Feder durch die Beobachtung der Kaschemmen zu beleben glaubte, mutet uns heute verstaubt an. Aber nicht verstaubt sind die Dirnenlieder.

Wie da neben den dicksten Obszönitäten ein Papierausdruck steht, das ist ganz unvergänglich.

Und auch ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren

ist mit uns im grünen August gefahren; weil sie ihre Titten aus dem Fenster hängen ließ,

da kam die Polizei, die ihr das verwies.

Und die Quintessenz aller dieser frommen Gesänge ist die eine Zeile aus einem berliner Hurenlied:

Schwamm darüber, tralala!

Das erotische Supplement zu den Liedern aus dem Rinnstein ist leider vergriffen. Aber auch dieses Bändchen gehört neben des Knaben Wunderhorn in eure Bibliothek. Die blaue Blume? Brennesseln sind auch Pflanzen.

*Peter Panter*

#### Berichtigung

**D**er Leitartikel unsrer gestrigen Abendausgabe trug die Ueberschrift: „Ein bestechlicher Beamter im . . . . . ministerium?“ Dabei ist uns ein Versehen unterlaufen. Das Wort „Ein“ mußte gesperrt werden.

#### Liebe Weltbühne

**W**erner Krauß ging einmal in Halle mit einem Freund in das Stadttheater, Beide angetan mit ungeheuern Umhängebärten. Im zweiten Akt konnte Niemand auf der Bühne mehr spielen, weil in der ersten Reihe zwei Herren saßen, die träumerisch große Fußsäcke in künstlichen Wellen durch ihre Finger gleiten ließen. Im dritten Akt kam ein Brief auf die Bühne: „Wenn hier nicht ständig gespielt wird, nehmen wir die Bärte ab!“



# Antworten

**Hans Delbrück.** In Nummer 42 ist Ihnen nachgesagt worden, daß Sie „Landsleuten unter fadenscheinigen Ausflüchten ausgewichen“ seien, als sich darum gehandelt habe, die Kriegsschuldfrage zu diskutieren. Darauf Sie: „Es ist mir unerfindlich, auf welche Vorgänge sich das beziehen soll, und ich wäre dankbar, wenn Sie mich darüber aufklären wollten, damit ich mich dazu äußern kann.“ Aber gern. Vor mir liegt eine Nummer der ‚Freien Zeitung‘, und darin erzählt Fr. Küster ausführlich, daß er im September des Jahres 1919 „eine 101 Druckseiten umfassende Schrift“ über die Kriegsschuldfrage an Sie gesandt habe, und daß Sie zunächst „prinzipiell bereit“ gewesen seien, in den Preußischen Jahrbüchern diese Arbeit zu drucken. Am vierzehnten Oktober aber schickten Sie Küster das Manuscript zurück, da sich inzwischen „die Situation wesentlich verändert“ habe, und am zehnten Dezember schreibt Küster in einem Offenen Brief an Sie: „Nun lag mir in erster Linie weniger an einer Veröffentlichung meiner Arbeit als an einer Stellungnahme Ihrerseits. Ich glaubte, dies umso eher erwarten zu können, als ich nur einwandfreies amtliches Material mit Quellenangabe benutzt und Sie öffentlich zu einer Diskussion herausgefordert hatte, die Sie mit besonderm Schreiben auch angenommen haben. Trotz alledem haben Sie jetzt ohne triftigen Grund plötzlich jede Diskussion abgelehnt, ohne auch nur mit einem einzigen Wort auf den Anlaß selbst einzugehen.“ Warum?

**Bilderbuchfabrikanten.** Von einem General Dickhuth-Harrach erscheint ein Schmöcker, des Titels: ‚Im Felde unbesiegt‘. Verlag des Sammelbands: J. F. Lehmann — welcher denn sonst? Mitarbeiter: Ludendorff, Hindenburg, Lettow-Vorbeck und zwei Dutzend dii minorum gentium. Waschzettel: „Wenn jeder Deutsche weiß, daß wir im Felde tatsächlich unbesiegt waren . . .“ Tatsächlich? Tatsächlich. Der kaiserliche Legationsrat Lersner an das Auswärtige Amt: „General Ludendorff bat soeben Freiherrn von Grünau und mich in Gegenwart von Oberst Heye, Euer Exzellenz seine dringende Bitte zu übermitteln, daß unser Friedensangebot sofort hinausgeht. Heute halte die Truppe. Was morgen geschehen könne, sei nicht vorausszusehen.“ Es war vorausszusehen. Der infam versteckte Vorwurf, daß die Heimat an einer Niederlage schuld gewesen sei, die ein General von krankhafter Unbeherrschtheit und ohne Augenmaß über ein Volk von Duldern gebracht hat, kennzeichnet diese Gesellschaft genügend. „Dies Buch: den Helden des Weltkrieges zum Gedächtnis“. Welchen? Den Telephongeneralen im Stab.

**Hermann F.** Am Mittag des dreizehnten Oktober war Nummer 42 der ‚Weltbühne‘ ausgegeben worden. Genau sechs Tage später erschien bei mir ein Gerichtsvollzieher und überreichte ein Schriftstück des folgenden Wortlauts: „In Sachen des Rechtsanwalts Fritz Grünsbach gegen den Schriftsteller Siegfried Jacobsohn wird auf dem Wege der Einstweiligen Verfügung dem Antragsgegner aufgegeben, die Nummer 42 der ‚Weltbühne‘ nicht weiter zu verbreiten und sie nicht mehr in den Verkaufsstellen Groß-Berlins feilhalten zu lassen, zur Vermeidung einer für den Uebertretungsfall festzusetzenden Haftstrafe von drei Tagen. Die Kosten dieses Verfahrens werden dem Antragsteller auferlegt. Gründe: Es ist glaubhaft gemacht, daß der Antragsgegner in der Nummer 42 der ‚Weltbühne‘ der Wahrheit zuwider Tatsachen verbreitet, die geeignet sind, Nachteile für das Fortkommen des Antragstellers herbeizuführen, indem er ihm grundlos Verstöße gegen die einem Rechtsanwalt obliegenden Berufspflichten nachsagt. (§ 824 B. G. B.) Die Art der Verbreitung, die dadurch bewirkt wird, daß auf einem an den Heften angeklebten Reklamezettel

der Name des Antragstellers mit fetten Buchstaben aufgedruckt ist; kennzeichnet das Verhalten des Antragsgegners als ein solches, das gegen die guten Sitten verstößt. (§ 826 B. G. B.)“ Neu zum mindesten . . . Von den Gründen, die das Landgericht III zum Erlaß einer Einstweiligen Verfügung bestimmt haben, ist nicht einer stichhaltig. Ich habe „der Wahrheit zuwider Tatsachen verbreitet“? In der Verhandlung, die auf Antrag meines Rechtsbeistandes Nübell für den vierten November anberaumt ist, werde ich eidlich erhärten, daß jede einzelne Tatsache, die ich über Herrn Grünspace verbreitet habe, haarscharf der Wahrheit entspricht. Ich habe Herrn Grünspace „Verstöße gegen die einem Rechtsanwalt obliegenden Berufspflichten“ nachgesagt? Das ist an keiner Stelle geschehen. Ich habe nur erzählt, daß Zierden ihres Standes, weil es in der Anwaltschaft Sitte sei, keinen Prozeß gegen Jemand anzunehmen, für den man eben erst einen geführt hat, meine Vertretung abgelehnt haben. Als ich einst den Justizrat Max Bernstein ersuchte, mich gegen Herrn Sudermann zu verteidigen, schrieb er mir, daß er trotz unsern guten Beziehungen zu seinem Bedauern verzichten müsse, da er eben erst vor Gericht für Herrn Sudermann eingetreten sei. Ultra posse nemo obligatur: wem nicht gelingt, eine Zierde seines Standes zu sein — verstößt der deshalb schon gegen seine Berufspflichten? In der Verhandlung werde ich glaubhaft machen, daß ich des Antragstellers Fortkommen nicht benachteiligt, und inwiefern ich es gradezu gefördert habe. Kurz: § 824 ist in meinem Falle nicht anzuwenden. Vielleicht § 826? Die Verbreitung meines Blattes wird nicht dadurch bewirkt, daß auf die Hefte ein Reklamezettel geklebt wird, sondern dadurch, daß es an Kiosken und andern Stellen verkauft wird. Wie ein Blick in die Verkaufsstände lehrt, geben fast alle deutschen Zeitschriften ihren Inhalt auf sogenannten Leibbinden an. In die Verhandlung werde ich sie zu Dutzenden mitbringen. Auf der Leibbinde jener Nummer 42 nun hätte es heißen können: „Herr Grünspace“. Es hätte heißen können: „Wider Fritz Grünspace“. Es hätte für sensationslustige, schadenfrohe Passanten irgendwie kenntlich gemacht werden können, daß sichs um einen Angriff auf den Herrn Grünspace handelte. Aber nein, es hieß ruhig: „Fritz Grünspace“; und der Käufer mochte sich eine Apotheose oder eine Attacke oder eine nüchterne Würdigung erwarten. Seit sechzehn Jahren erscheint jede Woche ein Heft meines Blattes mit einer Leibbinde, ohne daß jemals dagegen protestiert, geschweige denn, daß ein Verstoß gegen die guten Sitten darin gesehen worden wäre. Kurz: § 826 ist in meinem Falle nicht anzuwenden. Und schließlich bin ich überhaupt außerstande, was mir die Einstweilige Verfügung aufgibt, zu leisten. Am Erscheinungstage der „Weltbühne“ beziehen hunderte von berliner Straßen-Händlern tausende von Exemplaren bei den verschiedenen Grossisten. Was sie die Woche über nicht verkauft haben, liefern sie am Erscheinungstage der nächsten Nummer den Grossisten zurück. Nicht einmal die Grossisten kennen Namen und Standort ihrer Kunden. Soll da ich straßauf, straßab durch ganz Groß-Berlin laufen und jedem Straßenhändler, auf den ich treffe, seine übriggebliebenen Exemplare — abkaufen, weil mir sonst kein einziges verausfolgt werden würde? Womöglich mutet das Landgericht III mir das zu. Schön; dann ziehe ich bei den Stiefelpreisen von heute und bei der Schmalheit meines Geldbeutels drei Tage Haft vor, durch die ich überdies zu kostenfreier Ernährung und um mindestens dreihundert Telephonanrufe käme. Aber die Angelegenheit hat außer der scherzhaften besondern eine ernsthafte allgemeine Seite. Es handelt sich garnicht darum, ob die Einstweilige Verfügung in ihren Einzelheiten stichhaltig ist, sondern darum, daß sie niemals erlassen werden durfte. Was hier versucht wird, ist ein

Eingriff in die Preßfreiheit, über dessen Tragweite, wenn er gelingt, die Kollegenschaft sich nicht täuschen möge. Ein Schriftsteller bringt — keineswegs sua sponte, sondern herausgefordert durch die gröbste öffentliche Beschimpfung seiner Person! — wider einen Anwalt des Rechtes eine Reihe von Tatsachen vor, deren Wahrheit zu beschwören er jederzeit bereit ist, und bei deren Darstellung er sich auch der winzigsten formalen Beleidigung enthält. Gegen Angriffe durch die Presse gab es bisher drei Schutzmittel: § 11; Privatklage; Strafantrag. In einem ordentlichen Verfahren werden beide Parteien gehört: der Angreifer und sein Objekt; und nach Aufmarsch der Zeugen und den Plädoyers der Anwälte wird das Urteil gefällt. Das erst kann zu einer Beschlagnahme der noch vorhandenen Exemplare des beleidigenden Blattes und zur Vernichtung der Druckplatten führen. Wie aber ist's bei Erlaß einer Einstweiligen Verfügung? Da wird der Antragsgegner nicht gehört; werden Zeugen nicht zugezogen; ist der Antragsteller in seinen Behauptungen völlig unbeschränkt. Auf Grund der unhaltbaren Entscheidung des Landgerichts III ist demnach theoretisch nicht ausgeschlossen, jede, schlechthin jede Zeitungsnummer durch ein Verbot zu sabotieren. Eine Zeitung berichtet von einem Falschspieler daß er — nun eben, daß er falsch gespielt habe. Der Falschspieler bestreitet munter drauf los, fühlt sich beleidigt und geschädigt und erwirkt eine Einstweilige Verfügung, die erschienene Nummer nicht zu verbreiten. Bis über die Gültigkeit der Einstweiligen Verfügung entschieden ist, wird der Falschspieler seine Mitmenschen um Millionen erleichtert und sich über die Grenze davon gemacht haben. Wohin geraten wir? Das ist keine Zensur mehr: das ist Willkür, ultrareaktionäre Willkür. Und weil dies ein Präzedenzfall wäre, so werde ich ihn durch alle Instanzen verfechten, juristisch und publizistisch. Ich werde, so oft mirs nötig erscheint, verkünden, wer der Rechtsanwalt Grünspach ist. Wer ist er? Aber da wird zunächst leider wiederum von dem Jobber der Republik die Rede sein müssen. Der ist zweifach ein Lump: ein Gesinnungslump und ein Lump vor den bürgerlichen Gesetzen. Heute schmäht er mit gellender Stimme als einen Verräter an der Menschheit Jeden, der Blutgeruch erträgt; und morgen schmäht er mit gellender Stimme als einen Verräter an der Menschheit Jeden, der nicht die Welt mit Blut überschwemmt sehen will. Nebensache, daß er den neuen Krieg, den er predigt, ebendort verbringen würde, wo er den alten verbracht hat: abwechselnd in Sanatorien und reklamierenden Kriegswirtschaftsstellen. Hauptsache, daß sich der Meinungsumschwung in ihm vollzog, als den deutschen Arbeitern, die er durch Pazifismus geködert hatte, kein Geld mehr zu unterschlagen war und Moskau dazu schritt, die Propheten des Terrors in Deutschland verschwenderisch auszuhalten. Aber Gesinnung hin, Gesinnung her: der Jobber der Republik wird des schlichten Verbrechens der Defraudation bezichtigt, und zwar von seinen Parteigenossen, von der „Leipziger Volkszeitung“, von der „Freiheit“ und von der „Weltbühne“. Es gäbe Ein Reinigungsmittel für ihn: Prozeß gegen mich. Aber das ist nicht gut eins zu nennen, da er aus dem Prozeß ja noch schmutziger, wenn das auszu denken ist, hervorgehen würde. Was tun? Er wird die Hilfe des Herrn Grünspach erbitten. Herr Grünspach ist, nach der Hamburger Volkszeitung, der „derzeitige Rechtsbeistand Schwabachs gegen Herzog“. Trotzdem aber, und trotzdem Herzog alles, was ihm vorgeworfen wird, zu einer Zeit begangen hat, wo Schwabach schon längst von ihm befreit war, und trotzdem Herr Grünspach über Herzogs Schuld oder Unschuld nicht früher urteilen dürfte und könnte, als bis meine Zeugen unter Eid ausgesagt haben: trotzdem bescheinigt dieser Anwalt des Rechtes dem Jobber der Republik, daß ein „Journalist“, aus dessen zwanzig-

jähriger Tätigkeit mit aller Mühe nichts herauszuholen ist, als daß er sich zweimal gegen Verleumdung zu wehren gehabt und erfolgreich gewehrt hat und im übrigen dreimal als verantwortlicher Redakteur und zweimal als Schriftsteller wegen formaler Beleidigung kunstschädlicher Individuen zu unbeträchtlichen Geldstrafen verurteilt worden, also gänzlich „unbescholten“ ist — diesen „Journalisten“ bezeichnet ein Anwalt des Rechtes, weil ein Betrüger sich vor der gerichtlichen Aufdeckung seiner Straftaten fürchtet, als einen Mann, den man nicht verklagt. Genügt das? Durchaus nicht; die Sache geht vielmehr weiter. Derselbe Herr Grünspach, der mir die üble Nachrede bereitet, daß man mich nicht verklage, weil ich durch meine Vorstrafen wegen übler Nachrede genügend gekennzeichnet sei, der führt — das ist kein Witz — gleichzeitig einen Prozeß gegen mich! Im Sommer hatte ich das Vergnügen, seine Schriftsätze zu studieren. Die Hauptverhandlung sollte am dreißigsten Oktober stattfinden. Da zwar ein Richter, aber nicht ein Anwalt wegen Befangenheit abzulehnen ist, so habe ich es begrüßt, daß ein Mittelsmann an mich herantrat und mir vorschlug, diesen Prozeß durch einen außergerichtlichen Vergleich aus der Welt zu schaffen. Der Mittelsmann hat erreicht, daß ich einwilligte, in die Nummer von heute die folgenden Sätze aufzunehmen: „Für die Nummer 19 des sechzehnten Jahrgangs der ‚Weltbühne‘ hatte mir eine ‚Augenzeugin‘ mitgeteilt, daß in dem Cabaret des Herrn Eugen Robert ein achtjähriges Kind durch seine Tänze, das Schamgefühl gröblich verletze“. Eidliche Versicherungen von Mitgliedern des Cabarets haben mich belehrt, daß das Kind weder so an- noch ausgezogen war, wie meine Augenzeugin berichtet hat, und Zuschauer der Veranstaltung haben mir versichert, daß kein Anlaß vorliege, das Cabaret einer Ausnutzung dieses Kindes zu zeihen, da es die gleichen Tänze in Cabarets, Konzertsälen und Theatern unter musikalischer Mitwirkung der eignen Mutter seit Jahren vorführe. Ich zögere nicht, zu erklären, daß damit alle Vorwürfe, die ich Herrn Eugen Robert gemacht habe, in sich zusammenfallen.“ Und zögere nicht, meine Freude auszudrücken, daß hiermit für Herrn Grünspach die Möglichkeit in sich zusammenfällt, mich vor Gericht so zu lästern, wie er mich anno 1916 gefeiert hat. Gewiß: es wäre lustig genug gewesen, den Schutz des § 193, den ich für mich beansprucht hätte, mir wegdisputieren lassen zu müssen von demselben Anwalt des Rechtes, der kürzlich die Anerkennung des § 193 für die Presse beansprucht hat und, unbekümmert darum, Einstweilige Verfügungen gegen wahrheitsgetreue Preßerzeugnisse durchsetzt. Nun ja, es wäre lustig genug gewesen. Aber solche Vergnügungen des Geistes sind billiger zu haben. Ich ziehe aus meinem Bücherregal die Einakter des Georges Courteline und blättere den ‚Stammgast‘ auf. Da plädiert ein gewiegter Advokat für eine ulkige Kruke von Mandanten mit all dem Schmalz, Schwung und Talargeflatter, das den großen Künstler Daumier immer wieder befeuert hat. Er plädiert so herzbrechend, daß sein Klient leise vor sich hinsagt: „Der verstehts!“ Aber mitten in der Sitzung wird der Staatsanwalt von einer hohen Behörde und vom Possenzufall seines Amtes enthoben, und der Anwalt des Rechtes an seine Stelle gesetzt. Stockt er? Ist er gehemmt? Aber wie denn! Flugs stülpt er sich das Barett des Staatsanwalts auf und beginnt: „Nach der so beredten und überzeugenden Verteidigungsrede, die wir soeben vernommen haben, kann ich mich über die Schwierigkeiten der Aufgabe, die mir zufällt, keiner Täuschung hingeben. ‚Meine Beredsamkeit entspringt meiner Ueberzeugung‘, hat der Herr Verteidiger erklärt. Ich werde die meinige — ich schwöre es — auf meinen guten Glauben stützen.“ Ich hingegen harre des nächsten Gerichtsvollziehers.

## Das kleine Welttheater

Die Niederlage der Sozialdemokraten in Oesterreich hat auch den Rücktritt des oesterreichischen Gesandten in Berlin zur Folge gehabt, der begreiflicherweise eine christlich-soziale Regierung nicht vertreten will und als Jude auch kaum kann. Die deutsche Presse rühmt Ludo Hartmann nach, daß Oesterreich keinen aufrichtigeren, treueren und eifrigeren Vorkämpfer des Anschlußgedankens hätte senden können. Das ist richtig. Nur unterläßt sie, hinzuzufügen: auch keinen ungeschickteren. Denn Ludo Hartmann mag ein hervorragender Gelehrter und überzeugt-ehrlicher Sozialdemokrat sein: ein tüchtiger Diplomat ist er nicht. Vor allem fehlte ihm das Verständnis für die Eigenheit des Volkscharakters der Reichsdeutschen, also die wichtigste Voraussetzung für einen erfolgreichen Diplomaten. Statt die kühle Zurückhaltung der Norddeutschen zu berücksichtigen und zu begreifen, daß man sich in Berlin nicht aufdrängen darf, sondern die Dinge an sich herankommen lassen muß, stürzte er sich in blindem Uebereifer auf seine Mission. Er war buchstäblich noch keine Stunde in Berlin, als er bereits in einer eben tagenden Sitzung der Bundesstaaten-Vertreter erschien und seine Agitation für den Anschluß begann, die sofort die frostigste Aufnahme fand. Das dämpfte aber nicht seine Begeisterung: das verdoppelte sie. Und so trat er — ganz gegen jede, in diesem Falle richtige, diplomatische Gepflogenheit — bei allen passenden und mehr noch bei allen unpassenden Gelegenheiten als Redner für den Anschluß auf, griff in die weimarer Verfassungsverhandlungen ein und merkte nicht, wie er der guten Sache schadete, der er zu dienen glaubte. Merkte nicht, welch herzlich-inniges Bruderschaftsverhältnis zwischen Deutschen und Oesterreichern der Krieg geschaffen hat — nämlich eines, daß man in ganz Deutschland noch lange nach dem Kriege auf die „Nazis“ erbittert sein wird, ja ihnen vielfach die Hauptschuld an der endgültigen Niederlage zuschiebt. Und so trug er alles dazu bei, Oesterreich als neues Reichsglied unerwünscht erscheinen zu lassen. O Ludo! Wie du alles verkehrt gemacht hast, so kann man dir auch in Umkehrung des alten Satzes zurufen: Si philosophus mansisses — tacuisses!

Die Offiziersvereinigung der deutschen Republik wollte die Öffentlichkeit zu einer Sammlung für die 45 000 schwerverletzten Soldaten aufrufen, die noch heute, zwei Jahre nach Kriegsschluß in Lazaretten hausen müssen. Viele von ihnen, schrieb sie in einem Entwurf, hätten zwanzig bis dreißig Operationen hinter sich und seien darum wohl besonderer Barmherzigkeit würdig. Aber dieser Aufruf konnte nicht erscheinen. Er bedurfte nach den gesetzlichen Bestimmungen der behördlichen Genehmigung, die, trotz allen Bemühungen des Vorsitzenden der Vereinigung, nicht zu erlangen war. Zunächst mißfiel den amtlichen Stellen die Bemerkung des Aufrufs, es sei zu hoffen, daß die Regierung sich dieser beklagenswerten Menschen mehr als bisher annehmen werde. Aber auch, als dieser Stein des Anstoßes durch Streichung hinweggeräumt war — auch da kam die Sache nicht vom Fleck. Der

Instanzenzug, wurde erklärt, dürfe selbst in diesem Fall nicht beschleunigt werden. Daß so etwas möglich ist! Hat der Staat etwa nicht die Verpflichtung, sich um die beklagenswertesten der Kriegsoffer zu kümmern? Da die Hilfe immer nur bescheiden sein könnte — darf man da der Anrufung der Privathilfe bürokratische Hemmnisse bereiten? Warum also die Verschleppung, warum die Empfindlichkeit, wenn berechtigte Mahnungen laut werden? Man hat ja doch für die Reichswehr und Sicherheitspolizei Milliarden, für einen Heimatdienst, der nicht immer zweifelsfrei ist, immerhin noch Millionen übrig. Gut, daß sich die Offiziersvereinigung der deutschen Republik nicht abschrecken läßt. Sie will jetzt erreichen, daß die verschiedenen Organisationen und die Presse eine Sammlung veranstalten, um den 45 000 bejammernswerten Menschenruinen einen Weihnachtstisch zu decken. Hoffentlich wird dazu die Erlaubnis vor Neujahr erteilt.

\*

Das jüngste Gericht hat seinen Sitz zur Zeit bekanntlich in Moskau. Lenin, sein Präsident, findet über seinen apokalyptischen Aufgaben keine Zeit, sich seinen messianischen zu widmen. Statt seinem Volke das Himmelreich auf Erden oder mindestens Frieden und Brot zu verschaffen, beschäftigt er sich damit, die Zeitgenossen säuberlich in Böcke und Schafe einzuteilen. „Wer nicht für mich ist, ist wider mich“. Aber nein: wer nicht genau so ist wie ich, ist ein elender „Burschoj“, mag er nun Kautsky oder Hilferding, Longuet oder Turati heißen; mag er um den Sozialismus so viele Verdienste haben, wie er will, größere und ältere als ich selbst — er ist kein Marxist, kein Sozialist, geschweige ein Kommunist. Kurz: der umgekehrte Chronos; denn zum Unterschied von dem griechischen bemüht er sich, die eignen Väter zu fressen. Das scheint nun freilich doch nicht so einfach. Die von Uljanows Fängen gefaßt werden, zappeln gewaltig und erheben ein groß Geschrei. An allen Ecken und Enden des europäischen Sozialismus kriselt es und kongresselt. Nicht unmöglich, daß dieser Knochen dem Bolschewismus in der Kehle stecken bleibt, und daß er, den kein noch so blutiger Aderlaß mit den Instrumenten des Kapitalismus zur Strecke bringen konnte, an diesem Bissen erstickt.

.

Ueber der Roten, der Grünen, der Goldenen sollte die Schwarze Internationale nicht ganz außer Acht gelassen werden. Zumal von Deutschland nicht. Langsam, langsam vermehrt und erweitert der Vatikan, während er allerhand Franzosen und Französinen heilig spricht und für die Polen beten läßt, seine Positionen in Mitteleuropa. Schon hat er zwei Nuntien in Deutschland und je einen in den Nachfolgestaaten des Habsburger-Reiches (während er sich früher mit München und Wien begnügte). Zu welchem Ende? Wir werdens erkennen, wenn der revolutionäre Sozialismus Rußlands, das immer der Gegenspieler Roms war, abgewirtschaftet haben wird. Vor einem halben Jahrhundert noch mußte Dostojewski Verzeihung erbitten für die Ueberzeugung, daß sich „der Katholizismus der Demokratie zuwenden und die Großen der Welt verlassen wird, weil sie ihn verließen“. Und heute, nachdem die Erzbergerei nicht einmal mehr ein deutsches Monopol, sondern längst Exportartikel geworden ist —?

## Lindenhof und Baltikum von Heinrich Ströbel

Fürsorge-Erziehung. Zwangs-Erziehung jugendlicher Verwahrloster. Man denkt an eine trostlose Häuslichkeit, ein zerrüttetes Familienleben: der Vater Trinker, die Mutter mißhandeltes, störrisch gewordenes Arbeitstier, die Kinder inmitten abstoßender Eheszenen aufgewachsen, ohne sittliche Anleitung, ohne geregelte Arbeit, ohne geistige Anregung, ohne Liebe und Sonne. Oder das Kind außerehelich geboren, von einer Kellnerin, einer Dirne, in Hunger und Kummer groß geworden, umhergestoßen und durch die Roheit des Lebens verhärtet. Oder auch im Schoße einer braven Musterfamilie wächst unvermutet, zum Kummer der Eltern, als Spätwirkung irgend eines Atavismus, eine Abnormität heran, ein Lebewesen mit ungebändigten Trieben, das sich in die Gewohnheiten und Satzungen der bürgerlichen Gesellschaft nicht eingewöhnen will. Und all diese Produkte der Not, der kapitalistischen Brutalität und der geheimnisvollen Gebrechen und Sünden einer längst verschollenen Vergangenheit kommen, wenn sie mit dem Sitten- und Eigentumskodex unserer Gesellschaft zusammenstoßen, in Fürsorge-Erziehung. Vorausgesetzt, daß sie proletarischem Milieu entstammen, denn die Verwahrlosten und Degenerierten der besitzenden Schichten verfallen, wie ich im alten Dreiklassenhause einmal aus der Statistik nachgewiesen, fast niemals der öffentlichen Zwangserziehung. Und wie stellt der Durchschnittsbürger sich solche Fürsorgezöglinge vor? Als Strolche und Lungerer, als ein Material, das höchstens durch eiserne Strenge, durch unerbittlichen Zwang, durch Religion und Autoritätsfurcht der Gesellschaft wieder accomodiert werden kann. Und da kommt nun der Direktor der berliner Fürsorge-Anstalt Lindenhof und erklärt: Ihr irrt euch, irrt euch von Grund auf über Seelenleben und Charakter dieser Verwahrlosten. Ihr haltet sie für schlecht und im Keime verdorben, während sie nur abgeirrt und im tiefsten Grunde gut und edel sind. Ihr wollt sie durch Zwang kurieren, durch Unterwerfung unter harte äußere Disziplin, und die Erweckung aller sittlich wertvollen Eigenschaften kann nur von weitestgehendem Selbstbestimmungsrecht, von der freigewählten Eigendisziplin der Zöglinge ausgehen. Nicht als fremde Autorität dürft Ihr den jungen Menschen entgegentreten, wenn Ihr ihnen wahrhafte Erzieher und Geleiter zu einem neuen Leben werden wollt, sondern als ältere Freunde und Gefährten. Und nicht aus einer humanitären Ideologie heraus lehre ich das, sondern gestützt auf eine dreieinhalbjährige Erfahrung mit tausenden solch junger Burschen.

Als Karl Wilker, Arzt, Psychiater und Philanthrop, also für seinen Beruf dreifach qualifiziert, vor dreieinhalb Jahren die Leitung des Lindenhofs übernahm, fand er dort die übliche finstere, dumpfe, licht- und freudlose Zwangsanstalt. Vergitterte Fenster, eine puritanische Hausordnung, das Gebot blinder Unterwerfung, eintönige, häufig mechanisch stumpfsinnige Arbeit. Trotzdem war das erzieherische Ergebnis minimal, verzweifelte, waghalsige Desertion ein tägliches Ereignis. Der neue Direktor ließ alle Fensterkästen und Gitter entfernen: er schuf der Sonne freien

Eintritt, auch im bildlichen Sinne. Die Arbeit wurde, nach Möglichkeit, in anregende Wertarbeit umgewandelt, die Disziplin wich der freien Selbstverwaltung der Zöglinge, die sich auch ihre eignen Disziplinarorgane schufen, und zur körperlichen Arbeit gesellten sich Sport, frohe Geselligkeit und mannigfache geistige Anregung. Die Objekte der Fürsorge-Erziehung machten Ausflüge, besuchten Museen, Gemäldegalerien, Konzerte und Theater. Die Strafanstalt verwandelte sich in ein Ferienheim, darin sich die Insassen heimisch und glücklich fühlten. Und auf die unerwartete Freiheit und das seltene Wohlgefühl reagierten sie nicht etwa durch Uebermut und Exzesse, sondern durch Selbstzucht und ein sich immer stärker entwickelndes Pflichtgefühl. Insbesondere geriet die freie Miniaturrepublik keineswegs ins Spielerische, sondern entwickelte einen Organisationseifer und organisatorische Fähigkeiten, die alle Erwartungen des Direktors übertrafen. Aus verbitterten Stiefkindern des Lebens, aus grolenden Rebellen, aus verschüchterten Sträflingen wurden harmlos fröhliche junge Menschen, die in eifriger Hingabe ihrer Gemeinschaft lebten, und denen, wie Direktor Wilker versichert, auf diesem Gemeinschaftsgefühl die sittliche Kraft erwuchs, unter andern Verhältnissen draußen im Leben den Versuchungen standzuhalten. Aber auch die Erzieher selbst trugen aus dieser Erziehungsmethode ihren Lohn davon: sie empfingen stärkste menschliche Eindrücke, psychologische und sozialpsychologische Lehren. Sie gewannen vor allem den unzerstörbaren Glauben, daß der Mensch gut ist, daß die reichsten Entwicklungsmöglichkeiten in ihm schlummern, und daß es einzig darauf ankommt, durch ein vernünftiges Gemeinschaftsleben harmonische, soziale Triebkräfte in ihnen zu entwickeln.

Mit doppeltem Bedauern also hörte der Kreis, dem Wilker mit beredtem Enthusiasmus von seinem Erziehungswerk erzählte, daß der Lindenhof demnächst seinen Direktor verlieren wird. Wilker sieht sich genötigt, seinen vielverheißenden Versuch abzubrechen, um auf neuem Grunde aufzubauen. Der Lindenhof kann schon deshalb nicht zum Typ einer wahrhaften Erziehungsanstalt werden, weil er für die Zöglinge, die dort in Masse eingeliefert werden — an die 2000 im Jahr, bei 320 Insassen — nur eine Durchgangsstation bildet. Zur Bildung neuer Menschen aber gehört jahrelange Erziehungsarbeit, gehört die Eingewöhnung in eine innige Arbeitsgemeinschaft. Die will Wilker nun mit seinen Werkgenossen selbst schaffen, nötigenfalls aus bescheidenen Anfängen heraus. Fünfzig oder auch nur zwanzig Jungens, die mit ihren Erziehern eine möglichst sich selbst erhaltende Produktionsgenossenschaft bilden. Eine Genossenschaft, deren Grundlage Landwirtschaft, Gärtnerei bildet, die aber auch das Handwerk, namentlich zur Selbstversorgung, ausübt. Diese Genossenschaft soll, so hoffen Wilker und seine Freunde, eine soziale Keimzelle werden, aus der neue soziale Gesinnung, wahrhafter Gemeinschaftsgeist emporwachsen. Sonderbar nur wäre es, wenn dies neue soziale Erziehungsheim aus privater Initiative hervorgehn, privater Förderung seine Existenz verdanken sollte. Gibt es denn nicht ein Großberlin mit sozialistischer Stadtverordneten- und Magistratsmehrheit? Hätte es nicht alle Ursache,



dem verdienten Pionier der neuen Erziehung Gelegenheit zur Betätigung im großen Stile zu schaffen? Schon hat ein Vertreter des Kultusministeriums Wilker seine Sympathien und seine Unterstützung versichert. Das sozialistische Berlin, das einen Löwenstein zum Oberschulrat gewählt hat, wird sich doch wohl nicht durch einen Beamten Konrad Haenischs beschämen lassen. Nicht nur die Schule gilt es zu reformieren, sondern auch die Fürsorge-Erziehung. Und wo der alte Klassenstaat sich mit brutalem Züchtlingstum und pharisäischem Moraldrill begnügte, da hat die soziale Demokratie den Opfern generationslanger Gesellschaftssünden jede materielle und moralische Stütze zu bieten. Auch wird gerade sie nicht hochmütig darüber die Nase rümpfen, daß vermeintlicher Menschenkehrich zum wertvollen Kulturdünger werden, daß sich eine Gemeinschaft von Fürsorgezöglingen zur wichtigen Erneuerungszelle des umzubildenden Gesellschaftsorganismus entwickeln könnte.

\*

Und, wie erfrischt der unbesieglische Glaube Karl Wilkers an die menschliche Güte in dieser Zeit, wo, namentlich in Deutschland, die alten Mächte der Brutalität und des Stumpfsinns schier unüberwindbar erscheinen. In dem gleichen Augenblick, wo sich die bürgerliche Regierung im Reichstag über die kommunistische Gewalttheorie entrüstet und jeden Linksputsch mit schonungsloser Niederwerfung bedroht, entschleiert sich immer mehr die über das ganze Land verbreitete Riesenorganisation der Rechtsputschisten. Gewalt und immer nur Gewalt bleibt die Losung Derer, deren Ruchlosigkeit Europa in eine Folterkammer und ein Irrenhaus verwandelte, und dessen wirtschaftliche und seelische Verheerungen sich noch heute immer schauerlicher offenbaren. Im Süden Orgesch, in Sachsen Verein „Stahlhelm“, in Bremen Landesfahne genannt, spannt diese Organisation der Staatsstreicher ihr Netz über alle Bundesstaaten und Provinzen aus. Der ganze Klüngel der Knopflochpatrioten und Judenfresser steht, wie sich in Sachsen zeigt, hinter der Verschwörung: der Deutsche Offiziersbund, der Verein ehemaliger Einjährigen, der Verein national gesinnter Frontsoldaten, der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband, die Akademikergruppe der deutschnationalen Volkspartei. Und die Ziele? In Bremen formulierte man sie so: „Niederwerfung eines Putsches von links (an dessen Auslösung die Urheber der unausgesetzten Massenverelendung und zahllose gutbezahlte Lockspitzel um die Wette arbeiten!), ein Schlag gegen den Feind auf der andern Seite des Rheins und Kampf gegen die gottverdammten Juden.“ Zur Bewaffnung der Rechtsputschisten hat man unzählige Gewehre und Maschinengewehre in Verstecke gebracht, in Potsdam, Prenzlau und an tausend andern Orten. Und damit dem Attentat gegen die Republik und die Demokratie auch der denkbarste Erfolg gesichert ist, organisiert man in Litauen nach dem Vorbild der Baltikumer eine neue Eiserne Brigade! Wie Pestodem liegt so der alte Geist, der Geist von Potsdam, über dem Lande, jedem frischen Verjüngungstriebe Verderben drohend. Aber der neue Geist läßt sich nicht mehr ersticken. Auch Karl Wilker ist uns dessen ein Zeugnis!

# Der neue Krieg

## I.

### Brief an den Stabsoffizier von einem Kommunisten

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer Artikelreihe über „Das alte Heer“ hat der Leser der „Weltbühne“ Sie als Offizier kennen gelernt, der durch seinen klaren Blick in militär-politischen Fragen seinen Berufsgenossen weit voransteht. In einem Aufsatz der Nummer 43: „Der neue Krieg“ nehmen Sie nun zu der großen Frage Stellung, wie sich die Aussichten Deutschlands in einem künftigen kriegesischen Konflikt mit der Entente gestalten könnten. Als auf dem Boden der Dritten Internationale stehender Sozialist fühle ich mich zu einer Entgegnung auf ihre Ausführungen gedrängt, umso mehr, als ich mich seit längerer Zeit mit der Militärfrage eingehend beschäftige.

Zunächst finden Ihre Bemerkungen über die Amateurstrategen des Stammtisches und den Schreibtischhelden der Hamburger Volkszeitung meine Zustimmung. Diese Leute sind sich der ungeheuern Schwere ihrer Verantwortung bei derartiger Propaganda nicht voll bewußt. Und doch kann man diese immer klarer zutage tretende Einstellung der revolutionären sozialistischen Parteien auf einen kommenden Krieg mit der Entente nicht einfach als Verwirrung und Unfug abtun, sondern die ganze Entwicklung der Dinge scheint tatsächlich einen Waffengang mit den Verhandlmächten unvermeidlich zu machen.

Als überzeugter Kommunist habe ich zum nächsten Ziel natürlich die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat, das heißt: die linksstehenden sozialistischen Parteien. Dabei habe ich mir aber auch sofort die Frage vorzulegen, ob und wie sich die Herrschaft der Arbeiterklasse militärisch wird verteidigen lassen. Und in dieser Hinsicht erscheinen die Entente-Heere am Rhein zunächst als gefährlichster Gegner.

Sie werden nun vielleicht über das Wort: „Eroberung der politischen Macht“ als über eines der bekannten Schlagworte lächeln. Für uns aber, für das politisch organisierte Proletariat ist dies der bittere Ernst, ist dies das Ziel, das wir aus unsrer politischen und wirtschaftlichen Lage heraus mit allen Mitteln zu erstreben gezwungen sind. Und dies nicht nur um unsrer eignen Existenz willen, sondern auch im Interesse der großen Volksmehrheit.

Die politische Herrschaftsform der bürgerlichen Gesellschaft Europas war gegeben durch die verschiedenen einzelnen Staatenwesen, jedes nur sich selbst verantwortlich, „frei“ und „unabhängig“. Aber wie in wirtschaftlicher Hinsicht die bürgerliche „Freiheit“ immer nur die freie Konkurrenz und die Freiheit der Ausbeutung Anderer war, so bildet auch die Gesellschaft der freien Nationen in Wahrheit einen (im üblen Sinne des Wortes) anarchischen Zustand, einen Zustand gegenseitigen Mißtrauens, Wettrüstens und schließlich offenen Kampfes.

Anstelle dieser Gesellschaftsordnung eine höhere zu errichten, ist die geschichtliche Aufgabe der Arbeiterklasse. Die

Lösung ist in Angriff genommen worden durch die Gründung der Dritten Internationale. Wohl umfaßt diese Organisation heute außer Rußland nur einen kleinen Teil des politisch organisierten Weltproletariats, aber der Grundgedanke ist richtig. Sobald erst einmal Sitz und zentrale Organisation dieser Internationale aus den Händen der mit westeuropäischen Verhältnissen wenig vertrauten Russen in die Hände etwa von uns Deutschen gelangen würden, hätte sie sich bald zu einer politischen Weltmacht ausgewachsen, in der auch solche revolutionäre Arbeiterparteien, die sich nicht Kommunisten nennen und heute die 21 moskauer Bedingungen ablehnen, Aufnahme finden könnten.

Das nächste Ziel also des deutschen Proletariats ist: Beseitigung der bürgerlichen Staatsgewalt und Bildung einer Regierung aus Vertretern der revolutionären Arbeiterparteien. Wirtschaftlich bedeutet dies vor allem die Ausschaltung des großen Unternehmertums und die planmäßige Organisierung der Produktion nach russischem Vorbild, jedoch ohne die russischen Fehler. Politisch bedeutet es die Abschaffung sämtlicher Parlamente und die Errichtung des Räte-Systems als Ausdrucksform der proletarischen Diktatur.

Politisch bedeutet es aber ferner — und damit komme ich zur Kernfrage — den Konflikt mit der Entente: Es wäre nun völlig falsch, sich etwa vorzustellen, die neu gebildete Arbeiterregierung rief sofort die Russen zu Hilfe und erklärte der Entente den Krieg. Die Arbeiterschaft will keinen Krieg. Sie will ihn nicht, weil ihr letztes Ziel die Beseitigung jeglicher Militärgewalt in den zivilisierten Staaten überhaupt ist, und weil der wirtschaftliche Neuaufbau den Frieden zur Voraussetzung hat. Sollten aber die imperialistischen Westmächte den Bestand der deutschen sozialistischen Republik mit Waffengewalt gefährden, so muß die Arbeiterregierung zur Verteidigung nicht nur entschlossen, sondern auch vorbereitet sein. Der Kampf, der dann beginnen wird, ist wahrhaftig kein Krieg um Eroberungen: es ist letzten Endes ein Krieg für den durch keine Militärmacht mehr gefährdeten Weltfrieden.

Es ist also nötig, daß wir als Kommunisten den Krieg in den Bereich der Möglichkeiten miteinbeziehen. Dies tun wir bereits. Und mehr und mehr befreien wir uns von allen Redensarten und Illusionen und beginnen mit den realen Tatsachen zu rechnen.

Zur Führung eines Krieges aber gehört, wie Sie selbst ja am besten wissen, vor allem ein Heer.

Die Zeiten sind vorbei, wo wir glaubten, die Diktatur des Proletariats könne von ein paar tausend Arbeitern mit der roten Armbinde verteidigt werden. Ein Krieg mit der Entente wird die Kräfte des gesamten Volkes in Anspruch nehmen.

Aber auch ein paar hunderttausend kampfeslustige Arbeiter und Bauern sind noch kein Heer. Wie ich mir persönlich die Lösung der Frage denke, wird in einer demnächst erscheinenden kleinen Broschüre: „Die Militärfrage“ zum Ausdruck gelangen. Die wichtigen Punkte, die hier in Betracht kommen, seien kurz hervorgehoben.

Die Reichswehr ist heute durchaus kein zuverlässiges Instrument der Regierung. Die Mannschaften wie auch ein großer Teil der Offiziere sind einer bewaffneten Auseinandersetzung mit der Arbeiterschaft durchaus abgeneigt, ja sehen sogar im Anschluß an Rußland den einzigen Weg zur Rettung des deutschen Volkes. Diese weitverbreitete Stimmung trägt naturgemäß national-bolschewistischen Charakter, wird aber der Arbeiterschaft im entscheidenden Augenblick von größtem Nutzen sein.

Die Reichswehr wird in ihrem Bestand aufs schwerste erschüttert werden, wenn die bürgerliche Regierung tatsächlich aufgehört hat zu existieren. Teile von ihr werden der Arbeiterregierung sofort zur Verfügung stehen. Sie können den Stamm bilden der Roten Armee, die im übrigen durch Anwerbung von Arbeitern aus Stadt und Land auf die erforderliche Höhe gebracht werden kann. Indem alle Organisationen der bisherigen Wehrmacht benützt werden, kann ein schlagfertiges und gut diszipliniertes Heer in Händen der Arbeiterregierung geschaffen werden. Was die Ausbildung betrifft, so kann diese auf die kürzeste Zeit beschränkt werden, da zur ersten Aufstellung nur Kriegsteilnehmer in Frage kommen.

Wie wird sich nun die Kriegslage gestalten? Wir denken zunächst durchaus nicht an eine Niederwerfung Polens und eine Vereinigung mit der russischen Armee. Die Hauptgefahr liegt im Westen, und wir haben dieser Gefahr aus eigener Kraft Herr zu werden.

Nun zum Kräfteverhältnis auf dem Kriegsschauplatz am Rhein. Wie Sie die Kräfte, die in der Arbeiterschaft ruhen, unterschätzen, so überschätzen Sie den Gegner.

Das heute am Rhein stehende englisch-französische Heer ist zweifellos vortrefflich bewaffnet und mit allen modernen Kampfmitteln versehen. Innerlich ist es aber morsch. Die Stimmung unter den Mannschaften gleicht in vielem der, die bei uns im Sommer 1918 herrschte. Die ältern Jahrgänge wollen nach Hause zu ihrer Familie und ihrer geregelten Arbeit, die neu eingezogenen treten schon mit dem Geist der Zersetzung ins Heer ein. Zahlenmäßig wäre das Entente-Heer zu einem Vormarsch ins Innere Deutschlands gegen eine Rote Armee von etwa 500 000 Mann viel zu schwach, müßte also durch Einberufung älterer Jahrgänge ergänzt werden. Die Einstellung dieses Ersatzes hätte aber mit den größten Schwierigkeiten zu rechnen. Abgesehen davon, daß die französische sozialistische Partei einen Kampf gegen die Rote Armee mit allen Mitteln zu verhindern suchen würde, hätten die sich doch zum größten Teil aus dem Arbeiter- und Bauernstande rekrutierenden Mannschaften selbst das geringste Interesse zum Angriff auf die deutsche Räte-Republik. Sie würden die Zersetzung im Heere nur fördern und dessen Zusammenbruch vorbereiten helfen.

Der Wert eines Heeres wird ja doch schließlich nicht durch seine äußere Organisation bestimmt, sondern durch den Geist, der in ihm lebt, und durch denselben Geist, der das hinter ihm stehende Volk beseelt.

Und da möchte ich Ihnen zum Schluß Ihre eigenen Worte entgegenstellen:

„Wenn der unbeugsame Wille da wäre, zu kämpfen und lieber für eine große Idee zu sterben, als unter fremder Herrschaft weiterzuleben, wenn dieser Wille das ganze Volk beseelte, dann hätte vielleicht die Stunde der Befreiung geschlagen.“

Dieser Wille wird in nicht allzu ferner Zeit das deutsche Volk beseelen. Ihn aber können die bürgerlichen Demokraten und die „Sozialisten“ um Ebert und Scheidemann nicht wachrufen. Er kann nur geboren werden aus dem siegreichen Klassenkampf des revolutionären Proletariats.

Wer dann willens ist, an dem Neuaufbau der Welt, an der Schaffung der großen Internationale des Friedens mitzuarbeiten, den werden wir, ob er heute auch vielleicht noch unser Feind ist, willkommen heißen. Und sollte die Stunde schlagen, wo wir zum Kampf der Verteidigung gezwungen werden, dann — so hoffe ich zuversichtlich — werden auch viele Offiziere der bisherigen Wehrmacht uns ihre Unterstützung leihen.

Hochachtend

Wilhelm Markstahler

\*

## II.

### Schlußwort von Ignaz Wrobel

Der Stabsoffizier der ‚Weltbühne‘ hat hier dargelegt, daß ein Krieg gegen die Entente zur Zeit und für die nächste Zukunft ein heller Wahnsinn sei. Dieser Krieg wird von den Industriellen um den erfolglosen Finanzminister Helfferich sowie von stellungsuchenden Offizieren und randalierenden Stammtischbrüdern gewünscht; dieser Krieg wird von einer Gruppe Kommunisten nicht verworfen.

Wilhelm Markstahler hat dem Stabsoffizier entgegnet und ihm erklärt, dieser neue Krieg mit der Entente sei dann, wenn ihn eine kommunistische Arbeiterregierung führe, ein Defensivkrieg, dem das morsche Heer der Franzosen und Engländer am Rhein nicht widerstehen, und den man unter Benutzung der bisherigen militärischen Organisationen wohl führen könne und wahrscheinlich eines Tages führen müsse.

Die Sucht, die eignen Interessen welthistorisch zu umkleiden, ist nie so groß gewesen wie in dieser Zeit, wo die Kriegsprofessoren einer büchergewandten Nation gezeigt haben, wie mans machen muß. Unter Interessen wird hier durchaus nicht nur das Portemonnaie verstanden: es gibt auch ein Lebensinteresse, das da Jedem gebietet, sich nach Anlage und Gabenverteilung auszuwirken. Verbiete du dem Seidenwurm, zu spinnen . . . ! Der kommunistische Kritiker des Stabsoffiziers übersieht die menschlichen Faktoren und operiert mit großen Zahlen — wie Ludendorff, an den er peinlich erinnert. Die Melodie kommt mir doch so bekannt vor: Ein reiner Defensivkrieg — keine Eroberungen — das Heer der Feinde schlecht — Spekulation auf das innere Zerwürfnis in Frankreich. So haben wir schon einmal einen Krieg verloren.

Wo lebt Ihr? Wißt Ihr nichts von euerm eignen Lande? Geht in die Provinz und seht! Seht das Bürgertum, das seine Ruhe und seinen Verdienst haben will und weiter gar nichts, seht

den Stand stellungsloser, von der Großindustrie ausgehaltener Offiziere, die sich ein Wirkungsfeld, das einzige ihres Lebens, durch agents provocateurs verschaffen — gäbe es keinen Hölz, gäbe es keinen Selbstschutz; gibt es keinen Selbstschutz, gibt es keine Wickelgamaschen, und ohne solche können sie nicht —, geht in die Provinz und seht: die gänzliche Einflußlosigkeit der gespaltenen Arbeiterschaft in allen fundamentalen Dingen. Gewiß: sie kann einen Streik inszenieren, sie kann hier und da durch einen Betriebsrat eingreifen — aber wo in aller Welt reicht die Macht dieser Arbeiterschaft heute und in absehbarer Zeit, um auch nur einem Schieber seine unrechtmäßigen Gewinne abzunehmen oder zu vermindern? Und seht euch diese Arbeiterschaft selbst an.

Die kommunistische Fiktion, der Glaube an ein Parteidogma schaffe einen neuen Menschentypus, hat sich noch nie als so verhängnisvoll erwiesen wie grade jetzt. Wenn wirklich ein so klaffender Gegensatz zwischen diesen paar hunderttausend Kommunisten und der übrigen Nation bestünde! Es sind doch aber Früchte vom selben Stamm, und der Geist jener Roten Armee würde sich in gar nichts von dem der Reichswehr unterscheiden. Das negative Vorzeichen allein tuts nicht.

Bezeichnend genug, daß sie sich keine Offiziere und Soldaten machen können. Ihr zehrt alle noch, wie Ihr gebacken und gebraten seid, vom Material der Paradeplätze Wilhelms des Zweiten.

So hat es jedes Mal begonnen: mit einem ethischen Programm. Und so hat es jedes Mal aufgehört: mit Zubern oder mit Moskau. Es wäre nicht das erste Mal in der Weltgeschichte, daß eine Idee über dem Schnurren des Apparats vergessen würde, und ich sehe gar keine Möglichkeit, wie noch der letzte Trainfahrer von der Idee so durchblutet sein sollte, daß er mehr wäre als ein Fuhrknecht. Auch Ihr werdet wieder Menschen als Maschinen benutzen müssen, und dann ist es aus.

Daß das Wort von der Diktatur des Proletariats keine Phrase, sondern eine Selbstverständlichkeit ist, wissen wir Alle, die wir glauben, darunter verstünde man die Herrschaft der Arbeitenden über die Andern. Vor dem Wort Diktatur zurückzubeugen, ist Unfug; wir haben heute eine klare und gern eingestandene Diktatur der Bourgeoisie in Verwaltung, Rechtsprechung und Legislative. Aber seht Ihr nicht?

Wie kann man seine Macht so überschätzen, um nicht zu sehen, wie maßvoll, wie bürgerlich, wie stumpf abgeklärt dieses Land ist! Geht in die kleinen Städte! Geht in die Provinz! Der Industrieort ist kein Maßstab.

Zu glauben, daß dieses kleine und ruinierte Land der Entente mehr Interesse abnötigt, als ein Kapitalist an seiner Maschine haben kann, ist irrig. Zu glauben, daß in den andern Ländern eine Weltrevolution aufflammt, wenn hier Einer die Fahne erhebt, ist irrig. (Amerika buchstabiert das Wort Sozialismus m—o—n—e—y.) Und wir?

Eisenbänder durch Strippe zu ersetzen, empfiehlt sich im allgemeinen nicht, auch nicht bei Notreparaturen. Der frontgierige Monocleleutnant der kaiserlichen Armee als Gerichtsvollzieher einer Räte-Regierung — eine gräßliche Vorstellung.

Nicht der Radikalismus ist ein Verderb. Wohl aber ein Radikalismus, der seine Macht überschätzt.

Wann die Stunde der Befreiung für dieses Volk schlägt, weiß ich nicht. Von wem will es sich befreien? Von der Entente? Um eine neue zu bilden?

Ihr werdet Alle im Lauf der Jahrhunderte das Schmerzlichste durchmachen müssen, das es für kollektivgläubige Menschen gibt: die Auflösung des alten Staatsgedankens.

Der Mensch ist, bei Gott, nicht gut. Ihn aber dennoch anzuhalten, daß er nicht töte, auch nicht unter Schwenkung einer ethischen Fahne, scheint mir Aufgabe und Pflicht besserer Menschen.

---

## Die Idee des Ueberkonfessionellen

von Kurt Walter Goldschmidt

Diese heute von Berufenen glücklich aufgegriffene und formulierte Idee kommt vielem entgegen, was wir schon seit früher Jugend in uns getragen, was in der ganzen Menschheit schon seit langem der Erfüllung entgegen ringt. In der modernen Menschheit vor allem. Die weltgeschichtliche Krise, die unsre Zeit noch auf Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte hinaus in den Grundfesten zu erschüttern droht, kann und darf auch an dem zentralsten Gebiet, dem religiösen, nicht vorübergehen. Die alten Formen des Religiösen genügen uns nicht mehr und werden nur noch gedankenlos-gewohnheitsmäßig oder in Ermangelung des Neuen, Bessern weitergeschleppt. Die überkommene offizielle Religion lebt vom Kompromiß. Allzu lau nimmt man dieses offene Geheimnis hin — aber grade der Lauheit, als dem Tod alles wahrhaft Religiösen, gilt der Kampf. Es hat nie an Versuchen gefehlt, die alten Formen zu retten und neuen Wein in alte Schläuche zu gießen; aber die Bedenklichkeit dieses Verfahrens ist uns wohl klar geworden: man rettet dadurch auch die alten Formen nicht — man verschafft ihnen höchstens eine Galgenfrist. Wie alle längst latenten Krisen tritt auch die religiöse heute in ein akutes Stadium: der große Zusammenbruch hat all die gebundenen Probleme ins Rollen und Gären gebracht, und der Bankrott des blöden Machtprinzips, der Blut-und-Eisen-Politik hat Kulturkräfte freigesetzt. Es hülfe nichts, sich gegen dies Neue und Werden zu sträuben. Der Widerstand wäre auch keineswegs wünschenswert; denn so fragwürdig und bedingt uns der das neunzehnte Jahrhundert beherrschende Zentralbegriff einer eindeutigen und gradlinigen Entwicklung zum Höhern geworden sein mag: eine Entwicklung im Sinne des ewigen und allgemeinen Werdeflusses wird auch der kühnste Skeptiker nicht leugnen mögen; dogmatischer Absolutismus jeder Art bedeutet stets Erstarrung, Versteinerung, Erlöschen der Lebenskräfte — und das Neue, Höhere zu schaffen, fühlen wir uns jenseits aller theoretischen Erwägungen gedrungen.

Religiöse Reform-Ideen liegen in der Luft: der Monismus etwa bietet sich an, droht aber nur ein andres, naturwissenschaftlich-empirisches Dogma an die Stelle des alten, theologischen zu setzen. Auf vielfachen Wegen sucht man das Heil, und

zumal vom Osten soll uns wieder das Licht kommen. In der Tat hat uns ja der große östliche, vor allem der indische Ur-genius noch viel zu sagen, und Antike und Renaissance, in deren Bannkreis wir so lange standen, sind für ein künftiges Europäertum höherer Stufe gewiß nicht das letzte Wort. Auch an die mancherlei freireligiösen Bestrebungen wäre zu erinnern, die dem Leben und seinen wichtigsten Akten wieder religiöse Festlichkeit unabhängig von aller Tradition zu geben versuchen, sich aber eben damit bei aller Reinheit und Sächlichkeit des Strebens doch ins Unhistorische und Experimentierende zu verlieren drohen.

Alle diese Einzelströme ließen sich aber sehr wohl ins große Flußbett des „Ueberkonfessionellen“ leiten. Wäre die Idee des „Ueberkonfessionellen“ nicht, wie sie es ist, an sich begrüßenswert und zukunfts voll: sie würde sich uns gleichsam selbsttätig aufdrängen; denn der Relativismus des modernen Menschen, der seinem Wesen zutiefst verwoben ist, weist ihn gebieterisch darauf hin. Wir haben die Bedingtheit aller Einzelwerte zu tief durchschaut, um uns je wieder auf einen von ihnen gewaltsam und ausschließlich festlegen zu können. Darum mußten und müssen wir auch den Absolutheitsanspruch jener modernen Dogmen, etwa des monistischen oder des neu-indischen, zurückweisen; grade der Dogmatismus macht sie für uns trotz allem reichen Wertgehalt unzulänglich. Denn kein Dogma, keine Philosophie darf sich rühmen, die ganze Wahrheit in all-erschöpfender Form einzufangen. Die historischen Religionen, Philosophien, Moralen, sind uns nicht mehr „die“ Religion, „die“ Philosophie, „die“ Moral, sondern nur Brechungen des weißen Urlichts „Wahrheit“ im Prisma menschlicher Bedingtheit. Sollte nicht die Zeit für den Durchbruch dieser Erkenntnis gekommen sein? Sollten wir nicht endlich dem religiösen Urerlebnis entgegen reifen?

Zweierlei könnte eingewendet werden. Auch die hohe schöpferische Synthese — und letzten Endes wird ja hier nichts Geringeres angestrebt — ist immer eines gewissen Eklektizismus und Synkretismus verdächtig, eines unfruchtbaren „Zusammensetzspiels“, das grade aus Mangel an schöpferischer Eigenkraft vermischend und ausgleichend Wert an Wert fügt, statt von innen heraus blühend neue, eigne Werte zu erzeugen. Nun liegt die Gefahr der Verwechslung allerdings nahe: aber Takt und Einsicht werden zu entscheiden haben, wo die feine, heikle Grenzlinie zwischen Synthese und Synkretismus läuft. Auch mit dem andern Einwand: des Rationalismus ist man rasch bei der Hand, und daß die ratio als solche unschöpferisch ist, muß zugegeben werden. „Wahn, Wahn, überall Wahn!“ singt Hans Sachs in jener monologisch-philosophischen Arie — und er verbindet einen sehr positiven Sinn damit: denn der Wahn erscheint ihm grade als das Lebenbedingende, Lebensschaffende. Aber wir haben heute die Begrenztheit und Gefährlichkeit des „Wahns“ erkannt und müssen uns vor falscher Romantik, mystischem Quietismus und Unterschätzung des Rationalen hüten. Wenn wir heut den jungen Gehirnen Menschenliebe und echte Frömmigkeit mit der gleichen Wucht einhämmern könnten wie früher den Völkerhaß — wäre dies nicht eine Tat der ratio? Aus dem



Stadium des Unbewußten, Triebhaften sind wir nun einmal heraus, und dem bewußten philosophischen Geiste fällt heut die Aufgabe zu, aus dem Chaos einer alten, geborstenen Welt einen neuen Kosmos zu schaffen, den all-auflösenden Nihilismus durch Setzung neuer Ziele und Werte zu überwinden.

In der Vielfältigkeit des „Wahnes“ grade die Eine urmenschliche Wahrheit aufzugraben: das ist der Sinn unsres Mühens. „Das Wahre ist schon längst gefunden, hat edle Geisterschaft verbunden; das alte Wahre — faß es an!“ sang Goethe. Die Entwicklungslinie reiner Religiosität läuft in dieser Richtung. Und sie kommt von einer großen, alten Tradition her. Dies und nichts andres war die Religion unsres klassischen Humanitäts-Zeitalters, das uns nach so viel Abirrungen wieder Vorbild werden muß, die Religion Herders, Lessings, Goethes. Ein Geist, ein einziger schwingt insbesondere von der großen deutschen Mystik der Meister Ekkehart und Angelus Silesius und weiter zu unsrer klassischen und romantischen Dichtung und zur Philosophie des deutschen Idealismus bis in unsre Tage hinüber, die eine philosophisch-religiöse Renaissance erleben.

---

## Anwaltsnot von Hugo Grotius

Diplomaten, Anwälte und Photographen haben einen undankbaren Beruf, ganz im Gegensatz, beispielsweise, zum Heerführer. Wenn der eine Schlacht gewinnt, so ist er der große Mann, der geniale Strategie: der Vorschußlorbeer überwuchert gradezu sein Haupt! Neben seinem Verdienst verblaßt das der armen Muschkoten, die ihre Knochen zu Markte tragen, ganz und gar. Geht aber durch die größtenwahnsinnige Verblendung, die dem Vorschußlorbeer wie ein Schatten folgt, ein Weltkrieg mit Pauken und Trompeten verloren, so haben all die Andern die Schuld: die Soldaten haben die alte preußische Disziplin vergessen; das Volk hat nicht durchgehalten; die Presse hat nicht für die nötige Stimmung gesorgt; das Parlament hat voreilig von Frieden geklöhnt; die Regierung hat nicht für Munition und Verpflegung gesorgt, weil sie gegen die Arbeiterschaft zu schlapp war; die Schieber, Wucherer, Kriegsgewinnler, die Defaitisten, Pazifisten, alle, alle sind sie schuldig — nur nicht Er, der „mit der schweren Verantwortung von der Geschichte beladene“ lorbeerbevorschußte Feldherr. Die Hauptschuld aber trägt — natürlich! — die Diplomatie, die wieder mal völlig versagt hat.

Will man der so recht eins auswischen, dann wirft man ihr vor, daß sie mit „Advokatenmäztchen“ gearbeitet habe, die selbstverständlich nicht verfangen haben. Und daraus ersieht man wieder, wie wenig die Zunft der Advokaten beliebt ist. Die Regierung mag sie nicht; denn sie vertritt manchmal — sogar in Deutschland — freiheitliche Tendenzen. Die Gerichte, besonders die Strafrichter, mögen sie nicht; denn sie erschwert die „rasche“ Erledigung eines Falles, weil sie dem Angeklagten den Rücken steift und ihm einredet, er habe auch noch auf der Anklagebank Rechte. Das Publikum ist ihr — meist allerdings

aus Unkenntnis und Oberflächlichkeit — nicht grün. Wird der Prozeß gewonnen, so lag die Sache eben so, daß sie „garnicht zu verlieren“ war; geht er verloren, so ist die völlige Unfähigkeit des Anwalts schuld, der nur Vorschuß nehmen, aber nichts tun will. Diese Meinung wird von allen Instanzen, die der Anwaltschaft nicht wohl wollen, noch künstlich gefördert, und so mag es denn nicht verwunderlich erscheinen, daß die Anwaltschaft eigentlich nirgends einen Verteidiger findet. Wenn aber die Not weiter und weiter steigt, so muß schließlich in ihren eignen Reihen ein Fürsprecher erstehen, der sich nicht anfechten läßt, wenn ihm entgegengehalten wird, er rede pro domo.

Ein solcher Mann ist Leo Pasch, der in seinem Buche: „Anwaltsnot“ (erschienen bei Franz Vahlen zu Berlin) die gefährdrohende Lage der deutschen Anwaltschaft darlegt und zur Abhilfe gleich einen fix und fertig ausgearbeiteten und wohlbe gründeten Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Notlage der Anwaltschaft und zur Verbesserung der Rechtspflege vorlegt. Was das die Allgemeinheit angeht? Sehr viel, mit Verlaub. Sie hat mehr als an allem andern ein Interesse an einer guten Rechtspflege. Die aber ist, wie Pasch sehr richtig ausführt, „nur beim Zusammenarbeiten eines guten Richter- und eines guten Anwaltsstandes möglich. In die Funktionen des Anwalts: den Recht Suchenden vor der eignen Unvollkommenheit wie vor den Menschlichkeiten des Richters zu schützen, zugleich aber auch dem Gericht das Tatsachenmaterial gesichtet vorzulegen, an einer das Praktische mit dem Wissenschaftlichen verbindenden Fortentwicklung des Rechts mitzuarbeiten und die Allgemeinheit vor Böswilligkeiten des Einzelnen, vor Verdrehung, Verhetzung, Arglist aller Art, Querulantenium zu bewahren — in dieses umfangreiche und schwierige Arbeitsgebiet kann weder der Richter noch der Rechtskonsulent, selbst der gewissenhafteste, eintreten. Der Anwaltsstand ist für ein Kulturvolk schlechthin unentbehrlich; wankt er, so gerät auch die Justiz ins Wanken, denn sie ruht auf seinen Schultern nicht minder als auf denen des Richters.“ Bei uns wankt die Justiz hier und da bereits bedenklich. Tötet oder macht den Anwaltstand unfrei, so wird das fundamentum regnorum eines schönen Tages zusammenstürzen, wie der Militarismus, der an seiner Starrheit und innern Unfreiheit scheitern mußte. Darum lese Paschs Buch nicht nur Jeder, der sich ein richtiges Bild von der Entwicklung und den Fehlern des alten Obrigkeitsstaates machen will, sondern auch Der, dem daran liegt, zu erkennen, wo der Hebel zu wirklichen Reformen anzusetzen ist. Garnicht genug aber kann seine Lektüre allen berufenen Vertretern des Volkes und Regierungsmännern empfohlen werden; denn wenn auch die Vorschläge des Verfassers keineswegs umstürzlerisch sind, sich vielmehr im Rahmen einer ruhigen und ordentlichen Reform halten, so sind sie doch nicht nach dem so beliebten Rezept: „ut aliquid fieri videatur“ gemacht, und schon das verdient bei uns rühmend hervorgehoben zu werden — genügt allerdings auf der andern Seite, damit die Reformvorschläge maßgebenden Ortes als undiskutabel abgelehnt werden.

# Sozialisierung von Wilhelm Rose

Von der vorgeschlagenen Sozialisierung des Kohlenbergbaus erhoffen Millionen die Rettung aus dem Elend, in dem das ganze Volk, die geistigen Arbeiter allen voran, zu versinken droht. Die Millionen hoffen vergebens! Diese Sozialisierung, die Sozialisierung der Kohle allein, wird die unentbehrliche Senkung der Preise nicht bringen.

Kohle kostet zwar achtzehnmal so viel wie im Frieden. Wenn man aber die zwanzigprozentige Kohlensteuer berücksichtigt, ferner die zwanzig- bis fünfundzwanzigfachen Materialkosten und die zehnfachen Lohnkosten (achtfache Lohnerhöhung bei ungefähr fünfundsiebzig Prozent der Friedensleistung), so kann man nicht von einer auffallenden Ausbeutung sprechen. Eine bedeutende Preissenkung ist demnach bei der Kohle nicht zu erwarten, wenn man nicht durch Sozialisierung der Stahlproduktion die Materialkosten und die ganze Lebenshaltung wesentlich verbilligen kann. Der Stahlpreis ist aber immer noch fünfunddreißigmal so hoch wie im Frieden. Hier ist eine wucherische Ausbeutung auch für den Laien ersichtlich, und sie ist umso verhängnisvoller, als grade diese Gewinne zur Stärkung der Reaktion (Ankauf von Zeitungen) benutzt werden, also die Gesundung der Wirtschaft verhindern.

Die Gewinne macht der Kohlenbergbau hauptsächlich bei den Nebenprodukten und der Ausfuhr. Bei dem gesamten Stein- und Braunkohlenbergbau würde die Ersparnis der Allgemeinheit durch Preissenkung höchstens 1000 Millionen, also 1 Milliarde Mark betragen können. Dagegen können beim Stahl 2000 Mark für die Tonne erspart werden, das sind bei 5 Millionen Tonnen Inlandsverbrauch 10 000 Millionen, also 10 Milliarden Mark, das heißt: zehnmal so viel, wie bei der Kohlensozialisierung der Allgemeinheit zu ersparen wären. Die Sozialisierung der Stahlerzeugung ist aber nicht nur zehnmal: sie ist wegen der Notwendigkeit des Stahls für alle Industrien und die Landwirtschaft, nicht zum wenigsten auch für den Kohlenbergbau, und aus den politischen Gründen hundertmal so wichtig.

Die Sozialisierung des Stahls, das heißt: des Eisens überhaupt, soll der zweite Schritt sein. Dieser zweite Schritt wird nie getan werden, wenn der erste, eben die Kohlensozialisierung, einen durchschlagenden Mißerfolg hat. Der ist aber nicht nur infolge des Preises, sondern auch infolge der technischen Schwierigkeiten, die beide Vorschläge bringen, unabwendbar.

Die Sozialisierung, die Rathenau vorschlägt, ist überhaupt keine. Das Eigentum der Unternehmer bleibt erhalten, und damit die Macht und der Einfluß der rücksichtslos wuchernden reaktionären Schwerindustrie. Ueber diesen Vorschlag des pseudophilosophischen Rattenfängers von der A. E. G. Worte zu verlieren, wäre zu viel Ehre für ihn, wenn wir nicht mit deutschen, das heißt: von Macht und Glanz geblendeten, von einer gekauften Presse denkunfähig gemachten Gehirnen zu rechnen hätten. Trotzdem muß der Hinweis genügen, daß in England der von Rathenau erstrebte Zustand seit 1917 besteht. Im Inland wird die Kohle ohne Gewinn abgegeben, aus dem Gewinn an der Ausfuhr erhalten die Werks-Eigner die frühern Gewinne. Im Jahre 1919 erhielten die Vorbesitzer 26 Millionen Pfund und der Staat den.

Ueberschuß von 66 Millionen Pfund zum Tageskurse von 240, in unsre Währung umgerechnet 15,8 Milliarden Mark. Daß diese sogenannte Sozialisierung den Arbeitern nicht genügt, zeigen die vielen Bergarbeiterstreiks. Daß auch die Allgemeinheit mit dieser Lösung nicht einverstanden ist, beweist die Gefahr des Generalstreiks.

Lederers Vorschlag dagegen ist eine ernste, vom sozialistischen Standpunkt gesehen, gute Lösung — in der Theorie. Leider aber liegen die wirtschaftlichen Verhältnisse so, daß der Vorschlag, selbst von einer auf Stimmenmehrheit gestützten sozialdemokratischen Regierung, nicht mit Erfolg durchgeführt werden könnte.

Ein Reichskohlenrat von 100 Mitgliedern ist ein Parlament, das schon an und für sich durch seine Schwerfälligkeit das ihm unterstellte Reichskohlendirektorium zu unselbständiger Beamtenarbeit verurteilt, also die notwendige kaufmännische, das heißt: volkswirtschaftlich gebotene Geschäftsführung verhindert. Seine Zusammensetzung aber sichert auch nach der Enteignung der Werke den enteigneten Werksbesitzern die wirtschaftliche Macht. Daß den Leitern der Werke 15 Sitze im Kohlenrat gegeben werden, ist direkt widersinnig, weil diese sich doch nicht selbst kontrollieren können und sollen. Wenn wir die zu wählenden Mitglieder in reaktionär gerichtete und sozial denkende teilen, bekommen wir eine Vorstellung, in welcher Richtung der Reichskohlenrat arbeiten wird. Da es hier um die „heiligsten“ Interessen des Bürgertums geht, können und müssen wir alle bürgerlich denkenden, gleichgültig, welcher Partei und welcher Konfession sie angehören, zu den in diesem Sinne reaktionären Mitgliedern rechnen.

Zu wählen sind	Es werden sein reaktionär sozialdenkend	
15 Leiter der Bergbau-Bezirke und Betriebe	15	—
25 von den Arbeitern der Deutschen Kohलगemeinschaft	10	15
10 von den Angestellten der Deutschen Kohलगemeinschaft	7	3
15 von den verbrauchenden Industrien	15	—
10 von den letzten Verbrauchern	2	8
5 vom Reichstag	3	2
5 vom Reichswirtschaftsrat	4	1
15 allgemein technisch und wirtschaftlich erfahrene Mitglieder vom Reichskanzler	14	1
100	70	30

Wer die Macht der Schwerindustrie kennt, weiß, daß ich nicht zu pessimistisch geschätzt habe. Aber auch der größte Optimist wird nicht mit der Möglichkeit rechnen, daß die sozial denkende Minderheit zu einer Mehrheit werden könnte. Die reaktionäre Mehrheit wählt das fünfköpfige Reichskohlendirektorium auf fünf Jahre. Wenn nun wirklich ein Konzessionsschulze durch dieses teuflisch schlau ersonnene Sieb hindurch gelangen sollte, so ist er kälter gestellt, als die Mehrheitssozialisten in der Revolutionsregierung waren. Eine sozial denkende Mehrheit von zwei Dritteln, die zur Absetzung eines Scharfmachers im Kohlendirektorium erforderlich sind, kann nur ein Phantast erträumen.

Unter solchen Verhältnissen werden die Betriebsleiter, selbst wenn sozial denkende vorhanden wären, nicht gegen die Interessen der Schwerindustrie aufzutreten wagen. 600 Zechen auf einmal plötzlich im entgegengesetzten Sinne und so leiten, daß die Arbeiter Vertrauen haben und willig mehr leisten, ist unmöglich. Das kann nur von unten herauf mit einer ganz wesentlich kleinern Anzahl von Betrieben geschehen, nämlich so, wie Alfons Horten das mit unwiderleglicher Begründung vorschlägt. Nur dann haben Arbeiter und Angestellte eine soziale Mitverantwortung, ohne die auch ein sachkundiger Leiter die Verantwortung für die sozialisierten Betriebe nicht zu übernehmen vermag. Bisher sind nur Betriebe „sozialisiert“ worden, in denen höchstens 500 Arbeiter tätig waren. Hortens Sozialisierungsvorschlag sieht 50 000 bis 70 000 Arbeiter vor; hierbei für den Erfolg zu bürgen, ist schon mutig. Eine sozialisierte Wirtschaft aber sofort mit 900 000 Arbeitern zu beginnen, ist vermessen und gefährlich.

In technischer Hinsicht wird der Vorschlag Lederer auch noch dadurch außerordentlich gefährlich, daß er die gemischten Eisen- und Kohlenbetriebe auseinanderreißt. Das hat Rathenau bei seinem Vorschlag vermieden, weil dadurch, wie er weiß, die Leistungsfähigkeit der Industrie so bedeutend herabgesetzt wird, daß die Konkurrenzfähigkeit dem Ausland, namentlich Amerika gegenüber ernstlich in Frage gestellt wurde. Bei der Verschmelzung der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft mit Deutsch-Luxemburg hat Stinnes gesagt, hier sei ein Bollwerk geschaffen, an dem alle Versuche, die Kohle „einseitig“ zu sozialisieren, scheitern würden. Wenn man der Verhimmelung des größten Kriegsgewinners noch so skeptisch gegenübersteht: für ein solches Urteil muß man seine Sachkenntnis und Berufenheit anerkennen.

Das in den Syndikaten vereinigte Monopol-Kapital kämpft um sein Leben. Es wird kein Mittel scheuen, die Sozialisierung der Kohle zu sabotieren, um die Gefahr von sich abzuwenden. Da der Kohlenbergbau große Mengen Stahl benötigt, ist das leicht zu erreichen. Die Leiter der Bergwerke aber werden den Stahlherren gefügig sein, weil sie in ihnen ihre zukünftig unbeschränkten Herren erblicken müssen. Wer das nicht glauben will, braucht nur die Kritik der Sozialisierungsvorschläge in „Stahl und Eisen“ zu lesen. Neuen oder irgendwie beachtenswerten Einwänden begegnet man darin zwar nicht; aber die Unmöglichkeit der Durchführung wird unzweideutig erklärt. Daß auch der Angriffspunkt richtig erkannt ist, beweist der Satzsatz: „Sogar Kautsky sagt: ‚Der Sozialismus muß mehr produzieren als der Kapitalismus.‘“ Das ist durchaus richtig. Mehr; aber vor allen Dingen auch billiger als heute. Daß man eben diese notwendige Mehrerzeugung sabotieren muß und will, liest der Kenner zwischen den Zeilen, die gradezu mit einem siegessichern Lächeln geschrieben scheinen. Dieselben Gedanken leben aber in den Köpfen aller Betriebsleiter, auch derjenigen Werksleiter, die nun plötzlich sozial arbeiten sollen und nicht einmal das Vertrauen der Arbeiter haben. Von deren Arbeitsfreude aber hängt die notwendige Mehrerzeugung ab. Auch darin hat übrigens „Stahl und Eisen“ recht, daß die Arbeiterschaft keinen Nutzen von dieser Sozialisierung haben wird. Im Bergbau wäre die Arbeiterschaft als Träger des Sozialisierungsgedankens verantwortlich; aber ohnmächtig dem Willen der Gegner ausgeliefert. Auch ihre Macht, den Kameraden in der Industrie nötigenfalls zu helfen, wäre gebrochen. Vor allem aber: sie käme aus dem Hunger

und Elend nicht heraus, weil die Preise nicht sinken können, sondern bei der nach meiner Darstellung unvermeidlichen Mißwirtschaft steigen müssen. Wer politisch denkt, dem brauche ich das Bild der Folgewirkungen nicht auszumalen.

Und wie steht es bei Lederers Vorschlag mit der Entschädigung der enteigneten Werksbesitzer? Entschädigung ist gesetzlich geboten und, auch politisch klug. Sie soll durch ein besonderes Gesetz geregelt werden. Das mag ausfallen, wie es will: die Entschädigung wird immer von der Beurteilung des Wertes der Werke abhängen. Wenn nun, wie ich behaupte, durch diese Sozialisierung eine wesentliche Preissenkung der Kohle nicht möglich ist, wird die Entschädigung den Werksbesitzern zu den bisherigen wucherischen Gewinnen noch die Kapitalisierung ihrer Schwindeleinnahmen auf Kosten der notleidenden Allgemeinheit in den Schoß werfen. Daß das richtig ist, beweist die Haltung der Börse, die keinen Augenblick in Bestürzung geriet; im Gegenteil: die Kurse stiegen. Das ist im Grunde eine geradezu vernichtende Kritik der Vorschläge, selbst in den Augen Dessen, der die Börse infolge der Spekulationswut nicht mehr als das Manometer der Wirtschaft gelten läßt. Man muß dabei bedenken, daß Kohlenkuxe, die vor dem Kriege 15 000 Mark kosteten, heute mit 150 000 Mark gehandelt werden.

Bei der Durchführung von Hortens Vorschlag, der bekanntlich zwölf bis fünfzehn Prozent der Kohlen- und Stahl-Industrie zu einem großen gemischten Werke vereinigen will, würden die Preise zweifellos gesenkt werden. Monatlich veröffentlichte einwandfreie Selbstkostennachweise und der wirtschaftliche Druck des mächtigen Außenseiters würden namentlich die Stahlwerke zwingen, die Preise herabzusetzen. Damit würde die heute wucherische Rentabilität und die übertriebene Kursbewertung auf ein erträgliches Maß zurückgeführt. Es würde dann allmählich der wirkliche Wert der Bergwerke im Kurse ausgedrückt werden und eine vertretbare Grundlage für die Entschädigung geschaffen sein.

Wie von der Preissenkung alles abhängt, zeigt deutlich die Wirkung auf den Eisenbahnetat. Selbstverständlich sind die schwer festzustellenden Ziffern nicht ganz genau; das durch die nachstehende von Horten stammende Zusammenstellung gegebene Bild ist aber durchaus richtig.

Im letzten Friedensjahre betrugen in runden Ziffern bei den preussischen Eisenbahnen

die Einnahmen	2000 Millionen Mark,
die Ausgaben	1600 Millionen Mark,

somit wurde ein Ueberschuß von 400 Millionen Mark erzielt.

Jetzt ist der Verkehr auf sechzig Prozent zurückgegangen, von der Friedenseinnahme bleiben also 1200 Millionen Mark übrig, die einen Einnahmeertrag von 6000 Millionen Mark ergeben, weil die Tarifsätze vervünffacht sind.

Die Ausgaben sind gegen den Friedensetat zunächst dadurch verringert, daß infolge der erhöhten Herstellungskosten die Neuanschaffungen auf das geringste Maß beschränkt sind. Mehr noch durch die Ersparnisse an Neuanschaffungen, Löhnen und namentlich Kohlen infolge der Verkehrsverringerung von vierzig Prozent. Natürlich beträgt dieser Rückgang nicht volle vierzig Prozent, weil die General-

unkosten bleiben und der verringerte Verkehr natürlich weniger rationell ist. Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände kann aber mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß die Ausgaben heute rund 1000 Millionen Mark betragen, wenn für die Preise und Löhne noch die Friedenssätze Geltung hätten. Ganz genau läßt sich nicht feststellen, wie groß der Anteil der Löhne und Materialien sein wird, weil beide Posten bei vielen Arbeiten nicht getrennt worden sind. Wenn man aber die 1000 Millionen Mark Ausgaben in 550 Millionen Mark für Löhne und 450 Millionen Mark für Materialien zerlegt, erhält man unanfechtbare Ziffern.

Nun sind die Gehälter auf das Vier- bis Sechsfache, die Löhne auf das Sechs- bis Achtfache gestiegen; unter Berücksichtigung der Minderleistung muß man heute den zehnfachen Betrag für Löhne und Gehälter einsetzen.

An Materialien wird etwas mehr Kohle wie Stahl verbraucht. Der Stahl ist um das Fünfunddreißigfache (bei der letzten Rede des Verkehrsministers war die Verteuerung fünfundvierzigfach), die Kohle um das Achtzehnfache verteuert. Wenn man als Durchschnittssatz eine fünfundzwanzigfache Verteuerung annimmt, wird man jedem Einwand begegnen können.

Es ergibt sich dann die den Tatsachen entsprechende Berechnung:

550 Millionen  $\times$  10 = 5 500 Millionen Mark Löhne,

450 Millionen  $\times$  25 = 11 250 Millionen Mark Material,

---

zusammen 16 750 Millionen Mark Ausgaben,

ab 1200 Millionen  $\times$  5 = 6 000 Millionen Mark Einnahmen,

bleibt ein Verlust von 10 750 Millionen Mark.

Wenn man durch die Sozialisierung nach Hortens Vorschlag, was in absehbarer Zeit sicher möglich ist, den Preis der Materialien auf das Zehnfache des Friedenspreises zurückführt, verringern sich die Ausgaben und damit der Verlust um  $450 \times 15 = 6750$  Millionen Mark; es bliebe also nur noch ein Verlust von 4000 Millionen Mark übrig, und zwar ohne Verringerung der Löhne und Gehälter. Da eine solche Preissenkung alle andern, namentlich aber die Lebensmittel-Preise beeinflusst, insbesondere durch billigere Düngemittel und Maschinen für die Landwirtschaft, und da durch die erstarkende Wirtschaft auch die Valuta günstig beeinflusst wird, so wird auf allen Gebieten ein dauernder und wachsender Preisrückgang erfolgen, der einen Lohnabbau möglich macht. Das hat weitere Preisrückgänge zur Folge, und so dreht sich die Preisschraube, die bisher immer nach oben arbeitete, endlich nach unten. Das ist der Weg, der aus unserm Elend hinausführt. Es gibt keinen andern.

Dem Sozialisten in mir ist der Gedanke, auf eine Vollsozialisierung zunächst verzichten zu müssen, durchaus nicht angenehm. Auch dem Politiker in mir ist ers nicht, weil die Massen von dem Schlagwort Vollsozialisierung fasziniert sind. Aber ich habe von Bismarck gelernt, daß man nur dann kann, was man will, wenn man nur will, was man kann. Das Bürgertum hat die Gefahr erkannt, die in dieser Teilsozialisierung liegt. Ueber Vollsozialisierung schreiben die bürgerlichen Blätter spaltenlang; aber Hortens Vorschlag wird mit Beharrlichkeit totgeschwiegen. Das wird alles nicht helfen. Die Wahrheit ist eine furchtbare Waffe, gegen die auf die Dauer alle andern ohnmächtig sind.

# Dorsch, Pallenberg und Urfaust

Kein Wort von der „Flamme“, die zu haben Hans Müller sich schwerlich einbildet, und der er zweifellos die Ofenwärme seiner Tantiemen vorzieht. „Die Flamme“ heißt der schöne, kunstvoll reife und künstlerisch wahre Roman seines Landsmanns Willi Handl; und wenn ich Beider Los mit einander vergleiche, dann bin ich noch nachträglich jenem Galeriebesucher des Burgtheaters dankbar, der am dreizehnten Februar 1897 einem Schmierennimen ohne jeden Anlaß eine Watschen hieb und dazu den erlösenden Ruf ausstieß: „Mitterwurzer ist tot, und Das lebt!“ Aber keine Ungerechtigkeit! Mitterwurzers Lieblingsrolle war der Coupeau, Matkowskys der Kean und Kainzens der Willy Janikow. So hat Hans Müller den wahllos eingestrichenen Verdienst aus Königskronen, Sternen und Absteigquartieren ein bißchen entschönt durch das Verdienst: der Mitwelt offenbar gemacht zu haben, daß ich von Rechts wegen schon seit Jahren Käthe Dorsch nur „das wunderbare Geschöpf“ nenne. Wir würgen an den Sätzen, die dieses große, starke blonde Mädels verschluckt. Sie sitzt stumm auf dem Stuhl, daß uns die Tränen kommen. In ihr blühendes, weiches, rundes Gesicht steigt Schreck und Schmerz, und uns stockt der Atem. Sie möchte Bürgerin sein und muß Hure bleiben, und hierob wimmert sie Herzensnot in sich hinein und schreit Verzweiflung aus sich heraus, wie es seit der Lehmann und der Höllich Keine gekonnt hat. Dabei scheut sie niemals die Merkmale ihrer Sphäre: sie räkelt sich gewerbsmäßig schamlos und springt in gradezu blutunterlaufener Brutalität einen Gegner an. Unmöglich, Nana und Magdalena lebensgetreuer und ergreifender zu vereinen, als Käthen Dorsch ohne Mühe gelingt. Schade, daß wir sie erst wer weiß wann wieder zu sehen kriegen werden. In meiner, der fünften Aufführung war das Lessing-Theater ausverkauft; und bis der Grimm der Zeittläufe die Theaterei beendet, wird es täglich ausverkauft sein. Selbstverständlich nicht, weil eine herrliche Menschendarstellerin von quellender Naturkraft un- widerstehlich ist. Sondern weil das Zeug im Bordell spielt.

\*

Kein Wort von der „Sache mit Lola“. In meiner, der sechsten Aufführung war das Komödienhaus ausverkauft, weil dieselben lieben Leute, die Courteline anziehen, vor Begeisterung rasen, wenn die weiland Residenztheater-Schwänke seiner kleinern pariser Kollegen von zwei fixen Berlinern aus Bielitz und Budapest vergrößert werden. Nun, es sollte ein neuer Nepomuk Zavadil entstehen, und dafür war kein Mittel zu plump. Aber vielleicht waren sie doch alle zu plump. Auch ethnologisch stimmt es nicht recht. Sebastian Otterbein, Kunsthonigfabrikant aus Zanzelbach von der Zanze ist als märkische Pflanze gedacht, und Pallenberg ist eine mährische Pflanze. Ihn „Jedanke“ sagen zu hören, tut weh. „Da muß ich kurz, aber schrill lachen“, wird Bernauer mit seinem Schanzer in Pallenbergs eigenstem Jargon erwidern. Eine Gestalt, und die gar „gedacht“ und irgendwo zu behelmen ist: so hoch hat ihr Ehrgeiz niemals geschwindelt. Wozu? Man hört vom sogenannten Dialog ja doch kaum mehr als die Hälfte, weil man die andre Hälfte nicht kurz und nicht schrill, sondern breit und dröhnend selbst weglacht, die nämlich, die Pallenberg sich zusammenverballhornt. Wer Dichtkunst will, geht eine Straße weiter.

\*



Eine Straße weiter ist das Deutsche Theater in meiner, der sieben-  
ten Aufführung gänzlich ausverkauft. Den Iffland und Kotzebue —  
wann wäre Goethe ihnen gewachsen gewesen! Diesmal leider kann  
man der bunten Menge, bei deren Anblick uns der Geist entflieht,  
nicht so unrecht geben. Si parva licet componere magnis: man stelle  
sich vor, daß zugleich mit der fertigen ‚Weltbühne‘, wie sie Mittwoch  
mittag erscheint, diejenige auf den Markt gebracht würde, die Montag  
nachmittag vorliegt — ein ‚Kleines Welttheater‘ zu viel, eine ‚Antwort‘  
zu wenig, am Ende der ‚Rundschau‘ ein Loch, meine Theaterkritik zu  
lang, stilistische Unexaktheiten hier und da und ein Heer von Druckfeh-  
lern —, und daß man für die Revisionsbogen keinen geringern Betrag  
verlangte als für das säuberliche Exemplar letzter Formung! Warum  
soll ein Publikum, das den ‚Faust‘ kennt, sich mit dem ‚Urfaust‘ be-  
gnügen? Fragmente aufzuführen, hat Sinn, wenn der Dichter nicht  
ausgedichtet hat. Hätte von 1798 bis 1800 Schiller dem Cotta mit der  
Bitte, seinen Freund Goethe durch „anlockende Offerten“, durch die  
Aussicht auf einen „großen Profit“ an die abgerissene Arbeit zurückzu-  
zwingen, erfolglos in den Ohren gelegen, wäre denkbar, daß die Voll-  
endung des Weltenwerkes von der Gebelauene eines Verlégers abge-  
hängen hat: der ‚Urfaust‘ wäre für uns der ‚Faust‘ und auf dem  
Theater ähnlich willkommen wie ‚Wozzek‘. So aber . . .

Warum nun gar soll ein Publikum, das den ‚Faust‘ nicht kennt,  
sich mit dem ‚Urfaust‘ begnügen? Ein Theater, das jeden Abend  
tausend Zuschauer wünscht, muß damit rechnen, daß hunderte darauf  
angewiesen sind, einfach Alles, was für das Verständnis des Stückes  
nötig ist, von der Bühne herab zu erfahren. Ist wahrscheinlich, daß  
hier den Zusammenhang erfaßt, wer um den Prolog im Himmel, den  
Osterspaziergang, Fausts Heimkehr, den Pakt mit Mephisto, die Hexen-  
küche kommt? Aber mehr als das: erst durch diese und andre Szenen,  
wie, namentlich, ‚Wald und Höhle‘, wird ja die faustische, die deutsche  
Geiststragödie. Ohne sie bilden fünfzehn Szenen eine halb private  
Liebesgeschichte, die von Fausts unvollständigem Monolog, von  
Mephistos Zwiegespräch mit dem Schüler, von dem Gelage in Auer-  
bachs Keller, von der Begegnung Fausts und Mephistos am Kreuze  
eingeleitet und doch nicht eingeleitet wird, weil die vier Szenen in  
den fünfzehn keine Fortsetzung finden und wiederum die fünfzehn  
der vier nicht bedürfen. Manche Wendungen lenken den naiven Ge-  
nießer irre. Wenn Faust sich den Flüchtling, den unbehausten, den  
Unmenschen ohne Zweck und Ruh heißt, so wissen wir, daß das für  
den Jüngling Goethe zur Gedächtnisunterstützung eine hingewischte  
Andeutung ist, die der Mann irgendwann schon ausführen wird. Der  
Laie stutzt, sucht die Züge und Geschehnisse, die Faustens Klage  
rechtfertigten, und sucht vergebens. Und schließlich: den Tonunter-  
schied zwischen dem ‚Faust‘ von 1775 und dem ‚Faust‘ von 1808  
uns ein einziges Mal hörbar zu machen — ist denn das den  
sehr beträchtlichen Aufwand wert? Der Most, der sich absurd ge-  
bärdete, hat ja den kostbarsten Wein gegeben. Es stellt sich heraus,  
daß er sich weder allzu absurd gebärdet hat, noch daß die besondere  
herbe Frühblume in den dreißig Jahren völlig verloren gegangen ist.  
Aber auch dies war uns bekannt. Ein Experiment von ungewöhn-  
licher Ueberflüssigkeit. Ist es wenigstens durch die Theaterkünste  
Max Reinhardts einigermaßen legitimiert worden?

Der ‚Faust‘ ist voll von Regieproblemen; seine Länge allein ist ein Problem. Die neunzehn Szenen des ‚Urfaust‘ sind dermaßen rätsellos simpel, greifbar, in sich geschlossen, daß eigentlich dem Regisseur nur obliegt, für den richtigen Schauplatz, das richtige Tempo, die richtige Besetzung zu sorgen. Wenn aber der Regisseur der alternde Reinhardt ist, so wird er sich nicht, wie früher, die Szenerie von den unumgänglichen Erfordernissen der Dichtung diktieren lassen, sondern von der Angst, sich zu wiederholen. Das künstlerische Ergebnis des Großen Schauspielhauses? In dieser Fülle welche Armut! Die künstlerische Absicht des ‚Urfaust‘? In dieser Armut welche Fülle! Auf engem Raum ist nie Theater gespielt worden. Zieht nun Goethe Vorteil davon, daß ein hoher gotischer Spitzbogen als der feste Rahmen für alle Lokalitäten vielen von diesen ihr eigentümliches Kolorit wegpfeßt? Eines stimmt: die Bilder folgen einander ohne Verzögerung. Daß in der zweiten Hälfte während der Verwandlungen Glocken läuten und sonst etwelche Geräuschinstrumente sich betätigen, könnte hingehen, trotzdem es zu gar nichts nütze ist. Erstaunlich stillos dagegen in einer stilisierenden, selbst in einer falsch stilisierenden Aufführung wirkt, daß von Zauberperden geredet wird, und daß dazu, hoiho — eine Peitsche knallt, den Zauber entzweiknallt. Anderswo wäre sie angebrachter. Innerhalb der Bilder nämlich wechselt das Tempo zu selten. Kein Unglück, wenn sie gleichmäßig schnell abließen. Nein, sie laufen gleichmäßig langsam ab. Im ‚Faust‘ unterkellern und übergipfeln Reflexionen von großartiger Weisheit die Aktionen des ‚Urfaust‘. Für jene brauchts Atem, für diese taugt Atemlosigkeit. Grade das hatte Reinhardt verkannt. Die äußere Abruptheit war da. Die innere kam in einem gemächlichen Fluß um ihren Charakter. Und die Persönlichkeiten der Schauspieler waren nicht stark genug, um anzutreiben und zu befeuern.

Drei makellose Leistungen — in den kleinsten Rollen. Raul Lange als Erdgeist: danach möchte ich diesen Organ-Nabob einmal die ganze ‚Braut von Messina‘ sprechen hören. Wilhelm Dieterle als geschienter Valentin, der erst 1808 stirbt: man kann sitzend nicht monumentaler daherwuchten. Agnes Straub als Böser Geist: wie die Abbitte für ihre grauenhafte Frau Marthe, eine angemalte Grimassenschneiderin mit der tröstenden Flasche auf dem Tisch und ohne ein Tröpfchen Komik; die wiedererstandene Chargenspielerin Wangel, die ihr Talent im Grabe gelassen hat. Für die beiden Männer um Gretchen hatte Reinhardt sich offenbar gesagt: Da Urfaust und Urmephisto nicht allzu viel von Faust und Mephisto haben, da sie mehr Zufallsindividuen als menschheitlich große Typen sind, so versuchen wirs mit zwei jungen Schauspielern, denen nicht himmelhoher Gedankenflug noch höllenheiße Dämonie zuzutrauen ist. Wären an diesem Abend doch alle Versuche gleich gut gelungen! Paul Hartmann: ein Schiller-Spieler von Anstand, Wärme und Schwung, der Faustens monologische Selbstkritik rhetorisch erledigt, aber nicht seelisch erleidet. „Wer ist der Storch da?“ Ernst Deutsch. Ich merke keine Spur von einem Geist, der stets verneint, und alles ist Gelärm. Bei Helene Thimig ist, umgekehrt, alles Gezwitscher. Es kommt ihr mehr auf Klang als auf Sinn an. „Ach, daß ich nur alleine schlief!“ — da betont sie „schlief“ und nicht „alleine“. Ein Gretchen ohne Volkstümlichkeit, ohne animalische Farbe, ohne Leidenschaft. Sie hat ein gefrorenes Lächeln, das sie auch bei den traurigsten Anlässen nicht

hergibt, zum Beispiel nicht bei der Mitteilung, daß ihr Schwesterchen tot ist. Hier droht eine Künstlerin in Manier zu erstarren. Mögen passende Rollen sie retten. Aber bei uns kann man weder sein Personal fördern noch Repertoire machen. Was soll uns heute der ‚Urfaust‘! Hundert Dramen wären uns wichtiger. Wenn man nach Ewigkeitswert geht, zum Beispiel der ‚Faust‘. Wenn man nach Zeitwert geht, zum Beispiel der ‚Fiesko‘, der von Aktualität förmlich strotzt. Vielleicht, wenn er nächstens verfilmt sein wird, werden sich die Theater seiner erinnern.

---

## Welten-Kino von Theobald Tiger

In Berlin, im märkischen Sande —  
auf dem Lande —

filmt die Kino-Industrie  
Compagnie an Compagnie.  
Ritterburgen — Mohrenstädte —  
Mondgebirge — Römerfeste —  
Nero — Louis — Helsingör —  
Fett zu Pferd ein Regisseur . . .

Kurbelkasten!

Jupp — da hast'n!

Operateur! Statisten her!

Diva, deine Seidenbeine  
sind heut Rolle wegen meine —  
bis zur Arbeitsniederlegung —

Großaufnahme! Licht! Bewegung!

In den deutschen Käsestaaten  
stehn Soldaten.

Orgesch drillt im Skatverein  
sich die Putschrekruten ein.  
Geßler schloß. Offiziere grienien —  
weil sie dickes Geld verdienen.  
Hoch zu Gaul mit Zubehör  
Escherich, der Regisseur . . .

Kurbelkasten!

Jupp — da hast'n!

Redakteur! Statisten her!

Germania, deine Bauernbeine  
sind heut Falle halber meine!

Löhnung — Orden — Freiverpflegung —  
Großaufnahme! Licht! Bewegung!

Dichter, komm! Pfeif süßere Töne!  
Das ist schöne.

Sieh, wie sie nach Menschen krauchen,  
krumm-gebückt zu Weibern krauchen!  
In den halls der schweizer Kästen,  
nächstens auf Kaschemmentesten —  
Spielste Mauseheln? Trumpf ist Coeur . . .  
Phallus steht als Regisseur . . .

Kurbelkasten!

Jupp — da hast'n!

Operateur! Quecksilber her!

Frauen — eure Seidenbeine  
sind heut Kindern wegen meine —  
Ueberlegung? Nur Erregung!

Großaufnahme! Licht! Bewegung!

## Schloß Sutz von Robert Walser

Wir waren dort alle gut aufgehoben, erwies sich doch die Herrin als die Liebenswürdigkeit selber. Sie war weit-sichtig, freisinnig und so groß im Anschauen der Dinge wie grazios. Wie reizend sah sie im Reitkostüm aus. Keiner von uns wird sie je vergessen. „Wer sich bei mir langweilt, begeht eine Sünde“, pflegte sie zu sagen.

Wie ein Traum wars bei ihr. Jeder war ihr eifertiger Diener. Für sie gab es in der Behandlungsweise keinen Unterschied. Alle waren wie ihre Kinder. So jung und schön sie war, fand sie ihr größtes Vergnügen darin, sich wie eine Mutter um uns zu sorgen. Sie tat das ganz selbstverständlich, so, als hätte sie keinen andern Gedanken.

„Meine Herren,“ sagte sie, „ich bin für Sie verantwortlich, doch ich weiß, daß Sie mir die übernommene Aufgabe leicht machen werden.“ Dabei lächelte sie so gütig. Nun, wir waren jedenfalls mit ihr zufrieden. Einer sagte es dem andern, wie er über diese Frau erstaunt und entzückt sei.

Gewiß waren wir Gefangene, doch wir spürten es nicht. Das Essen war nahrhaft. Da gab es Kuchen, gute Suppe, hin und wieder eine Wurst, eine Sorte Bratkartoffeln, Rösti genannt, Kaffee und Tee und gute Zigarren. Wir wünschten es, nicht besser.

Zum Arbeiten waren wir aufgefordert, aber nicht gezwungen, doch leistete jeder mit Freuden etwas, da er einsah, daß das für ihn nur gesund sei. Wir hätten doch nicht in einem fort in der Sonne liegen und träumen und dummes Zeug denken können, wie Eichendorffs Taugenichts.

Wer lesen wollte, fand in der Schloßbibliothek Bücher, und wer gern ruderte oder angelte, durfte es unangefochten tun. Wir glichen einer Art von Gästen, denn an Höflichkeit ließ es uns gegenüber niemand fehlen. Oefters gab es kleine Feste, an denen die Dorfbevölkerung teilnahm. Mit den Landleuten standen wir jederzeit auf gutem Fuß.

Der Park lag offen, war von keiner Mauer umschlossen, alles lag frei, und doch geschah dem Eigentum nicht das kleinste Unrecht. Die Leute waren gewissermaßen auf ihre Redlichkeit stolz, doch wars gar kein Stolz, vielmehr nur das Bewußtsein von bürgerlicher Würde. Da galt eben jeder Geringste als Teilnehmer am wohlthätigen Ganzen. Jeder spielte seine fröhliche, kleine, doch durchaus angemessene Rolle. Niemandem war das Glück und das Ansehen seines Nachbarn im Weg. Alle gönnten sich das artige Dasein.

O, wie die vielen Bäume abends und morgens, im hellen Mittag und in den schönen Nächten rauschten, wenn ein leichter Wind ging. Ich hörs noch immer. Ueberhaupt mein' ich nie so viel Zartes, Gutes, Vernünftiges erlebt zu haben wie dort, und ich will nur kurz sagen, wer wir waren.

Einer von uns hatte eine Schlacht verloren. Also ein General. Er fühlte sich in Sutz wie im Himmel. „Wozu sollt' ich mich abhärten?“ sprach er. „Unsereins begeht auch Fehler. Passierte das nicht auch Friedrich den Großen?“

Unsre Wohnräume waren überaus heimelig. Möbel und Tapeten stammten noch aus alten Zeiten. Als sie angefertigt wurden, waren Goethe und Lessing jung. Wundervoll wars durch die Fenster über den See zu schauen, der oft feenhaft glänzte, bei Tag in den hellsten Farben und während der Nacht in heilig-ernstem Licht.

Spazieren gehen durfte jeder, so viel und so weit, wie er mochte. Mitunter gabs kleine Uneinigkeiten zu schlichten. Die Gräfin war uns dann jedes Mal wie die Sonne, die dadurch, daß sie allen ihre Milde und Wärme schenkt, allseitig gutmütig stimmt.

Ein andrer war Kommunist. Da er sich nicht mehr mit Weltverbesserung beschäftigte, schrieb er Verse und hatte den guten Geschmack, das so zu tun, wie wenn jemand andres Rechnungen schreibt, also ganz einfach. Er las uns nie etwas vor, und deshalb glaube ich, daß er Gutes dichtete. Er war ein ganz artiger Mensch, dem der Gedanke, er wolle in der Welt auftreten, kaum noch in den Sinn kam.

Da gab es Soldaten, verabschiedete Diplomaten, einstige Herrscher, die es schöner fanden, mit einem Dorfmadchen zu plaudern oder sich im Garten oder im Feld nützlich zu machen, als irgendwo Einfluß auszuüben. Sie bildeten sich zu Philosophen, will sagen: zu ruhigen, angenehmen, Menschen aus, und es war keiner von ihnen betrübt, sie hatten es ja schöner als früher. Hier lebten Liebe und Kunst und Natur und gegenseitiges Wohlwollen.

Auch Kranke waren da; sie fanden ärztliche Pflege. Für alles Nötige war unauffällig gesorgt; alles Sorgsame, Hütende gab sich durchaus unbefangen.

So ungefähr ging es zu. Ich könnte noch mehr erzählen, da es aber ähnlichen Sinn hat, kann ich es umgehen; denn ich möchte mich sachlich geben und lieber wortkarg als redselig scheinen

---

## Tolstoi von Siegfried von Vegesack

Und nur die Kinder und die Toren  
Erkannten ihn, wie einst den Herrn.  
Sein Blick war aber weltverloren  
Und über allen Menschen fern.

Was einst das Höchste ihm erschienen:  
Der Worte wohlgeformte Kunst, —  
Er warf sie hin, in heilger Brunst  
Dem Volk der Armen stumm zu dienen.  
Und hat, wie Er, sein Kreuz getragen  
Und seinen Leib daran geschlagen . . .

Sein Blick war aber weltverloren  
Und über allen Menschen fern.  
Und nur die Kinder und die Toren  
Erkannten ihn, wie einst den Herrn.

# Rundschau

## Oesterreich nach den Wahlen

Die erbärmliche Trostlosigkeit unsres Daseins wird durch das Ergebnis der Wahlen neuerlich illustriert. Wir sind Objekte, keine Subjekte der Politik. Auf unsre Meinung kommt es überhaupt nicht an. Die Menge ist sich darüber klar, daß das Gerede der politischen Führer Selbstzweck ist. Wütend klirrten — so lehrte der Augenschein — im Wahlkampf die feindlichen Schilde aufeinander: bei den Christlich-Sozialen wie bei den Sozialdemokraten machten radikale Flügel den gewaltigsten Lärm. Und das Ergebnis? Weder die scharf antisemitisch-antikapitalistische Orel-Gruppe rechts noch die mit großen Worten nicht sparenden Kommunisten links vermochten auch nur einen einzigen Kandidaten durchzudrücken. Die alten Koalitionsparteien ziehen in ungetrübter Einheit wieder ins Haus — die Christlichsozialen um ein paar Köpfe vermehrt, die Sozialdemokraten um ein paar Streiter geschwächt —, und das kokette Werben und Sträuben auf beiden Seiten hat schon wieder begonnen.

Wenn es eine Partei gab, die mit hochfliegenden Hoffnungen des Ausgangs der Wahlen harnte, so waren es die Großdeutschen, die Vereinigung der deutschnationalen Grüppchen im ganzen Lande. Die Partei hatte schon vor Monaten das Pressewesen großzügig und geschickt geregelt und gehoben, sie entfaltete eine mächtige Propaganda, und nach dem lauten Echo in der Öffentlichkeit schrieb man ihr ernste Werbekraft zu. Ihr Wahlschlager war der „Anschluß an Deutschland“: keine Partei wagte zwar den Anschlußgedanken zu verleugnen, aber als beherrschende

Idee galt er doch nur den Großdeutschen. Und dennoch hat diese Partei verhältnismäßig die stärksten Verluste erlitten: ihr Häuflein schmilzt von 22 auf 20 Vertreter in der Nationalversammlung zusammen.

Die Großdeutschen verdienen nicht unser Mitleid: sie entsprechen den alldutschen Parteien in Deutschland, sie haben aus dem Krieg nichts gelernt, sie sind noch heute überzeugt, daß es nur am „Durchhalten“ gefehlt hat, und daß es hauptsächlich darauf ankommt, gegen „Welsche“ und Slaven forsch aufzutrompfen. Und dennoch: im Vergleich mit der grausigen Oede rechts und links machte ihr Eintreten für die nationale Idee unkritischen Gemütern — so hätte man meinen sollen — doch wenigstens den Eindruck von Frische und Bewegung. Und ihre Niederlage ist keineswegs ein Zeichen, daß die Menge die läppische Hohlheit des großdeutschen Programms durchschaute. Gott bewahre! Wir sind nicht einmal dafür reif. Die Niederlage der Großdeutschen beweist nur, daß die oesterreichischen Wähler auch nicht des bescheidensten Willensaktes fähig sind. Im Deutschen Reich führten die letzten Wahlen zu einer Scheidung der Geister, zu einer schärfern Ausprägung der politischen Charaktere — hierzulande herrscht die mittlere Linie, das heißt: die opportunistische Verwaschenheit.

Mäßigung kann ein Zeichen von Weisheit, es kann ein Symptom der Schwäche sein. Die Deutschen Oesterreichs sind in ein hoffnungsloses, lebensunfähiges Staatsgebilde eingepfercht. Wir leben von einer Woche zur andern von der Gnade der Entente. Den Eingang in hungrige Mägen

findet nur Suppenlogik mit Knödelgründen, wie schon vor einem Jahrhundert Heinrich Heine dichtete. Ein solches Volk wählen zu lassen, ist im Grunde eitel Hohn. Und die Wahlen sind denn auch nichts als Komödie. Wir haben eine wundervoll demokratisch aufgebaute Verfassung, wir regieren uns selbst: aber unsre wahren Regenten sind doch das graue Elend und die verantwortungslose Willkür des Obersten Rates in Paris.

*Carl M. Danzer*

Mit der Liebe spielen

Mit der Liebe spielen<sup>e</sup> heißt eine Komödie in Lustspielfarben von Sil-Vara. Dem wohl-situierten, zwischen Arbeit und Genuß peu à peu alternden Junggesellen bringt die seinerzeit verlassene Geliebte einen siebzehnjährigen Sohn ins Haus. Sie ist eine brave Frau, wie sie in jedem edlen Volksstück paradiere könnte, und will nichts für sich, nur alles für das Kind. An ihm möge der Vater endlich Vaterspflicht erfüllen, den Sohn in sein Haus nehmen und, wie die tapfere Mutter das ausdrückt: aus dem Menschen einen Mann machen. (Die umgekehrte Forderung klinge ebenso schön und vernünftig.) Der Vater ist ein gutartiger Herr, und der Prachtjunge von Sohn — ein Blinder muß den rechten Fleck sehen, an dem ihm das Herz sitzt — gewinnt ihn gleich bei erster Unterredung. Nun hat der Junggeselle aber, außer der pensionierten (und einigen Reserve-Freundinnen) auch eine höchst aktive Geliebte. Ein Rasseweib, erotisch anspruchsvoll, geschickt und der Rührseligkeiten entretend. Das Essentielle ihrer Weltanschauung faßt sie in die Worte: „Trallala Hopsassa“. Sie ist leichtfertig und leicht fertig, und das Schicksal behüte alle

tüchtigen Advokaten, ehrgeizigen Schriftsteller und sexuellen Biedermänner vor solcher Liebschaft! Dessenungeachtet beschließt der Junggeselle, sie zu heiraten, den Sohn ins Haus zu nehmen. Im zweiten Akt lernt der Jüngling, „Parsifal“ nannte ihn einmal die Mutter, Kundry kennen. Sie kann nicht umhin, es ist stärker als sie, vor dem durch und durch rosigen Knaben ein wenig die zündhafte Kokette herauszukehren. Er entbrennt. Als ihn jedoch der dritte Akt über die Rolle seiner Dame in Vaters Hause aufklärt, will er von allen Dreien nichts mehr wissen. Die Mutter nimmt ihr verwundetes Kind wieder heim, die Geliebte, nach harter Debatte, zieht davon, und der Junggeselle sitzt da, von Schatten der Einsamkeit schwärzlich bedrängt. „On ne badine pas avec l'amour“, wie schon Musset in seinem Proverb gelehrt hat. kürzer, leichter und mit weniger hoch gestrecktem Zeigefinger als Sil-Vara.

Dessen Komödie ist die Arbeit einer vornehmen, in der seelischen und sprachlichen Haltung seiner Figuren oft allzu vornehmen Literaten. In der Art, wie sie ihr Wesen betonen und bei ihrer Linie bleiben, liegt etwas Steifes, Pedantisches. Manchmal entgleitet das Stück fast ins Moralisierende. So legerement es lächelt, die bedeutsamen Falten in der Stirne wird es leider nie los. In diesem Lustspiieldichter steckt, möchte man glauben, ein Herr Lehrer. Die Seelenhaftigkeit der Mama und des Sohnes gehen mir auf die Nerven. In ihrer Schönrede steckt absolute Unnatur. Der Sohn zumal — fernab jenem Typus von Söhnen, wie ihn die neuere Literatur wider die Väter speit — ist von einer Tugendsüße, wie sie im Lesebuch steht, und wenn ihn im wiener Deutschen Volkstheater nicht ein so reizender Schau-

spieler (der neue Herr Brausewetter) mit dem ganzen Einsatz seiner echten Jugend und frischesten Natürlichkeit gespielt hätte, wäre dieser geborene Vorzugsschüler, bei mir wenigstens, durchgefallen. Am besten gesehen und gestaltet ist die Figur der Geliebten, wenn auch ihre Sexualität mit Gescheitheit vergiftet scheint. Jedenfalls spricht sie die nettesten, humorvollsten Dialogwendungen und haucht dem Geist des Spiels etwas Körper ein. Sie wird von Frau Marietta Olly dargestellt, einer Schauspielerin, die Tempo, Farbe, sicherste Routine hat und einen für die Rolle nicht übel taugenden haut göttinglesque. Die Gefühlswärme der Frau Janower kam der braven Mutter zugute, den Junggesellen machte Herr Everth noch um ein paar Nuancen steifer und trockener, als er im Manuscript steht.

„Mit der Liebe spielen“ brachte dem wertvollen Verfasser einen sehr großen und echten Erfolg. Das feine Wesen seiner Komödie, ihre zurückhaltende Heiterkeit, die warme Strömung von Gemüt unter kühler, geistiger Oberfläche, das verträgliche Nebeneinander von Esprit und Rührung behagten den Zuhörern. Zum Vorteil des Stücks wäre es, von den zahlreichen Geist-Nippes und dem vielen Klug-Zeug, das in den drei Akten herumsteht, einiges zu kassieren.

*Alfred Polgar*

Mit den deutschen Wunden sind zugleich auch die deutschen Ohren offen; daher rede Heilsames, wer es vermag; und möchten nur Männer, die es am besten vermöchten, jetzo nicht schweigen! Die neue Zeit fordert neue Kräfte. Neue Staatschiffe lassen wie neue Boote noch Wasser ein, bevor sie zugequollen sind.

*Jean Paul*

## Liebe Weltbühne!

Güssy Holl erzählt eine Geschichte:

In Inowrazlaw bekommen die armen Juden von der Gemeinde an jedem Winterabend ein Feuer angefacht. Da sitzen sie herum, raten Rätsel oder wünschen sich was. Ein ganz Alter hockt monatelang dabei und hat überhaupt noch nichts gesagt. Schließlich ermuntert ihn die Runde: „Nu, Jainke!, wünsch Dir doch auch mal was!“ Und der steinalte Mann krault sich sehr lange in seinem Bart und hebt dann folgendermaßen an:

„Ich wünsch mir ein großes weißes Schloß mit einer großen weißen Marmortreppe, und wenn ich raufgeh die Treppe, komm ich in einen großen weißen Saal, alles herrlich und aus Marmor, und da steht ein wunderschönes Bett aus weißer Seide, und ich hab ein Hemd an aus schöner weißer Seide, und ich lieg in dem Bett. Und dann kommt plötzlich der böse Feind herein über die weiße Marmortreppe, kommt gelaufen in das Schloß, und ich muß fliehen aus dem Schloß und aus dem Bett vor dem bösen Feind.“

Totenstille. Schließlich sagt Einer: „Das wünschst Du Dir, Jainke!? Das mit dem Schloß und dem bösen Feind? Was hast Du denn davon?“

Und da sagt der alte Jude ganz leise: „Das Hemd.“

## Drei Deutsche

Was tun drei Deutsche, wenn sie zusammensitzen und grade kein Verein zu gründen ist?

Vor dem Kriege haben sie Skat gespielt.

Im Kriege haben sie Hindenburg geholfen.

Nach dem Kriege beraten sie, wie man der Regierung ein neues Amt abluchsen könnte.

Es ist ein fleißiges Volk.



# Antworten

**Tägliche Rundschau.** Ich erhalte folgenden Brief: „Ich bin katholischer Geistlicher, neunundzwanzig Jahre alt, habe aber im Sommer dieses Jahres aus Gewissensbedenken meinen bisherigen Beruf aufgegeben. Ich habe mich nach und nach zu der Ueberzeugung durchgerungen, daß die Kirche durch ihre Versippung mit den menschheit-verderbenden Mächten des Militarismus und des Kapitalismus sich in unlösbaren Widerspruch mit der Lehre Jesu gestellt hat. Und wissen Sie, verehrter Herr Jacobsohn, wem ich bei der Wandlung und Festigung meiner Ueberzeugung zu großem Dank verpflichtet bin? Ihnen. Ihrer ‚Weltbühne‘. Durch einen Ihre Zeitschrift herunterreißenden Artikel der ‚Täglichen Rundschau‘ wurde ich auf sie aufmerksam gemacht und bin seitdem ihr Bezieher und eifriger Leser geblieben.“ Als dein begeistertster Nichtbezieher und regelmäßigster Nichtleser, Tägliche Rundschau, erlaube ich wenigstens hierdurch, daß du mein Blatt heruntergerissen hast. Dies hätte ich immer für eine Ehre gehalten. Jetzt zeigt sich, daß es sogar ein Vorteil ist. Wenn du ein Herz in der phrasengeschwollenen Brust hast, und wenn das weichen Regungen zugänglich ist, so erfülle mir meine Bitte: Reiß mich öfters herunter!

**Hans Delbrück.** Sie werden mir, der Ihr Lebenswerk schätzt und Ihnen für Ihre Haltung im Kriege dankbar bleibt, immer unverständlich. Auf den Vorwurf, daß Sie, der Sie Ausländer zu einer Debatte über die Kriegsschuldfrage einladen, nachweisbar diese Debatte mit Deutschen scheuen, geben Sie zur Antwort die Frage, wo und wann Sie das denn getan hätten. Ich schärfte, in Nummer 44, Ihr Gedächtnis. Und darauf schreiben Sie mir: „Also daß ich als Herausgeber einer Zeitschrift einen hundert und ein Druckseiten umfassenden Aufsatz trotz ‚prinzipieller‘ Geneigtheit schließlich doch abgelehnt habe, das soll der Beweis sein, daß ich ‚Landsleuten, die mich zu einer öffentlichen Diskussion herausgefordert, unter fadenscheinigen Ausflüchten ausgewichen‘ sei? Mir scheint, mit Aufstellung dieses Grundsatzes haben Sie eine Falle aufgebaut, in die auch der Herausgeber der ‚Weltbühne‘ leicht einmal geraten könnte.“ Welch unbegreifliche Verdrehung des Tatbestandes! Ich weiß als maßlos geplagter Redakteur wahrhaftig, wie viele Artikel man vor der Lektüre „prinzipiell“ annimmt und nach der Lektüre ablehnen muß. Aber dessentwegen hatte Sie ja kein Mensch getadelt. Auch nicht der Autor des dicken Manuscripts. Sondern dieser Fr. Küster hatte, wie hier voriges Mal mitgeteilt worden ist, nur Ihre „Stellungnahme“ erbeten, und Sie haben nach seiner Behauptung, ohne einen Grund anzugeben, „gekniffen“. Und überhören nun meine Frage, warum Sie gekniffen haben. Dagegen erklären Sie: „Was Ihren weiteren Vorschlag betrifft, ich möge die Aufforderung, die ich an Herrn James Beck in New York habe richten lassen, doch an Herrn Richard Grelling richten, so darf ich darauf hinweisen, daß ich bereits in meiner Broschüre ‚Kautsky und Harden‘ geschrieben habe: ‚Herr R. Grelling ist bereits von seinem eignen Sohn, Dr. Kurt Grelling, in der Schrift ‚Anti-J'accuse‘ (Zürich, Orell Füllli, 1916) und von Karl Federn in der Schrift ‚Anklagen gegen Deutschland‘ (Ferdinand Wyß, Bern) derart abgeführt worden, daß ich mich nicht weiter mit ihm zu beschäftigen brauche. Wer sich kurz über Herrn Grelling zu informieren wünscht, sei auf Heft 3 und 4 der ‚Deutschen Politik‘ vom sechzehnten und dreiundzwanzigsten Januar 1920 verwiesen.“ Meines Wissens hat Herr Richard Grelling sich bisher nicht veranlaßt gesehen, sich mit den genannten Schriften auseinanderzusetzen. Bei der Art und Schwere der Anklagen, die hier gegen ihn erhoben sind, hätte er sich meiner Auffassung nach einer Antwort nicht entziehen dürfen, und jedenfalls ist es für mich unmöglich und wäre auch sachlich zwecklos,

mit ihm eine öffentliche Disputation zu führen, ehe das nicht geschehen ist. Sollte Herr Grelling das aber getan haben und mir das bloß entgangen sein, oder sollte er es noch tun, so erkläre ich mich schon jetzt bereit, dieselbe Thesis, die ich Herrn Beck gegenüber aufgestellt habe, auch gegen ihn zu verfechten unter der einzigen Bedingung, daß beide Parteien sich verpflichten, streng beim Thema zu bleiben und jede Beschimpfung zu unterlassen.“ Wenn Richard Grelling das liest, wird er sich vermutlich sofort dazu äußern. Ich will ihm nicht vorgreifen. Höchstens mit diesem einen Satz: Wüßten Sie, hochgeehrter Professor Hans Delbrück, nicht ganz genau, daß ein herzensträges und hirnfaules deutsches Publikum die fünf starken Bände Richard Grellings selbst dann ungelesen lassen würde, wenn der Börsenverein Deutscher Buchhändler sie nicht boykottiert hätte — es wäre, ich kann mir nicht helfen, undenkbar für Sie, von Karl Federn und gar von Kurt Grelling als ernsthaften Gegnern Richard Grellings zu reden.

**August Scherl G. m. b. H.** Zu der Charakteristik August Scherls, die Hans Ganz in Nummer 43 gegeben hat, schreibst Du mir: „Es entspricht nicht den Tatsachen, daß der Berliner Lokal-Anzeiger von mehr als einer viertel Million Abonnenten auf weniger als 90 000 gesunken sei. Wahr ist vielmehr, daß sich die Auflage des Berliner Lokal-Anzeigers trotz der inzwischen eingetretenen Erhöhung des Bezugspreises um das Achtfache auf derselben Höhe hält wie in den Jahren vor Kriegsausbruch. Die ständige Auflage des Berliner Lokal-Anzeigers beträgt hiernach auch heute noch weit über 200 000 Exemplare.“ Das klingt mir beträchtlich glaubhafter, als was Hans Ganz hier mitgeteilt hat. Kindlich von ihm, die Vermutung auszusprechen, daß es in den Köpfen der Berliner dümmere. Wie wirds denn! Vielmehr ist ein Wunder, daß sich die Dummheit „auf derselben Höhe hält wie in den Jahren vor Kriegsausbruch“. Nach den Berichten über den Parteitag der Deutsch-Nationalen, die den Berliner Lokal-Anzeiger ernähren, sollte man meinen, daß sie, die Dummheit, sich zum allermindesten verachtacht hat. Aber das wird, da der Berliner Lokal-Anzeiger ja nicht über Nacht von den Pazifisten gekauft werden wird, schon noch kommen.

**Verächter der Presse.** Ja, mein Lieber: die deutsche Presse weiß sich zu schätzen. Man könnte beinahe sagen, daß sie sich richtig einzuschätzen weiß. Die Frankfurter Zeitung, die beste deutsche Zeitung, jubelt darüber, daß nun endlich wieder die Presse-Leute aus den Presse-Aemtern der Regierung entfernt werden. „Jetzt überträgt die Regierung die bisher noch an das Auswärtige Amt angegliederte Pressestelle der Reichsregierung wieder einem Mann aus dem alten Regime, dem Geheimrat Heilbron, einem erfahrenen und bewährten Beamten, der lange im Pressereferat tätig gewesen ist. Sie tut recht daran. Das alte Beamtentum, nicht wahr, hat seine Vorzüge. (Wenn des Liedes Stimmen schweigen von dem überwundenen Mann, so will ich für Hektorn zeugen . . .).“ Ein Presse-Mann zeugt im Staube vor der hehren Beamtenschaft. Dergleichen ist wirklich nur in Deutschland möglich. Die Sache wird umso lustiger, als die Rheinisch-Westfälische Zeitung — höre, Frankfurterin, Pionierin des Liberalismus: die Rheinisch-Westfälische, die du immer reaktionär genannt hast! — wenige Tage später sich weit vernünftiger äußert. Sie spricht von der alten Koalitionsregierung: „Man muß den damaligen Einwohnern des Palais Leopold zugestehen, daß sie im allgemeinen schnell zu arbeiten verstanden — manchmal sogar zu schnell und temperamentvoll. Das lag nun allerdings nicht an ihrer politischen Färbung, wenn auch mal gelegentlich ein hastiges oder ein scharfes Wort politischen Tagesmeinungen entsprungen sein mochte, sondern die Männer, die im Palais Leopold ihre Zelte aufgeschlagen hatten, wären zumeist von Haus aus Jünger der

Presse und sahen daher bei ihrer Arbeit auf die Fixigkeit. Lange Instanzenwege durch weitläufige Stockwerke und teppichbelegte Geheimratszimmer waren verpönt. Und das hatte sein Gutes.“ Höre, Frankfurterin: die Rheinisch-Westfälische legt dann weiter dar, wie jetzt, nachdem wieder Geheimräte alter Couleur in die Presse-Stelle eingezogen seien, der Instanzenweg fürsorglich gehegt wird: „Fünf Instanzen sind zu überwinden, ehe das Material dem Minister zu Gesicht kommt. Wieviel inzwischen unter den Tisch gefallen ist, und wie sehr die Berichte unter der Kritik der Instanzen ihr Gesicht verändert haben, wird der Minister wohl nur selten erkennen können. Seine aus Presse-Nachrichten und -Stimmen gewonnenen Eindrücke aber bilden mit eine Grundlage für seine Politik. Zu welchen Irrtümern und Verzögerungen der hohen Politik der lange Instanzenweg führen kann, und welchen Schaden er auf die Dauer anrichten muß, kann man sich nun leicht ausmalen.“ So beurteilt die Rheinisch-Westfälische den einen Teil der Tätigkeit solch einer Pressestelle: die Information des Ministers über die Presse. Wie sie erst über den andern Teil des Tätigkeitsgebiets: die Information der Presse über die Regierungsabsichten denkt, kann man sich danach vorstellen, besonders wenn man liest, was sie zum Schlusse ihrer Kritik sagt: „Man verfiel in den gegenteiligen Fehler, den Geheimräten ihren alten Einfluß zurückzugeben und Presse-Fachleute nur in untergeordneten Stellen zu belassen. Die Folge ist, daß der alte Apparat den neuen Aufgaben nicht mehr gewachsen ist und allenthalben Hilfsinstanzen eingeschoben werden müssen, und seitdem geht im Palais Leopold der Geist Bürokratismus um. Es ist kein guter Geist.“ So ist es in der Tat, und Sie, Verächter der Presse, werden sich gewiß nicht bekehren lassen, wenn ich Ihnen mitteile, daß gegen eben diese Geheimräte, vor denen die sonst so schätzenswerte Frankfurterin bäuchlings zeugt, die Presse kürzlich eine Entschliebung gefaßt hat, die einfach toll ist, wenn vorher und nachher Bauchtanz erfolgt. „Der derzeitige Leiter der Reichspressestelle wird ersucht, nur solche Vertreter der Regierung vor der Presse sprechen zu lassen, die auch in Erwiderung von Angriffen die Formen zu wahren wissen und nicht jede Kenntnis von der Stellung der Presse und ihrer Vertreter vermissen lassen.“ Es ist jedenfalls reizvoll, die Frankfurterin buckeln zu sehen trotz den Fußtritten, die da anscheinend die neuen Geheimräte und deren bürokratische Assistenz an die Presse ausgeteilt haben. Morituri te salutant. Wozu mit ihnen rechten? Es versteht sich ja von selbst, daß der Geheimrats-Spuk auch aus den Presse-Aemtern, und da zuerst, ein wenig ausgeräuchert werden wird, wenn die Sozialdemokratie nach dem Rezept von Cassel, das heißt: mit stärkerm Einfluß als früher, wieder in die Reichsregierung eintritt. Zwar hat inzwischen Herr Richard Bahr, behaftet mit der kurzzügigen Bosheit der Balten, festgestellt, daß grade die Presse-Stelle der Reichsregierung ein unpolitisches Amt und darum nur den gesegneten Händen eines neutralen und objektiven Mannes, kurz: eben einem Beamten wilhelminischer Tradition ausgeliefert werden dürfe. Dieser Eier des Bahr wird auf die Regie eines Lehrlings des alten Hammann zurückzuführen sein. Der Alte hat das Geschäft verstanden, drei, vier Presseleute auf eine bestimmte Spur zu hetzen und durch die Männlein hindurch zu trichtern, was er dem „Volk“ zu sagen hatte. Der Lehrling, der es inzwischen doch bis zum Ministerialdirektor gebracht, hat den Witz der Sache nicht recht erfaßt. Die Presse-Stelle kein politisches Amt? Als die Deutsche Volkspartei auf den Krücken der Volksdummheit in die Regierung stolperte, war es eine ihrer ersten sogenannten Taten, den Sozialdemokraten, die seit dem November im Reichspresseamt die Hauptarbeit verrichteten, das Vertrauen zu entziehen. Da dürfte also diese Stelle doch wohl als eine politische bewertet worden sein.

Jetzt plötzlich, da man die Totenglocke von ferne bimmelbammeln hört, möchte man die Lötstelle zwischen Reichsregierung und Öffentlichkeit für Beamte retten, die aus der Versenkung der vorrevolutionären Zeit erst wieder auftauchen konnten, als eben jene Deutsche Volkspartei sich durch Versprechungen, deren Wert inzwischen vom Volke erkannt worden ist, in die Regierung geschwindelt hatte. Schon die Dummheit dieser Beamten, das alles zu übersehen und törichte Propaganda für ihren Anspruch auf Tätigkeit auch im Zeichen einer neuen, von der Sozialdemokratie geführten Regierung zu machen, beweist, daß sie reif für die Pensionierung sind. Welche Abwanderung ja schließlich nicht gar so schmerzlich sein dürfte: denn wenn man während eines kurzen Interims in den Pensionsbezügen vom Geheimrat zum Direktor hinüberwechselt, kann man immerhin das Bewußtsein hegen, dem deutschen Volk nicht umsonst gedient zu haben. Aber wie dem auch sei: die Presse-Stelle der Reichsregierung ist und bleibt ein politisches Amt. Dafür kommt nur in Betracht, wer rücksichtslos die Politik der Reichsregierung mitzumachen vermag, unbelastet von wilhelminischen Erinnerungen und ungehemmt durch schielende Interessen brausender Nationalmiserabilität. Dies wird künftig umso erforderlicher sein, als inzwischen fast die gesamte bürgerliche Presse, die bald wieder ganz anders als während des gegenwärtigen bürgerlichen Interims anfangen wird zu speien und zu zischen, von der Schwerindustrie gekauft worden und somit in die Nähe der Deutschen Volkspartei gerückt ist. Die Öffentlichkeit ahnt wohl kaum, daß inzwischen diejenigen Korrespondenzbüros, durch die der weitaus größte Teil aller Provinzzeitungen — man kann von tausenden sprechen — gespeist wird, in die Hände des Großkapitals übergegangen sind. In dem wichtigen Korrespondenzbüro von Dammert spielt das Geld von Ottmar Strauß; in dem Büro von Arens, das dreihundert Plattenzeitungen beliefert, regiert Herr Stinnes; und in dem Büro des Herrn Levin, das gleichfalls etwa dreihundert Plattenzeitungen und beinahe ebenso viele Kopfbblätter mit politischer Nahrung versorgt, diktiert abermals Ottmar Strauß. Um durch solchen kapitalistischen Damm einer sozialistisch geführten Regierung die notwendige Freizügigkeit in die Öffentlichkeit hinein sicherzustellen, braucht die Reichspressestelle Männer, die mit ihrem ganzen Gehirn und mit jedem Winkel ihres Herzens hinter dieser Regierung stehen. Geheimräte, die, um sich auch für die kommende, die neue Zeit am Leben zu erhalten, Preßkulis damit beauftragen, die Schrecken der sozialdemokratischen Herrschaft zu schildern und die höchstselbst auch heute noch von den Sozialdemokraten nur als von „Sozis“ sprechen, gehören in den Abgrund und Erde darauf. Erheblich viel Erde sogar. Freilich gibts auch Berufsbeamte, die unserines Vertrauen verdienen. Da ist, zum Beispiel, der Staatssekretär Albert. Selbst wenn das Marginal, das er Herrn Hermes gewidmet haben soll, nicht echt wäre, und selbst wenn er den zutreffenden Bericht über Amerika, den er vor der Einleitung des U-Boot-Krieges Herrn Bethmann zukommen ließ, nicht geschrieben hätte: er hat sich in jedem Augenblick seiner amtlichen Tätigkeit und ganz besonders beim Kapp-Putsch, wo er den Widerstand der Staatssekretäre eigentlich erst organisierte, als einen treuen Diener der Republik bewährt. Ihn und seinen Helfer, den Geheimrat Arnold Brecht, möchte Niemand, der über ihre Arbeit Bescheid weiß, missen. Umso freudiger den Troß, der ihnen unterstellt und gar vorgesetzt ist. Wenn Presse-Leute, die diesen Troß kennen, ihn ihresgleichen vorziehen, so schwankt man, ob man ein solches Maß von Selbstpreisgabe belachen oder beweinen soll.

---

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von Max Rascher Verlag bei.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.  
 Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.  
 Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Das kleine Welttheater

Politische Systeme, die nicht vom Willen der wirtschaftlich ausschlaggebenden Faktoren getragen werden, haben ausgespielt. Der letzte Beweis dafür aus der Weltgeschichte ist eine Woche alt: Amerika. Der demokratische Pazifismus nur als Ideologie, ohne weltwirtschaftlichen Unterbau ist aussichtslos: das war, in eine von der großen Presse der Länder freilich sorgsam vermiedene Formel gebracht, das Schicksal des nicht sehr glücklichen Herrn Wilson. In einer beliebigen Abwandlung: ohne den Willen des Proletariats, ist, auf die Dauer, keine Regierungsform mehr haltbar. Und was die Monarchien anbelangt — das Proletariat will nicht. Es hat genug, hat sein „niemals wieder“ längst gesprochen. Man braucht es darin nicht mehr zu festigen oder zu ermutigen. Sonst könnte man ihm, zur Auffrischung seines gesunden Ekels, einmal anheimgen, die neusten, allerneusten Hohenzollern-Dokumente eingehend zu studieren. Da ist, zum Beispiel, ein Ausgabenzettel des Chefs der Firma. Er betrifft den kaiserlichen Lebensunterhalt in Holland. Die Ausgaben, mit denen der desertierte Potentat seinen Patrioten-schmerz im Laufe der Zeit wohl besänftigt haben wird, belaufen sich auf die Bagatelle von täglich, täglich, wirklich täglich 25 000 Reichsmark. Fast so viel, wie eine Arbeiterfamilie verbraucht. Nämlich in drei Jahren.

\*

Wahrlich, es geschehen Zeichen und Wunder in dieser Zeit. Die ältesten Perücken fliegen in die Ecke, und die ehrwürdigsten Schlagworte verlieren nicht nur ihre Kraft, sondern werden gradezu in ihr Gegenteil verkehrt. Ein preußischer Kultusminister wechselt in einer kritischen Zeitschrift Offene Briefe mit einem Primaner, darin ganz ernsthaft Schulfragen diskutiert werden. Und in Sizilien trägt ein Priester das Kreuz, ein Frontkämpfer die Trikolore Bauernhorden voran, die auf eigne Faust und mit eignen Knütteln Bodenreform betreiben. Thron und Altar verbündet wider die kapitalistische Bourgeoisie . . . Bis wohin muß der Gesellschaft von heute das Wasser gestiegen sein, wenn sich ihre bisher festesten Stützen daran machen, es mit Wedel und Säbel dem revolutionären Sozialismus abzugraben?

\*

Haben nicht eben die Geheimräte v. Borsig entrüstet gewehklagt, daß die tückische Arbeiterschaft sie durch Streiks und Uebergriffe zur Stilllegung des, ach, so ungern stillgelegten Betriebes gezwungen? Im Arbeitsministerium weiß man, daß die Borsigs, gleichviel aus welchem häuslichen Grund, schon seit geraumer Zeit die vorübergehende Stilllegung anstrebten. Vor etwa drei Wochen beschloß der Ausschuß des vorläufigen Reichswirtschaftsrats eine Verordnung, wonach Stilllegungen einen Monat vorher anzuzeigen sind. Knapp acht Tage, bevor diese Verordnung in Kraft trat, sprachen Borsigs die Stilllegung aus. In jener Ausschußsitzung war der eine der Brüder Borsig erschienen, hatte zunächst heftig gegen die Verordnung protestiert und dann gefragt, ob auch Aussperrungen einen Monat vorher anzumelden seien. Natürlich nicht, war die Antwort gewesen. „Dann, meine Herren, zwingen Sie uns, jedes Mal, wenn wir den

Betrieb schließen wollen, zunächst bei unsrer Arbeiterschaft einen Streik zu provozieren, damit wir aussperren können“, erklärte nun zynisch Herr v. Borsig; und machte vierzehn Tage später, offenbar zu Erziehungszwecken, die Probe aufs Exempel. Wie im Mikrokosmos Borsig, so eines Tages in der größern Welt: man wird das Proletariat provozieren, um es erst dann mit dem weißen Schimmel der Reaktion niederzureiten. Ueber den geeignetsten Augenblick scheint man sich uneinig. Freilich: die leidige Konkurrenz könnte zu unreifer Aktion zwingen. In Bayern ist die Ernte schnittfertig.

\*.

Der preußische Minister des Innern Severing, hoch oben, zuhöchst oben auf dem Aufsichtsturm, der über dem „sich selbst verwaltenden“ Berlin aufgebaut ist, hatte einige Tage nach der Nichtbestätigung Kurt Löwensteins einen garstigen Traum. Eine allerobste Aufsichtsbehörde war eingesetzt worden, vor der jeder Staatsbeamte seine Fähigkeiten und Kenntnisse nachweisen mußte, bevor er in seinem Amt bestätigt wurde. In langer Reihe standen die Prüfungskandidaten zitternd vor dem Richterstuhl. Zuerst kam Löwenstein dran. „Welche Qualitäten haben Sie?“ „Ich habe, wie jeder Mensch mit Schulbildung, am eignen Leibe die Fehler der Schule kennengelernt. Ich weiß, daß die moderne Schule befreit werden muß von der imperialistischen Geschichts- und Welt Darstellung. Ich kenne genau das Schulprogramm aller sozialistischen Parteien. Ich habe mich jahrelang gründlich mit pädagogischen Fragen befaßt und darüber geschrieben . . .“ „Genug, genug! Sie sind wegen mangelhafter Vorbildung abgelehnt. Der Nächste!“ „Ich halte mich zum Reichswehrminister für prädestiniert, da ich als Sohn eines Feldwebels in der Kaserne geboren bin, mit der Zimmerordnung in den Mannschaftsstuben und besonders mit der wichtigsten Frage in den Kasernen, der Reinigung des Ganges und anderer Oertlichkeiten, genau Bescheid weiß . . .“ „Das genügt. Sie sind Reichswehrminister. Und Sie, Herr Giesberts?“ „Ich war zwar nur christlicher Gewerkschaftsführer, aber ich kenne die Einrichtungen der Postverwaltung genau, habe wiederholt Telegramme und Einschreibebriefe aufgegeben, oft telephoniert und Pakete verschickt“ „Es ist gut — Sie sind befähigt. Reichspostminister zu sein. Was ist mit Ihnen, Herr Doktor Hermes?“ „Ich bin weder Landwirt noch Nationalökonom noch Nahrungsmittelchemiker, aber ein frommer Katholik. Mein inbrünstiges Gebet: „Unser täglich Brot gib uns heute“ wird genügen, um die Versorgung Deutschlands sicherzustellen, und mein eifriger Kirchenbesuch macht mich zu einem Sachverständigen in der Oelbeschaffung.“ „Bravo! Deutschland könnte keinen geeigneteren Reichsernährungsminister finden. Und Herr Severing?“ „Ich bin weder Jurist, noch verstehe ich etwas von der Verwaltung, aber . . .“ „Sie sind absolut un . . .“ Da gab es einen Krach, Herr Severing lag stöhnend auf der Erde und — erwachte. Von dem bösen Alb befreit, lächelte er, welch wirres, unmögliches Zeug man doch oft träume. Und er freute sich an der Wirklichkeit der freiesten Republik der Welt, des parlamentarischsten und demokratischsten Staates der Erde, wo gänzlich ausgeschlossen ist, daß der Beschluß einer mit Selbstverwaltung ausgestatteten Gemeinde oder die Ernennung eines Ministers durch eine „Aufsichtsbehörde“ erst noch überprüft wird, oder gar, daß Einer nach seiner Sachkenntnis beurteilt wird.

# Jubiläum des Bolschewismus von Elias Hurwicz

Am siebenten November hat der Bolschewismus sein dreijähriges Jubiläum feiern können. Wer hätte das an dem denkwürdigen Tage der bolschewistischen Staatsumwälzung für möglich gehalten! Die löbliche und wohlbegründete Regel, bei solchem Anlaß auf die Anfänge des Jubilars zurückzuschauen, ist in diesem Falle umso mehr angebracht, als vor kurzem hier in Berlin (nicht etwa in Sowjet-Rußland!) von einem Manne, der im Zentrum der Ereignisse saß und an ihnen hervorragenden Anteil nahm, die erste authentische und wirklich „objektive“ Darstellung jener noch immer viel umstrittenen und so folgenreichen Periode von Mitte März bis Ende Oktober 1917, in die die Entstehung und Erstarkung des russischen Bolschewismus fällt, veröffentlicht worden ist (W. B. Stankewitsch: „Erinnerungen 1914/1919“, russisch im Verlag J. Ladyschnikow zu Berlin. Eine deutsche Ausgabe wird im Verlag Skythen zu Berlin vorbereitet). Ist der Bolschewismus als unabwendbare Notwendigkeit in die Welt gekommen?: das ist die Hauptfrage, die nicht nur eine historische Bedeutung hat, sondern die Zeitgenossen auch heute noch lebhaft beschäftigt. Das Memoirenwerk Stankewitschs, Mitglieds des Exekutivkomitees und Oberkommissars der Nordfront während jener Epoche, gibt mit seinem überreichen, in das russische Milieu höchst anschaulich einführenden Detail auf diese Frage, wie mir scheint, eine unzweideutige Antwort, wenn auch der Verfasser selbst sie, nicht ohne Absicht, unausgesprochen läßt.

Nach der Februar-Revolution stellte das russische Volk eine amorphe Masse dar. Aber die revolutionäre Regierung war ja nicht viel besser. Sie zerfiel in drei Zentralorgane: Deputiertenrat der Arbeiter und Soldaten; dessen Exekutivkomitee; die Provisorische Regierung. Die größte Bedeutung hatte zunächst das Exekutivkomitee. Formell vertrat es nur Petrograd, tatsächlich aber war es die revolutionäre Vertretung ganz Rußlands, das höchste autoritative Organ, auf dessen Stimme als des Führers eines aufgestandenen Volkes man von allen Seiten mit gespanntester Aufmerksamkeit hörte.

Aber es war ein vollständiger Irrtum. Es gab keine Führung und konnte sie auch nicht geben. Das Komitee stellte eine Einrichtung dar, die in aller Eile geschaffen wurde und schon in den Formen seiner Tätigkeit eine Menge außerordentlicher Fehler aufwies. Zu diesen technischen Fehlern, zu der Unfähigkeit oder Unmöglichkeit, eine regelmäßige Arbeit zu organisieren, kam aber noch eine politische Desorganisation hinzu.

Erst Zeretelli brachte einigermaßen Ordnung in die Sache. Er stellte sich von Anfang an auf den „sozialpatriotischen“ Standpunkt, daß die Regierung zu unterstützen sei. Aber nun zeigte sich in der Gesellschaft gegenüber der Regierung eine vollkommene Passivität, die deren Position immer mehr schwächte.

Die wahren Ursachen des Verzichtes auf eine Teilnahme an der Regierung waren diese: vor allem die eingewurzelte Gewohnheit einer verneinenden Stellungnahme gegenüber der Regierungsgewalt, die stets als ein beschmutzendes, die Prinzipienfreiheit vernichtendes Uebel erschien; so wollte man auch jetzt in der Opposition,

womöglich einer verantwortungslosen Opposition bleiben. Die Hauptursache freilich war der Krieg. Unter der Waffe standen über zehn Millionen Menschen. Die Demokratie aber wußte nicht, welche Stellung sie gegenüber der Armee und dem Kriege einnehmen sollte.

Inzwischen beginnt im Volke und namentlich in der Armee die „bolschewistische“ Stimmung durch Erklärungen, Straßenauftritte und erste Fälle von Insubordination sich kundzutun. Endlich gibt auch das Exekutivkomitee der pazifistischen Stimmung nach und erläßt am vierzehnten März ein Manifest „an die Völker der ganzen Welt“, das in dem Schlußaufruf gipfelt: „Arbeitende aller Länder! Indem wir euch über die Berge von Bruderleichen, über die Ströme von unschuldig vergossenem Blut und von Tränen, über dampfende Stadt- und Dorfruinen hinweg eine brüderliche Hand ausstrecken, rufen wir euch zur Wiederherstellung der internationalen Einigkeit auf.“ Die Antwort?

Im Komitee erschienen die aufgeregten Gesichter der französischen Sozialisten, zuerst Cachins, dann Thomas, darauf des Engländers Henderson und der englischen Sozialisten. Mit großer Geschicklichkeit zwischen unsrer Prinzipientreue und unsrer politischen Unerfahrenheit hindurchlavierend, erinnerten sie die russische Demokratie daran, daß an der Front der Krieg sei, und daß das Sichhinreißenlassen von schönen Losungen alle Eroberungen der russischen Revolution zum Untergang führen könne, daß die Freiheit in Gefahr sei, und daß man noch nicht an Frieden, sondern an den Krieg denken müsse.

Die Schlußfolgerungen dieser Ausländer hatten einen ungeheuern Einfluß auf die Ideenentwicklung der russischen Demokratie. Daran konnte auch Lenins Ankunft nichts ändern.

Erstens machte schon die Ankunft selbst in einem plombierten deutschen Wagen einen niederdrückenden Eindruck. Aber auch das erste Auftreten von Lenin mit seinem Programm zeigte, daß sein Weg der Weg eines offensbaren Wahnsinns selbst vom Standpunkt der ziemlich entflammten Phantasie der damaligen leitenden Kreise der Demokratie war. „Ein Mensch, der solche Dummheiten redet, ist ungefährlich. Gut, daß er gekommen ist; jetzt sieht man ihn ganz . . . jetzt wird er sich selbst widerlegen.“ So sprachen die Komiteeleiter nach Lenins erster Rede. Auch Lenins Gestalt machte einen unangenehmen Eindruck im Gegensatz zu den schönen Erscheinungen Zeretellis, Plechanows und Awxentjews. Einen ganz andern Eindruck machte Trotzki, der durch seine flammende Rede und sein unbezähmbares Temperament den ganzen Deputiertenrat mit fortriß. Die Masse hat sofort ihren Führer herausgeföhlt. Aber Trotzki erschien ja erst später.

Von nun an wird der Zwiespalt zwischen der Regierung einerseits und der Bolschewiki ganz offenbar. Diese nehmen die Führung der Bewegung offen in die Hand. Die Regierung aber entschließt sich, nachdem sie in jenem Manifest zuerst dem Pazifismus ein Zugeständnis gemacht hat, unter dem Einfluß der Sozialisten der alliierten Länder wieder zum Krieg. Es wird ein neuer Aufruf an die Armee erlassen, des Inhalts, daß diese bereit sein muß, auf den ersten Ruf der militärischen Führer die Krigsoperationen wiederaufzunehmen und dem Feinde und der ganzen Welt die Kraft der russischen Waffen erneut zu Gemüte zu führen. Allerdings: gleichzeitig mit diesem Aufruf wird wieder ein Aufruf friedlichen Inhalts „an die Sozialisten aller Länder“ veröffent-



licht. Immerhin: der Offensivgedanke siegt schließlich, und die berühmte sogenannte Kerenski-Offensive (vom Juli 1917) wird vorbereitet.

Was sich dann aber abspielt, ist ein in der Geschichte wohl einzig dastehender Zerfall einer Riesenarmee: versteckte und offene Soldatenmeutereien; Massentötung von Offizieren; Ueberredung noch (mit Fragezeichen) „treuer“ Armeeteile zur Teilnahme an den Kriegsoperationen durch Vertreter der provisorischen Regierung. Die Schilderung des Zerfalls dieses militärischen Riesenapparats, den Stankewitsch als Oberkommissar der Nordfront erlebt hat, gehört zu den glanzvollsten Partien des Buches, ebenso wie die vorangehende Beschreibung der Tätigkeit und der Schwankungen der revolutionären Regierung. Die von den Bolschewiki immer ungenierter betriebene Frontzerlegung wurde aber auch durch die Ratlosigkeit in Petrograd selbst ergänzt. Abermals erfolgte eine Aenderung der Losung. Die politische Tagesformel hieß nun nicht mehr: Krieg gegen den Feind!, sondern: Durch den Krieg an der Front zum Frieden im Lande und in der Armee! Aber diese künstliche, innerlich widerspruchsvolle Losung versagte erst recht. Die Wühlarbeit der Bolschewiki war zu tief gegangen. Es kam der Friede von Brest.

Und nun sucht Stankewitsch sich den Sinn und Zusammenhang aller Geschehnisse klar zu machen.

Eine Staatsgewalt, die dieses Namens würdig sein wollte, mußte mit eiserner Hand die Auftrührer behandeln, auch bei Gefahr manches unschuldigen Opfers, um die Massen durch Strenge zur Besinnung zu bringen, um nicht zu einer Vogelscheuche zu werden, auf die sich niederzulassen die Vögel schon keine Angst mehr hatten. Das wäre vielleicht eine Gewalttat, aber eine, durch die eine starke Regierung entsteht. Kerenski scheute vor dieser Gewalttat zurück. Ist er im Recht oder nicht?

Wir wissen nach Stankewitschs Darstellung, was wir auf diese Frage zu antworten haben. Wir geben ihm zu, daß die Frage noch komplizierter ist. Denn Mitglieder einer und derselben Partei redeten aneinander vorbei, weil die Meinungsspaltung überall, vielleicht sogar in der Seele eines jeden Menschen war.

Aber darin eben liegt die Schuld Kerenskis. Er und seine Regierung pendelten die ganze Zeit zwischen Krieg und Frieden, zwischen Armeekommando und Armeeeüberredung und fanden nicht die Kraft, diesen Schwankungen ein Ende zu machen, eine eindeutige Losung zu finden, dann aber ihr auch mit aller Kraft Geltung zu verschaffen.

Höchst bezeichnend ist der Schluß des Buches:

Mir scheint jetzt, wie furchtbar und widerwärtig auch das russische Kriegsende ist: es ist immer noch besser als der von den Alliierten geschlossene Friede. Zehn Millionen Menschen, die ihre Bajonette in die Erde gepflanzt und einem bis an die Zähne bewaffneten Gegner den Rücken zugekehrt haben: das ist moderner als amerikanische Tanks. Und indem ich an die Scharen unsrer betrunkenen Deserteure zurückdenke, glaube ich dennoch, daß sie unbewußt einen historisch richtigen Weg gingen, denn sie wollten wirklich den Krieg beenden. Wenn ihnen das bisher nicht gelungen ist, so nur deshalb, weil wir, die Intelligenz, nicht im Stande sind, ihnen zu helfen.

## Londoner Erlebnisse von Otto Lehmann-Rußbüldt

In den Oktobertagen gewährte mir die Einladung des 'Fifth the Famine Council' die Möglichkeit, englischen Boden zu betreten. An einem sonnenglänzenden Nachmittag, umrauscht von melodisch schäumenden Meereswogen und umflattert von den ruhelosen Möven, erblickten wir die Felsenküste Südinglands, die seit den Tagen Wilhelms des Eroberers vor neun Jahrhunderten kein Eindringling mehr betreten durfte. So also sah das Land aus, das seit Jahrhunderten jeden Krieg improvisiert und jeden Krieg gewonnen hatte: gegen Spanien, gegen Holland, gegen das Frankreich der Ludwige, gegen das Frankreich der Revolution und des großen Napoleon und nun zuletzt auch gegen das moderne Spartanertum des preußischen Militarismus. Graf Reventlow, dieser größte Seeheld des zwanzigsten Jahrhunderts — auf dem Papier, hatte nach seiner politischen Logarithmentafel ausgerechnet, daß die Festlandmacht Deutschland die Seemacht England besiegen müsse, wie Rom Karthago besiegt hat. Die Rechnung war richtig, aber das Vorzeichen war falsch: denn nicht weil Rom eine Festlandmacht und Karthago ein Kolonialstaat war, siegte Rom, sondern weil Rom ein Volksstaat und Karthago ein Obrigkeitsstaat war. Karthago gewann die Schlachten und verlor die Kriege, weil das seeunkundige Rom verstand, durch die Erfindung der Enterbrücken die seefahrenden Karthager auf ihrem eignen Gebiete zu schlagen — so, wie das verächtlich gehöhlte England Preußen durch Verwendung der Tanks auf seinem eignen Gebiet der militärischen Organisation geschlagen hat.

Englands Vergangenheit — die Vergangenheit aller imperialistischen Staaten! Sklavenhandel, Niederschmetterung indischer Aufstände, Opiumkrieg — man denke: einen Krieg entfesseln, um vierhundert Millionen Menschen ein Gift aufzuzwingen — Burenkrieg, der seine Schatten noch in unsre Tage hineinwirft.

Es gibt aber noch eine andre Welt als die Welt der Enterbrücken, der Tanks, der vor die Kanonen gebundenen, weggeblasenen Indier und der Konzentrationslager von Burenfrauen und Kindern. Da leuchten wie die Sterne in unbeschreiblich reinem Glanz die Namen: Shakespeare, Newton, Byron, Darwin. Geht vielleicht von dieser Welt eine magische Gewalt aus, die auch die englische Politik ohne Zwang von außen zu einer Art Selbstreinigung führt, gleich der Selbstreinigung der lebenspendenden Ströme der Erde? Denn gegen den Sklavenhandel erhoben sich ethische Persönlichkeiten, die in der Ehrenhalle des Landes: in Londons Westminster Abbey aufgebahrt sind, so Sir Thomas Fowell Buxton, dessen Nachkommen auch zu den Einberufern dieses Hungerkongresses gehören. Die Buren machte sich England in einem halben Menschenalter zu guten Freunden. Aegypten gibt es die Unabhängigkeit. Ein noch jugendfrischer Universitätslehrer: Keynes schreibt ein Buch, das eine Tat ist, indem es den neuen Karthago-Frieden des Versailler Vertrages so unter den Scheinwerfer der Wissenschaft stellt, daß es nur an der verhängnisvollen deutschen Einsichtslosigkeit liegen wird, wenn nicht gelingt, diesen Frieden auf

einem unblutigen Wege zu verändern. Aber die Deutschen haben 1917 nicht verstanden, das Friedensangebot Wilsons und die russische Revolution zu benutzen, und sie werden jedes neue Geschenk vom Himmel in sein Gegenstück zu verwandeln verstehen. Wir leben im Zeitalter technischer Wunder: Flugkunst, drahtlose Telephonie. Aber größere Wunder des kulturellen Lebens bereiteten sich vor in der Durchsetzung des Beschlusses der englischen Arbeiterschaft, den Offensiv-Krieg Polens nicht zu unterstützen, und in der Art, wie jetzt der Kohlenarbeiterstreik erledigt wird. Gewiß: auch in England steht Bourgeoisie gegen Arbeiterschaft, und in Geldsachen hört dort die Gemütlichkeit genau wie anderswo auf. Und doch: beide Seiten haben den politischen Instinkt, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben, denn jeder mögliche Gewinn auf den Wegen roher Gewalt wird kleiner sein als der gleichzeitige sichere Verlust.

So sah ich das neue Rom: London. Aus Gesamteindruck und Einzeleindrücken ziehe ich vorweg ein Resultat: Ich habe die Bolschewisten, und was man darunter zusammenfaßt, immer von der besten Seite genommen, sie für aufopferungsvolle, draufgängerische Fanatiker gehalten. Wenn sie von der Weltrevolution nach dem durch die Felddienstordnung der moskauer Gewaltigen befohlenen Verlauf schwärmten, so wußte ich nicht, ob man darauf eine politische Wette für oder gegen riskieren sollte. Jetzt habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Moskauer mit solchen Prophezeiungen, soweit sie die englische Welt angehen, einfach peinlich komisch wirken. Einfach peinlich komisch ist die Vorstellung, daß in der englischen Welt die unausbleibliche Auseinandersetzung zwischen Proletariat und Bourgeoisie in Formen wie in Rußland vor sich gehen wird. Bolschewismus in dem gefühlsmäßigen Sinne kann immer nur ein Produkt äußerster Verelendung der Massen und äußerster politischer Zerklüftung und Ausweglosigkeit sein. So etwas wäre auch in England möglich nach einem vernichtend verlorenen Krieg. Selbstverständlich besteht irgendeine theoretische Möglichkeit, daß England in solchen Krieg gerät. Aber es bestand ja auch irgendeine theoretische Möglichkeit, daß Deutschland aus dem Abenteuer des Weltkrieges mit einem blauen Auge davon kam, das allerdings von 1915 an immer blauer werden mußte. Während jedoch diese spinnwebdünne Möglichkeit von der rückwärts gerichteten Genialität der politischen Instinkte des deutschen Volkes mit unfehlbar wirkender Treffsicherheit versäumt wurde, wird England mit seinem diametral entgegengesetzten politischen Instinkten — gleichgültig ob in Bourgeoisie oder Arbeiterschaft — immer wieder zur rechten Zeit einzulenken verstehen. Vielleicht, daß dadurch der ganze Planet Erde zuletzt zu einer englischen Kolonie wird; aber auch dann wird das englische Imperium nicht dem Schicksal entgehen, das Bernard Shaw 1915 in seiner Schrift „Der letzte Sprung des alten Löwen“ vorausgesagt hat: es wird besiegt werden vom weltumspinnenden Sozialismus. Die politische Weltachse liegt jetzt in der englischen Arbeiterschaft, und ich habe die Zuversicht, daß eine Zeit kommt, wo sich das politische Leben des

Erdballs um diese Achse so geräuschlos drehen wird, wie sich die Erde um die Sonne dreht, was wir ja auch nicht unmittelbar, sondern nur am Wechsel von Tag und Nacht wahrnehmen. Diese politische Achse muß natürlich einen Körper haben. Den erblickte ich auf der Rückreise in Amsterdam: in dem Internationalen Gewerkschaftsbund mit seinen 28 Millionen organisierter Arbeiter. Ich hoffe, daß von dieser Großmacht, die alle imperialistischen Mächte der Erde durchzieht, einmal eine nicht mit „Eisenklauen packende Diktatur des Proletariats“ ausgeht, wie die Moskauer in ihrem Caesarenwahnsinn fabeln, sondern eine Souveränität des Proletariats, die jeden Werktätigen zu seinem eignen König und zu seinem eignen Staatsbürger macht.

Doch zurück zu dem Zweck der Reise, dem Besuch der Konferenz „für die oekonomische Wiederherstellung Europas“. In Deutschland fragt Jeder: Na, was ist denn nun herausgekommen bei der Konferenz? Das Vergnügen wäre auf beiden Seiten, wenn man das Resultat stillschweigend in langen Zahlenreihen der gesicherten Einfuhr angenehmer Dinge wie Weizenmehl, Büchsenmilch, Fleischkonserven, Kleiderstoffe und Leinwand vorlegen könnte. Wie aber die Vertreter unsrer besonders pazifistischen Richtung H. v. Gerlach und Hugo Simon in ihrem Bericht über den Kongreß, auf dem sie zu Worte kamen, immer wieder betonen, kann das Resultat solcher Kongresse, die keine gesetzgebenden Körperschaften darstellen, nicht in solchen wägbaren Dingen bestehen. Die unwägbaren Dinge, die Imponderabilien sind die eigentlich motorischen Kräfte der Welt. Wenn diese in der physikalischen Welt Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus, mechanische Kräfte heißen, so heißen sie in der kulturellen Welt: menschliche Leidenschaften und Veranlagungen. Wir haben ja genug von diesen geistigen Imponderabilien zu kosten bekommen, soweit sie sich als Haß, Niedertracht, Brutalität und Dummheit äußern. Aber ich habe auf dem Kongreß auch von einer gegenteiligen kulturellen unwägbaren Kraft etwas verspürt, die heute so kostbar ist wie Radium, nämlich von wirklicher Herzensgüte und Menschenliebe. Was dort in den drei vollen Kongreßtagen von Engländern sich äußerte: konservative oder radikal-liberale Quäker und Quäkerinnen, anglikanische Bischöfe, nüchterne Nationaloekonomen, leidenschaftliche Politiker der unabhängigen Arbeiterpartei, Gildensozialisten — Ein Rhythmus beseelte aller Drang zu helfen. Nicht empfindsam und sentimental, nicht im Stil gehobener Wohltätigkeitsmaßnahmen, sondern ruhig, gemessen, praktisch, mit nationaloekonomischen Ueberlegungen, die das Hab und Gut der Erde als ein Ganzes behandelt sehen möchten, um der wunden Stelle zu helfen, die sich von Nordfrankreich bis zum Baikalsee ausdehnt. Der Schimmer dieser seltenen motorischen Kraft der Menschenliebe, der Herzensgüte, der wob um alle diese Menschen. Bei solchen Kongressen kann nichts Greifbares herauskommen: aber sie schaffen Atmosphäre. Wenn auch die Marxisten naserümpfend darauf herabsehen, weil sich solche geistige Atmosphäre nicht in eine Statistik bringen läßt, so bleibe ich doch dabei, daß auch in der kulturellen und sozialen Welt die Imponderabilien die eigentlich bewegenden

Kräfte sind. Der Weltkrieg, diese Krisis des blinden Eigennutzes Aller gegen Alle, des Mißtrauens Aller gegen Alle, er wird seine innere Auflösung erst erfahren, wenn das Mißtrauen durch ruhige Prüfung, die Erbsünde der Unbelehrbarkeit durch Selbständigkeit des Denkens, und wenn vor allem der Trieb stumpsinnigen Eigennutzes, der die Heiterkeit und Freiheit des Gemütes verödet, weggeweht ist vom Föhnwind jener Herzensgüte, die wie eine heftige Leidenschaft erlebt werden muß; wie ein hinwegwirbelnder Rausch an der Freude und am Glück des Andern. Das ist etwas so Merkwürdiges in unsrer Zeit, daß es seltsam und schamhaft anmutet, davon zu sprechen. Die Tägliche Rundschau erklärt so etwas als Zeichen femininer Kultur; und die Rote Fahne wird darin eine konterrevolutionäre Stimmungsmache entdecken. Sehr schmeichelhaft! Denn erst mit dieser Revolution „des“ Menschen kann die Revolution der Menschheit beginnen. Wenn man eine Methode der Propaganda entdeckte, wie nach modernen Experimentiermethoden die Ergebnisse der Laboratorien schnell auf Massenfabrikation angewendet werden, so könnte man mit dem Geist dieses schmucklosen Kongresses „für die oekonomische Wiederherstellung“ Europas in märchenhaft kurzer Zeit ein Wunder vollbringen. Man könnte Europa so schnell von den Folgen des Krieges heilen, wie es in diesen vier Jahren herabsank. Das wäre ein neues Wunder neben den technischen Wundern unsrer Zeit, und da die erdrückende Fülle dieser technischen Wunder zu Wege gebracht hat, daß das frühere instinktive Mißtrauen gegen alle Neuerungen gewichen ist, weil man sich eben über nichts mehr wundert, was auf dem Gebiet des Technischen geschieht, so möchte ich mit der Hoffnung schließen, daß von diesem Vertrauen zu technischen Wundern auch etwas abfärbt auf meine Zuversicht für dieses neue Wunder der Freiwerdung einer neuen politisch bewegenden Kraft: der Herzensgüte aller Menschen, von der ich in London nicht bloß einen oder einzelne Menschen, sondern einen ganzen Menschenkreis erfüllt gesehen habe.

---

## Reaktion und Universität von Georg Fr. Nicolai

Da es als Binsenwahrheit gilt — und nebenbei auch offensichtlich richtig ist — daß Wissenschaft die einzige solide Basis des menschlichen Fortschritts ist, so mag man schon erstaunt sein, zur Zeit ihre Vertreter als eine fast lückenlos geschlossene Phalanx auf der Seite der Reaktion zu finden.

In der Tat: noch niemals, seit es auf Erden eine Wissenschaft gibt, hat man die „Pioniere der Menschheit“ so selten wie heute an der Spitze des Zuges gesehen; noch niemals haben „Vorkämpfer des Geistes“ so inbrünstig die gepanzerte Faust geküßt; noch niemals haben „Jünger der Wahrheit“ die Politik der angestaunten Herrenmenschen — an der sie aktiv sich zu beteiligen außerstande waren — so skrupellos mit allen Mitteln der Lüge unterstützt.

Das berühmte Manifest der Dreiundneunzig und den geistigen Bund zur Abwehr des Bolschewismus brauchte man nicht

ernst zu nehmen; wenn das Kapitol oder das Kapital bedroht ist, schnattern erschrockene Gänse. Kriegshypnose erklärt die fünfjährige Ungeistigkeit unsrer Geistigen, die bewußt ein beglückendes Gefühl (ihren angeblichen Patriotismus) über ihre geschworene Pflicht (die objektive Wahrheitsfindung und -verkündung) stellen. Der Trommelschlag verscheucht die Musen, und ihr Führer, der sonnenklare Wahrheitsgott Apoll, liebt weder Kälber noch die Musik auf ihren Fellen. Die gefesselte Wahrheit mußte schweigen; professorale Beredsamkeit aber läßt sich nicht dauernd zurückdämmen und anstatt der verbotenen Wahrheit redete sie — Wahrheitssurrogate!

Endlich traten infolge der November-Ereignisse Zustände ein, unter denen es wenigstens vorübergehend nicht mehr direkt lebensgefährlich schien, die Wahrheit zu sagen. Als sie aber trotzdem immer noch nicht gesagt wurde und beispielsweise über die Sektion der Leiche Karl Liebknechts ein Gutachten veröffentlicht wurde, das sich von einem Kriegsgutachten über Säuglingssterblichkeit nicht im mindesten unterschied: da wurde allmählich klar, daß diese im Kriege beobachteten Eigenschaften wesentliche Merkmale des Wissenschaftlers sind, die — in nuce immer vorhanden — durch den besondern Anlaß nur manifest geworden waren.

Die Wissenschaft mag fortschrittlich sein: der Wissenschaftler ist es offenbar nicht. Er schafft Bedingungen, auf denen fußend tatkräftige Menschen mit gesunden und praktischen Instinkten fortschreiten; aber das Vorschreiten selbst ist nicht seine Sache. Denn da er sich der Grenze seines Wissens bewußt ist als der Laie, der einzelne gefühlsmäßig betonte Lehrsätze nur zu leicht unverantwortlich verallgemeinert, so wird er sich nur schwer dazu entschließen, wissenschaftliche Prinzipien in die niemals ganz reinliche Tat umzusetzen. Seinem geschulten Verstand ist jener Fanatismus der Gläubigen fremd, der die Lücken des Wissens mit selbstsicherer Hoffnung ausfüllt. Grade der wahre und reine Wissenschaftler hat bei jeder praktischen Handlung schwere Hemmungen zu überwinden, weil nach den erbarmungslosen Gesetzen der Logik alles, was sich auf die Zukunft bezieht, letzten Endes ja doch nur Hypothese ist. Zwar in einfacheren Verhältnissen — beispielsweise in der Astronomie — wird die Wahrscheinlichkeit fast zur Gewißheit; und wenn es sich logisch auch nicht beweisen läßt, daß morgen die Sonne aufgehen wird, so kann man doch praktisch unbedenklich damit rechnen. Aber vielfach und besonders dort, wo menschlicher Wille hereinspielt, sind der unberechenbaren Möglichkeiten so viele, daß grade der Wissende den Sprung aus dem Grau der Theorie in das Schwarz der Zukunft kaum wagen wird.

Der Wissende weiß, daß alle Dinge zwei Seiten haben, daß auch die schönste und scheinbar sicherste Hoffnung in der Wirklichkeit häßlich und trügerisch sein kann. Er steht darum allen Neuerungen skeptisch gegenüber und ist seinem Wesen nach konservativ. Außerdem kennt er erfahrungsgemäß keine Ueberzeugungstreue. Mancherlei Leute sind für ihre Ueberzeugung mit ihrer ganzen Persönlichkeit, ja unter Umständen mit ihrem Leben eingetreten: Bauern und Könige, Arme und Reiche, Kluge

und Dümme sind darunter — aber kein eigentlicher Fachgelehrter, nur Gläubige und Begeisterte, Philosophen und religiöse Wesen! Der Träumer und Philosoph Sokrates trank mit Bewußtsein den Giftbecher; aber der Forscher und Physiker Archimedes wurde ohne seinen Willen — zufällig — getötet. Es gibt Männer, die in der Wissenschaft eine Rolle spielen und doch für ihre Ueberzeugung gestorben sind, wie der Italiener Giordano Bruno oder der Spanier Michael Serveto: aber sie sind aus dem Kloster hervorgegangen, also aus einer Schule, die nicht reines Wissen, sondern persönlichste Ueberzeugungstreue lehrt. Wissenschaftler handeln anders. Galilei hat eine neue Weltanschauung begründet: aber lächelnd schwor er sie ab. Darwins Lehre hat wohl von allen modernen Theorien dem Kirchenglauben den ärgsten Stoß versetzt: aber er selbst blieb innerhalb der von ihm tödlich getroffenen Kirche. Nein: die Wissenschaft (grade in ihrer höchsten und reinsten Form) gibt der Menschheit nur das Rüstzeug zum Kampf und zum Fortschritt, unbekümmert darum, wozu sie es nutzt. Mit Nobels Dynamit kämpft, tief unter der Erde, der Bergmann um neue Energiequellen und schafft neues Leben; aber mit demselben Pulver werden Bomben und Torpedos gefüllt zur Vernichtung von Leben und Kultur! Dieselbe Philosophie, mit der ihr Begründer Hegel den preussischen Militarismus stützte, wurde von seinem Schüler Marx zu dem gewaltigsten Kampfmittel für den sozialistischen Umsturz verarbeitet.

Aber Marx galt den Zünftigen nie als Kollege, und sie hatten in gewissem Sinne recht. Denn wer sich mit der Zukunft beschäftigt, kann irren, und nur wer in der Gegenwart verharret, irrt vielleicht niemals und bleibt exakt. Das aber will die Wissenschaft, und so erzieht sie zur konservativen Weltanschauung in einer nicht uninteressanten Kombination mit schwankendem Opportunismus: wenn der „Traum der Laien“ erst Wirklichkeit ward, dann ist er ja damit zu einem verteidigungswürdigen Gegenstand der Wissenschaft geworden!

Friedrich der Große wußte schon Bescheid, als er meinte, Professoren verteidigten alles, was man ihnen zu verteidigen befehle: sie verteidigen in katholischen Ländern den Papst und in evangelischen den Luther; sie verteidigen in Monarchien den König und in Republiken die Demokratie; sie verteidigen das Brot, wie es gebacken wird, und wenn man dem Volk Stroh statt Korn gibt, so ist „Strohmehl“ das leuchtende Schiboleth moderner Wissenschaft — und ist dabei doch nur ihr allzu trauriges Symbol. An Sonntagen gibt es nur eine Wissenschaft, aber an Werktagen gibt es mehrere. Hätte die November-Regierung größere Macht gehabt, so hätte man auch in den Akademien ihr Recht erwiesen. Keine der sonst so redegewandten Stimmen hob sich für die eben gestürzte Monarchie, solange die Kräfte unsrer jungen deutschen Republik gefährlich schienen, und die bin in die Knochen königstreuen Hochschullehrer fanden ihre angestammte Loyalität erst wieder, als sie merkten, daß sie sich ungestraft damit umgürten konnten.

Die Wissenschaft brauchte sich daher im Jahre 1914 nicht erst, wie Viele meinen, zu wandeln. Mit Ausnahme der seltenen

führenden Geister war sie immer so, wie sie heute ist. Wenn uns heute ihr Gebaren mehr erschreckt als sonst, so liegt das nur daran, daß unsre bildungsfrohe Zeit die berechnete Achtung vor der Wissenschaft unwillkürlich auf deren sämtliche Vertreter überträgt und nun fassungslos dem Faktum gegenübersteht, wie wenig diese dem Idealbild entsprochen haben. Besonders ist solcher Schreck bei uns verständlich: mit Stolz kann grade der Deutsche von seinem Vaterlande sagen, daß es hier ehemals anders war — und besser. Aber zwischen der Zeit, da unter Humboldts weltverstehender Leitung die berliner Universität sich gründete, und der Zeit, da sie unter Wilhelms des Zweiten engnationalistischer Herrschaft ihre Jahrhundertfeier beging, liegt eine Ewigkeit.

Dieser Abstand wird allerdings kleiner, wenn man bedenkt, daß Humboldt und Fichte auch damals keine Dutzendprofessoren waren, daß wir heute die tonangebende Masse jener Zeit nicht mehr kennen, und daß nach abermals hundert Jahren all das, was sich heute so wichtig macht, versunken und vergessen sein wird. Unter denen, die durch die Zeiten leuchten, wird höchstens ein zweiter Kant sein, der zwar auch nicht immer alles gesagt, was er zu sagen hatte, aber doch wenigstens auch nie öffentlich gelogen hat.

Aber immerhin: wer die ruhmvolle Vergangenheit von Deutschlands hohen Schulen wirklich kennt und damit den „Geist“ an den deutschen Universitäten von heute vergleicht, muß erschrecken, zum mindesten erstaunen über das lärmende Bekenntnis zu konservativer Weltanschauung in allen Fragen des Lebens, von den Trinksitten und dem Paukkomment bis zu den höchsten sozialen und politischen Forderungen! Auch der treueste Freund deutschen Wesens muß resigniert schweigen, wenn er die brutale Intoleranz sieht, mit der die *cives academici* die anders denkenden Minoritäten niederschreien; oder auch wohl niederschlagen. Man kann je nach der Universität diese reaktionäre Mehrheit unter den Studenten auf neunzig bis fünf- undneunzig, unter den Professoren auf fünfundneunzig bis hundert Prozent schätzen, darf dabei jedoch nicht vergessen, daß nur ein verschwindender Bruchteil, vielleicht Einer unter Zehnen, überhaupt politisch interessiert ist. Der Rest treibt einfach aus Bequemlichkeit in dem jetzt so breiten Fahrwasser der Reaktion, leistet zwar royalistischen, imperialistischen und chauvinistischen Machinationen keinen Widerstand, steht instinktiv dem neuen Deutschland — eben, weil es neu ist — feindlich gegenüber, wird sich aber mit ihm versöhnen, wenn es erst alt geworden. Der Durchschnitts-Student und -Professor ist eben kein aktives „zoon politikon“, kein Wesen mit sozialer Verpflichtung, sondern nur ein passives, leicht hypnotisierbares „Staatsvieh“ und beschränkt sich darauf, zu jener kompakten Majorität zu gehören, die Ibsen so lebenswahr geschildert und Le Bon so gewissenhaft analysiert hat.

Man braucht also die Gefahr der reaktionären Professoren und ihrer studentischen Gefolgschaft in ihrer Wirkung auf die Allgemeinheit nicht zu überschätzen. Nur im Interesse der Universität selbst muß man aufs tiefste bedauern, daß der wissen-



schaftsfeindliche Geist überwuchert. Wo sind die Zeiten hin, da unsre Universitäten noch die stärksten Stützen alles geistigen und politischen Fortschritts waren, da man in ihnen noch mit Recht den Quell der Wiedergeburt Preußens und Deutschlands sehen konnte? Dieselben Korporationen, die seinerzeit auf den Antrag des Turnvaters Jahn die schwarz-rot-goldenen Farben als erste angenommen und für dieses Symbol des großen — nicht preußischen und nicht oesterreichischen — Deutschland mutig und tapfer gelitten haben, sind heute die ersten, die ihre eignen Farben und eignen Ideale verspotten und ihre Fahne als „Judenfahne“ in den Kot ziehen. Zwar vom Pöbel ist man gewohnt, daß er am Abend „Hosiana“ ruft und am Morgen sein „Kreuzige“! Aber darum brauchten doch die offiziellen Vertreter deutscher Bildung ihren einst auf dem Wartburgfest jubelnd verkündeten Traum von der deutschen Herrlichkeit nicht zu vergessen und das alte welterlösende Ideal deutscher Humanität nicht in Blut und Lüge zu ersticken.

Diese schnelle Wandlung wird jedoch bei nüchterner Betrachtung verständlich. Vor hundert Jahren gehörten Studenten und Professoren noch zur aufsteigenden Volksklasse: als Söhne des bürgerlichen und zum Teil bäuerlichen Mittelstandes mußten sie sich die gesellschaftliche Anerkennung und wirtschaftliche Gleichberechtigung erst kämpfend erringen. Adel, Offiziere und Beamte spielten noch die führende Rolle im Staat, und die Wissenschaftler schickten sich grade erst an, ihren Platz am Tische des Lebens einzunehmen; sie erwarteten noch etwas von der Zukunft und begeisterten sich deshalb für den Fortschritt. Aber heute sitzen sie auf leidlich bequemen Stühlen, und wenn der Tisch auch nicht Allen gar zu reichlich gedeckt ist, so hatten es doch die Intellektuellen — und zwar grade die an der Universität amtlich diplomierten — recht gut im alten Deutschen Reich und konnten zum mindesten hoffen, bei einiger Geschicklichkeit an erste Stellen zu gelangen: in der wunderbar aufgeblühten Technik und Industrie gab es für sie Gold und Aufsichtsratsstellen, die Kohlenbarone bauten ihnen Forschungsinstitute, und ein kleiner deutscher Ordinarius konnte sich nicht ganz mit Unrecht ein großer König dünken — jedenfalls hatte er die beneidenswerteste Professorenstellung der Welt. Sie waren satt und wußten, daß die drohende Umwälzung ihre Lebenslage nicht verbessern konnte: der deutsche Professor würde manches von seiner souveränen Macht einbüßen und der deutsche Student die Konkurrenz der neu aufsteigenden Bevölkerungsschicht zu kosten bekommen. Warum also hätten diese glücklich Arrivierten eine Aenderung ersehnen sollen? Warum hätten sie nicht das Lied Dessen pfeifen sollen, des Brot sie aßen?

An sich genügte diese einfache Betrachtungsweise, um zu begreifen, warum jene seltenen Idealisten, die für das Gute um des Guten willen kämpfen, an den Akademien noch seltener sind als sonst in der Welt, und warum sie dort vor allem seltener sind als vor hundert Jahren: die Universitäten vom Jahre 1820 (als Studenten sich für die Freiheit begeisterten und gegen das reaktionäre Soldatenregiment protestierten) und die vom Jahre 1920 (als die Studenten sich umgekehrt für das Soldatenregiment

begeisterten und gegen die Freiheit protestierten) sind darum anders, weil ihr Milieu ein andres ist.

Die geänderten Klasseninteressen erklären viel, aber nicht alles. Jedenfalls sind sich, wenigstens zum Teil, die Akademiker ebensowenig wie andre Menschen dessen bewußt, daß sie nur für ihren verschieden aufgehängten Brotkorb kämpfen, wenn sie sich für Freiheit oder Reaktion begeistern. Der bessere Teil unter ihnen glaubt heute wie damals an Ideale. Aber infolge der Wandlung der äußern Bedingungen haben sich die Universitäten auch ihrem innern Wesen nach gewandelt, und die Professoren und Studenten sind heute völlig andre Menschen: vor hundert Jahren waren die Universitäten der klarste Ausdruck des geistig ringenden Deutschlands — beim Ausbruch des Weltkrieges waren sie ein Organ der an der Macht befindlichen Regierung. Mit großem Geschick und Erfolg hat der monarchische Staat die einstmals ihm fast gleichgeordnete akademische Republik in den Kreis seiner Interessen gezogen und dadurch sich subordiniert. Die alma mater wollte nicht mehr die freie Herrscherin im Gebiete des geistigen Kampfes sein, sondern fühlte sich — das Wort stammt von einem der freiwilligen Praetorianer selbst — nur noch als „geistige Leibgarde der Hohenzollern“! Diese Selbsteinschätzung ist bis zu einem gewissen Grade richtig; denn der Geist des Reserve-Offiziers war in den Universitäten so lebendig, daß beispielsweise Professoren abgelehnt wurden, weil sie in der Satisfaktionsfrage nicht auf dem Standpunkt der militärischen Ehrengerichte standen.

Zwei Bedingungen waren für die höhere Beamtenlaufbahn unerläßlich: das Portepée des Reserve-Offiziers und der Dokortut. Diese unnatürliche Verkuppelung hatte Folgen, und der klägliche Bastard randaliert heute in den Hörsälen und auf den Kathedern. Dazu kam, daß die Mitglieder der fürstlichen und königlichen Häuser auf die Universitäten gingen, in die Corps eintraten und nicht nur für die Corps vorbildlich wurden. Trotzdem hätte sich der hierdurch bedingte depravierende Einfluß nicht so leicht durchsetzen können, wenn sich im Laufe der Zeit die Universitäten nicht mehr und mehr zu Fachschulen gewandelt hätten, die dem Staat die notwendigen Beamten, unsrer aufstrebenden Industrie die notwendigen Techniker gaben — und wenn die ehemals ideellen, geistigen und moralischen Studentenverbindungen nicht zu beruflichen Versorgungsanstalten geworden wären. War es doch Brauch geworden, gewisse Stellungen mit Mitgliedern gewisser studentischer Korporationen zu besetzen, und der Wunsch, in dieser Hierarchie vorwärtszukommen, gewöhnte die jungen Menschen früh daran, ihre Ansichten und ihr Leben den Bedingungen anzupassen, unter denen ein Aufstieg leicht war.

Nachdem dann erst einmal die nach solchen Methoden herangezogene Generation selber zu akademischen Würden emporgestiegen, waren die Universitäten unwiderruflich als zweckmäßige, großzügige Organisationen dem Wirtschaftsbetrieb des Deutschen Reiches eingeordnet. Eine solche Zeit bot vor den Zeiten, da der typische deutsche Professor noch tonangebend war, viele unleugbare Vorzüge; aber diese modernen und praktischen

Institutionen haben doch einen Fehler, der allerdings Vielen nicht als Fehler erscheinen wird: sie haben eine solche Virtuosität erlangt, sich dem jeweiligen Milieu anzupassen, daß sie sich an neue Ideale nicht mehr anpassen können. Sie ruhen nicht mehr, wie früher, einzig auf der ewig jungen, ewig wandelbaren, frei nach allen Seiten umschauenden Wissenschaft, sondern auf dem historisch gegebenen Boden einer bestimmt umgrenzten politischen Tatsache. Die daraus entspringende realpolitische Wissenschaftlichkeit oder — wie man auch nennen könnte — dieser wissenschaftliche Leibgardistenton war die Regel. Es gab Ausnahmen; aber da diese Ausnahmen eben nicht die kompakte Majorität hinter sich hatten, und da die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Professor = Bekenner längst vergessen war, so schwiegen die Ausnahmen und bestätigten nur die Regel.

„Halt, wenn die Karriere geschlossen ist!“: das gilt leider in den intellektuellen Kreisen nicht nur für die Einzelnen, sondern auch für den ganzen Stand; es erklärt auf der einen Seite den fortschrittfeindlichen Stillstand der Majorität und auf der andern Seite die unverhältnismäßig große Zahl von Juden unter der an sich so kleinen Minorität der revolutionären Intellektuellen. Die Juden sind eben vorläufig noch nicht arriviert und, da sie noch um die Gleichberechtigung kämpfen müssen, erscheint ihnen der „Umsturz“ nicht ohne weiteres als „Majestätsverbrechen“.

Von Natur ist keine Klasse und keine Rasse besser oder schlechter als eine andre, ist keine an sich revolutionärer oder reaktionärer. Ihr Milieu macht sie dazu. Auch unsre Professoren und Studenten sind Milieuprodukte; und wenn es ihnen erst einmal wieder eine Weile schlecht gegangen sein wird, dann werden unter ihnen wieder Idealisten aufstehen, die ihren Idealismus anders betätigen als im brutalen Niederschreien eines fremden Idealismus.

Denn das ist der schwere Vorwurf, den man unsrer gebildeten Jugend von heute machen muß: daß sie kein Verständnis für die gewaltige Summe von Idealismus hat, die trotz allem im Proletariat lebt, und daß sie überhaupt jeden Zusammenhang mit dem kämpfenden und ringenden Volke verloren hat. Die Arbeiterschaft ist für die meisten von ihnen nur der Parvenu, der ihnen etwas von ihrem Lebensgenuß und ihren Karrieremöglichkeiten rauben könnte; sie sehen in ihm weniger den politischen Feind als den lästigen Konkurrenten. Wie der Postkutscher einst die Konkurrenz der Eisenbahn haßte, so haßt der Durchschnittsprofessor die sozialen Reformen.

Nur Wenige sind vom Geist der Wahrheit so erfüllt, daß sie um seinetwillen unter Umständen auch gegen ihr persönliches Interesse handeln. Diese Wenigen aber pflegen — grade, weil sie die Wissenschaft als Totalität erfaßt haben — keine Spezialisten zu sein, während umgekehrt die offiziellen Wissenschaftler sich ihre abgelegene Spezialität zum Teil deshalb gewählt haben, um trotz geringen geistiger Gaben auf ihrem sonst nicht beackerten Gebiet unumschränkte Autorität zu genießen. Da diese zweite Kategorie naturgemäß in der überwiegenden Mehrzahl ist, so gilt ihre Meinung, so blüht das Spezialistentum. Deshalb

wird es der Zunft durch das allgemein gewordene Vorurteil oft nur zu leicht gemacht, diese „Außenseiter“ als unwissenschaftlich zu diskretieren. Das gelingt im allgemeinen selbst dann, wenn die extrauniversitären Wahrheitssucher auch technisch-wissenschaftlich mustergültige Leistungen aufzuweisen haben: Franz Mehrings „Lessinglegende“ beispielsweise ist nach Form und Inhalt gleichmäßig vollendet, behandelt ihre Zeit von großen Gesichtspunkten aus und verarbeitet die Quellen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Ein klassisches Buch der Weltliteratur! Und doch ist es bis zur gegenwärtigen Stunde noch von keinem Vertreter der offiziellen historischen Wissenschaft auch nur erwähnt worden. Gegen diesen offiziellen Boykott kommt sogar das Genie nicht leicht an (vor allem nicht in den Geisteswissenschaften, wo sich die Resultate nicht so leicht beweisen lassen wie in den exakten Naturwissenschaften). Beispiele für diese mittelalterlich anmutende Zunft-Exklusivität und für die Ueberschätzung einer mechanischen Spezialisierung könnte man noch tausende bringen. Ueberzeugender als selbst der Fall Mehring ist wohl die Geschichte von der „Als ob“-Philosophie, weil hier das ja schließlich doch zum Geheimrat ernannte Objekt jeden auf subjektivem Werturteil beruhenden Einwand ausschließt. Man kann zu Vaihingers Philosophie stehen wie man will: Niemand wird leugnen, daß sie eine geistige Tat ist. Nun: diese geistige Tat hatte der Verfasser in seiner Jugend geleistet und wollte daraufhin promovieren — aber sein Lehrer sagte ihm, das sei keine Wissenschaft, und er solle lieber über Kant arbeiten. So legte Vaihinger sein Manuskript in den Kasten und promovierte „über Kant“. Aber zur Habilitation, die eine wissenschaftliche Selbständigkeit voraussetzt, glaubte er es verwenden zu können — da sagte man ihm, „mit so etwas“ mache man sich in wissenschaftlichen Kreisen unmöglich. Wieder kam das Manuscript in den Kasten und eine Arbeit über Kant. Dann wollte er den Professortitel und dann ein Ordinariat, und schließlich winkte der Geheimrat — und bei alledem hätte die verfluchte Selbständigkeit gestört, und so schrieb er immer weiter über Kant. Als er dann so weit war, daß nichts seine akademische Karriere mehr stören konnte — auf die Exzellenz hatte er seinen Ehrgeiz offenbar nicht gerichtet —: da war das Manuscript im Kasten fast schon vergessen. Aber schließlich wurde es doch einmal publiziert, als ein Beweis, daß Vaihinger doch nicht bloß ein deutscher Universitätsprofessor gewesen, und gleichzeitig als Beweis, daß er, der mehr war, doch wußte, was ein richtiger deutscher Professor sein muß.

Man braucht den Wissenschaftlern nicht übelzunehmen, daß sie Menschen geblieben sind, verstrickt in allzu Menschliches. Aber man kann und muß es ihnen verdenken, wenn sie die Wissenschaft, die ihrer Natur nach Wahrheit bedeuten sollte, mit Bewußtsein zur Unwahrhaftigkeit und zur Lüge benutzen. Viele haben das im Kriege getan, tun es heute noch, schämen sich nicht einmal, brauchen sich auch nicht zu schämen und können den öffentlich unter Namensnennung erhobenen Vorwurf, Fälscher und Verleumder zu sein, mit der beneidenswerten Gemütsruhe von Menschen hinnehmen, die wissen, daß alle ihre Berufs-

kollegen, ebenso wie die Studentenschaft und die öffentliche Meinung, ihnen — den „Gesinnungsgenossen“ — ihre Lügen nicht weiter übelnehmen, sondern als ein gebräuchliches Mittel des politischen Kampfes entschuldigen werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß solche Gleichgültigkeit ein bedenkliches Zeichen sittlicher und wissenschaftlicher Dekadenz ist.

Nicht weil die Wissenschaftler reaktionär sind, muß man sie tadeln, sondern darum, weil sie zulassen, daß ein zur Wahrheit bestimmtes Instrument zu einem Instrument der Unwahrhaftigkeit gemacht wird. Denn wenn solche Sitten einreißen, dann kann die Wissenschaft auch das nicht mehr leisten, was sie bisher geleistet hat — wenigstens ein indirektes Mittel zum Fortschritt der Menschheit zu sein.

Aber noch aus anderm Grunde ist die unüberbrückbare Kluft, die seit langem zwischen den Gebildeten und der Masse des Volkes besteht, eine der größten Gefahren. Die kommende Revolution könnte nur dann wirklichen Erfolg haben, könnte nur dann das Chaos vermeiden, wenn Volk und Gebildete gemeinsam vorgingen. Diese Kluft aber besteht, wird von Tag zu Tag tiefer und erklärt den Haß der Proletarier gegen die Professoren und die reaktionäre Haltung unsrer Universitäten. Es ist ein *circulus vitiosus*: je reaktionärer die Professoren, desto mehr werden sie gehaßt, und je mehr sie den Haß spüren, desto reaktionärer schließen sie sich naturgemäß ab. Ihr Unglück war, daß sie zwar eingeordnet waren in die Gesamtorganisation Deutschlands — aber doch letzten Endes immer nur als Führer und Gebieter, als Bevorzugte und Privilegierte. Sie hatten keine Gelegenheit — wie Kaufleute, Beamte, Bauern —, in den Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Wirklichkeit die bewegenden Kräfte unsrer Zeit kennen zu lernen. Nun trifft sie das tragische Los aller Privilegierten: ausgeschaltet zu sein aus dem wahren Leben der Gegenwart.

Daß augenblicklich dieser an sich so philisterhafte und vernünftige Standespatriotismus zu wildem Furor aufgepeitscht erscheint, ist nur die Folge zufälliger Gelegenheitsursachen, wobei die durch den Krieg hervorgerufene Uebererregbarkeit den allgemeinen Hintergrund bildet, während im einzelnen die Furcht vor dem Bolschewismus und die Furcht vor der Entente die Hauptstimulantien bilden: die Bolschewisten verlangen — zum mindesten ihren Worten nach — Verzicht auf alle bevorzugten Stellungen, die nicht auf besonderer Tüchtigkeit beruhen; und der Versailler Vertrag verlangt so viel Geld, daß Deutschland kaum die Möglichkeit haben wird, seine Intellektuellen weiterhin als Privilegierte zu behandeln.

So schlagen denn unsre Gebildeten vorläufig die Bolschewisten, und was man dafür hält, teils bildlich, teils aber auch wirklich tot und geloben sich, der Entente das Selbe anzutun, wenn man erst erstarkt sei.

Natürlich stört dieses törichte und unpatriotische Gebaren die Entwicklung Deutschlands; aber besonders bei den Studenten sollte man es nicht gar zu tragisch nehmen. Selbst diese akademischen Weltfremdlinge werden klug werden. Wenn sie erst gesehen haben, daß auch Bolschewisten-Suppen heißer gekocht

als gegessen werden, und daß der Versailler Vertrag, wie alle Willkür, zerbrechen wird an den felsenharten Notwendigkeiten der Gegenwart, nicht aber an noch so gut gemeinten Worten: dann werden sogar die deutschen Studenten und Professoren sich allmählich wieder beruhigen und zu ihren gemächlichen und unschädlichen Karrieresorgen zurückkehren, die sowieso in der nächsten Zeit beträchtliche Anforderungen an ihre ungeteilte Aufmerksamkeit stellen dürften.

So wird es kommen. Aber damit ist nicht gesagt, daß es wünschenswert wäre, wenn es so käme. Denn man darf eben nicht vergessen, daß diese alldeutsche Welle, die heute die Universitäten überflutet, zum guten Teil von echtem deutschen Idealismus und von wahrer Vaterlandsliebe getragen wird. Diese jungen Leute lieben ihr Vaterland, sehen es in Schmach und Schande und fragen nicht, woher das komme, sondern wollen es nur rächen. Man kann der Meinung sein, daß sie auf gefährlichem Irrwege sind; aber man sollte nicht ohne weiteres ihre Absicht verdächtigen. Diesen überschäumenden, irregeleiteten Idealismus in rechte Bahnen zu lenken, müßte man versuchen und sich nicht freuen, wenn er in der Misere des Lebens gänzlich abstirbt.

Ich habe schon angedeutet, daß nur eine glückliche Synthese zwischen der Intelligenz der Gebildeten und der Begeisterungsfähigkeit der Massen segensreich für unsre Zukunft wäre. Die Massen allein und die Intellektuellen allein machens nicht. Jedem Teil fehlt die eine Hälfte des notwendigen Rüstzeugs. Die akademische Jugend aber könnte es machen — falls sie nur wollte. Die Begeisterungsfähigkeit gibt ihr die Jugend, und sie wäre imstande, sie richtig zu benutzen, wenn sie das akademische Gebot der Wahrhaftigkeit achtete und gleichzeitig bedenken lernte, daß man mit der Lüge sein Vaterland nicht errettet, und daß Verleumdung ebenso wenig nützt wie unwahre Selbstgefälligkeit.

Sie sollten lernen, ihre stürmische Begeisterung nur unter der Verantwortlichkeit zu betätigen, zu der das akademische Studium erziehen könnte.

Wenn die akademische Jugend das täte, dann könnte sie auf dem ihr zukommenden Platze dem Vaterland einen unersetzlichen Dienst leisten. Dann würden die Universitäten ganz von selbst wieder Pflanzstätten des reinen Geistes werden und vielleicht Pflanzstätten für die innerliche und deshalb einzig dauerhafte Erneuerung Deutschlands.

Wenn sie es aber nicht tut, dann haben wir Alle, die wir einstmals unsere Lebensaufgabe im Rahmen der Universität sahen, Grund zur Klage. Denn dann haben die deutschen Universitäten ihre Rolle: führend in der Welt oder auch nur führend in Deutschland voran zugehen, endgültig aufgeben.

---

Die Presse ist eine Schule der Verdummung, weil sie vom Denken entbindet. Sprechen Sie das aus, das wäre eine mutige Tat, und wenn Sie mit Ihrer Meinung durchdringen, so haben Sie etwas Großes geleistet.

*Flaubert*

# Ritter Blaubart von Gisella Selden-Goth

Diese Oper ist ein Memento für Alle, die Wagner überwunden glauben.

Nicht allein darum, weil zum Schluß auf der Bühne und im Orchester ein leibhafter Feuerzauber flirrt und züngelt, durch den eine erlösende Baßstimme ihren Weg sucht. Man ist gradezu enttäuscht, daß nicht doch schließlich des Speeres Spitze kommt. Und es verläßt wohl kaum ein Hörer die Vorstellung, ohne sich die Frage vorzulegen, wie es möglich war, daß ein sonst garnicht naiver Komponist bei der Konzeption dieses fatalen Finales die krasse musikalische und szenische Anlehnung nicht sah und nicht hörte, oder wie er dessen Reminiszenzenwirkung so stark unterschätzen konnte.

Also nicht allein darum. Sondern die ganze Musik dieser drei Akte zeigt wieder einmal deutlich, daß die Abkehr des letzten Jahrzehntes von Wagner sozusagen eine unmusikalische gewesen ist. Feindselig beinahe steht die Generation von heute der Erscheinung des merkwürdigen Mannes gegenüber. Sie hat die Schwächen seines auf tönernen Füßen stehenden philosophischen Weltanschauungsgebäudes, seiner dichterischen Schöpfungen, der Idee seines Gesamtkunstwerkes und Musikdramas erkannt. Sie verachtet in ihm einen Charakter, dessen Eigennutz, Eitelkeit, Sinnlichkeit fast an die Formen von moral insanity grenzten. Sie haßt die Schwüle, die Ueberhitztheit oder auch die langatmige Reflektivität seiner musikalischen Stimmungen, die so viel Unheil über die komponierende Welt gebracht haben. Aber mit seiner von allem Drum und Dran losgelösten Musik hat sie sich sachlich noch gar nicht auseinandergesetzt. (Nicht einmal theoretisch — der starke Band des berner Musikgelehrten Dr. Ernst Kurth: „Romantische Harmonik in Wagners Tristan“ ist der erste ernsthafte Versuch dazu.) Sie konnte es auch nicht, weil diese Musik erst jetzt beginnt, jenen beirachtenden Einfluß auszuwirken, der auf die Dauer keiner Eingebung eines echten Genies versagt bleibt. Der reine Musiker Wagner wird erst jetzt verdaut, das Neue, das er geschaffen, ist noch kaum wirklich assimiliert. Denn natürlich sind seine Nachfolger nicht Jene gewesen, die nach ihm germanische Heldenmythen stabreimten und die Hörer durch die Oede eines blutleeren Leitmotivgestrüppes hindurchmarterten. Jene sind es, die sich bewußt gegen ihn wehren, ihn verketzern, sich von ihm abwenden; die wirklich Eigenes zu sagen haben und nicht einfach ihm nachbeten; die aber dies Eigene nie sagen konnten, ohne die Ausdrucksmittel zu benützen, um die er die Tonsprache bereichert hat. Auch die starken Begabungen von Strauß, Pfitzner und Schreker haben sich über die Zeit hinweg widerwillig an ihm entzündet. In der Reibung mit seiner Note haben sie die eigne gehärtet. Rezniceks weniger starke Begabung hielt nicht gleicherweise stand. Sie ist zu weich, zu aufnahmefähig, sozusagen zu porös, um sich nicht von fremdem Geist durchtränken zu lassen. Darum ist sein „Ritter Blaubart“ voll Wagnerianismen und endet mit einem Feuerzauber.

Diese Oper ist deshalb weder wertlos noch unpersönlich. Des Komponisten technische Virtuosität, sein auffälliges Talent zur Illustrierung grausiger und skurriler Situationen, die Kraft, die er zu dramatischen Steigerungen im Orchester aufbringt, bleiben nicht ohne Wirkung. Das einzige Ensemblestück der Oper, ein kurzes Quintett, zeigt Meisterschaft in der Behandlung vokaler Mehrstimmigkeit. Die riesigen Zwischenspiele, in denen alle Gefühlsektasen der umrahmten Szenen instrumental komprimiert erscheinen, jagen in rhythmischer Triebkraft vorbei, belasten ungeheure Orgelpunkte mit schaurig aufgetürmter Polyphonie. Des Ritter Blaubart scharfe Septimen- und Nonen-Intervalle gellen einprägsam ins Ohr, und die Gestalten seiner hingemordeten Frauen gleiten in prickelnd-gespentzigem Tanztakt vorüber. Auch Lyrisch-Empfundenes singt und stöhnt manchmal auf.

Trotz alledem: es ist keine starke Schöpfung. Sie lebt von Kompromissen, schwankt zwischen geschlossenen Ariosi und unendlicher Melodielosigkeit, verwischt mit gewollten Harmlosigkeiten die Einheitlichkeit des blutig-ernsten Grundtons und pfeifert Ganztonleitern auf breite Tonalitätsbasen. Sie lebt und liebt in den Wogen des Orchesters und besinnt sich plötzlich auf die Rechte der Singstimme; sie liebäugelt mit der Zeit Schönbergs und mit jener vor der Jahrhundertwende. Sie ist die Musik eines Fünzfingers, der mit erstaunlicher Elastizität die Wege der Jüngsten mitzugehen versucht und doch nicht Kraft genug hat, von seiner eignen Jugend Abschied zu nehmen.

Außerdem lies bei Goethe: „Es soll dem Opernkomponisten nicht an Einsicht der Poesie fehlen, damit er das Gute vom Schlechten unterscheiden könne, und seine Kunst nicht an etwas Unzulänglichem verschwendet werde.“ In dem Augenblick, da Reznicek seine Musik an den Text des Dichters Herbert Eulenberg koppelte, bewies er, daß ihm das wichtigste Erfordernis des Opernkomponisten fehlt: der Blick für das musikdramatisch Wirksame, Schlagkräftige, ja, Mögliche. Dieser „hochliterarische“ Text ist ein außerordentlich schlechtes Opernbuch. Bemühungen, das Drama zu einer musikalischen Ausweitungs- und Ausdeutungs-Unterlage umzuformen, sind nicht zu verkennen; sie machen es in seiner Blutrünstigkeit nicht erträglicher. Das Wort von der mildernenden und versöhnenden Macht der Musik versagt hier für mein Gefühl; im Gegenteil: Szenen, wie Blaubarts Unterhaltung mit den abgeschnittenen Köpfen seiner Gemahlinnen im Kellergewölbe erhalten in der Umkleidung mit Sologeigenwohlklang einen Beigeschmack von unbeschreiblich fader Perversität. Im zweiten Akt hetzt das Geschehen: Hochzeitsmorgen und Liebesszene, Blaubarts Warnung und Abreise, Judiths Uebertretung des Schlüsselverbots, des wütenden Gatten Wiederkehr, der schaurige Mord mit einer auch im Märchen unerlaubten Unlogik vorbei. Wiederum halten kleine „neckische“ Episoden, in der Absicht, musikalische Kontraste zu schaffen, die Handlung peinlich auf. Dem Dichter schöner deutscher Sonette entschlüpfen dabei Verse wie von Josef Lauff. Schlimmer als dies alles aber ist, daß Eulenberg hier so wenig wie im Drama gelungen ist, die alte Märchenfigur dieses Ritters von sehr trauriger Gestalt



in eine menschlich ansprechende Sphäre zu heben. Das Wesen der Oper mit ihrem nur von ungefähr erhaschbaren Sinn des einzelnen Wortes verlangt nach groß und deutlich konturierten Charakteren: die spitzfindige Motivierung von Blaubarts unheldischer Schuld, mit Hinweis auf erbliche Belastung und Zwangspsychosen, bleibt gesungen unverständlich. Wenn dieser Sadist seine sechste Frau abgemurkst, ihren kopflosen Leib ins Grab gelegt, an der noch offenen Grube ihre Schwester verführt, diese, ein halbes Kind, durch seine Geständnisse in Grauen und Selbstmord getrieben hat — dann sprechen wir ihm das Recht ab, inmitten der von rächender Hand gelegten Feuers nach Erlösung und „Sonne“ zu rufen. Und wenn die Musik der Schlußakte klangselig breite F-dur-Bogen über die rauchenden Trümmer von Blaubarts Schloß wölbt, so verkündet sie nicht den sühnenden Tod eines Menschen, der durch Liebe schuldig geworden, sondern das Ende eines neurasthenischen Lustmörders, der in neronischer Pose selbst die Vernichtung sucht.

Die Aufführung brachte bemerkenswert schöne Bühnenbilder und zeugte von der fleißigen Arbeit, die allen Widerständen zum Trotz an der Staatsoper geleistet wird. Ließ allerdings auch ahnen, wie hart die Kämpfe mit diesen Widerständen gelegentlich sein müssen. Carl Braun versagte darstellerisch in der auf Holländer-Wirkungen angelegten Titelrolle; enttäuschte auch Jene, die sich noch aus Vorkriegszeiten seines herrlichen Organs erinnern. Der den Blaubart zu gestalten vermocht hätte, war wohl grade mit der Gründung einer Film-Betriebs-Gesellschaft beschäftigt. Die Damen Schwarz und Marherr verkörperten einwandfrei die farblosen unglücklichen Frauen. Als blinder Diener Josua bot Herr Henke eine vorzüglich gesehene Charakterstudie. Das Orchester stand mit ungewöhnlicher Sicherheit auf der Höhe seiner schwierigen Aufgabe. Es entwickelte eine Technik und einen Wohlklang sondergleichen, und den rhythmischen Wellen, die Blechs nervöse Hände mit unerhörter Intensität durch seine Fluten peitschten, verdankte man die stärksten sinnlichen Wirkungen des Abends.

---

## Den namenlosen Helden von Otto Ernst Hesse

Zum Jahrestag des Novemberumsturzes

Von Kindheit auf des zähen Zwangs gewöhnt,  
das Mark für Andrer Aktien auszugießen:  
so brachen sie hervor aus den Verließen  
der Schiffe und Fabriken, wutentföhnt.

Sie waren nichts als Hammer, die gestöhnt  
in Faust der Führer, die sie vorwärts stießen.  
Wer hörte nicht ihr Blut ins Jenseits fließen?  
Doch — auch der Ruhm hat sie noch schlecht gelöhnt.

Vergessen sind sie schon von schlechten Schreibern.  
Ihr Grab verschüttet Gras und totes Laub.  
Bald kann kein Bruder mehr ihr Schicksal melden.

Sie tragen auf den hingeworfenen Leibern  
den Bau der Zukunft — stummer, erzner Staub . .  
Vergeßne ewig namenlose Helden.

# König Richard der Dritte

Welch eine Atmosphäre! Was für ein Brodem von Verrat und Tücke, Machtbrunst und wüster Grausamkeit! Dieser betäubende Geruch von Sümpfen schwarzen Bluts! Wie das zusammenhockt und ächzt und flucht und offen mordet und Meuchler dingt für Könige, Prinzen, Brüder, Frauen, Freunde und seine Hauer, seine Pranken nützt, von frühester Kindheit auf damit bewehrt, und über alle Leichen immer weiter stürmt, schreckend und heillos, Höllenhund und Mann! Wie das erjagte Wild gespensterhaft lebendig wird; wie's rachewütig seinen Jäger einkreist; wie's ihn durch fürchterlichen Alldruck für den harten Tag des Kampfes schwächt; wie Richards Unterwelt zusammenkracht und lichte Grüße besserer Zeit am Firmament erscheinen!

Man hat der Tragödie als Theaterstück vorgeworfen, daß unter diesen wohlgezählten vier Königen und unter den ebenso wohlgezählten Königin-Witwen und -Müttern mit ihren Schwiegertöchtern und Enkelkindern, mit ihren Feinden und Anhängern kein Zuschauer sich zu rechtfinden könne, nicht einmal der vorbereitete. Das stimmt. Aber er braucht garnicht jeder Base den richtigen Vetter, jedem Zweig den richtigen Stamm, jedem Parteigänger den richtigen Führer zu geben. Wie ihrer Aller Name und Verwandtschaftsgrad und Klüngelzugehörigkeit ist nicht so wichtig. Das mögen Spezialisten englischer Historie auskundschaften und bei sich behalten. Und war selbst dem Verfasser William Shakespeare „Richard der Dritte“ nicht ein Trauerspiel für sich, sondern der Königsdramen letztes Glied: wir sind imstande, es für sich zu nehmen. Die Welt ist aus den Fugen. Klüfte gähnen. Sie schlucken Menschen ohne Wahl und Zahl und speien sie als „Geister“ wieder aus. Einzig um dieses Chaos, um diese grausig rot gefärbte Stimmung eines Unterganges von Epochen und Geschlechtern, um diese Götterdämmerung handelt sichs für uns. Sie muß die Bühne uns lebendig machen.

Jeßners Bühne tuts. Kein früherer Versuch ist von Belang. Stets wars das Selbe: Shakespeares vierundzwanzig überwuchernde und kahle, knappe und unmäßig lange, nicht eben lückenlos zusammenhängende, kurzum: geniehaft hingeworfene Szenen waren roh zu Stücker vierzehn zugehauen und stapften, gleichen Taktes, übersichtlich und korrekt vorbei. Aus einer herrlichen Blutüberfülle war nicht einmal Blutarmut, die ja wieder unkorrekt gewesen wäre, sondern ein durchaus normaler Zustand, eine gutbürgerliche, tragödienfremde Gesundheit geworden. Zu Jeßners mannigfachen hohen Verdiensten kommt also das Verdienst der Selbstständigkeit. Er fußt nicht auf Tradition — er wird sie schaffen. Er hat beide Probleme: das bühnentechnische und das künstlerische erfaßt und auf Antrieb gelöst. Wie waren die fünf Akte auf einen normalen Theaterabend zu bringen? Wie waren die geschichtlichen Tatsächlichkeiten, soweit sie unentbehrlich sind, in den Hintergrund zu drängen, um den Vordergrund für die Höllenfahrt eines geharnischten Bluthunds und seiner ganzen bluttriefenden Epoche frei zu lassen?

Jeßner weiß, was Tempo bedeutet, äußeres und inneres Tempo. Das äußere erreicht er durch eine Einheitsdekoration. Eine graue Mauer zieht sich mitten über die Bühne. Ein Portal der Mauer leitet entweder in den Tower oder in den Palast oder anderswohin. Ist das Portal statt mit einer Portiere mit einer runden Wand geschlossen, so ists eine Nische, in der Clarence kauend den Tod erwartet. Vor der Mauer hat man sich Straße, Palastzimmer und was Shakespeare sonst will zu denken; und denkt sichs. Einmal steht ein Thronessel, einmal ein Tisch da; aber gewöhnlich garnichts. Auf der Mauer erscheint der heuchlerisch betende Richard, der gefesselte Bucking-

ham, der verlorene Richard. Ueber der Mauer wölbt sich nicht, sondern klebt rechtwinklig blutrotes Himmelsdach, blutroter Horizont. Im vierten und fünften Akt führt meistens eine blutrote Treppe zur Mauer empor. Sie ist nicht allein der Aufgang zu Glosters Krönungsstuhl: sie ist auch mal dieser, mal jener Abschnitt des Schlachtfelds und das nächtliche Zelt des träumenden Massenmörders. Vor, in und auf der Mauer und auf der Treppe: das sind vier Schauplätze, die abwechselnd zu benutzen ohne den mindesten Aufenthalt möglich ist. Ein fünfter ist vor dem Vorhang an und auf dem breit verdeckten Souffleurkasten. Da werden, außer ein paar Uebergangsszenen, Prolog und Epilog gesprochen: der Vorhang ist schwarz, wenn der schwarze und schwarz gekleidete Richard verkündet, daß er gewillt sei, ein Bösewicht zu werden; der Vorhang ist weiß, wenn der weiße und weiß gekleidete Richmond ohne Unterstreichung der Aktualität dem gnädigen Gott die Bitte vorträgt, denjenigen Bösewichtern die Waffe zu zerbrechen, die diese Schreckensperiode verewigen möchten, und den neuen, schwer errungenen Frieden mit lachendem Gedeihen zu segnen.

Zwischen Prolog und Epilog rast Richard auf seinen Gipfel und vom Gipfel jäh in die Grube. Diesen Aufstieg und Absturz aus dem Wust von Namen und Zahlen des kleinen Plötz zu befreien, ihn aber nicht astralhaft, sondern essenziell wirken zu lassen, dazu hat Jeßner drei Mittel: Farbe; Bewegung; Musik des Wortes und nicht nur des Wortes. Ihm genügt nicht, die Aufführung auf die Grundtöne: schwarz, weiß, rot zu stellen (was im alten Hoftheater ein Zeichen von Servilität gewesen wäre): er ist erst recht in seiner Einheitsdekoration, um der Gefahr der Eintönigkeit zu entrinnen, überall auf bunte Belebung aus. Von links unten läuft schräg in die Mitte hoch eine Gruppe: blau, grün, gelb, schwarz. Neben schwarz steht lila, und daran schließt sich schräg nach rechts unten: violett, braun und wieder blau, aber um eine Nuance anders als das korrespondierende Blau auf der Gegenseite. Das ist keine Spielerei mit den Acht: das ist von zweckvoller Einprägsamkeit. Die beiden Mörder des Clarence: einer klein, einer groß, einer schwarz-, einer rothaarig, in lila und schwarz gestreiften Hosen mit ausgeschnittenen grünlichen Blusen. Eine Symphonie in Rot: Richards Krönung. In rotem Prunkmantel, mit einer roten Krone bedeckt, hinkt er die rote Treppe hinan, deren Stufen rechts und links und von unten bis oben seine rot gewandeten Sklaven bäuchlings säumen. Vom Auge her dringt immer wieder in unser Hirn, was Shakespeare gewollt hat, oder zum mindesten, was Jeßner geglaubt hat, daß der Brite gewollt habe, und wenn ers schon nicht gewollt hat, was unsre Aera aus ihm herausliest.

Die Bewegung aber dient zweifach: jene durchweg angestrebte Bildhaftigkeit erzielen zu helfen; und das jagende Tempo positiv zu erzielen, das durch die Ersparung von Verwandlungen negativ erzielt wird. Richard, ders eilig hat, weil sein Dasein nicht lange währen wird, springt meist auf die Bühne. Selbst der prachtvolle alte Kraußneck muß angelaufen kommen. Wo die atemlosen Boten ihre Meldungen machen, ist symmetrisch eingeteilt. Buckingham schmeißt seine Gliedmaßen wie Nijinski; manchmal zuviel. Die Mörder schießen hinter der Portiere hervor und krümmen Figuren in den Raum. Margareta wankt Cirkumflexe durch die Gruppe der Acht hindurch. Die gesamte Bürgerschaft, die Richard die Herrschaft anträgt, steht erwartungsvoll mit gebeugtem Knie. Zum Endkampf setzt sich seine Truppe in Marsch, als ob sie ritte. Es hat seinen Sinn, wo die Klageweiber postiert sind. Es ist ein Unterschied, ob sich einer aus Helle in Dunkel oder aus Dunkel in Helle schiebt. Mit wenigen Ausnahmen, wo mir die Motivierung nicht aufging, werden Gesten nirgends verschwendet. Im Gegenteil: da sie keine Wirklichkeit nachahmen, sondern Bedeutung heraushämmern sollen, waltet fast durchweg die strengste Sparsamkeit. Des Darstellers Unwillkürlichkeit ist ausge-

schaltet zugunsten der Willkür, des Stilwillens seines Regisseurs. Dieser Zwang kann gewaltige Eindrücke wirken. Bei Shakespeare stirbt Richard hinter der Szene. Jeßner schickt ihn mit nacktem Oberkörper — sei es, daß er entwaffnet worden ist, sei es, daß er sich, mente capus, selber entkleidet hat — auf die Mauer und langsam die rote Treppe hinunter in die Speere der weißen Feinde.

Bei diesem Abstieg stößt er drei-, viermal den berühmten Schrei nach dem Pferde aus. Er singt ihn eigentlich. Immer anders. Nicht immer geller, sondern immer hoffnungsloser, immer schicksalergebener. Man erbebt bis ins Mark. Und hier liegt Jeßners stärkstes Verdienst. Was Bewegung, was Farbe! Weder diese noch jene allein hätte gemacht. Auch nicht die virtuose Beherrschung, nämlich asketische Beschränkung des Lichts, das zuletzt zu stolz geworden war. Auch nicht die erstaunlich sichere Verwendung einer erstaunlich packenden, stampfenden, befeuernden Kriegsmusik von Trompeten und Trommeln. Das alles kam ja nur darum zu so ungeheurer Geltung, weil hier Einer für Shakespeare Wortmusik die Ohren gehabt hatte und die Fähigkeit dazu, sie durch seine Schauspieler uns zu übermitteln. Keine Tragödie ist sprachlich so reich an Balladenelementen. Und diese Chöre, diese Leitmotive, die hartnäckigen Wiederholungen, die sich einhaken, diese Stichomythien und Interjektionen: selbst wenn man sie im Buche beachtet hat — gehört hat man sie zum ersten Male. Unisoni erneuern verwaschene Partien. Andre straffen sich wie unter einem magnetischen Stabe. Ja, Jeßner vertraut dem Wortklang zu sehr, so sehr, daß es ihn Eine — und eine entscheidende — Szene kostet. Richards Opfer steigen nächtens zwischen seinem und Richmonds Zelt zu grauvollen Flüchen für ihren Schlächter, zu spornenden Segenswünschen für ihren Rächer empor. Zelte gibt es nicht; schön. König Richard schläft lang und bloß auf der Treppe; schön. Erscheinungen sind weit und breit nicht zu sehen; schön. Aber nicht schön, daß man ein vages Geseufz und Geklage vernimmt. Ohne Kenntnis des Buches weiß ich nicht, was es bedeuten soll. Hier müßten meines Erachtens die Worte derart herausgemeißelt werden, daß uns Zelte und Situation und Zukunft der beiden Lager vor Augen stünden. Daß Jeßner es kann, beweisen ungefähr alle übrigen Szenen. Spricht man nicht von dem Euphuismus der großen Shakespeare? Hier ist er gering. Aber auch wo er wuchert: Jeßner würde, das ist nach dieser Probe klar, die Krankheit lindern oder beheben. Ein Dialog bei ihm ist Knochengestüt mit festem Fleische umkleidet. Der Inhalt geht in uns ein, ohne daß unsre Freude an der Schönheit der Form verkürzt wird. Versteht sich, daß er nicht unabhängig von seinen Schauspielern ist. Einer ist auserwählt, ein paar sind berufen, viele wären aus eigner Kraft nie bemerkbar geworden. Umso bewundernswerter, was Jeßner zustandegebracht hat.

Von Shakespeare auf die Herzogin von York „wurden achtzig Leidensjahre gehäuft“: auf die Bertens fünfzig Jahre ohne allzu viel Leid; aber sie ist eine Mustersprecherin. Die Unda als Margareta, wie sie in ihrer weißen Mähne die Leute gemächlich umflatterte, gleich einer Fledermaus und einer alten, solange nicht ihre frische Stimme erscholl. Von der Elisabeth der Sussin hält' ich ein schärferes Profil erwartet. Der Schmerz Johanna Hofers, der Witwe von Ephesus, tönte voll Emphase: sollte durch seine Lautheit erklärt werden, warum das Gebackene vom Leichenschmaus für Hochzeitsschüsseln herhält, oder kam es Jeßner an dieser Stelle nicht so sehr auf die Psychologie als auf ein wundervolles Deklamationsstück an? Von den Männern ist Theodor Becker so vorgestrig, daß Veteranen der Aera Hochberg modern neben ihm berühren. Gegen Rudolf Forsters Buckingham gewendet hätte Wintersteins Hastings was von punischer Falschheit trotz Blauäugigkeit und Blondheit murmeln können, bevor er mit einem ergreifenden Ausdruck männlicher Gefäst-

heit seinen Abschied von der Welt nahm, einer Welt, die milder und reiner zu machen Lothar Mützel mit Zuversicht weckendem Vortrag und Anstand verspricht. Genug von der Umgebung des Helden. Nicht das Wesen einer Figur getroffen zu haben, heißt in dieser Auf-  
führung noch nicht: ihr geschadet zu haben. Hier wäre möglich gewesen, durch eine schauspielerisch untadlige Gestaltung Jeßners Vision von „König Richard dem Dritten“ nicht zu fördern, Namenlose Mitspieler, weil sie dem Regisseur gleichgestimmt oder gefügig waren, haben ihr einfach dadurch genützt. Aber selbstverständlich wäre seine Vision ohne einen congenialen Richard den Dritten sein Geheimnis geblieben.

Kortner hat uns — bevor er zum ersten Male den Mund auftut. Seine Häßlichkeit ist so überwältigend charakteristisch, daß man jeden Sieg über jede Frau begreift. Mit breiter Fresse und plattgedrückter Nase gleicht er einem geschwollenen Molch, mit seiner gedrungenen Gestalt und den ausgreifenden Bewegungen einer bauchigen Spinne, die alle Fliegen in ihr Netz kriegt und frißt, bis sie selber gefressen wird. Dieser Schauspieler ist von heute; oder nicht mehr von heute, sondern von morgen. Aber er ist so saftig, temperamentvoll und phantasiereich, daß ihn die Produktion von heute nicht sättigt. Hoffentlich sättigt ihn die von morgen. Um heute satt zu werden, braucht er die Produktion der frühern Jahrhunderte. Schon wenn er über eine dankbare Theaterepisode wie den Geßler kommt, lebt ein fast ausgestorbenes Komödiantentum wieder auf. In dessen sämtlichen Prächten gar funkelt ein Fabelkerl wie Richard der Dritte. Das Rätsel ist nur, daß dieser Kortner sich durchaus nicht geniert, ein Plakatscheusal hinzupflanzen, die Zähne zu fletschen, teuflische Blicke zu schießen und diabolisch zu lachen, — und daß er trotzdem in jedem Ton und in jedem Zug unser Bruder, unser Leidensgefährte ist. Die artistische Leistung ist leichter erklärbar als die künstlerisch-menschliche Wirkung. Wir sind gebannt allein von der Körpersprache. Wenn Kortner einen Arm lang am Leibe herunterfallen läßt und mit der geballten Faust in die andre Hand schlägt; wenn er den rechten Daumen hochspreizt und die linke Hand von oben her in die Hüfte stützt; wenn er sich jählings herumwirft oder bückt: so hat er die zusammenreißende, Extrakte erpressende Energie, die kaum noch des Kommentars der Worte bedarf. Aber es ist doch gut, daß er diese auch hat. Wie den Blick, so kann man das Ohr nicht von ihm wenden. Eine Tempo-Verlangsamung bei ihm streichelt, eine Tempo-Beschleunigung peitscht die Nerven des Hörers. Als ob er damit besonders erregen wollte, stürmt er über alle Sätze, die man auswendig weiß, hinweg und rückt dafür unbeachtete in ein ungeahntes Licht. Nie wahrscheinlich ist der Moment, da Richard endlich am Ziel ist, so ausgekostet worden — wohlgemerkt: nicht umständlich, sondern blitzartig. Es ist ein Genieblitz, der den ganzen zurückgelegten Weg beleuchtet. Es ist nicht der einzige. Sie alle dienen dazu, für den verkrüppelten Menschenzerstampfer, der meistens durch seine Brutalität entsetzt und allenfalls durch eine infernalische Ironie belustigt, um Verständnis und um Anteil zu werben. Da einem bei seinem Tode ein bißchen das Herz stockt, wird es gelungen sein. Kortners Richard der Dritte hat die Wildheit, die Unheimlichkeit und die Flamme. Jeßners „Richard der Dritte“ hat den Unband, die nächtliche Glut und die erzene Kriegsmusik. Kortner, eine Kreuzung von Schildkraut und Moissi mit einem Schuß Mitterwurzer, ist der vorläufig letzte in der Reihe der ursprünglichen Farceure, der ungebrochenen Brettereroberer und dennoch in jeder Faser ein Stück der Zukunft. Mit Jeßner, den die Vergangenheit genährt hat, beginnt ein neues Kapitel der Theatergeschichte. Wer ihre gemeinsame Großtat erlebt hat, der versteht, warum der Baumeister Solneß der Schumann-Straße das Feld freiwillig geräumt hat.

# Bankiertag von Wilhelm Rose

Eine ungehaltene Rede

**M**eine Herren! Auch Herrn Warburgs kluge Worte haben uns nichts Neues gesagt. Denn daß man unsre Not mit künstlichen Währungsmittelchen nicht heben kann, ist selbstverständlich. So selbstverständlich wie der Ausgang eines Versuchs, den Ausbruch eines feuer-speienden Berges durch ein Schutzdach zu verhindern.

Meine Herren! Wir haben immer den Anspruch gemacht, die deutsche Wirtschaft zu führen, und diese Führerrolle ist uns, das heißt: den Großbanken, nie bestritten worden. Wenn wir jetzt aber auseinandergehen, ohne wenigstens den Weg gezeigt zu haben, auf dem wir zu einer Gesundung der Wirtschaft kommen, dann haben wir uns der Führerrolle unwürdig erwiesen, dann haben wir uns blamiert. Gewiß: die leidige Politik macht man als gerissener Bankmann am besten hinter den Kulissen, um keinen Kunden zu vergrämen. Sie sind so empfindlich! Aber das Wirtschaftselend ist doch nun so groß geworden, und die Aussichten, wie hier ja auch von allen Seiten betont worden ist, sind so schwarz — müssen wir da nicht endlich einsehen, daß es auch um unsre Existenz geht? Meine Herren, es ist wirklich so: hier hilft kein Maulspitzen mehr, hier muß gepfliffen werden!

Pfeifen können wir ja. O, auf was alles haben wir nicht schon gepfliffen, und auf was haben wir, oder wenigstens manche Kollegen, nicht schon pfeifen wollen! Dazu ist die Situation zu ernst geworden. Um dem Elend wirksam zu Leibe gehen zu können, müssen wir nach der Ursache suchen. Wir dürfen aber nicht, wie wir bisher getan haben, bei der Feststellung stehen bleiben, daß die Armut von der Powerteh kommt; ich meine: die Geldentwertung von der Inflation. Unsre lieben sogenannten Volkswirte kommen mir vor wie mancher Arzt, der, ans Krankenbett gerufen, tiefsinnige Betrachtungen anstellt, einen lateinischen Namen murmelt und den Kranken seiner mehr oder weniger guten Natur überläßt. Woran er meistens recht tut. Inflation! Also weil ich 1000 Mark in der Tasche habe, zahle ich für die Butter 30 Mark; hätte ich, wie früher, nur 100 Mark drin gehabt, dann hätte ich dem Bauern nur 1,50 Mark gegeben. Entwertung des Geldes! Weil das Geld weniger wert geworden ist, kostet der Stahl fünfunddreißigmal so viel wie im Frieden. Nicht etwa, weil der Stahlwerksverband die Preise hinaufgesetzt hat. Böse Zungen behaupten, das sei gleich bei Kriegsausbruch geschehen, noch bevor die wirklich bösen Bauern ihre Kartoffeln nicht zu dem alten Preise geben wollten. Angefangen hat hier selbstverständlich Niemand. Den Krieg hat ja auch Keiner verschuldet. Wie krampfhaft hat man hüben und drüben herauszubekommen versucht, wer denn eigentlich alle diese Blutopfer gefordert hat. Es war vergebens. So wird man auch nie herausbekommen, wer denn eigentlich gewuchert hat, wer diesen Totentanz des Kapitals auf dem Gewissen hat, nachdem der Totentanz der Leiber vom Großbetrieb zum orgeschgiastischen Handwerk herabgesunken ist. Wer ist der wirklich-große Unbekannte, dem Alle dienen, vom Kaiser bis zum Straßenkehrer? Lassen Sie hundert Ochsen schlachten, meine Herren: ich habe ihn gefunden. Es ist seine Majestät der Dünkel, dem wir Alle nur zu willig untertan gewesen sind.

Wenn Sie ausgetobt haben, meine Herren, lassen Sie mich weiterreden. Ich bin ein so ruchloser Optimist, daß ich an Ihre Einsicht

glaube. Unser Beruf erzieht zur Skepsis. Die meisten von Ihnen verstehen wenigstens so viel von der geschäftsstörenden Politik, um zu wissen, daß in Deutschland keine Monarchie mehr möglich sein wird. Von Wilhelm von Amerongen brauche ich daher nicht zu sprechen. Er war kein Führer; sein Machtrausch hat sich erst an dem Dünkel der allzu schnell emporgekommenen Schwerindustrie und dem alldeutschen Größenwahn entzündet. Der Dünkel trieb uns in die politischen Konflikte, in den Krieg. Der Dünkel sah über die Grenzen der Möglichkeiten hinweg und trieb durch Wucher in den Wirtschaftskrieg. Der Dünkel, den das preußische Junkertum großgezogen, den das alte System mit Rangstufen, mit Titeln und Orden gepflegt hat, um gehorsame Untertanen zu züchten. Der verhängnisvolle Dünkel ist noch immer unser größter Feind. Jetzt sehen weite Kreise des Bürgertums, sogar des Adels, ein, daß Vorrechte fallen müssen, und sie würden mit den Arbeitern zusammen ein neues Deutschland schaffen, wenn — ja, wenn nicht der Dünkel wäre.

Ein Zentrumsabgeordneter, der ehrwürdige F. W. Weber, hat einst gesungen: „Jedweder Leistung Ehr und Preis: der beste Orden, den ich weiß, ist eine Hand voll Schwielen.“ Dem Geist des Bürgertums, auch des Zentrums, trotz allen schönen Worten, merkt man heute eine solche Gesinnung nicht an. Der Klassenkampf scheidet Deutschland in zwei Lager, die eine immer breiter werdende Kluft trennt. Das Bürgertum wird diesen Kampf verlieren; denn es geht an seinem Dünkel zugrunde, wie die militärischen Halbgötter. Lachen Sie nicht, meine Herren! Die Spaltung der Arbeiterschaft wird überwunden werden. Die Kämpfe, die Sie in Halle sahen, sind Fieber, die zur Gesundung führen; Hungertyphus, meine Herren. In Kassel hat man ernste Arbeit geleistet, geprüft, was man falsch, und was man richtig gemacht hat. Lachen Sie nicht: wir sollten von den Genossen lernen. Es nützt uns nicht, daß wir hier zusammenkommen und uns selbst und der Welt versichern, was wir für stolze Kerle sind. Seine Majestät der Dünkel hat uns in den Klauen. Ehrliche, offene Kritik würde uns nützen. Nur dadurch können wir uns aus den Klauen seiner höllischen Majestät des Dünkels befreien.

Meine Herren! Wir haben nicht nötig, durch protzenhaftes Auftreten zu blenden. Die deutschen Banken haben wirkliche, unbestreitbare Verdienste um die deutsche Wirtschaft. Die Intelligenz und der Wagemut deutscher Bankleiter hat unsre Industrie erst möglich und groß gemacht. Einst wurde die Industrie aus den Bankbüros heraus geleitet. Das ist aber lange vorbei. Die Syndikate, von rücksichtslosen Herrenmenschen beherrscht, haben allmählich den Banken die Führung entrissen. Sie haben das frühere freundschaftliche Verhältnis zum einzelnen Werk zerstört und die gesunden Umsätze, die uns urteilsfähig und mitverantwortlich machten, genommen. Denken Sie nur, wie wenig dankbar und wie rücksichtslos die in den Syndikaten herrschende Schwerindustrie uns die Bedingungen vorschrieb. Die Umsatzprovision wurde unter das notwendige Maß gedrückt, und die Tage, da die großen Umsätze kommen, mußten provisionsfrei bleiben. Die Großbanken wären mit den Preissteigerungen nicht so weit gegangen. Bedenken haben wir immer geäußert, trotz allen Siegeshoffnungen. Trotzdem, zum Beispiel, Helfferich von uns damals anders beurteilt wurde als heute. Wohltätigkeitsinstitute waren wir ja nie; aber so rücksichtslos gewinnsüchtig hat uns erst die Schwerindustrie gemacht. Ihre

Herrschaft ist der Wirtschaft schlecht bekommen und wird uns zugrunde richten, wenn wir nicht gebieterisch Halt sagen. Noch ist die Macht der Stahlherren nicht unbegrenzt; der im übrigen natürlich beklagenswerte große Aktienbesitz des Auslandes kann uns da eine Hilfe werden. Wenn wir mit gewohnter Skepsis urteilen, müssen wir einsehen, daß es nur Einen Weg aus dem Elend gibt: die vernünftige Sozialisierung. Finden die Banken den Mut nicht, mit den Stahlherren zu brechen und die neuen Wege zu gehen, so werden die neuen Wege über sie hinwegführen. Das aber wäre sehr bedauerlich; denn eine segensreiche Arbeit, die von den Sparkassen nicht geleistet werden kann, bleibt den Banken auch im sogenannten Zukunftsstaat.

Meine Herren, nun lächeln Sie. Lächeln Sie nur; aber denken Sie nach! Ich weiß, daß ich nicht weniger von Ihnen verlange als eine Reformation an Haupt und Gliedern. Der Dünkel muß hinaus, der Glanz und Prunk. Nicht Repräsentationsfähigkeit, das heißt: Protzertum darf mehr die erste Bedingung sein für die Auswahl der Leiter; nur sachliche Eignung, an die der unvermeidliche Wirtschaftskampf gehörige Anforderungen stellen wird. Ob Sie, meine Herren, auf mich hören oder nicht, ob Sie dabei sind oder nicht: das deutsche Volk wird sich aus seinem Elend und seiner Demoralisierung wieder emporarbeiten zu Ehrlichkeit und einfachen Sitten und im Bunde der Völker als friedliebend und klug geachtet werden. Das wäre wirklich eine große Zeit. Die möchte ich noch erleben. Und die, wenn ich nicht vorher sterbe, werde ich noch erleben.

---

## Kleiner Streik von Theobald Tiger

Seit gestern streiken nun die Stadtarbeiter . . .  
Komm, Ernestine! Sei mein gutes Kind!  
Mein Haus ist meine Burg — na, und so weiter.  
Die Lampe blakt. Die liebe Panke rinnt.

's wird keinen Strom und keine Bahnen geben.  
Zieh den Pyjama an — wir sind allein.  
Wir spielen heute mal Familienleben.  
Es muß nicht immer ausgegangen sein.

Da liegt die Stadt. Sie brodelt im Getue.  
Sie glaubt an sich — das gute, große Nest!  
Halb Osten und halb Potsdam —

deine Schuhe  
benötigst du wohl nicht zu diesem Fest . . . ?

Laß ihre Bürger, die ein Gott im Zorne  
nun alle, alle zu Beamten schuf —!  
Du kriegst sie schnell von hinten und von vorne . . .  
Regieren ist ein herrlicher Beruf —!

Vergiß die Reichswehr mit der Stirn von Eisen.  
Vergiß Herrn Weismauns Amt G. m. b. H.  
Sie müssen sich die Existenz beweisen —  
Ein Staat ist stets um seinetwillen da.

Vergiß die Stadt — du meine blonde Gabe!  
Trink mich und spritzig-kalten Wein!  
Leih mir die Brust!

Und wird das Kind ein Knabe —  
(so etwas doß, wie ich sie gerne habe):  
Er soll ein Preuße, soll ein Preuße sein —!



# Rundschau

## Georg Kaiser und die Öffentlichkeit

Es handelt sich nicht um Georg Kaiser! Es handelt sich um das Antlitz der öffentlichen Meinung!

Gibt es denn überhaupt so etwas wie öffentliche Meinung?

Ueber alle tausend Spaltungen, die bis ins Hirn des Einzelnen reichen: ja! Eine Grundformel faßt sie: Subjektives Gefasel bei größter Unkenntnis der Realität.

Wer ist Georg Kaiser? Dem Kritiker seines Werkes bisher eine amorphe, proteusartig sich wandelnde Seele. Im Leben — wie aus seiner Umgebung berichtet wird — ein Mensch voll Exzentritäten und Frivolitäten in unübersehbarem Reigen.

Sollten da nicht nur Wenige — vielleicht überhaupt Keiner — berufen sein, zu deuten? Sollten wir uns nicht gedulden — und namentlich alle schreibenden und nichtschreibenden Journalisten —, bis uns ein intimer Kenner dieses Stück Leben ohne verschnörkelnde Metaphysik aufgezeichnet hat?

Die Öffentlichkeit rast aber in der Manie des Deutens um jeden Preis: handle es sich um den Weltkrieg oder Einstein oder den Zusammenbruch eines Dichtermenschen.

Da ist die Rasse der Psychiater: sie bringen den „Fall“ aus der Welt, indem sie ihn in ihr Krankenjournal eintragen. Da sind die unentwegten Radikal-Politiker, die Bürgerfresser, welche sofort die Nervenheilanstalt-Diagnose aufgreifen und von Klassenjustiz im Prozeß des Nicht-Proletariers Georg Kaiser artikulieren.

Da sind die Backfische, die sich einen Dichter partout nur im Dachgeschoß harte Rinde knabbernd vorstellen und durch diesen Georg Kaiser beleidigt sind.

Da sind die Antisemiten und Bürger (welche Zusammenstellung!), die sich eins ins Fäustchen lachen. Denn: den Antisemiten paßt der jüdische Expressionismus nicht — sie ziehen das süße Unschuldsgelapper der harmlosen Max Jungnickel vor; und den Bürgern paßt der schwierige Stil und die Anzüglichkeit des Inhalts nicht — sie ziehen Hans Müller vor.

Die Moralisten sind heftig entüstet!

Die Immoralisten schmunzeln malitiös: Persönliches Pech!

Die „genialen“ Immoralisten verkünden dithyrambisch: Welch Abenteurer! Welch Original! Wie mächtig war das Gedicht in ihm, daß es Leben wurde!

Und Keiner weiß — und Alle reden!

Und so geht das ganze öffentliche Leben — von der Politik bis zur Religion — um Phantastereien, um Urteile über Nichtse.

Einer hat etwas läuten hören, der Zweite bekämpft dies als Realität, der Dritte tritt auf die Seite des ersten: Balgerei, Dispute, europäische Erregung. Doch hats nur im Kopf des Ersten geläutet. Alles war ein Phantasma.

Und Keiner weiß — und Alle reden!

*Ludwig Marcuse*

## Libussa

Im Burgtheater, neu inszeniert (von Herrn Herterich), das seit vielen Jahren mit Recht nicht mehr gespielte Drama Grillparzers „Libussa“. Es ist ein frostiges, akademisches Werk, dessen der Dichter selbst nicht froh wurde. In seinen Tagebüchern nennt er es „spitz, kaltwitzig“ und ein ander Mal notiert er: „Bloßes Gedankenzeug, nicht einmal streng abgegrenzt, beinahe

ohne Gefühls-, wenigstens ohne Leidenschaftsmotive. Ich schreibe daran fort in dem Bewußtsein, daß dabei nichts herauskommt.“ Auch ein Grillparzer-Enthusiast kann so herbem Selbsturteil nur beipflichten. Die fünf Akte des Spiels haben keine zentrale Kraft, die sie zusammenhielte, ihre schöne gedankliche Energie verstrahlt ohne Sammlung und Wirkung, der dramatische Auftrieb ist hoffnungslos schwach. Im Adel der Verssprache, in ein paar tief sinnigen, mit meisterlicher Knappheit formulierten Betrachtungen über Natur der Menschen und Dinge verrät sich die hohe Art des dichterischen Ingeniums, das des widerspännigen Stoffs hier nicht Herr wurde.

Grillparzer hat die Sage von Libussa und Primislaus zu einem Spiel von der, sozusagen, politischen Erbsünde der Menschheit: der Aktivität geweitet. Libussa, eine von drei halb mystischen Schwestern, verläßt die Zone der entrückten Betrachtung, um als Herrscherin den Menschen zu dienen. Sie schafft ein Reich, in dem nicht Gesetz, sondern Brüderlichkeit, Verständnis, Friede, Ordnung halten: das goldene Zeitalter des idealen Kommunismus scheint angebrochen. In der Weib-Herrschaft symbolisiert sich die Herrschaft der Sanftheit und Güte. Aber die dummen Menschen wollen Bewegung, Streben, Macht, Kampf, kurz: das Regime des Mannes. Der edle Bauer Primislaus wird — nach komplizierten Prüfungen — Libussas Gemahl und gründet die Stadt Prag. Mit der Städte-Gründung hebt der Passionsweg der Menschheit an, und Libussa, der Genius einer Zeit, die sine lege fidem rectumque colebat, hat auf Erden nichts mehr zu schaffen. Sie kehrt zu ihren Vätern, oder — der Text gestattet auch diese

Deutung — zu ihren von der Menschen Betriebsamkeit verscheuchten stillen Schwestern heim. Nicht ohne vorher über Freiheit und Gleichheit sich abfällig geäußert und betont zu haben, daß der Menschen Los Gehorchen sei und daß Einer herrschen müsse. (Hier wurde im Burgtheater applaudiert.)

Sonst gab die Vorstellung nicht viel Anreiz zum Applaus. Sie war in allen Verwandlungspausen mit einer (von Arthur Johannes Scholz) frisch erzeugten Musik gefüllt, die wie eine Ton gewordene Beilage der „Blätter des Burgtheaters“ klang. Auch sonst trug die Vorstellung jene Farbe feierlicher Verschmocktheit, die im Burgtheaterbetrieb die Unfarbe der Bedeutungslosigkeit abgelöst hat. An Strichen im langwierigen, zäh versponnenen Text hätte man mehr gewünscht, nur grade jenen nicht, der die interessanteste Partie des Werkes tilgte: die große politische Prophetie der Libussa. Schön und groß in Augenblicken; sonst leider einer pathetischen Manier verfallen, die mit endlosen Kunstpausen, mit lang hinzitternden Tremolos und dicken Gefühls-Aufstrichen auch auf Textstellen, die derlei durchaus nicht vertragen, den Zuhörer quält. Herr Höbling, um Schlichtheit bemüht, gab einen erträglichen Primislaus. Aber Mangel an Persönlichkeit machte sich, ganz besonders bei Figuren historischen oder legendarischen Stils Interesse lähmend, fühlbar.

Die Langeweile der Zuschauer wahrte, von realisiertem Gähnen abgesehen, klassisches Maß.

*Alfred Polgar*

Der Marques de Bolibar  
Dagegen kommt dann ja nichts mehr auf: Nach Abschreibung der komplizierten Mathematikaufgabe zu morgen lagen wir auf

dem Bauch in der schattigsten Ecke des Zimmers, um uns auch ganz sicher die Augen zu verderben, fraßen von einem Teller, der gleichfalls auf der Erde stand, Mandeln, und während wir sie langsam zerkrachten, lasen wir ‚Die Skalpjäger‘.

Dieses Buch heißt bei Jedem anders — aber jeder richtige Junge hat so etwas einmal gelesen. Das muß so sein. Manche lasen Karl May — ich habe es wegen Langweiligkeit nie fertig bekommen —, manche schmökerten Ebers, und manche — o schöne Zeit! — den ‚Guten Kamerad‘. Es war eine dolle Sache: weiter jagte die Geschichte, weiter, weiter — und Landschaftsschilderungen wurden grundsätzlich überschlagen. Kommt der Reiter durch oder kommt er nicht durch? Alles Andre war gleich.

Diese Sensationen kehren nie wieder. Aber wenigstens erinnert mag man daran werden, hier und da — und so ein Erinnerungsbuch ist der ‚Marques de Bolibar‘ von Leo Perutz (bei Albert Langen in München erschienen).

Das ist wirklich ein edles Indianerbuch. Ich habe euch schon einmal Perutzens ‚Dritte Kugel‘ (auch bei Langen erschienen) empfohlen dürfen — aber dies ist hier mindestens grade so schön. Es ist anders: die ‚Dritte Kugel‘ war wilder, bewegter, umfassender und verworrener. Dieses hier ist klar disponiert, läuft sauber ab wie eine schnurrende Spule — aber es ist eine herrliche Sache, was der tote Marques de Bolibar noch alles für Gefahren heraufbeschwört . . . Wäre die Liebesgeschichte nicht, so hätten wir ein Buch für die reifere Jugend, so einen richtigen Schmöker unsrer Jugendzeit. Ob die Zeiteinheiten stimmen oder nicht, ist ja belanglos — wenn sie nur echt wirken. Und wie echt wir-

ken sie! „Der Sergeant rannte zur Treppe und rief zum Dachboden hinauf. ‚Kümmel! Bist du noch wach? Kümmel! Komm rasch herunter!‘ „Deine Taler sind anmarschiert gekommen!“ Der Dragoner Kümmel kam gleich darauf die Treppe heruntergestolpert, verschlafen und ungestriegelt wie ein Karrengaul. Statt des Mantels hatte er eine Roßdecke um die Schultern geworfen. Als er den Maultiertreiber sah, wurde er so gleich munter. ‚Bist wieder da?‘ schrie er. ‚Du Kotbutten! Du Saufutter! Du Teufelskloake! Wer hat dich eingefangen? Wo ist mein Geld?‘“ Das lob ich mir.

Es ist ein Jammer, daß diese gut ausgestattete Ausgabe nicht mit vielen Bildern von Wilhelm Schulz geschmückt ist. Das wäre der Mann für so ein Buch.

Denn es enthält im Text so liebevoll ausgetuschte Bilder, so unendlich viele Details, die gar nicht recht zur Sache gehören und nur aus Spaß an diesen Dingen aufgemalt sind. Ein Fressen für einen Maler. Und so entzückend altmodisch — so durchaus von vorgestern, und doch tausendmal reinlicher, anständiger und sauberer als Edschmiedn alle seine öffentlichen Bücher.

Und so rekommandieren wir denn für die kommende Grippezeit das treffliche Büchlein allen Freunden einer unterhaltsamen Lektüre.

*Peter Panter*

#### Liebe Weltbühne!

Als ich nach Beendigung des Weltkriegs stellungslos durch die Straßen der Stadt Leipzig irrte, lief ich dem Direktor des Schauspielhauses in die Arme, Herrn Fritz Viehweg, und fragte ihn, ob ich nicht Dramaturg bei ihm werden könne. Und Viehweg antwortete: „Meinswääjn. Mich schtören Se nich.“

*Hans Reimann*

# Antworten

Augst. Als Ovid eine falsche und seinem Kaiser nicht genehme Politik gemacht hatte, ging er in die Verbannung; nach Constanza am Schwarzen Meer. Als Heinrich der Vierte von der päpstlichen Politik überwunden worden war, ging er nach Canossa. Die sich bei uns blamieren, werden entweder Oberpräsidenten; oder sie schreiben Memoiren, mit denen sie mehr Geld verdienen, als sie je wert gewesen sind; oder sie geben eine Zeitschrift heraus. Sprich: „Morgen“ von August Winnig. Dieser Winnig war früher Sozialdemokrat, nämlich wie etwa Wolfgang Heine: ein Edelwachtmeister. Das sind die typisch deutschen Ideologen: Männer, die Ideen nur genau so lange propagieren, wie sie garantiert ungefährlich und nicht in die Wirklichkeit umzusetzen sind. Die ostpreußischen Sozialisten haben Herrn Winnig nicht übertrieben lieb: weil er mit jedem Selbstschutz general etwas machte, was er und der Politik nannten, und weil er eingewickelt wurde wie Noske von Lüttwitz. Jetzt aber weist er den verirrtten Deutschen den Pfad des Heils. Erstaunlich, woher ein heringefallener und abgetretener Mann die Courage nimmt, den Mund noch so aufzureißen. Erstaunlicher, daß er noch immer Anhörer findet. Sie würden niemals mit einem Chauffeur fahren, der einmal eine Familie in den Graben gekippt hat. Die Noske, Winnig und Ludendorff aber erfreuen sich uneingeschränkten Vertrauens. Wie seufzte doch meine alte Anna Schramm als Höckerin Hanne? „Wer kann for de Liebe . . .!“ Auch ihre Liebe galt einem Militär.

Hermann F. Es ist vereinbart worden, daß ich die folgende Mitteilung mache: „Vor der Verhandlung, die am vierten November über die Rechtmäßigkeit der von Herrn Rechtsanwalt Grünspach gegen die „Weltbühne“ erwirkten Einstweiligen Verfügung am Landgericht III stattfinden sollte, fand durch Vermittlung des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller eine Aussprache der beiden Parteien statt. Die Aussprache klärte eine Reihe von Mißverständnissen auf. Insbesondere hat sich herausgestellt, daß Herr Rechtsanwalt Grünspach in Sachen Wilhelm Herzog niemals dem hamburger Untersuchungsausschuß der U. S. P. D. eine Erklärung des Wortlautes oder Inhalts abgegeben hat, Herr Siegfried Jacobsohn sei durch seine Vorstrafen genügend gekennzeichnet, so daß es sich nicht verlohne, ihn zu verklagen. Der Streit ist infolgedessen beigelegt worden. Herr Rechtsanwalt Grünspach hat auf die Rechte aus der Einstweiligen Verfügung verzichtet. Bestimmend war dabei für ihn die Erkenntnis, daß durch die Aufrechterhaltung der Einstweiligen Verfügung eine Reihe anerkannter Schriftsteller, deren Aufsätze in Nummer 42 der „Weltbühne“ stehen, geschädigt werden würden, und daß er jede auch nur scheinbare Gefährdung der Freiheit der Presse vermeiden möchte.“

---

Für die politischen Gefangenen in Bayern haben ferner eingesandt: Rappsieber, Halle, 1 Schachtel Zigarren; Passig, Berlin, 20 Mark und 14 Bücher; Stationsbau S. u. H., Siemensstadt, 33 Mark; Erich Wolf, Christiania, 20 Mark; Ungenannt sein Wollender 100 Mark; L. & F., Frankfurt am Main, 3 Tafeln Chocolate, 2 Pakete Cakes, 1 Päckchen Tabak, 1 Päckchen Zigaretten; Verlag der Fackel, Wien, 1000 Mark.

\*

Die Gefangenen haben die Gaben vom Verlag der Weltbühne erhalten und ihren Empfang bestätigt. Wünsche der Geber für die Verteilung sind nach Möglichkeit berücksichtigt worden. Die Gefangenen danken Allen, die ihrer gedacht haben, von Herzen. Wir bitten, sich dieser armen Menschen auch weiter erinnern zu wollen. Es ist die edelste Waffe, die wir gegen eine ohnmächtige und rachsüchtige Regierung haben.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.

## Wedding und Esplanade von Karl Rothhammer

Politik machen heißt: zweckmäßig handeln. Es ist darum für den Politiker nur eine Frage der Taktik, ob er die Welt voll Teufel oder das Leben eine Rutschbahn sein läßt, ob er Pathos oder Zynismus ankurbelt: die Hauptsache ist und bleibt, daß das Ziel erreicht wird. Das Ziel aber ist: stärkste und dauernde Lebensäußerung der herrschenden Macht. Ob Herr Stinnes oder Herr Sinowjew: das Leben geht weiter. Sieger bleibt, wer die Kräfte der Volksgemeinschaft zusammenfaßt und möglichst reibungslos produktiv werden läßt.

Zur Zeit streiten sich um den Sieg: Kapitalismus und Sozialismus. Die von Karl Marx entscheidend aufgestoßene Perspektive läßt auch heute noch durch einen Nebel von turbulenter Willkür und Zufälligkeit endgültigen Erfolg nur ahnen. Auch am sogenannten Weltkrieg, der wohl schon morgen eine der vielen kriegerischen Episoden des Imperialismus sein wird, ist der Kapitalismus nicht zerbrochen; und selbst durch die moskowitzische Diktatur ist der Sozialismus nicht um einen Grad leistungsfähiger geworden, als er nach einer der tiefsten Erkenntnisse seines klarsten Dogmatikers werden konnte: „Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind.“

\*

Millionenfache Inbrunst gläubigen Proletariats hat das Lied von dem Arbeitsmann gesungen, der aufwachen soll, seine Macht zu erkennen: daß alle Räder stillstehen, wenn sein starker Arm es will. Die Elektriker Berlins, die dergleichen Gesangbuchverse von Kindesbeinen an auswendig wissen, gedachten wieder einmal einen Beweis für die Unwiderstehlichkeit des Streikfetischs zu liefern. Sie irrten sich auch nicht insofern, als Finsternis auf die Stadt fiel und Millionen Menschen zahllose Unbequemlichkeiten zu überwinden hatten. Aber sie konnten nicht verhindern, daß der Film-Gesellschafts-Abend im Hôtel Esplanade stattfand. Die Banalität dieser Feststellung kennzeichnet die ausschlaggebende Kräfteverteilung zwischen Kapitalismus und Proletariat. In Pankow, in Rixdorf und auf dem Wedding funzelten Stearinstümpflein, und im Esplanade blitzte unbekümmert um kintoppige Kitschiade der Edisonfunke auf fünfhundert Frack- und Smoking-Hemdbrüste. Auf dem Hof brummte eine Lokomotive, brummte wohlgeölt und sachlich, Herweghs und aller Religion spottend, das satte Lied von der selbstverständlichen Verwegenheit der kapitalistischen Bourgeoisie. Moralisierende Empfindsamkeit hatte eine Vision von Danton und Tanz auf dem Vulkan. Als auf der Leinwand Christian Wahnschaffe vor der Krollin, der Verwöhnte vor der Enterbten niederkniete, ging ein beinahe echtes Verantwortlichkeitsgefühl durch die skeptischen Gehirne, und als die kleine Lillebil, eine zweite Lola Montez und eine dritte Dubarry, von wildflamrender Re-

olution massakriert wurde, war der Eindruck: Olle Kamellen! Die Lokomobile auf dem Hofe wurde zum Symbol jener Lebensintensität, die noch lange nicht fallreif ist, und die nicht dadurch aus der Welt geschafft wird, daß man sie, von Tiraden berauscht, zu übersehen versucht. Zugegeben, daß hinter der Willkür der berliner Elektriker schamlos aufgescheuchter Instinkt für Gerechtigkeit sich reckte. Diese Männer wissen von dem Krepieren der Kinder, von dem Blutbrechen der Halbverhungerten, von den Skeletten in den berliner Elendsquartieren. Sie sehen die unzugängliche Herrschaftsbastion des alten Reichtums, die brutale Lebensgier des jungen. Wer will ihnen da verdenken, daß sie den Griff an die Kehle des Untiers wagen! Aber Politik machen heißt: zweckmäßig handeln. Streik ist keine Angelegenheit der Sentimentalität, Streik ist politische Waffe, die zerschellt und den Träger trifft, wenn sie falsch eingesetzt wird. Das alte Kampflied darf nicht Betörung werden, auch nicht für Den, dem kein Mahl, kein Feierkleid, kein warmer Herd bereitet ist, jedenfalls so lange nicht, als ihm das scharfe Schwert mangelt. Das scharfe Schwert aber, das allein Sieg zu erringen vermag, heißt: organisierter Mehrheitswille. Die zusammengebrochene Diktatur der berliner Elektriker ist nur eine Wiederholung, eine Versteifung des Kapitalisten-Vergnügens, das eigentlich schon in Halle Genüge bekam.

Ludendorff ist eben eine ansteckende Krankheit. Darum haben die Kapp-Hengste nicht die geringste Veranlassung, gegen ihre schwächlichen Nachahmer auszuschlagen. Sie könnten sich höchstens bei ihnen bedanken, denn wieder einmal ist der Aufmarsch gegen Rechts, gegen die Bravos von Hannover, gegen die bayrischen Heugabeln unterbrochen worden, der Aufmarsch, aus dem sich bei den Preußenwahlen die Angriffskohorten zur endgültigen Abdrosselung der Reaktion entwickeln sollten. Zum zweiten Mal, zum hundertsten fällt der Ruhr-Schatten auf das deutsche Proletariat. Wieder einmal wird der Sozialismus, der beinahe zur Weltanschauung reift, Bürgerschreck. Um des Kinderspiels willen, rote Fahnen und Sowjet-Sterne im Lustgarten spazieren zu tragen, vergißt ein Teil des Proletariats, aber eben Proletariat, der Disziplin, die bedingungslose Voraussetzung jedes politischen Erfolges ist, und ohne die fünfzig Jahre demokratischer und sozialer Agitation niemals zur Abfangung des kaiserlichen Zusammenbruchs und zur ersten Arbeitsfähigkeit der Republik geführt hätten. Der Sozialismus ist um drei Strich zurückgeschmissen worden, weil Feuerwerkslaubfrösche gegen die Behäbigkeit der Lokomobile losgelassen worden sind. Er wollte wieder einmal ins Ziel hineinspringen — aber er muß zunächst begreifen lernen, daß er vielleicht so weit gekommen ist, mit dem Kapitalismus im gleichen Schritt und Tritt zu marschieren.

\*

Diese Erkenntnis zieht von vorn herein dem aus der Sozialisierungsdebatte zu erwartenden Ergebnis Schranken, die schwerlich überschritten werden dürften, wobei noch zu bedenken sein wird, daß die Torheit der berliner Elektriker, die sich gegen eine sozialistische Stadtgemeinde richtete, kaum dazu beitragen kann, weitreichenden Sozialisierungsplänen den Weg zu ebnen.

## Die alten Fehler von Meridionalis

Vor einiger Zeit brachte der ‚Messaggero‘, das gelesenste Morgenblatt der italienischen Hauptstadt, an leitender Stelle einen Artikel, der in fetten Lettern die Titelfanfane blies: ‚Deutschland verfällt in seinen alten Fehler‘. Der Fehler, hieß es da,

besteht in dem hartnäckigen Streben nach wirtschaftlicher und finanzieller Durchdringung Italiens; und zwar mittels Programmen und Methoden, die über das gewöhnliche freie Spiel der Kräfte jedes Landes auf dem Weltmarkt hinausgehen. Mit dieser Durchdringung arbeitet Deutschland daran, die Nervenzentren der italienischen Industrie und Finanz in seine Hände zu bringen und zu schwächen, ihm dafür sein eignes Industrie- und Bankwesen aufzupropfen, kurz: die ganze Wirtschaft Italiens zu knechten. Das ist dokumentarisch beweisbare Geschichte von gestern. Und erst von gestern ist auch die Rebellion gegen diesen Zustand, die Deutschland in die italienische Volksstimmung getragen hat, und die keineswegs der letzte Grund zu Italiens Eingreifen in den Krieg gewesen ist. Kaum ist nun aber der Krieg zu Ende, da gewahrt man einen sofortigen stillschweigenden Versuch zur Wiederaufnahme des alten deutschen Vorgehens.

Zum Beweis dieser These werden allerhand vage Andeutungen und Anspielungen produziert. Aber der ‚Messaggero‘ müßte nicht das Leibblatt des frühern Ministerpräsidenten Nitti, des verdienstvollen Erfinders und eifrigen Verfechters der „europäischen Politik“ sein, wenn sein Leifartikler nicht gegen den Schluß einlenkend bemerkte, es komme ihm mit alledem weniger auf die Verteidigung der italienischen Industrie an als auf die Verteidigung dessen, „was eine neue deutsch-italienische Freundschaft werden solle“.

Die Freundschaftsbeteuerungen des römischen Blattes sind in erster Linie darum nicht allzu ernst zu nehmen, weil seine tatsächlichen Aufstellungen nur offene Türen der Vergangenheit einrennen und für die Zukunft, für die nächste wenigstens, Gespenster sehen. Daß ein Teil der italienischen Großbanken mit deutschen Geldern und unter deutschen Direktoren arbeitete, daß die größten Industrie-Unternehmungen, zum Beispiel fast alle elektrischen, von Deutschen gegründet und geleitet waren und dergleichen mehr: all das wußte die Welt schon lange. Italien ist dabei nicht schlecht gefahren, und man darf wohl ohne Uebertreibung und Chauvinismus sagen, daß die „glorreiche industrielle Expansion“ Italiens heute nicht halb so glorreich dastünde, wenn deutscher Hirne und Hände Arbeit ihr nicht aus den Kinderschuhen geholfen hätte. Klarblickende Italiener wissen selbst am besten und haben es oft gesagt, daß „L'Italia farà da sè“ des savoyischen Reichsgründers ein schöner Spruch für Festhallen und Feuilletons ist, im wirtschaftlichen Raume aber, wo sich die harten Tatsachen der europäischen Konkurrenz stoßen, mindestens bis in die Anfänge des Jahrhunderts wenig zu suchen hatte. Es ist sehr billig, jetzt hinterher Deutschland zur „tête de turc“ zu stempeln, wie es ja nicht allein Italien tut. Ich muß mich dabei immer einer Eisen-

bahnfahrt aus dem Jahre 1912 zwischen der Riviera und Rom entsinnen. Als ich in einem genuesen Vorort einstieg, hielt ein mit unverkennbarem englischen Akzent italienisch radebrechender Herr eine vernichtende Anklagerede auf die Deutschen, deren Haupt-Punkte und -Argumente ungefähr denen des „Messaggero“ entsprachen. Einheimische versuchten schüchterne Einwendungen, konnten aber bis weit über Pisa hinaus kaum zu Worte kommen. Als der Zug bei Civitavecchia wieder die tyrrhenische Küste berührte, stellte sich heraus, daß der Herr der Bauleiter oder dergleichen einer von den Engländern auf Sardinien gebauten oder betriebenen Bahn war. Wenn eben die Deutschen nicht gekommen wären, so wären die Engländer, die Belgier, die Schweizer gekommen — wie sie dann ja auch im Kriege gekommen sind — und hätten „die Nervenzentren der italienischen Industrie und Finanz in ihre Hände gebracht“, einfach deshalb, weil die Italiens eben noch zu schwach und zu ungewandt waren. Man tritt Italien nicht zu nah, wenn man der Meinung ist, daß erst jetzt vielleicht (vielleicht!) die Zeit gekommen ist, da es politisch, militärisch, wirtschaftlich auf eignen Füßen stehen kann.

Stehen könnte. Denn die Tragik ist ja, daß einmal der Weltkrieg, dem sich Italien nicht fernhalten zu dürfen glaubte, eine derartige Verlagerung der europäischen Kräfte mit sich gebracht hat, daß Italien — samt manchen Leidensgenossen — mit seiner neugewonnenen Freiheit vom „teutonischen Joch“ nicht viel anfangen kann; und daß, zum andern, dem ganzen kapitalistisch-industriellen Machtbetrieb, der mit seiner Pleonexie von Unternehmertum und Abnehmertum, von Banken, die Maschinen und Meinungen fabrizieren, von Patent- und Exploitations-Monopolen, von „offener Tür“ und „meistbegünstigter Nation“ das abgelaufene Halbjahrhundert und seine Politik beherrscht hat, das Zünglein bereits geläutet ist. Schon aus diesem letzten Grunde wirken die Warnungen des „Messaggero“ wie Kriegsrufe zu einem Ritt gegen Windmühlen. Aber selbst wenn es im alten Stil so weitergehen könnte und sollte — wie die Ewig-Blinden sich ja den Anschein geben —, so hat grade Deutschland für absehbare Zeit genug mit dem Wiederaufbau seiner eignen Wirtschaft und Industrie zu tun und dürfte darum keine allzugroße Lust verspüren, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mengen. Vielleicht sogar zum Schaden dieser andern Leute.

Man kann sich nach alle dem schwer eines bittern Lächelns erwehren, wenn vom „freien Spiel der Kräfte“ die Rede ist. Das zeigt nur immer wieder, daß ein Teil der Welt tatsächlich nicht Bescheid weiß über Deutschlands derzeitige Lage und Verfassung, und daß ein andrer so tut, als wüßte er es nicht. Uebereinstimmend berichten Reisende, daß zumal in den südlichen und östlichen Ländern ein Vertrauen zu Deutschlands ungebrochener wirtschaftlicher Kraft und ungehemmter Expansionsfähigkeit herrscht, die durch die tatsächlichen Verhältnisse nicht gerechtfertigt ist und in absehbarer Zeit auch kaum Rechtfertigung finden dürfte. Charakteristisch ist, daß selbst ein Teil der italienischen Regierung sich bis vor kurzem alles Ernstes einbildete, die hermetische Absperrung der deutschen Grenzen



gegen gewisse Luxusfrüchte entspringe bösem Willen. Wo aber kein Spiel (der Kräfte) mehr ist, da gibt es keine Verletzung der Spielregeln mehr, und der erhobene Zeigefinger gegen Leute, die keine Karten mehr in der Hand haben, wird eine leere oder zu ganz andern Zwecken als der Ermahnung zum fair play exekutierte Geste. Ohnehin erscheint bei einigem Nachdenken der bekanntlich schon immer ausgestoßene Ruf nach Beachtung gewisser Grenzen im wirtschaftlichen Macht- und Marktgeraue als ein Gebaren betrogener Betrüger, ausgebeuteter Ausbeuter. Das unsäglich Vergiftende, Entseelende und Entgeistende unsrer Zivilisation liegt in der Tatsache des kapitalistischen Kampfes ums Dasein, nicht in einer mehr oder minder raffinierten „Methode“ oder einem mehr oder minder extravaganten „Programm“. Und Vorwürfe darüber stehen Völkern nicht an, die die darwinistische Lehre vom Kampf Aller gegen Alle entweder geschaffen haben oder zum großen Teil noch von ihr durchdrungen sind; so tief berechtigt dergleichen Vorwürfe gegen ein Volk sind, das (vor dem Antlitz der Historie sind Jahrhunderte Minuten) aus dem höchsten Spiritualismus in den niedrigsten Materialismus geschlüpft ist wie von einem Hemd in ein andres.

\*

So ist an jenem Artikel des römischen Morgenblatts eigentlich nichts ernst zu nehmen als — der Titel. Ja, die Deutschen verfallen bereits wieder in ihre alten Fehler. In die Fehler, ohne die der sogenannte Handelsneid niemals so passionierte Formen angenommen und niemals zu so katastrophalen Folgen geführt hätte, wie sie Deutschland überrascht und schauernd erlebt hat: Fehler des persönlichen Auftretens und des politischen Takts.

Jenes harmlosere Kapitel mag nur kurz gestreift werden. Daß die Deutschen in allen italienischen Großstädten buchstäblich wieder in Rudeln auftreten, nicht alle sogar ohne Lodenhut und Wadenstrümpfe; daß diese doch durchwegs den gebildeten Schichten sich Zuschreibenden so laut reden wie hier nur diejenigen Stände, die sie nicht dazu rechnen; daß sie Museen mit Geschwätz, Weinhallen mit Kommersliedern und Eisenbahnzüge mit heute doppelt schlecht fundierten Vergleichen zwischen der Sauberkeit und Pünktlichkeit nordischer und südlicher Menschheit erfüllen: das mag als verhältnismäßig harmlos hingehen. Viel böser ist schon, daß immer noch Einzelne sich nicht enthalten können, mit den Vokabeln „Verrat“ und „welsche Tücke“ um sich zu werfen, sobald das Gespräch auf Politik kommt oder, wie meist, von ihnen hingeführt wird. Von den „gaffes“ der deutschen Presse sei erst gar nicht geredet; denn man müßte allein Bände mit den närrischen, von keines politischen Gedankens Blässe angekränkelten Ueberschriften füllen, mit denen in den ernsthaftesten Blättern des Reiches die harmlosesten Telegramme der ruhigsten Korrespondenten zu Sensationszwecken versehen werden.

Aber wie soll man die Knechte loben? Das Aergernis kommt ja von oben. Persönliches Auftreten hin, politischer Takt von Privaten und Presse her: Engländer nehmen manchmal auch kein Blatt vor und Franzosen noch öfter das Messer in den Mund. Aber ganz davon zu schweigen, daß hinter beiden heute

noch immer eine Macht steht, was man von uns ja nicht grade behaupten kann: über beiden waltet doch wenigstens eine Regierung, die ungefähr weiß, was sie redet, und die ziemlich genau weiß, wann der Gebrauch von geschliffenen Werkzeugen und Worten angebracht ist. Herr Doktor Simons ist sich darüber nicht im Klaren. Seine Handlungen und besonders seine Worte gleichen gewissen Festen, die man nehmen muß, wie sie nun einmal fallen. Sicherlich ist er überzeugt, in seiner jüngsten Reichstagsrede außerordentlich sachdienliche Sätze, gesprochen zu haben. Deutsche in Italien, die das Denken noch nicht verlernt haben, und Italiener, die ihre Landsleute darüber zu belehren streben, daß ein Zusammengehen mit Deutschland und darum ein wiedererstarktes Deutschland in ihrem Interesse wie im Interesse des Weltfriedens liege, sehen sich wieder einmal vor einem kleinen Scherbenhaufen. Einer der bedeutendsten Journalisten Italiens, ein Mann, der genügend Liebe zu Deutschland und Ueberzeugungstreue besaß, um, als Italiens Eingreifen entschieden war, eine große Stellung bei einem Blatt, das dieses Eingreifen herbeizuführen geholfen hat, aufzugeben — der schreibt:

Das Exposé, das der deutsche Außenminister über seine Politik im Reichstag gegeben hat, ist ohne Zweifel kein Akt von diplomatischer Klugheit und Geschicklichkeit. Simons konnte seine warme Vertretung des Deutschtums von Südtirol unterlassen; nicht nur aus Delikatesse gegen Italien, das die einzige Deutschland freundlich gesinnte Macht ist, sondern aus elementarer internationaler Vorsicht, die verlangt, daß man Feinde so lange zufrieden läßt, wie sie den Willen und die Macht haben, zu schaden. Es ist gewiß zulässig, wenn in einer Wahlversammlung ein alldeutscher Professor Südtirol für Deutschland in Anspruch nimmt; aber ein Reichsminister darf das nicht in einer offiziellen Rede tun. Südtirol hat nie zu Deutschland gehört; Südtirol ist Italien von Oesterreich abgetreten worden; Oesterreich ist aber heute nicht Ein und das Selbe wie Deutschland; ja, nach dem Vertrag von Versailles ist es und soll es etwas von Deutschland vollständig Getrenntes und Verschiedenes sein. Italien hat diesem Kapitel des Vertrages niemals Vorliebe entgegengebracht; es gibt jedoch andre Mächte, die nicht nur streben, die Trennung zwischen Oesterreich und Deutschland aufrechtzuerhalten, sondern auch einer vollständigen Auflösung des Reiches Vorschub zu leisten. Diesen Mächten wird die Rede von Simons Anlaß zu einer großen Protestaktion geben; und sie werden sich ihrer sicherlich bedienen, um die Freundschaft zwischen Italien und Deutschland zu trüben, die für dieses ein Angelpunkt seiner Politik sein sollte. Man begreift daher nicht, warum Herr Simons sich in dieses Spiel mischt und es, statt zu stören, noch begünstigt.

Kein Deutscher könnte mit mehr Schonung und Bitterkeit seiner Regierung sagen, daß sie in ihrer Unvorsichtigkeit und Unkenntnis Die vor den Kopf stößt, die drauf und dran sind, ihre Freunde zu werden, und Denen das Messer schärft, die ihre geschworenen Feinde sind. Ein Deutscher aber hat das Recht, ja die Pflicht, alle Schonung beiseite zu setzen; nicht nur weil ihm vor den Fremden die heiße Scham in die Schläfen steigt, sondern weil er nicht wortlos zusehen kann, wie nach Nieder-

lage und Revolution, nach zwei Millionen Toten und fünf Jahren Hunger immer wieder, und nun von Leuten, die nicht ein Narr von Gottes Gnaden, sondern der angebliche Volkswille an ihre Stelle gebracht hat, genau die gleichen Fehler gemacht werden, die Deutschland all jene schönen Dinge eingebrockt haben.

Was hatte Herr Doktor Simons überhaupt über Südtirol zu reden? Hat er von Nordböhmen geredet, wo das Volkstum von zehnmal so viel Deutschen in ganz andrer Gefahr ist als zwischen Brenner und Salurn, wo die Italiener so auftreten, wie es sich für die Deutschen im Elsaß gehört hätte? Warum mußte er gerade in diesem Augenblick darüber reden, wo sich Giolitti bemüht, durch einen umfangreichen Botschafterschub ein Zusammenarbeiten Englands und Italiens in „europäischem“ Sinne zu erreichen, um Frankreich ein Paroli zu bieten? Wußte der Vorgesetzte der gesamten Auslandsvertretung des Reiches nicht, daß drei Tage nach seinem Diskurs der beim italienischen König noch nicht beglaubigte deutsche Botschafter empfangen werden mußte? In welche Lage hat er den Herrscher eines uns nicht übelwollenden Landes und seinen eignen Untergebenen gebracht? Und wenn er denn unbedingt, wahrscheinlich von der bekannten „völkischen“ Seite dazu bestimmt, den Südtirolern nach der nunmehr ausgesprochenen Annexion einen Abschiedsgruß zuzurufen wollte: konnte er nicht einfach die Hoffnung aussprechen, daß Deutsch-Südtirol eine Brücke für die beiden Völker werden würde, wie es selbst ganz rechts stehende Blätter öfters ausgedrückt haben? Mußte er in wilhelminische Ausdrücke beinahe drohenden Charakters verfallen? (Das offizielle italienische Depeschembureau übermittelt unter andern den Ausdruck: „pomo di discordia“, Zankapfel.) Hat er noch nichts davon gehört, daß tatsächlich die ernsthaftesten Kreise Italiens das „Alto Adige“ gar nicht wollten, mit dem ihnen nur allerhand adriatische und asiatische, von den eignen Alliierten und Assoziierten beigebrachte Wunden verpflest werden sollten? Hat der Herr Reichsminister vielleicht schon einmal etwas davon vernommen, daß die aus den Wahlen der allerletzten Zeit als stärkste Partei hervorgegangenen Christlich-Sozialen keine unbedingten Anhänger des Anschlusses und deshalb höchst mißtrauisch gegen „berliner“ Einmischungen in oesterreichische Dinge sind?

Man könnte noch Frage um Frage aufwerfen. Wozu? Es gibt ja doch auf alle diese Fragen nur die eine Antwort, die ein deutscher Parteiführer zu einer Zeit, da seine Partei in ihrem Namen und auch sonst noch nichts vom Volke wissen wollte, bei Gelegenheit der Zabern-Affäre zu dem temperamentvollen Ausbruch veranlaßte: „Es ist zum Heulen!“ Weniger temperamentvolle, weil weniger nationalliberale Menschen, die, unter welchem Breitegrad immer, einfach Deutschland lieben, ohne seine Bewohner übertrieben bewundern zu können, fassen ihre Meinung wohl am besten in das alte römische Sprichwort zusammen: Naturam expellas furca, tamen usque recurret — zu Deutsch: Sie lernens nie! Sie machen immer wieder die alten Fehler.

# Kärnter Abstimmung und Deutschtum

von Hermann Wendel

Dem Bekenntnis zum Deutschtum,“ ließ sich Herr Fehrenbachs schmalziges Pathos am siebenundzwanzigsten Oktober 1920 im Reichstag vernehmen, „das in den Abstimmungsgebieten so eindrucksvoll abgelegt worden ist, hat sich die Abstimmung in Kärnten angereicht. Auch dort haben unsre Stammesbrüder treu zum deutschen Namen gehalten.“ Nun hat Herr Fehrenbach, da er schließlich nur deutscher Reichskanzler ist, fast die Amtspflicht, der Grundbedingung jeder äußern wie innern Politik, der Kenntnis der Tatsachen, so gründlich wie möglich zu entraten, und die Tonart, in der er das kärntner Liedchen trällerte, klang so oder ähnlich durch die ganze deutsche Öffentlichkeit.

Aber eine andre Sprache als die Fehrenbäche und Festredner haben, unbeschadet der 22 625 deutschösterreichischen neben den 15 278 südslawischen Plebiszitstimmen, die Tatsachen. Zunächst gibt für Kärnten trotz der so beliebten Redensart von dem urdeutschen, dem kerndeutschen, dem seit einem Jahrtausend deutschen Lande die amtliche österreichische Statistik von 1910 außer 304 287 Deutschen 82 212 Slowenen an, und da unter den Habsburgern die Volkszählung durch den Kautschukbegriff der „Umgangssprache“ überall die Nationalitätsziffern zugunsten der Deutschen bedenkenlos zu fälschen pflegte, ist wohl gut ein Viertel der kärntner Bevölkerung slowenisch. Vor zwei bis drei Menschenaltern entfiel schon auf zwei Deutsche ein Slowene, denn die Zählung von 1851 führte noch 96 735 Slowenen und nur 223 489 Deutsche an, und da die Sprachgrenze damals ein Stück nördlich von Klagenfurt verlief, beherbergte diese heute zweifellos deutsche Stadt mit kaum 2,5 vom Hundert Slowenen noch 1857 6000 Slowenen neben 3400 Deutschen. Auch in den Büchern der nationalslowenischen Bewegung steht dieser Teil Kärntens von früh an verzeichnet. In Klagenfurt gründete 1848 Andreas Einspieler, ein freigesinnter katholischer Geistlicher und einer der Aufrüttler seines Stammes, die Slowenische Gesellschaft (Slovensko drusto) und gab 1865 das politische Blatt Slovenec mit dem Leitspruch: Lebe, lebe, slowenischer Geist, sei lebendig für ewig! heraus; in Klagenfurt begann 1852 der Sankt-Hermagoras-Verein (Druzba Sv. Mohorja) seine Tätigkeit, der heute von den rund anderthalb Millionen Slowenen 90 000 zu seinen Mitgliedern zählt und jedem jährlich sechs gute Bücher zu eigen gibt; in Klagenfurt entstand 1864 eine der slowenischen Lesehallen, die Zellen der nationalen Wiederbelebung waren; in Klagenfurt trat 1869 die politische Gesellschaft Trdnjava auf den Plan, und als an der Wende der sechziger und siebziger Jahre die „Jungslowenen“ durch Volksversammlungen mit Wimpeln und Musik die Bauernschaft aus ihrer Teilnahmslosigkeit aufzuscheuchen begannen, fanden diese „Tabori“ auch in Kärnten statt. Hätte historisches Recht für das zwanzigste Jahrhundert mehr Geltung als ein verstaubtes und vermodertes Stück Pergament: die Slowenen dürften mit Fug ihre Ansprüche auf Klagenfurt samt Umgebung oder, wie sie es nennen, Celovec

anmelden. So aber zählt dieser Teil Südkärntens, die 352 Quadratkilometer umfassende Abstimmungszone B, unter 58 600 Einwohnern 50 600, also fast neun Zehntel, Deutsche; angesichts der lebendigen Gegenwart helfen den Südslawen die schönsten geschichtlichen Erinnerungen so wenig wie den Italienern bei den längst südslawisch gewordenen Städten Dalmatiens, und folgerichtig ist mit der Entscheidung für Deutschösterreich im Abschnitt A auch der Abschnitt B ohne weitere Volksbefragung an die deutschösterreichische Republik gefallen.

Für die 1768 Quadratkilometer messende Zone A aber, den Landstrich zwischen Wörthersee und Karawanken, gibt selbst die deutsch gefälschte wiener Statistik von 1910 nur 23 510 Deutsche neben 52 212 Slowenen an; also sind in Wahrheit vier Fünftel der Bevölkerung dieser Gegend Slowenen. Da dieses Verhältnis auch bei den Abstimmenden angesichts ihres fast lückenlosen Aufmarsches unverändert wiederkehrt, stecken in den 37 903 Plebiszitstimmen über 30 000 slowenische; von den an der Urne erschienenen Slowenen hat demnach die Hälfte den grünen, den deutschösterreichischen Stimmzettel abgegeben oder anders: „unsre Stammesbrüder“ in Kärnten, die nach Herrn Fehrenbach ein „Bekenntnis zum Deutschtum“ abgelegt haben, waren zu mehr als zwei Dritteln Slawen! Die über das Ergebnis des zehnten Oktober bestürzte südslawische Presse schrie denn anfangs Verrat und beschuldigte die Deutschöesterreicher, mit Unterstützung der Italiener, die wegen der strategischen Bahnverbindung Triest-Wien für ein nichtslowenisches Südkärnten eingenommen sind, Schwindeleien größten Stils betrieben zu haben. Inzwischen hat das südslawische Mitglied der Plebiszitkommission, Jowan M. Jowanowitsch, ruhig zugegeben, daß nicht mehr Unregelmäßigkeiten vorgekommen seien als sonst bei Wahlen, und „Nova Evropa“, die seit kurzem in Agram erscheinende sehr bemerkenswerte politische und kulturelle Rundschau, weist gleichfalls die Erklärung des Abstimmungsausfalls mit Betrug als haltlos zurück. Allgemein bemüht sich auch die südslawische Presse, die Ursachen für die mangelnde Anziehungskraft des Staates innerhalb seiner Grenzen zu suchen, und deckt schonungslos die eiternden Wunden eines Landes auf, in dem sich der Uebergang vom Alten zum Neuen unter tausend Hemmungen und Störungen vollzieht, und in dem die Erbschaft der Türkenzeit, der Magyarenherrschaft und des Oesterreichertums nicht von heute auf morgen zu liquidieren ist. Aber von dem einen großen Vorteil abgesehen, daß die deutschösterreichische Republik ihren Bürgern keine Flinte auf die Schulter lädt und Südslawen seine Söhne zum nicht immer unblutigen Soldatenspiel nach Makedonien und Albanien schickt, hat auch Deutschösterreich nicht so viel an Reizen in die Wagschale zu werfen, um Glieder fremden Volkstums zu sich herüberzuziehen, selbst wenn sie von allerhand faulen Flecken im Staat ihrer Stammesgenossen angeekelt sind.

Eine landläufige Erklärung beruft sich zwar darauf, daß die kärntner Slawen eben nicht Slowenen, sondern „Windische“ seien und auch „einen besondern, man könnte sagen: einen Mischdialekt“ sprächen. Aber ethnisch sind die slawischen Be-

wohner Kärntens so echte Slowenen, wie die Elsässer unzweifelhafte Deutsche sind; wenn die Unterschiede zwischen der kärntner und krainer Mundart so ins Lächerliche übertrieben werden, daß Paul Michaelis im Berliner Tageblatt ihnen nicht mehr Gemeinsames zuspricht als dem Deutschen und Englischen, so erscheinen auch oberelsässer „Ditsch“ und düsseldorfer Platt nicht grade als besonders geeignete Hilfsmittel zur Verständigung unter doch — nicht wahr? — rein deutschen Stämmen; Schriftsprache jedenfalls ist für Kärntner und Krainer, Steirer und Görzer, Küstenländer und Istrianer das Slowenisch, in dem die Werke der Presern, Levstik, Cankar und Zupancic geschrieben sind, und in Schriftslowenisch, also in „Krainisch“, waren die für die kärntner Slawen bestimmten Flugblätter der deutsch-oesterreichischen Abstimmungspropaganda verfaßt. An sich hatten also 1918 die Südslawen wirklich so viel Recht oder „Recht“ auf diesen Teil Südkärntens wie 1871 die Deutschen auf das Elsaß; die Stimme des Bluts rief nach abgesprengten Brüdern.

Doch ähnlich wie 1871 antwortete die Stimme des Bluts von drüben gar nicht oder nur schwach. Hatten die Elsässer in den zwei Jahrhunderten Franzosenzeit ihre deutsche Sprache und Sitte bewahrt, um durch die befreienden Erlebnisse der großen Revolution auch seelisch dem französischen Vaterland gewonnen zu werden, so hatte ein Jahrtausend deutscher Herrschaft den kärntner Slowenen zum schließlich freiwilligen Hintersassen des Deutschtums gemacht. In seiner Masse armer Pachtbauer, war er wirtschaftlich wie politisch ohnmächtig; noch heute haben in Südkärnten neunzehn deutsche Feudalherren, die Prinzen Lichtenstein und Fürsten Orsini-Rosenberg, die Grafen Dietrichstein, Thurn-Valsassina und wie all das blaue Blut getauft ist, 80 000 Hektar des Bodens inne, und in dem ständischen kärntner Landtag besetzten 114 deutsche Großgrundbesitzer 10 Sitze, während rund 100 000 Slowenen durch zwei Abgeordnete vertreten blieben. Dazu kam seit Jahr und Tag und erst recht, seit der mit Wien verbündete berliner Imperialismus nach Triest als einem Eckpfeiler deutscher Weltherrschaft schielte, die planmäßige Germanisierung durch Schule, Verwaltung, Gericht, Heer und sogar Eisenbahn; schnippische Thusnelden schlugen den Schalter vor der Nase demjenigen Kärntner zu, der auf Slowenisch eine Fahrkarte heischte. Aber auch gegen die überlegene deutsche Kultur vermochte der kärntner Slowene umso weniger ein Gegengewicht aufzubieten, als ihn von seinen krainer Stammesbrüdern der Gebirgswall der Karawanken trennte, in dem vor Eröffnung der Tauernbahn der Monde lang verschneite Loiblpaß die einzige Pforte war; durch diese chinesische Mauer von den Brennpunkten der neuern nationalslowenischen Bewegung geschieden, erlebten in ihrer Masse die „Windischen“ die Wiedergeburt ihres Stammes lange nicht so in den tiefsten Tiefen mit wie die Slawen in Krain, Görz, Küstenland, Istrien oder selbst Steiermark.

Hier wimmelt es deshalb von schwankenden Gestalten, bei denen die Entscheidung für Deutschtum oder Slawentum keinesfalls aus den Schächten des nationalen Bewußtseins aufsteigt. Aber für die Abstimmung am zehnten Oktober hieß die Frage:

gar nicht: Deutschtum oder Slawentum?, nicht einmal: Deutsch-oesterreich oder SHS-Staat?, sondern ganz einfach: Unterteiltes Kärnten oder nicht? In der Tat riegeln die Karawanken Südkärnten als geschlossenes Wirtschaftsgebiet gegen Krain ab; für die kärntner Slowenen sind die deutschen Städte Klagenfurt und Villach die gegebenen Märkte, ihr Vieh und Getreide loszuwerden und sich mit Eisengeräten und Webwaren zu versehen; Laibach liegt für sie außerhalb der Welt. Darauf, nicht auf der Macht und Herrlichkeit des Deutschtums fußte die ganze deutsch-oesterreichische Propaganda. Von Deutsch-oesterreich oder gar von Deutschland war auf der andern Seite weit mehr die Rede als auf dieser, die Losung lautete: Für ein ungeteiltes Kärnten!, der Schlachtruf hallte: Kärnten den Kärntnern!, und man kannte nicht Deutsche hüben und Slawen drüben, sondern „heimattreue Kärntner“ hier und „krainisch gesinnte“ dort! Ja, den kärntner Slowenen wurde vorgehalten, daß sie im Rahmen Deutsch-oesterreichs ihr Volkstum mit Pflege ihrer Sprache und Sitten besser zu wahren vermöchten als in Südslawien, dem die Serben ihr Gepräge aufzudrücken strebten. Die Erwägung aber, daß Rosenbach von Villach 27, von Laibach 79 Kilometer entfernt ist, und daß sich von Ferlach Klagenfurt schon in dreiviertel, Laibach erst in dreieinhalb Stunden erreichen läßt, war es am Ende, die den Sieg über das schwach entwickelte Gefühl der Blutverwandtschaft mit denen jenseits der Karawanken davontrug; die wirtschaftsgeographische Notwendigkeit schlug die nationale Romantik aus dem Felde.

Kärnten mag aufatmen, daß in seinem südlichen Teil der wirtschaftliche Blutkreislauf nicht durch eine das klagensfurter Becken entzweischneidende Grenze gehemmt wird. Das arme Deutsch-oesterreich mag sich freuen, daß ihm die landwirtschaftlich und industriell nicht unbedeutenden Werte der Zone A erhalten bleiben. Aber wenn ein Abstimmungsergebnis, das fast durchweg eine regionale, keine nationale Angelegenheit war, in Kärnten von alldeutschen Wichtigmachern mit schwarzweißbroten Fahnen begrüßt und bei uns von vaterländischen Vollbärten als „Bekennnis zum Deutschtum“ gefeiert, wenn dabei, wie schon Georg Christoph Lichtenberg von den Phrasenpatrioten seiner Zeit höhnte, das Wort deutsch nur „mit offenen Naslöchern“ ausgesprochen wird, so ist das ein Zeichen, daß wir in unsrer auswärtigen Politik noch der ursprünglichsten Tugend ermangeln, uns die verlorene Achtung der Welt wiederzugewinnen: der Ehrlichkeit vor uns selbst!

---

Die Juden sind dümmer wie Vieh, wenn sie sich einreden, bei entstehender Revolution würden sie von den Regierungen geschützt werden. Nein, man würde sie dem Volkshasse aufopfern; die Regierungen würden suchen, sich um diesen Preis von der Revolution loszukaufen. Wenn man in Indien die greuliche Boaschlange erlegen will, jagt man ihr einen Ochsen entgegen; den frißt sie ganz auf, und dann, wenn sie sich nicht mehr bewegen kann, tötet man sie. Die Juden werden die Ochsen sein, die man der Revolution in den Rachen führt, und wenn sie nicht auf mein Journal abonnieren, mag ihnen Gott gnädig sein.

# Der Fall Nicolai von Ernst Emil Schweitzer

Ist der Professor Georg Fr. Nicolai würdig, seine Vorlesungen an der Universität Berlin fortzusetzen? Darüber ist der Senat anderer Meinung als der Kultusminister und die politisch nicht voreingenommene Öffentlichkeit.

Die Blätter — wie dankend anerkannt sei: auch rechts stehende — brachten kürzlich eine Beschwerde zum Abdruck, die ich als Rechtsbeistand Nicolais bereits am achtzehnten August an den preussischen Justizminister gerichtet habe, und auf die ich noch heute ohne Antwort bin. Diese Beschwerde legt Protest dagegen ein, daß die Staatsanwaltschaft in Sachen einer von Nicolai eingereichten Beleidigungsanzeige mir wider den klaren Sinn des Gesetzes die Einsicht in die Akten verwehrt — und zwar mit der offen abgegebenen Begründung, daß man sich scheut, mich die Akten des Senats einsehen zu lassen, die von der Strafverfolgungsbehörde zu der Beleidigungssache genommen worden sind. So sucht man wider Recht und Gesetz Nicolai an der Aufklärung des wahren Sachverhalts zu hindern, so will man dem Licht der Öffentlichkeit jene Machenschaften entziehen, die zu dem Urteil des Senats vom fünften März 1920 geführt haben, einem Urteil, das aufs schwerste belastet — nicht etwa den Mann, gegen den es sich richtet, sondern einzig und allein die Urheber des Urteils, die aus parteipolitischer Gehässigkeit die oberste Pflicht des deutschen Gelehrten: die unbestechliche Liebe zur Wahrheit außer Acht gelassen haben. Professor Nicolai hatte sich der akademischen Aufsichtsbehörde verpflichtet, bis zum ersten November öffentlich nicht gegen den Senat vorzugehen, um so eine Beilegung der Sache im Aufsichtswege zu ermöglichen. Ich habe als Prozeßbevollmächtigter in loyaler Weise diese Verpflichtung auch auf mich bezogen, obwohl ich selbst einen solchen Pakt nicht eingegangen war.

Ich habe ungern geschwiegen, weil ich ungern schweige, wenn ich sehe, daß einem Ehrenmann schnödestes Unrecht getan wird. Ich habe gern geschwiegen, weil eine Kennzeichnung des Senatsurteils so belastend für dessen Herren Verfasser ausfallen muß, daß ich im Interesse des Ansehens der deutschen Wissenschaft, im Interesse auch jener Herren selbst — von denen wir doch manchem Großes und Nützliches verdanken — den Schuldigen gern die Möglichkeit eines anständigen Rückzugs gelassen hätte. Denn es kann kein Zweifel darüber sein, daß das Urteil des Senats über Nicolai nichts anderes ist als ein Gemisch von Unwahrheiten und Entstellungen.

## A. Die formelle Unwahrhaftigkeit des Senatsurteils

Das Urteil ist unwahrhaftig der Form und dem Inhalte nach. Unwahrhaftig zunächst insofern, als es ein Disziplinar-Urteil über Nicolai bedeutet, obwohl dem Senat der Universität und dem Rektor Meyer bekannt war, daß sie zu einem Disziplinarurteil über einen Außerordentlichen Professor nicht befugt sind.

Herr Geheimrat Meyer und die Mitglieder des Senats haben dem Kultusminister gegenüber ihr Urteil als ein Privatgutachten hingestellt.

Ich habe dies von Anfang an als einen ganz unhaltbaren Rechtfertigungsversuch empfunden. So empfinden es auch weitbekannte



Juristen von unbestrittener Autorität. Ich klage die Mitglieder des frühern Senats, unter denen sich auch Juristen befinden, an, daß sie nicht nur Professor Nicolai, sondern auch dem Kultusminister gegenüber ein unwahrhaftiges Spiel getrieben haben. Man wollte dem Kultusminister vorgreifen, man wollte sich eine Disziplinalgewalt anmaßen, die man in Wirklichkeit nicht hatte, und so bediente man sich eines Tricks. Man erklärte nach oben hin, daß es sich um ein Privatgutachten handle; aber den Studenten gegenüber gab man das Gutachten als ein Urteil aus, das die volle Autorität der Behörde genieße. Das ist eine verwerfliche, das ist eine unehrliche Kampfweise.

Es ist eine Entstellung, wenn der Senat gleich am Anfang seines Gutachtens bemerkt:

Professor Nicolai erklärt, daß er sich der Entscheidung des Senats hinsichtlich seiner Würdigkeit zur Fortsetzung seiner Vorlesungen an der Universität unterwerfe und bereit sei, die aus dieser Entscheidung erwachsenden Folgen der Universität gegenüber auf sich zu nehmen.

Wahr ist, daß Herr Professor Nicolai seine Einwilligung bereits nach der ersten Sitzung widerrufen hat. Diese wichtige Tatsache dürfte der Senat unter keinen Umständen verschweigen. Daß er darüber stillschweigend hinweggeht, empfinde ich gleichfalls als eine Unehrlichkeit und als eine schwere Verletzung allgemein anerkannten Rechtes. Ein Referendar, der bei einem Urteilsentwurf im Assessor-examen derartig wichtige Parteierklärungen ignoriert, würde als zum Richteramt ungeeignet befunden werden.

Derselbe Vorwurf ist gegen die Erklärung des Herrn Geheimrat Meyer in der Täglichen Rundschau vom ersten Oktober 1920 zu erheben. Dort wird die Behauptung aufgestellt: „Der Herr Kultusminister war garnicht in der Lage, den Spruch des Senats aufheben zu können, da dieser, wie von allen Beteiligten anerkannt war, endgültig ist.“ Auch hier wird die Zurücknahme der Einwilligung mit Absicht verschwiegen.

Im übrigen hätte aber auch eine weniger anfechtbare und nicht zurückgenommene Erklärung die Senatsmitglieder nie und nimmer berechtigt, durch ein Disziplinarurteil in die Rechte des Kultusministers einzugreifen.

## B. Wie man Nicolais Zustimmung erlangte

Die Mittel, mit denen Herr Geheimrat Meyer die ursprüngliche Zustimmung Nicolais erlangte, erinnern mehr an einen Viehkauf als an eine akademische Ehrengelage.

Geheimrat Meyer empfing Nicolai zuerst sehr kühl, ließ ihm dann aber sagen, er sei andern Sinnes geworden. Bei einer zweiten Zusammenkunft war Meyer wie verwandelt, begrüßte Nicolai als „lieben Kollegen“ und entschuldigte sich, er habe Nicolai nur aus der Deutschen Tageszeitung gekannt, jetzt aber habe er aus den Akten ein ganz andres Bild von ihm gewonnen: da Nicolai den Fahneneid offen verweigert und drei Jahre lang all die unangenehmen Konsequenzen dieser Weigerung getragen, sei er natürlich moralisch nicht als fahnenflüchtig zu werten. Er, Meyer, sei also bereit, Nicolai den im übrigen ja auch gesetzlich gebotenen Schutz zu gewähren. Dieses Anerbieten nahm Nicolai dankend an und wurde erst stutzig, als

Rektor Meyer verlangte, er solle den Senatsspruch von vorn herein anerkennen; denn die primitivste Klugheit gebot ihm ja, auf die Entscheidung des gesetzlich allein zuständigen, und wie er wußte, ihm objektiv gegenüber stehenden Ministers nicht zu verzichten, um sich nicht einer Korporation auszuliefern, in der er, wie er ebenso gut wußte, keinen Freund hatte, abgesehen von dem anscheinend eben gewonnenen. Doch Nicolai bezwang den ihm sich aufdrängenden Verdacht, zumal der Rektor ihm versicherte: es sei nur eine Formsache, um den notwendigen Rechtsboden für die Senatsentscheidung zu schaffen; politische Meinungsdivergenzen kämen sowieso nicht in Betracht; und Nicolai mußte es lieber sein, von Kollegen rehabilitiert zu werden, woran Herr Geheimrat Meyer für seine Person nicht zweifle.

Die Unterschrift gab Nicolai also nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß in dem Verfahren jede politische Stellungnahme ausgeschlossen sei. Nachdem Herr Geheimrat Meyer die Unterschrift erlangt hatte, gewann er schnell wieder seine anfängliche reservierte Haltung zurück und erklärte in der folgenden Sitzung als Hauptsache für das Senatsgutachten, ob Nicolai durch sein Verhalten dem Deutschen Reiche geschadet oder genützt habe.

Das war also genau das Gegenteil der getroffenen Vereinbarung; das bedeutete nichts andres, als daß der Senat sein politisches Ermessen zu einem ethischen Axiom erhob; das bedeutete eine verwerfliche Vermischung von Politik und Sittlichkeit und zugleich einen Angriff auf die Freiheit der deutschen Universitäten. Angesichts dieser Hinüberspielung der Angelegenheit auf das politische Gebiet erklärte Nicolai durch Schreiben vom neunzehnten Februar 1920, das er sowohl an Geheimrat Meyer wie an den Kultusminister richtete, daß er seine Einwilligung zu einem Urteilsspruch des Senats zurücknehme.

Nun wäre es eine Sache des selbstverständlichen Anstands für den Senat gewesen, auf Grund dieses Schreibens von jedem Urteil abzusehen. Der Senat benahm sich aber nicht wie eine Behörde, die entscheidendes Gewicht darauf legt, Recht zu sprechen, sondern wie eine Firma, die durch irgendein Mittel eine Unterschrift unter einen Kommissionszettel erlangt hat und nun garnicht daran denkt, den Kunden frei zu geben. Man trotzte auf die erschliffene Unterschrift und verschwieg die nachträgliche Zurücknahme der Zustimmung in dem Senatsgutachten.

Dieses Verhalten des Senats muß umso mehr befremden, als sich zumal die juristischen Mitglieder garnicht im Zweifel darüber sein konnten, daß Nicolais Zustimmung — ganz abgesehen davon, daß sie durch eine Täuschung erlangt war — keine bindende Kraft hatte. Das Urteil des Senats war nichts andres als ein Rechtsbruch, und es ist tief beschämend, daß Juristen sich zu diesem Urteil hergegeben haben, es ist tief beschämend, daß ein Mann wie Rektor Meyer noch in der Täglichen Rundschau vom ersten Oktober 1920 die Behauptung wagt, daß der Spruch des Senats endgültig sei.

### C. Eine offenkundige Unwahrheit

Ich finde es sehr hübsch von dem akademischen Senat, und es scheint mir dies der einzige versöhnende Zug in seinem Urteil, daß er nicht nur außerhalb des Urteils liegende und der Allgemeinheit

unbekannte Tatsachen entstellt, sondern daß er auch offenkundige Unwahrheiten sagt, daß er den Sinn seines eignen Gutachtens verfälscht.

In dem Eingang des Gutachtens heißt es:

Vorweg ist zu bemerken, daß bei diesen Ermittlungen, wie bei Beratung und Feststellung ihres Ergebnisses, selbstverständlich alles Politische ausgeschaltet war, und daß es sich einzig und allein darum handelte, ob dem Professor Nicolai Handlungen nachzuweisen seien, die sich mit der Stellung eines akademischen Lehrers und der Würde der Universität nicht vertragen.

Während das Gutachten also verspricht, alles Politische auszuschalten, enthält es grade in seinen wesentlichen Bestandteilen Ausführungen, die rein politischer Art sind. Es ist ein psychologisches Rätsel, wie sich Universitätsprofessoren finden konnten, die eine derartige offenkundige Unwahrheit mit ihrem Namen deckten.

Da wird von „anstößigen und aufreizenden Äußerungen“ des Professor Nicolai über die deutsche Kriegführung“ gesprochen. Ja, sind die Herren des Senats der berliner Universität der Meinung, daß das Urteil über die deutsche Kriegführung eine rein medizinische Sache ist und mit Politik überhaupt nichts zu tun hat? Die eigentliche Grundlage für das Urteil des Senats ist Nicolais Schrift über „Die Biologie des Krieges“.

Nicht der pazifistische Inhalt ist zu beanstanden, sondern die Einstreuung zahlreicher Äußerungen und Darlegungen, die geeignet sind, Deutschland herabzusetzen.

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text. Seit Bismarcks Zeiten wird Demokraten, Zentrumsleuten und Sozialdemokraten vorgeworfen, daß ihre Ausführungen Deutschland in der Welt herabsetzen. Nur haben alle jene konservativen und nationalliberalen Politiker, die solche Angriffe erhoben, bisher nicht die Dreistigkeit besessen, zu behaupten, daß das keine politischen Angriffe seien. Solche Heuchelei blieb dem Senat der berliner Universität vorbehalten.

Nicolai hat recht, wenn er in seiner — dem Kultusminister überreichten — Rechtfertigung ausführt, daß in diesem Urteil alles, aber auch alles entstellt und erfunden ist. Trotzdem hat dieses Urteil die Existenz eines Ehrenmannes aufs schwerste schädigen können, denn leider trifft nur zu sehr zu, was kürzlich ein deutscher Gelehrter über die Bedeutung der Lüge im politischen Leben ausführte:

Vor allem im geschichtlichen Leben der Völker, in der Politik wie in der Kulturgeschichte und am sinnfälligsten vielleicht in der Religionsgeschichte, tritt uns die Allgewalt dieser Trugmächte ganz überwältigend entgegen. Da herrscht nicht die Wahrheit, sondern die Meinung, ganz gleichgültig, ob sie wahr oder falsch ist, und wer hier wirken will, muß diese Mächte kennen und verstehen, sie zu beherrschen, ja er muß sie verwenden, wo die ihm gestellte Aufgabe dies erfordert. Unser Gewissen mag sich dagegen sträuben, aber die Tatsache ist offenkundig.

Welch entsetzliche Wahrheit der Spruch: „Calumniare audacter, semper aliquid haeret“ enthält, haben wir im Weltkrieg auf das furchtbarste erfahren: da hilft das Wort nichts, daß Lügen kurze Beine haben und die Wahrheit schließlich alles an den Tag bringt; denn diese kurzen Beine sind lang genug, um für den Moment das Ziel zu erreichen, und darauf allein kommt es an.

Diese Worte entnehme ich einer Rede, gehalten am dritten August 1920 zur Feier der Erinnerung an den Stifter der berliner Universität. Der Redner war der frühere Rektor Geheimrat Meyer.

# Europa

Georg Kaiser hat, vor fünf Jahren, den Wunsch gehegt, ein Mal auszuruhen, ein einziges Mal behaglich die Glieder zu dehnen. Gründlich; von morgens bis mitternachts, in der Zeit, wo er sonst mit gespannten und überspannten Nerven sich zwischen den Stilen von gestern und übermorgen herumtreiben mußte. Er tut nun zwar so, als hätte ‚Europa‘ doch eine „Tendenz“: als besinge er den Krieg, den Bewegter des Menschengeschicks. Aber sage mir nicht, was du predigen willst, sondern zeige mir, was du gestaltet hast. Und das ist hier: ein Idyll; ein Idyll, an dem nicht so wichtig ist, daß und wodurch es gestört wird, und wie es ausgeht — an dem allein wichtig ist, ob seine Bukolik sich mitteilt. ‚Spiel und Tanz‘ heißt der Untertitel. Nehmt, um Himmels willen, um des griechischen Götterhimmels willen, die Dinge nicht gar zu schwer. Dies Alles ist ein Spiel, das sich die Gottheit macht, und der Tanz der kleinen Menschheit dazu. Zeus läßt sich zu einer Eva herunter: begehrt Ihr da tiefere Bedeutung, so habt Ihr den Kleist. Kaisers Sache ist Scherz, Satire und Ironie. Wenn freut, der mag in seinen anmutigen Schäferspaß Symbolik hineinbringen. Mann und Weib und Weib und Mann grenzen an die Gottheit an; bei Mozart nämlich. Aus Kaiser ist herauszulesen, daß sich Gott und Mensch und Mensch und Gott in der Tierheit treffen. Wäre ihm selbst diese Perspektive schmerzlich gewesen, hätte sichs ihm um die Seele seines Zeus gehandelt, die bei Weibern geringeres Glück hat als die irdischen Organe: dann hätte er ihn wahrscheinlich nach dem Raub der Europa nicht spurlos entrückt und nur sie auf die Bühne zurückgeschickt, dann wäre wahrscheinlich von oder für Mahadöh ein Klagelied angestimmt worden. Nichts dergleichen. Interessanter, als was Zeus fühlt, ist dem Dichter, was aus dem Vater der Stieresbeute: dem Operettenherrscher Agenor wird. Der hat den Abend lang an einer geborstenen, trauerschleifengezierten Säule um seinen verschollenen Sohn Kadmos geweiht. Stillen wir dem Jammergreis endlich die Tränen: die Früchte aus der berühmten Drachenzahnsaat bringen ihm waffenklirrend Kunde von ihrem Gebieter, ziehen an die strammzottige Männchenbrust die erschlossene Königstochter und ihre Mädchen, denen sämtlich die Tänzer ringsum zu weichlich gewesen waren, und brechen mit ihnen in ein neues Land auf, das man Europa nennen wird, und dem nach einigen Jahrtausenden ein Dramatiker vorhalten würde, daß es gleichfalls zu weichlich geworden sei — wenn, ja, wenn er nicht zu viel Artistenvergnügen an dieser Verweichlichung hätte. So heiter hat nach Jacques Offenbach und vor Georg Kaiser André Gide die Antike gesehen. Leider hat der Deutsche nicht die Kraft des Halb- und des Ganz-Franzosen, uns mit seiner Heiterkeit zu durchdringen. Es ist ihm nicht genug eingefallen. Er möchte gern trinken sein. Aber sein Dionysiertum stammt nicht von Cypernwein, sondern von Brauneberger. Die Syrinx des Hermes bläst zu panischen Bockssprüngen, und ausgeführt wird ein liebenswürdiger, abgemessener, unbacchanischer Ländler. Eben: ein Idyll. Mit dem man zufrieden wäre, wofern der Idylliker Kaiser es mit sich wäre, wofern nicht immer wieder der immer wieder bezwungene Ehrgeiz durchbräche, gegen die Gesetze der Stileinheit blutvoll und geistreich und menschlich, allzu menschlich zu sein.

Der Widerspruch scheint unüberbrückbar. Das Große Schauspielhaus schreckt er nicht. Da für das gelungene Idyll der Raum schlecht geeignet und mit Kaisers guten Absichten der Theaterabend so wenig zu füllen ist wie mit der ‚Puppenfee‘, so suchte man sein Heil in der „Ausstattung“, einer Sorte von Ausstattung, die uns ältern Berlinern aus den Wasserpantomimen des Pferdezirkus bekannt ist. Das richtige Wasser von anno dazumal ersetzte man durch Wellblech oder angemalte Sackleinewand — grün ist das Meer, weiß ist der Schaum, und am Strand das kümmerliche Gewächs ist ein Weidenbaum. Um dem Arenatheater den Rückmarsch in seine ehrliche Vergangenheit zu erleichtern, soll man für die Premiere einen lebendigen Gaul aufgeboten haben; der mir nicht gegönnt wurde. Die Musik entschädigte mich. Ich habe Gisella Selden-Goth gefragt, ob sie ihr ebenso gefallen habe wie mir, und sie schreibt: „Werner R. Heymann beherrscht die moderne Technik, ohne sie zu mißbrauchen, hat Rhythmus, Witz und eine ausgesprochene parodistische Ader. Ein echtes Bühnentalent, dem schleunigst ein lustiger Operntext zu liefern wäre. Man bedauerte stellenweise — so bei dem schnurrigen Trauermärschchen — gradezu, daß Kaiser nicht lieber eine richtige Offenbachiade mit ausgedehnten Vertonungsmöglichkeiten gemacht hatte.“ Aber wozu wäre denn Karlheinz da! Der entfernt die Lyrik und verzerrt die burlesken Elemente bis zur völligen Widersinnigkeit: aus den Tänzern, die alle glühend in Europa verliebt sind, werden bei ihm Päderasten; aus den potenten Kriegern, in die sich alle Europen glühend verlieben, werden lächerliche Schneidergesellen. Ein paar Schauspieler hätten ein besseres Schicksal verdient, als sich für solche Kunstbarbareien abzurackern: Moissi, der von der Armut der Rolle nicht verführt wird, seinen Zeus in den Vordergrund zu drängen; Thimig, der für diesen spindeldürren Merkur mit dem ausgiebigen Götterboten Molières getröstet werden mußte; und namentlich Werner Krauß, der sich mit dienender Meisterschaft lieber an Kaisers Andeutungen als an die plumpen Ausschweifungen Karlheinz Martins hielt. Also: die Schauspieler hungern; was in dem Werke Lebensfähigkeit hat, wird abgemurkst; und unsereiner schlecht angeödet heim und beweint den schmählichen Raub von kostbarer Zeit. Und da wagen die Reklameblätter des Deutschen Theaters, sich bitter zu beschweren, daß von der Lustbarkeitssteuer „ausgenommen sind lediglich die Volksbühnen (aber nicht ein Volkstheater wie das Große Schauspielhaus)“. Ein allerliebstes Volkstheaterchen. Dieser Dichter- und Mimenmördergrube sollte die zehnfache Steuer auferlegt werden, damit ihr die Lust vergeht, uns noch länger Unlustbarkeiten zu bereiten. Wozu wird schon die einfache Steuer das Unternehmen zwingen? Zur „Vereinfachung des künstlerisch-technischen Apparats, der für ein Theater notwendig ist, das heute Faust, morgen Caesar, übermorgen den Lebenden Leichnam spielt“. Welch ein Malheur, in diesen Läufte zu „Vereinfachung“ gezwungen zu sein! Der Stadtkämmerer überzeuge sich am Gendarmenmarkt, was für ein „Apparat“ „notwendig“ ist, um ‚Wilhelm Tell‘ und ‚König Richard den Dritten‘ zu einer Wirkung zu bringen, wie diese — allerdings ungewöhnlich figuren- und bilderarmen — Dramen sie niemals auf der deutschen Bühne gehabt haben. Und dann verfüge er obendrein die Strafe, die für Wahrheitswidrigkeiten in Steuererklärungen vom Gesetz vorge-schrieben ist.

# Literatur-Walzer von Theobald Tiger

Wenn Mutter abends zu Bette geht,  
und Papa in den (blonden) Verein,  
liest Lieschen noch bei der Kerze spät  
von Ewers Schweinigelein.

Der Autor ersetzt einem anständigen Kind  
Das erotische A-B-C.

Ein Teufelsjäger! Er kitzelt so lind —  
ein lebendiger Gaudemiché.

Er kam jetzt aus Amerika  
mit einem neuen Bard —

Was steht darin?

Was weht darin?

Die Weise ist bekannt . . .

Das hat kein Goethe g'schriebn, das hat ka Schiller dicht —  
das is a Tantiemensadiste, der zu den Backfischen spricht!

Das is von ka Klassiehkler — das is von kein Genie —

Und 's klingt doch, halten zu Gnaden, so voller Poesie —!

Der Kriegsgewinnler, der auf sich hält,  
macht hin in die dicken Premieren.

Da sitzt die literarische Welt

Walter Hasenclever zu Ehren.

Und kürzer wird immer der Sätze Bau  
und dunkler, o Herr, der Sinn . . .

„Wat hat er jesacht?“ Man weiß nicht genau.

Da steckt Metaphysike drin!

Wenn dir nur der Artikel fehlt,

das Andre machen schon

die Wallungen,

die Ballungen

— o ungeratener „Sohn“!

Das hat kein Goethe g'schriebn, ka junger Schiller dicht —  
das is a lyrischer Reporter, der zu den Logen spricht!

Das is von ka Klassiehkler — das is von kein Genie —

Und 's klingt doch, halten zu Gnaden, so voller Poesie —

Und es schreiben Edschmid und Otto Ernst

(in jeder Beziehung Schmidt) —

Paß auf, mein Lieber, daß du was lernst,

und geh mit den Strömungen mit!

Auch du mußt dichten mehr als genug.

Ueb dich beizeiten, mein Sohn!

Es kommt die Stunde, da schreibst du im Druck  
deine Steuerdeklaration.

Verschieb, solange du schieben kannst,

gib nur ein Viertel an!

Dicht' in Finanz

wie Müllers Hans —

und lächelnd summt du dann:

„Das hat kein Goethe g'schriebn — das hat ka Schiller dicht!

Das is a armer Preuße, der zum Finanzamt spricht.

Das is von ka Klassiehkler — das is von an Genie!

Drum klings auch — halten zu Gnaden — so voller Poesie —!“

# Faradische Ströme von Alfred Polgar

Im Jahre 1917 schrieb ich (und es wurde auch trotz Zensur gedruckt) Folgendes:

## Aerzte

Die Aerzte halten das Sieb, in das die männliche Menschheit geschüttet wird, um Taugliche von Untauglichen zu sondern. Die Maschen dieses Siebs wurden und werden immer weiter. Schließlich so weit, daß fast nichts mehr obenauf bleibt, Alles durchfällt in die vielen Sammelkörbe, die der hungrige Krieg stets gefüllt haben will.

Es steht zum Teil im Belieben des Arztes, die Siebmaschen enger zu ziehen oder zu lockern. Diagnosen sind dehnbar. „Befunde“ ohne Mühe so mit Fragezeichen zu behängen, daß sie sich biegen. Etwa von A nach B oder umgekehrt. Mancher hat sich schon, nach Laune der Aerzte, im halben Alphabet herumkugeln müssen . . . (Kein Wunder, daß er „Schwindel“ bekam.)

Die Medizin war leider auch im Frieden machtlos gegen den Tod. Aber noch viel mehr ist heute das Leben machtlos gegen die Medizin.

Wie haben die Aerzte die Macht, die ihnen der Krieg in die Hände spielte; geübt?

Wie haben sie solche Zufalls-Ueberlegenheit, die ihnen das Metier verliet, getragen?

Wie haben sie ihre Bestimmer-Rolle über das Schicksal des Nebenmenschen erfüllt?

Wie sind sie der Gefahr, brutal, grausam, höhnisch, machtdünkelhaft zu werden, ausgewichen?

Wie haben sie ihre Friedensmission mit ihrer wesentlich anders gerichteten Kriegsmission zu vereinen gewußt?

Das wird entschieden werden, wenn der Tag erscheint, an dem über die Richter zu Gericht gegessen und über die Aerzte von den Klienten „befunden“ wird.

Nun, dieser Tag ist jetzt da.

Es amtet in Wien eine besondere Untersuchungskommission, die „militärische Pflichtverletzungen im Kriege“ feststellen und Pflichtverletzer dem Gericht überliefern soll.

Die Kommission hats nicht leicht. Seine „militärische Pflicht verletzen“ hieß in den meisten Fällen: menschliche Pflicht erfüllen, und „militärische Pflicht erfüllen“ in den meisten Fällen: bestialisch sein. Der Auditor mußte hängen lassen, der Offizier die Unbotmäßigen abstechen, der General durfte seinen lechzenden Bataillonen den Heldentod nicht vorenthalten, und die Aerzte hatten zu mustern und Menschenfleisch zu apportieren.

Ein paar von diesen Muster-Knaben hatten sich jetzt gegen den ganz besondern Vorwurf zu verteidigen: sie hätten Kriegshysteriker durch Anwendung sogenannter „faradischer Ströme“ auf die allergrausamste Art behandelt, nach dem Motto: Du mußt gesund werden — und wenn Du krepierst!

Die Opfer sagen, es war die Hölle. Sie erzählen von den wahnsinnigen Schmerzen, die diese Behandlungsmethode verursacht, von der unbeschreiblichen Angst der Patienten, von der Gelassenheit, mit der die Aerzte das erbarmungslose Heil-Verfahren übten.

Die Aerzte sagen: Aber keineswegs! Sie waren alle Engel an Geduld und Güte. Sie faradisierten, weil die Methode wunderbare Heilkraft bewährte. Einen Menschen, der nur auf allen Vieren kriechen konnte, hat, zum Beispiel, der Professor J. durch einmalige Behandlung mit faradischem Strom dahingebracht, daß er sofort aufrecht stehen und gehen konnte! Uebrigens hat dieser Professor seine Kranken durchaus nicht immer faradiert. Zeugenaussage: „Ein angeblich Geisteskranker, der ganz blöd dreinsah, wurde auf die Weise geheilt, daß Professor J. einen Komiker, der auf seiner Abteilung war, ersuchte, dem Geistesgestörten einige Witze zu erzählen und ihn zum Lachen zu bringen.“

Nett, wie? Tut sowas, bitte, ein Doktor Eisenbart?

Derselbe Doktor Sammetbart erzählte der Kommission von einem Mann, den er „sofort als Simulanten durchschaut“ und nach zweimaliger Anwendung des faradischen Stromes geheilt habe.

Aufgepaßt: Der Mann war gleich als Schwindler erkannt. Infolgedessen wurde er faradiert! Und nach zwei Sitzungen war er „geheilt“ (von der Krankheit, die er gar nicht gehabt, die er nur vorgeschwindelt hatte!).

Einfacher gesagt: Unter der Folter gab der arme Teufel seine Lüge auf.

Hätte man bei ihm die andre Methode des Professors angewandt — das Erzählen guter Witze —: wer weiß, ob Heilung von der Nicht-Krankheit so rasch erfolgt wäre. Es muß also an dem faradischen Strom schon was Besonderes dran sein!

Er wurde mit Vorliebe „Zitterern“ zugefügt. Vertreter dieser Sekte, offenbar nicht genügend faradiert, zucken noch heute durch Gast- und Caféhäuser und tremolieren Gutmütigen das kleine Geld aus der Tasche. Der faradische Strom heilte sowohl solche Zitterer, die ein pathologisches Recht hatten, zu zittern, als auch jene, die nur vor dem Schützengraben zitterten. Er heilte Kranke wie Gesunde.

Ein wunderbarer Strom. Er entsprang einer Heils-Idee und half die Mühle des Kriegs treiben, von Müllern in weißen Kitteln bedient. Die hartnäckigst Lebenslustigen flüchteten vor seiner belebenden Kraft in die Möglichkeit des Heldentods, und wo der Strom floß, war Grauen und Entsetzen. Nur der Arzt saß lächelnd daran, sah nach dem Zitterer ruhevoll, kühl bis ans Herz hinan.

Die Aerzte im Krieg taten ihre militärische Pflicht. Und sonst waren sie Lämmer. Nie roh, nie gemein, nie grausam, nie mit ihrer Macht der Ohnmächtigen spottend. Haben sie hie und da ein Witzchen über die Todesangst ihrer Klienten sich verstattet, so geschah es wohl nur in Anwendung der Methode J., um blöde Geistes-Gestörte, denen der süße Tod fürs Vaterland nicht schmecken wollte, zu kurieren.

Wenn es noch heute Individuen gibt, die bei Erinnerung an das, was sie im Kriege durch den Dünkel und die Roheit von Aerzten erduldet haben, vor Wut zittern, so sind das offenbar Kranke, oder sie simulieren ihre Wut.

Sie müßten faradiert werden.



Alle Angeklagten wurden freigesprochen. Gerechtigkeit verlangte es so.

Eine Welt aber, in der Gerechtigkeit es gebietet, Foltern zu attestieren, daß sie recht daran taten, zu foltern, ist eine unmögliche Welt. Und man kann es Denen, die das Werden einer neuen Welt erhoffen, nicht einmal übelnehmen, wenn sie, alten Spruch umkehrend, meinen: *Fiat mundus et pereat justitia!*

## Hortens Sozialisierungsvorschlag von W. Rose

Mein Aufsatz über ‚Sozialisierung‘ in Nummer 45 der ‚Weltbühne‘ hat eine solche Beachtung gefunden, daß der Wunsch laut geworden ist, genauer zu erfahren, was Horten will. Man lese Hortens Schrift: ‚Sozialisierung und Wiederaufbau‘. Dieses auch für Laien verständlich geschriebene, nur 84 Seiten umfassende (im Verlag Neues Vaterland, Berlin W 62, erschienene) Heft ist unentbehrlich für Jeden, der ernsthaft über Sozialisierung mitreden oder gar mithandeln will.

Horten zeigt zunächst, warum bisher alle Sozialisierungsexperimente nicht anders als fehlschlagen konnten.

Er bezeichnet die drei Prüfsteine einer erfolgreichen Sozialisierung: Gesteigerte Produktion; Ermäßigung der Preise; Zufriedenstellung der Arbeiter — und weist nach, wie diese für eine gedeihliche Wirtschaft unerläßlichen Bedingungen durch Befolgung seiner Vorschläge zu erreichen sind.

Neu und von der allergrößten Bedeutung ist seine Gliederung der Unternehmer. Weil Freunde und Feinde der Sozialisierung diese Unterscheidung nicht machten, mußten beide irren. Erst durch Hortens Scheidung fallen auf beiden Seiten ernst zu nehmende Hinderungsgründe fort, und die Brücke zum Verständnis ist gebaut.

Horten unterscheidet zwei Klassen von Unternehmungen: I. Betriebe und Industrien, die, im Entstehen oder in der Entwicklung sind, oder die schnell wechselnde Aufgaben stellen und Spezialerzeugnisse herstellen. II. Massenfabrikation, deren Erzeugnisse wenig wechseln, deren Herstellungsverfahren allgemein bekannt sind, an Hochschulen gelehrt werden. Demzufolge gibt es drei Arten von Unternehmern.

Unternehmer A: Schöpfer und Leiter von Unternehmungen der Klasse I.

Unternehmer B: Die kapitalistischen Besitzer großer Unternehmungen der Klasse II, hauptsächlich also Aktionäre, meist, das heißt: dem Stimmwert nach, durch Bankdirektoren vertreten, und

Unternehmer C: die eigentlichen Leiter, Direktoren der Werke Klasse II.

Natürlich gibt es auch hier Uebergänge und Zwischenstufen, die aber am Gesamtbild nichts ändern.

Durch die Sozialisierung werden nur die Unternehmer B betroffen. Horten will, daß die zu sozialisierenden Werke in der bisherigen Form, das heißt: als Aktien-Gesellschaft und mit den bisherigen Leitern fortarbeiten, also daß im Grunde der Staat nur die nicht allzu aufreibende Tätigkeit der Aktionäre übernimmt. Damit kann auch Der einverstanden sein, der, gleich mir, ein scharfer Gegner der Verstaatlichung, wie im Fall Hibernia, ist. Geändert wird also im Grunde nichts, als daß der Aufsichtsrat, der jetzt nach Pflicht und Neigung für die Mehrung des Gewinnes und nicht für die Allgemein-

heit sorgte, ersetzt wird durch einen, in dem nach Hortens zweckmäßigem Vorschlag zur Hälfte Vertreter der Allgemeinheit und Vertreter der Arbeiter und Angestellten, also nur Vertreter der Konsumenten sitzen. Damit ist die auf keinem andern Wege zu erreichende Möglichkeit wirksamer Preissenkung geschaffen. Die Zufriedenheit der Arbeiter ist damit gesichert, und damit auch die Hebung der Produktion, für die in diesem Falle, wie Horten zeigt, auch sachliche Mittel, wie Fettzulage, zu Gebote stehen.

Es wird auch dem Laien einleuchten, daß bei dieser Form der Sozialisierung die Entwicklung und Vervollkommnung der Wirtschaft nicht gehemmt wird, weil der für die Wirtschaft wichtige Unternehmer A nicht nur unbehelligt bleibt, sondern obendrein billigere Rohmaterialien erhält durch die Senkung der Preise von Kohle, Eisen und andern Dingen. Auch die Tatkraft des Unternehmers C ist nicht gehemmt. Er wird, von einigen Ausnahmen abgesehen, zweifellos sich freier und gesicherter fühlen und arbeitsfreudiger sein als heute, auch weil er den Arbeitern nicht mehr als Vertreter der Mehrpreisenutzer feindlich gegenüberstehen muß, und die Arbeiter seine Tätigkeit besser würdigen und schätzen als heute, was Betriebsleiter bestätigen werden. Durch diese Form der Sozialisierung wird demnach Niemand benachteiligt als der Großunternehmer, der Millionen auf Millionen häufen und Wirtschaftsdynastien gründen will. Daß aber Wirtschaftsdynastien bleiben sollen, wenn die Herrscherfamilien entront sind, sollte selbst für ein konservatives Gemüt mit dem Wohl der Allgemeinheit zu teuer erkauft sein. Wenn das Volk erst wissen wird, welch ungeheure Summen der Allgemeinheit durch den im Kriege erschreckend gewachsenen Wuchergeist (das ist im Grunde der „Kapitalismus“, den der Sozialismus bekämpft, nicht das rechtmäßige Eigentum und nicht die Banken) erpresst werden, wird jeder für die Sozialisierung stimmen, der das Wohl des Vaterlandes in dem Wohle seiner Bürger und seiner selbst, nicht aber in der unbegrenzten Gewinnmöglichkeit einzelner Wirtschaftsfürsten erblickt. Das gilt namentlich für die Künstler, die Hausfrauen, die Rentner — den Mittelstand.

Wichtig ist noch, daß Horten, um jeden Mißerfolg von vorn herein auszuschalten und die Zustimmung der Entente zu sichern, vorläufig nur 10 bis 15 % der Kohlen- und Eisenwerke in der geschilderten Weise sozialisieren will. Wenn sein Vorschlag dem Reichstag vorgelegt und angenommen wird, kann die Ausführung in einem halben Jahre erfolgt sein. Wohltätige Wirkungen durch Angstverkäufe gehämster Waren, Preisstürze und so weiter werden meines Erachtens schon eintreten, wenn die Annahme des vorgeschlagenen Enteignungsgesetzes aussichtsreich erscheint. Wer die ungeheure Verteuerung der bei Kohle und Eisen als Nebenprodukte gewonnenen Düngemittel kennt, weiß, wie sie die Lebensmittel verbilligen müssen. Also Hortens Vorschlag gibt buchstäblich Brot und durch billigere Rohmaterialien, namentlich auch Zement, Arbeit und Wohnstätten. Es wäre ein Verbrechen, diesen Weg nicht zu gehen, wo es keinen andern gibt, der uns vom Abgrund rettet. Bergassessor Horten ist kein Theoretiker; er hat im Kriege für die Heeresleitung die de Wendelschen Werke so geleitet, daß billige Preise und wachsende Produktion erreicht wurden. Die „unentbehrliche Initiative“ der konkurrierenden Werke hat aber dieser Unternehmung ein für das Wohl der Allgemeinheit allzu schnelles Ende bereitet.

# Rundschau

## Bavaria hungarica

Ungarn, das nahe, färbt ab. Die Zeugen auf Bestellung im Prozeß Eisenberger haben ihre Belobigungen kaum weg: da wird die bayrische Justiz schon wieder bemüht. Umgekehrt allerdings.

„Ist der Staatsregierung bekannt, daß bei der münchener Polizeidirektion eine Abteilung besteht zum Zweck der Beseitigung von Menschen?“

So heißt eine Kleine Anfrage der sozialistischen Parteien an den Landtag.

\*

Der entlassene Reichswehrrsoldat Dobner verrät ein geheimes Waffenlager — Schloß Mirskofen (es sind immer Schlösser!) — an die Entente-Kommission. Der Spitzel dieser Kommission, Bracheur, benutzt seine Kenntnisse zugleich zu Erpressungen an den Verwaltern solcher Waffenlager.

Dabei wird er von der münchener Polizei gefaßt. Er wird aber nach einem „Gespräch“ sofort wieder freigelassen. Und nun „arbeitet“ Bracheur (Pracher) auch für die münchener Polizei.

Dobner also verrät das Waffenlager. Die Polizei erfährt dies durch Bracheur.

Zwei Tage später kommt Dobner, nachts, mit schweren Schadelwunden, blutüberströmt, in ein Gasthaus an der Freisinger Landstraße. Grade noch sehen die Wirtsleute ein elegantes Auto davonrasen.

\*

Dobners Aussage: „Ich bin von dem Agenten Pollinger um sieben Uhr abends an eine Straße beim Bahnhof bestellt worden, weil dort das Auto warten würde...“

Als das Auto außerhalb der Stadt war, wurde Dobner von seinen beiden Begleitern überfallen und mit den berühmten Tot-

schlägern der Orgesch so lange bearbeitet, bis er sich tot stellte. Eine unvorsichtige Bewegung verirrt ihn aber; und als die beiden neuerdings über ihn herfallen, stürzt er sich aus dem Auto.

\*

Der Landtag, in seiner ersten Ueberraschung, setzt einen Untersuchungsausschuß ein. Paritätisch; je ein Parteivertreter. Der fängt noch in der Nacht zu tagen an.

Es war interessant! Pöhner schlug an die Brust und wußte nichts. Die Regierung beteuerte und wußte nichts.

Niemand wußte was, bis am andern Vormittag der Polizeisekretär Glaser kam. Friedrich Glaser, „Chef der Landesverratsstelle für Waffenlager“.

Trotz echt krimineller Physiognomie plauderte der Zeuge Glaser allerlei aus. Er wußte was. Zunächst stellte er anschaulich dar, wie die münchener Polizei „Mitarbeiter“ wirbt. Er demonstrierte dies am Fall Bracheur.

„Wenn aber amtlich nicht eingeschritten werden konnte“, sagt Herr Glaser, „dann wurden solche Fälle weitergegeben an Herrn Pollinger und Herrn Zeller. Aus patriotischer Pflicht.“

„Weitergegeben“, das heißt: die münchener Polizeidirektion veranlaßte die Verschiebung der bedrohten Waffenlager und überlieferte die Denunzianten an passende Privatpersonen wie Pollinger und Zeller.

Zeller: Großkaufmann und Orgeschhüptling. Pollinger? Pollinger, so sagte der Staatssekretär Schweyer im Plenum des Landtags bei seiner feierlichen Regierungserklärung, „ein Agent namens Pollinger ist der Polizeidirektion nicht bekannt“.

Zu gleicher Zeit führt im Untersuchungsausschuß Herr Friedrich Glaser, „Chef der Landesverrastle für Waffenlager“, folgendes aus: Der Agent Pollinger ist der Oberleutnant Böhm. Böhm ist dem Vorstand der Politischen Abteilung persönlich zugeteilt.

Das Auto, in dem der Ueberrail auf Dobner gemacht wurde, gehört dem Agenten Pollinger, alias Oberleutnant Böhm.

\*

Der Abgeordnete Timm bezeichnet die Regierungserklärung als Schwindel. Diesen Anlaß benutzt der Vorsitzende des Untersuchungsausschusses (dem nämlich ein Licht aufgeht), der Zentrumsabgeordnete Herr Geheimrat Held, um den Vorsitz niederzulegen.

Von der Ministerbank belohnt ihn ein „Bravo“ des Herrn Roth.

Der Ausschuß ist durch den Austritt Helds gesprengt. Seine Tätigkeit wohlthuend unterbrochen. Seine Neuwahl muß aus formalen Gründen vertagt werden.

Inzwischen haben die Polizei und die Regierung Zeit zu einem passenden Arrangement.

\*

Im Untersuchungsausschuß bestätigte der Polizeisekretär Glaser die Richtigkeit des folgenden Telefongesprächs, das zwischen ihm und Bracheur stattgefunden hatte.

Dieses Gespräch wurde von einem Abgeordneten (Timm) und einem Rechtsanwalt an zwei Nebenapparaten mitgehört und mitgeschrieben.

Bracheur: „Hören Sie mal, ich habe den Dobner sozusagen indirekt beiseite gemacht... (die Wendung „beiseite machen“, „beiseitigen“ wird drei- bis viermal wiederholt). Sie geben mir doch Sicherheit?“

Glaser: „Aber selbstverständlich — ein Mann, ein Wort!“

Auf eine dringliche Befragung

im Untersuchungsausschuß antwortete Polizeisekretär Glaser, er habe sich bei diesen Worten nichts gedacht.

\*

Die münchener Polizeidirektion hat alles aufgeklärt; das genügt.

Zunächst verhaftete sie Dobner; dann Bracheur. Und prompt sind auch schon zwei Studenten (Zeitreiwillige) zur Stelle, die ausagen, daß sie die Autofahrt mit Dobner gemacht hätten.

Dobner habe dann einen Erpressungsversuch begangen (Einer gegen Drei — der Chauffeur gehört dazu! —; nachts; im Auto; auf der Freisinger Landstraße!), und da hätten sie ihn für seine Frechheit etwas verprügelt.

Die Studenten sind auf freiem Fuß, und die Belobigung der Regierung Kahr wird nicht lange auf sich warten lassen. *Otto Graf*

### Die Tragödie von Mechterstädt

*Zur neuen Verhandlung*

**D**er Mord an fünfzehn Bürgern des Dorfes Thal durch marburger Zeitfreiwillige zeigt besonders deutlich, wie gefährlich es ist, wenn private Organisationen von politisch fanatisierten Menschen mit den militärischen Mitteln auf ihre Gegner losgelassen werden. Man kann deswegen garnicht eindringlich genug auf diesen traurigen Fall hinweisen, solange die Reaktionäre bestrebt sind, diese Organisationen auch nach der Entwaffnung in irgendeiner Form, zum Beispiel: als „Orgesch“ zu erhalten.

Mit besonderer Befriedigung muß daher eine Schrift begrüßt werden, die den ganzen Hergang in seinem Zusammenhang genau schildert. Es ist die Broschüre von Henning Duderstadt: „Der Schrei nach dem Recht“ (erschienen bei Karl Euker in Marburg). Der Verfasser, selbst marburger

Student, hat als Angehöriger der Volks-Kompagnie Marburg die März-Expedition nach Thüringen mitgemacht. Er gibt zunächst die Entstehungsgeschichte der Expedition, von der das Verbrechen von Mechterstädt eine Episode bildet. Wir tun hier einen tiefen Einblick in die Art, wie das Militär nach dem Mißlingen des Kapp-Putsches sich an den verfassungstreuen Elementen zu rächen suchte. Das Reichswehrgruppenkommando Cassel, an dessen Spitze die sattem bekannten Generale v. Loßberg und v. Schöler standen, rief zum Kampf gegen Thüringen auf, das sich angeblich in vollem Aufbruch befinde. Tatsächlich hatte es nur in Gotha Zusammenstöße zwischen Kappistischem Militär und der Arbeiterschaft gegeben, die für das Militär nicht sehr rühmlich abschlossen; außerdem hatte die Gotha'sche Landesregierung in den einzelnen Gemeinden Verteidigungsausschüsse gebildet, die den unzuverlässigen Elementen die Waffen abnehmen sollten.

Ein solcher Ausschuß bestand auch in Thal. Er hat nichts weiter getan, als die Waffen abgeholt und auf dem Rathause niedergelegt. Die Mitglieder des Ausschusses wurden vom Militär ermittelt. Wahrscheinlich spielten die Nachrichtenstellen dabei mit. Jedenfalls erblickte man in ihnen schwere Verbrecher und der Führer des 2. Bataillons der Marburger Zeitfreiwilligen, Fregattenkapitän von Selchow, entsandte eine Expedition nach Thal, um sie gefangen zu nehmen. Diese bestand aus 40 Mann, die auf zwei Lastautos mit zwei Motorgeschützen am vierundzwanzigsten März gegen das unglückliche Dorf loszogen. Die Verhaftung erfolgte in brutalsten Formen. Die Unglücklichen wurden auf einen Leiterwagen geladen und zunächst nach Settelstedt geschafft und am

nächsten Morgen einem Transportkommando unter Führung des Leutnants Göbel übergeben, das sie nach Gotha bringen sollte. In der Nähe von Mechterstädt sind sie dann sämtlich erschossen worden, angeblich auf der Flucht.

Das Buch bringt eine Reihe von Dokumenten für die Vorgeschichte der thüringer Expedition, unter andern den Aufruf des Majors von Schenk an die Marburger, der das Vaterland in Gefahr erklärt, ferner einen Brief des Prinzen Friedrich Wilhelm zu Lippe an die Kreuz-Zeitung, der als Bekenntnis einer reaktionären Seele besonders charakteristisch ist und namentlich die Empörung der Gesinnungsgenossen dieses Herrn über die ihm auferlegten Beschränkungen in der Handhabung des Standrechtes zum Ausdruck bringt. Bemerkenswert ist auch der Bericht der gothaer Regierung über die Zustände im Lande, während des Kapp-Putsches und unmittelbar nachher. Die Rolle des Militärs ist dabei mehr als fragwürdig; zum Beispiel wollte der Reichswehrmajor Heims zunächst die Regierung verhaften und den Landtag auflösen! Endlich ist auch noch ein ziemlich ausführlicher Bericht über die Verhandlungen gegen die Zeitfreiwilligen vor dem marburger Kriegsgericht beigefügt, der beweist, wie wenig gerechtfertigt die Freisprechung der Angeklagten war. Gradezu empörend ist die Haltung des Vorsitzenden gegenüber den Belastungszeugen, der jede Aufklärung über die politischen Ursachen der Expedition und darüber, weswegen die Verhaftung der Opfer erfolgte, zu verhindern sucht.

Das Buch ist ein außerordentlich schätzenswerter Beitrag zur Naturgeschichte des nachrevolutionären Militarismus.

*Curt Rosenberg*

Die verdamnten Ost-  
juden!

Versammlungssaal. Am Vorstandstisch drei Hakenkreuze unter weinverschwemmten Gesichtern. Leutnant der Reserve Dov-Doven monokelt:

— fremdes Gesindel — verdrängt schon in Polen die viel zu ritterlichen Einwohner des Landes —

Zeitungsberichte: Bei den während des polnischen Rückzuges vor den Bolschewisten zu Zwangsarbeiten Eingezogenen waren neunzig Prozent Juden. Viele starben durch Mißhandlung, viele wurden irrsinnig, besonders Frauen, viele auch krank. Junge Frauen wurden geschändet —

— allzsanfte Behandlung hat dieses Pack übermütig gemacht —

— in Wyszkow ließ die Ortsmilitärbehörde 300 Juden, darunter Frauen und Kinder, nackt durch zwei Reihen Soldaten mit Stacheldrahtpeitschen Spießbruten laufen. Ohnmächtige wurden durch Wasser zum Bewußtsein gebracht und mußten tanzen. Frauen wurden darauf geschändet —

— der Beweis, daß sie stets mit den Russen unter einer Decke steckten braucht wohl nicht erbracht zu werden —

— in Plozk wird der chassidische Rabbi vom Feldgericht zum Tode verurteilt. Grund: er hat durch seine Bewegungen beim Beten den Bolschewisten Zeichen gegeben. Groß, in seinen Gebetsmantel gehüllt, empfängt er die Kugeln. Danach wurden Frauen geschändet —

— sie drückten sich natürlich vom Heeresdienst —

— in Jablona werden vor der Offensive 6000 jüdische Soldaten, Kriegsfreiwillige, Offiziere, Aerzte darunter, ausgesondert und interniert. Das Lager ist frei jedem Wind. Essen gibts kaum. Unterzeichner dieses Befehls die Generale Haller und Weygand. Um die Missetaten während der Internierung zu vertuschen, läßt man den Transportzug auf der

Fahrt, die die Skelette zurückbringt, absichtlich entgleisen —

— die glorreichen Truppen Petljuras, den wir uns nur zum Vorbild nehmen können, rechneten aber mit den Veräthern ab —

— in Bolszowe wird die achtjährige Rosa Freibrunn geschändet, dann mit Piken zerstoichen, dreißig andre Frauen vergewaltigt, in Tumierz wird der schwangern Frau Antler der Bauch aufgeschnitten, in Delejow werden Mädchen im Alter von zwölf und vierzehn Jahren geschändet, als Gegenstück in Jezupol eine siebzugjährige Greisin, in Stanislaw werden der zehnjährigen Marie Krammer die Hände abgehackt.

\*

Endlos ist die Liste der Mordtaten. Scheußlichstes enthält sie, das nicht zu sagen ist. Aber in Deutschland tönt von den Deutschenationalen bis tief in demokratische Reihen der Ruf: „Die verdamnten Ostjuden, transportiert sie über die Grenze!“ Endlich: die langersehnte Einheitsfront ist geschaffen. Knüppelkunze reibt sich die Hände, die roten, roten Hände.

*Manfred Georg*

Der Mond der Toinette

Die Rokoko-Erotik ist, als Tonikum verhinderter Bürgerbäuche, schon so durchgehechelt, daß man sie kaum noch ertragen kann. Was Presbers nicht tun dürfen, verlegen sie ins Rokoko. Es geht aber auch anders.

Daß jede Zeit ihre Erotik hat — die unsre bringt's nur zur Sexualität —, ist gewiß. Daß es nicht schwierig wäre, die tändelnd spielerischen Umwege des schnörkligsten Zeitalters durch ein paar kräftige medizinische Fachausdrücke aus dem Krafft-Ebing zu verkürzen, ist auch richtig. Aber die leichte Unterordnung unter die Form, die nur zu überwindendes

Hindernis — also Lust — war, macht eben den Reiz jener Epoche aus. Ein Schachspiel kann man nicht durch Ohrfeigen entscheiden.

Ich habe keine Ahnung, wer Fritz Giese ist. Sein kleines Buch aus dem neuen Musarion-Verlag zu München: „Der Mond der Toinette“ ist so entzückend unpersönlich, so reizvoll in der Form und so außerordentlich frech, daß Ihr es alle lesen müßt. Es handelt einfach davon, daß eine schöne Frau dem Tagebuchschreiber verspricht, nicht Nein zu sagen — man sagte nicht Ja im Rokoko —, wenn er sie nur einen Mond lang nicht langweile, sondern jeden Tag aufs neue zu kitzeln verstünde. Intellektuell, bitte. Nur intellektuell. Und das tut er nun. Und es glückt ihm auch. Auf die Schlußpointe wäre ich niemals gekommen — sie wirft einen um, so niedlich ist sie. Das Ganze huscht rasch vorüber — jeden Tag heckt er etwas andres aus, und selten ist die Melodie des Beinahe mit mehr Varianten gespielt worden. Der Scherz erinnert an die galantesten Schwätzereien des leichtfingrigen Casanova (von dem Ihr die Gesamtausgabe bei Georg Müller den andern vorziehen werdet) — es ist die zuckersüße Form eines über fünfundzwanzig Tage hinausgezögerten Liebes-Aktes. Nicht — noch nicht — und dann? Dann die Schlußpointe.

Sie und das Baubauhündchen, Sie mit Ihm im Gedränge, Sie guckt in einen Guckkasten, hinter dem Er steht, und sieht sich erst Landschaften an und dann: Natur, Sie als Zuschauerin, wenn Er liebt, Sie in der Kutsche und Sie im Bad — Sie in der falschen Beichte und Sie auf der Fragonard-Schaukel — „Blonder Tempel —“. Eine unerhörte Wirtschaft um das Eine. Wie sagt Gustav Wied? „Der Mensch unterscheidet

sich vom Tier durch sein Getue.“ Aber es ist ein reizendes Getue. Und nur ganz selten sieht durch geplatzte Nähte, des Rokoko-Kostüms der bürgerliche Pfeifer- und Salz-Anzug eines Mannes unsrer Zeit. Meist ist das Spiel verblüffend echt.

Die Zeichnungen könnten besser sein. Wenn dieses entzückende Buch so herausgekommen wäre wie damals bei Paul Cassirer Walsers „Einzigste Nacht“. Schade. Vielleicht entschließt sich der Verlag einmal, eine Ausgabe mit Raderungen herzustellen, mit leichten, duftigen, frechen Blättern ...

Schenkts. Schenkts. Macht einmal spaßeshalber die Augen zu und denkt an etwas andres. (Diese Zeit da war ja nicht besser und nicht schlechter — sie war nur anders.) Man wird heutzutage furchtbar angeschnauzt, wenn man nicht immerzu in Kommissions-sitzungen an der Verbesserung des delizösen generis humani mitarbeitet. Gut — aber einmal möchte ich doch auch spielen ... Gebt das Büchelchen Der, die ihr lieb haben wollt. Malt vorn hinein: „Dem lieben Fräulein Ernestine in tiefer Freundschaft!“ Ihr braucht dann gar nicht zu sprechen. Auch Bücher können verführen. Dieses hier gibt die kleinen Weihen, lockt, lacht und beruhigt in einem. Ein wahrer Jungferntröster.

*Peter Panter*

### Liebe Weltbühne!

Während des letzten berliner Streiks ging in einer Vorstellung der Kammerspiele plötzlich das Licht aus. Einer der Darsteller sagte in die Dunkelheit hinein: „Einen Augenblick! Sobald wieder Licht ist, wird weiter gespielt!“ Da ertönte eine Stimme aus dem Publikum: „Und wer hält inzwischen die Bank?“

# Antworten

stud. jur. Fritz Cohn. Ihrer Epistel an Haenisch, die ich drucken soll, die mir aber zu lang ist, entnehme ich die folgenden Sätze: „Eini-germaßen merkwürdig berührt es, wenn Sie, Herr Minister, in Nummer 42 der ‚Weltbühne‘ mit aller Energie auf die Reichsverfassung pochen und betonen, daß es keinem Minister möglich sei, sich über sie hinwegzusetzen. Abgesehen davon, daß es auch nach der Revolution Minister gegeben hat, die die Reichsverfassung als überflüssigen Hemmschuh angesehen haben — ich erinnere nur an die Fälle Noske und Heine, von Gefßler garnicht zu sprechen —, wird heute ein Verfassungsbruch in Ihrem Ressort begangen, der vielleicht die Ursache aller Angriffe gegen Sie ist. Wie Ihnen bekannt sein dürfte, steht in Artikel 149 der Reichsverfassung: „ . . . . bleibt . . . . die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern . . . . der Willenserklärung Desjenigen überlassen, der über die religiöse Erziehung des Kindes zu bestimmen hat“. Der Sinn des Gesetzes und der Wille des Gesetzgebers ist also der: solange ein Vater nicht ausdrücklich eine Willenserklärung abgibt, dahingehend, daß sein Kind am Religionsunterricht teilnehmen soll, ist seine Teilnahme nicht obligatorisch. Eine schriftliche Willenserklärung muß nur dann abgegeben werden, wenn er seinem Kinde die pflichtgemäße Teilnahme am Religionsunterricht sichern will. Wie Ihnen ebenfalls bekannt sein dürfte, ist heute in Preußen infolge einer Ihrer Verordnungen das Gegenteil der Fall: nur diejenigen Kinder werden vom Religionsunterricht befreit, deren Eltern schriftlich darum nachsuchen. Ginge es nach der Reichsverfassung, so wäre es umgekehrt — der Artikel 13 der Verfassung besagt ausdrücklich: ‚Reichsrecht bricht Landrecht‘ —, und die weltliche Schule wäre lange nicht in so weite Fernen gerückt, wie sie jetzt ist. Denn leider ist der eine Teil der Eltern in dieser Frage zu indifferent, um sich nach der einen oder andern Seite zu entscheiden, ein anderer Teil zu nachlässig, um diese Entscheidung schriftlich niederzulegen. An Ihnen, Herr Minister, ist es jetzt, der Verfassung Geltung zu verschaffen!“

Hans Delbrück. Sie versuchen, mir, der in Nummer 45 behauptet hatte, daß Sie ihm immer unverständlicher würden, sich verständlich zu machen in einem langen Brief, auf dessen Abdruck Sie verzichten werden, wenn ich versichere, daß er mich befriedigt. Nur gegen den Schlußsatz protestiere ich. „Ich hoffe nach dem allen, daß Sie mir die Ehrenerklärung, die Sie mir schuldig sind, nicht versagen werden.“ Ehrenerklärung? Um die schuldig zu sein, müßte ich irgendwo und irgendwann einmal Ihre Ehre verletzt haben. Aber ich habe in Nummer 45 geschrieben, daß ich Ihr Lebenswerk schätze und Ihnen für Ihre Haltung im Kriege dankbar bleibe. Auf meine private Mitteilung, daß mir das Ehrenerklärung genug scheine, lautet der überpersönliche Absatz Ihrer Erwiderung: „Was Sie mir nun noch öffentlich antworten mögen: Eines möchte ich Sie bitten unter allen Umständen im Auge zu behalten. Sie werden mit mir darin einig sein, daß nicht nur Deutschland, sondern auch die Welt nicht gesunden kann, ehe nicht der Versailler Friede revidiert ist. Der Versailler Friede ist aufgebaut auf die Behauptung, der Krieg sei von den Zentralmächten ‚mit Vorbedacht‘ geplant worden: ‚er ist das Ergebnis von Handlungen, die vorsätzlich und in der Absicht begangen wurden, ihn unabwendbar zu machen‘. Daß dem so sei, behaupten auch Kautsky und Küster nicht. So sehr sie auch schelten mögen über die angeblich unerhörten Fehler, die unsre Diplomaten gemacht hätten: von der Absicht, den Weltkrieg zu entfesseln, sprechen sie sie frei. In dieser Richtung bilden also meine Gegner mit mir sozusagen eine Einheitsfront, und ich möchte Sie bitten, das möglichst zu betonen. Denn es erscheint mir klar, daß das auch Ihrem politischen Standpunkt und Ihrem Bestreben entspricht, wenn anders Sie mit mir



darin einig sind, daß der Versailler Friede revidiert werden muß. Ueber die Frage der ‚Absichten‘ der deutschen Politik läßt sich auch ein objektiver Tatbestand feststellen. Ob die einzelnen Maßnahmen richtig berechnet waren oder nicht, ob sie gar eine Kette von Torheiten darstellen: darüber wird man schwerlich je zu einer Einigung gelangen.“ Und damit könnten wir die Debatte schließen, wenn nicht Richard Grelling telegraphierte, daß er den Wunsch habe, sie hier fortzusetzen. Sie selber werden dafür sein, daß ich ihm diesen Wunsch erfülle.

**Heinrich Zille.** Sie schreiben an Peter Panter: „Es wird Ihnen auch schon aufgefallen sein, daß seit ungefähr einem Jahr fast jeder Mensch (habe mich selbst schon darauf ertappt), sogar Gelehrte und Sprachkundige, die doch mit Ueberlegung ihr Denken befeilen, die Worte ‚Nicht wahr?‘ unausgesetzt beim Sprechen anwenden. Es hört sich schlecht an. Es ist eine Seuche geworden. Frankfurt am Main hat dafür ‚gell‘? — gilt es? — und Sachsen schon ewig ‚ni war?‘, was sich wohl aus dem Wesen der Sachsen herleitet, die doch immer schwindeln sollen. Sollte nun die Bekräftigung ‚nicht wahr‘ in den letzten Kriegsjahren und vor allem in ganz letzter Zeit sich so eingefressen haben? Weil wohl jeder Deutsche sich im Innersten sagt, daß Deutschland großes Unrecht hatte oder schuld war — und nun soll dieses abschwächende ‚nicht wahr?‘ jeder Rede den Schwindel nehmen, wo jetzt und für lange Zeit noch Einer den Andern anlügt.“ Es ist wirklich die innere Unsicherheit, die keinem Menschen erlaubt, einen dicken Punkt hinter seine Sätze zu machen. Die Reden verhalten alle. Jeder lehnt sich ängstlich und hilfessuchend an seinen Partner an. Ob der ihm wohl glaubt? Wir sind doch die erste Nation des Erdballs, nicht wahr? Wir haben doch den Krieg nicht begonnen, nicht wahr? Unser Heer war doch das herrlichste, wo man hatte, nicht wahr? Kein Bezirksfeldwebel wurde jemals geschmiert, newa? Und nur die von Ihnen bezeichnete Schicht verschmäht das Modewort, weil die noch wenigstens an sich glaubt.

**R. B.** Sie schicken mir aus dem Fränkischen Kurier einen heftigen Protest dagegen, daß man etwa im nürnbergischen Stadttheater Ernst Toller aufführe. „Wir können es nicht verstehen, daß sich die derzeitige Theater-Intendanz unsrer Stadt Nürnberg, deren Ruhm als Kunststadt einst die ganze Welt erfüllte, so weit vergessen kann, für das Geisteserzeugnis eines landfremden Verbrechens, der zudem den Tod vieler verhetzter, unreifer und unschuldiger Menschen verschuldete, in der öffentlichen Presse die Geschäftstrommel zu rühren. Wir vermahnen uns nicht nur dagegen, sondern wir verbitten es uns im Namen der anständigen und noch deutschgesinnten nürnbergischen Bevölkerung mit aller Entschiedenheit und Strenge, daß die hiesige städtische Bühne zum Tummelplatz revolutionärer Wahnsinns-Machwerke herabgewürdigt wird.“ Von wem stammt dieser Protest? Von dem „Kunst- und Bildungsausschuß des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes“. „Ausschuß“: das Wort ist garnicht so schlecht gewählt, wenn man bedenkt, daß seine Tätigkeit sich bisher darauf beschränkt hat, die Closets des gesamten Deutschland mit Hakenkreuzen zu schmücken — für die ich deshalb den Namen „Verdauungsrunen“ vorschlagen möchte.

**Bibliophile.** Wilhelm Langewiesche-Brandt zu Ebenhausen bei München hat Briefe, Erlasse und Gespräche Friedrichs des Großen neu herausgegeben. Wie sich in diesen deutschen Köpfen die Welt malt, zeigt ein Vorwort des Verlegers, der den Weltkrieg verschlafen hat und „am fünfzigsten Jahrestage des Sieges von Gravelotte und Saint Privat“ aufgewacht ist. Der Vollbart rauscht: „Wohl nach keinem meiner vergriffenen Verlagsbücher sind bei mir so viele Anfragen eingelaufen wie nach diesem. Kein Wunder: Die tiefste Sehnsucht unsrer Zeit ist der Krückstock. Mit ein bißchen andern Worten

hat das ja unlängst sogar Lenin ausgesprochen. Nicht die Maschinen-  
gewehre des Reaktionärs oder des Spartacisten, nicht die Paragraphen-  
Rotationsmaschinen des schwarz-weiß-roten oder schwarz-rot-goldenen  
oder roten Bürokraten können die Geschichte (einschließlich der Divi-  
denden gewisser Papierfabriken) wieder einrenken und ‚die Kanaille‘  
— die gutangezogene wie die schlechtangezogene — ‚zur Raison  
bringen‘, sondern einzig und allein der Krückstock, gleichviel, ob sein  
Träger von rechts oder links kommt. Schon weil jenen durchaus fehlt,  
was ihm wesentlich eignet: das Wohlwollen. Denn Krückstock ist  
nicht Knute. Es ist also nur natürlich, daß, je länger die Zeit ver-  
geblich nach einem Alten-Fritzen-Verstand und -Krückstock ausschaut,  
in um so mehr Menschen der Wunsch erwacht, einstweilen ein acht-  
zehntes Jahrhundert zu erleben, was allein dem zwanzigsten noch  
helfen kann.“ Der Himmel weiß es: Manchem fehlt der Krückstock.

**Hermann F.** Sie müssen, sagen Sie, ein bißchen Luft schöpfen.  
„Was ist das? Wie ist denn das möglich? In Nummer 42 zitieren  
Sie aus der Entscheidung des hamburger Untersuchungsausschusses  
der U. S. P. D., daß der Jobber der Republik Sie nicht zu verklagen  
braucht, den begründenden Satz: ‚Im Falle Jacobsohn ist in Betracht  
zu ziehen, daß es sich nach Aussage des Rechtsanwalts Grünspach  
um einen Journalisten handelt, der durch seine vielen Vorstrafen  
wegen Beleidigung und übler Nachrede genügend gekennzeichnet ist‘  
— und in Nummer 46 heißt es: ‚Insbesondere hat sich herausgestellt,  
daß Herr Rechtsanwalt Grünspach in Sachen Wilhelm Herzog nie-  
mals dem hamburger Untersuchungsausschuß der U. S. P. D. eine Er-  
klärung des Wortlautes oder Inhalts abgegeben hat, Herr Siegfried  
Jacobsohn sei durch seine vielen Vorstrafen genügend gekennzeichnet,  
so daß es sich nicht verlohne, ihn zu verklagen.‘ Was ist das? Wie  
ist denn das möglich?“ Sehr einfach: der Jobber der Republik hat  
das Gutachten des Herrn Grünspach — das er selbst erbeten hatte! —  
auf die schamloseste Weise gefälscht; oder fälschen lassen. Dieses  
Gutachten enthält kein kränkendes, kein auch nur leise unfreundliches  
Wort gegen mich. Es macht mir weder meine Vorstrafen zum Vor-  
wurf, noch gar behauptet es, daß man mich ob dieser Vorstrafen  
nicht zu verklagen brauche. Es hätte mich, wärs mir nach der Ver-  
öffentlichung der gefälschten Fassung in der Hamburger Volkszeitung  
vorgelegt worden, niemals zu einer Abwehr gereizt. Für diese, für  
deren Massivität mag sich Herr Grünspach bei dem Jobber der Re-  
publik bedanken, der gegen ihn einen der ungeheuerlichsten Ver-  
trauensbrüche begangen hat. Nun, das überrascht nicht von einem  
Defraudanten. Aber Sie sind noch nicht zu Ende. Sie wehklagen,  
daß nicht prinzipiell über die Berechtigung oder Nichtberechtigung  
der Einstweiligen Verfügung entschieden worden ist. Kein Anlaß zu  
Tränen, wenn nicht einmal ich sie vergieße, der ich um das Ver-  
gnügen gekommen bin, einen ahnungslosen Richter seinen eignen  
Spruch widerrufen zu hören. Denn daß das geschehen wäre: das ist  
ja wohl außer Zweifel. Warum sollt’ ich da nicht Herrn Grünspach  
die unschuldige Freude gönnen, von der die Erklärung geschwellt  
ist, er habe seinen Antrag aus den und den Gründen zurückgenommen?  
„Laß doch das Kind die Bulette“, spricht der Berliner; „et ißt ihr  
ja nicht, et will ja bloß mit ihr trudeln.“ Herrn Grünspach drohte  
eine vollständige Niederlage. Lieber als die war ihm die freiwillige  
Ergebung. Deshalb allein, nicht aus den und den Gründen, hat er  
vor der Verhandlung seinen Antrag zurückgezogen. Hoffentlich ent-  
nimmt er dem peinlichen Vorfall die Lehre, daß Anwalt des Rechtes  
zu heißen nicht dazu verpflichtet, jedem Zuchthäusler, der nur aus  
Versehen frei herumläuft, bedingungslos zur Verfügung zu stehen.

---

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlags Oldenburg & Co. bei.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958

Fritz Kahn

# Die Juden als Rasse und Kulturvolk

Preis geheftet 15, gebunden 19 Mark

**Preußische Jahrbücher Okt.-Heft 20:** Die übersichtliche Gliederung der Menge von Tatsachen und Schlußfolgerungen in nur sechs Kapitel: Rasse, Arier, Germane, Semit, Jude und Kultur der Juden erleichtert ungemein die Lektüre des Buches, das auch durch den fesselnden, klaren Stil einen wohlthuenden Gegensatz zu der üblichen schweren Gelehrten-Artillerie auf dem Gebiete der Rassenprobleme bildet. . . . Diesem großen „Dilettanten“ (H. St. Chamberlain) ist in Kahn ein ihm wissenschaftlicher und ethisch überlegener Gegner entstanden. . . .

**Berliner Börsen-Courier 3. Okt. 20:** Es ist wirklich das, was man mit einem Klischee-Wort einen Wurf zu nennen pflegt — hinreißend im seligsten Pathos und Rhythmus des Vortrags. Es greift auch . . . weit hinaus in rassen- und kulturgeschichtliche Ursprünge und überblickt von philosophischer Warte Völkerschicksale, Kulturwandlungen, Theorien, Vorurteile und Leidenschaften. . . . So wird auch der nicht speziell Interessierte und der Andersgesinnte dem Buche einen starken geistigen und künstlerischen Gewinn danken.

---

Welt-Verlag, Berlin NW 7,  
Dorotheenstraße 35.

# DAS ALTE HEER

von

## EINEM STABSOFFIZIER

### Inhalt:

#### I. Das Räderwerk

Das Kadettencorps  
Die Kriegsakademie  
Das Kriegsministerium  
Der Generalstab  
Das Militärkabinett  
Das Große Hauptquartier  
Die Waffengattungen  
Das Offiziercorps im Kriege  
Offizierstypen  
Aktive, Reserve- und Landwehr- Offiziere  
Die Mannschaften der Feldarmee  
Die Etappe  
Die Heimarmee

#### II. Die Führer

Schlieffen  
Der zweite Moltke  
Falkenhayn  
Hindenburg  
Ludendorff  
Haeseler  
Der alte Golz  
Beseler  
Bülow, Heeringen, Mackensen  
Die Chefs der Armeen  
Die Fürsten  
Herzog Albrecht von Württemberg  
Prinz Eitel Friedrich  
Der Kronprinz  
Heer und Kaiser

#### III. Vor, in und nach dem Kriege

Die Marine  
Die Militärgerichtsbarkeit  
Das Kasino  
Orden und Ehrenzeichen  
Das geistige Leben  
Soldat und Politik  
Das neue Heer

Preis kartoniert Mark 13.—

Verlag der Weltbühne / Charlottenburg, Dernburgstraße 25

## Schieber, macht eure Söhne berühmt!

Älterer Akademiker verkauft umständehalber (schwerkrank, zur Zeit im Keller beschäftigt)

### Autorschaft

an philosophischen, historischen, linguistischen, mathematischen, auch belletristischen

### Aufsätzen und ganzen Werken,

ungedruckten wie pseudonym erschienenen.

Preis nötigenfalls nach Papiergewicht.

Inhaltserklärungen gratis.

Glaubensgenossen Rabatt.

Nur ernste Selbstreflektanten gesucht unter U. S. 49, Verlag der Weltbühne, Charlottenburg V.

## Das kleine Welttheater.

Bekanntlich hat Bismarck gemeint: wenn Oesterreich noch nicht existierte, so müsse man — um der Ruhe Europas willen — etwas dergleichen erfinden. Kaum zwei Jahre nach der Zerstörung der Donau-Monarchie beginnt sich die Richtigkeit dieser Auffassung zu zeigen. Herr Benesch versucht mittels der sogenannten Kleinen Entente einen Patent-Oesterreich-Ersatz zu konstruieren und, noch bevor es ihm recht gelungen ist, seine Erfindung durch gewitzte Commis voyageurs von Schlage Take Jonescus an den Mann zu bringen. Und nun heißt es gar, daß in Preßburg oder einer ähnlich zentral gelegenen Stadt die sämtlichen k. u. k. Nachfolgestaaten zusammentreten werden, um sich über Zoll-, Post-, Valuta-, Eisenbahn- und verwandte Fragen oekonomischer Art zu unterhalten und möglichst zu einigen. Es ist immer das Selbe: ob Donaubund französischer Observanz oder Kleine Entente prager Konstruktion oder gar Zoll-, Münz-, Bahn-, Post-Union von Danzig bis Dalmatien — es geht nun einmal nicht ohne Oesterreich. Deutschland täte gut daran, die Phönixgestelle des Doppeladlers frühzeitig und wohlwollend in Erwägung zu ziehen. Ueber kurz oder lang liegt vielleicht hier das Rhodos, von dem aus ein halbwegs kräftiges Mitteleuropa wieder Sprünge in die Welt unternehmen kann. Wenn auch ohne die Phantasien eines Naumann und ähnlicher Märchenerzähler von Berlin bis Bagdad.

\*

In ausländischen Zeitungen wird die Staatskarosse weiland Königs Ludwig von Bayern zu einem erstaunlich geringen Preise aus-geboten. Die Bayrische Königspartei scheint demnach nicht allzu großes Vertrauen in die Ausführbarkeit ihres Hauptprogramm-punkts zu setzen. Findet in ihren Reihen sich wirklich kein gut wittelsbachisch gesinnter Kriegsgewinnler, der seinem angestammten Fürstenhaus jenes erlauchte Gefährt rettet? Worin denn sonst soll ein künftiger Ludwig oder Rupprecht sein Volk den herrlichen Tagen entgegenkutschieren, deren Heraufkunft nach der Meinung der Monarchisten südlich des Mains nur davon abhängt, daß von Gottes Gnaden gegen das Reich konspiriert wird?

\*

Es scheint, daß den achtzigjährigen Giolitti die Lorbeeren des siebzigjährigen Mauthner nicht schlafen lassen: über Nacht ist er unter die Sprachkritiker gegangen. Das Mißtrauen gegen Italien, das gewisse kapitalistische Kreise jenseits des Kanals und des Ozeans infolge der Metallarbeiter-Bewegung ergriffen habe — und das sich in einem jähen Sturz des Lira-Kurses ausdrückte —, sei in der Hauptsache auf eine sprachliche Verwechslung zurückzuführen: so tat Giolitti einem amerikanischen Ausfrager kund. Das Wort „Kontrolle“ nämlich, das in der Arbeiterbewegung eine so große Rolle spiele (etwa als Fabrikkontrolle oder als Produktionskontrolle) heiße im Italienischen nichts anderes als Prüfung, während der englische Sprachgebrauch darunter so etwas wie Herrschaft verstehe. Daher die Tränen der Witwen und Waisen, denen man die Spaghetti und den Kaffee weiter verteuern müsse, wenn die Leute von Wallstreet nicht bald bessere

Etymologen würden. Glaubt er das wirklich, der alte Fuchs? Oder glaubt er wirklich, die es angeht derlei glauben machen zu können? Was die erste Frage betrifft: gewiß, nicht allein in Amerika, sondern auch, zum Beispiel, in Deutschland bedeutet die sogenannte „Kontrolle“ gewisser Finanz- und Industrie-Gruppen zweifellos eine Herrschaft über sie; aber kein angelsächsischer Mensch ist der Meinung, daß etwa die bekannte „Union for democratic control“ die Herrschaft, sondern nur, daß sie die — na, eben die „Prüfung“ der britischen Politik erstrebt. Und was die zweite Frage betrifft: weiß Herr Giolitti wirklich nicht, daß dem, ja in Amerika kristallisierten, Weltkapitalismus die „Prüfung“ der Produktion, die er, vollkommen richtig, als ersten Hammerschlag gegen die Ketten der arbeitenden Menschheit empfindet, durchaus genügt, um sich gegen ein Land zu wappnen, das diese Kontrolle zum Gesetz erheben will? Wenn die Herren Morgan, Rothschild und ihresgleichen tatsächlich eine Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Arbeiterschaft von Mailand, Turin und Rom befürchten, dann wäre es mit den vier Punkten, um die sie die italienische Valuta haben fallen lassen, nicht getan. Dann reichten nicht einmal die vierzehn aus, um die ihr Strohmann wider Willen die deutsche geschwächt hat.

\*

Die französische Regierung hat der Presse eine Medaille gewidmet als Anerkennung für ihre Verdienste im Kriege. Es steht zu hoffen, daß dem deutschen Kriegspresseamt die gleiche Auszeichnung zuteil wird. Nicht von der deutschen Regierung, sondern selbstverständlich von der Entente: denn die Verdienste unsres Kriegspresseamts um den Sieg der Andern werden von diesen ja wohl nach Gebühr geschätzt.

\*

Die oesterreichische Sozialdemokratie hat sich kürzlich auf ihrem Parteitag bemüht, aus der Niederlage bei den Nationalratswahlen eine Tugend zu machen. Sie hat jetzt mit einem Male entdeckt, daß „die Sozialdemokratie gegenüber einem bürgerlichen Staate nur in außerordentlichen Fällen in einer Koalition mit den bürgerlichen Parteien zusammengehen könne“, und daß sie deshalb, „da es sich in Oesterreich jetzt nicht mehr um außerordentliche Fälle handelt“, wieder in die Opposition zurückkehren müsse. Also ein etwas ungewöhnlicher Vorgang: erst nachdem der Wind umgeschlagen, wird ein Mäntelchen gesucht, um es nach dem neuen Wind tragen zu können. Erst jetzt kann man sich aber auch den Luxus leisten, aus der 2. Internationale auszutreten, und muß, da man sich zur 3. Internationale nicht anschließen will, gemeinsam mit den deutschen Rechts-Unabhängigen zwischen den beiden Stühlen auf dem Boden Platz nehmen, den man die 2½. Internationale nennt. Kleine Anfrage: Was ist denn nun eigentlich die oesterreichische Sozialdemokratie? Man muß doch entweder konsequent sein oder inkonsequent, aber nicht bald so und bald so. Entsprechen die Oesterreicher den deutschen Unabhängigen, dann hätten sie niemals mit den Christlich-Sozialen zusammen eine Regierung bilden dürfen. Entsprechen sie aber der S. P. D., dann hätten sie keinen Grund, aus der 2. Internationale auszuschneiden. Sie sind also noch ein Mittelding zwischen der S. P. D. und der rechten U. S. P. D. und müßten daher eigentlich eine 2¼. Internationale gründen. Bald wird jeder Sozialist seine eigne Internationale repräsentieren.

## Luther und Huß von Karl Rothhammer

Im Zeichen des Johannes Huß plündern und morden die Tschechen; so bestätigen sie, daß einstmals der Scheitern in Konstanz zu Recht aufgeflammt ist. Langsam mahlt die Geschichte. Auch nach Jahrhunderten erfolgt Mißbrauch immer nur am Unbrauchbaren. Wenn der Magister Johannes eine Universalität und nicht nur ein Verneiner gewesen wäre, wenn er Weltgefühl und nicht nur nationalistischen Drang in sich getragen hätte, so würde heute nicht auf dem Marktplatz zu Prag, wie ein verfaulter Rodin, ein Monstrum fanatischen Aufruhrs stehen, ein Ziska-Spuk, an dem sich zur Sokol-Feier, oder wann irgendein Egerländer den tschechischen Eisenbahnfahrplan nicht lesen kann, die Raserei der Legionäre entzündet. Im Sommer 1920 wuchs aus Fanatismus Huß-Literatur. Ueberall klebte das Plakat des roten Kelches, das Panier eines dicht an einem neuen Schisma und an der Priesterehe vorbeigerutschten Volkes, dem der Katholizismus, obwohl ihn die Weiber nicht entbehren können, Haß gegen Schwarz-Gelb bedeutet, das aber doch nicht den sittlichen Mut zu fassen vermag, Rom das Nepomuk-Schicksal zu bereiten. Sie haben sich immer nur am Einzelnen vergreifen können. Den westlich verwehten Rudimenten des Slaventums ist die Produktivität verloren gegangen; sie machen Scherben, an denen sie sich selber die Finger zerschneiden, sie schäumen Wut, aber sie können, gleich ihren polnischen Schicksalsgenossen, kein Neues gestalten. Sie haben Erhebliches dazu beigetragen, die Unnatur der habsburgischen Monarchie, die schon zu Wallensteins Zeiten an der böhmischen Wunde tödlich litt, endgültig auszurotten; freilich nur, um einen ebenso unmöglichen Nationalitätenstaat tschechischer Vergewaltigung aufzurichten. Die Fatalität der Kommandosprache kennzeichnet diese Komödie der Wiederholungen. Sie leben vom Fleiß der Minoritäten, denn sie selbst verbrauchen zwei Drittel ihres Volksbestandes für Heer und Beamtenschaft. Wer jemals in Prag die faulenzende Soldateska, nicht einzeln, noch zu Zweien, immer gleich in Rudeln, kühn kostümiert, Frankreich und Amerika nachäffend, die Falkenfeder am Cowboyhut, die Straßen unsicher machen sah: der wußte, daß Tschechowien vor hussitischer Rebellion stand, wußte, daß jeder Versuch, diese überflüssig gewordenen Landsknechte in bürgerliche Berufe heimzusenden, die entscheidende Staatsprüfung der jungen Republik, vielleicht aber das Hinübergleiten in einen dem Bergarbeiterrevier längst nicht mehr fremden Bolschewismus sein würde. Wer Herrn Masaryk auf der Landstraße hinter dem eng mit Soldaten aufgefüllten Hradschin zwischen zwei Legionäroffizieren reiten sah, während blindgläubiges Volk das Haupt entblöste: der konnte keinen Augenblick daran zweifeln, daß hier keine politische Reformation vor sich gegangen war, daß vielmehr nur Trümmer eines einstigen Staatsgebildes, vom Balkansturm getrieben, sich krampfhaft gegen Vernichtung sträuben. Gegen eine Vernichtung, für die es nur ein einziges Heilmittel gibt: die Preisgabe des hussitischen Zwergenimperialismus.

Als Luthers Bibelübersetzung durch einzelne deutsche Fürsten verboten worden war, über ihm selbst die Reichsacht lag, seine übrigen Bücher auf kaiserlichen Befehl brannten: da schrieb der Thesen-Anschläger und Gewissens-Befreier, um seinen und seiner Freunde Willen zu festigen, kühne Sätze von den Grenzen weltlicher Obrigkeit, und wieweit man ihr Gehorsam schuldig sei: „Liebe Fürsten und Herren, es ist jetzt nicht mehr eine Welt wie vor Zeiten, da Ihr die Leute wie das Wild jagtet und triebet. Darum laßt eure Frevel und Gewalt und denkt, daß Ihr mit Recht handelt. Ist Ketzerei da, die überwinde man mit Gottes Wort. Werdet Ihr aber viel Schwertzuckens treiben, so seht zu, daß nicht Einer komme, der es euch heiße einstecken, nicht in Gottes Namen.“ Das war im Jahre 1523. Schon zwei Jahre später erließ derselbe, Papst und Kaiser trotzende Martinus seine Epistel gegen die von der Leibeigenschaft zur Verzweiflung getriebenen Bauern: „Denn Aufruhr ist nicht ein schlechter Mord, sondern wie ein großes Feuer, das ein Land anzündet und verwüstet. Darum soll hier zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflischeres sein kann denn ein aufrührerischer Mensch.“

Luther, der stärkste Sprachexpressionist der Deutschen, erfuhr die Tragik Aller, die, tiefäugig innerlich und doch Bestie, die Welt vorwärtsstoßen wollen, im Stoß aber schon das hemmende Schwergewicht des Menschlichen, Allzumenschlichen zu spüren bekommen. Das Schicksal nicht der Rebellen, wohl aber der Reformatoren. Das Schicksal, das, wenn auch gemildert in dem Grade, der den Kampf um das höchste Gut vom Streik um höhern Lohnsatz trennt, den politischen Parteien, die vorwärts wollen, nicht erspart bleibt. Auch die Sozialdemokratie muß jetzt einen großen Teil ihrer Kraft dazu aufbieten, die Sekten, die aus Mißverständnis und Hemmungslosigkeit auf ihren Spuren wuchern, pflegerisch einzudämmen. Dabei vertropft ihr Herzblut — ist sie doch schließlich all dieser Verrenkten und Erkrankten Mutter. Der ungeheure Verlust, den die Unabhängigen bei den sächsischen Wahlen erlitten haben, trifft auch die Sozialdemokratie ins Herz, schon darum, weil jeder Verlust an sozialistischen Stimmen, wie die Verhältnisse heute liegen, Stärkung der Reaktion ist. Die Bauern werden Luthers Sendschreiben für eine Verrätereie erklärt haben, den Wittenberger für einen Bremsklotz. Genau so schelten heut die angeblich Radikalen, die Moskau-Trunkenen, auf die Besonnenheit materialistischer Geschichtsauffassung, auf eine Einsicht, die nicht an die Ueberspringung von Entwicklungsstadien zu glauben vermag. Der Stimmenverlust in Sachsen, der Rückgang an Wahlfreudigen, diese sichtliche politische Erschlaffung könnte die Reformatoren der Gesellschaftsgestaltung verzweifeln lassen, wenn nicht jener Proletarier, dem die Geburt einer Ziege im Eigenstall wichtigstes Tagesereignis ward, die Gewähr dafür gäbe, daß, anders als in jenen Tagen eines neuen Frühlings der Evangelien und doch verwandt, die lutherische Freude an Wein, Weib und Gesang alle hussitischen Brand-Orgien überdauern wird. Freude am Leben aber bedeutet: Schaffen und Bauen.



## Flotow-Bülow von Hetta Gräfin Treuberg

Erzberger schildert in seinen „Erlebnissen“ anschaulich, wie ihm gelungen sei, die Entsendung des Fürsten Bülows nach Rom, die im Dezember 1914 erfolgte, durchzusetzen.

Erzberger begründet seine Intrige damit, daß die öffentliche Meinung dem Botschafter v. Flotow vorgeworfen habe, während der wichtigen Monate Juli und August in einem Badeorte gewesen zu sein und nicht, wie seine drei Entente-Großmacht-Kollegen, in Rom.

In meinem Tagebuch habe ich von Juli bis Dezember 1914 auch darüber Aufzeichnungen gemacht, die das Werk des eifrigen Erzberger für die deutsche Politik sehr schädlich erscheinen lassen. Diese Aufzeichnungen ergänze ich aus den Akten und Zeitungen der kritischen Zeit.

Der Kaiserliche Botschafter v. Flotow weilte während der kritischen Zeit zu Fiuggi, in Gesellschaft des ihm eng befreundeten italienischen Ministers des Aeußern San Giuliano. Barrère, Kroupenski und Rennel Rodd waren darüber, daß der Botschafter des Kaisers sie fernhielt, sehr empört.

Herr v. Flotow war in ständigem Kontakt mit Rom; er verfügte über vier Autos, die Herren der Deutschen Botschaft fast jeder über ein kleines Auto. Fiuggi ist von Rom schneller zu erreichen als Berlin von Pankow oder Dahlem. Lokalkennntnis war nötig, um das römische Ambiente zu beurteilen. Dieses Ambiente konnte beim Bridge in Fiuggi, besonders da auch die einflußreichen Deputierten ständig dort weilten, oder bei gemeinsamen Ausfahrten mit Politikern leichter beeinflußt werden als unter der Entente-Kontrolle in Rom, wo jede Unterredung mit Flotow eine Konversation mit Barrère, Rennel Rodd und Kroupenski nach sich zog.

In den Akten Kautsky-Schücking-Montgelas ist unter Nummer 75 ein Brief Flotows an Jagow aus jener Zeit zitiert.

Fiuggi, am sechzehnten Juli 1914

Besten Dank für Deinen Brief. Ich freue mich, daß Du über die Schwierigkeiten der hiesigen Situation keine Illusionen hast; ich halte die letzten für hoffnungslos, wenn nicht Austria angesichts der Gefahr sich zu der klaren Erkenntnis aufrafft, daß, falls es etwa territorial irgendetwas nehmen will, es Italien entschädigen muß. Sonst fällt ihm Italien in den Rücken. Das ist eine so ernste Frage für uns, daß wir erwägen müssen, ob wir nicht bestimmte Abmachungen mit Wien treffen müssen. San Giulianos Stimmung ersiehst Du aus meinen Berichten. Es kommt mehr denn je alles auf ihn an, denn Salandra stützt ihn nicht, wie Giolitti. Salandra macht kein Hehl aus seinen anti-oesterreichischen Gefühlen, und Meroy hat ihn nicht geschickt behandelt. San Giuliano aber ist pessimistisch, gedrückt, mutlos und schwer leidend.

Klingt das wie mangelndes diplomatisches Geschick, oder fehlt die Voraussicht? Waren da Fürst und Fürstin in ihrer splendid isolation der Villa Malta notwendig?

Wie Salandra und San Giuliano den Inhalt des Ultimatum erfahren haben, das der unfähige oesterreichische Botschaftsrat anstelle des erkrankten Herrn v. Merey in der Consultà zu Rom abgab, während Salandra bei San Giuliano und Flotow in Fiuggi weilte, ist nicht ohne Interesse und der deutschen Oeffentlichkeit wahrscheinlich unbekannt.

Ich verdanke die Schilderung, die Salandra später bestätigte, einem sizilianischen Prinzen, der ein sehr bekannter italienischer Politiker und intimer Freund San Giulianos war. Wir fuhren gemeinsam von Rom nach Florenz.

„Voriges Jahr, Contessa, da reiste ich mit Madame X und Corado Ricci, dem Generaldirektor der italienischen Galerien, durch Flandern — und wie sieht es da jetzt aus! Che desolazione! welches Leiden!

Hat Ihnen Flotow erzählt, wie die erste offizielle politische Unterredung am vierundzwanzigsten Juli 1914 mit unsern Governanti sich abspielte?

Ich verneinte erschrocken. „Ist das kein Amtsgeheimnis?“

Der Zug hielt in Orte. Als er sich wieder in Bewegung setzte, zündete sich der Prinz eine neue Macedonia an und erzählte in der descriptiven Manier der Meridionalen.

„Trotz des heißen Sommertages war Scirocco-Luft. Als Salandra mit seinem Begleiter durch die gelblich leuchtende Campagna fuhr, war die Stimmung ungefähr so wie am Beginn der Göttlichen Komödie. Salandra fühlte sich in einer grausen Wildnis, und eine Bangigkeit erfaßte ihn vor all den Geistern, die sich ihm nahten, vor all dem Entsetzen, das drohte. ‚Wie verschieden doch San Giulianos Freundschaften sind‘, meinte der Rechtslehrer Salandra zu seinem Begleiter, ‚und wie verschieden die Zerstreuungen, die er sich bereitet! Vom Prinzen Scalea läßt er sich Dante vorlesen, wenn er abgespannt ist, und mit dem ruhigen Flotow schwelgt er im zweiten Teil des Faust.‘ Das Auto hielt vor dem Hotel. Flotow und San Giuliano erwarteten Salandra. ‚Noch nichts da?‘ Beide verneinen. ‚Ich habe Befehl gegeben, mir den Inhalt des Schriftstücks herauszutelephonieren, wenn die Austriaci sich aufraffen sollten, es uns mitzuteilen.‘ Die Politiker ziehen sich zu einem kleinen Imbiß in einen Saal zurück. Er ist halbdunkel. Auf dem Tisch steht ein Telephon. Plötzlich klingelt es. Alle Drei schrecken zusammen. Ein junger Herr der Consultà eilt herbei. Die Ruhe des Zimmers, das Schwingen der Sommerluft, das Schweigen der Campagna, all die Erinnerungen, die wach werden, beengen die Herren. Flotow weiß, was nun kommt. Er hat den Augenblick vorgeahnt, als am zwölften Juni 1914 der Hofbericht meldete, daß der deutsche Kaiser in Konopischt als Gast Franz Ferdinands und seiner Gemahlin, die Rosenblüte bewundert habe. Die tausende von La France und Baronne Rothschild und Maréchal Niel hatten des Kaisers Friedenswillen betäubt. Schon einmal hatte Flotow Schicksalsstunde erlebt, als er in Begleitung des spätern Gesandten von Lucius an einem Juni-Tage, ich glaube: am sechsten Juni 1905, die Treppen am Quai d'Orsay hinaufkeuchte. Damals trug er, wie einst der Römer in den Falten seiner Toga, Krieg oder Frieden. Schwer

wurde ihm, dem deutschen Geschäftsträger, der Gang, der Delcassés Rücktritt bedeutete. Oben empfing ihn Rouvier, der von Delcassé das Ministerium des Aeußern bereits übernommen hatte. Diesmal aber sollte Flotow nichts helfen. Das Telephon läutet scharf noch einmal. Der junge Diplomat hebt den Hörer ab. Monoton wiederholt er den Wortlaut, der Leben vernichtet, Welten erschüttert. Salandra sieht nur Flotow an, während er aufmerksam zuhört. San Giulianos krankes Herz klopft so laut, daß es Flotow zu hören vermeint — oder ist es sein eignes? Er wird immer bleicher. In Salandras Zügen zeigt sich Kränkung. Der Rechtslehrer empfindet die formale Beleidigung, die in der zu späten offiziellen Benachrichtigung liegt, doppelt schwer. Endlich ist die Qual vorbei. Die Vorlesung beendet. Die Drei sind allein. San Giuliano wendet sich an Flotow: „Que faire, mon ami?“ Flotow hat sich gesammelt. „C'est un peu fort vraiment!“, murmelt er. Sein blasses Gesicht sticht kaum von seinem hellen Sommeranzug ab. Die Herren diskutieren. San Giuliano bringt sofort seine Forderung vor. § 7 des Dreibund-Vertrages. Da sagt Salandra zu San Giuliano: „Existiert bei dieser Rechtslage, die unsre Verbündeten gemeinsam herbeigeführt, der Dreibund noch?“ San Giuliano sieht Flotow an. Scharf, jedes Wort betonend, sagt er: „Diese Tat, dieses Ultimatum beendet den Dreibund. Der Dreibund, das Werk Crispis und Bismarcks, hat aufgehört zu existieren.“

Florenz. Der Zug hielt. Fröstelnd im Morgengrauen stiegen wir aus.

\*

Aus meinem Tagebuch:

30. Juli 1914. „Tribuna“: „Die Dreibundpolitik mutet Italien nicht zu, sich für fremde Interessen zu schlagen. Italien wird nur seinen eignen Interessen Rechnung tragen, wenn es den Dreibundvertrag ehrlich und rückhaltlos erfüllt und von seinen Verbündeten die Gefahr hinterhältiger Ueberfälle abwehrt.“

11. September. Professor Dr. Pieraccini, Schwindsuchts-Spezialist und Sozialist, macht mich im Archiv des Staates auf den ungünstigen Eindruck aufmerksam, den Südekums Aufenthalt in Italien bei den dortigen Sozialisten gemacht. Er zeigt mir im „Avanti“ eine Erklärung della Setas, der die Romfahrt des deutschen Genossen zum Anlaß nimmt, um für den absoluten Pazifismus zu zeugen, aber sich gegen die deutschen Sozialdemokraten, die den Einbruch in Luxemburg und Belgien geduldet, den französischen Sozialdemokraten keine Hilfe gebracht, Jaurès geopfert hätten, scharf ausspricht.

20. Oktober. Nach stürmischer Sitzung des Parteitags der geeinten Sozialistenpartei tritt Musselino aus der Partei aus und legt die Direktion des „Avanti“ nieder. Seine Tagesordnung, die die Zustimmung zum Kampf gegen die Mittelmächte fordert, wurde von der Parteileitung abgelehnt.

4. Dezember. „Tribuna“ zur Ernennung Bülow's als Botschafter: „Wir wünschen, daß Fürst Bülow sich über die „Delicatezza“ der Situation keinen Illusionen hingibt. Da diese großen Takt erfordert, wird sein Amt schwer sein.“ Dem scheidenden Flotow wünscht Malagodi, der Chefredakteur der „Tri-

buna', baldige Besserung (da Gesundheit als Grund des Abgangs genannt war). Ueber Flotow äußert sich die 'Tribuna' folgendermaßen: „Wir erkennen seinen großen Takt an und seinen unübertrefflichen Sinn für Maß und Gleichgewicht, sowie die ständigen freundschaftlichen Maßnahmen, die er in dieser schwierigen Zeit zu treffen wußte, und mit denen er sich die dauernde Sympathie und Zustimmung erwarb.“

5. Dezember. Kammerrede Salandras: Friede bei Erfüllung von Italiens Forderungen, die ein Sacro Egoismo diktiert. Rede Giolitti mit erster Enthüllung des Krieges: daß bereits 1913 die Mittelmächte Angriffsabsichten auf Serbien hatten, denen man, obwohl sie offensiv gedacht waren, einen Defensiv-Charakter geben wollte.

17. Dezember. Ankunft Bülows in Rom.

20. Dezember. Glaskutsche, Gafawagen, rote Livreen des Hauses Savoyen. Es ist Vormittag; kein Publikum auf den Straßen. Fürst Bülow überreicht König Victor Emanuel seine Akkreditive. Später war ich bei einem Minister, den ich nach dem Eindruck fragte: „Schade“, sagte er. „Und dabei hätte man auf dem Kapitol so schön Frieden unterschreiben können.“ Betäubend dufteten rosa Nelken, große rote Rosen, dicke Parmaveilchen. „Wollen Sie den Frühling mitnehmen, Contessa?“ fragt er mich — „man weiß doch nicht, ob er nächstes Jahr für uns kommen wird.“ Er packt mir die Arme voll Blumen. Langsam gehe ich die Treppe hinab. Der Senator begleitet mich. „Poveretta“, murmelt er. Auf der Straße treffe ich einen deutschen Diplomaten: „Ich will grade die Korrespondenten benachrichtigen. Der Eindruck des Fürsten war vorzüglich.“ Die Blumen gleiten mir aus den Armen, fallen um mich herum. „Verlieren Sie doch nicht Ihre Flora, Gräfin. Was bedeuten denn die vielen Blumen?“ Traurig erwiderte ich: „Das Begräbnis der Neutralität Italiens.“

\*

Sonnino hatte dem Botschafter v. Flotow, als dieser ihm den Plan, Bülow nach Rom zu schicken, mitteilte, erwidert, daß er in einem Briefe Jagow bitten werde, keine Veränderung auf dem römischen Posten vorzunehmen. Gerührt hatte Flotow sich bedankt. Nun kam, da der Brief wohl nie in der geplanten Form an Jagow gelangt war, zur Kränkung des italienischen Außenministers Fürst Bülow nach Rom.

Donna Laura Minghetti war von der Stimmung der Consulta genau unterrichtet worden. Im Kreise ihrer Intimen, zu denen auch Flotow gehörte, erzählte sie von einem Briefe, den sie nach Berlin an ihre Tochter gesandt, um sie vor der Romfahrt zu warnen. Vergebens. Erzberger war stärker als Sonnino, Donna Laura und die gesamte öffentliche Meinung Italiens, stärker als der Senator Rolando Ricci, der hinter der 'Tribuna' stand.

Erzberger verließ Rom, von Haß und Verwünschungen verfolgt, am siebzehnten Mai. Wenige Tage später brach zwischen den blühenden Rosenbüschen der Villa Malta Donna Laura Minghetti schluchzend zusammen, als sie ihrer heißgeliebten Tochter das Geleit gab. Bülows Mission war beendet. Der Janustempel wurde geöffnet.

## Antwort an Delbrück von Richard Grelling

In den Nummern 42, 44, 45 und 47 der ‚Weltbühne‘ habe ich mit Hans Delbrück gestritten. Der fordert Ausländer zu einer Diskussion über die Schuldfrage heraus, lehnt aber den Deutschen Richard Grelling als Diskussionsgegner ab. Wie mir scheint: aus unhaltbaren Gründen. Es war nicht zweifelhaft, daß Grelling sich zur Wehr setzen würde. Er schickt mir jetzt einen Brief, den er an Herrn James M. Beck, den Herausgeber der ‚New York Tribune‘, gerichtet hat — denselben Mann, mit dem Delbrück bereit ist zu einem Redeturnier anzutreten. Ueber die Notwendigkeit solch einer „öffentlichen kontradiktorischen Erörterung der Schuldfrage“ sind Delbrück und Grelling einig. Sie muß erfolgen, schreibt Grelling an den Amerikaner, „nicht nur — wie Delbrück meint —, um die moralische Position Deutschlands der Welt gegenüber klarzustellen, sondern noch mehr, um die moralische Grundlage der deutschen Revolution zu festigen, um den Sturz der Hohenzollern-Monarchie zu rechtfertigen. Wenn tatsächlich der Kaiser und seine Regierung — wie Delbrück behauptet — nur den Frieden, nichts als den Frieden gewollt haben, wenn sie an dem Kriegsausbruch unschuldig gewesen sind, wenn der Krieg nur ein ‚unvermeidlicher Abwehrkrieg‘ war, so fehlt der deutschen Revolution jede moralische Grundlage, so müßte das deutsche Volk Pater peccavi sagen und schleunigst Wilhelm und seinen Sohn aus Holland zurückrufen. Das ist eben die verbrecherische Kurzsichtigkeit all jener deutschen Unschuldsanwälte, daß sie durch ihre unermüdlichen Reinwaschungsversuche die moralische Wiederaufrichtung Deutschlands, die nur aus der Selbsterkenntnis fließen kann, verhindern, daß sie durch die Entlastung der frühern Machthaber die Konterrevolution stärken und damit Deutschland und die Welt neuen Wirrnissen, neuen Kriegsgefahren aussetzen.“ Und so macht Grelling der Redaktion der ‚New York Tribune‘ den folgenden Vorschlag:

1. Man wolle Herrn James M. Beck meine Bereitwilligkeit und meinen Wunsch übermitteln, in Gemeinschaft mit ihm die Herausforderung des Herrn Delbrück zu einer öffentlichen Disputation über die Schuldfrage anzunehmen.

2. Herr Delbrück soll berechtigt sein, sich seinerseits ganz nach seinem Belieben einen Gesinnungsgenossen auszuwählen, der in Gemeinschaft mit ihm die Verteidigung der von Herrn Beck und mir anzuklagenden Kriegsurheber übernimmt.

3. Die Disputation soll — dem Vorschlage des Herrn Delbrück entsprechend — an einem neutralen Orte öffentlich stattfinden, wofür mir kein Ort passender erscheint als der Sitz des Völkerbundes Genf.

Herrn Professor Hans Delbrück aber gibt Grelling die folgende

Antwort:

Ich war darauf vorbereitet, daß man meiner Bereiterklärung zur öffentlichen kontradiktorischen Vertretung meiner Anlagethesen ähnliche Einwendungen entgegensetzen würde, wie sie seinerzeit meinem ausführlich begründeten Beweisanerbieten von dem Parlamentarischen Untersuchungsausschuß entgegengesetzt worden sind. Nicht aber war ich darauf vorbereitet, daß man die Erklärung, man brauche „sich nicht weiter mit mir zu beschäftigen“, damit motivieren würde, daß ich ja bereits durch die Schriften ‚Anti-J'accuse‘ (erschienen 1916) und ‚Anklagen gegen Deutschland‘ (erschienen 1917) „abgeführt“ und vollständig erledigt sei. In dieser Beziehung haben mir die Erklärungen des Herrn Delbrück eine Ueberraschung bereitet, über die ich lächelnd hinweggehen würde, wenn die Angelegenheit

der Schulduntersuchung nicht eine so tief-ernste Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft des deutschen Volkes hätte.

So sei denn hiermit festgestellt:

1. Die erstgenannte — nach Herrn Delbrück für mich so verhängnisvolle — Schrift von 140 Seiten ist im Frühjahr 1916 erschienen, also vor der Veröffentlichung meines großen dreibändigen Werkes ‚Das Verbrechen‘, meines Bandes ‚Belgische Aktenstücke‘, meiner beiden (bei W. Trölsch in Olten publizierten) Broschüren zur Schuldfrage und einer unabsehbaren Reihe von Artikeln zu demselben Thema, die in der ‚Freien Zeitung‘ zu Bern und in der ‚Neuen Schweizer Zeitung‘ zu Zürich erschienen sind. Allein die genannten vier Bände — ungerechnet die Broschüren und Zeitungsartikel — haben einen Umfang von ungefähr 1500 Großoktav-Seiten. Die durch die Bedeutung ihrer Verfasser und ihre sachlichen Entlastungsversuche wichtigsten deutschen Verteidigungsschriften, desgleichen die Verteidigungsreden der deutschen Staatsmänner habe ich auf vielen hunderten von Seiten in meinen Büchern, Broschüren und Artikeln kritisch behandelt. Die Bethmann und Jagow, die David und Schiemann, die Rohrbach und Helfferich, die Helmolt und Chamberlain, vor allen auch die Delbrück und Montgelas, die Verfasser jener erstaunlichen Versailler Denkschrift — sie alle haben wahrlich keine Veranlassung, sich über einen Mangel an kritischer Beachtung von meiner Seite zu beklagen. Früher hat man mir — nicht ganz ohne Grund — ein Uebermaß von Polemik in meinen Büchern, durch das die sachliche Darstellung erdrückt würde, vorgeworfen. Heute tadelt man das Untermaß. Wem soll man es nun eigentlich recht machen?

2. Wenn ich Alles, was gegen mein Buch geschrieben worden, im Einzelnen hätte erörtern wollen, so hätte ich nicht fünf, sondern fünfzig starke Bände schreiben müssen. Da ich zu solcher Herkulesarbeit weder Zeit noch Kraft hatte, mußte ich mich begnügen — wie ich im ersten Kapitel des ‚Verbrechens‘ auseinandergesetzt habe —, die hervorragendsten, die typischen Vertreter der verschiedenen Verteidigungsrichtungen Revue passieren zu lassen, hatte aber keine Veranlassung, die minores gentes, die nur im Fahrwasser ihrer führenden Gesinnungsgenossen laufen, der verdienten Vergessenheit zu entreißen. Dies galt insbesondere für die beiden Schriften, deren Nichtbehandlung mir Herr Professor Delbrück mit so starkem Akzent vorwirft — wobei er noch übersieht, daß ich einige duftende Blüten aus dem Büchlein ‚Anti-J'accuse‘ gepflückt und den Lesern des ‚Verbrechens‘ in entsprechender Beleuchtung zu ihrer Erheiterung vorgeführt habe.

Ich hatte umsoweniger Veranlassung, des nähern auf diese beiden Schriften einzugehen, als beide — 1916 und 1917 erschienen — ausschließlich mein 1915 erschienenenes Buch ‚J'accuse‘ als Angriffsobjekt wählen, meine später erschienene bündereiche Literatur aber naturgemäß unbeachtet lassen mußten. Der Verlasser des Buches ‚Anklagen gegen Deutschland‘ hatte das Pech, daß während der Drucklegung seines Buches der erste Band des ‚Verbrechens‘ erschien. Er rettete sich aus der Verlegenheit, indem er, in einem Nacintrage, meinem 490 Großoktav-Seiten starken Bande ganze 5 Seiten seines Büchleins widmete, die, wie der größte Teil seiner Schrift, mehr Beschimpfung als Kritik enthielten. Irgendeine weitere Besprechung aller meiner nach ‚J'accuse‘ erschienenen Schriften ist mir von keinem der beiden Autoren, die Herr Delbrück so hochschätzt, zu Gesicht

gekommen. Dies ist umso gravierender, als erst die spätern vier starken Bände, die Broschüren und die fortlaufenden Zeitungsartikel die breite, auf alle neuen Enthüllungen gestützte und, wie ich glaube, unerschütterliche Basis meiner in „J'accuse“ erhobenen Anklagen geschaffen, und Alles, was von dieser oder jener Seite gegen meine Anklagethesen vorgebracht worden war, widerlegt haben. Denn Das behaupte ich hier mit aller Bestimmtheit und werde es im Falle einer öffentlichen Disputation beweisen: Alle wesentlichen Punkte meiner im Jahre 1915 erhobenen Anklage sind durch die im Kriege und nach Friedensschluß herausgekommenen Enthüllungen, namentlich durch die amtlichen deutschen und oesterreichischen Dokumente vom Jahre 1919 in vollem Maße bestätigt worden — bestätigt in einem Umfang, der meine eignen Erwartungen weit übertroffen hat.

3. Die von Herrn Delbrück aufgeworfene Frage läßt sich also auf folgende kurze Formel zurückführen: Meine ganze nach „J'accuse“ erschienene Literatur — 1500 Buchseiten Großoktav, 100 Broschürenseiten und ungezählte Zeitungsspalten — ist von dem Verfasser der einen Gegenschrift gar nicht behandelt, von dem Verfasser der andern auf 5 kleinen Seiten abgetan worden. Das nennt Herr Delbrück eine „Abfuhr“, die ihn von jedem weitem Eingehen auf meine Anklageschriften entbindet. Mit andern Worten: Jeder Gegner des Anklägers ist berechtigt, sich aus dem gesamten Anklagewerk einen beliebigen, ihm passend erscheinenden Teil für seine Angriffe herauszusuchen und alles Uebrige totzuschweigen. Der Ankläger aber ist verpflichtet, diese Mißhandlung seines Werkes stillschweigend hinzunehmen, die linke Backe zum Schlage hinzuhalten und Angriffe nochmals zu widerlegen, die durch den totgeschwiegenen Teil seiner Schriften längst widerlegt worden sind. Mit so billigen Ausflüchten wird Herrn Delbrück kaum gelingen sich dem geistigen Kampfe mit mir zu entziehen. Er beherzige Voltaires Wort: „Les artifices sont, pour les gens de lettres, la plus mauvaise des armes; l'on se croit un politique, et on n'est que méchant. Point de politique en littérature. Il faut avoir raison, dire la vérité et s'immoler.“

Vor allem aber dürfte die Frage an Herrn Delbrück berechtigt sein: Wenn man mir einen Vorwurf daraus machen will, gewisse Gegenschriften nicht speziell beantwortet zu haben: fällt nicht auf Herrn Delbrück der viel schwerer wiegende Vorwurf, mein Buch „J'accuse“ und meine bündereiche später erschienene Anklage-Literatur überhaupt niemals einer gründlichen sachlichen Erörterung unterzogen, sich vielmehr stéts, wie heute, mit einigen wegwerfenden Bemerkungen über das Werk, mit einigen persönlichen Verdächtigungen des Verfassers über jede sachliche Prüfung hinweggesetzt zu haben? Wo, wie und wann ist Herr Delbrück je auf meine, in jahrelangen Studien und Arbeiten aufgehäuften Anklagebeweise eingegangen? Wann hat er je sachlich auf die dokumentarisch begründeten Angriffe erwidert, die ich in schweizer Blättern gegen die Denkschrift der vier „unabhängigen Deutschen“ von Versailles gerichtet habe? Wie kann er, der von meinen nach „J'accuse“ erschienenen grundlegenden Arbeiten kaum eine Ahnung zu haben scheint, sie jedenfalls geflissentlich totschweigt — wie kann er von mir verlangen, daß ich heute, im Jahre 1920, eine Erwiderung schreiben soll auf zwei unerhebliche Büchlein aus den Jahren 1916 und 1917, die durch alle meine spätern Schriften bis auf den Grund vernichtet und durch die amtlichen deutschen und

österreichischen Publikationen von 1919 vollends zu Makulatur zermalmst worden sind? Das hieße wahrhaftig: mit Kanonen nach Spatzen schießen. Von solchen lächerlichen Bedingungen den Zweikampf abhängig machen, heißt nichts anderes als — man verzeihe das burschikose Wort —: kneifen.

4. Wie unerheblich jene Gegenschriften für die Schuldfrage und für die Bewertung meiner Anklagebücher sind, hat niemand schärfer zum Ausdruck gebracht als der Kollege des Herrn Delbrück in der versailer Vier-Männer-Kommission und im Sachverständigen-Kollegium des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses: Graf Montgelas. Der hat bekanntlich denselben Krieg, den er in der Versailler Denkschrift, mit Herrn Delbrück, als „unvermeidlichen Abwehrkrieg“ qualifiziert, ein Jahr vorher für einen von Deutschland „bewußt“ herbeigeführten „Präventivkrieg“ und die Verteidigungslegende für eine „Lüge“ erklärt. Obwohl die von Herrn Delbrück heute als tödliche Abfuhr des Anklägers herangezogenen Schriften bereits ein und zwei Jahre vor der Begutachtung meiner Bücher durch den Grafen Montgelas erschienen waren, hat dieser Folgendes über mein Gesamtwerk geschrieben:

Der Verfasser ist, wie in der Schuldfrage über den Ursprung des Krieges, so auch in der zweiten Schuldfrage, nämlich der Frage nach der Schuld an der Verlängerung des Krieges, bahnbrechend vorgegangen.

Wer als Erster durch ein so umfangreiches Material sich durcharbeitet, der wird notwendigerweise manchen Irrtum begehen. Wenn diese durch spätere Forscher aufgedeckten Irrtümer bei einer Neubearbeitung ausgemerzt, wenn gleichzeitig manche Wiederholungen und Breiten vermieden werden, dann wird das Buch für alle Zeiten ein unentbehrliches Nachschlagewerk und wertvolles Hilfsmittel beim Studium sowohl der Vorgeschichte des Krieges als auch der Entwicklung der Kriegsziele beider Parteien sein.

Nach diesen im Jahre 1918 geschriebenen Worten scheint die „Abfuhr“ von 1916 und 1917 nicht grade vernichtend gewesen zu sein. Herr Delbrück möge sich hierüber mit seinem Kollegen, dem Grafen Montgelas, auseinandersetzen.

5. Der Parlamentarische Untersuchungsausschuß hat, wie bekannt, mein genau substantiziertes Beweisanerbieten vom vierten November 1919 abgelehnt, mit der vom Geschäftsführer des Ausschusses bekanntgegebenen Motivierung, meinen Arbeiten sei der wissenschaftliche Wert abzusprechen. Professor Delbrück und Graf Montgelas dagegen sind als Sachverständige hinzugezogen worden, haben also die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, mit mir, dem Ankläger, vor aller Öffentlichkeit die Klingen zu kreuzen. Damals war es der fehlende wissenschaftliche Wert meiner Arbeiten, der meine Zurückweisung — offenbar zum großen Schmerze der Herren Delbrück und Montgelas — herbeigeführt hat. Heute ist es die längst verjährte Tatsache, daß ich auf Gegenschriften, die vor vier und drei Jahren gegen mein Buch erschienen sind, nicht geantwortet habe. Welcher Grund wird morgen vorgebracht werden, um dem Kampf um die Wahrheit, der eine Lebensfrage für das deutsche Volk ist, auszuweichen?

6. Um mich sozusagen als satisfaktionsunfähig hinzustellen, verschmäht Herr Delbrück nicht, in geheimnisvoller Weise auf einige Hefte der Zeitschrift „Deutsche Politik“ hinzuweisen, die jeden belehren könnten, der „sich kurz über Herrn Grelling zu informieren wünscht“.



Diese Kampfesweise wählt ein Mann, der in demselben Atemzuge die Bedingung stellt, „streng beim Thema zu bleiben und jede Beschimpfung zu unterlassen“. Ich bemerke dazu:

In der Voraussicht, daß meine freundlichen Gegner versuchen würden, die in den Kriegsjahren von der nationalistischen Presse gegen mich erhobenen persönlichen Verdächtigungen als Grund für die Ablehnung meiner Mitwirkung beim Untersuchungsausschuß heranzuziehen, habe ich in der ‚Weltbühne‘ von achtzehnten Dezember 1919 eine genaue, punktweise präzipierte Gegenerklärung gegen alle solche Verleumdungen veröffentlicht. Gleichzeitig habe ich erklärt, daß ich bereit sei, alle von mir angeführten Tatsachen „bei einer Vernehmung als Sachverständiger vor dem Untersuchungsausschuß eidlich zu bekräftigen“. Alle von meiner Darstellung abweichenden Behauptungen habe ich für „schamlose Verleumdung“ erklärt. Damit war dieses Thema für mich erledigt, und es lag nicht die geringste Veranlassung für mich vor, auf die versteckten Verdächtigungen in der Zeitschrift ‚Deutsche Politik‘ nochmals einzugehen. Ich hatte hierzu umso weniger Veranlassung, als wenige Tage nach dem Erscheinen jener Zeitschriftennummern Alfred H. Fried, der Zeuge und Pate der Veröffentlichung meines Buches ‚J'accuse‘, in der ‚Zukunft‘ vom einunddreißigsten Januar 1920 eine Erklärung erlassen hat, die in den Augen jedes Gutgläubigen die Verleumdung ein für alle Mal aus der Welt schaffen mußte. In dieser Erklärung heißt es:

Tagelang schlichen wir von Verleger zu Verleger, von Druckerei zu Druckerei; Grelling bot sein Manuscript gegen Zahlung eines Teiles der Druckkosten aus eigener Tasche an. Alle zögerten, wollten reiflich überlegen . . . Wie in Bern, so in Zürich; in allen Städten der deutschen Schweiz . . . Der enttäuschte Wahrheitbringer ging nun erst, ungern, nach Lausanne. Dort fand er, spät, einen Verleger, der sich zur Drucklegung bereit erklärte. Ein „Geschäft“ erhoffte auch er nicht davon; Grelling mußte sich verpflichten, für die Gesamtkosten der Auflage aufzukommen, wenn der Verkauf sie nicht deckte . . . Ein „Geschäft“ war für Grelling weder dieses Buch noch eins derer, die ihm gefolgt sind . . . Die Masse des deutschen Volkes hat von Grellings Anklage nur aus den gegen ihn verbreiteten Büchern, Schriften und Artikeln gehört. Darin wurde er als Hochverräter, als Verleumder, als Verkäufer gebrandmarkt und geschmäht. Diese Ausstreuerungen seiner Gegner und der von ihm Beschuldigten haben den Haß bewirkt, der jetzt in der Weigerung des Untersuchungsausschusses, ihn als Sachverständigen zu hören, zum Ausdruck kam. Dem deutschen Volke würde gedient, wenn man dem Wahrheitsucher und Ankläger von 1915 die Anerkennung seines reinen Willens gewährte, auf die er ein Recht hat.

Diese auf Kenntnis aller Tatumstände beruhende Ehrenerklärung eines über jeden Zweifel erhabenen Zeugen entthob und enthebt mich der Notwendigkeit, auf das Geklaff meiner Verleumder noch weiter zu antworten, eingedenk des Goethe-Wortes: „Es will der Spitz aus Nachbars Stall Uns immerfort begleiten; Doch seines Bellens lauter Schall Beweist nur, daß wir reiten.“

7. Zum Schlusse möchte ich Herrn Delbrück, der sich über meine literarische Enthaltsamkeit beklagt, noch Eines bemerken: In meinem Kasten häufen sich seit Jahr und Tag Manuscripte auf Manuscripte zur Schuldfrage und harren der Auferstehung, die ihnen durch den Boykott meiner Schriften verwehrt wird. Darunter befindet sich — neben vielen andern — ein Manuscript von fast 300 Maschinenseiten:

eine Gegenschrift gegen die Versailler Denkschrift der vier „unabhängigen Deutschen“, deren öffentliche Bekanntwerdung zweifellos für Herrn Delbrück von großem Interesse sein müßte. Nicht meine Schuld ist es also, wenn ich heute zum Schweigen verurteilt bin, während den Leugnern der deutschen Kriegsschuld der ganze deutsche Buchhandel, die ganze deutsche Presse offensteht. Herr Delbrück und ich — wir kämpfen mit ungleichen Waffen auf deutschem Boden. Umso freudiger würde ich die Gelegenheit begrüßen, auf neutralem Kampffeld zum Waffengang mit diesem unermüdlichen Verteidiger der verflochtenen Machthaber Deutschlands anzutreten. Inzwischen aber möchte ich die gewiß nicht unbescheidene Bitte an den vielvermögenden weiland Herausgeber der Preußischen Jahrbücher richten, ein literarisches fair play zwischen uns Beiden herzustellen, das heißt: seinen großen Einfluß aufzuwenden auf daß meine ungeborenen Geisteskinder das Licht des Tages erblicken — sei es auch nur, um später von ihrem Geburtshelfer totgeschlagen zu werden. Er würde damit der Wahrheit einen bessern Dienst erweisen als durch die wegwerfende Behandlung eines Gegners, dessen Schriften in Deutschland teils nicht gelesen, teils nicht gedruckt werden.

---

## Der Prozeß der Kooperatoren von Elias Hurwicz

In Moskau fand vor kurzem der „Prozeß der Kooperatoren“ seinen endgültigen Abschluß. Das Aufsehen, das dieser hochnotpeinliche Prozeß in den russischen Kreisen des In- und des Auslandes erregt, bleibt hinter dem eines Sensationsprozesses im üblichen Sinne nur wenig zurück. Die politische Bedeutung dieses Prozesses ist in der Tat zwiefach: erstens besiegelt er das Ende jener Politik der Entente, die Friedensbeziehungen mit Sowjet-Rußland nur vermittels des überaus entwickelten russischen Genossenschaftswesens als „neutralen“ Faktors, also mit Uebergang der Sowjet-Regierung selbst, anknüpfen wollte; nunmehr, zumal nach der Niederlage Wrangels, bei zweifellos bevorstehender Wiederanknüpfung von Handelsbeziehungen (besonders mit England) werden die Bolschewiki umso eifriger auf die unmittelbare Anerkennung der Sowjet-Regierung dringen. Sodann aber, innenpolitisch, ist der Prozeß als Charakteristikum bolschewistischer Justiz höchst kennzeichnend. Den in den „Iswestja“ dargelegten Anklage-Akt kann man an dieser Stelle selbstverständlich nur unvollständig wiedergeben. Der Anschaulichkeit halber sei er in zwei Teile zerlegt: den außen- und den innenpolitischen.

Der außenpolitische wirft den Führern „alter Formation“, das heißt: denjenigen, die sich einer gewaltsamen Politisierung des Genossenschaftswesens widersetzen, nicht mehr und nicht weniger als Hochverrat mit Hilfe von Lloyd George und Clemenceau vor. Wörtlich heißt es in der Anklage:

Durch viele Materialien, die die Haussuchung bei den Angeklagten Korobow, Lawruchin und Kusnetzow (Genossenschaftsführern „alter Formation“) und in der Zentrale zutage gefördert hat, wird klar, daß das ganze Verhalten der russischen Genossenschaftsorgane und ihre Hartnäckigkeit im Kampfe gegen die Wirt-

schaftspolitik der Sowjet-Regierung auf sich die wohlgeneigte Aufmerksamkeit Englands, Frankreichs und anderer imperialistischer Länder Europas gezogen hat, die sich die Aufgabe gestellt haben, die Sowjet-Regierung um jeden Preis zu stürzen. In der periodischen Presse des Auslands fingen Artikel zu erscheinen an, die Aufsehen erregende Titel trugen: „Weder Lenin noch Koltschak, sondern die russische Kooperation.“ Es wurde hierbei darauf hingewiesen, daß die russischen Genossenschaften als eine Kraft ausgenutzt werden müssen, die das Wirtschaftsprogramm der Sowjet-Regierung zerstören und dadurch diese Regierung selbst stürzen kann. Und das war keineswegs eitles Geschwätz. In dem Augenblick, wo Denikins Banden hoffnungslos sich zurückzogen und keine Aussicht mehr auf den Erfolg einer bewaffneten Konterrevolution bestand, lud der Oberste Alliiertenrat offiziell Berkenheim zu einem Bericht darüber, wie die russischen Genossenschaften die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit eines Warenumtauschs mit Rußland beurteilen. Und zwei Tage danach entschloß sich der Alliiertenrat dahin, daß eine Möglichkeit der Aufhebung der Blockade Rußlands wohl gegeben ist. Das war, nachdem Berkenheim im Obersten Alliiertenrat Clemenceau, Lloyd George und Nitti einen Bericht über die Aussichten der russischen Kooperation für die Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Beziehungen zu Rußland erstattet hatte. Als Beweis dafür, wie geschickt der Kampf geführt wurde, kann nicht nur das unerwartete Anerbieten der hohen Gnade des Alliiertenrates, nämlich die Aufhebung der Blockade, an die Genossenschaftszentrale gelten, sondern auch die sofortige Ausnutzung dieses politischen Aktes durch die Leiter der Zentrale in Rußland, um die zusammen mit Lloyd George vorgenommenen Ziele zu verwirklichen. Bevor noch der Warenumtausch begonnen wurde, entschlossen sich die Vorstandsmitglieder, diesen Akt als ein Agitationsmittel auszunutzen, und verbreiteten eine tendenziöse Proklamation.

Diese Proklamation ist ein Muster der Tätigkeit der alten Mitglieder der Zentrale, die jeden Fall benutzt haben, um zwischen ihrer Tätigkeit und der Wirtschaftspolitik der Sowjet-Regierung eine Parallele zu ziehen und zu betonen, daß lediglich die Genossenschaften für das Wohl des Volkes arbeiten, was auch vom Auslande anerkannt werde, das ja seinen Willen bekundet habe, wohl die Genossenschaften, nicht aber die Sowjet-Regierung anzuerkennen. Die von der Sowjet-Regierung in die Zentrale delegierten Vorstandsmitglieder haben natürlich von der Ausgabe einer solchen Proklamation keine Ahnung gehabt, ebensowenig wie von sehr vielen Tatsachen der Tätigkeit der Kooperatoren und von vielen Dokumenten, die die Zentrale erhielt. Die Gesamtheit der Aussagen von Korobow, Kusnetzow und Lawruchin stellt fest, daß sie in der Zentrale stets eine aktive Gruppe der alten Formation darstellten, und daß diese bei der Beratung fast jeder Frage sich abseits von den Vorstandsmitgliedern hielt, die die Regierung delegiert hatte.

Innenpolitisch wird den Kooperatoren eine Unterstützung der Konterrevolution vorgeworfen:

Das Vorstandsmitglied der Genossenschaften Michailow war nach der Ukraine mit der Aufgabe entsandt worden, dort eine Reihe von Einkaufsbüros zu organisieren. Michailow aber führte im Süden eine offensichtliche antisowjetische Politik und während des Rückzuges der Weißen fuhr er nach Rostow zu einem Kongreß der Genossenschaften und von da aus ins Ausland. Die antisowjetische Tätigkeit Michailows wird durch den Inhalt einer von ihm gemeinsam mit Kerenski an Denikin gerichteten Denkschrift ge-

kennzeichnet, die während der Haussuchung bei Korobow (dem Vorsitzenden der Genossenschaftszentrale) gefunden wurde.

Dasselbe Bild der Tätigkeit der Kooperatoren bietet Sibirien, wohin das Vorstandsmitglied des Zentrossojus (Verband der Genossenschaften) Wachmistrow gesandt wurde, der nach dem Fall von Koltschak nach Paris geriet.

Was die Kooperation im Augenblick des hartnäckigen Kampfes der Sowjet-Regierung mit der Konterrevolution bedeutete, ist nicht nur aus Dokumenten, die von den kooperativen Organen selbst ausgehen, sondern auch aus andern Quellen ersichtlich. Beispielsweise: aus dem Bericht von Grischin-Almasow über die Konferenz zu Jassy im November 1918 geht hervor, daß auf dem ganzen Gebiet zwischen Kainsk bis Tscheljabinsk die Konterrevolution die „Offiziersverbände“ durch Mittel finanzierte, die sie von den Genossenschaften erhielt. Aus dem Bericht des Vorsitzenden des „Nationalen Zentrums“ Fedorow geht hervor, daß die Genossenschaften sogar am „Nationalen Zentrum“ teilgenommen haben.

Im Einzelnen ist zu den Anklagepunkten zu bemerken:

Es mag wohl sein, daß der eine oder der andre der führenden Kooperatoren aus politischer Ueberzeugung seine Hilfe der Konterrevolution lieh. Bei dem häufigen Machtwechsel vieler Gebiete Rußlands wird freilich der Begriff der Konterrevolution, mit dem die bolschewistischen Kriminalisten besonders gern arbeiten, sehr dehnbar. Ungereimt ist aber, die politischen Kombinationen, die in der Auslandspresse bei Gelegenheit der Besprechungen mit den Kooperatoren erschienen, diesen in die Schuhe zu schieben. Vollends sinnlos und hirnverbrannt gar ist, die Aufhebung der Blockade, die ja die Sowjet-Politiker selbst so oft offen angestrebt haben, als einen „Gnadenakt der Entente“ zu einem Anklagepunkt zu machen. An einer Stelle lautet die Anklage, ihren politischen Hintergrund unumwunden aufdeckend, gradezu:

Der Inhalt, der bei der Haussuchung im petrograder Büro gefundenen Dokumente zeigt deutlich, daß im kritischen Augenblick, als Petersburg von den Weißen besetzt werden sollte, das londoner Büro Lebensmittellieferungen dorthin organisiert.

Also, daß die Kooperatoren der hungernden Bevölkerung Petersburgs zu Hilfe kommen, wird zu einem Anlaß strafrechtlicher Verfolgung! Zynischer konnte die Verquickung von Politik und Justiz nicht enthüllt werden.

Von den neunzehn Angeklagten sind siebzehn zu mehr oder minder schweren Freiheitsstrafen verurteilt worden.

---

## Der Zensor geht um! von Ignaz Wrobel

Augenblicklich wird wieder ein altes preußisches Gesellschaftsspiel gespielt: die Verleger stehen im Kreise um den Staatsanwalt herum, und der zählt ab:

Hans, mein Sohn, was machst Du da?

Mensch, ich konfisziere!

Hans, mein Sohn, das kannst Du nicht!

Vater, ich probiere!

Slevogt, Zille, Wassermann —

Du bist dran!

Der § 184 des Strafgesetzbuches ist einer von denen, deren Auslegung von dem jeweiligen Stand der öffentlichen kulturellen

Meinung des deutschen Volkes abhängig sein sollte. Denn in der Tat klappt heute zwischen der Gerichtspraxis und dem Volksempfinden weiter Kreise ein solcher Widerspruch, daß man diese Art Rechtssprechung wohl als ganz verstaubt und unpopulär bezeichnen darf. Das Vermögen, ein unsauberes Groschenheft und ein Kunstwerk auseinanderzuhalten, ist nicht Jedem gegeben — aber dazu hat der liebe Gott die Sachverständigen erfunden, daß man sie benütze. Unsre Staatsanwälte tuns nicht. Ich habe selbst einmal als Sachverständiger einer Gerichtsverhandlung beigewohnt, wo der Vorsitzende erklärte, die Sachverständigen könnten ihm viel erzählen, er brauche sie gar nicht, sondern das Gericht werde sich über die Unzüchtigkeit der vorliegenden Mappe schon selbst sein Urteil bilden. Es war auch danach.

Um zu entscheiden, ob ein Kunstwerk unzüchtig ist oder nicht, darf man den Begriff der Unzüchtigkeit nicht wie die Vorsteherin jenes Jungfernstiftes formulieren: „Alles, was unter der Tischplatte ist, ist unanständig.“ So liegt's nicht.

Augenblicklich geht der Staatsanwalt wieder einmal heftig um. Die letzten Konfiskationen, über die die Verleger und die Sortimenter gleichmäßig zu klagen haben, rühren zum großen Teil von dem berliner Staatsanwalt Orthmann her, der sich in Beschlagnahmungen gar nicht genug tun kann. Nun liegt die Ungerechtigkeit einer solchen Beschlagnahme darin, daß sie vor dem Spruch des ordentlichen Gerichts erfolgt, und daß selbst eine spätere Freigabe die große geschäftliche Schädigung nicht mehr wettmachen kann. Ein solcher Feldzug gegen die Kunst ist aber unmöglich. Wenn der Staatsanwalt für Kunst und Künstler so wenig Verständnis hat, muß man ihm solche Verfahren abnehmen. Er hat soeben beschlagnahmen lassen:

bei Paul Steegemann in Hannover:

Paul Verlaine: ‚Frauen‘, übersetzt von Curt Moreck;

Paul Verlaine: ‚Hommes‘, französisch und deutsch;

bei Fritz Gurlitt in Berlin:

Friedrich von Schiller: ‚Der Venuswagen‘, mit Lithographien von Lovis Corinth,

Huysmans: ‚Gilles de Rais‘, mit Lithographien von Willi Geiger, Heinrich Zille: ‚Zwanglose Geschichten‘, mit Lithographien von Heinrich Zille,

Alfred Richard Meyer: ‚Das Aldegrevermädchen‘, mit Lithographien von Georg Walter Rößner,

Paul de Kock: ‚Der Mord im Kastanienwäldchen‘, mit Lithographien von Franz Christophe,

Gottfried August Bürger: ‚Die Königin von Golkonde‘, mit Lithographien von Lovis Corinth,

Das indische Fabelbuch Panchatantra, mit Lithographien von Richard Janthur.

Das ist Zensur. Nun will ich mir aber nicht von Herrn Staatsanwalt Orthmann vorschreiben lassen, was ich lesen darf, und wenn das so weiter geht, dann haben wir in vier Wochen eine obrigkeitliche Bevormundung, die sich in gar nichts von Metternichs Zensur unterscheiden wird. Daß Lovis Corinth Präsident der Sezession und Akademieprofessor ist, braucht der Staatsanwalt nicht zu wissen; daß Georg Walter Rößner Lehrer an der staatlichen Kunstschule in Berlin ist, auch nicht. Aber er mag zur Kenntnis nehmen, daß die deutschen Schriftsteller,

die deutschen Maler und die deutschen Verleger nicht gesonnen sind, sich den Bütteleingriff eines Mannes gefallen zu lassen, der außerstande ist, einen Nackttanz in der Motz-Straße von einer Radierung Corinths zu unterscheiden.

Der dumpe Aerger juristischer Spießer gegen Alles, was in der Kunst frische Luft heißt, hat sich zuhause auszutoben. Gestern George Groß und heute Slevogt und Schiller, und morgen wahrscheinlich Goethe und Jakob Wassermann . . . In welcher Zeit leben wir?

Wir leben in einer Zeit, wo dem stramm emporgereckten Philister erlaubt ist, einer Nation Kandare anzulegen. Wehrt Euch!

---

## Der Dolchstoß von Max Mackens

In der Deutschen Zeitung vom sechzehnten November 1920 steht die Äußerung eines Majors: er wisse nicht, was größer in ihm sei, der Haß gegen die Feinde oder die Verachtung für das eigne Volk.

Die deutsche Mutter spricht:  
Wir sind zu Sechsen in dem schmalen Zimmer,  
ich und fünf Kinder auf verschmutztem Bett.  
Mein Mann ist tot, zerschossenen Leibes Trümmer  
verfaulten schmerzdurchkrampft im Lazarett.  
Ein Schrei nach Brot ward meiner Kleinen Leben,  
ich bin das Leid, das euer Fluch verfolgt,  
denn ich, die, was sie hatte, hingegeben,  
ich, deutsche Mutter hab die Front erdolcht.

Das Kind spricht:  
Hörst du mich husten? Aus verschleimter Kehle  
klagt ächzend meiner Krankheit müder Ton.  
Ich bin kein Leib, nur eine wunde Seele:  
das große Sterben griff die Glieder schon.  
Du, Ordensritter, hast mich nie gesehen,  
ich aber habe mitgekämpft für dich,  
aus den Millionen eines, die vergehen!  
Doch du bist satt —

und du verachtest mich!

Der Krüppel spricht:  
Mir blieb der Rumpf; die eine lahme Tatze  
hält eine Mütze, welche Groschen fängt,  
und das Gesicht ist eine ekle Fratze,  
die milde meine Blindheit nur verhängt.  
Warum ich betteln muß vor jenem Hause,  
in dem der Reichtum hämisch lachend protzt?  
Damit ein vollgefressener Banause  
auf meine Qualen seinen Geifer rotzt!

Das deutsche Volk spricht:  
Wir haben uns vier Jahre nicht verstanden,  
wir Kerle und ihr Herr'n mit Achselstück!  
Dem Elend ging das letzte Hemd zuschanden,  
Ihr schlürftet Sekt, Ihr hattet eben Glück.  
Vier lange Jahre ließen wir uns neppen,  
der Mann im Graben, Weib und Kind zu Haus.  
Jetzt mögt Ihr schweigend eure Schande schleppen!  
Ihr — uns verachten?

. . . Gemeine, heraus!

## Das neue Lied von Peter Panter

Wir sind kein liedersingendes Volk, und aus dem schauerlichen Gemisch von gestorbenen Wandervogelliedern und künstlich gemachten Operettenschlagern ragt nichts hervor, was dieses Volkes Seele erfüllte. Wenn dem Deutschen so recht wohl ums Herz ist, dann singt er nicht. Dann spielt er Skat.

Eine ganze Industrie befaßt sich mit der Herstellung von Amüsierungs-Erzeugnissen — aber wie tot ist das alles!

Die Technik: Der Schlager baut sich auf dem Refrain auf und der wieder auf einer allgemein gültigen, an sich farblosen, zugkräftigen Redewendung, die man nach allen Richtungen beliebig „drehen“ kann. Sie kann berlinisch sein, was sich so der Zeitungsleser unter berlinisch vorstellt — sie muß sexuell verwendbar sein, aber ja nicht erotisch. Operettenlieder und Couplets sind durchtränkt von einem unheilbaren Optimismus: in dieser Welt gibt es keine Brotmarken, und wenn es sie gibt, sind sie Anlaß zu einem Wortspiel. Verstaubt Technik und Musik: an der entscheidenden Stelle die Poängte, an der entscheidenden Stelle eine glatt ablaufende berliner Redensart, eine Zote, ein Wortspiel, eine politische Anspielung . . . Bitte sehr, bitte gleich!

Erstorben das Lebensgefühl dieser Dinge. Das ist alles nicht mehr wahr: der heillose Optimismus nicht und nicht das Pathos und der ethische Baß. Berlin ist anders, Deutschland ist anders, die Welt ist anders.

Wir haben, instinktiv und ohne nachzudenken, immer auf dem Causalnexus und irgendeinem Ethos basiert. Vielleicht ist das gar nicht richtig. Vielleicht ist die Tatsache der Wertung eine überlebte und nicht mehr geltende Angelegenheit. Vielleicht gibt es doch noch außerhalb der Faktoren der materialistischen Geschichtsauffassung Dinge, von denen sich unsre Erziehung nichts träumen ließ.

Dada? Ja, wenn aus diesem Gemisch von Bluff, Schwäche, intellektueller Einsicht und Gefühl etwa herausspränge: Die Welt läuft — läuft mit! Wenn herausspränge: Die Menschen müssen so sein, und nichts kann ihre Existenz beeinflussen. Wichtig sind nicht Einflüsse: wichtig sind Prädispositionen.

\*

So feierlich muß ich mich auf tun, um einen kleinen Gedichtband mit Couplets anzuzeigen: „Das politische Cabaret“ von Walter Mehring (bei Rudolf Kaemmerer in Dresden erschienen).

Zunächst ist hier technisch etwas vollkommen Neues. Da sind nicht mehr die langen Sätze, die mit der Kraft des Verstandes hergestellten Gedankengänge, vom Autor auf die vorher gebaute Pointe losgelassen — hier ist der sinnliche Eindruck in jeder Zeile neu und stark. Die Maché kommt zunächst gar nicht zum Bewußtsein.

Sie ist aber — ob aus dem Herzen, ob aus dem Hirn her-rührend — ungeheuer raffiniert. So etwas von Rhythmus war überhaupt noch nicht da. Man kommt nicht zur Besinnung, und es reißt einen um:

Immer an der Wand lang. Immer an der Wand lang!

Einer taumelt, Einer baumelt.

Und der Schieber lacht sich krank.

Mehring begann mit diesen Couplets am Ende des Jahres 1918. Da ist noch stellenweise die alte Form, aber die schon in ganz neuer Färbung. Er machte damals schon zweierlei: einmal eine wilde Hatz von Eindrücken in freien Rhythmen, die ungefähr so wirken wie eine Wand von Plakaten, an der man schnell vorüberfährt:

Schon revollieren

Die ersten Lebensmittel der Entente

Im Magen des Kapitalisten!

Berlin, Dein Tänzer ist der Tod —

Foxtrott und Jazz —

Die Republik amüsiert sich königlich —

Vergiß mein nicht zum ersten Mai

Als alle Knospen sprangen!

Oder er nimmt die alte Coupletform her mit dem richtigen Refrain, ordnet sich ihr scheinbar unter und wirft sie in Wirklichkeit über den Haufen. Der Refrain: eingehämmert.

Herr Doktor, da is was von Noske drin,

Und was vom Lieben.

Dann aber entsprang aus diesem jungen Menschen das neue Couplet.

Er beherrscht alle berliner Dialekte: den des Luden, der Hure, des Schiebers, des zivilisierten Konfektionärs, des Droschenkutschers und am meisten den Dialekt der Zeitungsleser, den die gar nicht als Dialekt spüren, und von dem sie glauben, das eben sei ihr geliebtes Deutsch. Die Folge dieser verblüffenden Kenntnis ist, daß Walter Mehring Lieder geschrieben hat, die unheimlich echt sind.

Teure Heimat, Jott befohl'n.

Doch bei dir is nischt zu holen.

Denn du bist

Ausjemist

Bis uffs Hemd!

Und 'ck find' mir wo 'ne Zille.

Jondle los.

Pacht mir drüben 'ne Destille,

In Los Angeles.

Und:

Da drinnen, i Gott bewahre,

Da gibts keine Gitarre!

Da gehts schwapp, schwapp,

Ach lecke, lecke ab!

Wo ist der Unterschied? Die ersten Verse stammen aus dem umreißenden ‚Lied des Auswanderers‘ von Mehring („Reisen, Mensch! is zu fein! Ohne Zaster uff'm Pflaster, Mit der Schneppe mang die Steppe, Ohne Schein“), das zweite aus den von Hans Ostwald gesammelten erotischen Volksliedern (ein vergriffener Anhang zu seinen sehr instruktiven ‚Liedern aus dem Rinnstein‘ bei Roesl & Co. in München.) Die Lieder sind so echt, daß ich mir wohl denken kann, wie die Ostjuden der Grenadierstraße den Sang von der jüdischen Schweiz, so wie er bei Mehring im Buch steht, singen:



As de Levone  
De treifae Melone  
Schaint in de jiddische Schweiz!

Er scheut vor gar nichts zurück. Ich möchte einmal von ihm erotische Couplets hören.

Die Papas sind unverkennbar: amerikanische Affichen und die Franzosen der Montmartre-Cabarets. Aber das legitime Kind ist ein ganzer Kerl.

Ein ganzer? Ich sehe Berlin etwas anders. Noch kann ich es nicht so hartmäulig finden. Stell dich auf den Lehrter Stadtbahnhof und sieh die Züge nach Hamburg abfahren, die Lichter blinken, die Lokomotiven schnaufen, und über die Brücken trollt Berlin. Das faßt Mehring ausgezeichnet und so wie kein Anderer. Aber er sieht nicht, wie vorn im ersten Vierterklassewagen ein älterer Mann mit Brille und einem Vogelbauer sitzt, das er in Tücher gehüllt hat. Darinnen hockt ängstlich auf seiner Stange ein kleines Tier mit erschrockenenen glänzenden Augen. Und von Zeit zu Zeit sagt der Mann: „Na laß man, Mulle! Wir fahn gleich ab!“ Das sieht er nicht. Und ich glaube, daß dieser Schuß Idylle der Stadt auch eine Farbe gibt (man kann darüber spotten, aber sie ist doch da). Mehring ist der erste Flieger über Berlin: unter seinen Augen rückt das alles zusammen: Straßenlinien, Stadtbahnzüge, Plätze und grüne Alleen — das Bild wird übersichtlich, deutlich und klar. Aber Einzelheiten kann man von da oben nicht mehr so erkennen.

Er sieht Berlin zum ersten Mal so, wie die Welt bisher Paris gesehen hat. Er hat ein neues Lebensgefühl, einen neuen Rhythmus, eine neue Technik.

Was ein Publikum, das von Kalisch bis Julius Freund mit gereimter Mathematik des Humors erzogen worden ist, dazu sagt, will nicht viel heißen. Augenblicklich steht es so, daß die Leute durch so ein Couplet zunächst umgeworfen werden (vor allem dank der Musik Friedrich Hollaenders), und wenn sie sich von dem unerhörten Schmiß und der Rage wieder erholt haben, fangen sie an, nachzudenken, langsam zu verstehen . . . und dann lehnen sie natürlich eine Lebensauffassung ab, die die ihrige nicht einmal tadelt, sondern einfach verlacht. Und doch zutiefst begriffen hat.

Mehring hat es nicht leicht. Ein ihm adaequates Cabaret gibt es nicht. Die besten impressionistischen Künstler bringen Mehrings Lieder schließlich immer nur auf ihre Weise, und außer Gussy Holl wüßte ich Niemand, der diese leicht in Fäulnis geraten Verse ganz zu singen versteht.

Die virtuose Beherrschung einer neuen Form — das ist noch gar nichts. Wenn wirklich neue Philosophie, Ablehnung aller Metaphysik, schärfste und rüdeste Weltbejahung einen Straßensänger gefunden haben, der das alles in den Fingerspitzen hat: Leierkastenmusik, die Puppe auf dem Sopha des Strichmädchens, die eingesperrten Kinder, deren Mutter uff Arbeit jeht, Männer vom Hausvogteiplatz, für die die Welt keine Rätsel mehr birgt, brave Abonnenten, denen das Insertionsorgan Kindtaufe, Hochzeit und Sonnenaufgang vorschreibt — wenn die neue Zeit einen neuen Dichter hervorgebracht hat: hier ist er.

## Busoni von Gisella Selden-Goth

Die Menschenwellen schlugen über dem Podium zusammen, auf dem er, einem hohen, schmalen, schwarzen Strich gleich, sich mühsam den Weg nach vorn bahnte. Und als er dem tausendköpfigen starren Wall der vor Erregung aufgewühlten Masse entgegentrat, aus der immer wieder ein Orkan von Jubel emporbrandete, fühlte er vielleicht selbst, daß er hierher gehört. Hierher zu uns. Er ist unser, und wir wollen ihn nicht wieder fortlassen.

\*

Sechs Jahre lang ist Ferruccio Busoni von Berlin ferngeblieben. Man kennt die Geschichte seines zürcher Exils. Er, der große Internationale, der nicht Völker, sondern nur Menschen kennt, hielt Deutschland die Treue auf seine Art. Er konnte nicht zurückkommen; er ging auch nirgend anderswohin. Der Kosmopolit, der Freizügige, der Großstadtmensch verschanzte sich in der kleinlichen Enge der Schweiz, verstummte als reproduzierender Künstler für die Welt, schlug die lohnendsten Angebote der westlichen Länder aus, um sich für „nachher“ die Unabhängigkeit zu wahren. Als es „nachher“ wurde, horchte er mit suchendem Ohr über die Grenzen des Asyls hinaus, um zu erkennen, welche der ihn rufenden Stimmen die richtige wäre. Damit, daß er sich entschloß, die unsre zu hören, hat er der Kultur des niedergeschlagenen, ausgesogenen, verelendeten Deutschland vor der Welt ein Vertrauensvotum erteilt, das wir, bei Gott, bitter nötig gebrauchen.

\*

Da er die Hände auf die Tasten legt, ersteht vor meinem innern Auge, verschleiert durch tausendfaches dazwischenliegendes Geschehen, das Bild eines andern Abends. Es ist Dezember 1914, seit fünf Monaten blutiger Krieg, ungezählte Menschen sind schon unter namenlosen Leiden verröchelt, die Marne-Schlacht ist geschlagen, das Schicksal des ahnungslosen deutschen Volkes, das sich, glücklich getäuscht, im Glanz ost-westlicher Siege sonnt, entschieden. Aber im Königlichen Opernhaus zu Berlin strahlen festlich alle Lichter, Auto um Auto rollt über die Linden, Kopf an Kopf sitzen Herren in Smoking, Damen in Abend-Toilette, in der großen Hofloge erscheinen noch preussische Prinzen. Es ist Symphonie-Konzert der Königlichen Kapelle, Strauß dirigiert, und Busoni spielt zum letzten Mal vor seiner Amerika-Fahrt. Das intellektuelle, künstlerische, elegante Berlin tobt vor Begeisterung und jubelt dem Italiener zu — Italien ist seit jeher das Land der Sehnsucht, und es ist neutral.

\*

Und plötzlich wissen wir: alles Klavierspiel, das wir seit jenem Abend bis heute gehört — so schön, so edel und voll-

endet es gewesen sein mag — hatte nichts mit diesem zu tun Nichts. Der ewig mysteriöse Kontakt zwischen Epidermis und Elphenbein schließt den Kreis, in welchem Strom, aus dem Hirn schöpferisch erstehend, genießerisch dahin zurückflutet. Es konnte uns als Genießende in diesen Kreis hineinziehen, den Strom durch uns leiten, uns Einblick in die Kämpfe eines Ringenden, in die Freuden eines Ueberwindenden gewähren, uns auf Stunden herausheben aus dem Elend des Tages. Aber hinter Busonis Klavierspiel steht der große Mensch. Durch hallende Akkorde und tönende Arabesken spricht er zu uns von einer Kunst, deren Wahrhaftigkeit ewig ist, wie das Firmament. Von innerm Schauen, von einer reinen und gütigen Menschlichkeit und von der Sehnsucht nach dem Göttlichen, die in uns wohnt. Seine Stimme ruft Kräfte wach, die Trägheit gebunden hält, und pocht mahnend an verrostende Pforten des künstlerischen Gewissens. Sie sagt: „Seid ehrlich! Suchet! Lernet!“

\*

Nie durchdrangen sich Nord und Süd so vollkommen wie in der Erscheinung dieses Künstlers. In ihm erfüllt sich die Sehnsucht des Deutschen nach Italien. Seine Kunst ist der Baum der Hesperiden, dessen Wurzeln aus deutschem Erdreich Leben saugen, sie ist ewigblauer Himmel, der sich darüber wölbt. In ihm ist Heiterkeit und Mystik, die Schwere des Denkers und die Grazie des spielenden Kindes. Die Musik, die unter seinen Fingern entsteht, ist inspiriert vom Miterleben eines Schaffenden, der über die Zeiten hinweg mit seinesgleichen geheimnisvolle Zwiesprache hält. Sie ist losgelöst von jeglicher Materie, ist Linie, Klang und Farbe an sich, sie ist ein Abglanz der Welt der Gestirne, ein Stück der Unendlichkeit, ein Hall aus uralten kosmischen Zeiten, eine Vorahnung des Kommenden. Sie ist Euphorion, das göttliche Kind, und wie ihr Körperliches entschwindet, steigt ihre Aureole einem Kometen gleich zum Himmel empor.

\*

Das Künstlerzimmer duftete nach Lorbeer, und kostbare Orchideen lagen umher. Aus dem schon verdunkelten Riesensaal drang immer noch das Brausen des tobenden Menschenalles durch die geschlossene Tür. Drin stand Ferruccio Busoni an den Tisch gelehnt, hoch, schmal, schwarz, und unter dem grauen Haar war sein Antlitz jung, wie Eines, der viel geliebt wird. In dem erregten Druck all der heißen Hände, die stumm nach den seinen, den schöpferischen, gebenden tasteten, lag mehr, als der Dank für das eben Erlebte. Sie sprachen Dank dafür, daß er heimgekehrt sei.

\*

Hierher gehört er, zu uns. Er ist unser, und wir wollen ihn nicht wieder fortlassen.

# Perikles von Tyrus

Wenn aus unsern Tagen überhaupt ein Dramatiker, oder sicherer: ein Dramendichter, übrigbleibt, so wird es wohl Gerhart Hauptmann sein. Man denke sich, daß der einmal irgendein Manuscript eines mittelmäßigen Zeitgenossen, dem er erst zu seinem Handgelenk Mut gemacht, etwa Max Haibes, hernähme, weil er Theaterdirektor geworden ist, von Montag zu Sonnabend Futter braucht und es selber so schnell nicht schlaffen kann — daß er in diesem ‚Hundertjährigen Land‘, oder wie sonst das Ragout aus seinem und Herrn Sudermanns Schmaus sich nennt, ein paar Brocken umrührte, ein paar frische stiftete, Salz nicht sparte und eine sämige Sauce darübergösse: dann werden künftige Generationen dieses Stückwerk ganz und gar Gerhart Hauptmann unterschreiben, wie die Anglisten, und die es werden könnten und zu werden verdienten, den ‚Perikles von Tyrus‘ für ein reines Erzeugnis William Shakespeares erklären. Zu dessen Märchenspielen verhält es sich wie die Bühnendichtung ‚Rose Bernd‘ zu dem Film. Das Holz ist da, ein Gerüst zu bauen, und das Gerüst ist sogar gebaut. Es hat die schickliche Form der elisabethanischen Dramen-Aera. Wo eine Lücke klappt, da stellt sich — wie im Film der Brief oder ein anderer avis au spectateur et lecteur — der ‚Chorus‘ ein. Er begleitet des Perikles kinematographischen Lebenslauf durch alle odysseischen Wirrsale von der Jünglingslocke des Freiers bis zur Graubärtigkeit des gramverstörten Gatten ohne Gattin und Vaters ohne Kind. Und darüber hinaus. Denn da das Spießerpublikum vor dreihundert Jahren ebenso streng auf den Triumph der verfolgten Tugend hielt wie heute, so stinkt das Laster ab, und die zersplitterte Familie findet sich wieder zusammen: „Mein Perikles!“ „Thaïsa, mein Idol!“ „Marina, unsre Tochter!“ Leider nur werden uns diese drei Leute, deren Unglück uns gleichgültig war, keineswegs im Glück interessanter. Das eben ist der Unterschied zwischen den Shakespeares und den Zeitgenossen, die ihr Schema benutzen: daß die Mitläufer jeder Epoche zwar durchaus imstande sind, mit farbig-turbulenten Vorgängen zur Abendunterhaltung zu dienen, aber hoffnungslos außerstande, mit einem Menschenschicksal ans Herz zu greifen. „Du siehst mich an. Du fragst mich, was Dir fehle. Ein Busen. Und im Busen eine Seele.“ Der Beweis? Das Wort. An den paar Stellen, wo der Uebersetzer Shakespeare einsetzt, horcht unsereins, aller Philologie zum Trotz, plötzlich auf — sonst döst man vor diesem epischen Rinnsal hin. Mit der „Handlung“ nämlich ist dramatische Kraft vorzutauschen: mit der Sprache niemals. Stumm agierend sind die Könige Heinrich der Shakespeare und Wildenbruch gleichermaßen von Gottes Gnaden: sobald sie den Mund auf tun, ist jener eine Kreuzung von Salomo und Napoleon, dieser allenfalls Wilhelm der Zweite. Der Wildenbruch von 1608 taugt ins Kino. Deshalb ist denn auch dort der ‚Hamlet‘ zu sehen und ‚Perikles von Tyrus‘ auf dem Theater.

Im Neuen Volkstheater der Köpenicker Straße. Eine ordentliche, saubere, gemächliche Aufführung, die nach drei Stunden drei Viertel des Pensums bewältigt hat. Auf den Rat des geschickten Bearbeiters Karl Franz Etlinger — der Shakespeares Autorschaft verfißt! — spielt das achtenswert ernst bemühte Ensemble vor einem neutralen Hintergrund. „Wenn euch die Phantasie nicht fehlt, denkt euch . . .“, verlangt der Chorus; und gehorsam denken wir uns. Wofern wir nicht grade

dösen. Ein Teil der Schuld auf den Mechanismus des Shakespeareiden, gewiß. Aber war uns nicht doch stärker einzuheizen? Bei Hans Müllers „Flamme“ ohne die Käthe Dorsch wird uns frieren; und umgekehrt: „Perikles von Tyrus“ hinter dem Schiller-Denkmal . . . Und da bin ich bei Jeßner, zu dem ich hinwill. „Seitdem ich ihn nach Gebühr gerühmt habe, werde ich Tag um Tag schriftlich und mündlich, aus der Provinz und Berlin, von Theaterdirektoren und Regisseuren, verdienstvollen und verdienstlosen, ob meines „Reinfallis auf diesen Bluff“ geschmäht und verlacht; und beschworen, das nächste Mal wachern Sinnes zu sein. Nach der Methode solle mal Einer mich nicht umschmeißen! Nun, in der Köpenicker Straße ist die „Methode“ genutzt — und der anständig strebende Inszenierungsaspirant verhält sich zu Jeßner ungefähr wie der Shakespeareide zu Shakespeare. Es ist alles da, einfach alles bis auf eine solche Kleinigkeit wie den Funken. Der war freilich von jeher ein ganz gemeiner Bluff. Man lese in meinem „Theater der Reichshauptstadt“, wie der Meininger für den alten Hülsen ein Bluffer war, Otto Brahm für L'Arronge und Reinhardt für Brahm. Jeder theatergeschichtliche Erfolg, und nicht allein der, beruht auf dem schlichten Geheimnis: es „anders“ zu machen, also zu bluffen; es aber nicht irgendwann anders zu machen, sondern im rechten Augenblick; und es nicht willkürlich anders zu machen, sondern so, wie es den ungeduldigen Forderungen einer künstlerisch nicht mehr befriedigten Gegenwart entspricht. Heute ist Jeßner der Mann, dem Ruf zu folgen, der an ihn ergangen. Erblickten meine Augen den Kirchturm nicht: meine Ohren bestimmten ihn nach dem Geschrei der Dohlen um seine Spitze. Es ist wie vor zwanzig Jahren, als wir Max Reinhardt auf den Schild hoben. Den kühlen, verschlossenen, vornehm-abgeklärten Brahm übermannte damals derart die Wut, daß ihn im Kleinen Theater die Nachbarn bitten mußten, leiser zu schimpfen. Ich bitte nicht. Schimpft meinestwegen noch lauter. Was wird, werdet Ihr kaum hindern. Nichts putziger, als wenn Ihr, die Ihr mich um 1900 herum angeleht habt, den gefährlich werdenden Reinhardt weniger zu lieben, mich heute anleht, den ungefährlich gewordenen mehr zu lieben. Betrügt euch selber nach Herzenslust. Aber wenn Ihr sogar behauptet, daß ich kein Recht hätte, Reinhardt den Zirkus zu verwehren, in den ihn ja erst mein Enthusiasmus getrieben habe, so sind erfreulicherweise meine Schriften dauerhafter als eure Lügen. Und diese Schriften bestätigen, daß ich vom ersten bis zum letzten Tage der einzige Freund war, den Reinhardt gehabt hat: der nämlich, der, unbekümmert um seine Gunst und Abgunst, immer wieder in allen Tönen und Tonstärken, ihn vor den Gefahren des imperialistischen Größenwahns gewarnt hat. Aber auch dieser Ludendorff glaubte, nicht ohne die flandrische Küste auskommen zu können; und wenn sie sich nur den Schiffbauerdamm entlang an der Spree hinzog. Einer von euch ist so unternehmend, zwanzigtausend Mark wetten zu wollen, daß ich genau so wie Reinhardt eines Tages Jeßner „behandeln“ werde. Das ist schon möglich. Das wird zuverlässig geschehen, sobald der die Kunst an den Kitsch und an den Betrieb verrät. Aber mein Amt ist weder, sentimental der künstlerischen Vergangenheit einer valutarfrohen Exportfirma nachzutrauern, noch gar mir eine künstlerische Gegenwart durch Zukunftswolken trüben zu lassen, die ihr die Konkurrenz an den blauen Himmel malt. Es ist schöner, enttäuscht zu werden, als niemals gehofft zu haben. Ich hoffe, und nun grade, auf Jeßner.

# Rundschau

Die Hungerkonjunktur

**W**ir wären längst aus allen Ernährungsschwierigkeiten heraus, wenn nicht deutsche Landwirte die Hungerblockade gegen Deutschland aufrecht erhielten.

Aus Profitsucht, aus Verärgerung, aus politischem Haß, Erklärungen, aber keine Entschuldigungen.

Getreidewucherer hat das hungernde Volk schließlich noch immer totgeschlagen, wenn es zum Aeußersten getrieben wurde.

Man sollte es nicht zum Aeußersten treiben, auch wenn die Hungersnot die Hochkonjunktur für Getreidebauer und Getreidehändler ist.

Der Weltkrieg mit seinem Millionenmord an der Menschheit läßt berechnete Entrüstung nach den Schuldigen schreien.

Die Welthungersnot mit ihren dreifach entsetzlichen und umfangreichen Morden müßte den furchtbarsten Racheschrei durch alle Länder jagen, die Schuldigen zu strafen.

Ganz Amerika erstickt in Rekord-Ernten. Die halbe Welt in Vorräten.

In China, in Rußland, in Deutschland werden diesen Winter dreißig Millionen Menschen aus Nahrungsmangel verkommen und eingehen.

Und warum?

Die Valuten, die Transportkosten, die Preise — kurz: das kapitalistische System will es so.

Und die Menschheit läßt sich gefallen.

Läßt sich abwürgen von einem System, in dem die Kaltblütigkeit ausgekochter Hallunken mit der Frechheit raffiniertester Unrechts-Rechts-Verdreher doktrinaire Orgien feiert.

Die Lehre wills.

Die Schmarotzer brauchens.

Die Weltwirtschaftsgelehrten wissens nicht anders.

Pereat mundus.

Ein Wirtschaftssystem, das solche Möglichkeit zeitigt, muß schlecht sein.

Es ist nicht nur schlecht: es ist gemein.

Kehren wir vor unsrer Tür.

Auch Deutschland brauchte, auf sich selbst angewiesen, nicht zu hungern.

Auch in diesem Jahre nicht. Auch mit der diesjährigen Ernte nicht.

In Preußen beträgt sie über 6 Millionen Tonnen Brotgetreide, über 3 Millionen Tonnen Hafer, über 20 Millionen Tonnen Kartoffeln. Eine halbe Mittelernte.

Rechnen wir 40 Millionen Einwohner, so kommen auf jeden Preußen dieses Jahr 150 Kilo Brotgetreide oder täglich beinahe ein Pfund.

Dazu von Nährprodukten aus Hafer täglich beinahe ein halbes Pfund.

Aber schenken wir den Hafer den Pferden und die Hälfte der Kartoffeln den Schweinen.

Auf jeden Preußen — Mann, Weib, Kind — kommen dann jährlich immer noch 500 Pfund Kartoffeln oder täglich beinahe anderthalb Pfund.

Die Rechnung stellt sich noch viel günstiger, weil Preußen nicht annähernd 40 Millionen Einwohner besitzt. Es sind nur etwas über 35 Millionen.

Es brauchte also in Preußen Niemand zu verhungern, wenn die Ernte den Hungrigen zugeführt würde.

Zum Teufel — warum wird sie nicht zugeführt?

Ist es nicht Mord, Menschen absichtlich verhungern zu lassen, und Totschlag, wenn es fahrlässig geschieht?

Wo sitzen die Mörder und wo die Totschläger?

Wo sitzen die Wucherer, Schieber und Spekulant, durch deren Hartherzigkeit und Hartköpfigkeit Deutschlands Männer und Frauen und Kinder langsam zu Tode gefoltert werden?

Oder ist Hunger keine Folter?

Wo gellt der Entrüstungsschrei?

Wo die furchtbare Stimme der Vergeltung?

Ich höre nur das Wimmern der Hungernden. Das Fluchen der Enterbten und das Wutgeschrei der Schmarotzer aus ihrer tiefen Herzensangst, Verzweiflung könnte einmal zu ungesetzlichen Mitteln greifen.

Volksverhetzung! Volksvergiftung! Volksverrat!

Wo ist die Reichswehr? Wo die Sipo? Wo die Orgesch?

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht — auch beim Verhungern. Die Kanaille soll auch heute noch „gehorsamst“ verrecken, wenn sie nichts zu fressen hat.

Ist das ein neues Deutschland?

Ajax fällt durch Ajax' Hand.

*William Wauer*

### Die „Nazis“

In Nummer 45 der „Weltbühne“ wird dem österreichischen Gesandten Ludo Hartmann nachgesagt, er sei ein aufrichtiger und eifriger Verfechter des Anschlußgedankens gewesen, aber auch ein sehr ungeschickter. Er habe die Norddeutschen nicht zu nehmen verstanden und durch seinen Uebereifer viel verdorben. Daran mag manches richtig sein; aber Hartmann wollte ja nicht seine Person aufdrängen und handelte nur als Vertreter einer Politik, die von den Besten Österreichs als die einzige Rettung aus wirtschaftlicher und kultureller Not erkannt wurde. Ferner: als Hartmann seinen ganzen, dem Norddeutschen befremdlichen,

Eifer entfaltete, bestand kurze Zeit eine Möglichkeit, den Anschluß durchzuführen, und wenn diese Möglichkeit wirklich nur durch die „Frostigkeit“ der Norddeutschen versäumt wurde, dann war Hartmann der weitsichtigere Politiker. Denn es handelte sich damals um Stunden, und Taktfragen konnten doch nicht entscheidend sein für eine Sache des Reiches; wären sie es gewesen, fielen die Verantwortung auf die „Frostigen“. Man lächle nicht: die Oesterreicher wären nicht mit leeren Händen gekommen. Denn es ging nicht um die Aufnahme eines verelendeten Kleinstaats, dessen Bankerott Großstaatdimensionen erreicht hatte, sondern um die für Deutschlands Wirtschaft nötige gemeinsame Grenze mit Italien und Jugoslawien. Die für Deutschland unendlich wichtigen, also deutschen Verkehrswege nach Süden und Südosten wären die wirkksamste Durchbrechung der Isoliermauer gewesen, die man um Deutschland gezogen hat. Das wußte der „aufdringliche“ Oesterreicher Hartmann, dessen schlichter Privatperson gestikulierende Betriebsamkeit immer fern lag.

Vorläufig ist das nun vorbei.

Aber in der zitierten Glosse des „Kleinen Welttheaters“ wurde noch hervorgehoben, daß Hartmann übersehen habe, wie sehr man „in ganz Deutschland noch lange nach dem Kriege auf die „Nazis“ erbittert sein wird, ja ihnen vielfach die Hauptschuld an der endgültigen Niederlage zuschiebt“. Da möchte ich, ein Halb-Nazi (meine Mutter stammt aus Thüringen), der auch schon deshalb nicht vorgeeignet sein kann, weil er drei Jahre lang in österreichischen Schützengräben gesteckt hat, einiges zur Klarstellung beitragen. Wenn man nämlich unter dem „Nazi“ den Deutschoesterreicher und Deutschböhmen versteht, dann

Ist es eine schwere Ungerechtigkeit, ihn für das Versagen des habsburgischen Bundesgenossen verantwortlich zu machen. Die staunenswerte Unkenntnis der ethnographischen und politischen Struktur des alten Oesterreich, die der deutschen Öffentlichkeit und leider auch der deutschen Führung eignete, die habsburgische Vogelstraußenmethode und das Hazardspiel ungarischer Großagrarien haben dazu geführt, eine Armee und einen Staat als vollwertige Figuren ins politische Spiel zu setzen, die beide versagen mußten. Die „Nazis“ sind daran unschuldig. Sie bildeten ein Fünftel der Bewohner des bunten habsburgischen Freudenhauses und hatten an der Front wie im Hinterland weitaus die größte Last dieses Krieges zu tragen. Angesichts der großsprecherischen und vielfach lügenhaften Propaganda, welche die Magyaren für ihre Truppen getrieben haben, muß festgestellt werden, daß, neben Kroaten und Dalmatinern, die deutschen Truppen Oesterreichs die einzigen absolut und immer verlässlichen waren. Man hat sie bis zur Vernichtung mißbraucht, während Truppenteile anderer Nationalität geschont und gestreichelt wurden, solange sie nicht gradezu überliefen. Das ist ja das Geheimnis der oesterreichischen Niederlagen: es gab im Ernstfalle nie eine zusammenhängende Front, sondern nur Inseln wirklicher Soldaten inmitten einer zurückweichenden oder zum Feind übergehenden Masse uniformierter Levantiner. Und diese Inseln wurden zum großen Teile immer wieder von „Nazis“ gebildet. Soviel ich weiß, hatte die oesterreichische Armee die relativ höchste Verlustziffer unter allen Armeen des Weltkriegs; innerhalb der oesterreichischen Armee entfiel von den blutigen Verlusten ein grausam hoher

Prozentsatz auf die Nazis, während andre Nationalitäten mehr an den Gefangenenziffern beteiligt sind. In trostlosen Situationen, wie sie die deutsche Armee, in sich ziemlich gleichartig und geschlossen, kaum je gekannt hat, haben die Nazis das Menschenmögliche und oft noch mehr getan; und für die Nazi-Truppen gab es fast immer trostlose Situationen: sie mußten überall hinein, wo andre versagt hatten. Als Entgelt hungerte Deutschoesterreich und Deutschböhmen entsetzlich, während czechische und magyarische Agrargebiete immer noch zu leben hatten.

Kennt man in Berlin die Nazis? Ich glaube, man verwechselt sie mit übeln wiener Typen oder rangiert sie ein als Bayern zweiter Güte. Keines von beiden ist richtig. Und eine Schuld am Zusammenbruch tragen weder die armen Nazis, deren Gräber, soweit sie überhaupt welche haben, in Galizien, Polen, Wolhynien, auf den Dolomiten und dem Karst in trauriger Fülle zu sehen sind, noch die weit ärmern, die jetzt aus dem habsburgischen Starrkrampf in die Aussicht eines seelischen und physischen Hungertodes erwachen. Und wenn sie nach all der schlawinischen Sauwirtschaft in ihre Heimat zurückverlangen, aus der sie die Eigensucht einer Dynastie jahrhundertlang herausregiert hat, so verüble man ihnen die Atemlosigkeit ihrer Sehnsucht nicht; sie haben eben nicht mehr viel Atem. Und ehe man ihr Asthma von zweifelhaften Sauerstoffapparaten der Entente kurieren läßt, nehme man lieber einige ungewohnt südliche Manieren in Kauf und gehe aufs Ganze. Denn der Anschluß wäre auch dann eine deutsche Notwendigkeit, wenn ihn die Oesterreicher nicht wünschten und brauchten.

*Josef Rauschier*



## Der entfesselte Mensch

Deutsche Kriminalromane sind nichts. In jedem englischen Groschenheft steckt mehr Abenteuerlust, Einfall, Geist der Variation als in der ganzen deutschen Literatur. Der Detektiv, drüben längst als eine Funktion, als das An-Sich einer stehenden Figur, als Pol eines Spiels begriffen und entnaturalisiert, wie es die Hexe, der Märchenprinz sind, bleibt in unsern Erzählungen ein tüchtiger Beamter; das Verbrechen, anderswo längst seiner primitiven Blutrünstigkeit und angsteinflößenden Nähe beraubt und gleichsam zur Aufgabe, zu einer Art Schachproblem stilisiert, an dessen geistreicher Stellung das Ganze hängt, kommt bei uns von aktenmäßiger Eintönigkeit und Glaubhaftigkeit nicht los. Die Deutschen haben noch nicht recht vermocht, aus der durch den Kriminalfall gegebenen Struktur, daß einem verkappten Geschehen die zwei Parteien des Täters und des Forschers gegenüberstehen, und aus der mit dieser schematischen Gegebenheit weiterhin gegebenen Möglichkeit der Variation nach Motiv, Methode der Untersuchung, Täuschung, falschem Verdacht einen Stil zu entwickeln, der schließlich ins Irreale führen kann. Der Deutsche hat vor dem Kriminalroman noch nicht die Einstellung als zu einem geistigen Spiel. Der Kriminalroman ist ihm mehr ein erregender Inhalt, keine Form noch, nicht Maskierung oder Wendung zu einer jenseits des Kriminalistischen beheimateten Idee.

Der Einzige, der sich in dieser Richtung vorgewagt hat, ist Otto Soyka. Alle seine Sachen haben den spielerischen Zug, sind geboren aus der Lust, ein psychologische Kühnheit ins Kriminelle zu spitzen, den Kampf abenteuerlich groß und unwahrscheinlicher Mächte aus einem Seelen-

trick zu entwickeln und in der Form des mehr oder weniger deutlichen Detektivromans auszutragen. Das Spiel gegenseitiger Uebertrumpfung, die Logik und Erfindungsgabe der Gegner scheinen da keine Grenzen zu kennen, bis diese plötzlich vom Leben selbst gesetzt werden. So hängt Soyka, psychologischer wie er ist, doch noch im Realismus fest, so phantasievoll er zu spinnen weiß. Immerhin: er kennt die Richtung und treibt schon ein kulturvolles Gedankenspiel unter dem Deckmantel des Kriminalchriftstellers.

Sein neues Buch 'Der entfesselte Mensch' bei Ullstein & Co. in Berlin) ist ganz sein Stil. Elegant kombinierte sonderbare Einfälle, spannend entwickelt, psychologisch raffiniert. Ein Mensch benutzt die Todesverachtung verhinderter Selbstmörder als Kräfte-Reservoir zu einem System höchst unbürgerlicher Unternehmungen. Ein Andrer, völlig entfesselt, da er die Furcht verlernt hat, wagt erfolgreich das Unerhörteste, erfolgreich gerade durch sein bis ins Kleinste unbeirrbares Auftreten. Den Weg zu einer verkappten Metaphysik des Glaubens, den hier ein Chesterton eingeschlagen hätte, meidet Soyka. Er läßt hochgespannte Menschen sich an einander messen, macht eine Handlung daraus, in der es Schlag auf Schlag geht, die immer verblüffend umbiegt und Rätsel aufgibt und erhellt. Die Farbe ist romantisch, nicht klassisch, das heißt: auf dem Abenteuer, nicht auf dem Detektiv, auf dem phantasievollen Durchkreuzer, nicht auf dem der Regel dienstbaren Logiker liegt der Akzent dieser Geschichte. Sie ist gereifter als Roman denn die frühern Bücher Soykas, vernachlässigter als sprachliche Gestaltung, irgendwie doch ein „Ullsteinbuch“. Soyka ist überhaupt nur eine Begabung, ohne jede auch nur intellektuelle Größe. Er tän-

delt doch nur mit dem Weltanschaulichen, ihm fehlt Souveränität. Der Kitsch einer Glorifizierung seiner Helden und Heldinnen bedroht hier und da die Kurve. Symbolisches Raffinement liegt ihm fern. Der nur zu gewandte Ausbeuter bestechender Einfälle: „Der entfesselte Mensch“ verhält sich zu G. K. Chestertons „Mann, der Donnerstag war“ etwa wie Meyrink zu „Palmström“ oder ein Zola zu Ibsen. Soyka ist ein Virtuose mit der Pointe einer Bedeutung, aber nicht mit ihrer Genialität. Hoffentlich wird sein literarischer Niedergang nicht rapider als der Anstieg seiner erzählerischen Gestaltungskraft.

*Willi Wolfradt*

### Liebe Weltbühne!

Ludwig Hardt erzählt diese beste aller Spielergeschichten:

Ein Bauernlänger trifft auf der Straße einen Bauern mit Pflaumen. Und sagt zu ihm: „Du! Paß mal auf! Wir wollen mal immer um je fünf Mark ein Spiel spielen: Ich nehm eine Pflaume in die Hand und Du rätst dann: Zerdrückt oder Ganz? — und wenn Du richtig rätst, hast Du gewonnen, und wenn Du falsch rätst, hab ich gewonnen.“ Die Sache geht los. Der Bauer sagt: Ganz — und der Gauner zerdrückt die Pflaume; der Bauer hat verloren. Der Bauer sagt: Zerdrückt — der Gauner läßt die Pflaume ganz; der Bauer hat verloren. Das geht so eine ganze Weile. Schließlich kommt ein anderer Bauer dazu und sagt zum ersten: „Menschenskind, was machst Du denn da? Siehst Du denn nicht: der Kerl betrügt Dich nach Strich und Faden! Hör auf zu spielen!“

„Aufhören?“ erwidert der Bauer. „Ich kann ja nicht: ich bin doch im Verlust!“

Der Krieg hat uns unsre Verfassung nur mehr gezeigt als genommen; wäre die alte ehrwürdige noch ununtergraben da gewesen, so wäre sie eben da geblieben; denn der Krieg, dieser schneidende und bohrende Wundensucher der Völker, ist dem Trunk und Wahnsinn gleich, der nur die Sünden enthüllt, nicht erzeugt . . . Das Alte hatten wir früher verloren als unsre Schlachten, und das Neue ist mehr Gegengift als Gift.

*Jean Paul*

### Der Hosenschnüffler

In einem Stück von Sudermann fällt baß ein Herr in Liebesbann.

Das kann vorkommen.

Der Schauspieler als alter Raschhoff faßt sich in die Hosentasch. Das kann auch vorkommen.

So hätten wir den brünstigen Vater als Taschenspieler im Theater . . . Das darf nicht vorkommen!

Herr Brunner, der dergleichen sah, war eines Tages plötzlich da.

Er staunte murrend: Was is diss? Und nahm ein' Happen Aergernis.

Und es erregten ihre Geister mit ihm zwei Kriminalwachmeister.

Das kann vorkommen.

Man schleppt die Hose vors Gericht:

Ist dies nun Unzucht oder nicht?

Der Richter sah recht tief hinein und sagt zu Brunnern: „Leider nein!“

So sprach man jenen Mimen frei. Der lachte froh und rief: „Ei! ei!“

O Brunner! Stecke deine Nase nicht in des Künstlers Lodenhose!

O Brunner! daß es stets so bliebe: Kurz ist die Kunst — und ewig lang die Liebe!

*Theobald Tiger*

# Antworten

**Politischer Gefangener in Bayern.** Sie schreiben mir: „Sie werden erstaunt gewesen sein, daß mein Brief ohne die angekündigte Skizze ankam. Es hat sich herausgestellt, daß wir keine Arbeiten fortschicken dürfen, deren gedankliche Tendenzen sich gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung richten. So will es eine neue Ministerialverordnung.“ Also die Schlächter Rosa Luxemburgs, Karl Liebknechts und Hans Paasches laufen in voller Freiheit herum. Der Bursche, der bei einer Versammlung Hellmuts v. Gerlach einem Ordner durch den Hals schoß, der Ulan Esser vom Freicorps Lichtschlag, wurde vom Untersuchungsrichter „wegen Mangels an Fluchtverdacht“ freigelassen und ist verschwunden. Der Mörder Gustav Landauers ist nicht ermittelt. Der und der und die und die... Der Atem geht einem aus. Dies ist keine Justiz. Dies ist die klare und offene Diktatur der Bourgeoisie.

**M. G.** Daß so etwas kommen mußte, war klar. War besonders in einem Deutschland klar, das seine lieben, guten Mörderhelden aus den Kapp-Tagen hätschelt, dafür aber nächstens hochnotpeinlich über Verlaine zu Gericht sitzen wird. Man braucht durchaus nicht überzeugter Anhänger von Gustav Wynekens Schulreform zu sein, um sich gefreut zu haben, als ihm endlich seine Schöpfung Wickersdorf wieder zufiel. Und man freute sich auch, daß Konrad Haenisch jüngst auf seiner schlesischen Schulreise breslauer Jugendvertretern versprach, er werde sich dafür einsetzen, daß dieser Mann diejenige Schule Deutschlands zur Leitung bekomme, die er sich aussuchen würde. Just in diesem Augenblick holt ein Bube, der vermocht hatte, sich in Wickersdorf als Hilfslehrer einzudrängen, zum entscheidenden Schlage gegen Wyneken aus. Was zieht immer bei sechzig Millionen Dichtern und Denkern am stärksten? Die Gleichgeschlechtlichkeit. Also wird von ihm, dessen Name hier nicht die Ehre genannt zu werden haben soll, ein Protokoll angefertigt, das zwei Schülern zur Unterschrift vorgelegt wird, und worin diese bekunden, daß Wyneken geschlechtlichen Verkehr mit ihnen gepflogen habe. Der saubere Herr entflieht mit dem Protokoll nach Berlin. Heraus kommt vor dem untersuchenden Lehrerausschuß, daß die Jungens das Protokoll nicht gekannt haben, dessen belastende Tatsachen widerrufen, und daß Wyneken gegen den Urheber Klage wegen Verleumdung erhebt. Aber zugleich sein Amt niederlegt und in die Verbannung geht. Denn eine Verbannung scheint zu werden. Man kennt die Worte, die töten, zu gut.

**Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband.** Du schreibst mir: „Die in Nummer 45 aufgestellte Behauptung, daß der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband an Umsturzplänen der Orgesch beteiligt sei, ist unwahr. Wahr ist, daß er zu der Orgesch in keinerlei Beziehungen steht.“ Wunderschön. Nur ist die Behauptung, du seiest „an Umsturzplänen der Orgesch beteiligt“, hier niemals aufgestellt worden. Sondern wenn es hieß, daß hinter der Orgesch „der ganze Klüngel der Knopflochpatrioten und Judenfresser“, darunter euer Verband, stehe, so war damit nicht gleich eine faßbare „Beteiligung“ an „Umsturzplänen“ gemeint. Es genügt zunächst vollständig, mit seinen Sympathien hinter einer Sache zu stehen. Siegt sie, so war man immer dafür. Unterliegt sie, so trägt man den Namen Hase und weiß von nichts. Bis sich der Wind von neuem gedreht hat. Unter den reisigen Politikern des Berliner Lokalanzeigers der geharnischteste war glücklich, Pressechef der Einwochenregierung Kapp zu werden. Als sie ausgerungen hätte, verschwand er aus dem Blättchen und von der Bildfläche. Jetzt klirrt und kliert er wieder, Gott sei Dank. Und ist bereits so weit, das Projekt des Staatsgerichtshofes zu verhöhnen.

**Kunstfreund.** Das ist jetzt wie am Anfang des Krieges: einen Tag um den andern stirbt ein guter Bekannter. In einer Woche drei. Erich Oesterheld, Mitinhaber desjenigen Verlages, dem der zweite, dritte und vierte Jahrgang meines Blattes gehört hat. Ein stiller, bescheidener, unverdrossen strebender „Schöngeist“ im beinahe verbliebenen Sinne. Morgens aufs Büro mit Akten, abends auf den Heliom. Aber der — garnicht übermäßig dichte — kaufmännische Dunstkreis um den gelehrten Verlagsbuchhändler hinderte offenbar doch die Muse, ihn allzu zärtlich zu küssen. So wird der Dank der Nachwelt für Dichtungen Erich Oesterhelds schwächer sein als die Erinnerung manches Zeitgenossen an die Förderung, die er von diesem liebevollen Kunstgenießer erfahren hat. Mit lumpigen siebenunddreißig Jahren mußte er weg. Paul Knüpfer ist wenigstens zwanzig Jahre älter geworden. Wie selten, daß Bühnenmenschen im Privatleben stichhalten! Paul Lindau pflegte zu sagen: „Es ist ein Aberglaube, daß die Tenöre besonders dumm sind. Die Bassisten sind ganz genau so dumm — bloß 'ne Oktave tiefer.“ Dieser Bassist war zunächst einmal ausnehmend klug. Wenn man nach der „Entführung aus dem Serail“ mit ihm bei Hupka in der Markgrafen-Straße Burgunder trank, dann hatte er von der Bühne nur den Durst des urbehaglichen Haremswächters Osmin mitgebracht und sprach von allen irdischen Dingen über keines so wenig wie über das Theater. Uneitler kann man nicht sein als dieser gefeierte, mit Recht gefeierte, nie genug gefeierte Künstler, dessen Gesangkunst so groß war wie seine Schauspielkunst, dessen Ernst so echt war wie sein Humor, dessen Stimme so schön war wie sein Herz. Aber leider war dieses Herz auch ein Muskel und wehrlos dem Zugriff zerstörender Mächte ausgesetzt. Der Kollege, den er am andächtigsten bewunderte, hieß: Oscar Sauer. So lag nahe, daß ich ihn bat, bei dessen Bestattung zu singen. In einem ergreifenden Briefe lehnte er ab: seine innere Beziehung zu diesem Musterbild sei der Art gewesen, daß er den Psalm nicht zu Ende kriegen, daß es ihn übermannen, daß sein übererregbares Herz das nicht aushalten würde. Dieses Herz zwang den Riesenkerl, lange vor der Zeit Feierabend zu machen. Ein Herzschlag hat ihn gefällt. Ihn wie den ersten meiner drei Toten und schließlich den dritten: den Schauspieler Alexander Ekert, der gar keiner war, sondern ein höchst erquickliches Stück Natur. In seiner vollendeten Schlichtheit ein kleiner Rittner, dem er von jeher auffallend ähnelte und immer ähnlicher wurde. Als ich ihn das letzte Mal traf, da glaubte ich einen Augenblick, den Gutsherrn von Weißbach bei Jauernig am Fuß des Böhmischnährischen Gesenkes gemächlich durch die Waitzstraße schreiten zu sehen. Die Mittagssonne lag prall auf seinem vergnügten Gesicht, vor das er einen Baedeker hertrug. Ich schlug sanft von unten her gegen das Buch und fragte ihn, auf welches Land er sich denn so freue. „Auf Spanien“, erwiderte er. Und erklärte mir, daß es keinem Schauspieler zu verdenken sei, wenn er den Lockungen der Filmbranche nachgäbe. Man würde unabhängig von den anmaßenden Theaterdirektoren, brauchte nicht mehr zu hüpfen, wie sie püffen, vermiete sich für einzelne Rollen, die einem paßten, lerne die Welt kennen —: „möchten Sie nicht lieber in Madrid tot als in Berlin lebendig sein?“ Ich verneinte entschieden. Er — fünf Tage später war er in Madrid tot.

---

Für die politischen Gefangenen in Bayern haben ferner eingesandt:  
Drei hamburger Sozialdemokraten 90 Mark; L. J., Berlin, 200 Mark; H. K. 20 Mark; G. B., Berlin, 4 Tafeln Chocolate, 200 Zigaretten; P. K. 50 Mark; Anselm Haëff 20 Mark.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weisbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

## Reaktion und Gegenwehr von Karl Rothhammer

Niemand vermag vorauszusagen, was übermorgen oder auch nur morgen geschehen wird; aber Jeder, der aus der Geschichte das Gesetz vom automatischen Ausgleich der Interessenwellen erkannt hat, weiß, daß weder heute noch zu einer Zeit, die für uns Bedeutung haben könnte, Katastrophen sich entladen werden. Nur die Episode ist dramatisch; die Geschichte gehorcht epischem Rhythmus, sie ist als ein Teil des Naturgeschehens auf Dauer und Entwicklung eingestellt. Langeweile ist ihre Gesundheit. Die Gegenwart beginnt, langweilig zu werden: klopfen wir uns auf die Schultern — wir sind wieder einmal um einige Ecken herumgekommen. Dies aber: ohne törichten Optimismus. Indessen: hat es nicht wahrhaft weltgeschichtlichen Humor, daß grade in den Zeiten, die vom Pazifismus und vom Weltfrieden mehr sprechen, als Jahrtausende zuvor gesprochen haben, der Erdball von Kampf und Mord erdröhnt? Wer weiß, wo heute überall Maschinengewehre trommeln? Es hätte seine blutige Lustigkeit, auf den Landkarten abzustecken, wo Krieg ist. Und daß die Weltrevolution, alle Künste zaristischer Autokratie nutzend, proletarische Fanfaren bläst, während der anglo-amerikanische Imperialismus, ungeheure Suggestion ausströmend, einer neuen Periode quer über die Ozeane, quer durch das Mittelmeer, tief nach Asien und Afrika hinein die Wege sichert: sieht man da nicht die Weltgeschichte als rollendes Trottoir?

Die Reaktion steigt, und die Hohenzollern schieben. Es würde genügen, festzustellen, daß ein erheblicher Teil des Volks dem Gottesgnadentum von gestern heute Schiebungen zutraut, um den paradoxen Gegenpol zu dem Tatbestand, daß die Reaktion dennoch siegreich aufsteigt, vor Augen zu haben. Wer, wenn Geschichte errechenbar und nicht eben gefühlsmäßig und so beinahe eine künstlerische Angelegenheit wäre — wer könnte begreifen, daß wenige Mondwechsel nach einem Bankrott sondergleichen die sogenannten Nationalen wieder schalmeien? Wer das deutsche Volk richtig und gerecht beurteilen will, muß erwägen, daß bei den sächsischen Wahlen die Linksradiakalen dreihunderttausend Stimmen seit der Reichstagswahl verloren, die Deutschnationalen um vierzehntausend Stimmen zugenommen haben. Eine Lappalie, die uns gewiß nicht zu erschüttern vermag, aber doch ein ehernes Faktum. Herrschaft will gelernt sein; Volksherrschaft fordert doppelt lange Lehrzeit. Herrschen wächst aus dem Instinkt; der Masse ist dieser Instinkt verkümmert worden. Der berliner Oberbürgermeister, gleichmäßig von den Monarchisten und dem Stadtfreisinn gehaßt, muß verschwinden in dem Augenblick, da eine sozialistische Mehrheit ihn tragen könnte. Die Mehrheit zerfällt, weil sie noch nicht gelernt hat, daß Disziplin die Voraussetzung der Freiheit ist und Verzicht auf Einzelnes die Erringung des Ganzen erleichtert.

Die Reaktion hat feine Witterung: sie spürt die torkelnde Unsicherheit der Ablösung. Die Linie der Revolution flattert ge-

brochen. Am neunten November vor zwei Jahren: Adolf Hoffmann, der Vulgär-Atheist und Unglaubens-Pfaffe — Kultusminister. Und heute: der Aufmarsch der Christen zu einer gewerkschaftlichen Phalanx wie nie zuvor. Die christlichen Gewerkschaften haben seit dem Ende des Jahres 1919 einen Zuwachs von 85,8 Prozent aufzuweisen; die sozialistischen Parteien vermögen demgegenüber nur ihre Zersplitterung vorzuzeigen. So stark sind die Christen in der Arbeiterbewegung geworden, daß Stegerwald die Loslösung vom Zentrum glaubt riskieren zu können. Eine Loslösung, die aber nicht Vereinsamung, vielmehr Konzentration der proletarischen Energie, freilich einer priesterlich regulierten Energie, sein wird. Ein Drittel aller organisierten Bergleute gehört heute schon zu den Christen; Karl Marxens Jünger aber fragen sich gegenseitig mit koketter Selbstironie, ob man wohl gelernt habe, in Schönheit zu sterben. Knick auf Knick wird in die Linie des Sozialismus, die angeblich steil zum Ziel will, gestoßen. Wer zittert nicht heute schon davor, daß die Sozialisierung, wenn sie Wirklichkeit werden sollte, auch nur eine Enttäuschung sein wird? Und sie muß enttäuschen Jeden, der da glaubt, in ihr den Wendekreis aus Not und Frost zu Glück und dauerndem Wohlsein entdeckt zu haben. Vor einigen Jahren klebte an den berliner Litfassäulen zur Aufrüttelung aus dem Wohnungselend ein Plakat der Käthe Kollwitz: ein zerlumptes, rachitisches Kind. Heute gespenstert abermals affiziert ein embryonales Skelett: Helft den Notkindern! Ist es zur Lüge geworden, daß ein lebendiger Hund immer noch besser ist als ein toter Löwe? Soll Abschlagszahlung abgelehnt werden, wenn voller Betrag unerreichbar ist? Will die Arbeiterschaft immer noch mit Zungen reden, während das Kapital längst wieder kühlen Muts am Verhandlungstische sitzt? Sollen ohnmächtig Gipfel angestarrt werden, nur weil die Straße, die vorwärts führt, holorig ist, wie es nun einmal zur Struktur der Gesellschaftsentwicklung zu gehören scheint?

In solcher Lähmung vollbringt der preußische Finanzminister eine Tat, wenn er, dem Gekläff der Reaktion zum Trotz, Verjüngung des Beamtenkörpers durch Männer, die mit der neuen Zeit innerlich nicht in Widerspruch stehen, fordert und durchsetzt. Die Reaktion wird nicht durch Tiraden zurückgeschreckt; das Volk muß sich ihr gegenüber eingraben, muß sich verteidigen bis zu neuem Sprung aufwärts und zu neuem Grabenkrieg. Watters plumpe Rüstungen sind kaum eine Gefahr: aber daß der Richter, der den Direktor des Eden-Hôtels verurteilt, davon sprach, daß er und seinesgleichen sich bei dem kärglichen Gehalt kaum noch ein Glas Bier leisten können, das fördert den Widerstand jenes Mittelstandes, dessen Bildungsqualität den Konjunkturritter verachtet, jenes Mittelstandes, den die proletarische Bewegung aus Philisterhaftigkeit bisher nicht zu gewinnen vermochte, in den sie nach der Revolution langsam einzubrechen begann, den sie aber wieder in die Arme der Nationalethiker vom Schlage Kahls zurückgeschreckt hat. Vereinigung der geistigen Arbeiterschaft mit der vom Schraubstock und der Grab-schaufel würde eine gewisse Entrenkung der gebrochenen Linie bedeuten. Mit Proletkult freilich hätte dergleichen nichts zu tun.

# Die Deutschen in der Tschechoslovakei

von Walter Kolienka

Dem Deutschen-Problem in der tschechoslovakischen Republik bringen die Reichsdeutschen im allgemeinen herzlich wenig Interesse entgegen. Man hört von den Brüdern im abgetretenen Posen, man hört von Ost- und Westpreußen, von Oberschlesien, von der besetzten Rheinprovinz, man schenkt hie und da auch Deutschösterreich seine Aufmerksamkeit: aber den dreieinhalb Millionen bedrängter Sudeten-Deutschen, die, in die tschechoslovakische Republik eingezwängt, die Sünden ihrer nationalistischen Väter goppelt und dreifach zu büßen haben, steht man gänzlich gleichgültig gegenüber.

Die Politik des neuerstandenen Tschechen-Staates läßt sich von dem einen Gedanken tragen, daß dieser Staat ein tschechischer und nur-tschechischer sein darf, wie das ja der ehemalige Ministerpräsident Kramarsch in einer seiner großen Kundgebungen so beredt zum Ausdruck gebracht hat. Ueberhaupt: Nationalismus ist in der weißbroten Moldau-Republik Trumpf. Er kommt in den Regierungsverordnungen, in Staatsgrundgesetzen, im gesellschaftlichen wie im privaten Leben zum Durchbruch, er sitzt tief eingepflegt in der vergifteten Volkpsyche und hat es mit sich gebracht, daß die sprachlichen und kulturellen Gegensätze, statt zu verebben, in Haß und Chauvinismus ausarteten.

Der Kampf zwischen Deutschtum und Slaventum in Böhmen ist viele, viele hundert Jahre alt. Die Hussitenkriege, um ein markantes Ereignis aus der ältern Geschichte zu erwähnen, tragen nationale und religiöse Merkmale, im Dreißigjährigen Kriege geraten die reformationsfreundlichen Böhmen mit den deutsch-katholischen Habsburgern hart aneinander, und wenn nicht die Schlacht am Weißen Berge (1620) die tschechischen Bestrebungen auf lange Zeit zunichte gemacht hätte, wäre die Eiterbeule im habsburgischen Feudalstaat schon etliche Jahrzehnte früher aufgesprungen. So döste denn das tschechische Volk, den Deutschen kulturell unterlegen, bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts dahin. In Prag, in Pilsen, in allen größern Städten herrschte der Deutsche: der Tscheche war Bauer und — politisch bedeutungslos. Das Sturmjahr 1848 rüttelte die Völker Oesterreichs auf. Föderalismus: Umwandlung Oesterreichs in einen Bundesstaat wurde gefordert, doch von der klerikal-militaristischen wiener Hofkamarilla abgelehnt. Die Folge dieser unklugen Weigerung war die Verdoppelung des slavischen Strebens nach Autonomie, nach Wahrung ihrer Sprache und ihrer Kultur. Die oesterreichischen Reaktionäre hatten in ihrer stupiden Kurzsichtigkeit die Monarchie schlecht operiert, und die Krankheit, an der seit dieser Zeit der Donaustaat litt, war durch keine Kur mehr zu heilen. Die Deutschen aber, und insbesondere die Deutschen Böhmens, überboten sich, der imperialistischen Habsburger-Politik Folge zu leisten. Sie wurden so unbewußt die Helfershelfer jenes tschechischen Fanatismus, über den die Söhne der alten deutschen Nationalhelden jetzt Zeter schreien.

Die deutschliberale Aera mit ihren zentralistischen Tendenzen schuf die ultraradikale, jungtschechische Bewegung. Die

Deutschen sehen diesen unheildrohenden tschechischen Nationalismus und setzen ihm, statt rechtzeitig Konzessionen zu machen, wüsten Pangermanismus entgegen. Bismarck, der 1866 die Deutschböhmen aus dynastischen und weltpolitischen Interessen offensichtlich ignorierte, wird verhimmelt, wird abgöttisch geliebt. Die Sonne des „ruhmreichen“ Deutschradikalismus war aufgegangen. Die Tschechenfresser und Antisemitenhäuptlinge Schönerer und K. H. Wolf durchziehen schimpfend den deutschen Teil des Sudetenlandes, während im tschechischen Gebiet die Kramarsch und Klofac Haß und wieder Haß gegen das Deutschtum predigen. Die Folgen dieser Verhetzung, oberflächlich betrachtet, waren Krawalle, Standrecht in Prag (1908), Prügeleien zwischen Tschechen und randalierenden Farbenstudenten, die ja überall die agents provocateurs abgaben — die tiefer greifenden Folgen: verpestete Volksseelen.

Und als der Weltkrieg ausbrach, da hieß es offiziös: Tschechen und Deutsche folgen begeistert dem Ruf des Kaisers — die schwarzgelbe Fahne und der Doppelaar vereinigen versöhnend die Stämme der Monarchie gegen die provozierenden Feinde. Welche Ironie! Welche Komödie! Sämtliche slavischen Volksstämme führten einen anfangs heimlichen, dann offenen Kampf gegen Krieg und Kaisertum, und erst als die reichsdeutsche und ausländische Presse über die tschechischen Ueberläuferregimenter und über die Tätigkeit der Mafia berichtete, gingen den k. u. k. Patrioten die Augen auf. Was tat man? Man ließ einige Tschechen hängen, sperrte Kramarsch, Klofac, Rasin und andre sogenannte Hochverräter ein, schuf so Nationalhelden für das tschechische Volk und glaubte, der Bewegung auf diese Weise Einhalt zu gebieten. Die deutschradikalen Abgeordneten beschränkten sich darauf, das absolutistische § 14-Regime der Stürgkh und Konsorten zu unterstützen, brüllten täglich dreimal Heil oder Hailo und schworen den Tschechen blutige Rache — nach dem siegreichen Ende des Krieges.

Und wie nun doch nicht alle Träume der nordböhmischen Nationalisten in Erfüllung gingen und am achtundzwanzigsten Oktober 1918 der tschechische Nationalausschuß in Prag die Macht an sich riß: da waren Diejenigen, die ihr deutsch-arisches Maul nie weit genug aufreißen konnten, nirgends im deutschen Sudeten-Gebiet zu sehen. Sie hatten sich feige verkrochen und waren Verwaltungsrat in einer A. G. oder Schulbücherverlagsdirektor — in Oesterreich geworden. Nur der Sozialdemokrat Seliger und der Fortschrittler Lodgman standen auch in der Stunde der Gefahr dem deutschen Volke zur Seite, das in Böhmen über Nacht seine führende Stellung und seinen bedeutenden politischen Einfluß verloren hatte. Der Jahrhunderte lange nationale Ringkampf ließ nun die Tschechen obenauf liegen. Seliger will verhandeln: Mit Rebellen verhandeln wir nicht — sagt höhnisch der tschechische Sieger. Gleichzeitig setzten die tschechisch-chauvinistischen Revanche-Gewalttaten ein — eine schier endlose Kette, die bis heute noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Auf Entente-Wink marschierten die Tschechen in Deutschböhmen ein, setzten die Bezirksnationalausschüsse ab, zerstörten habsburgische Denkmäler und sekierten durch pöbel-



haftes Auftreten die deutsche Bevölkerung. Eine provisorische Nationalversammlung erfrechte sich, unter Ignorierung von fünfzig Prozent der Bevölkerung (Deutsche, Polen, Magyaren, autonomistische Slovaken waren ausgeschlossen) eine Verfassung und Staatsgrundgesetze zu beschließen und rühmte dabei noch ihre Demokratie und Unparteilichkeit.

Nach fast zwei Jahren kam man überein, eine Wahl auszuschreiben, die einzig den Erfolg brachte, die Lüge von den riesigen tschechischen Minoritäten im deutschen Nordböhmen, Nordmähren und Schlesien zu widerlegen. Auf Grund des Wahlergebnisses räumte der Nationaldemokrat Kramarsch dem „Sozialdemokraten“ Tusar die Ministerpräsidentenstelle ein. Unter seiner Aegide wurden achthundert deutsche Schulklassen gesperrt und das Gesetz der zweijährigen Dienstpflicht sanktioniert. Eine ordentliche Parlamentssession wurde zwar eröffnet, doch stand den deutschen Vertretern bei den gegen sie gerichteten Verfassungsgesetzen und bei der deutschfeindlichen, aus purer Gehässigkeit und Willkür konstruierten Geschäftsordnung nichts anderes als die Opposition und der Protest zu Gebote. Die tschechische Sprache wurde noch vor der Deutschen Einzug ins Rudolfinum als staats-offizielle Sprache erklärt, die deutschen Behörden werden sofort mit nur tschechischen Mitteilungen gefüttert, die alten Beamten sind gezwungen, binnen kurzer Frist die Staatssprache zu erlernen, und die deutschsprechende zum Militärdienst eingezogene Jugend muß nach tschechischem Kommando exerzieren und dem französisch-tschechischen Neomilitarismus gegen ihren Willen Staffage abgeben. Kein Wunder, daß ein Staat, der an solchen Zuständen krankt, im Ausland an Prestige verliert, nirgends Vertrauen findet und bis zur Lächerlichkeit herabsinkt.

Wie überall, so spielt auch in der tschechoslovakischen Republik die soziale Frage keine geringe Rolle. Nahrungsmittelmangel, schlechte Wirtschaftsorganisation, Teuerung, die durch Not an allen Rohstoffen, durch Korruption und Valutatiefstand immens wird, Arbeitslosigkeit und dergleichen ist an der Tagesordnung. Dabei ungeheure Kriegs- und Nachkriegsschulden, ein winziger Goldschatz, dafür massenhaft Banknoten, ein riesiges Beamtenheer (angeblich kommt ein Beamter auf sechs Einwohner!!) und — einige hunderttausend nichtstuende Soldaten. Vage Sozialisierungsversprechen der kompetenten Stellen, dagegen riesige Unternehmensgewinne. Der ebenso weise wie schwache Präsident Masaryk ist maßvoll, aber zu einflußlos, um bedeutende politische Direktiven geben zu können. Die tschechische Sozialdemokratie, die zu Revolutionsbeginn im nationalistisch-opportunistischen Fahrwasser segelte, scheint sich langsam besinnen zu wollen und beabsichtigt eine tragfähige Arbeiterinternationale innerhalb der Republik aufzubauen. Ein Schritt dazu war der am fünfundzwanzigsten September 1920 in Prag tagende Kongreß der tschechischen Linksozialisten, die heute die Majorität des tschechischen Proletariats ausmachen. Die deutschen Sozialdemokraten, die am dritten Oktober in Karlsbad ihren Parteitag abhielten und die tschechische Erklärung begrüßten, befürworteten einen allgemeinen Proletariatskongreß zu

gemeinsamem Vorgehen. Ist diese Annäherung auch ein Lichtblick in der von Nationalhaß geschwängerten Atmosphäre Tschechiens, so darf doch die politische und wirtschaftliche Situation Keinen irritieren. Die geplante alltschechische Koalition ist am Widerstand der tschechischen Linkssozialisten gescheitert. Ein Beamtenministerium muß, wie in den bösen Tagen Altoesterreichs, die tschechische Verlegenheit verhüllen helfen, während die Bajonette einen Ordnungs- und nationalen Einheitsstaat vorzuspiegeln versuchen. Auf die Dauer aber wird trotzdem unmöglich sein, dieses „österreichische“ System beizubehalten. Man wird nicht fortwährend gegen die Deutschen, die Polen und Magyaren, gegen die autonomistischen Slovaken und gegen die tschechischen Linkssozialisten und Bolschewisten regieren können. Der tschechische Imperialismus wird, wie einst sein Erzeuger: der deutschnationale, seinen Bankrott erleben. Geschieht dies rechtzeitig, so ist eine tschechoslovakische Republik auf föderalistischer Grundlage möglich. Verharrt er auf seinem trotzigem, unversöhnlichen Herrenstandpunkt, so wird die Tschechoslovakei ihrem unvermeidlich gewordenen Zusammenbruch nicht entinnen. Mene tekel —!

---

## Der neue Krieg von einem Stabsoffizier

Ich habe in Nummer 43 die Unmöglichkeit eines neuen Krieges für Deutschland darzutun versucht. Was in Nummer 45 der Kommunist Wilhelm Markstahler darauf erwidert, hat mich im höchsten Grade interessiert, schon deswegen, weil hier zum ersten Mal eine Stimme von links ertönt, die die Führer des alten Heeres nicht nur beschimpft. Vielleicht sind das die ersten Anzeichen einer Abschwächung des unglückseligen Parteihaders, der das hungernde, darbende und von allen Seiten ausgeraubte Deutschland im Innern zerreißt; vielleicht wird hier aber auch bewußt versucht, den nationalen Gedanken in den Dienst des Kommunismus zu stellen, und das wäre sicherlich ein sehr geschickter Schachzug. Ich möchte bezweifeln, ob Ignaz Wrobel, der sich nach Markstahler äußert, die Stimmung im Bürgertum und in der Provinz, überhaupt im Volk richtig einschätzt. Man darf meiner Ansicht nach nicht vergessen, daß die Deutschen immer eine kriegerische Nation gewesen sind — wie ihre Nachbarn, die Franzosen.

Mir sagte einmal ein alter Franzose, mit dem ich in der Nähe von Ham zwischen den Trümmern eines Dorfes herumspazierte und über die Zukunft unsrer Länder sprach: „Man muß sich daran gewöhnen, daß jede Generation in Deutschland wie in Frankreich einmal gegen einander antreten muß. Das war nie anders und wird nie anders sein.“ Wir einigten uns schließlich dahin, daß erst dann Ruhe sein würde, wenn eine Revision des Vertrages von Verdun, der das Reich Karls des Großen teilte, auf irgendeine Weise herbeigeführt würde.

Der französische Bürger ist seiner Natur nach ebenso friedlich wie der deutsche, von dem Wrobel sagt, „daß er seine Ruhe und seinen Verdienst haben will und weiter garnichts“. Beide sind aber, das lehren die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts,

jederzeit bereit gewesen, für ihre Nation in den Kampf zu gehen, und zwar vielfach mit einer Leidenschaft, die vorher nicht zu erwarten war. Ich unterschätze auch keineswegs, wie Markstahler schreibt, die Kräfte, die in der Arbeiterschaft ruhen. Dazu habe ich zu viele Kämpfe erlebt, in denen man immer und immer wieder die Tapferkeit, die Opferfreudigkeit und das schmucklose Heldentum unsrer Soldaten bestaunen konnte.

Was den sogenannten Mittelstand betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß heute weite Kreise dieses Standes mehr und mehr verelenden. Ein Stück nach dem andern muß verkauft werden, weil noch wichtiger als jedes die täglichen Lebensmittel für die Kinder sind. Mit verbissener Wut sieht der nicht einmal langsam heruntergleitende Bürger die vollen Fleischerläden und die Prasserei der Schieber und Kriegsgewinnler, hört er von enormen Börsengewinnen und von den Riesengehältern der Entente-Besetzungen am Rhein. Was hat bisher alle diese Leute, die nach vielen Tausenden zählen, abgehalten, Sozialdemokraten oder Kommunisten zu werden? Doch nur die engstirnige Unduldsamkeit der sozialistischen Parteien gegen Alles, was irgendwie nach Bürgertum riecht, und die Betonung des internationalen Gedankens auf Kosten des nationalen. Wenn jetzt eine sozialistische Gruppe ihre Ziele etwas weiter steckt, etwa den Weg zur Internationale über Potsdam wählt und es versteht, die nationale Idee für ihre Zwecke einzuspannen, so erobert sie sich damit sicherlich abertausende von Anhängern aus der unübersehbaren Schar Derjenigen, die politisch nicht allzu viel nachdenken, und die durch die wirtschaftliche Not der Zeit so wie so zu Proletariern werden, aber auf keinen Fall die nationale Idee aufgeben wollen. Ich kann mir denken, daß fast alle alten Soldaten, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften herbeieilen würden, wenn eines Tages etwa folgender Aufruf erschiene:

„Soldaten der Reichswehr und der alten Armee! Noch einmal ruft die schwer bedrängte Heimat euch zu den Waffen, zum letzten Kriege, zum Kampf um den Weltfrieden und für den Völkerbund aller befreiten Nationen Asiens und Europas. Unsrere deutsche Heimat ist befleckt durch fremde Besatzungen kapitalistischer Regierungen, die unserm Volk das Blut aussaugen und die stolze sieggewohnte deutsche Nation für immer versklaven wollen. Wir wollen arbeiten — aber für uns selbst, für unsre Frauen und Kinder, nicht für einige fremde Ausbeuter und Großkapitalisten. Vier Jahre habt Ihr einer Welt in Waffen widerstanden und waret das erste Heer der Welt. Noch einmal zum letzten Kampf soll die alte Wehrherrlichkeit erstehen, noch einmal sollen die alten Fahnen und Standarten im Winde flattern dem Rheine zu und hoch über allen die rote Fahne der Völkerbefreiung, der Völkerversöhnung und des Weltfriedens.“

Gesetzt den Fall, die Diktatur des Proletariats lieferte uns Einen Führer von Qualität, und dieser Mann erließe eines Tages solch einen Aufruf: so würde ich den Kopf schütteln und auf Grund meiner militärischen Kenntnisse und Erfahrungen unzählige Bedenken haben — dann aber würde ich meinen Stahlhelm vom Boden holen und mich bei meinem alten Regiment oder sonstwo melden. Und so denken Tausende. Uns schreckt der

Kommunismus nicht. Soldaten und Mönche sind im Grunde die besten Kommunisten, und ein armer Teufel, der bereit ist, sein bißchen Leben an eine große Sache zu setzen, steht uns Soldaten menschlich unendlich viel näher als die sattgetressenen Nutznießer des gegenwärtigen Zustands.

Aber das ist ja alles Zukunftsmusik und, wie Mancher finden wird, nicht einmal eine schöne.

Wilhelm Markstahler sagt, daß der Wert eines Heeres durch den Geist bestimmt wird, der in ihm lebt. Das ist sicherlich wahr, und die Kriegsgeschichte lehrt, daß dieser Geist oft sogar vermocht hat, die Mängel der Bewaffnung auszugleichen. Die großen Feldherren der Weltgeschichte rieten ihn hervor durch eine Art Suggestion, und in allen Zeiten nationaler oder religiöser Spannung tritt er auf und begeistert die Kämpfer und die Jugend.

Dieser Geist kann aber nur geboren werden aus einer in sich einigen Nation. Sind wir das etwa? Ich sehe nichts als Bruderkrieg und Parteigezänk. Lenin kann mit seinen brutal zusammengepreßten Truppen den ungenügend gerüsteten Wrangel schlagen: aber im modernen Kampf gegen Polen unter französischer Führung versagt sein Heer. Da fehlt eben grade der Geist, der den uniformierten Mann erst zum Soldaten macht, der Wille des einzelnen Mannes, zu kämpfen und vorwärtszukommen, aktiv anstatt passiv zu sein. Ich glaube auch nicht an die Zersetzung der Entente-Heere am Rhein; dazu geht es den Leuten dort zu gut, und jede Zersetzung hört in dem Augenblick auf, wo ein strammer Appell an das Nationalgefühl erfolgt. Und am allerwenigsten glaube ich an eine Aktion der französischen Sozialisten.

Zur Zeit also ist nur möglich, die Vorbereitungen für die Wiedergeburt Deutschlands zu treffen und die Idee zu finden, auf die sich der größte Teil des Volkes, vornehmlich die Jugend, einigen kann. Bringt uns der Kommunismus diesen neuen Glauben, der die Herzen begeistert und entflammt, der der Menschheit neue Ziele weist und sie aufwärts führt, so soll er willkommen sein. Mir schwebt eine Partei vor, die ihre Tore weit öffnet für Alle, die mühsälig und beladen sind, eine Partei der Armen, die die Menschenliebe predigt wie Franz von Assisi, die zwar von ihrer großen internationalen Mission nicht abzubringen ist, aber doch zunächst einmal an das eigne schwer geprüfte Volk denkt. Die Gründung dieser Partei wäre eine neue Reformation, für die die Zeit reif ist, nach der sie sich sehnt, die imstande wäre, Proletarier, Studenten und Soldaten als Jünger und Propheten zu sammeln.

Wenn Deutschland auf solche Weise einig geworden ist, ergibt sich alles Andre von selbst.

\*

## **Ergänzung von Willy Meyer**

Wer den großen Krieg nicht nur mitgemacht, sondern auch seelisch erlebt hat und dadurch zum Nachdenken über das wichtigste und zugleich furchtbarste Menschheitsproblem veranlaßt worden ist: der ist als Pazifist heimgekehrt. So hätte man meinen sollen. Heute wissen wir, daß erstaunlich wenige Ueberlebende von dem grauenvollen Gemetzel, das ohne Pause durch

sechzehnhundert Tage und ebenso viele Nächte gerast hat; innerlich berührt und zum Nachdenken über die entsetzliche Menschheitstragödie veranlaßt worden sind. Sonst müßten diejenigen Vereine und Verbände einen Massenzustrom haben, die sich zum Ziel gesteckt haben, anstelle des Völkermords einen Völkerbund zu setzen. Aber weder die Erkenntnis von den tiefern Ursachen erst des Krieges und dann des Zusammenbruchs ist in die Massen gedrungen, noch ist bis heute die Mehrheit unsres Volkes sich klar geworden über das Wesen des Pazifismus, wie man früher die Völkerbundsbewegung nannte. So verneinen erschreckend große Teile unsrer Bevölkerung das organisierte und staatlich konzessionierte Massenmorden (harmlos-freundlich „Feldzug“ genannt) keineswegs grundsätzlich, trotz der unbeschreiblichen Qual der vier Jahre, an deren Ende die Niederlage stand. Im Augenblick natürlich sind diese Menschen müde und abgestumpft; und werden es noch auf Jahre hinaus sein. Zur grundsätzlichen Kriegsgegnerschaft — und auf die kommt es an — haben sie sich jedoch nicht entschließen können. Hier droht Gefahr. Hier liegt die eine Wurzel zu neuem Kriege. Die andre liegt in dem dicken Schicksalsbuch von Versailles.

Vor kurzem hat der Engländer Norman Angell in einer Schrift, die die weiteste Verbreitung verdient und auch deutsch erschienen ist, den Irrsinn jenes Buches ins grelle Licht gerückt („Der Friedensvertrag und das wirtschaftliche Chaos in Europa“, im Verlag für Politik und Geschichte). Angell ist der Ueberzeugung, daß der auf französischen Einfluß zurückzuführende Leitgedanke des Vertrages der sei: eine starke Herabsetzung der Kopfzahl des militärisch so sehr gefürchteten deutschen Volks zu erzielen. Da dies auf dem Wege einer Massenauswanderung oder Massenausweisung praktisch unmöglich sei, so sei das andre Mittel gewählt worden: die bewußte Erzeugung von Hungersnot, die planmäßige Erhaltung und Verstärkung der bei uns schon bestehenden Ernährungsschwierigkeiten. Angell vertritt seine furchtbare Anklage mit dem ganzen Rüstzeug an wirtschaftlichen Kenntnissen, die ihn schon auszeichneten, als er 1909 seine weltberühmte „Falsche Rechnung“ schrieb. Angell hat recht, wenn er sagt, daß ein so großes, intelligentes, willensstarkes Volk wie das deutsche sich nicht zu langsamem Hungertod verurteilen lassen werde. Und Viele werden ihm zustimmen, wenn er ausruft: „Irgendwie, irgendwann werden sie Mittel finden, aus dem Gefängnis auszubrechen.“

Dieser Versuch der Selbstbefreiung aus dem Hungerturm heißt: neuer Krieg. In der Tat: wird der Versailler Vertrag nicht auf eine ganz andre Grundlage gestellt, dann wird der entsetzte Erdball von neuem Waffenlärm und Schwertgeklirr widerhallen. Nicht heute, nicht morgen, aber dereinst. Die Einigung des Volkes, die zu einem neuen Krieg nötig ist, wird auf dem Leidensweg der Bettelarmut, des Hungers, des Elends entstehen, und die zunehmende Verproletarisierung wird allmählich die große Einheitspartei der Armen schaffen, die dem Stabsoffizier der ‚Weltbühne‘ vorschwebt. Und sollte die Technik, die schon so viele Utopien zu kaum mehr bestaunten Wirklichkeiten gemacht hat, nicht einem zur Verzweiflung getriebenen Volke die

Mittel liefern, um die Gitterstäbe des Käfigs zu brechen? In allen Erörterungen über die Möglichkeit neuen Krieges wird nämlich die Technik, die sich bisher stets selbst übertroffen hat, zu stiefmütterlich behandelt. Im verflissenen Krieg hatte der Grabensoldat auf seiner Brust eine elektrische Batterie befestigt, die Lichtstrahlen aussandte. Im nächsten Krieg wird diese Batterie wahrscheinlich nicht Licht, sondern Finsternis aussenden, auf hunderte von Kilometern den sofortigen Tod verbreitend. Ein zweiter kleiner Taschenapparat wird, als guter Talisman, den Soldaten vor den Bedrohungen des ersten schützen. Scherengeschütz, Ferngeschütz, Tanks, Flugzeuge, Maschinengewehre, Gasgranaten hätten mit einem Schlag ihre Bedeutung und ihren Wert verloren. Ein Volk, das in einer solchen teuflischen Erfindung einen Vorsprung von nur wenigen Monaten vor seinem Nachbar gewinnt, kann, wenn es diese Spanne Zeit skrupellos ausnützt, in erstaunlicher Kürze mit nur wenigen Armeecorps seinen Gegner vertilgen, auch wenn er 40 Millionen zählt. Heute klingt dies phantastisch, utopistisch, lächerlich. Aber welche bedeutende Erfindung ist vor oder bei ihrer Geburt nicht so genannt worden? Ist unsre ganze Entwicklung nicht eine Kette von verwirklichten Utopien? Wer weiß denn, welche enormen Fortschritte wir noch in der Entdeckung von Krankheitserregern machen werden? Vielleicht ist der nächste Krieg nur ein Bazillenkrieg. Das Volk, das den grimmigsten Menschenfeind unter den Bakterien und das Schutzmittel vor ihnen zuerst entdeckt, das hält, bis es auf diesem Gebiet eingeholt oder überholt ist, in seinen Händen die entscheidende Kriegswaffe.

Daß sie nie zur Anwendung gebracht werde, hat das unablässige Streben aller Menschenfreunde zu sein. Um unsern Kindern das zu ersparen, was wir schauernd erlebt haben, müssen wir tatkräftig an der Ausbreitung und Vertiefung der Erkenntnis mitarbeiten, daß das dümmste und grausamste Mittel, Völkerstreitigkeiten zu schlichten, der Krieg ist, der obendrein noch, selbst wenn man ihn gewinnt, ein schlechtes Geschäft ist. Und auf der andern Seite dürfen wir nicht erlahmen, täglich von neuem mit dem Schwert des Geistes auf den Versailler Vertrag loszuschlagen. Wir wollen dabei den Vertragsgegnern in jeder Beziehung gerecht zu werden suchen. Wir wollen die Furcht der Franzosen verstehen lernen vor unserm Heer, das innerhalb eines Jahrhunderts dreimal ihr Land überflutete und dabei zweimal ihre Hauptstadt betrat. Wir wollen nie vergessen, was die Franzosen und die Belgier erduldet haben, in deren Ländern sich der alles vernichtende Krieg hauptsächlich austobte, nachdem ihn im Juli 1914 die berliner und wiener Militärs und Diplomaten heraufbeschworen hatten. Wir wollen auch stets betonen, daß wir zu Schadenersatz bis an die Grenze unsrer Leistungsfähigkeit moralisch verpflichtet und tatsächlich bereit sind. Wenn wir diesen Weg einschlagen: sollten wir dann nicht erreichen, daß unsre Vertragsgegner, in deren eignem Lager sich die Stimmen des Widerspruchs und der Auflehnung gegen den Vertrag täglich mehren, zu der Einsicht kommen, daß das Werk von Versailles nicht nur für uns, sondern auch für sie, ja für ganz Europa ein namenloses Unglück ist?!

## Zur Judenfrage von Erich Mühsam

Eine der Äußerungen zu dem Streit um die Judenfrage, der in den Nummern 42 und 44 begonnen hat und fortgesetzt wird.

Eigentlich ist es gar nicht meine Sache, mich mit einem Gegenstand zu beschäftigen, der seit langem Monopol der Antisemiten und der Zionisten ist. Wir andern Europäer, ob arischen oder semitischen Stammes, sind, wie mir scheint, darüber einig, daß eine „Judenfrage“ allenfalls rassenspsychologisch oder biologisch, bestenfalls kulturhistorisch interessant sein mag, mit den Geschehnissen der Gegenwart aber kaum etwas zu schaffen hat, es sei denn, daß ihre Aufrollung durch die Antisemiten dazu beiträgt, den Tiefstand des Kulturniveaus noch sinnfälliger zu machen. Der Zionismus dagegen wäre für den zu aktiver Beteiligung an der Zeitgeschichte Entschlossenen nur dann als Problem von ernsthaftester Bedeutung anzusehen, wenn er minder betont als Lösung einer „Judenfrage“ in Erscheinung träte. Sonderten sich aus allen Weltgegenden Juden aus, um in Palästina oder sonstwo eine Gemeinschaft in Arbeit und Austausch zu schaffen, die sozialistisch-kommunistisch unter Ignorierung des kapitalistischen Weltmarkts neue Gesellschaftspraktiken lebendig vorführte, so leisteten sie dem nach Erlösung durstenden Weltproletariat den ungeheuern Dienst des Beispiels, einen Dienst, wie ihn bis jetzt nur die Russen den Völkern geleistet haben; sie gäben dem Bolschewismus einen Stützpunkt im Orient, der den Aufbau der kommunistischen Gesellschaft in Rußland ungemein fördern könnte, und ihr Verdienst wäre unermesslich. Daß es lauter Juden wären, die die Menschheit mit diesem Werk bereicherten, würde den historischen Ruhm des Judentums gewaltig mehrten — eine „Judenfrage“ würde aber dadurch nicht gelöst sein. Ganz uninteressant wird der Zionismus jedoch, wenn er sich darauf beschränkt, Juden aus allen Ländern zu sammeln, die sich durch antisemitische Schikanen bedrängt fühlen, um mit ihnen einen neuen Staat zu den übrigen Staaten zu gründen: mit kapitalistischer Wirtschaft, Ausbeutungsrechten, Privatbesitz an Produktionsmitteln, bourgeoisem Parlamentsgeschwätz, proletarischem Elend. Dergleichen Bestrebungen gehören ins Gebiet reformistischer Vereinssimpelei; sie können bestenfalls zu charitativen Linderungen privater Nöte führen. Eine Weltfrage wird dadurch nicht gelöst.

Mich hätte also alles in der Welt nicht zu einem Eingreifen in die Diskussion über die Judenfrage bewegen können, wäre ich nicht persönlich öffentlich angegriffen worden. Bekanntlich haben die Antisemiten die Gepflogenheit, für alles, was grade bei der „öffentlichen Meinung“ unbeliebt ist, die Juden verantwortlich zu machen. Und bekanntlich gibt es immer tapfere Juden, die dieser antisemitischen Gepflogenheit Nahrung geben, indem sie beflissen von denjenigen ihrer Stammesgenossen, die das grade bei der öffentlichen Meinung Unbeliebte tun oder vertreten, öffentlich „abrücken“. Als ob einen Juden etwas anginge, was der andre denkt, fördert oder tut! Ich habe mich — wobei mein Judentum völlig außer dem Spiel ist — seit zwanzig Jahren dem proletarischen Befreiungskampf verbunden, und

zwar während dieser ganzen zwanzig Jahre in offener Gegnerschaft gegen den sozialdemokratischen Reformismus, als kommunistischer Revolutionär. Dabei gab es keine Ämter und Pöstchen, wohl aber viel Anfeindung, Verfolgung und Verzicht. Ich habe den Klassenkampf in seiner schroffsten Form vertreten in Reden, Schriften — und vor Strafrichtern. Dieser Klassenkampf scheidet die besitzende und ausbeutende Minderheit in glatter Linie von der besitzlosen, ausgebeuteten, arbeitenden Mehrheit. Juden und Arier gibt es auf beiden Seiten; eine Scheidung nach Rassen, Konfessionen, Stammbäumen findet in der sozialen Gliederung der Gesellschaft nicht statt. Jedes Individuum — Christ, Jude oder Heide — stellt sich nach Tradition, Lebenshaltung, Interesse oder Gewissensentscheidung in das eine oder ins andre Lager. Die Mahnung eines reichen Juden an andre Juden, die es mit den Armen halten: Hallo! Ihr gehört zu uns! Wir Juden müssen einig sein! Ihr kompromittiert uns! — ist fauler Zauber. „Wir Juden“ haben so viel und so wenig mit einander zu schaffen wie „wir Deutsche“, „wir Franzosen“, „wir Fahrgäste im selben Omnibus“! In den Angelegenheiten des sozialen Lebens gibt es nur zwei Gruppen: die Kapitalisten mit allem Drum und Dran von interessierten oder gedankenlosen Parteigängern, und die Proletarier mit Denen, die sich auf Tod und Leben um des revolutionären Ideals willen dem Proletariat vermählt haben.

So viel zur Einleitung. Eines Tages ging mir aus München ein angestrichener Artikel der Münchner Neuesten Nachrichten vom vierzehnten September 1920 zu, überschrieben: „Die Judenfrage“. Ich bin auf besagtes Stinnes-Organ nicht abonniert und entnahm nun aus diesem Artikel, daß man sich dort unter dem Strich schon längere Zeit darüber unterhalte, was die besitzgesegneten Juden angesichts „der zersetzenden Revolutionspropaganda von Kommunisten und Bolschewisten jüdischer Abstammung“ tun sollen. Und da rückt nun Herr Kommerzienrat Sigmund Fränkel mit einem Brief heraus, den er schon am sechsten April 1919 geschrieben hat, in der Hoffnung, er werde die an der Ausrufung der bayrischen Räte-Republik beteiligten, im Vordergrund sichtbaren Juden, deswegen, weil sie Juden wären, und weil ein Jude zu ihnen spräche, von ihrem Beginnen zurückhalten können. Er kam zu spät. Als er in der Frühe des siebenten April seinen Appell der Zeitung bringen wollte, hatten unsre Rotgardisten die Inseratenplantage bereits gesperrt und die Redakteure — ohne nach Stammesunterschieden zu forschen — in Ferien geschickt.

Herr Kommerzienrat Sigmund Fränkel glaubte jedoch nach fast anderthalb Jahren noch eine segensvolle Tat zu tun, wenn er seinen „Offenen Brief an die Herren Erich Mühsam, Dr. Wadler, Dr. Otto Neurath, Ernst Toller und Gustav Landauer“ zum Heile des Judentums den Münchner Neuesten Nachrichten anvertraute, trotzdem von seinen Adressaten längst einer des Landes verwiesen ist, zwei in Festungen sitzen, einer im Zuchthaus leidet und einer — der beste — entsetzlich hingeschlachtet worden ist. Die Wiedergabe des Briefes glaube ich mir billig ersparen zu dürfen. Aus meiner Antwort wird ja ziemlich deut-



lich hervorgehen, welchen Inhalt er hatte. Nur der letzte Satz des Jesaias-Schreibens mag hier wiederholt werden: „Sollte mein Mahnruf wirkungslos verhallen, dann bleibt mir nur ein Allerletztes im Interesse meiner Glaubensgemeinschaft festzustellen übrig: Das jüdische Religionsgesetz lehrt, daß, wenn ein Erschlagener auf dem Felde gefunden wird, die Ältesten der Nation an die Bahre des Gemordeten hinzutreten und feierlich zu bekräftigen haben: Unsre Hände haben dies Blut nicht vergessen! In ähnlichem Sinne ruft das bodenständige bayrische Judentum durch mich heute Bayerns Bevölkerung zu: Unsre Hände sind rein von den Greueln des Chaos und von dem Jammer und Leid, das Ihre Politik über Bayerns zukünftige Entwicklung heraufbeschwören muß. Sie allein, und nur Sie tragen hierfür die volle Verantwortung. München, den sechsten April 1919, abends 11 Uhr, am Vorabend des Passahfestes 5679.“

Unsre Politik kam nicht zur Auswirkung. Von Norddeutschland herbeigerufene bewaffnete Macht richtete in München ein entsetzliches Blutbad an; nicht unter den Klassengenossen des Herrn Fränkel, sondern unter dem Proletariat. Wie Gustav Landauer, einer von den Juden, an die sich der Appell wendet, starb, ist so bekannt, daß auch Herr Fränkel es wissen wird. Aber mir liegt es nicht, den Einzelnen für die „Greuel des Chaos“ verantwortlich zu machen. Ich sage nicht: Sie, Herr Kommerzienrat Fränkel, der Sie unsrer Politik feindlich waren, Sie oder die Juden, die mit Ihnen uns bekämpften, tragen die volle Verantwortung für den Jammer und das Leid, das Ihre Politik über Bayerns Entwicklung heraufbeschworen hat. Ich habe dem Herrn am vierundzwanzigsten September aus der Festungshaftanstalt Ansbach die folgende Antwort gegeben:

Ich bin Jude und werde Jude bleiben, solange ich lebe, habe mein Judentum nie verleugnet und bin nicht einmal aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgetreten (weil ich dadurch doch nicht aufhören würde, Jude zu sein, und es mir völlig gleichgültig ist, unter welcher Rubrik ich in den Standesregistern des derzeitigen Staats eingetragen bin). Daß ich Jude bin, betrachte ich weder als einen Vorzug noch als einen Mangel; es gehört einfach zu meiner Wesenheit wie mein roter Bart, mein Körpergewicht oder meine Interessen-Veranlagung. Mir scheint also, wir können aus unsrer Polemik den „Stolz“ aufs Judentum, der den antisemitischen Anspruch auf seine Verachtung rechtfertigt, wie das Glaubensbekenntnis, das die höchst private Einstellung jedes Einzelnen zur Metaphysik berührt, getrost ausscheiden. Was übrig bleibt, ist die Frage, ob Juden als Angehörige einer vielfach mißachteten Minderheit grundsätzlich gehalten sein sollen, der Solidarität mit ihren Stammesgenossen wegen auf Bekenntnis und Betätigung ihrer Anschauungen zu verzichten — wenigstens wenn diese Anschauungen noch nicht offiziell gebilligt sind.

Mit dieser Fragestellung habe ich meine Antwort schon gegeben: Ich finde nicht, daß Zugehörigkeit zum Judentum zur Charakterlosigkeit verpflichte. Auch Spinoza hat es nicht gefunden, ebensowenig Karl Marx und Heinrich Heine.

Ich war erstaunt, Herr Kommerzienrat, in Ihrem Brief als Argument gegen unsre Berechtigung, an der sozialen Befreiung

des Volkes teilzunehmen, das aus der Terminologie des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes entlehnte Wort „landfremd“ zu finden. Ich weiß nicht recht, ob Sie jeden Juden in Europa oder nur jeden nichtbayrischen Juden in Bayern als „landfremd“ bezeichnen wollen. Ich nehme das Letzte an. Aber wo bleibt da die allgemein deutsche Gesinnung, die doch mindestens seit 1914 auch unter Juden das antisemitische Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ zum Weihesang machte und das gesamte deutsche Judentum ohne Unterscheidung von Bayern, Preußen, Mecklenburgern oder Helgoländern im „Durchhalten“ bis zum Bankrott mit Ostelbien verbrüdete (von einigen Ausnahmen abgesehen, zu denen ich mich — und hier wirklich „mit Stolz“ — bekenne)?

Ist es nicht eigenartig, daß die „Landfremdheit“ immer grade da zum Vorwurf wird, wo man sie der Betätigung einer unerwünschten Gesinnung anhängen kann? Haben Sie je gelesen, daß — selbst unter der Herrschaft der gegenwärtigen bayrischen Republik — das Bekenntnis zum Monarchismus einem Festredner verübelt wurde, weil er aus Karlsruhe, aus Lübeck, aus dem Posenen oder selbst aus Oesterreich stammte? Hier aber haben Sie die Heimat Derer, an die Sie sich wenden. Landauer — dessen Ermordung um seiner Ueberzeugung willen Ihnen keinen Anlaß gibt, nach siebzehn Monaten die im Wort „vielleicht“ ausgedrückte Anzweiflung unsrer Ehrlichkeit zurückzunehmen —, war Karlsruher, der Lübecker bin ich (aber ich wohnte schon zwölf Jahre in München und bin mit einer katholischen niederbayrischen Bauernwirtstochter verheiratet), und Wadler ist meines Wissens eingeborener Münchner. Betrachten Sie also doch mit den Antisemiten jeden Juden in Deutschland als „landfremd“?

Mit Ihnen über unsre Motive, geschweige über unsre revolutionären Ideen zu rechten, wäre wahrscheinlich zwecklos. Dem so sehr Sie bestreiten, uns als Wirtschaftspolitiker, als Industrieller, als Kapitalist anzugreifen: aus Ihren sächlichen Darlegungen spricht überall — seien Sie mir wegen der Feststellung nicht böse — der Kommerzienrat. Deshalb werden Sie es garnicht fassen können, wenn unsereiner Ihre Behauptung, wir verfolgten „verhängnisvolle und der menschlichen Natur zuwiderlaufende Pläne“, unser Weg müsse in ein „Chaos der Zerstörung und Verwüstung“ münden, die Verwirklichung unsrer Ideen müsse die Gefahr des Hungertodes für Südbayern heraufbeschwören, nicht durch die Behauptung als erwiesen ansieht.

Herr Kommerzienrat! Ich kenne Sie nicht, so wenig wie Sie mich kennen. Deshalb unterlasse ich es, Ihnen etwa Eigennützigkeit vorzuwerfen, wie Sie uns persönlichen Ehrgeiz vorwerfen. Aber Ihre ganze Beweisführung zeigt mir, daß Sie mit dem besten Willen, mit dem lautersten Glauben an Ihre Sache das Heil der Welt und der Völker nur aus der Perspektive des Kapitalisten zu ermesen vermögen. Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß nach der jüdischen Lehre (was ich bestreite, denn das Jubeljahr war ein kommunistischer Versuch, der Ihrer Aufstellung widerspricht) „die Gegensätze zwischen arm und reich niemals aus der Welt schwinden werden“. Das ist Ihr Credo, und die „warme und rege Anteilnahme an Bayerns Wirtschaftsleben“, in dessen Förderung Sie ergraut sind (und Kommerezienrat wurden), ist dem-

nach die Anteilnahme an der Wirtschaft, die eben die Armen zur Armut verdammt und den Reichen berechtigt, aus des Armen Schweiß Champagner zu destillieren.

Sie erinnern an die mosaische Sozialgesetzgebung. Sie ist mir wohlbekannt, aber ich finde es unvorsichtig von Ihnen, etwa das Zehntgebot zu erwähnen, um uns begreiflich zu machen, daß das Judentum unsre „verworrenen und krausen Phantasien“ nicht gebraucht habe, um die Besserungsbedürftigkeit der sozialen Misere einzusehen. Gewiß ist das Zehntgebot kein ideales Gesetz, denn es setzt noch die Armen voraus, die Anspruch auf den zehnten Teil alles Ueberflusses haben sollen. Aber wenn ich heutzutage an den „Zehnten“ denke, so habe ich dabei unwillkürlich den Kurszettel vor Augen, und die religiöse Charitas prägt sich mir um in eine Aktienbilanz: 10 % Dividende. Wer gibt da den Zehnten her, Herr Kommerzienrat, und wer sackt ihn ein?

Und nun endlich: Ist das, was wir hier verhandeln, ein jüdisches Problem oder ein allgemein-menschliches, ein sozial-ethisches und ein internationales? Ich für meine Person bin ganz außerstande, Ihrem Gedankengange darin zu folgen, daß die Dinge der Weltrevolution, die Errettung der Völker aus dem unsagbaren Elend, in das sie der von den Interessenten des Weltimperialismus veranlaßte Krieg geworfen hat, für uns Juden andre Pflichten, andre Betrachtungen, andre Gesichtspunkte eröffnen sollten als für andre Leute auch. Ich bin mit Ihnen vollkommen einig in der Anerkennung des von Ihnen zitierten jüdischen Postulats: „Fördert den Frieden und das Wohlergehen der Völker, in deren Mitte ihr weilet!“ Das ist ein prachtvolles Motto der Internationalität; mit ihm halten es wir Sozialisten, Kommunisten, Bolschewisten, Anarchisten alle, ob wir Juden sind oder nicht. Daß aber die Verteilung antisemitischer Flugblätter auf den Straßen, das Haßgeschrei bellernder Judenfresser, die Pogromhetze teutonischer Heldlinge uns davon zurückschrecken mußte, Frieden und Wohlergehen mit den Mitteln zu fördern, die wir — leider im Gegensatz zu Ihrer persönlichen Meinung — für die allein tauglichen halten, das kann ich doch nicht einsehen.

Der Antisemitismus ist stets ein Sympton reaktionärer Hochkonjunktur. Wäre uns der Sieg beschieden gewesen, so wären wir mit der Reaktion bestimmt fertig geworden, und das Judentum hätte dabei nur zufrieden sein können (sofern es nicht materiell mitbetroffen worden wäre). Zur Zeit — also da längst das von Ihnen gepriesene bayrische Wirtschaftsleben alle seine Prinzipien wieder entwickeln kann — ist das Hakenkreuz schon nahezu zur Kokarde der Wohlanständigkeit avanciert. Sie sehen, daß der Antisemitismus auch ohne uns fünf Juden, die Sie aus Zehntausenden herausangeln, Material genug findet, um seine trüben Geschäftchen zu treiben. Aber ich bin der Ansicht, daß es dem Judentum selbst mehr zur Ehre gereicht, wenn ihm Idealisten und Märtyrer wie Rosa Luxemburg, Leo Jogisches, Gustav Landauer oder Eugen Leviné zum Vorwurf gemacht werden, als wenn sich die antisemitischen Materialsammler auf ihre täglichen Denunziationen von jüdischen Wucherern und Schiebern beschränken müssen.

Dies war es, was ich dem Verteidiger des Judentums gegen seine entarteten Söhne zu sagen hatte.

# Ein neuer Zeichner von Peter Panter

Eines Tages zeigte mir der junge ungarische Zeichner Boris Erotica. Ueber die Ausgeschöpftheit dieser Gattung brauche ich hier nichts zu sagen: Boris aber hatte neuen Wein in alte Schläuche gegossen. Die Blätter waren frech, amüsan, idyllisch, feixend, alle Schattierungen waren abgewandelt, und es gab keine Situation der erotischen Ringkämpfe, die der junge Herr nicht ebenso frech wie überlegen abkonterfeit hätte.

Er läßt jetzt bei Friedrich Dehne in Leipzig drei Mappen Radierungen erscheinen: Erste Liebe, Das Geld, Das Theater. Die hingehauchten und in der Bewegung famos erfaßten Radierungen sind eine wahre Freude.

Dies ist meine Einleitung zu der Mappe: Das Theater.

Die Illusion „Theater“ ist in Deutschland so ziemlich dahin; aber es ist ja ganz gleichgültig, wie man das nennt: Kino; oder Variété; oder Ballett; oder Modeballett — das da, das Andre. Denn diese Welt ist anders — anders, trotz aller Bestrebungen, wackrer Organisationen, die Mimen in beamtete Menschendarsteller zu verwandeln, anders als die bürgerliche, leichter, so leicht wie ein Whiskyrausch. Beschwingt, hemmungslos, ohne Schwergewicht ist das Alles. Obgleich wir doch wissen, daß es Gagen gibt, Liebhaber, ausgehaltene Direktoren — grade deshalb ist es so ohne Gravitation.

Man muß diese Welt begriffen haben, um sie zeichnen zu können. Boris hat sie begriffen. Er glaubt an sie und glaubt doch nicht daran — er hat sie durchschaut und liebt sie doch — höchstes Geheimnis bissiger Satiriker, pathetischer Witzemacher, lächelnder Desillusionierer. Ein Blick — und die Puppen stehen im Hemde.

Man kann das Wesen und das Problem der Schauspielerin, die Heinrich Mann in allen ihren Verkleidungen immer gereizt hat, nicht kondensierter und schlagender darstellen als hier. Sie: nackt. Und auf sie gezückt, auf sie durchbohrend, die Armee der — sagen wir: Operngläser, der verlängerten, gestielten Augen der Männer. Und sie: nackt.

Der fette Kloß, der da hinter dem Schreibtisch sitzt, beherrscht und herrschend, satt und doch ewig gierig: welch ein Bild!

Die schwebende Fettigkeit, der Busen, der sich schminkt — denn dieses Weib ist durchaus und nur Busen —, die Kleine, die die davonrauschende Große fassungslos beneidet: das ist neuartig und doch ewig alt. Mit welcher Keckheit ist es gesehen, hingesetzt und komponiert! Seht selbst!

Eine Figur des Herrn Boris liegt im Bett und ist mit sich beschäftigt — phallusgekrönt ist das Bett, phallusgekrönt das Mädchen.

Der Parkettbesucher (mein Lieber, zur Menge gehört immer Einer mehr, als Jeder glaubt!) guckt so begeistert-eifrig der Ballettmaus unter die Röcke, daß ich Den sehen möchte, der da nicht lacht — so hingegeben ist er, der gute Kerl. Und müde, ausgepreßt wie eine Apfelsine, berauscht und ganz unglücklich sitzt Jener neben Jener — der Durstige neben dem Quell, der Jüngling neben dem Mädchen, die er nicht bezahlen kann, und die er doch so liebt.

Für mich das Glanzstück dieser Sammlung aber ist das Blatt, auf dem eine alte Frau der Jugend mit dem runden Popo nachsinnt. Sie ist alt und ausgemergelt und durchaus von vorgestern. Was vorgestern war — wer weiß es? Die sind tot, die es wissen, oder verkommen, oder sie haben vergessen. Und jetzt ist die dran, die Andre. Jetzt ist sie oben, und die Alte sitzt unten. Und stumpfsinnig, den Unterkiefer tierisch vorgeschoben, kauert sie da und weiß: Es ist aus.

Der diese Blätter gesehen und gemacht hat, ist ein junger Mensch, und es ist eigentümlich, woher in einen jungen Kopf so viel Resignation und Lebenserfahrung und Hohn und blanker Spott gekommen sind. Mag manches von den Franzosen — besonders im Strich — übernommen sein: das ist immer noch besser als ein Narr auf eigne Hand.

Die Zeit der „Valeurs“ ist vorbei — und die Zeit, wo jeder Linoleumschnitt als Offenbarung primitiver Negerkunst galt, wird ja wohl, wenn alle Anzeichen richtig sind, auch bald passé sein. Dies bleibt. Denn beim jungen Herrn Boris ist mehr als Valeur und Primitivitätsspielerei.

Die Zeichnungen werden nicht veralten, weil Luft um die Menschen weht, einmal erkanntes und dann verneintes Menschentum und eine gefrorene Herzenskälte, die man wohl acquiriert haben muß, um dieser lieblichen Zeit so beizukommen, wie sie's verdient.

Nun blättert in dem Album „Das Theater“.

---

## Die Stadt Segelfoß von Hans Reimann

Ich weiß nicht zu sagen, warum ich Knut Hamsun über die Maßen liebe. Er ist so, wie er schreibt. Er ist haarfein literarisch und steht dabei auf zwei gesunden Beinen. Bauer und Nervengeschöpf zugleich. Aesthet und Flegel. Er schreibt aus weiter, weiter Entferntheit. Seine Gestalten sind Kuriosa; durch die Lupe des allgütigen Forschers gesehen. Und dies Verwachsensein mit Natur und Erdreich; diese tiefen Wurzeln! Knut Hamsun ist Urwald und Prärie, und seine Bücher sind Märchenträume wie das Leben selbst! Die Menschen, die er schildert, haben einen Sparren zu viel oder einen Sparren zu wenig. Hamsun lockert ihre Schrauben und nimmt die Maschinerie auseinander. Seine Menschen sind verrückt, also normal. Sie sind auch wirklich ganz und gar normal; nichts ist außergewöhnlich an ihnen. Aber: Hamsun lüpfte ihre Schädeldecken und weiß, daß sie verrückt sind. Wir sehen allesamt ver-teufelt normal aus, du und ich und dein Bruder und der Briefträger Amelang und die Tante Ella, und wir haben doch, einer wie der andre, unsern Klaps. Leugne nicht, Paul! Sei ehrlich, Frieda! Aber das ist es ja eben: Ihr habt keine Ahnung von euren Kläpsen und haltet euch gegenseitig für normal, und auch das ist durchaus klapsig. Ihr steht alle in Hamsuns Büchern. Hamsun bläst den Staub der Konvention von Friedas Seele, und eine abscheulich-komische Balggeschwulst tritt zu Tage. Hamsun schildert seine Menschen, schildert uns Menschen nicht mit der Gelassenheit, ja der grausamen Objektivität wie Thomas Mann

Wohl steht er im Hintertreffen parat, hoho, und blinzelt mit seinen klugen Augen. Ohne sich aufzudrängen, ohne sich anzubiedern, ohne vertraut zu tun. Und doch macht er kein Hehl daraus, daß er mit uns und mit seinen Geschöpfen unter einer Schädeldecke steckt. Er lüpfte die seinige und siehe da: eine Balggeschwulst. Man nennt das romantische Ironie, weil es ironische Romantik ist. Technische Begriffe versagen bei Hamsun. Seine Bücher sind anscheinend ohne Kunstfleiß hollah drauflosgeschrieben und sind doch von einem artistischen Feingefühl, das seinesgleichen sucht. Eine Definition besagt: Romane seien Gebilde aus konzentrischen Kreisen. Lacht mich in Gottes Namen aus, wenn ich behaupte, daß ein guter Roman wie eine Büchse corned beef ist. Hamsuns Romane sind so.

Da existiert eine Stadt, die Stadt Segelfloß. Sie verdankt ihr Wohlleben, ihren Aufstieg, ihre Blüte, ihre billige „Kultur“ dem Märchenkönig und Wundermann Holmengraa. Mit dessen Zusammenbruch, einer ganz gewöhnlichen Pleite, ist die Herrlichkeit aus, und es nimmt ein trübes Ende, das gleichwohl freudig zu begrüßen ist, und die wilden Schwäne singen draußen im Süden ihr Lied, Punktum. Die übrigen Personen: Holmengraas Tochter Mariane (eine Nelke in silberner Flasche, indianerblütig und voll Rätselhaftigkeit), Jung-Willatz, Anton Coldevin, die Elster Sjura, Theodor im Laden nebst Familie, Rechtsanwalt Rasch, Bezirksarzt Muus (grüßt nicht zuerst), Pastor Landmarck („er konnte alles mit seinen Händen tun, ja er stellte sich einen eignen Schlitten her. Den ganzen Sitzkasten machte er aus alten Säcken, die er in Lehm einweichte und dann formte, wie er wollte. Als die Form erstarrt war, ging er mit Gips spat drüber, und als der Spat trocken war, rieb er ihn mit Bimstein ab, bis alles hübsch glatt war. Wegen dieses Kunststücks wurde er zum Vorsitzenden der Gemeinde gewählt“), der Reisende Didriksen (der auf seiner Yacht kommt und etwas mit Florina, dem Dienstmädchen Raschs, hat), Døverdana (rothaarig und schrecklich leidenschaftlich von Aussehen), Lars Manuelsen (in einer Duffeljacke mit zwei, sage und schreibe: zwei Knopfreiern sowie einer Perücke: stiehlt rasend gern), eine Schauspielertruppe (Direktor, Sibylle Engel, Frau Lydia, Fräulein Klara und der Künstler Max), der Vogt von Ura, der Redakteur und gleichzeitig Setzer der segelfloßer Zeitung, der Schuhmacher Niels („hatte zwei Menschenalter hindurch in Genügsamkeit und großer Zufriedenheit gelebt, jetzt aber hatte ihn die Zeit mit ihren Gütern eingeholt und machte ihn zum Zerrbild seiner selbst. Es ging so weit, daß er seinen Kaffee nicht mehr selbst röstete, sondern ihn in Tüten gut verpackt geröstet kaufte“) und nicht zu vergessen: der Telegraphist Baardsen, eine Art Vize-Hamsun.

Auf Seite 1 beginnt der Roman und geht seinen Gang, unablässig, unmerklich, unabänderlich. Was auf Seite 46 zart angedeutet wurde, stinkt auf Seite 207 zur Hölle. Nichts ist nebensächlich. Das Nebensächlichste ist von allergrößter Bedeutung. Alles hat seine Bestimmung. Es ist das interessanteste und lustigste Buch. Ich habe es im Walde gelesen und kam mir oft recht kindisch vor, wenn ich laut herausprusten mußte vor Lachen. Der Ladentheodor, um ein Beispiel herauszufischen, ein

Mann der Neuzeit, hat sein Bootshaus zum Theater umbauen lassen, und ehe die Schauspieler ihren Einzug halten, muntert er das Volk auf: „Hört!“, spricht er, „die ‚Giftschlange in der Höhle‘ wird gespielt, ein großartiges Stück, Björnson hat es verfaßt oder ein Andrer . . .“ Die Truppe kommt, fünf Mann hoch. „Der Anblick ihres Ganges, ihrer Kleider und ihres ganzen Gebarens war ja gradezu wunderbar für die Menschen auf Erden und die Vögel unter dem Himmel. Die Herren hatten die Hüte schief auf dem Kopf, sie summten ein Liedchen vor sich hin vor lauter gesättigtem Magen, und der Direktor trug einen rot und grünen Schlips, er verbreitete einen Schein von Lebensart und Weltmännlichkeit um sich.“ Dann wird die ‚Giftschlange‘ von Björnson oder einem Andern aufgeführt, ein Vorwand für Herrn Rechtsanwalt Rasch, sein kritisches Licht in der segelflosser Zeitung leuchten zu lassen und dem verhaßten Theodor im Laden eins auszuwischen, weil er nicht für ein Klavier gesorgt hatte: „Das heiße doch das musikalische Leben von Segelfloß unterschätzen, wenn keine Zwischenmusik zu hören sei. Zugegeben, daß gebildete Menschen im Theater saßen, die vielleicht schon Kapellen mit bis zu zwanzig Mann Stärke gehört hätten . . .“

Aber das Tollste in dem Buch ist Theodors Vater, der alte Per, ein Klumpen Starrsinn, eine zu Bett liegende Raserei mit menschlichen Gliedern, wie ihn Hamsun nennt; dem die Welt ein Dorn im Auge ist, und der das Bootshaus voll Zündholz-Pakete stapeln möchte, um die Fleischeslust auszurotten, und der so lange am Leben zu bleiben gedenkt, bis sein Sohn in die Grube fahren muß und er, der alte Per, ein Triumphgeschrei erheben und den Laden wieder übernehmen kann. Aber er kommt in Gestank um, liegt in wahrhaft praehistorischer Häßlichkeit da und beschäftigt sich (fünf Minuten vor Abgang der Postkutsche in die himmlischen Gefilde) mit dem Problem, ob frischer Luftzug schädlich sei, und seine Genußucht, Ozon betreffend, nimmt so ausschweifende Formen an, daß er sogar die Ofentür zu öffnen plant. Zu spät. Er scheidet von hinnen, und Theodor kauft ihm ein gußeisernes Kreuz mit Inschrift und, zu allem Ueberfluß, ein Gitter um das Grab. Und das ist das Signal zu einem letzten Anfall der Stadt Segelfloß: Jeder, jeder Einzelne will ein Kreuz haben oder einen Obelisk oder eine Säule, und es wächst sich aus zu einer Seuche, und der kleine Friedhof nimmt mitten im Winter einen blühenden Aufschwung, so daß Theodor, der immer etwas Extravagantes haben muß, sein „altes“ Kreuz am liebsten weggeworfen hätte. Aber was soll er damit anfangen? Anders würde die Sache stehen, so meditiert er, wenn Jemand sterben möchte, der den gleichen Namen trüge wie der alte Per, und dessen Alter „so einigermaßen paßt“. Ist das nicht zum Zerfließen schön? Oder eine solche Stelle: „Ja, sie sei ein unglückliches Mädchen. Sie habe niemand als sich selbst, auf den sie sich verlassen könne, und wenn jemand ihre Blume mitten in der Jugend breche —“ „Du hast ja das Sparkastenbuch“, sagte Theodor. „—Blume mitten in der Jugend breche, so wisse er doch selbst, wie schlimm das für sie sei.“ Oder wenn Herr Holmengraa, um den Nimbus aufrecht zu er-

halten, einen Freimaurerring trägt und Freimaurerstiefel (mit Knöpfen) und bei der Verhandlung mit spartakistischen Angestellten Gesichter schneidet, als stünde er in unmittelbarem Kontakt mit übersinnlichen Mädchen, und es hilft ihm alles nichts, die Arbeiter sagen „Du Schwein!“ zu ihm, und auch fingierte Telegramme bringen das alte Renommee nicht zurück, und die mystische Höhle, die er im Wald feuersicher einrichten läßt, die dient schließlich zu nichts anderm als —

Lest es selbst!

---

## Antwort an Herrn Grelling von Hans Delbrück

Herr Jacobsohn hat den Vorschlag gemacht, daß ich über die Frage, die ich mit Herrn Beck in New York in öffentlicher Disputation zu behandeln mich bereit erklärt habe, doch lieber mit Herrn Grelling disputieren solle. Die Antwort, die, in Nummer 48 der ‚Weltbühne‘, Herr Grelling darauf erteilt hat, ist so ausgefallen, wie es zu vermuten war. Er spricht über dieses und jenes, umgeht aber aufs sorgfältigste die Frage, die gestellt ist. Es ist mir nicht eingefallen, die Kriegsschuld im allgemeinen mit Herrn Grelling oder mit irgend Jemand in der Welt diskutieren zu wollen. Das wäre der vollendete Unsinn. Die Diskussion könnte ein Jahr dauern und wäre immer noch nicht zu Ende. Sie wäre auch gänzlich zwecklos, da so feine Wahrscheinlichkeitsberechnungen, wie sie dabei angestellt werden müßten, sich wohl in Büchern und Schriften, aber nicht in öffentlichen Disputationen durchführen lassen. Wer einen solchen Vorschlag macht, weiß entweder nicht, worum es sich handelt, oder will nur eine eindrucksvolle Geste machen. Das, worüber ich zu einer Diskussion herausgefordert habe, ist die Behauptung des Versailler Friedensinstruments, daß Deutschland „vorsätzlich“ den Weltkrieg entfesselt habe. Das ist eine Frage, wo man nicht mit Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten zu operieren hat, sondern die sich objektiv beweisen oder widerlegen lassen muß, über die man also auch öffentlich diskutieren kann. Diese Frage habe ich klar und deutlich gestellt. Herr Grelling aber geht in seiner Antwort so wenig darauf ein, daß man aus ihr nicht einmal entnehmen kann, ob er sie für seine Person mit Ja oder Nein beantwortet. Solange Herr Grelling sich noch nicht durchgerungen hat zu der Erkenntnis, daß ein Unterschied ist zwischen meiner Herausforderung und seiner Vorstellung, man könne seine 1500 Seiten Groß-Oktav in öffentlicher Diskussion behandeln, ist es zwecklos, darüber zu streiten, ob die weiter von mir gestellten Bedingungen berechtigt sind oder nicht. Ich füge nur noch hinzu, daß ich mich dagegen verwahre, Herrn Grelling irgendwo „geheimnisvoll“ verdächtigt zu haben, wie er schreibt. Ich habe nichts getan als hingewiesen auf zwei Artikel der weit verbreiteten Wochenschrift ‚Deutsche Politik‘ (vom sechzehnten und dreiundzwanzigsten Januar 1920). Das ist weder geheimnisvoll noch eine Verdächtigung. Statt die in diesen Artikeln erhobenen Anklagen zu widerlegen, beruft sich Grelling in seiner Antwort auf ein Zeugnis Frieds, das mit ihnen garnichts zu tun hat und sich auch sachlich mit ihnen nur in einem Punkte berührt. Völlig nichtig ist schließlich auch die Vorstellung, hinter der Herr Grelling Deckung zu nehmen sucht, daß seine Anklage die Verteidigung und sogar Rettung der deutschen Republik bedeute. Es ist ihm offenbar nicht bekannt, daß es sehr viele Persönlichkeiten in Deutschland gibt, vermutlich die Mehrzahl der politisch Denkenden, die die Auffassung haben, daß die Anklage des Versailler Friedens gegen die ehemalige deutsche Regierung zwar unbegründet, die Monarchie sich ihr Schicksal aber dennoch selbst bereitet habe, dadurch, das sie die Möglichkeiten eines Verständigungsfriedens, die sich während des Krieges boten, nicht benutzte.



# Haus Herzenstod von Alfred Polgar

**H**aus Herzenstod', Komödie in drei Akten (am Burgtheater wurdens vier) von Bernard Shaw. Ueberhaupt erste Aufführung. In einer der dreiundvierzig Miniaturvorreden, die der Dichter der Buchausgabe seines Dramas vorausschickt, legt er die patriotische Erwägung dar, die ihn veranlaßt hat, während des Kriegs 'Haus Herzenstod' dem Rampenlicht fernzuhalten. Die Komödie blieb, sagt er, „in loyaler Weise stumm“, weil sie die zum Kriegführen notwendige Seelenverfassung Englands durch Aussprechen von Wahrheiten nicht gefährden wollte. Auch jetzt, zwei Jahre nach dem Krieg, dürften die Engländer kaum große Freude an 'Haus Herzenstod' haben, denn das Stück ist keineswegs so sehr gegen den Krieg als vielmehr gegen die gesellschaftliche Ordnung und Praxis gerichtet, die logischerweise zum Krieg führen mußte; und die deutschen Flugzeuge, die am Tage der Komödie bombenwerfend über der Szene knattern, erscheinen gradezu als Gottes Rache-Engel wider eine Gesellschaft, die ihr göttlich Pfund vergeudete und mißbrauchte, mit ihres Geistes und Herzens Gaben lüderlichen und empörenden Unflug trieb und mit ihrem Witz den Himmel doch ärger frozzelte, als er sichs auf die Dauer gefallen lassen konnte.

'Haus Herzenstod' ist das Heim eines uralten, närrisch-weisen Ex-Kapitäns. Er hat sich das Haus wie ein Schiff herrichten lassen, redet in Fachausdrücken der Navigation; und daß alles schwankt, über Untiefen hinschwebt, Sturm und Wettern preisgegeben, wird symbolisch offenbar. Das Haus ist England, ist die Gemeinschaft der sogenannten Kulturmenschen. Liebenswürdige, kluge, tapfere Männer und Frauen bevölkern es, aber sie wissen allesamt nicht, wozu sie auf der Welt sind, lassen die Dinge gehen, wie sie gehen, und nützen ihre Klugheit nur dazu, den argen, gemeinen, trüben Instinkten, von denen sie beherrscht werden, Ziele zu setzen und Wege zu bahnen und logische Rechtfertigung anzulügen. Die Männer sind schwach und, in höherm Sinn, feige, die Frauen Agentinnen eines gierigen, vor allem neugierigen Eros, dem nichts Ernst ist als das Spiel. Haß und Liebe in diesem Haus richten sich nach Grundsätzen, die ein auf Profit und Uebervorteilung bedachter Seelen-Kommerz diktiert, der Nebenmensch ist immer nur Objekt, das Leben Götzendienst dem eignen Ich, die Wahrheit, wo sie ausgesprochen wird, nur eine besondere frechste Koketterie der Lüge. In der Luft dieses Hauses stirbt „das Herz“, alles Tun folgt unsicherm Gebot des Verstandes und der Nerven launischem Bedürfnis. Im letzten Akt des Spiels sitzen die Menschen beisammen, ein wenig — gleich den Zuhörern — müde von dem leeren Hin und Her ihrer Beziehungen, von dem wettrennmäßig forcierten Trab ihrer Begierden wie ihrer Dialektik, und spüren die Hoffnungslosigkeit, die innere Ohnmacht, den Un-Zweck ihres Seins, und wie ihnen das Leben, zu Staub verkrümelt, durch die Finger läuft. Da ist dann das Erscheinen des wahllos treffenden Todes in den Lüften ihren Seelen gewissermaßen Entspannung. „Welch herrliches Erlebnis!“ sagt die roman-

tische Frau Hushabye, „hoffentlich kommen sie morgen abend wieder“; und die kleine Ellie, der das Herz gebrochen worden, fügt „verklärt“ hinzu: „Ich hoffe es.“

Dies alles hat man sich keineswegs Strindbergisch vorzustellen. Nicht düster und furchtbar, fanatisch in der Gestaltung, sondern eben komödienhaft. Die Menschen in ‚Haus Herzens-  
tod‘ plaudern ihr Wesen aus, geraten niemals in dramatische Weißhitze, wahren Takt und Anstand und verlieren auch mit ihren schwersten Meditationen nie eine gewisse lustspielmäßige Behaglichkeit. Sie amüsieren streckenweise durch witzige Formulierung ihrer Ansichten, erscheinen, über weit längere Strecken noch, als Klugschwätzer und gehen dem Hörer gar niemals menschlich nahe. Sie haben was Puppiges, ihr Humor ist blank und äußerlich wie ein Ballettlächeln, und noch mehr ihre Träne eine Ballett-Träne, starr und kühl. Wenn es Absicht war, die Insassen von ‚Haus Herzens-  
tod‘ so zu zeigen, ist sie wohl geglückt; sogar die menschlichste Figur des Stücks, das junge Mädchen Ellie — eine aus der großen Galerie tapferer, kluger Frauengestalten Bernard Shaws — ist ein gleichgültiges, frostiges Lebewesen, eine Homuncula. Lauter Figuren „aus Geist“ und keine einzige aus Fleisch und Blut. So wirkt die Komödie in anderm Sinn, als es der Autor vielleicht beabsichtigte, gespenstisch. Gespenstisch durch ihre leblose Lebendigkeit, durch die sonderbare abstrakte Kälte, die um das Körperliche der Figuren weht, als seien sie von ihrem Schöpfer nur halb aus der Sphäre der Idee erlöst. Die guten Teile des Stückes sind jene, wo es zu reiner Dialektik auseinanderfließt, in der Dreifarbe von Scherz, Ernst und Satire widerspiegelnd des Dichters mehr brummige als zornige Menschenliebe.

\*

Dem Burgtheater gerät die Sache sehr matt. Es nimmt sie ganz pathetisch, läßt deklamieren und bedeutsam unterstreichen und macht aus der Komödie eine schwere Moralität. Fräulein Mayer und Frau Retty sind vortreffliche Darstellerinnen, aber erotische Teufelei glaubt ihnen kein Mensch. Fräulein Aknay zelebriert die Ellie nach dem Ritus der fade-  
sten Ibsen-Orthodoxie. Herrn Rombergs Wesen ist viel zu schwäch-  
tlich für die Rolle, die ihm aufgebürdet. Die Worte aus seinem Mund haben kein geistiges Gewicht: der Komödienwind verweht sie. Paulsen (der alte Kapitän) und Siebert geben ihren Figuren die nötige Intelligenz, aber zu blasse Persönlichkeits-Farbe. Herrn Forests Einbrecher ist ein humorvoller, saftiger Bursche, und ein neues Mitglied des Theaters, Herr Schmöle, interessierte artig durch die dünnen, leicht grotesken Linien, in denen er einen Outsider des Lebens zeichnete.

Am kräftigsten wirkte Akt Vier, in dem man deutsche Bomben auf Englands Erde fallen hört. Da war der Teufel heraufbeschworen, den die Welt geholt hat. Und als stärkste dramatische Essenz des Spiels stieg Gestank der großen Zeit den Zuschauern in die Nase.

# Margit und Martins

Man hat ‚Frau Margit‘ erst vierzig Jahre nach der Entstehung gespielt; und auch dann nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sich ihr Autor inzwischen in die Weltliteratur gedichtet hatte. Mit dem ‚Chauffeur Martin‘ hätte man's ähnlich machen sollen. Wenn dessen Autor in einem so langen Zeitraum nichts geworden wäre: desto besser für uns, denen man dann anno 1960 auch das Anfängerstück erspart haben würde. Unser Doppelmalheur: daß es nicht einmal eines ist. Ich sehe die Krähenfüße um die skeptischen Augen und die Greisenfalten um den altklugen Mund eines Erzberliners, in dem nichts vorgeht als die Begier, zu erkunden, was auf dem Literaturmarkt vorgeht. Um 1889 herum war klug, wer sich Hauptmann zum Vorbild nahm; denn er geriet an einem Sonntagsmittag auf Brahms Freie Bühne. Klüger war, wer sich Hauptmann und Dumas zugleich zum Vorbild nahm; denn er geriet für dreihundert Abende auf Blumenthals lessingfreie Bühne. Und hieß fortan: Sudermann. Der hat neulich, von sensationsfroher Unterscheidungsunfähigkeit befragt, über Kaiser geäußert: „Wir Künstler müssen . . .“ Daraufhin beschloß Hans José Rehfisch, die beiden Künstler zu einer zwiefach zwingenden Einheit zu schweißen. Wenn er den Chauffeur Martin ausheckt, der einen Mann überfährt und freigesprochen wird und nun abwechselnd sich selbst anklagt und Gott für die Existenz so sündiger Geschöpfe zur Rechenschaft fordert und die halbe Stadt gegen diesen Gott aufwiegelt und zwischendurch wirklich mordet und mit seiner treuen Gefolgschaft förmlich Meetings zur Gotteslästerung veranstaltet und plötzlich, weil ein Krüppel Zeugnis für Gott ablegt, seine Meinung wechselt und zur Strafe von seinem fanatischsten Anhänger totgeschossen wird: so ist daran sudermännisch die Romanhaftigkeit, die Lärmsucht und die Phrasengedunsenheit. Was aber geschieht, damit man an Kaiser denkt, dessen Leute auf dem Wege aus der Hölle zur Erde durch Deklination zu entscheiden trachten, wer schuldig sei? Einer derben Kulissenphysiognomie wird bleiche Problematik angeschminkt, und die gesunde Ausruferstimme muß vor Ethik tremolieren. Die Rechnung war falsch. Noch um in der Kunst erfolgreich zu schwindeln, ist nämlich ein irrationelles Element unentbehrlich, das der kalte Rehfisch nicht hat. So sei er klüger, als er sich bis heute gezeigt hat. Er verzichte auf Schminke und Tremolo. Mehr: er verzichte auf die ernste Miene eines Gesichtes, das sich, nach dieser Tragödie zu schließen, am liebsten zum Spott verzieht. Sicherer als sein Stück wird eine Parodie darauf ihm gelingen. Er reiße sich von Melpomenen los und werfe sich auf Thalien. Dann wird er zwar früher als in vierzig Jahren vergessen, aber bei Lebzeiten mit Skowronneks Tantiemen gesegnet sein. Während er jetzt nach vier Abenden abgesetzt wird und obendrein von uns Drösche kriegt.

Wenn das Theater Bruchanstalt sein will, fasse es keine faulen Eier; zu denen sonst das betrogene Publikum greifen könnte. (Was die Blätter des Deutschen Theaters nicht hindern wird, die Kritik des üblichen Justizmords an Rehfisch zu zeihen.) Und wenn das Theater Museum sein will, sei es nicht gar zu sorglos in der Wahl der Ausstellungsgegenstände. Habt Ihr den lebensfähigen Strindberg absolviert? Gut; so fangt lieber wieder von vorne an, als daß Ihr den toten und uns mit ihm belästigt. Ohne umständliche demonstratio ad

oculos sind wir überzeugt, daß ein Häkchen wie Strindberg sich schon beizeiten gekrümmt hat. Das Kloster ist keine Stätte des Friedens, und wem seine Sehnsucht aus dieser Gefangenschaft in die Freiheit erfüllt wird, den enttäuscht jede Stunde grauenhafter. Die romantische Frau schätzt Rosen, der realistische Mann Getreide höher. Aber was nützt der schwedischen Nora von anno Luther die zweite Flucht, die Flucht aus der Ehe? Draußen lauert die rohe Gefräßigkeit der Männer; und so ist wirklich gescheiter, zu dem einen zurückzukehren, dessen Fehler man kennt, und von dem man schließlich ein Kind hat. Der junge Strindberg liefert gleich den vierten Akt seines Puppenheims mit: durch die Tür, die Frau Helmer hinter sich zugeschlagen hat, tritt nach einer Weile, nach langer Weile Herr Helmer, und da liegt das zerzauste Singvögelchen und flattert ihm an die bergende breite Brust. Der fünfte Akt? Das ist Strindbergs gesamte spätere Produktion: das Spiel auf der einen Seite des Geschlechtshasses, der hundertfach geführte Beweis, daß die Ehe eine Erfindung des Teufels ist. Seit zwanzig Jahren kennen wir jeden Winkel in dieser Hexenküche — was soll uns hinterher das zahme Gebrodel eines kleinen Kessels, das aufhört, sobald er vom Feuer genommen wird? „Frau Margit“ taugt unbedingt auf die deutsche Bühne von heute — als Operntext. Es ist alles da: schwüle Klosterstimmung mit unterirdischem Gewoge sadistisch abzureagierender Lüste; Entführung der eben gepeitschten Nonne durch einen schimmernden Ritter; Hochzeit auf einer stolzen Burg; rex ex machina, die das armselige Dasein des wehrlosen Untertans umstülpt wie die meisten königlichen Maschinen; Geheimnisse zwischen den Gatten; glutender Beichtiger; Verfinsterung des Himmels; Entladung; Trennung; Annäherung baritonalen Versuchers auf Gummisohlen; große und fruchtlose Verführungsszene; Gift; gegen giftiges Wunderkraut; Rückkehr des legitimen Tenoristen; Versöhnungsfinale. Strindbergs Text ist so wunderbar blumig, daß er für das Libretto nicht geändert zu werden brauchte.

„Chauffeur Martins“ Regisseur: Karlheinz Martin. Es besteht Gefahr, daß seine Methode, überall angewandt, zur Manier wird. Der leerste naturalistische Schmarren war auf naturalistisch herrlich zu spielen. Wo der Autor und wenn er fünf Akte lang versagt hatte, setzten die erdigen Brahminen ihre Natur ein, und wir schwelgten. Bei der Kunst, die man sich geeinigt hat expressionistisch zu nennen, ist das völlig anders. Was heißt denn: exprimieren? Ausdrücken, den Gehalt herausdrücken. Ist keiner da, dann mag selbst ein Kerl wie Klopfer drücken, so viel er will, und es kommt nichts heraus. Wie er am Tisch hockte und vor sich hin brütete: das war großartig. Als Pantomime wäre die Tragödie Tragödie geblieben. Der Heiterkeit, die unter den wenigen Gästen mit zunehmendem Gerede bedrohlich stieg, konnte hinter der Rampe Niemand wehren, ob die expressionistischen Exerzitien — Kinn heraus gegen Gott! Rechten Fuß vor gegen das Schienbein des herandräuhenden Geschicks! Linksum schwenkt vor dem Platzregen der Vergeltung! — auch durchweg untadelig klappeten. Es half nichts: sie wurden zur Grimasse. Dabei verdiente manches Mitglied ein besseres Los, von Klopfer bis Elsa Wagner. Was diese Schauspielerin für die Schuhmann-Straße, ist für die Königgrätzer Straße Frau Frida Richard. Wären ihr Tempo und ihr Ton für Svend Gades Regie und sein Ensemble bestimmend gewesen, so hätt's womöglich zu einer historisch-kritischen Darstellung dieses Jugend-

werkes gereicht. Nicht Strindberg, wie er vor vierzig Jahren anfang, sondern wie wir nach vierzig Jahren seine Anlnge sehen. Aber da Frida Richard mit dem Vorspiel verschwand und ihr Geist nicht festzuhalten war, so gab es tatsächlich Oper ohne Musik; bunt und behaglich ausgestattete. Der Beichtiger ermangelte jedes Portamentos; der Vogt des Königs hätte als ein maßvoller Brunnenvergifter bei Verdi vortreffliche Figur gemacht; und der Ritter Hartau wuchs mit seinen groern Zwecken. Frau Margit war eine neue Kitty Aschenbach. Ein Gemmenkopf mit blanken Augen und Zähnen. Geschmackvoll und menschenähnlich noch im masochistischen Krampf; für den Zuschauer also unter allen Umständen eine Erholung von der nackten Unnatur, die diese Bühne bisher brutal beherrscht hat. Fräulein Aschenbachs Sache scheint nicht ein tragisch endendes, sondern ein munter fort währendes Liebesspiel. Und so war sie am reizvollsten da, wo Strindberg am lindesten von der eignen Zukunft beschattet ist.

## Dankgebet an Peter Panter von Walter Mehring

Vata hat zwee mchtje Bizepse  
und is Athlet,  
der uff een Mal janze zehn Schnäpse  
gleich valt'!  
Meine Mutta wiegt zweehundert Kilos  
und se jeht —!  
Aber mich müssen se kieken,  
mir könn'n se pieken:  
'ck bin jefiehlos,  
'ck bin Poet!  
Bei's janze Dichten läßt sich fors Leben  
nisch erben nich.  
Meine Muse jeht inma daneben  
untern Strich!  
Alle schrei'n se: Wat is 'n mit die los?  
Janz vadreht!  
Na sonne doven Mienen!  
'ck muß doch vadienen!  
'ck bin jefiehlos,  
'ck bin Poet!  
Und se sag'n: meene Dichtung könnte  
nich hinten hoch!  
Aber der Liebe macht die kleene Rente  
doch keen Loch!  
Was nitzen denn alle Venusse Milos  
ohne Monnet?  
'ck mecht' ja gerne eene,  
'ck habe bloß keene!  
'ck bin jefiehlos,  
'ck bin Poet!  
'ck leb wie'n Ve'i'chen ohne Vabreitung,  
janz vasteckt!  
Aba nei'ch hat ma Eener in 'ne Zeitung  
doch entdeckt!  
Und ick dachte, wie's een'm so stillos  
koddrig jeht!  
Und wie nie ma zumut is,  
und wie der Mensch da jut is —  
Und ick bin jefiehlos,  
Ich bin Poet!

# Rundschau

## Die „deutschfeindliche“ Schweiz

Seit dem Kriege haben sich viele Leute in Deutschland angewöhnt, die Menschen jenseits der Reichsgrenzen in deutschfeindliche und deutschfreundliche einzuteilen und diese Einteilung zur Grundlage jeden politischen Werturteils zu machen. Eine psychische Krankheitserscheinung, unter der mehr oder minder auch alle andern ehemals kriegführenden Länder leiden! Wer im Ausland bei irgendeiner Gelegenheit Partei für das eigne Land ergreift, gilt als gut und klug und staatsmännisch; wer dagegen steht, als verdächtig und minderwertig und demagogisch. So haben wir während des Krieges allzu oft Durchschnittserscheinungen der feindlichen und neutralen Länder zu Staatsmännern ersten Ranges ernannt, teilweise sogar moralisch zweifelhafte Existenzen zu lautern Vorkämpfern für die gerechte Sache umphantasiert. Die Andern machten nicht besser und erhoben etwa Edward Stillebauer, der jetzt längst von der hohen Politik zu Ulla Ull und ihren seidenen Höschen zurückgekehrt ist, zum Vertreter echten und wahren Deutschtums. Am schlimmsten aber hatten es die Neutralen, denn sie waren beiden Seiten „verdächtig“: sie hatten keinen Anspruch auf das Prädikat „freundlich“, und als „feindlich“ konnte man sie auch nicht ohne weiteres deklarieren.

Die Schweiz, beispielsweise, nahm tausende und abertausende deutsche, französische und englische Gefangene auf, verpflegte und heilte sie mütterlich — half nichts: sie blieb, mochte man sie zehnmal offiziell „Helvetia Benigna“ nennen, „verdächtig“. In Berlin — weil gern dem K-Brot und der Kohlrübensuppe ent-

fliehende Militärs in den Straßen Berns ob ihres lauten Organs belacht wurden und zu ihrem Schrecken feststellen mußten, daß in einer Stadt mit tausendköpfiger deutscher Gesandtschaft die Leute immer noch ganz öffentlich deutsch und französisch neben einander sprachen. In Paris aber — weil die Leute, die „Schwyzerdütsch“ sprachen, nicht immer aus den Cafés von Lausanne hinausgeworfen wurden, schweizer Mädchen sich mit deutschen Jungen in Feldgrau ganz offiziell verlobten und Herbert Stegemanns Feldzugsberichte im „Bund“ immer noch mehr gelesen wurden als die strategischen Leitartikel des „Démocrate von Délémont“.

Zu dieser Zeit entstanden auch die famosen Zensuren-Clichés für schweizerische Zeitungen in den deutschen Blättern ersten Ranges, die ebenfalls fein säuberlich zwischen freundlich und feindlich schieden. Diese Clichés werden noch heute benutzt. Schlecht weg kam die „Neue Zürcher Zeitung“, die stets für ein demokratisches Deutschland eintrat und dessen Interessen verteidigte und trotzdem noch vor kurzem in München als „deutschfeindlich“ bezeichnet wurde, da jetzt die neuen Philosophen der „Münchener Neuesten Nachrichten“ bestimmen, was unter „deutsch“ zu verstehen sei. Die basler „Nationalzeitung“ war abwechselnd das „saftsam bekannte deutschfeindliche basler Organ“ und die „deutschfreundliche Nationalzeitung“ oder, wenn sie es ganz besonders gut gemacht hatte, die „treffliche deutschfreundliche schweizer Zeitung“. Es sind hier grade schweizer Zeitungen genannt worden, weil kein Land mehr als die Schweiz unter diesen falschen Vorwürfen, die aus einer ganz schiefen psychologischen Einstellung hervorgehen, gelitten

hat und weißer leidet. Noch kürzlich veröffentlichte die „Neue Zürcher Zeitung“ einen Aufsatz, der sich mit dem mangelhaften Fremdenverkehr aus Frankreich befaßte, wo man die Schweiz vielfach für ein feindliches Land ansehe. Einige deutsche Zeitungen hatten aber zur selben Zeit nichts Eiligeres zu tun, als mit großen Lettern zu verkünden: „Die Schweiz gegen den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund!“, weil ein einzelner Schweizer auf einem privaten Kongreß sein Votum gegen Deutschland abgab (ein Votum übrigens, das sofort vom Bundespräsidenten desavouiert wurde).

In Deutschland kann man sehr törichte, unbesonnene Urteile hören, selbst von ernsthaften Politikern, wenn man in der Schweiz nicht jedes Mal unbedingt der gleichen Meinung ist wie in München oder in Berlin. Auch in sonst klaren Köpfen spukt die merkwürdige Vorstellung von der „eigentlich“ deutschen Schweiz. Seit 1648 ist aber viel Wasser die Limmat hinabgeflossen, und die Schweiz hat sich seitdem ein eignes Haus gebaut, das, so eng es an das unsre angelehnt ist, nichtsdestoweniger ein andres und besonderes ist, und zu dem Lausanne und Locarno grade so gut gehören wie Sankt Gallen und Zürich. Wir in Deutschland wollen froh sein, daß es in Europa noch ein so wohnliches Haus gibt wie die Schweiz, wo seit 1918 zehntausende von deutschen Kindern Genesung und Kräftigung fanden, daß es ein Volk gibt, das so selbstlos für die Erhaltung der Volkskraft eines andern arbeitet. Denn die Liebestätigkeit der Schweiz ist wohl beispiellos in der Geschichte. Und ganz Europa sollte glücklich sein, daß es in sich wenigstens Ein Land hat, dessen Sinne klar geblieben sind im Chaos und Wirrwarr der Gei-

ster, und das trotz seiner Kleinheit die treueste Hüterin völkerverlösender und völkerverbindender Ideale ist. Als am Morgen des fünfzehnten November die schweizer Kirchenglocken in Genf dem Völkerbund ihren Gruß entboten, da schwang in ihnen die Hoffnung der ganzen gequälten Menschheit.

*Theodor Schultze*

### Eden-Hôtel

Herr Birndörfer ist Direktor des Eden-Hôtels. In diesem Hôtel kostete die Portion Tee 18 Mark, ein Stück Kuchen 10 Mark. Herr Birndörfer gab im Lauf von fünf Monaten für Butter, Zucker, Mehl und Fleisch (alles rationierte Dinge, also sogenannte Schleichhandelsware) 1 118 367 Mark aus. Diese Tatsachen und noch einige dazu sind in der Verhandlung vor dem Wuchergericht des Landgerichts II gegen Herrn Birndörfer zutage gekommen.

Durch die gesamte bürgerliche Presse Berlins geht ein Schrei der Entrüstung. Weil im Eden-Hôtel dank der aufopfernden Fürsorge des Herrn Birndörfer satte Genießer, die es bezahlen können, sich voll Mehl und Butter fressen, während ein paar Straßen weiter Kinder und Kranke verrecken müssen, eben weil ihnen das Mehl und die Butter fehlt? Entrüstet sich die Presse deshalb? Keineswegs. Im Gegenteil. Sie entrüstet sich, weil Herr Birndörfer zu neun Monaten Gefängnis wegen Schleichhandel und Wucher verknackt worden ist.

Sie sagt, und wer möchte bestreiten, daß sie recht hat: Es gibt viele Eden-Hôtels und viele Direktoren, die alle das Selbe tun wie Herr Birndörfer. Und sie verlangt nun nicht etwa, daß es den Andern ebenso geht wie dem Mann aus dem Eden-Hôtel, sondern daß es ihm so geht wie den Andern: daß ihm nichts passiert,

verlangt sie. Der arme Mann, sagt sie: er kann ja nichts dafür, er ist, wie man das zu nennen pflegt, ein Opfer der Verhältnisse.

Recht habt ihr, liebe Werte Herren! Wer wollte es leugnen? Aber ist nicht vielleicht der Arbeitslose Gustav Meyer, der seit vier Wochen keine Unterstützung mehr bezieht, eine Schaufensterscheibe einhaut und den dahinter befindlichen Kartoffelsalat widerrechtlich sich aneignet — ist Gustav Meyer nicht ein Opfer der Verhältnisse? Ist das mein Freund Otto, der, da er keinen Mantel hat, sich ohne meine Zustimmung den neben meinem Winterpaletot immerhin hängenden Regenulster mit nach Haus genommen hat — ist das mein Freund Otto nicht auch? Was meint Ihr? Ist, um die dickern Beispiele zu geben, ist der Frauennörder aus der Stargarder Straße, von dem ich nichts weiter weiß, als daß er siebzehn Jahre alt ist und eine alte Frau, um etwas Geld zu bekommen, „kaltblütig“, wie Ihr von der Presse zu sagen pflegt, kaltblütig umgebracht hat — ist dieser siebzehnjährige Mörder nicht auch ein Opfer der Verhältnisse? Ich habe nichts davon vernommen, daß Ihr in diesem oder in einem der hunderttausend andern, oft noch viel deutlicheren Fälle euern mächtigen Arm schützend über den Sünder gehalten hättet mit dem Rufe: „Tut ihm nichts! Er ist ein Opfer der Verhältnisse.“ Von wannen kommt plötzlich eure Sanftmut, so es sich um Herrn Birndörfer handelt?

Ich will euch sagen, von wannen sie kommt. Sie kommt vom Verbands Berliner Hôtelbesitzer. Dieser rührige Verein fühlt sich in seinen Interessen bedroht. Wo geriete er hin, wenn er nicht schleichhandeln, wenn er nicht ungestört wuchern dürfte? Dieser Verband hat euch, Ihr von der

Presse, hat eure Sanftmut mobil gemacht. Und nachdem Ihr grade noch eben die erschütternden Bilder von Käthe Kollwitz, die das Landespolizeiamt in Form von Plakaten herausgibt, und auf denen steht: „Unsre Kinder verhungern! Helft! Bringt jeden Fall von Lebensmittelwucher unnachsichtlich zur Anzeige!“ — nachdem Ihr diese Plakate in beweglichen Worten geschildert und gepriesen habt, geht Ihr hin und breitet über den ersten großen, dicken, fetten Fall von Lebensmittelwucher, der ans Licht kommt, euern sonst, ach, so selten benutzten Mantel der Nächstenliebe!

Ich will nicht kleinlich und gehässig werden. Ich will nicht untersuchen, wie weit die Interessen des Verbandes Berliner Hôtelbesitzer mit euern eignen, mit den Interessen eures Inseratenhefts, sagen wir, verwachsen sind. Es genügt mir, festzustellen, daß die Interessen des Herrn Direktor Birndörfer euch näher stehen als die Interessen eines Arbeitslosen oder eines andern armen Hallunken, für den kein Verband der Hôtelbesitzer eintritt. Ihr findet in den Gefängniszellen keinen, der eures Fürspruchs so würdig wäre wie der Herr Direktor Birndörfer, der mit der Milch der Kinder und der Butter der Kranken seine noblen Gäste füttert und dafür jährlich 200 000 Mark bezieht.

Tut, was Ihr nicht lassen könnt! Die Deutschnationalen verteidigen die Schiebergeschäfte ihrer verehrten Frau Kronprinzessin. Ihr verteidigt die Schiebergeschäfte des Herrn Direktor Birndörfer vom Eden-Hôtel. Jeder macht sich seinen Helden, jeder macht sich seinen Märtyrer. Auch Ihr, meine Lieben von der bürgerlichen Presse, habt den euern gefunden.

*Hans Siemsen*



## Die Kinderhölle in Berlin

Das ist der Titel einer herzerreißenden Schilderung, die im November-Heft der „Deutschen Nation“ Harry Graf Kessler gibt.

Das Kinderelend schreit zum Himmel. Das Ausland soll den deutschen Kindern helfen. Das Ausland tut es.

Es tönen aber auch Stimmen aus dem Ausland, die fragen: „Warum habt Ihr so viele Kinder? Warum setzt Ihr so viele elende Kinder in diese furchtbaren Verhältnisse hinein?“

Ein schweizer Arzt verlangt fünf Jahre Geburtenlosigkeit für Deutschland, um die Mehr-Esser hintanzuhalten.

Und was geschieht in Holland? In Holland, dem Schlaraffenland, an deutschen Zuständen gemessen? Dort hat die als Pazifistin bekannte Aertzin Dr. Aletta Jacobs eine Klinik errichtet, in der armen Proletarierfrauen unentgeltlich Aufklärung zur Verhinderung neuer Empfängnis elender Wesen gegeben wird. Hebammen sind angestellt, die in Industrie- und Landbezirken das Gleiche tun, wobei sie hygienische Ratschläge erteilen, für allgemeine Reinlichkeit wirken.

In New York erscheint eine von Frauen herausgegebene Zeitschrift: *The Birth Control Review*. Sie bringt erschütterndes Material zum Thema: Kinderreichtum; sie weist darauf hin, wie arme Frauen aus Angst vor dem Kinde in den verschiedensten Formen zugrunde gehen; sie weist darauf hin, wie der Arzt es sieht, wie er vor neuen Geburten warnt, wie er aber nichts tut, sie zu verhindern. Wie Gesetz, Prüderie, Verständnislosigkeit, Berufsinteresse das Frauen- und Kinderelend ins Ungeheure vergrößert.

Eine der Herausgeberinnen der Zeitschrift reiste vor kurzem nach

England, um über die Klinik in Holland zu berichten und Propaganda für dieselbe Einrichtung in England zu machen. In Cambridge stellt eine bekannte Persönlichkeit ihr Haus zur Verfügung und lädt andre stadtbekannte Größen ein. Der Vortrag erweckt Begeisterung und eine sofortige Sammlung ergibt eine bedeutende Summe.

Dies geschieht im Ausland, wo man sich kaum einen Begriff von unsern Verhältnissen machen kann. Und bei uns? Der Paragraph, der die Anpreisung empfängnisverhütender Mittel verbietet, besteht noch immer. Doppelt unverständlich bei der enormen Zunahme der Geschlechtskrankheiten. Der „Deutschen Gesellschaft zur internationalen Regelung der Bevölkerungspolitik“ wird im März 1920 vom preußischen Staatskommissar für Wohlfahrtspflege jede Werbetätigkeit verboten.

Müßten Augen, die vom Anblick der Kinderhölle geblinzelt sind, den Antrag auf Aufhebung des § 218 des Strafgesetzbuches nicht anders betrachten als bisher? Wird man bei den Verhältnissen von heute nicht doppelt und dreifach damit rechnen müssen, daß verzweifelte Mütter selbst an sich herumpfuschen und für Wochen ins Krankenhaus wandern oder Waisen hinterlassen?

Verdienen diese erdrückenden Gründe nicht Berücksichtigung? Will man bei unsrer wirtschaftlichen Lage wirklich noch der Bevölkerungsvermehrung das Wort reden? *Rosa Schwann-Schneider*

## Staatlich unterbundene Fröhlichkeit

Die Zahl der Lebensjahre ist größer als die Zahl der Erlebensjahre. Dieser Satz läßt sich auch umkehren. Aber wozu? Man würde sich ja nur das Leben verkürzen und als unfroher

Mensch frühzeitig altern. Fröhlichkeit aber ist Selbstzweck, und angenehm lebt der fröhliche Idiot.

Mit offenen, wasserblauen Augen streift er durch „die Welt im elektrischen Licht“ und durch die Residenz Berlin. Er kauft einer weinenden Frau auf der Friedrich-Straße eine B Z. ab und weiß nicht, daß die Frau die meisten Zeitungen verkauft, weil sie rastlos weint, daß ihr Niemand etwas abnimmt, und daß ihr das Weinen so leicht fällt, weil sie trinkt.

Er setzt sich geruhsam in eine Conditorei und ißt mit bunten Figuren geschmückte Torten. Da kommt ein Junge vorbei und sagt vernehmlich: „Ach, wenn ich doch auch bloß Ein Mal so etwas essen könnte!“ Und der fröhliche Idiot kauft ihm ein Stück Kuchen und weiß nicht, daß der Junge mit diesem Trick reist und an einem Tage mehr Kuchen ißt, als er selbst sich in der ganzen Woche leisten kann.

Sein Leben ist ein Hier- und Dasein. Was Wunder, daß er Stadtbahn fährt! Er lehnt zum Fenster hinaus. Langsam entrinnt der Zug der Station. Da stürzt aus dem Häuschen des Vorstehers ein Mann in Zivil, nur durch die Mütze als Beamter gebrandmarkt. Bis zuletzt hat er, auf die Postille gebückt, im Innern der Hütte gelauert. Wie aber der Zug in Fahrt ist und nur noch vielleicht der tollkühne Harry Piel wagen würde, auf dem Trittbrett entlanglaufenderweise das Abteil zu wechseln, springt er, einem Panther nicht unähnlich, auf und öffnet ein Coupé zweiter Klasse. Frei und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen, steht vor dem fröhlichen Idioten: der Staat. Er fordert die Fahrkarte. Der Idiot sucht sie, aber sie ist fort. Er beteuert, sie gehabt zu haben. „Ja, aber Dritter“, höhnt der Kon-

trolleur. Er beteuert: Zweiter, er fahre immer Zweiter, er sei sich das schuldig. Vergebens: der Staat glaubt ihm nicht. Er nimmt ihn aus dem Zug und in Strafe. Im Häuschen wird er, strafrechtliche Verfolgung vorbehalten, in die Liste der Betrüger getragen, der Zwanzig-Pfennig-Betrüger, von denen der Staat sich — ha! — nicht betrügen ließ. Weil zu klug.

Des Idioten Fröhlichkeit aber ist dahin. Erst als sein Mantel gewendet wurde, fand sich im Futter die Fahrkarte.

So werden die Treusten im Lande verbittert. Der Staat liegt auf dem Anstand nach Wölfen und bringt Rotkehlchen zur Strecke. Warum? Warum streiken die Elektrizitätsarbeiter? Warum sieht man schon auf zehn Meter durch die Flasche die nächste Kabinettskrise kommen? Weil der Staat kein Psychologe ist.

*Franz Hinrich Karpel*

Ich habe mir die Zeitungen vom vorigen Jahre binden lassen, es ist unbeschreiblich, was für eine Lektüre dieses ist: fünfzig Teile falsche Hoffnung, siebenundvierzig Teile falsche Prophezeiung und drei Teile Wahrheit. Diese Lektüre hat bei mir die Zeitungen von diesem Jahr sehr herabgesetzt, denn ich denke, was diese sind, das waren jene auch.

*Lichtenberg*

Liebe Weltbühne!

Bei meinem Freund Jakopp in Hamburg steht im Bäckerscrank ein Neues Testament. Ich schlage es auf. Auf der ersten Seite ein blauer Gummistempel.

Zur treundlichen Erinnerung an den Weltkrieg Goessler Feld-Div.-Pfarrer 17. Res I-D
--

# Antworten

A. Z. In Nummer 44 habe ich mitgeteilt, „daß ein Mittelsmann an mich herantrat und mir vorschlug“, es nicht zu der Hauptverhandlung kommen zu lassen, die für den dreißigsten Oktober in Sachen Robert gegen mich angesetzt war, sondern „diesen Prozeß durch einen außergerichtlichen Vergleich aus der Welt zu schaffen“. Es steht zwar nirgends in meinen Sätzen, aber es ist behauptet worden, daß sie so klingen könnten und Manchem so geklungen haben, als ob Herr Robert den Mittelsmann zu mir geschickt hätte. Diesen Eindruck wollte ich umso weniger erwecken, als der Mittelsmann von vorn herein und immer wieder versichert hatte, daß er aus eigenem Antrieb handle, weil er beiden Parteien gleich wohl gesinnt und deshalb bestrebt sei, Differenzen, die einzig eine schiefe Information hervorgerufen hatte, gütlich beizulegen. Tatsächlich war ja auch ohne den Apparat eines Schöffenrichters zu erreichen, daß ich unumwunden zugab, Herrn Robert auf Grund des Briefes meiner „Augenzeugin“ zu Unrecht der Ausnutzung eines Kindes bezichtigt zu haben, das die gleichen Tänze wie in der ‚Rakete‘ seit Jahren unter musikalischer Mitwirkung seiner eignen Mutter in Cabarets, Konzertsälen und Theatern vorführt. Die Folgerungen, die ich aus dem Irrtum zog, waren für Herrn Robert so kränkend, und meine Abneigung, einen Menschen fälschlich zu beschuldigen, ist so groß, daß ich mich gradezu des Mißverständnisses freue, welches mich heute bestimmt, meine Erklärung aus Nummer 44 zu unterstreichen.

Hildesheimer Zeitungen. Ihr habts gut. Ihr habt endlich einmal begonnen, die Nachtkritik einzustellen, und nun haben eure Kritiker Muße, ordentlich ihre Eindrücke aufzuschreiben. Das wäre, wenn die berliner Presse zusammenhielte, auch bei uns durchzusetzen. Aber der eilige Berliner will lieber eine hingeschluderte Kritik am nächsten Tage als eine ruhige am übernächsten.

Rostocker Student. Bei euch erscheint eine Studentenzeitung, Amtliches Organ des Allgemeinen Studenten-Ausschusses, und darin stellt man ‚Die Wahrheit über das Marburger Studentencorps‘ fest. „Es muß hier davon Abstand genommen werden, in eine Polemik mit Journalisten, die jeglichen Verantwortungsgefühles bar zu sein scheinen, einzutreten.“ Und dann folgt als „Wahrheit“ die nationalistisch gefärbte Schilderung der Mordvorgänge nach den Behauptungen der Angeklagten. Es wird nicht aufgeklärt, wie man im Nebel auf fünfzehn Leute fünfzehn Treffer bei Fluchtversuchen abgeben kann; es wird nicht von dem provozierenden Verhalten der Studenten und ihrer reaktionären Gesinnung gesprochen; es wird nicht erörtert, wie ein Sondergericht zu einem Sonderurteil gekommen ist. Autor des Artikels, Vorsitzender des Allgemeinen Studentenausschusses und für das Blättchen „verantwortlich als Hauptschriftleiter“: ein cand. jur. Ich glaube nicht, daß so etwas einen guten und gerechten Richter abgibt. Aber einen, der in Preußen Karriere macht. Wofern er nicht, wie die Vertrauensmänner des berliner Studentenausschusses, so unvorsichtig ist, in die faulige Gärung eines Biertümpels zu geraten. Bevor Otto Ernst das Schwert und die Flamme wurde und bei rotem Tage der Schrecken für vaterlandslose Gesellen von Philipp Scheidemanns Schlage: da war er ein nächtlich minierender Dramatiker, der die dichterische ‚Jugend von heute‘ um ihr letztes bißchen Reputation brachte, indem er sie munter Unterschlagungen verüben ließ. Um für diesen dämonischen Sittenrichter ein gelundenes Fressen abzugeben, dazu müßte der verheißungsreiche alldeutsche Nachwuchs der gesegneten Alma mater berolinensis weniger patriotisch gesinnt sein, dazu dürfte er nicht den besondern Schutz des Rektors Eduard

Meyer genießen, sondern müßte von diesem in den gleichen Höllenpfuhl wie der Professor Nicolai verdammt werden. Aber sollen diese hoffnungsvollen Jünglinge ganz ungetröstet und isoliert stinken? Vielleicht tun sie sich mit dem Jobber der Republik zu einem Verein national-bolschewistischer Defraudanten zusammen.

**Deutscher Pazifistischer Studentenbund.** Ihr schreibt mir: „Gleichzeitig mit dem Neunten deutschen Pazifistenkongreß fand in Braunschweig eine Tagung von Studenten aus allen Teilen Deutschlands statt, in der die Gründung einer gemeinsamen pazifistischen Studentenorganisation mit dem Namen: „Deutscher Pazifistischer Studentenbund“ beschlossen wurde. Zum Sitz der Bundesleitung wurde Berlin gewählt, das schon heute an der Universität und an der Handelshochschule Gruppen von mehreren hundert Mitgliedern führt. Zur Zeit bestehen schon Gruppen in Bonn, Frankfurt, Freiburg, München und Hamburg, doch werden im kommenden Semester weitere Ortsgruppen an den Universitäten Breslau, Jena, Königsberg, Leipzig, an der Technischen Hochschule Hannover und anderswo errichtet werden. So bot der braunschweiger Kongreß noch den besonders erfreulichen Anblick, die pazifistische Bewegung auch unter der akademischen Jugend mehr und mehr an Boden gewinnen zu sehen.“ Ein Licht scheint in der Finsternis. Viel Glück!

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Dieser Nummer ist ein Prospekt des Verlags Paul Cassirer eingeklebt.

# GRAPHISCHES KABINETT

BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT

BERLIN W 50, KURFÜRSTENDAMM 232

---

## 1. Versteigerung

Mittwoch, den 15. Dezember, 10 und 4 Uhr.

**„Die Bibliothek eines Bücherfreundes.“**

(Schöne Bücher — Luxausgabe — Kunstbücher)

Kataloge auf Wunsch kostenlos.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Postscheckkonto: Berlin 11 858.

## Die Ueberwindung Preußens von Karl Rothhammer

Der ehemalige Chef der Admiralität v. Trotha entwickelt in einem der letzten Hefte der „Grenzboten“ merkwürdig vernünftige Ausichten über den Zusammenbruch der deutschen Marine und die Zukunft der deutschen Seefahrt. Er setzt auseinander, wie die einstige Marine, die im Gefechtsdienst einen außerordentlich hohen Ausbildungsstand aufweisen konnte, den Auslandsdienst, das heißt: den unmittelbaren Verkehr mit den Lebensfragen der großen Welt, über Gebühr vernachlässigte. „Der Auslandsdienst aber“, so sagt der Admiral, „ist nun einmal das Hohe Lied der Marine. Er bildet den Mann, macht den Geist frei von der Engigkeit der Heimat, von den Tagesfragen aller Art . . . Eine Marine, die dieser Befruchtung entbehrt, wird zur Küstenmarine, und eine Küstenmarine verdient die Bezeichnung Marine überhaupt nicht.“ Kürzer könnte man sagen: der preußische Korporalstock entbehrt des weltpolitischen Maßstabs. Etwas einseitig ist standesgemäß auch unser Admiral, wenn er etwa erklärt, daß in der Berührung mit dem Wirken und Wachsen fremder Völker das Vaterland mit seinem Können, Streben und Arbeiten an andre Stelle rücke: „Man sieht, wie nur vaterländische Einheitlichkeit uns vorwärts bringen kann, auch in unsern eignen Fragen, wie jede innere Zersplitterung im Volkskörper uns in der Welt schadet und offensichtlichen Nachteil schafft.“ Gewiß; aber zur wahren Lehre wird die Berührung mit fremden Völkern erst dann, wenn sie nicht nur dazu hilft, die Bedeutung des eignen Volks zu erkennen, sondern erst recht die Bedeutung eben jener fremden Völker, ihre weltwirtschaftliche und politische Macht. Aus Mangel an solcher weltpolitischen Erkenntnis und darum, weil preußischer Gamaschengeist für allmächtig, allweise und allwissend gehalten wurde, war die aus Corpsstudententum, Kürassierhelm, Hofprediger und dilettierendem Imperialismus gemischte Regie, die naiv den Weltkrieg ermöglichte, von tödlicher Wirkung. Die Deutschen wußten nicht, wohin sie sich treiben ließen. Das stets gefechtsbereite Preußen vergaß der harten Wirklichkeiten des Auslands. Welcher preußische General, wußte auch nur die Anfangsgründe von englischem Imperium?

Nun möchte man meinen, daß die schwere Schule, durch die wir hindurch mußten, ausreichend gewesen wäre. Aber das preußische Exerzierreglement ist zähe. Dem halbwegs vernünftigen Admiral v. Trotha tritt im Stinnes-Blatt der Kollege Hollweg entgegen: Auslandspraxis sei kein Allheilmittel; woran es gefehlt habe, das sei das Beispiel von weiland Sir John Jervis, dem Lord von St. Vincent. Der habe es noch verstanden, damals, als er „die Besatzung des Linienschiffs Marlborough und dessen zaudernden Kommandanten zwang, einen meuternden Rädelführer durch die eigne Schiffsbesatzung hängen zu lassen. Es war dafür gesorgt, daß das Schiff inmitten der Flotte versenkt werden würde, wenn die befohlene Hinrichtung nicht zur festgesetzten Minute stattfand“. Hollweg ist spürbar berauscht. Vorwurfsvoll triumphiert er, daß mit dieser vereinigten Mittelmeer-

flotte Nelson späterhin Abukir und Trafalgar geschlagen hat, und verzückt bis in den siebenten Ring der Pickelhaubenspitze zitiert er, was der Lord von St. Vincent nach jener Exekution gesprochen haben soll: „Die Disziplin ist gerettet“. Also immer noch, immer noch spukt der Aberglaube von der formalen Disziplin, immer noch wird der Zusammenbruch von Heer und Marine als ein moralisches Phaenomen verurteilt, aber nicht als die Summe unverrückbarer Ziffern erkannt. Es verdient immerhin Beachtung, daß die Deutsche Allgemeine Zeitung zwei Jahre nach der Revolution in einer Betrachtung über die kieler Ereignisse zu drucken wagt, was der Admiral zähneknirschend fragt: „Kündigte sich so die Greisenhaftigkeit unsrer absterbenden abendländischen Kultur an? War dieses Sichbeugen unter den Willen weniger Meuterer in der Tat ein Symptom dafür, daß das faustische Streben des germanischen Kulturkreises, manifestiert in dem kategorischen Willen zur Pflicht, sich als überlebt erwies?“ Solange auch nur noch ein Röcheln von diesem preußischen Starrkrampf zu spüren ist, solange noch irgendwer an die phantasievolle preußische Disziplin zu glauben vermag: so lange wird Deutschland weltpolitisch nicht gesunden.

Disziplin ist notwendig. Wer könnte dies besser wissen als ein Geschlecht, das in seiner politischen Reife durch die Zersplitterung der Arbeiterschaft verhängnisvoll aufgehalten wird? Disziplin — aber im Dienste einer weltpolitisch erprobten Idee. Preußen muß endgültig durch Deutschland überwunden werden. Wobei gleichgültig ist, daß es heute auch ein blau-weißes Preußen gibt, und daß die Demokratie zur Zeit bei der preußischen Regierung besser aufgehoben ist als bei der des Reichs. Auch Symbole wollen verstanden sein. Die kommenden Preußenwahlen müssen die Entwicklung Deutschlands vom Untertanenstaat über die Entpreußung zum weltpolitischen Element fördern helfen. Wenn aber Jemand noch wissen möchte, was dieses Preußen, das zur Strecke gebracht werden muß, seinem Wesen nach ist, der sei an zwei kennzeichnende Szenen aus der Geschichte des letzten preußischen Zerfalls erinnert. Am achtundzwanzigsten März 1895 sprach der Herrenhäuser Graf Mirbach gegen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht des Reichstags wie folgt: „In allen ländlichen Kreisen und weit über diese hinaus würde es mit Jubel begrüßt werden, wenn die verbündeten Fürsten sich dazu entschlossen, einen neuen Reichstag auf der Basis eines neuen Wahlrechts ins Leben treten zu lassen.“ Zur gleichen Zeit etwa vertrat der Justizminister Schönstedt den Standpunkt: Wenn Zwei das Selbe tun, so ist es nicht das Selbe! „Die Herren von der sozialdemokratischen Partei“, so sagte er, „müssen sich schon gefallen lassen, daß auch dann, wenn sie vor dem Richter stehen, für die Auslegung der Tragweite ihrer Worte zurückgegangen wird auf andre Gelegenheiten, auf das, was sie in Versammlungen oder in der Presse vorge tragen haben . . .“ Das ist Preußen, zur Vernichtung reif: Haß gegen die Demokratie, Standesanmaßung der angeblich Privilegierten, Kniebeuge vor dem Kadavergehorsam, Mißachtung der übrigen Völker und im besondern derer, die dem Ziel der politischen Menschwerdung bereits nähergekommen sind.

## Der Zionismus von Rudolf Schay

Die Judenfrage wird von der deutschen Presse mit auffallender Stiefmütterlichkeit behandelt. In einigen — schamhaft fast im Inseratenteil versteckten — Notizen, vereinzelt mehr oder weniger oberflächlichen Aufsätzen und den Auswürfen des Berufsantisemitismus erschöpft sich das, was man der Öffentlichkeit über ein Problem zu sagen weiß, dessen Schwere und Wichtigkeit wohl unbestreitbar ist. Sozialistische Blätter helfen sich mit Marx über den eigentlichen Kern der Frage hinweg, Liberale verbergen (sich und) ihre Ansichten, und die Reaktionäre lassen Schmutz von sich. Höchstens wenn der Antisemitismus gar zu üppig ins Kraut schießt oder die Ostjuden-Einwanderung in eine besonders lebhafte Periode tritt, erscheinen über diese Erscheinungen hier und da Betrachtungen. Doch steht deren Umfang in keinem Verhältnis zu der Bedeutung der Sache.

Wenn eine Bewegung wie der Antisemitismus zwei Jahrtausende hindurch die europäische Geschichte begleitet hat, neu auflebt und die Existenz einiger Millionen Menschen in Frage stellt, und wenn ein Volk sich nach zweitausendjähriger Zerstreuung auf sein nationales Ich besinnt und alle Kräfte mobilisiert, um die alte Heimat wieder zu erlangen, eine eigne Kultur zu begründen, so sind dies Angelegenheiten, denen einige Artikelchen und kurz kommentierte Meldungen nicht gerecht werden können. Aus Raumangel, aus der Ueberfülle andern Stoffes läßt sich dieses Verhalten der deutschen Presse nicht erklären, denn die englischen Zeitungen — trotzdem sie bei dem beträchtlich weitem Wirkungsradius ihres Landes kaum an geringerer Stoffüberhäufung leiden dürften — berichten ihren Lesern pünktlich und zum Teil mit liebevoller Ausführlichkeit alle wichtigen politischen und auch kulturellen Vorgänge im Judentum und haben, darüber hinaus, das größte Verständnis für den innern Sinn der Judenfrage, für das, was sozialgesetzlich, volkpsychologisch hinter den Erscheinungen steht. In Deutschland ist die Diskussion über solche Probleme auf die — eigens dazu geschaffene — innerjüdische Presse und Publizistik beschränkt und tobt hier unter den verschiedenen Parteien mit großer Heftigkeit; „Deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“, Zionisten, Orthodoxe und Dissidenten, jüdische Internationalisten und Deutschpatrioten unterhalten sich auf recht unsentimentale Weise über ihre Ansichten. So tief geht die Zerspaltung, daß alle Versuche einer auch nur organisatorischen Zusammenfassung der Gruppen immer wieder gescheitert sind. Diese unglückselige Verfassung einer sechshunderttausend Seelen zählenden Schicht, welcher Einheit und Zielbewußtheit so bitter not täte, ist vor allem bedingt durch die unvollkommene Eingliederung dieser Schicht in die umgebende Gesellschaft. Das östliche Judentum kennt solche Kämpfe nicht oder kaum, seine Beziehung zur Umwelt ist — wenngleich zu seinem physischen Unglück — gesetzlich und gesellschaftlich geregelt. Das englische Judentum hat ebenso wenig unter dem Streit feindlicher Strömungen im eignen Gemeinschaftskörper zu leiden; auch seine Beziehungen zur Mitwelt sind ausgeglichen: es ist in den staatlichen und ge-

gesellschaftlichen Verband, in dem es lebt, längst aufgenommen. In Deutschland jedoch bestand seit der Emanzipation der Juden niemals ein klares und eindeutiges Verhältnis zwischen den Emanzipierten und ihren Mitbürgern. Wohl waren sie juristisch gleichberechtigt — gesellschaftlich wurden sie verachtet. Wohl waren ihnen gesetzlich alle Berufe frei — faktisch blieben ihnen die meisten versagt. Wohl hatten sie gleiches Wahlrecht — die eigentlichen Rechte, die ehrenden (wofür man sie hielt) waren ihnen vorenthalten. Nicht nur geographisch liegt Deutschland zwischen England und Polen. Und so kam es, daß neben den Vielen, die sich der ganzen Problematik der Situation durch die Taufe entzogen, der größte Teil der deutschen Juden sich zur Erringung der völligen Gleichberechtigung zusammenschloß, zur Bekämpfung des Antisemitismus. Ein anderer Teil stellte sich der proletarischen Bewegung zur Verfügung und zog mit ihr gegen die gemeinsamen Feinde: Staat und Gesellschaft. Eine dritte Gruppe wiederum wandte sich gänzlich ab vom öffentlichen Leben, versteifte sich auf die religiöse Praxis und hoffte auf die messianische Erlösung. Und so weiter. Angewidert von der Häßlichkeit und Halbheit all dieser Zustände und Beziehungen und erfaßt von der Erkenntnis der Unzulänglichkeit solcher Lösungsversuche hat sich gegen Ende des letzten Jahrhunderts eine kleine Schar um einen großen Mann gesammelt und verkündet, daß die Judenfrage nur durch nationale Selbstbestimmung, nationale Selbstbefreiung der Juden gelöst werden kann. Theodor Herzl, der geniale Organisator der zionistischen Bewegung, durchschnitt das wirre Knäuel komplizierter theoretischer Untersuchungen über Wesen und Werte des Judentums mit dem Ruf: „Wir sind ein Volk!“

Es war ein Kampf ruft, ohne daß der Rufer es wußte. Er lebte in dem Glauben, daß seiner Parole alle Juden folgen müßten, sofort und mit Begeisterung, daß alle Mächte ihn aus eigenem Interesse unterstützen würden — einem hohen, unbegreiflichen Glauben, dem Glauben des Genies, das in der Stunde des großen Ergebnisses keine Widerstände und Hemmnisse zu sehen vermag. Die Schar jedoch, die ihn vernahm, war klein. Studenten, junge begeisterungsfähige Seelen, waren seine ersten Jünger. Und dann kamen jene Männer aus dem Osten zu ihm, die noch unmittelbar an den national-kulturellen Quellen ihres Volkes saßen, und führten ihm die Massen der gequälten, verfolgten jüdischen Proletarier zu. Es gab Reibungen und Kämpfe, denn Herzl hatte für die kulturellen Befreiungsbedürfnisse seiner östlichen Brüder wenig Verständnis: ihm war am wichtigsten die politische Befreiung, die Erwerbung eignen Landes, die Produktivierung der Volkskraft, die Gesundung des Volkslebens, die Erweckung des nationalen Stolzes. Langsam erst, nach heißen Kämpfen ist eine Synthese aus dem „politischen“ und dem „Kultur-Zionismus“ entstanden.

Als 1897 in Basel der erste Zionisten-Kongreß stattfand, wurde er zwar in der Öffentlichkeit beachtet: Zeitungen berichteten, Rabbiner protestierten und verwahrten sich, und auch einige verständnisvolle Stimmen wurden laut. Doch dabei blieb es. Man brachte dieser internationalen Tagung kaum mehr



Verständnis entgegen als einem großen Rennen, als jedem sensationellen Ereignis. Die politische und weltgeschichtliche Bedeutung dieser Zusammenkunft wurde nicht erkannt, der Sinn der Stunde, da das zerstreute Volk sich zu sich zurückfand und seine Existenz und seinen Daseinswillen vor aller Welt laut proklamierte.

England kam zuerst hinter die Sache. Mit seinem politischen Scharfsinn erkannte es die Kraft, die sich in dieser Bewegung hochrang, die in diesem Volke wach zu werden begann. Und seine oft bestaunte und beneidete Geschicklichkeit, noch unentwickelte Regungen und Mächte in seinen Dienst zu ziehen, bewährte sich auch hier. Schon in den ersten Jahren der zionistischen Bewegung, als sie noch schwach war an Menschen und Geldkräften, stellte ihr die britische Regierung das asiatische Grenzland von Aegypten zur Verfügung und hat seither, auch als sich dies Projekt aus bewässerungstechnischen (und militärischen?) Gründen zerschlagen hatte, die Fühlung mit ihr nie verloren. Sie bot ihr bald darauf neues Siedlungsland in Ostafrika an. Doch auch dieser Plan scheiterte. Bei der Palästinaliebe der Ostjuden konnte ein solcher Vorschlag nur Anlaß zu erneuter Proklamation ihres Ideals sein; die zweitausendjährige Treue zum „Lande der Väter“ konnte trotz der Not jener Tage und der verlockenden Aussicht auf baldige Erlösung nicht ins Wanken kommen.

Während des Krieges endlich wurde der Organisation in der sogenannten Balfour-Erklärung Palästina zugesagt. Der Erlaß von San Remo hat diese Zusage ratifiziert, und so steht das jüdische Volk seit Ernennung Sir Herbert Samuels zum palästinensischen Gouverneur am Anbeginn einer großzügigen kolonisationsfördernden Tätigkeit, die das geschichtliche Judenland wieder in seinen Besitz bringen soll.

In Deutschland hat man Kraft und Wesen dieses Selbstbefreiungskampfes eines scheinbar ohnmächtigen Volkes nie erkannt. Es fehlt dem Deutschen der Instinkt für die Bedeutung noch unentfalteter Kräfte, das Spürorgan für Das, was kommen will. Er besitzt kaum die Fähigkeit, schon existierende Mächte richtig zu werten (Einschätzung Amerikas im Weltkriege!), und mußte in Betrachtung und Beurteilung des Zionismus völlig versagen. Wie er in der zionistischen Organisation von Anfang an nur einen Verein wie viele andre zu sehen vermochte, so verstand er auch nicht, ihr Wachstum zu deuten, die Kräfte zu durchschauen, die — scheinbar aus dem Nichts sich selbst gebärend — die Bewegung in unerhört rascher Entwicklung zu ihrer heutigen Macht geführt haben. Zwar haben sich während des Krieges eine Anzahl führender Gestalten der deutschen Öffentlichkeit zu einem „Komitee zur Förderung der jüdischen Palästina-Siedlung“ zusammengetan. Es saßen hier die verschiedensten Typen nebeneinander: Max Weber, Sombart, Ballod, Noske; auch Erzberger und Scheidemann neben Graf Westarp. Und zwar friedlich. Sie gaben sich ja auch zu Reibungen wenig Gelegenheit. Ueber die Veröffentlichung einer kleinen Reihe (übrigens recht lesenswerter) Broschüren ist die Tätigkeit dieses Komitees nicht hinausgelangt. Die deutsche Öffentlichkeit hat

nie die volle Bedeutung der zionistischen Lösung der Judenfrage erfahren, die deutsche Politik sich nie ernsthaft mit ihr auseinandergesetzt. Und so steht der Deutsche in voller Unkenntnis der Problematik der jüdischen Situation diesem eigenartigsten aller Völker gegenüber, ohne die Möglichkeit, mit irgendwelch tieferm Verständnis dessen Erscheinung fassen zu können. Ungehemmt wirken sich seine Rassen-Instinkte aus. Alles, was wohlwollende, menschenfreundliche, demokratische Deutsche gegen diesen Kampf vorbringen, muß wirkungslos bleiben, alles, was an Sittlichkeit- und Vernunftgründen gegen ihn eingewandt wird, unbeachtet verhallen. Denn dieser Kampf ist Naturerscheinung, ist Auswirkung zwar unsympathischer, aber unvertilgbarer Elemente der Volkspsyche.

Doch sollte es je möglich sein, Verständnis zu gewinnen für die unendliche Tragik im Dasein des Judenvolkes, die Tragik in der Not der Besitzlosen, der Seelenverfassung der Reichen und Armen, dem Hunger nach Eigenleben der Fühlenden dieses Volkes: dann bestünde Aussicht, daß dieser Kampf mit blanken Waffen und in reinerer Atmosphäre geführt, daß das gräßlich Beschämende und Deprimierende an ihm überwunden würde.

---

## Gewalt und Arbeit von Claudio Treves

Noch einer der außerordentlich weitsichtigen und aufschlußreichen Beiträge, die der italienische Sozialistenführer im „Resto del Carlino“ zur Weltpolitik liefert.

Zwei Jahre sind vergangen seit dem schrankenlosen Sieg der Entente, die auf ihren Feldzeichen die Worte: Frieden, Freiheit, Selbstbestimmung, Demokratie trug — und noch immer wütet die Zerfleischung der Menschheit weiter; unterdrückt, vergewaltigt, zerstampft sie; vervielfacht sie sich in schier teuflisch-grausamer Quälerei.

Andauernd werden wir von den Unterdrückten angegangen, die uns heimlich ihre Denkschriften, ihre kniefälligen Botschaften zustecken. Die Montenegriner, deren Häuser geplündert, deren Männer erschlagen, deren Weiber geschändet, deren Felder und Wälder geraubt und verkauft worden sind, bestürmen uns aus ihren Schlupfwinkeln im Gebirge, wohin sie sich vor dem serbischen Einfall flüchten mußten, daß wir den Mächten mitteilen, sie sollten doch wenigstens Schiffe schicken, um das Häuflein Ueberlebender unter sicherm Geleit nach einem fernen Winkel zu bringen, wo es in Frieden seinen Erinnerungen leben könne, wenn eben diese Mächte denn an einem montenegrinischen Staat kein Interesse mehr hätten.

Aus dem Land der Polen, dieser gelehrigen Schüler der Franzosen, erreicht uns der Text einer Interpellation, die von den Abgeordneten Grünbaum, Farbstein und Hartglas beim Sejm gegen die Judenverfolgungspolitik der so überaus frommen Regierung eingebracht wurde; ein Bild von Pogromen, von Bestialitäten gegen Frauen, von Schindereien, Erschießungen, Tempel-Entweihungen, das gar nicht wiederzugeben ist, und alles, was man von den Verfolgungen der Albigenser weiß, in den Schatten stellt. Zu dem alten wilden Religionshaß ist jetzt

noch der völkische gekommen. Denn die Juden können, da sie nun einmal keine Polen sind, nur Verräter sein. In dünnen Dosen, unterirdisch, ohne jeden Beweis werden die Legenden von der jüdischen Verräterei während des Krieges, trotz der Leidenschaft, mit der die Juden freiwillig gegen Rußland in den Kampf gezogen sind, weiterverbreitet und so der Antisemitismus in allen Schichten genährt. Der Ministerpräsident weigert sich, eine jüdische Deligation zu empfangen, und läßt die Massakers geschehen. Und das Gleiche tut die jüdische Plutokratie Frankreichs in jenem Ministerium, das Polen antreibt und aushält.

Von London aus bittet eine muselmanische Zeitschrift, der „Muslim Outlook“, um Erbarmen für Thrazien gegen die Griechen, deren Einmarsch sie „das Todesurteil für ein ganzes Volk“ nennt. Die griechischen Methoden der sogenannten „Wiederbevölkerung“ sind in der Geschichte bekannt. Die Zeitschrift sagt: „Wir appellieren an alle jene Christen, die noch einen Rest von Glauben für die Lehren ihres ‚Heilands‘ hegen gegen den mitleidlosen Vorsatz zur Austilgung der Muhammedaner in Thrazien; gegen den Gesetzentwurf der athener Regierung, der 20 Millionen Drachmen ‚zur Wiederbevölkerung Thraziens‘ vorsieht“.

Aber die Muselmanen wenden sich nicht allein gegen die Griechen. Sie wenden sich auch gegen die Engländer. Ein Wink für die Apologeten der englischen Freiheit und der göttlichen und weltlichen Mission des britischen Imperiums ist das Zitat aus einer Rede von Kenworthy, einem englischen Offizier in leitender Stellung: „Keine Regierung“, so soll dieser sich ausgedrückt haben, „ist mit der jetzigen zu vergleichen, was die Nichteinhaltung ihrer eignen Versprechungen angeht. In der Proklamation von Bagdad ist die Gründung eines arabischen Staats in Mesopotamien versprochen worden . . . Die verächtliche Art, wie die englische Diplomatie die Türken in den fünfzehn Jahren vor dem Krieg behandelt hat, die hat sich nach dem Waffenstillstand in offene Barbarei gewandelt. Schlimmeres hat Wilhelm nie begangen.“ Diese Anklagen beantwortet die britische Regierung mit dem weißen Terror gegen Indien, wo jede Garantie für Freiheit und Leben unterdrückt ist, die Massenverhaftungen sich auf dem Fuße folgen, als ob es sich um — Irland handle. Nach alledem versteht man leicht die Gründe des ungeheuern Erfolges der Asiaten-Konferenz von Baku, zu der es den Bolschewiki gelungen war über 1800 Delegierte aus Asien und dem nahen Orient zusammenzutrommeln, die übereinstimmend das Erwachen der Kolonialvölker dokumentierten, und deren Willen, sich nicht länger zu Sklaven und Handlangern der kapitalistischen europäischen Trusts herzugeben; Asiaten und Afrikaner kamen überein, sich mit gemeinsamen Kräften der plutokratischen Vorherrschaft Europas zu entziehen. England hat sich das deutsche Kolonialreich angeeignet, Frankreich raubt Syrien, den Libanon, Zilizien; aber der Gegenschlag ist der, daß die Herrschaft in ihren bisherigen Kolonialgebieten wankend wird. Das von der Welt abgeschnittene, blockierte, ausgehungerte, von Nord- und Süd angegriffene Rußland rächt sich. Terror gegen Terror. Ein Taumel von Wut

und Gewalt, von Grausamkeit und Unterdrückung beherrscht die Weltpolitik, der weit verhängnisvoller ist als jener während des großen und sozusagen offiziellen Krieges.

Auch der Friede von Riga ist nur eine Atempause. Frankreich will es nicht anders. Frankreich will den Einmarsch in Rußland. Und in Rußland sehen ungelichtete Reihen die europäische Revolution als einen Sieg der Bajonette, der vom Kreml ausgeht, um die Welt von der korruptierten Demokratie der westlichen Bourgeoisie zu erlösen. Die Entente zittert davor, aber — sie stellt sich nicht darauf ein. Statt die Haßgefühle ihrer Völker zurückzublasen, statt vertrauensvoll einer tatsächlichen Selbstbestimmung der Völker entgegenzugehen, allen Wettbewerb auszuschalten und die Kräfte zusammenzufassen — stattdessen maßt sie sich an, mit Waffengewalt den Kommunismus niederzuschlagen, denselben Kommunismus, den sie selbst im Hause hat, der in unbezähmbarer Lebenskraft sich zum Bürgerkrieg emporreckt.

Die Gewalt nach außen hält die Gewalt im Innern aufrecht. Die Arbeit stirbt aus. Der Arbeiter ist nicht mehr Arbeiter, sondern Krieger; seine Funktion ist nicht mehr die Produktion, sondern die Präparation auf den Waffengang, auf Angriff oder Abwehr. Die Ideologien nehmen in den Hirnen die Stelle der Ideen und der Tatsachen ein. Der gegen die Demokratie gerichtete Prozeß des Krieges setzt sich in dem gegen die Demokratie gerichteten Prozeß der Revolution fort. Die Gesellschaft, deren Grundgedanke die Bereicherung und deren Ideal die Häufung von Kapital ist, stirbt wie Zarathustra an ihrem höchsten Triumph. Ein unüberwindlicher Widerspruch liegt in praxi zwischen den Begriffen Arbeit und Gewalt. Kriegerische und wertschaffende Psyche schließen einander aus. Die Seele des Friedens muß heraufkommen, die einzig und unteilbar ist; menschliche Sensibilität und Solidarität muß wieder gefunden werden; Mitgefühl mit allen Mühsäligen und Beladenen; der Sinn für die Freiheit muß wieder aufgerichtet werden über dem Trieb zu Zwang und Befehl. Das Furchtbare ist eben, daß die Nachfolger der Bourgeoisie ganz offen als die Erben ihrer im Krieg enthüllten Seelenverfassung auftreten, hartherzig gegen Mitleid, Freiheit, Demokratie; sie sind für Aristokratentum, verachten die Mehrheiten, pfeifen auf die Freiheit und glauben an die Diktatur als an die einzige Form der Macht.

Was die Bourgeoisie anlangt, so hat sich ihr posthumer Pazifismus auf den Völkerbund zurückgezogen, der den unterdrückten Appellanten regelmäßig antwortet, er arbeite für die kommende Zeit des Friedens, jetzt aber sei noch Krieg, und da seien für alle derartigen Fragen nur die Siegermächte zuständig, eben jene Siegermächte, die diese Fragen überhaupt erst geschaffen haben. Nicht der Pazifismus macht aus den Wunden, die den Arbeitstrieb haben versiechen und sterben lassen, diesen Trieb wieder auferstehen. Die Arbeit findet keine Ruhe zum Wiedererstehen. Der Geist der Gewalt gönnt ihr kein Aufatmen. Die Gespenster des Krieges, die zu Gespenstern der Revolution geworden sind, der verruchte Hohn der Sieger und die unterdrückte Wut der Besiegten, die ganze Epopoe und die

ganze Farce der derzeitigen Welt verscheucht oder ersetzt sie. Der französische Abgeordnete Albert Thomas erzählte einmal, daß Marschall Joffre in seiner einfachen Redeweise, wenn die Regimenter stürmten, zu sagen pflegte: „Ils travaillent; sie arbeiten“.

Ils travaillent toujours. Sie setzen ihre „Arbeit“ fort. Worüber beklagen wir uns also eigentlich?

---

## Spionage von Andreas Ziesenitz

### I.

Spionage ist ganz etwas anderes, als Laienphantasie sich darunter vorstellt. Es sei versucht, sie des romantischen Schimmers zu entkleiden und ihr Wesen als einen Beitrag zur Naturgeschichte des Krieges an Beispielen und im System zu erläutern. Die während des Krieges an ihrer Spitze gestanden haben und deshalb den besten Ueberblick besitzen mußten, können das nicht; das hat Oberstleutnant Nicolai, während des Krieges Chef III b bei der Obersten Heeresleitung, in seinem Buche nur zu kläglich bewiesen. Ich beschränke mich hier örtlich auf Tilsit, Schaulen und Mitau; zeitlich auf die anderthalb Jahre vor der Sommer-Offensive gegen die Russen 1915 bis Ende 1916.

Erkennt man den Krieg an, so muß man auch die subjektive Berechtigung, zu spionieren, anerkennen. Unter den vielen Mitteln, deren man sich nach dem Wahlspruch: „Die rücksichtsloseste Kriegführung kürzt den Krieg ab und ist darum die mildeste“ bediente, ist die Spionage verhältnismäßig harmlos. Man kann als Verfechter der Gewaltstheorie in dem Manne, der etwa aus Patriotismus für sein Vaterland einen Spionage-Auftrag übernimmt, auch wenn er außerdem gut verdient, mit Recht einen Helden erblicken. Freilich kommen solche Fälle selten vor. Die beiden Mädchen aus Riga, die, als sie erschossen wurden, mit lautem Trotz „Adieu Riga!“ riefen, haben mir gewaltigen Respekt eingeflößt. Ein paar Tage vorher waren sie, zwar schon zum Tode verurteilt, aber ohne Kenntnis des Urteils, das stets erst am Morgen der Hinrichtung mitgeteilt wurde, zu einer Konfrontation auf unserm Büro gewesen. Sie waren nur in leichter Sorge, und ich wagte nicht, ihnen in die Augen zu sehen. Als die beiden Mädchen, einige zwanzig Jahre alt, hübsch, nett angezogen, leichtsinnige Dinger, alles andere als Verbrecherinnen, abtransportiert wurden und sich mit einem leichten „Auf Wiedersehen“, das nur, weil sie es deutsch sagten, etwas ungelenk herauskam, verabschiedeten: ich kann wohl sagen, daß das einer der scheußlichsten Augenblicke dieser anderthalb Jahre war.

Spioniert wurde selbstverständlich nach Kräften schon in Friedenszeiten. Damals bildete die Spionage die Hauptbeschäftigung der Abteilung III b des Generalstabs, die über eine ungewöhnliche Selbständigkeit verfügte und dem Chef des Generalstabs selbst nur die Resultate ihrer Arbeit, nicht die Methode mitzuteilen brauchte. Ähnlich war es im Felde, wo die „Nachrichtenoffiziere der Obersten Heeresleitung“ nur disziplinarisch dem Armeeoberkommando, dem sie zugeteilt waren, unter-

standen, für ihre Maßnahmen beim Nachrichtendienst aber nur dem Chef III b verantwortlich waren. Es war in den andern Ländern genau so, nur daß man dort noch weniger skrupellos war. Ich erinnere an die englischen Offiziersspione Brandon und Trench und an den russischen Militärattaché, der sich ein paar Jahre vor dem Kriege mit Spionage kompromittiert hatte. Bei den Generalkommandos an der Grenze befanden sich Unterstellen, die sozusagen den kleinen Dienst machten, und genau so saß in Warschau und sonst an der Grenze ein russischer Stabsoffizier. Das wußte man ganz genau, und wenn der Russe, was er gelegentlich tat, über die Grenze kam, dann konnte er gewiß sein, stets den Kriminalbeamten in seiner Nähe zu haben. Uebrigens hat man auch gelegentlich Spionen freie Hand gelassen. Ich kenne einen Fall englischer Spionage, wo man die Spione ruhig ihre Pläne mit der Post absenden ließ, aber jeden Brief abfang und die darin enthaltenen Pläne gegen andre, säuberlich präparierte vertauschte. Einen Brief zu öffnen, ist ja nicht schwer. Ein Topf kochendes Wasser und ein Trichter darauf, mit dem man den heißen Wasserdampf auf den aufzuweichenden Briefverschluß lenkt, sind das ganze Handwerkszeug.

Im Kriege wurde der Apparat wesentlich erweitert. Bei jedem Armeeoberkommando befand sich ein Nachrichtenoffizier, der den gesamten Nachrichtendienst leitete, und eine Geheime Feldpolizei, der die Spionage-Abwehr oblag. Im Hinterlande und in der Etappe traten Zentralpolizeistellen und, je länger der Krieg dauerte, umso mehr Stellen mit Sonderaufgaben, Grenzüberwachung, Briefkontrolle und dergleichen dazu. Die Fühlung zwischen aktivem Nachrichtendienst und der Abwehr hatte auch in Friedenszeiten bestanden; aber im Kriege wurde sie so eng, daß, zumal im Osten, die Geheime Feldpolizei unmittelbar dem Befehl des örtlichen Nachrichtenoffiziers unterstand, obwohl für die ganze Front noch ein Feldpolizeidirektor, später mehrere, mit freilich beschränkten Machtbefugnissen, fungierte. Der Feldpolizeidirektor des Westens verstand seine Selbständigkeit besser zu wahren. Diese enge Verkoppelung der beiden Dienstzweige habe ich immer als tief unsittlich empfunden. Der Polizeibeamte kann das Gefühl, Organ der Sicherheit und der Gerechtigkeit zu sein, nicht haben, wenn man ihn unmittelbar für die Zwecke der Spionage verwendet, wenn er bei dem Einen begünstigen und fördern soll, was bei dem Andern ein todeswürdiges Verbrechen ist, und der letzte Rest seines Dienstgefühls muß verloren gehen, wenn er mit dem übelsten Produkt des Nachrichtendienstes: dem Doppelspion, der beiden Parteien dient, zu tun bekommt. Dabei waren die deutschen Spione meist russische Staatsangehörige, für die Anschauung der korrekten Beamten also Vaterlandsverräter, während die Agenten der Gegenseite wenigstens ihrem Vaterland dienten. Feldpolizeibeamte haben ein robustes Empfinden; aber einer meiner Chefs sprach doch von Agenten des deutschen Nachrichtendienstes stets nur als von „Schweinen“, eine merkwürdige Aeüßerung des Versuches, wenigstens innerlich Distanz zu nehmen.

Die andre Diskrepanz war die harte Bestrafung. Auf Spionage steht Todesstrafe, zweifellos aus der Erwägung, abzu-

schrecken, denn sittlich, vom Standpunkt der Vergeltungstheorie, ist dieses Strafmaß für eine Handlung, die wenigstens theoretisch dem Patriotismus entspringen kann, nicht gerechtfertigt. Die Strafe ließ sich subjektiv rechtfertigen, solange die Möglichkeit bestand, daß die Todesstrafe abschreckend wirkte, solange also jedes Urteil, wie es noch 1915 geschah, Jedermann zum warnenden Exempel öffentlich bekannt gemacht wurde. Das wurde aber später untersagt, um zu verhindern, daß die Russen erfuhren, welche ihrer Agenten abgefangen waren, ein Grund, der sich hören ließ; aber damit hatte die harte Strafe ihren Sinn verloren, und daß sie trotzdem immer wieder verhängt wurde, daß der Gerichtsherr sie immer wieder bestätigte, und daß keine Begnadigung stattfand — mir wenigstens ist aus meiner Praxis nicht ein einziger Fall bekannt —: das war auf die Dauer eine sinnlose Roheit. Freilich: damals war die Achtung vor dem einzelnen Menschenleben ja schon längst verloren gegangen.

(Fortsetzung folgt)

... Dabei fiel mir ein, wie nötig und nützlich es wäre, einmal mit Ernst und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern und kindisch-weibischen Männern verständlichen Sprache die Greuel und Verrücktheiten der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln und diese Verbrechen als Notwendigkeit, als angeborene Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistessträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit Schamröte zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre lang haben die Greuel der französischen Revolution gedauert: diese rechnet man.

Aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünfhundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet: das rechnet man nicht! Und die Gewalttätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück Derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewalttätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloß unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienen.

Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstes Werk sein, die Unschuld der Republiken zu verteidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herum stellen. Vier Weltteile werde ich als Beweisstücke auf den Tisch legen, fünfzig Millionen Leichen, denke ich, werden den Tatbestand des Verbrechens hinlänglich feststellen, und dann wollen wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten darauf zu antworten finden.

## Die Kaiserin von einem Stabsoffizier

Der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg war arm an irdischen Gütern, aber reich an Enttäuschungen. Er führte das verärgerte Dasein eines Opfers bismärckischer Staatskunst, die ihm und vielen Schleswig-Holsteinern nicht als solche, sondern, kaum mit Unrecht, als Treulosigkeit und grober Rechtsbruch erscheinen mußte. Sowohl im Frieden zu Wien, der den Krieg von 1864 beendete, wie im Vertrag zu Gastein, aus dessen Zeilen der Krieg von 1866 keimte, war man über seine rechtlich wohlbegründeten Ansprüche zur Tagesordnung übergegangen. Grollend lebte der Herzog, dessen Frau eine Prinzessin Hohenlohe-Langenburg war, seiner holsteinischen Heimat fern, teils in Gotha, teils auf seinem Gut Dolzig in der Niederlausitz und später in Primkenau. Seine Töchter, darunter auch seine älteste, die 1858 in Dolzig geborene Auguste Victoria, nahmen in Gotha an den bescheidenen Vergnügungen der Residenz des Sachsenherzogs Ernst des Zweiten teil, der sich darin gefiel, den Herzog Friedrich zu protegieren. Man sah die Damen auf den Bällen der Garnison, und die kleinen Prinzessinnen, von denen die Sage ging, daß sie sich ihre Ballkleider selbst zurechtschneiderten, tanzten harmlos und vergnügt mit den Leutnants des Infanterie-Regiments 95 und amüsierten sich in deren Gesellschaft sicherlich besser denn am Hof eines Junggesellen, der etwas schärfere weibliche Kost bevorzugte.

Zu Anfang des Jahres 1880 hatte Auguste Victoria seit einem Vierteljahr das für eine unverheiratete Prinzessin schon ziemlich hohe Alter von einundzwanzig Jahren erreicht. Da erschien plötzlich zur Ueberraschung der Residenz der Prinz Wilhelm von Preußen in Gotha, und bald wußte die ganze Stadt, daß in dem recht bescheidenen Palais Augustenburg die Verlobung des Prinzen, der vier Monate jünger war als die Prinzessin, bevorstand. Ihr Vater, der am vierzehnten Juni 1880 in Wiesbaden starb, hatte seine Einwilligung nicht versagt. Damals freute sich „ganz Gotha“ über die gute Partie der allgemein beliebten Prinzessin, und der Respekt der alten Herren war groß, daß Bismarck auf diese Weise denjenigen Prätendenten, dessen Ansprüche rechtlich am besten begründet waren, durch verwandtschaftliche Bande an das Haus Hohenzollern gefesselt und damit mundtot gemacht hatte. Jetzt erst waren Kiel und Flensburg einwandfrei preußische Städte, die der Schwager des spätern Kaisers schwerlich noch reklamieren konnte. Die Auswahl der Frau des zukünftigen Kaisers war zweifellos eine Angelegenheit, die reichliche Ueberlegung erfordert hatte. Die Erwählte mußte einmal Protestantin sein; allein dadurch entfielen zahllose Kandidatinnen, denn der Uebertritt einer Prinzessin vom Katholizismus zum Protestantismus ist eine ganz seltene Ausnahme. Dann durften durch die künftige Anwärtlerin auf den Thron keine politisch unangenehmen Komplikationen entstehen. Eine englische Prinzessin war schon in der Familie: die spätere Kaiserin Friedrich; und nach einer zweiten Engländerin trug Niemand Verlangen, da schon die erste, die klug und energisch war, manchmal unbequem wurde.



Am siebenundzwanzigsten Februar 1881 fand die feierliche Trauung des jungen Paares in Berlin statt, und ein Jahr später, im Mai, wurde der erste Junge geboren, dem noch fünf Söhne und eine Tochter folgten.

Keiner, der objektiv urteilt, wird leugnen, daß Bismarcks Wahl nicht schlecht war. Er gab dem sprunghaften, zur Uebertreibung und zum Mystizismus neigenden jungen Prinzen, dessen Entwicklung er ängstlich und besorgt beobachtete, eine gesunde, durchaus primitive Lebensgefährtin, die immer das war, was man als eine gute Frau bezeichnet. Er mochte wohl hoffen, daß das Zusammenleben mit dieser in ihrem Kreise sich bescheiden bewegendem Frau dem Prinzen Mäßigung und Ruhe beibringen würde.

Die Prinzessin, die Kronprinzessin, die Kaiserin erwies sich niemals als bedeutende Frau. Es zeigte sich bald, daß sie auf keinem Gebiet den Durchschnitt überragte: sie war weder besonders majestätisch, noch vergab sie ihrer Stellung etwas; sie war nicht taktlos, aber auch gänzlich ungeistig; sie tat zu keiner Zeit einen Ausspruch oder einen Schritt, der irgendwie originell gewesen wäre. Ihre Stärke war ihre Einseitigkeit — ihres Mannes Schwäche war seine Vielseitigkeit.

Wie nur je eine brave und ordentliche Bürgersfrau oder Landedeldame ältern Stils hat sie diesem ihrem Manne sieben Kinder geboren. Dabei fand sie noch Zeit, an seiner Seite hoch zu Roß bei den jährlichen Paraden zu erscheinen, in der weißen Uniform der Pasewalker Kürassiere, zu deren Chef der Kaiser sie ernannt hatte, oder bei den Hoffestlichkeiten stundenlang in tadelloser Haltung neben ihm zu stehen.

Ganz wie andre Frauen auch, denen ihre Kinder mehr galten als Politik, Geschichte und alle schönen Künste, war sie eine überaus ängstliche und zärtliche Mutter. Wenn die heranwachsenden Söhne beim frühern Turnlehrer des Kaisers, dem alten Oberst von Dresky, Fechtstunde hatten, hielt sich die Kaiserin im Nebenzimmer, und ihr Herz zitterte für ihre Jungens, obgleich doch wirklich keine Gefahr bestand. Diese Mütterlichkeit war nicht Pose, sondern wirklich Herzenssache. In der Kinderstube war sie glücklich, harmlos und zufrieden und eben als Mutter von sieben Kindern auch durchaus sachverständig.

Ihre Frömmigkeit war die der orthodox protestantischen Richtung. Auch in der Beziehung plagten sie weder Skrupel noch Zweifel. Sie tat ihre Pflicht, mochten Andre sie gleichfalls tun. Was Jeder zu tun und zu lassen hatte, bestimmte ja die Religion. Sie hatte dabei eine in ihren Kreisen immerhin verhältnismäßig seltene Engherzigkeit im Punkt der Moral, was freilich ihrem ganzen durch und durch anständigen Charakter entsprach. Geschiedene Frauen waren ihr unangenehm, und als ihr ältester Sohn die Tochter der lebenslustigen russischen Großfürstin Anastasia heiratete, war es lustig genug, zu sehen, wie ostentativ die sittenstrenge, biedere Kaiserin die Schwiegermutter ihres Sohnes schnitt. Da waren zwei verschiedene Welten: dort die große internationale Welt der russisch-französischen Zuschnitts, hier die ehrbare norddeutsche Fürstentochter in ihrer protestantischen Nüchternheit und ihrem schmucklosen Pflichtgefühl, das in-

stinktiv die Andre ablehnte und für nichts Verständnis hatte, was amüsant, frivol und geistreich war.

Als fromme Christin in des Wortes begrenztester Bedeutung widmete sie sich mit Eifer der Wohltätigkeit. Sie hätte in ihrer etwas naiven patriarchalisch-christlichen Art gern überall geholfen, und sie liebte ihre Heimat mit der zähen, wortkargen Liebe der Leute an der Wasserkante, wie sie denn überhaupt im Alter immer mehr der Typ der stattlichen norddeutschen Matrone geworden ist.

Daß die Zeit vorüber war, um statt des Rechtes Almosen zu geben, kam ihr nicht in den Sinn. Die Sozialdemokraten mußten ihr ihrer ganzen Erziehung nach, aus der sie im Leben nie herauswuchs, als arme, verführte Menschen erscheinen, denen mit der „Schrift“ vielleicht doch noch beizukommen war. Und wenn auch nicht: man tat eben seine Pflicht, und die war klar vorgezeichnet.

Das besondere Lieblingsgebiet der Kaiserin war die innere Mission. Zahllose Kirchen verdanken ihrer eifrigen Werbetätigkeit ihre Existenz, und ihre getreuen Schildknappen, vor allen der fromme Herr von Mirbach, der in der Hofgesellschaft seit der Jerusalem-Reise der „gelobte Landrat“ genannt wurde, unterstützten sie dabei durch eine nicht immer ganz einwandfreie Sammeltätigkeit, sodaß manche Kirche, wenn es nach dem Gelde der Stifter gegangen wäre, eine Synagoge hätte sein müssen.

Mit Wohltätigkeit und Kirchenbau glaubte die Kaiserin die großen sozialen Probleme lösen helfen zu können. Wie sollten die mächtigen sozialen Strömungen der Zeit auch bis zu ihr dringen, die dagegen abgeschlossen war durch eine dreifache Mauer von Standesvorurteilen, Hofluft und geistiger Orthodoxie!

Was mit dem Alter zunahm, war eine Hartnäckigkeit, die, wenn sie sich mit hoher Intelligenz gepaart hätte, Charakterstärke gewesen wäre. So aber trat eine Unbelehrbarkeit in vielen Dingen zutage, die bei dem überaus starken Einfluß der Kaiserin auf den Kaiser oft hemmend und endlich sogar verhängnisvoll wirkte. Ganz instinktiv suchte ein Stimmungsmensch wie der Kaiser Sicherheit bei seiner Jahrzehnte lang als treue Gefährtin bewährten, in sich völlig ausgeglichenen Frau. So kam es, daß die Kaiserin tatsächlich einer der wichtigsten Faktoren der Politik war, sicherlich ohne sich selbst darüber klar zu sein. Ihrer ganzen Art mußte die unkomplizierte, gradlinige Politik der führenden Militärs im Weltkriege am meisten liegen. Sie glaubte fest an den Endsieg und betrachtete Bethmann Hollweg, im Sinne ihrer Partei, als einen gefährlichen Schädling, an dessen Sturz sie ausschlaggebend mitgearbeitet hat. Sie ruhte nicht eher, als bis der letzte Anhänger Bethmanns aus der Umgebung des Kaisers entfernt war, bis auf Valentini auch der ebenso verhaßte Admiral von Müller gefolgt war.

Und etwa vierzehn Tage später kam der Zusammenbruch! Er muß die unglückliche Frau, die der Gottesgnadenwahn des Gatten nicht schützte, furchtbar getroffen haben. Sie in ihrer simplen Struktur ist sicherlich weit eher zu bedauern als Wilhelm der Zweite, der immer so glücklich war und ist, sich selber Komödie vorspielen zu können.

# Die deutsche Diplomatie von Kuno Tiemann

Der proletarische Karneval vom neunten November 1918, den man hierzulande mit dem stolzen Namen „Revolution“ zu schmücken pflegt, hat zwar die Throne und Thronchen der vielen Dynastien im Deutschen Reiche umgeworfen, aber sonst alles so ziemlich beim alten gelassen.

Ja, selbst die diplomatischen Sendboten jener „geheiligten Person“ des Monarchen sind noch heute recht zahlreich in Amt und Würden oder harren ungeduldig ihrer Wiedereinstellung. Es ist erstaunlich, wie schnell diese Herren umgelernt haben. Noch vor kurzem durften sie ihrem Souverän treue Dienstboten in diplomatischer Funktion sein, und jetzt sind sie imstande, Deutschland als freie, selbständige, wirkliche Diplomaten zu vertreten. Noch erstaunlicher aber als diese wunderbare Wandlung ist das Vertrauen, das die angeblich demokratische Regierung in diese diplomatischen Beamten setzt.

Wir haben niemals Diplomaten — wir haben in der Kaiserlichen Ära stets nur kaiserliche Beamte gehabt, die für diplomatische Funktionen bestimmt waren.

Darüber müssen wir deutschen Staatsbürger uns endlich klar werden.

Jeder Reichsgesandte stand nach der frühern Reichsverfassung unter der Oberleitung des Kaisers, der über die Gesandtschaftsangelegenheiten selbständig, ohne Zuziehung des Bundesrats, aber mit Zuziehung des Reichskanzlers Entscheidungen treffen konnte. Die Beamtenqualität des Gesandten resultierte aus der Tatsache, daß er mit öffentlich-rechtlichem Vertrag ein Amt übernommen hatte.

Die Beamtenqualität eines Diplomaten ist historisch begründet. Schon im siebzehnten Jahrhundert verwandten die deutschen Fürsten den Adel, nachdem dieser seiner ständischen politischen Macht entkleidet war, vornehmlich in Hofstellungen und im diplomatischen Dienst. Und schon damals lautete der Wahlspruch, der sich bis auf die Diplomatie unsrer Tage vererbt hat: *Regis voluntas suprema lex!* Das Beamtentum und mit ihm die beamtete Diplomatie schielte immer nach der höchsten Instanz.

Niemals aber ist ein Diplomat nur Beamter! Die reine Beamtenqualität schließt die Eigenschaften, die einen Mann zum Diplomaten machen, gradezu aus.

Der Beamte soll verwalten, nicht Politik treiben. Der Beamte braucht niemals zu kämpfen. Der Politiker aber muß kämpfen — „denn die Parteinahme, der Kampf und die Leidenschaft sind die wahren Elemente des Politikers“, dessen Blick in die Zukunft gerichtet ist. Der Politiker unterliegt der Verantwortung, und so werden, wie Max Weber sagt, die besten Beamten oft sittlich tiefstehende Politiker, da die Verantwortungsfreude diesen Männern nicht selten fehlt.

Hat denn aber der Diplomat mit der Politik nichts zu tun? Braucht der Diplomat kein Politiker zu sein? In Deutschland

konnte man bisher diese Frage ruhig verneinen. Bei uns war der Diplomat Beamter, mußte Ordre parieren, verwalten, berichten, und zwar so, wie es der Zentrale und seinem Kaiserlichen Herrn erwünscht war.

Die durchschnittlich durchaus mangelhaften politisch-diplomatischen Berichte halfen die Sterilität unsrer Außenpolitik verschulden. Der Diplomat begnügte sich zumeist mit der Aufzeichnung von Stimmungsbildern, die durch pikante Details gewürzt und mit einer für die höchste Person berechneten Sauce übergossen wurden. Dabei gabs keinen Mut der Meinung und kein Verständnis für wahre Initiative. Ganz erklärlich war unter diesen Verhältnissen eine starke Unsachlichkeit, zumal wenn Eitelkeit die Verfasser trieb, mit allen Mitteln ihre Person in den Vordergrund zu schieben. Man muß die Berichte der Schoen, Tschirschky, Pourtalès, Metternich gelesen haben, um zu wissen, was Meister des Byzantinismus und der Selbstbespiegelung nicht selten an Unsachlichkeit leisten können.

Bei uns Deutschen konnte auch die völlige Umgestaltung des volkswirtschaftlichen Lebens, dies Charakteristikum des neunzehnten Jahrhunderts, das die Völker und Erdteile durch die Volkswirtschaft in engste Verbindung mit einander brachte, jenen alten Wahlspruch der diplomatischen Mandatare nicht entkräften. Die deutschen Auslandsvertreter, die deutschen Beamten, die deutschen Abgeordneten — sie alle waren und blieben Byzantiner. Mit Jubel nahm die Mehrheit des Reichstags die Rede auf, die der Präsident Graf Ballestrem zum einundvierzigsten Geburtstag Wilhelms des Zweiten zum Besten gab:

„Meine Herren! Das muß uns mit Bewunderung erfüllen, und wir müssen der Vorsehung danken, daß sie uns in diesen Zeiten einen solchen Kaiser gegeben hat, und das muß uns anspornen, daß wir den großen Intentionen des Kaisers nach Möglichkeit immer entgegen kommen und sie stets fördern.“

Heute wird Dem, der sich mit dieser „höchsten Person“ befaßt, klar und immer klarer, daß es mit Deutschland so kommen mußte, wie es gekommen ist.

Zwar heißt es — seit dem Karneval —: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ Aber wo ist die Instanz, die tüchtigen Männer auszusuchen? Es ist alles beim Alten geblieben. Eine charaktervolle Opposition, die sich durchsetzen will und kann, fehlt heute genau wie zur Zeit der Kabinettpolitik.

So sehen wir mit Grausen, wie im neuen Regime die Konnexionswirtschaft des alten fortbesteht. Dabei scheint heute mehr als je das Datum der Geburt über die Tauglichkeit zur Bekleidung von Auslandsposten zu entscheiden, denn Altersschwäche und Arterienverkalkung sind gesuchte Qualitäten.

Nach wie vor wird von verantwortungsvollen Posten die Jugend ferngehalten.

Abseits stehen die Männer, die manches bessern könnten, als „Visionäre eines bessern Lebens“. Nicht einmal der Versuch einer Neuschöpfung wird riskiert.

Und so darf man sich über die Folgen nicht wundern.

## Julius Bab von Emil Ludwig

Vorurteile warnen den Dichter, sich kritisch zu betätigen, den Kritiker, zu dichten: als wären Aufbau und Analyse in Götter- und Menschenhände verteilt und zwischen ihnen stiege und fiele nicht immerzu das Baggerwerk schaffender Eimer, die sich leeren, um wieder zu schöpfen. Endlos rattert die Kette, und wer eben noch, kühn und gefährlich, für eines Augenblickes Dauer oben schwebte, muß unausweichlich abwärts, den Weg zurück, um zu schöpfen, um zu steigen.

Zwischenformen bilden sich, wo dem Dichter Naivität, Stille, Erfolg, Zeitgeist in einem Maße abgehen, daß es ihn verdrießt oder die Andern. Nicht entgleiste Dichter sind solche kritischen Geister, nur Melodiker mit abgewandelten Vorzeichen. Julius Bab ist von den Verkanntesten einer.

In einem Nekrologe würde man vielleicht auf seine ersten Dramen zurückgreifen und leicht beweisen, daß ihnen zuweilen fehlt, was er vom Dramatiker fordert. Nur wäre damit nichts nach rechts gesagt und wenig nach links. Doch gleich hier und in seinen frühesten Versen — in der Form des Angelus Silesius — bricht eine Inbrunst des Glaubens, ein aufflatterndes Gottesgefühl durch, eine Gesinnung der strebenden Seele, urtümlich in ihn gepflanzt, wie sie dann zwanzig Jahre lang alle Schriften dieses Autors begleitet. Denn wenn er sich alsbald zum Drama wendet, um seine Magie in immer neuen Kreisen zu umschreiben, wenn er, in einem Dutzend Bücher, Flut und Ebbe der dramatischen See voll Plagen mitatmet: immer sucht er den Menschen als Träger des Problems, und auch der Spieler wird ihm wichtig nur oder wesentlich nur als Gebärdenträger der Seele. Freilich ist das Drama weder Kern noch Schale, alles ist es mit einem Male. Wenn aber Andre allzuoft die Schale abzutasten pflegen, so ist Babs liebend-kritischer Blick mit voller Inbrunst auf den Kern gerichtet.

Diese Inbrunst verbindet ihn dem Dichter Dehmel, dem er, nächst Goethe, die stärksten Formulierungen seines Strebens verdankt. Bab ist von den Wenigen in Deutschland, die Dehmels Hintritt betrauern, denn er war stets von den Wenigen, die Dehmels Herz durch all den Rauch seiner Opferbrände glühen sahen.

Von hier aus erklärt sich auch der Zwiespalt, der Bab als Politiker mit Dehmel verbindet. Eingeborenes Weltbürgertum, nicht im reisenden, doch im lehrend-lernenden Sinne, stieß bei Beiden mit einem dankbaren Heimatsgefühl zusammen, das sie dem Lande der Väter zu schulden glaubten — und dies erstaunlicher bei Bab dem Juden als bei jenem märkischen Försterssohn. In Versen, die den Herzkrampf so hin und wieder gerissener Naturen kellerisch zu überglätten trachten, pries Julius Bab das ideale Deutschland, zu dessen Gunsten er sein Weltgefühl künden mußte, anfangs August. Bald aber hielt ihm das empirische Deutschland seine Feldwebel-Fäuste unter die Nase, und, ganz ähnlich wie Dehmel, verschob sich, wie ers in Vers und

Prosa ergreifend aussprach, auch in diesem enttäuschten Dichter das Problem zu Gunsten der Welt.

Wunderlich, wie eine eifernde Jugend Niemand verzeihen mag, der zwischen 1914 und 20 Wandlungen zu demonstrieren wagte; statt solche menschlichen Erschütterungen zu verehren. Als ob es überhaupt bewegte Seelen in Europa gäbe, die sich in diesem Strom nicht erfrischen!

Schon vor dem Kriege hatte Bab diese Entwicklung — ästhetisch — in der packendsten seiner Schriften dargestellt: „Fortinbras“ heißt sie, eben nicht: Hamlet, und da wirbelt die ferne Trommel, immer näher, Zukunft verkündend, Tatkraft, Dur, Aktivität; lange bevor dergleichen als Uniform getragen wurde, ich glaube 1912.

Innerer Trieb und äußere Nötigung vervielfachen Babs Produktion zu stark; da müssen denn auch Aufsätze erscheinen, denen die zweite und dritte Korrektur fehlt. Zugegeben. Aber es ist eben eine Unruhe in diesem Mann, der dieser Tage vierzig Jahre wird, die will laut werden, und will noch reden, wenn die Feder ruht. Redend hat sich dieser Geist, der auf der Bühne handelnd, vor der Bühne urteilend, hinter der Bühne spintisierend wirkt, ein weiteres Publikum geschaffen, das der Ursprünglichkeit seiner Darstellung nachläuft und ihm mit einem Instinkte folgt, der den Vorwurf des Theoretisierens naiv entkräftet.

Und so, gepanzert mit einem Weltgefühl, kalt gegen den Feind, seidenweich gegen den Mitmenschen und das Tier, marschiert er seine harte Straße in der Mitte des Lebens. Möchte ihm nur mehr Wanderung beschieden sein, damit der Dichter in ihm wieder lauter werde.

---

## Don Carlos von Alfred Polgar

Das wiener Volkstheater brachte einen neuinszenierten, ungekürzten „Don Carlos“. Siebeneinhalbtausend Verse, deren schauspielerische Erledigung zirka sechs Stunden dauerte. Nur eine einzige Viertelstunde Unterbrechung nach dem dritten Akte. Sonst folgten die Szenen, von der Drehbühne flink herangeführt, einander pausenlos. Professor Strnad hatte das Dekorative besorgt. Ein besonderes Stilprinzip war nicht zu merken. Zwischen üblichen Kulissen breiteten oder besser: engten sich die Interieurs des madrider Schlosses. Stimmung: einfach, hart, zeltotisch. Die Räume, das war zumindest die Absicht, wie mit Dusterkeit gepolstert, abdämpfend jeden Menschenlaut. Sonderbar, daß die Türen nach innen aufgehen. So stoßen die dramatischen Abstürze von der Szene auf ein arges Hindernis, und wenn der Abstürzende nicht trotz seiner Rage die Tür hinter sich schließt, bleibt sie offen. Sonderbar auch das viele bric-à-brac in den Zimmern: die Idee der vereinfachten, auf das Notwendigste an „Ausstattung“ beschränkten Bühne schien hier wieder aufgegeben. Kruzifixe, Betschemel, Betpulte und wieder Kruzifixe mögen in Philipps Haus am Platze sein. Aber das kupferne Becken mit glühenden Holzschelten im Vordergrund

seines Audienzsaals hätte man missen können, ebenso die sonderbare Signalstange im unruhigen, mit Hausrat vollgestopften Zimmer der Eboli. Die Inszenierung hatte Einfälle, keinen Einfall. Sie wirkte anekdotisch, das heißt: als Schnörkel, die große Linie nicht verstärkend, sondern verwischend.

König Philipp: Herr Bernau. Er spielte eindringlich den Menschenverächter mit dem verschrumpften Herzen und dem hypertrophierten Mißtrauen. An diesem Felsen zerstoben des Posa Tiraden zu Worte-Schaum. Sehr apart manche Text-Auffassung, zum Beispiel das „Sonderbarer Schwärmer!“, so gesprochen, als wär' es nur ein Euphemismus für: vorlauter Schwätzer. Die bestialische Majestät des Philipp blieb Herr Bernau schuldig, aber in der Familientragödie bestand er die schwere darstellerische Prüfung. Wie er da klein und schwach wurde, wie das steinerne Herz Blut schwitzte, das verriet schon eine Könnerschaft überm Durchschnitt.

Marquis Posa: Herr Onno. Er war wie immer, ein echter Edelmann, sein Spiel wie seine Rede mit Innerlichkeit warm gefüttert. Seltsam, daß er grade in dieser Rolle sich mäßigte, daß der Becher grade diesmal nicht überschäumte, wo ers durfte und sollte. Ich halte einen gefaßten, vornehm sordinierten Posa für widernatürlich. Hier, wenn irgendwo, gilt es Hingerissenheit, Ausbruch, Ueberschwang. Hier ist Ekstase Pflicht. Lieber ein Malteserritter, der deklamiert, als einer, der zurückhält.

Don Carlos: Herr Ehrle. Ein gefühlvoller und intensiver junger Mann, wenn auch nicht grade von prinziglichem Format. Die Jünglingsflamme in ihm flackert ein wenig dünn und nervös (man denkt des historischen Carlos, der ein *dégénéré* war) und die Gefahr einer gewissen Nüchternheit umlauert seine ruhigern Augenblicke. Das Vermeiden hochdramatischer Attituden schien bei diesem Carlos eine zur Tugend gemachte Not. Respekt vor dem denkenden Schauspieler, der sich aller Verse offenbart, aber für die Rolle wünschte man doch lieber einen stürmisch fühlenden, einen unbedenklich Schillerschen Komödianten.

Eboli: Frau Carlsen. So kann ich mir die impulsive Prinzessin kaum denken, so spitz und pretiös und Mäulchen machend und zwitschernd.

Eine würdevoll-traurige Königin Frau Erika Wagner. Sehr fein spielt sie, als zur Majestät verurteilte Frau, die Herkunft aus wärmern seelischen Klimaten.

In den Nebenrollen gab es Zulängliches neben mancherlei ganz Minderem. Alba war Don Quixote und Medina-Sidonia vielleicht der Prokurist, aber kaum der Chef der spanischen Flotte.

Von der dramatischen Kraft, mit der die Gipfelszenen der Tragödie unvergleichlich hoch getürmt sind, geht noch der alte Zauber aus. Und die Welttheatergründe des groß aufgerollten Spiels sind noch immer ein Wunder an perspektivischer Tiefe und Weite. Daneben ist das Skurrile manchen Auftritts nicht zu übersehen; und am frostigsten wirken seltsamerweise grade die vom Feuer der Menschheits-Idee durchglühten Partien des Werkes.

# Das Jahr der Bühne

Das Vorwort zum neunten Band, der Weihnachten im ‚Verlag der Weltbühne‘ erscheint.

Von jeher hab ichs mit Hauptmanns Schuster Fielitz gehalten, der da, im ‚Roten Hahn‘, verkündet: „Ick verintressier mir for meine Stiebeln — for wat andret verintressier ick mir nich.“ Meine Stiebeln — das waren Jahre lang, ein Jahrzehnt, anderthalb Jahrzehnte lang: die künstlerischen Angelegenheiten des deutschen Theaters. Ich war ganz in sie verkrochen. Ich nahm sie so wichtig, wie die Theaterleute selber sie nahmen, sie nehmen müssen (und wieder nehmen sollten, denn gegenwärtig ist ihnen ja der Film wichtiger). Ich gehörte sozusagen zum Bau. Mit mir konnte man ungenierter umgehn als sonst wohl mit Kritikern, denen ein Schauspieler oder Regisseur sich schön hüten wird die Wahrheit zu sagen, auf daß er nicht die Spuren seiner unangebrachten Aufrichtigkeit in der nächsten Kritik entdecke. Meine Sachlichkeit, meine Freude an der Sache, meine Liebe zur Sache schloß jede Eitelkeit aus. Die Opfer meiner Kritik verstanden mich meistens: sie wußten, daß ich Erb- und Erzfeind im Grunde ihr bester Freund war. Die unbeteiligten Leser und die zünftigen Beurteiler meiner Kritik verstanden mich seltener: für die Mehrzahl von Ihnen glich ich einer Panoptikumsfigur, einem Jäger etwa, der starr und unbeweglich seine Flinte auf ein unverrückbares Ziel gerichtet hat. Und sie bemühten sich, an mir herumzudoktern und eine Entwicklung zu erzwingen, die wertlos war, wenn sie nicht organisch war. Was lebt, will wachsen und wächst ohne Menschenhilfe.

Anno 1913 hob ich den Kopf aus meiner Schaubühne und fing langsam an, zu bemerken, daß sich über ihren Soffitten ein Himmel wölbte und jenseits von ihren Kulissen ein ziemlich großes Reich dehnte. Nachträglich ist das leicht zu sagen: aber wahrscheinlich hatte ich eben doch in den Nerven, daß sich Ereignisse vorbereiteten, die Keinem mehr erlauben würden, durch Scheuklappen seinen Blick auf ein Sonderfeld beschränken zu lassen. Es erschien mir wie eine Verfälschung des Weltbilds, jede Woche zweiunddreißig Seiten, und wären es die erfülltesten und durchblutetsten, an das Theater zu wenden; und es erschien mir wie eine Publizistenpflicht-Verletzung, in einem Volke, für das sein unpolitischer Sinn eine Lebensgefahr war, diese zu vergrößern, indem ich nicht jede Woche auf der Hälfte oder zwei Dritteln der zweiunddreißig Seiten die Erweiterung des Horizonts anstrebte. Ist das tadelnswert? Ach, darüber, daß ich dergleichen zu versuchen nach meinen Kräften begonnen habe, sind nun sieben Jahre vergangen, und da ich weder die Entstehung des Weltkriegs noch Deutschlands Niederlage noch die Versumpfung der Revolution verhindert habe, so bekomme ich zu hören, daß die Beschäftigung mit den untheatralischen Dingen des menschlichen Daseins meinen Horizont nicht erweitert, sondern getrübt habe, und daß meine Theaterkritiken darunter litten, und daß ich löblich täte, die ‚Schaubühne‘ wiederherzustellen, damit sich die Schaubühne schneller erhole; und was solcher weisen Rat schläge mehr sind.

Leider ist mir weder zu raten noch zu helfen. Man lese unvoreingenommen die ‚Weltbühne‘ vom neunten Dezember 1920 nach der ‚Schaubühne‘ vom gleichen Datum des Jahres 1912 und das neunte ‚Jahr der Bühne‘ nach dem ersten. Keine Einzelkritik wird an Schärfe je meine Selbstkritik übertreffen. Aber wer die Gesamtfortschritte der Zeitschrift und ihres Herausgebers leugnet und sich der verhundertenfachen Wirkung seiner redaktionellen und schriftstellerischen Tätigkeit



verschleißt, der mag ebenso glaubhaft behaupten, daß ein Streichholz denselben Umkreis erhelle wie eine Bogenlampe. Ich verintressier mir noch immer for nischt andret wie meine Stiebeln. Der Unterschied ist nur der, daß ich ein sehr viel reicheres Lager als früher führe, und daß ich mir jetzt auch dafür verintressiere, woraus Stiebel entstehen, welches der Weltmarktpreis des Leders ist, und was davon auf die Arbeiter fällt. Die Hauptsache freilich bleibt, ob man in meinen Stiebeln gehen kann. Daß man das könne, und daß man mit ihnen aus dumpfer Niederung auf freie Höhe, aus Nacht in Licht, aus Herzensenge in Geistesweite gelange: daran ist, heut wie am ersten Tage, jeder Atemzug meiner Existenz gesetzt.

---

## Nekrolog von Walter Mehring

Fährt eene Seele himmelwärts  
von den Durchtriebnen,  
dann inseriert een Blatt den Schmerz  
der Hinterbliebenen!  
Wir könn'n mit keenem frommen Spruch  
den Kopp zerklügeln!  
Wo wir verrecken, steht im Buch  
mit sieben Siegeln!

Fimf Jahre trieb man — meiner Seel! —  
zur Front die Herden!  
Da gabs uff höheren Befehl  
Hölle uff Erden!  
Det Ideal war, daß am Tuch  
de Knöpfe spiegeln!  
Gerechtigkeit; det is das Buch  
mit sieben Siegeln!

Als man den Sozialismus pries,  
um frei zu werden,  
versprach man uns das Paradies  
gleich hier uff Erden!  
Den Hetzern is et schon genug,  
uns uffzuwiegeln!  
Det dicke Ende steht im Buch  
mit sieben Siegeln!

Von Manchem heests: er hals jeschafft —,  
wat abzuluchsen!  
Und wat er jrad zusamm'njerafft,  
jeht er verjuxen,  
Es jibbt een Wiedersehen prompt  
unter den Hügeln,  
wenn mal der Totengräber kommt,  
uns zu versiegeln!

Ob wir mit Heiligenjeruch  
sind auserlesen,  
ob wir jächtet mit dem Fluch  
im Still'n verwesen . . .  
Die Seligkeit! — is alles Bruch,  
um uns zu zügeln!  
Das Jenseits steht allein im Buch  
mit sieben Siegeln!

# Rundschau

Ein Schrei aus der Not

Der Graf Harry Kessler hat die Kinderhöhlen in Berlin photographiert: das sind die Wohnungen der nicht einmal immer arbeitslosen Proletarier aus den Arbeitervierteln Berlins. „Wo Wohltätigkeit einsetzt, da ist im Staate etwas nicht in Ordnung“, sagt Multatuli. Und daß die Sammlungen für die Kinder keine sozialen Probleme lösen, ist gewiß. Aber wer diese Not einmal gesehen hat, wie ich, der weiß, daß jeder anständige Mensch in solchem Falle sofort nach der Brieftasche greift. Es ist die augenblickliche Reaktion auf einen solchen Anblick. Leere Räume und kalte Räume und rachitische Kinder und skrophulöse Kinder und Kinder, die den ganzen Tag überhaupt nicht ausgehen können, weil sie bis auf einen dünnen Kittel ganz nackt sind, und Frauen und Kinder, die krank und schmutzig in einer kalten Wohnung dunkle Winterwochen lang hocken, zwecklos, sinnlos, der Organismus nimmt den dünnen Nahrungsbrei auf, scheidet ihn wieder aus, wozu? wozu? Keiner hat ein Bett für sich allein. Sieben, zehn, dreizehn Menschen schlafen in einem Raum, in den kein Agrarier seine Schweine hineintreiben würde. Ein Säugling lag in einen langen Lumpen gewickelt, das war seine Wäsche. Wally und Willy, acht und sieben Jahre alt, haben wir gemessen: sie waren 90 Zentimeter hoch. Kümmerliche Ordnung, der kümmerlich aufflackerende Wille, nicht zu verlausen. Und alles vergebens. Der Friedenskram an den Wänden zerbröckelt. Neuen kann man nicht kaufen. In Aller Augen: Es hat ja doch keinen Zweck. Die glücklichen Kinder sterben. Die andern tun so, als ob sie leben.

Es gibt ein Konto bei der Bankfirma S. Bleichröder, Berlin W., Behren-Straße 63. Das heißt: Konto Kinderhölle.

*Ignaz Wrobel*

## Reporterdeutsch

Eine der angesehensten berliner Tageszeitungen berichtet:

„Außer von einem Mädchen, das er für seine Schwester ausgab, das aber in Wirklichkeit eine Bekannte von ihm war, besuchte ihn häufiger der Kaufmann K., den er von Hamburg her bereits kannte und angeblich mit ihm in Geschäftsverbindung stand.“

Buchstäblich. Kein Tertianer, ach was, kein dreizehnjähriger Volksschüler brächte das heute noch zustande. Aber Zeitungen, die sich ihres gepflegten Feuilletons rühmen, angesehene Zeitungen unsrer geliebten Geistzentrale Berlin, drucken solches Zeug, ohne daß sich der Herr Redakteur die Mühe auch nur der flüchtigsten Korrektur macht, sie drucken, und sie bezahlen sogar diese aus Gott weiß was für fremden Ländern oder fremden Bildungsschichten zugelaufenen Reporter, die mit ihrer kaum zusammengeleiteten Kriegsfabrikware von Deutschen anständigen Journalisten die Preise drücken.

Aber die gleiche Zeitung entzückt sich in ihrer nächsten Nummer darüber, daß ein Hilfsdiener des berliner Magistrats jetzt monatlich 1500 Mark, der Prosektor des Virchow-Krankenhauses, der ja „freilich nur ein geistiger Arbeiter“ sei, hingegen 1208.50 Mark beziehe.

Ein Blatt, das selbst die übelsten Preisdrücker geistiger Arbeit — exempla demonstrant — in Nahrung setzt, sollte zu diesen Fragen lieber schweigen.

*M. M. Gehrke*

Hauptmann Bostelmann hat, wie die Tagespresse berichtet, einen Brief an das berliner Polizeipräsidium gerichtet, worin er mitteilt, er entferne sich für einige Tage aus Berlin, um „den Belästigungen durch die Polizei“ zu entgehen. Mit dem gleichen Zuge ist, wie wir erfahren, auch der frühere Direktor des Eden-Hôtels, Birndörfer, von Berlin abgereist. In einem Schreiben an die Gefängnisdirektion hat er mitgeteilt, daß er die ihm zudiktierten neun Monate Gefängnis nicht absitzen wolle, da „er im Hinblick auf die herrschende Wohnungsnot es nicht übers Herz bringe, andern Strafgefangenen den warmen Platz im Gefängnis fortzunehmen“. Auch ein seit Wochen gesuchter Millionendefraudant hat sich diesem „Zug ins Ausland“ angeschlossen, mit der Begründung, daß er „aus reinem Patriotismus die große in seinem Besitz befindliche Summe bei Seite schaffe, damit sie nicht der Entente in die Hände falle“. Diese illustre Gesellschaft vervollständigt schließlich einer der erfolgreichsten Heiratsschwindler, der an seine sämtlichen Bräute schrieb, er verlasse Berlin, um sich „vor den Zudringlichkeiten den Damenwelt zu retten“. Hauptmann Bostelmann hat noch im Zuge begonnen, ein neues Freicorps zu gründen, dessen Stamm diese edlen Gemütsathleten bilden, und das er bald zur Stärke eines Regiments zu bringen hofft, um es später, im Ausland, zur Unterstützung der Orgesch bereit zu halten. Er glaubt, die militärische Ausbildung dieser Elitetruppe rasch bewirken zu können, da die meisten im Gebrauche der Waffen erfahren sind und den Felddienst wohl schnell erlernen werden dank ihrer Uebung im — Ausrücken.

*Viator*

Kopenhagens Neuer Nordischer Verlag schickt uns eine Ausgabe des „Aladdin“ von Oehlenschläger, übersetzt von Erwin Magnus. Ein Buch, das uns aus zwei Gründen wehmütig stimmt. Der Ausstattung und des Inhaltes wegen: solch Papier, solch Druck, solch Einband waren lange Zeit bei uns ausgestorben, und solche Menschen wie Aladdin sind es auch. Deutschland ernährt keine mehr.

So lesen wir wieder einmal das schöne Märchen in dramatischer Form. Was man hineingeheimnissen kann, was herauslesen, sagt Georg Brandes im ausführlichen Vor- und Nach-Wort.

Aber wir wollen garnicht nach Symbolen suchen. Wir wollen uns dem Märchen hingeben: der Verherrlichung des Nichtstuers, der immer wieder auf die Beine kommt. Wollen uns gestehen, daß solche Menschen heimlich unsre Liebe haben, unsre Protektion und ein bißchen Neid.

Ist es ein Märchen, ist es nicht Wirklichkeit je und je?! Die Macht des Geldes? Aladdin anno x rieb eine Lampe und bekam die Sultanstochter Gülnare zur Frau; Aladdin anno 1920 verschiebt zehntausend Lampen und bekommt eine Exherzogin zur Frau. Ein Märchen?

In der Dichtung aber steht noch hinter allem die Sinnlichkeit. Oehlenschläger schildert Aladdin mit fast weiblicher Liebe und kann sich nicht genug tun in der Beschreibung seines Helden. Da zu dieser großen sinnlichen Wirkung des Jünglings nun noch die Zauberkraft von Lampe und Ring tritt: wann wäre solcher Wirkung der Verlobungsring fern gewesen? Gar kein Märchen.

Da ist denn unsre Trauer, daß wir uns nicht den Luxus solcher Götterliebhaber, solcher geliebten Tau-

genichtse, solcher Glückspilze, ja nicht einmal einen kleinen Anatol mehr leisten können. Letzten Endes gibt es für uns Empfindsame eine Monarchie, die wir immer im Herzen tragen: die Herrschaft des Schönen, Reichen und Kühnen. Des *veni-vidi-vici*-Menschen, des leichten, des vielleicht etwas ungeistigen, desto sinnlichern.

Solch Idol müssen wir haben, solch Ideal pflegen wir grade im tiefsten Moraste. Darin stecken wir Deutschen ja nun, und darum ist uns ein Buch wie dieses, klangvoll, beschaulich und wohlhabend, ein Bedürfnis. Uns aus dem Paradies Vertriebenen. Kopenhagen schickt uns den Gruß aus einer bessern, der Märchen-Welt. Es ist uns schmerzliche Erinnerung und freudiges Hoffen. Es ist Nativität, Ruhe und Luxus.

*Otto Erich Schmidt*

### Ingo

Das ist bestes Variété. Auf der Bühne hockt ein Kerl, dessen Gesicht abwechselnd eine starre japanische Maske und ein ironisch-verziert glückverheißendes Kokottenlächeln ist: flammender Blick rechts, flammender Blick links, einmal Nüsternblähen, leises Zittern der Knie und des mit Fransen und einem mächtigen Pinsel verzierten Bauches. Und das alles von jener filigrandünnen Goldader der Ironie durchflossen, die dergleichen grade noch erträglich macht. Und dann tanzt er.

Tanzt wie Anitra, zu jener Musik, aber bewaffnet mit einem unheuern Reisekorb, aus dem es gar seltsam miaut. Und die braune Wüstenochter holt mit erschrocklich schönen Gesten die gewundene Schlange aus dem Korb, eine, die sich tagsüber ihr Leben als Löwenschwanz verdient, denn sie hat hinten eine Puschel. Man benutzt sie als Puderquaste und

tupft sich damit sorgfältig die kleinen pappen Brüste und die Achseln. Denn man ist doch eine Dame, immerhin . . . Und gleich hinterher: Ansichtskartenpose, Mädchen mit Schlange, Scirocco, Oase, Großaufnahme.

Und ein japanischer Teufel sägt sich mit der Sorgfalt eines ordentlichen Hausvaters den Bauch durch, ein Fakir klirrt mit Ketten, eine Sarah Bernhardt, mits Holzbein und unerhört langen spinnwebdünnen Fingern und einer Juwelierauslage darauf, ordnet melancholisch-pretenziös ihr wuschliges Lockenhaar und legt Ihnen eine Leidenschaft hin . . . !

Der Höhepunkt: Isadora Duncan. Die göttliche Griechin wandelt auf zwei Füßen dahin, die so breit sind wie das Tempelhofer Feld (die großen Zehen kann man leise einwärts bewegen). Zwei kleine ovale Sandsäcke lassen diskret den keuschen Busen verraten, und ein Bauch wölbt sich wie ein Ei. „Ich habe jahrelang gebraucht, um meinem Körper diese plastische Reife zu verleihen — Sie sind wohl das hundsordinärste Publikum, das mir jemals vorgekommen ist . . .“ Und dann tanzt der Junge, der übrigens einen famosen männlichen Akt hat: ‚Junge Liebe‘ und ‚Freude‘ — und streut dazu Blümskens aus („Wenn ich fertig bin, duftet es nach Frühling . . .“) und dann eine Angelegenheit, bei der der ganze Saal aus den Pantinen kippt: ‚Kindlicher Trotz‘. Da schlug er mit seinen Pappbeinen fast das ganze Podium herunter. Unbekümmert durch die Welt, juhu . . .

Nach so viel falschen Illusionen endlich einmal Einer, der wirklich desillusioniert. Seht ihn euch Alle an! Er ist die Hauptnummer des ‚Potpourris in der Bellevue-Straße‘.

*Peter Panter*

# Antworten

Alfred Döblin. In Nummer 42 hat Harry Kahn mit Kasimir Edschmid auf eine Art abgerechnet, die allgemein als Wohltat empfunden wurde. Nun schreiben Sie mir, daß der Satz, auf den hin Harry Kahn seinen Angriff unternommen habe: daß nämlich ein „Schreiber großer und gerühter Bücher“ „mit unmöglichen fetten Frauen schlafe“, von Edschmid niemals auf Heinrich Mann gemünzt worden sei. Zum Beweis schicken Sie mir Gurlitts Almanach mit dem Novellenfragment ‚Sarö‘, und tatsächlich spricht darin nicht Edschmid, sondern eine erdachte Figur namens Almqvist, und tatsächlich ist nirgends angedeutet, daß jener Schreiber großer und gerühmter Bücher Heinrich Mann sei. Ich habe Kahn Gurlitts Almanach sofort geschickt und ihn um Aufschluß gebeten, und der lautet folgendermaßen: „1. Im Frühsommer dieses Jahres erhielt ich eine Nummer des ‚Bücherwurms‘. Darin stand, als Abdruck aus Gurlitts Almanach gekennzeichnet, ein Beitrag von Kasimir Edschmid, überschrieben: ‚Frauen‘. Nur am Schluß war durch ein ‚usw., usw.‘ angezeigt, daß das Original hier nicht zu Ende ginge. Daß der Anfang jedoch nicht mit dem des Originals (im Almanach) zusammenstimme, war umso weniger ersichtlich, als die Anfangssätze sich, stilistisch durchaus möglich, an den Titel ‚Frauen‘ anschlossen. 2. Die vollständige Originalarbeit in Gurlitts Almanach ist mir erst heute zu Gesicht gekommen. 3. Die Voraussetzung für meinen Angriff also war unbedingt der essayistische Charakter des mir vorliegenden Aufsatzes ‚Frauen‘, und aus ihm hervorgehend die unbedingte Annahme, daß die darin ausgedrückten Ansichten die des Verfassers und nicht die einer von ihm eingeführten Figur seien. Darin mußte ich bestärkt werden durch die innere Form und den Inhalt des Ganzen, die sich genau an frühere essayistische Arbeiten Edschmids anschlossen. Ich erinnere an den in den ‚Weißen Blättern‘ erschienenen Aufsatz über einen Winter in Partenkirchen. 4. In diesem Aufsatz hatte Edschmid begonnen, über jeden gesellschaftlichen Zweifel erhabene Frauen mit Namen aufzuzählen und zwar in einer Weise, wie es bisher nur in der chronique mondaine — die ja für jeden Eingeweihten zum größten Teil eine chronique demimondaine ist — gewisser wiener und pariser Tageszeitungen üblich war. Bald darauf erschien, ebenfalls in den ‚Weißen Blättern‘, die Novelle ‚Kerstin‘ von Edschmid. In dieser kam eine Frau vor, deren exotisch klingender Name durch die Auswechslung zweier Buchstaben im Namen einer jungen Dame entstanden war, mit der Edschmid eine längere Freundschaft verband. Hunderte von Menschen in und um München und anderswo mußten wissen, worauf die Schilderung ging, deren abschendlich unflätiger Charakter Edschmid in Nummer 42 des fünfzehnten Jahrgangs der ‚Weltbühne‘ unter dem Titel ‚Eumaios‘ verwiesen wurde. 5. Für jeden Unvoreingenommenen, aber mit den bisherigen Arbeiten Edschmids Vertrauten mußten darum die im ‚Bücherwurm‘ abgedruckten Seiten als eine ganz natürliche Fortsetzung jener beiden Arbeiten gelten, so unnatürlich die Schamlosigkeit darin sich gebärdete. Es bedarf nicht der Schnüffelei, um grade bei Edschmid fort und fort und immer wieder auf derlei zu stoßen. Man liest es die ersten Male mit Ekel, und beim dritten Mal verdichtet sich der Ekel zur Wut. So ist mir — und vielen Andern, die ich mit Namen nennen könnte — die Galle ins Blut getreten, als ich diese widerwärtigen Anspielungen im ‚Bücherwurm‘ las.“ Im ‚Bücherwurm‘ las! Daß Kahn nicht Gurlitts Almanach, sondern den ‚Bücherwurm‘ gelesen hatte, mußte Edschmid, der ja selbst, wie ich nachträglich sehe, im ‚Zwiebelfisch‘ die Machenschaften des ‚Bücherwurms‘ aufgedeckt hat — wenn nicht wissen, so doch bis zur Gewißheit vermuten. Was lag näher, als mich sofort aufzuklären oder aufklären zu lassen! Eine Postkarte, ein Telegramm

— und acht Tage, nachdem Harry Kahns Artikel erschienen, war hier die Sache richtiggestellt (so, wie sie auf Ihren Brief, verehrter Alfred Döblin, heute richtiggestellt wird). Nichts dergleichen erfolgte. Dergleichen hätte zwar eine angeblich gekränkte Ehre repariert, wäre aber viel zu geräuschlos gewesen. So wurde von Edschmids Trabanten eine wilde Reklame-Aktion veranstaltet, nämlich die halbe Schriftstellerei des Deutschen Reiches von Bremen bis Beuthen und von Konstanz bis Königsberg zu einem feierlichen Protest gegen Harry Kahn zusammengetrommelt. Damit ehrenwerte Männer, Poeten von Rang und Essayisten von ethischen Graden, ihre Unterschrift zum Schutze des armen Edschmid leisteten, wurde ihnen verschwiegen, was der „Bücherwurm“ aus der Veröffentlichung in Gurlitts Almanach gemacht hatte, wurde kalten Blutes also das literarische Verbrechen begangen, dessen Kahn jetzt geziehen wird. Womit bewiesen ist, daß Kahn dem Edschmid als Gesamtfigur kein Unrecht zugefügt hat. Nachdem dieser Deutschverderber lebenden Frauen die Kleider vom Leibe gerissen hat, ist purer Zufall oder wahrscheinlich Feigheit, daß er nicht einem lebenden Dichter die Bettdecke weggezogen hat. Aber fest steht und soll stehen, daß er dies nicht getan hat. Streicht die Behauptung, daß ers getan hat, aus der Charakteristik, die Harry Kahn in Nummer 42 des sechzehnten Jahrgangs der „Weltbühne“ von Eumaios aus Darmstadt gegeben hat. Der Rest dieser Charakteristik ist die einzige literarische Leistung, die den Namen Kasimir Edschmid auf die Nachwelt bringen wird.

**Friedenauer.** Daß dein Käseblatt, von allzu vielen Hausfrauen der Magistrats-Anzeigen wegen gehalten, noch munter im Ungeist von 1914 einhertobt, ist für ein schlechtes deutsches Lokalblatt selbstverständlich. Zum Beispiel so: „Ein Nachspiel zu den Kapp-Tagen.“ Nein, es ist schade um jede Zeile, die man an die Zitierung einer derartig albernen Frechheit verschwendet. Verlangt wird Schadenersatz für die Kapp-Offiziere, die von der Menge überfallen und beraubt worden sind. Nächstens werden sich noch die Einbrecher von der Wedding-Kolonie Schadenersatz zahlen lassen, wenn ein Kriminalbeamter sie angeschossen hat. Lüttwitz ist frei — aber wehe dem Redakteur, der an ihn zu tippen wagt! Dieser Gesellschaft geht es nicht ein, daß auf genau derselben Stufe wie eine Aufforderung zu Gewalttaten von ultrakommunistischer Seite solch ein Satz aus einer Sitzung des Preußens Bundes Ortsgruppe Friedenau steht: „Wenn der Redner einen Wunsch hegen dürfte, wäre es der, einmal noch zu sehen, wie der König von Preußen durch das Brandenburger Tor reitet (stürmischer Beifall), und einmal noch den strammen Schritt preußischer Grenadiere zu vernehmen, in den die Musikkapelle hineinbrausen läßt: Ich bin ein Preuße! (tosender Beifall).“ Daß wir die Wehrpflicht noch nicht wieder haben, liegt nur an der Entente, die uns, ohne das Gute zu wollen, vom Bösen befreite. Alles in Deutschland, was ein bißchen was ist, sehnt sich nach dem Kasernenhof, und weil keine genügend starke Gegenströmung da ist — wer weiß, wie balde!

Für die politischen Gefangenen in Bayern haben ferner eingesandt: Baruch, Berlin, 18 Bücher, 50 Zigaretten, 2 Tafeln Chocolate; X. 9 Bücher, 7 Hefte der Friedenswarte; Hadak, München, 20 Mark; M. F., New York, 200 Mark; M. B., Berlin, 4,95 Mark; L. M., Frankfurt am Main, 25 Mark.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Dieser Nummer ist ein Prospekt des Verlags Gustav Kiepenheuer beigelegt, ein Prospekt des Verlags Der Neue Merkur eingeklebt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postcheckkonto: Berlin 11 958.  
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Irland von H. v. Gerlach

Selten hat London einen eindrucksvollern Leichenzug gesehen als den des Bürgermeisters Terence Mac Swiney von Cork. Ein irischer Rebell! Er stand in so dringendem Verdacht, an der Verschwörung zur Ermordung der englischen Polizisten aktiv beteiligt zu sein, daß die englische Regierung, als sie nach Beginn des Hungerstreiks mit Gesuchen, ihn freizulassen, gradezu überschüttet wurde, das nicht tun zu dürfen glaubte. Und so hungerte Mac Swiney sich zu Tode, in jenem Fanatismus des Hasses, wie er auch Sir Roger Casement beseelt hatte. Und wie er für die ganze Sinn-Fein-Bewegung charakteristisch ist. Bei uns sind Lissauers wilde Strophen so ziemlich verschollen. In Irland sind sie verzehrende Aktualität.

Die Iren benutzten den Transport der Leiche ihres nationalen Märtyrers durch London zu einer Demonstration ohnegleichen. Im Herzen der Hauptstadt des britischen Imperiums der drohende Massenaufmarsch der irischen Revolutionäre! Nicht einmal die Soldaten der irischen republikanischen Armee in Uniform und vollem Waffenschmuck fehlten.

Und die englische Regierung rührte nicht die Hand, um eine Demonstration zu verhüten, die der denkbar herausforderndste Akt bewaffneten Hochverrats war. Die Policemen waren nicht dazu da, den Massenzug zu hindern, sondern nur dazu, ihm den Weg freizuhalten. Die wilde Geste der Provokation beantwortete das englische Kabinett mit der großen Geste gelassenen Gleichmuts.

\*

Der Verlauf des Leichenzuges scheint mir typisch für das augenblickliche Verhältnis von Irland und England.

Die Iren überbieten sich in Herausforderungen. Seit Beginn dieses Jahres sind zweihundert englische Polizisten in Irland meuchlerisch ermordet worden. Ein Priester, der in der Kirche gegen solches Morden predigte, wurde den Tag darauf selbst ermordet vorgefunden. Vor kurzem erst, an einem Sonntag in aller Frühe, wurde den britischen Offizieren in Dublin eine Bartholomäusnacht bereitet: in den Betten zumeist wurden sie getötet.

Die britische Regierung hat sich nur sehr zögernd dazu entschlossen, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. Jetzt allerdings ist bei den britischen Truppen die Stimmung über die heimtückische Abschachtung ihrer Kameraden so erbittert, daß sie manchmal zu genau so unverantwortlichen Repressalien sich hinreißen lassen, wie das 1914 von den deutschen Truppen gegenüber den Taten der angeblichen belgischen Franktireurs geschah. Aber die Regierung selbst bewahrt die denkbar größte Zurückhaltung. Hie und da lassen sich einzelne ihrer Mitglieder zu schweren Drohungen hinreißen, die dann prompt bei der Opposition (unabhängige Liberale und Arbeiterparteilere) schärfster Zurückweisung begegnen. Aber im allgemeinen veranlaßt sie jeder mißlungene Versöhnungsversuch doch nur dazu, immer neue Vermittlungsvorschläge auszuarbeiten.

\*

Das Verhältnis von Irland zu England wird in Deutschland gewöhnlich ganz falsch beurteilt. Von den meisten Leuten sicherlich nicht aus böser Absicht. Aber ich habe oft den Eindruck, daß im Durchschnitt das deutsche Publikum über Irland nicht viel gründlicher unterrichtet ist als über Albanien oder Afghanistan. Man sieht in den Iren Feinde Englands und nimmt deshalb mit einer Art Schadenfreude jede England abträgliche Nachricht aus Irland gläubig entgegen.

Das England von heute leidet schwer unter den Sünden der Vergangenheit. Zur Zeit der Glaubenskämpfe vor dreihundert Jahren wurde das katholische Irland von dem protestantischen England mit der ganzen Brutalität des damals üblichen militärischen und politischen Systems unterworfen. Man eroberte nicht bloß: man rottete vielfach aus. Und vor allem: man enteignete. Die Iren wurden zu landlosen Proletariern herabgedrückt, die für die Absentees, die in England residierenden protestantischen Lords, als halbe Sklaven fronden mußten. Zum religiösen und nationalen Gegensatz trat der soziale. Und gab dem ganzen Verhältnis den bis auf den Grund vergifteten Charakter.

Bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dauerte die Unterdrückungspolitik Englands gegenüber Irland. Die Grüne Insel verarmte und verlumpete immer mehr. Es trat eine Massenflucht der Bewohner nach Amerika ein, wo sich ein fanatischer Agitationsherd gegen England bildete. Was in Irland zurückblieb, war arm, verzweifelt, zu jeder Gewalttat bereit, sehr ungebildet, fanatisch klerikal, vielfach dem Trunk verfallen.

Je mehr die Politik Englands im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts in moderne Bahnen einlenkte, umso mehr sahen die englischen Staatsmänner ein, daß England nie ganz gesund werden könne, solange es die offene Wunde Irland an seinem Leibe trage. Es setzte eine Reformgesetzgebung so großzügiger Natur ein, daß ein Vergleich zwischen den Rechten, die die Polen in Preußen und die Iren in England so um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts herum hatten, ein für Deutschland beschämendes Ergebnis zeitigt. Ich will mich auf ein Zeugnis berufen, das als unverdächtig gelten kann, weil es von einem meiner politischen Antipoden ausgeht. In dem Staats- und Gesellschaftslexikon des großen Konservativen Hermann Wagener heißt es über Irland aus dem Jahre 1862:

Irland ist frei de jure wie de facto; es besitzt alle englischen Freiheiten, persönliche wie lokale und allgemeine. Diejenigen, welche von tatsächlicher Unterdrückung Irlands sprechen, würden erstaunt, vielleicht erschreckt sein, wenn man ihnen die Freiheit gäbe, deren sich Irland erfreut. Nicht allein, daß Irland bürgerlich frei ist: auch inbezug auf den Anteil an der Regierung ist die Gleichheit zwischen Engländern und Irländern, zwischen Katholiken und Protestanten vollständig. Im Hinblick auf Besteuerung wird Irland geschont und ist selbst privilegiert; es zahlt Grundsteuern nur für lokale Ausgaben und ist allen indirekten Steuern nicht unterworfen. Der Elementarunterricht wird in allen Kirchspielen ohne Unterschied der Konfession umsonst erteilt; jede Baronie (Distrikt) besitzt ein Armenhaus, in welches alle Bewohner



der Baronie, die es verlangen, aufgenommen, und worin sie ernährt werden. Mit den Armenhäusern sind Hospitäler und Hospizien verbunden. Ein vom Räte des Kirchspiels ernannter Arzt gewährt seinen Beistand und verabfolgt umsonst die Arzneien — kurz: in keinem andern Lande legt sich die Gesellschaft zu Gunsten der armen und leidenden Klassen größere Lasten auf.

England, das vor dreihundert Jahren die irischen Bauern zu Gunsten der englischen Lords enteignet hatte, ging nun schrittweise mit der Enteignung der Lords zu Gunsten der irischen Pächter vor. Zu fabelhaft günstigen Bedingungen wurde ihnen der Erwerb des von ihnen bewirtschafteten Landes ermöglicht. Dazu kamen seit der ersten Homerule-Vorlage Gladstones von 1886 an immer erneute Versuche, Irland Autonomie im Rahmen des britischen Imperiums zu geben. Die besten englischen Staatsmänner setzten ihre ganze Kraft daran, Irland die Freiheit zu verschaffen, die allen nationalen Aspirationen des Landes gerecht werden mußte. Sie hatten schwerste Widerstände zu überwinden: bei breiten Schichten des englischen Volkes, dem das verpfaffte irische Volk unsympathisch war; bei den Imperialisten, die in Homerule den Anfang vom Ende des britischen Imperiums sahen; bei dem konservativen Oberhaus, das vor allem aus der Solidarität der Großgrundbesitzer-Interessen heraus handelte; und nicht zum wenigsten bei dem radikalsten Teil der Iren selbst, der nicht Verständigung, sondern Krieg wünschte. Und dabei geistig und vor allem materiell von der irischen Kolonie in den Vereinigten Staaten unterstützt wurde.

Endlich im Sommer 1914 schien die Lösung sicher. Zwar waren die Gemüter der protestantischen Ulsteraner auf der einen und der katholischen Mehrheit Irlands auf der andern Seite so erhitzt, daß vielfach das Gespenst des Bürgerkriegs an die Wand gemalt wurde. Aber die Staatsklugheit Lloyd Georges hatte einen so gerechten Homerule-Vorschlag zustande gebracht, daß ihn gewiß die Masse der Iren ebenso wie die Masse der Engländer angenommen hätte. Putsche hätte es vielleicht da und dort gegeben. Aber an Bürgerkrieg war nicht zu denken, da Sinn Fein damals nur eine ohnmächtige Sekte war.

\*

Da brach der Weltkrieg aus.

Das liberale Kabinett verwandelte sich in ein Koalitionskabinett. Mit Rücksicht auf die Konservativen wurde Homerule zurückgestellt. Lloyd George mußte das Beste an seinen politischen Grundsätzen in den Silberschrank stellen, um einen Mann wie den haßerfüllten Ulsteraner-Führer Sir Edward Carson in sein Kabinett aufnehmen zu können.

Nichts verbittert mehr als enttäuschte Hoffnung. Die Iren, die sich im Juli 1914 unmittelbar vor dem Ziel gesehen hatten, hielten sich für getäuscht und betrogen. Die maßvollen Führer der Nationalistenpartei büßten allmählich jeden Einfluß ein. Sinn Fein wurde der Nachfolger der Nationalisten. Mit andern Worten: anstelle der Forderung von Homerule trat die der selbständigen irischen Republik. Der legale parlamentarische Kampf wurde durch den revolutionären Guerillakrieg ersetzt.

\*

Die ganze Größe des irischen Problems kann man sich nur dann klar machen, wenn man die nationale und religiöse Struktur Irlands bis in ihre Einzelheiten kennt. Die Grüne Insel ist alles eher als einheitlich. Von ihren vier Teilen sind Munster, Leinster und Connaught fast rein keltisch und katholisch, Ulster dagegen ist nur etwa zur Hälfte auch katholisch und keltisch, zur andern Hälfte protestantisch und angelsächsisch. Und zwar wohnen die Protestanten in dem reichsten, industriell am weitesten entwickelten nordöstlichen Teil um Belfast herum ziemlich geschlossen. Sie, die Orangemen, hassen die Iren mit derselben Intensität des Hasses, die die Iren den Engländern im allgemeinen gegenüber empfinden. Sie wollen um jeden Preis bei England bleiben, um keinen Preis einem irischen katholischen Parlament unterstellt werden. Ihre Parole ist die alte Parole Randolph Churchills: Ulster will fight and Ulster will be right. Lieber Bürgerkrieg als Unterstellung unter Dublin statt unter London!

Die katholischen Iren wiederum verlangen, daß ganz Irland als eine Einheit behandelt werde. Sie verwerfen, wie das erst kürzlich die neunundzwanzig katholischen Bischöfe Irlands in ihrem Hirtenbrief in den wildesten Ausdrücken getan haben, die ethnographisch-religiöse Lösung und verbeißen sich auf die rein geographische Lösung. Ulster mag die Iren noch so sehr hassen — Ulster muß, ob es will oder nicht will, von England los und zu Irland. Mit andern Worten: An die Stelle der bisherigen Zwangsehe zwischen Erin und England soll in Zukunft die Zwangsehe zwischen Ulster und Irland treten. Die eine Knechtung soll durch eine andre ersetzt werden.

Für jeden objektiv Denkenden, für den weder die Historie noch die Geographie über das Schicksal von Völkern zu entscheiden hat, gibt es nur einen Ausweg: das Selbstbestimmungsrecht des Volkes.

Die drei unzweifelhaft irisch-katholischen Teile Irlands haben Anspruch darauf, jede im Rahmen des englischen Reiches mögliche Selbständigkeit zu erlangen. Sie können ein Dominion nach dem Muster von Canada, Süd-Afrika und Australien bilden. Der unzweifelhaft angelsächsisch-protestantische Teil von Ulster bleibt bei England, erhält so viel Homerule, wie er will. Die zweifelhaften Grafschaften Ulsters haben sich durch Plebiszit zu entscheiden, ob sie von Belfast oder von Dublin regiert werden wollen. Für die gemeinsamen Angelegenheiten Irlands und Ulsters wird aus den beiden Parlamenten in Dublin und Belfast ein gemeinsamer Ausschuß gebildet, etwa nach dem Muster der frühern oesterreich-ungarischen Delegationen.

\*

So sähe die Lösung des irischen Problems aus, wenn die Vernunft den Ausschlag gäbe. Aber zur Zeit regiert in Irland die Unvernunft. Ob sie überwunden werden kann? Die klügsten und besten Engländer verzweifeln fast daran. Freilich: der Genius der englischen Staatskunst hat schließlich immer noch selbst aus den verzweifeltsten Lagen einen Ausweg zu finden gewußt.

# Antibolschewistische Blockspielereien

von Elias Hürwicz

Wrangel ist besiegt. Vernichtet ist der letzte militärische Hort, die letzte Hoffnung der aktiven Antibolschewisten. Freilich eine zuletzt ziemlich zusammengeschrumpfte Hoffnung: sprach doch Wrangel selbst nur davon, in der Krim einen russischen Musterstaat en miniature, als Keim des künftigen Großrußland, schaffen zu wollen, und warnte er doch selber davor, schon jetzt „in Moskau die Glocken läuten zu hören“. Nun ist auch diese letzte Hoffnung geschwunden. Was nun? Der Russe kennt in der Politik nicht so sehr Notwendigkeiten als Möglichkeiten, oft freilich sehr „unbegrenzte“ Möglichkeiten. Wrangel ist geschlagen — es lebe Wrangel! Die letzten Reste der freiwilligen-Armee sind aus Rußland verjagt. Schadet nichts; sie werden eben im Ausland wieder organisiert. Gewiß: man kann jetzt nicht einmal mehr auf die Unterstützung Frankreichs rechnen. Aber der Ertrinkende greift bekanntlich selbst nach einem Strohalm. Eine bewunderswerte Zähigkeit, wenn sie nur nicht so chimärisch wäre! (Ich empfinde mein Amt als objektiver Beobachter meinen Landsleuten gegenüber oft als bitter.)

Parallel mit diesen militärischen Aspirationen werden aber auch neue Parteibildungen betrieben. Gegenwärtig hält vor allem der Gedanke, einen einheitlichen antibolschewistischen Block bürgerlicher und sozialistischer Parteien (namentlich der Kadetten, Sozialrevolutionäre und Volkssozialisten) zu schaffen, die Geister im Schwunge. Diesem „Nationalen Zentrum“ sollen die folgenden Aufgaben zugewiesen werden: Schutz der internationalen Interessen Rußlands und seiner territorialen Integrität, ferner die Beziehungen mit den Vertretern der Randstaaten. Seine allgemeine, seine Hauptaufgabe aber ist der Kampf mit dem Bolschewismus.

Der Versuch einer derartigen Blockbildung ist keineswegs neu. Es genügt hier, das sogenannte Ufaer Direktorium, die Konferenz in Jassy, sowie endlich die Blockbestrebungen des pariser „Russischen politischen Komitees“ vom Frühjahr 1920 zu erwähnen. Diese Versuche sind kläglich gescheitert. Und kein andres Schicksal erwartet allen Anzeichen nach das gegenwärtige Beginnen. Und wenn es schon in Erfüllung ginge: was wäre dadurch erreicht? Kann man vom Ausland aus, ohne Armee, von den frühern Bundesgenossen verlassen, einen wirksamen Kampf gegen den Bolschewismus im russischen Lande führen? Der gegenwärtig in Berlin residierende Kadettenführer Nabokow ist Realpolitiker genug, um die Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens zu durchschauen.

Aber nicht einmal theoretisch ist die Möglichkeit der Blockbildung gegeben. Statt Europa wenigstens einen einheitlichen Willen zu einem neuen und gesunden Rußland zu zeigen, einen Willen, vor dem alle andern Fragen in den Hintergrund treten, dient der Blockversuch lediglich dazu, die alten querelles de famille wieder ans Tageslicht zu fördern. Politische Rechthaberei, persönliche Mißachtung des politischen Gegners, Hineintragung „moralischer“ Entrüstung in die politische Polemik: das sind

alles auch hierzulande wohlbekannte Anzeichen des Apolitismus eines Volkes. Im russischen Parteiwesen sind sie doppelt so stark.

Und auch in sich sind die Parteien zerfallen. Das gilt besonders von der gegenwärtig wohl bedeutendsten Partei der Sozialrevolutionäre, die, dem Plane gemäß, den Hauptblock des neuen Blocks bilden soll. Ein Teil dieser Partei (dessen Vertreter beispielsweise Bunakow und Tschaikowski sind), ist zur Blockbildung prinzipiell bereit; ein anderer Parteiteil, dessen Organ die prager Zeitung „Wolja Rossij“ (Rußlands Wille) ist, sträubt sich aber prinzipiell „gegen die Verbindung mit gesellschaftlichen Gruppen und Parteien, die sich durch Sympathien für reaktionäre Abenteuer kompromittiert haben“ (ein Hieb namentlich gegen die Kadetten und ihre Unterstützung Wrangels). Danach soll also der Verzicht auf jeden militärischen Kampf mit den Bolschewiki zur grundsätzlichen Voraussetzung des neuen Blocks gemacht werden. Werden aber und können die Kadetten auf diese Bedingung eingehen? Umgekehrt betont der bekannte Oktobristenführer Gutschkow, daß eben die Weiterunterstützung Wrangels die Voraussetzung der neuen Blockbildung sein muß: „Eine bloße Emigrantenvereinigung, das heißt: eine Vereinigung, welche den Stimmungen von Leuten, die bereits aktiv an dem Kampfe mit dem Bolschewismus teilgenommen haben, keine Rechnung trägt, zu gründen, wäre gefährlich. Daher muß Wrangel in der Blockbildung eine beherrschende Stellung einnehmen, sonst werden wir unser Gebäude auf Sand bauen.“ Die Partei der Volkssozialisten dagegen will, vor der Hand wenigstens, aus der Blockpolitik den bewaffneten Kampf mit den Bolschewiki ausschalten. Danach soll das allgemeine Programm des neuen Blocks, wie ein politischer Berichterstatter in allem Ernst sagt, darauf hinauslaufen, „die Notwendigkeit eines Sturzes der Sowjetmacht anzuerkennen, aber ungeachtet der Frage, durch welche konkreten Mittel diese Aufgabe erfüllt werden soll“. Erinnert das Alles nicht an den Turmbau zu Babel?

Es gibt eine jedem Russen wohlbekannte Fabel Krylows: ein Schwan, ein Krebs und ein Hecht spannten sich vor einen Wagen. Aber der Schwan wollte fliegen, der Hecht ins Wasser und der Krebs zurück. „Und so steht der Wagen heute noch auf dem alten Fleck.“

---

## Das Streikrecht der Beamten von Karl Rothhammer

Die Art, wie in den letzten Wochen die Forderungen der Beamten auf Steigerung ihrer Bezüge und im besondern die Frage des Beamtenstreikrechts von den Parteien behandelt worden sind, gibt eine klassische Aufklärung über das Wesen dessen, was man gemeinhin Tagespolitik heißt, eine Aufklärung, brutal genug für uns, um daran die Bedeutungslosigkeit von Grundsätzen und Gesinnung gegenüber Notwendigkeit und Taktik wieder einmal nachzuweisen.

Am ärgsten haben es offenbar die Deutschnationalen getrieben. Ihr Antrag, von dem sie wissen mußten, daß seine Annahme eine Regierungskrise verursachen würde, ging über Das hinaus, was die Sozialdemokraten forderten. Und wenn der

deutschnationale Redner, der frühere preußische Finanzminister und Nachfolger Miquels, davon sprach, daß man den Beamten, wenn man von ihnen den Verzicht auf das Streikrecht verlange, auch zu ihrem Lebensrechte verhelfen müsse, so war der Unterton, daß immerhin und unter gewissen Umständen der Streik auch für den Beamten . . . wohl für die durch steigende Not überreizte Beamtenschaft beabsichtigt. Von einer grundsätzlichen unerbittlichen Ablehnung des Streikrechts der Beamtenschaft hat Herr Hergt jedenfalls nicht gesprochen. Wiederum hat er auch zu verstecken gewußt, daß die Deutschnationalen nur darum mehr als die Sozialdemokraten forderten, weil sie den höhern Beamten und damit wohl in der Hauptsache ihren Spezialwählern gefällig sein wollten. Im Hinblick auf die kommende Preußenwahl war eine Beamtenfreundschaft, möglichst in die Breite gehend und auch den letzten Mann am Postschalter oder an der Weiche erfassend, immerhin recht vorteilhaft.

Auch die Kommunisten verfolgten die Taktik, einen möglichst großen Block der Beamten für sich zu gewinnen. Sie deuteten die Absicht der Regierung, mit Kinderzulagen zu arbeiten, als eine unerträgliche Benachteiligung der Jüngern und Unverheirateten, und die „Rote Fahne“ erklärte reichlich naiv: „Diese, die in der ganzen Bewegung naturgemäß ein besonders treibendes Element darstellen, will man isolieren und von den ältern Beamten abspalten“. Ein Bekenntnis, für den politischen Skeptiker genau so reizvoll wie das der „Deutschen Tageszeitung“: „Wer hat den Arbeitern alles zugestanden und damit die Beamtenschaft ins Hintertreffen gebracht?“ Ueberall also: die parteipolitische Konstellation im Vordergrund der Erwägungen, überall Maske, Schachzug, Agitation und dahinter letzten Endes die Angst vor der Verantwortung. „Niemand“, sagt der „Vorwärts“ noch vor erfolgter Abstimmung über die einigermaßen ultimatorischen Erklärungen der Regierung und die darüber hinausgehenden Zusatzanträge der Parteien, „wäre sichtbar, der die Erbschaft des Kabinetts Fehrenbach antreten wollte.“ Eine bemerkenswerte Ohnmachtserklärung, wie sie wenige Tage zuvor ja auch von dem frühern sozialdemokratischen Reichskanzler Hermann Müller abgegeben worden war, der wünschte, daß die Zwangslage für die Sozialdemokratie, im Interesse der Arbeiterschaft wieder in die Regierung einzutreten, noch recht fern sei — eine Auffassung, die richtig, nicht allein parteipolitisch richtig ist, die aber beweist, daß der sogenannte moralische Mut zur Tat, der Wille zum Regieren, zur Verwirklichung von Gesinnung und Grundsätzen nicht immer bequem oder gar erfolgssichernd ist. Auch von Jesus heißt es, daß er zu gewissen Zeiten in die Wüste entwich.

Die Groteske steigert sich. Jahrzehnte lang hat die Sozialdemokratie für das Koalitionsrecht der Beamten gekämpft. Dabei ist nie gesagt worden, daß der Streik kein integrierender Bestandteil der Beamtenkoalition sein solle. „Erst nach Erringung des freien, unbeschränkten Koalitionsrechts wird sich die Lage der Eisenbahnangestellten zu ihrem Vorteil ändern“, heißt es 1908 im „Handbuch für sozialdemokratische Landtagswähler“. Wobei zum richtigen Verständnis des Begriffes vom unbeschränk-

ten Koalitionsrecht beachtet werden muß, daß weiland Herr Budde, Diktator der preußischen Eisenbahnen, in seiner berühmten Apotheose vom „Herrn im Hause“ ausdrücklich erklärte: die Koalitionsfreiheit solle durch ihn nicht beschränkt werden, aber eine Unmöglichmachung des Eisenbahnbetriebes, „wie wir sie im Nachbarlande gesehen haben“, werde er als Umsturz nicht dulden. Hier ging es also um das Streikrecht, und allerdings auch um die zur Vorbereitung und Ermöglichung eines Streiks einmal erforderlichen Zusammenschlüsse. Aber der Streik war das zentrale Problem all dieser jahrzehntelangen Kämpfe um das Koalitionsrecht der Eisenbahner wie der übrigen Beamten. Ausdrücklich heißt es in dem Jahrgang 1913 desselben sozialdemokratischen Handbuchs für die Landtagswähler: „Als der verstorbene Minister Budde im März 1904 im Abgeordnetenhaus verkündete, daß den Angestellten und Arbeitern der Eisenbahnverwaltung selbstverständlich das Koalitionsrecht zustehe, nur sollten sich ihre Organisationen nicht unterstehen, an die Möglichkeit eines Streiks zu denken oder gar einen solchen auszuführen, da war es ein Zentrumsabgeordneter, der Abgeordnete von Savigny, der ausdrücklich seine Zustimmung zu dieser Auffassung über das Koalitionsrecht der Eisenbahner erklärte.“ Das Handbuch von 1913 brandmarkt diese Auffassung und weist gleichzeitig auf das schärfste zurück, daß der Zentrumsabgeordnete Herold erklärt hatte: „Das Recht der Koalition ist an sich unbestreitbar, es können aber Rücksichten auf das Allgemeinwohl obwalten, eine Einschränkung vorzusehen oder: das Koalitionsrecht der Eisenbahner bedarf einer andern Regelung als das der gewerblichen Arbeiter.“

Kein Zweifel, daß zum Koalitionsrecht der Beamten, wie die Sozialdemokratie es damals gefordert hat, auch der Streik als entscheidendstes Instrument der koalitierten Arbeitnehmerschaft gehören sollte. Nun ist gewiß zuzugeben, daß durch die Revolution die politischen und wirtschaftlichen Freiheiten der Beamten außerordentlich vermehrt worden sind. Das ändert aber nichts an dem Umstand, daß am zwanzigsten Februar 1920 die Reichsregierung, in der die Sozialdemokratie saß, gemeinsam mit der sozialdemokratisch geführten preußischen Staatsregierung eine Erklärung abgab, die zu dem strikten Streikverbot des Ministers Giesberts erst die Basis lieferte. In dieser von den sozialdemokratischen Ministern mitverantworteten Erklärung wird naturgemäß das Koalitionsrecht der Beamten anerkannt, aber hinzugefügt, daß das sogenannte Streikrecht mit dem Begriff des Koalitionsrechts nicht untrennbar verbunden sei. Es wird dann weiter ausgeführt, daß der Beamte nicht streiken dürfe, es wird von seinem Treueid, von seiner lebenslänglichen Anstellung, vom Ruhegehalt und von der Hinterbliebenen-Fürsorge, von Disziplinarverfahren und Dienstentlassung gesprochen. Alles genau so, wie es einst, wenn auch etwas härter, Budde und Breitenbach gesagt haben würden. Hochgefühl des Zynikers: die praktische Politik fragt nur nach dem, was notwendig ist, aber selten nach dem Bekenntnis. Auf Vieles, was gepredigt und gefordert wurde, muß verzichtet werden, wenn aus Worten Taten werden sollen.

Was übrigens das Streikrecht betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß die bolschewistischen Theoretiker, die ja von sozialer Moral überfließen, eine besondere Finesse zur Ausrottung dieses Rechts gefunden haben. So sagt, zum Beispiel, Herr Bucharin im Programm der Kommunisten über Arbeitsdisziplin und Arbeitseifer Vieles, was das Herz pommerscher Agrarier erfreuen könnte: „Nachlässige und betrügerische Arbeit wird als Verbrechen gebrandmarkt. Vertrödelte Arbeitszeit als Raub. Jeder Genosse wird aufgefordert, darauf zu achten, daß die erforderlichen Arbeitspensen geleistet werden. Wer das erforderliche Quantum nicht liefert, der sabotiert, das heißt: schädigt die große Sache des Aufbaus der neuen freien sozialen Ordnung, der hindert die Arbeiterklasse, den Weg zum vollkommenen Kommunismus zu gehen.“ Ein wahrhaft pffiffiger Witz, den Arbeitern das Streiken abzugewöhnen. Es ist nicht anzunehmen, daß Herr Bucharin gegen die Beamten nachgiebiger sein wird. Gewisse Nachrichten aus Sowjet-Rußland wissen darüber vielerlei mitzuteilen. Womit bewiesen sein dürfte, daß das Streikrecht zwar ein himmlisches Dogma ist, aber, wenn es irdisch wird, sehr unbequem werden kann und damit Ursache: geschickte Exegeten anzuregen. Was man dann praktische Politik heißt.

---

## Waffenstillstandsverlängerung

von Hetta Gräfin Treuberg

Zum Jahrestag

Erzberger schildert in Kapitel 24 seiner ‚Erlebnisse‘ den Waffenstillstand. Er beginnt damit, wie er zu der erstaunlichen Ansicht gelangte und diese Ansicht den bis auf Haase gläubigen Volksbeauftragten suggerierte: daß die Entente nur mit Behörden verhandeln wolle, die von Wilhelm dem Geflüchteten eingesetzt und von der Obersten Heeresleitung anerkannt seien.

Ein Waffenstillstand ist eine rein militärische Angelegenheit. Da die Regierung der Republik — der sechsköpfige Rat der Volksbeauftragten — die Oberste Heeresleitung in ihren Funktionen gelassen, und da diese, wie alle Institutionen des Kaiserreiches samt Hindenburg, sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen gestellt hatte, so depeschierte das französische Oberkommando naturgemäß an das deutsche Oberkommando, es möge zu den Besprechungen von Trier Delegierte beordern.

Erzberger legte dies, wie er selbst erklärt, so aus, daß gar keine neuen Delegierten ernannt werden könnten; daß die Entente die sechsköpfige Regierung der Republik nicht anerkenne; daß sie nur mit ihm verhandeln wolle — dieselbe Entente, die grade die Beseitigung der alten Regierung gefordert hatte! Die Entente war konsequent: verhandelt wird nur mit Erzberger. Leider ahnte sie nichts von ihrer Konsequenz und Absicht.

Anfang Dezember 1918 befanden sich fremde Journalisten und die ersten Entente-Missionen zur Rückbeförderung der Gefangenen in Berlin. Ich hatte Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen. Man teilte mir mit, daß die Verhandlungen zur Verlängerung des Waffenstillstandes für den zwölften Dezember anberaumt seien,

und daß die Entente Foch beauftragen würde, um neue Delegierte zu bitten. Sollte dieser Wunsch aber mit erneuter Absendung Matthias Erzbergers beantwortet werden, dann . . . Die Vereinigten Staaten hätten Trier besetzt, und die Amerikaner — mein Gewährsmann war kein Franzose — würden Erzberger internieren. Dies würde eine Kränkung für Deutschlands neue Republik sein, wie noch kein Land sie erduldet; sie gelte aber nicht der Republik, sondern dem alten Geiste, der unverändert weiter regiere und jede Besserung illusorisch mache. Erzberger sei ein Charlatan.

Ich besprach diese ehrlich gemeinte Warnung mit dem Fürsten Bülow und Herrn von Stockhammern. Beide, Bülow mit viel Humor, malten sich die Situation aus, wie Erzbergern gelingen würde, nach Abschluß mit den Herren zu dinieren, und wie er sich bei jedem Schluck, den man ihm zutrinke, erheben würde. Sie waren meiner Ansicht, daß eine Warnung an die Volksbeauftragten notwendig sei.

Am Vormittag des neunten Dezember sagte mir Herr von Stockhammern, das Telegramm sei eingetroffen. Fordere nouveaux délégués und sei von der Waco sofort an das A. A. weitergegeben worden. Er hoffe, daß der vollständige französische Text veröffentlicht werden würde, nicht nur eine Übersetzung „à la sauce Budapest-er Straße“. Hier tue Eile not, denn Erzberger, der Lunte gerochen, reise am Nachmittag ab. Er habe das von Kühlmann gelernt: wenn man etwas anstrebe, immer die Maschine geheizt zu halten.

Ich eilte in die Wilhelm-Straße. Wegen der völkerrechtlichen Möglichkeiten fragte ich Walther Schücking, der im Zivilkabinett des Kaisers die Gefangenen-Angelegenheiten bearbeitete, um Rat. Er fand meine Angst begründet. Da die Volksbeauftragten grade Sitzung hatten, telephonierte ich von seinem Zimmer aus Haase in der Reichskanzlei an. Haase bat mich, sofort zu kommen.

Ich ging über die leere, öde Wilhelm-Straße. Vor der Reichskanzlei gähnten Matrosen. „Halt! Hier wird nicht passiert.“ Ich zeigte meinen Ausweis. „Jungens, ich hab es eilig — ich will zu Haase.“ „Na, denn man zu.“ Der Portier hielt mich an. „Die Herren Volksbeauftragten haben Sitzung.“ „Ich weiß — lassen Sie mich nur durch. Der Volksbeauftragte Haase erwartet mich.“ „Ihr Anliegen?“ „Bitte, aufzuschreiben: Dringende Angelegenheit — Gräfin Treuberg.“

Endlich konnte ich passieren. Ich lief die Treppen hinauf. Der große Saal. Ein Diener in alter Livree. „Bitte: meine Karte dem Volksbeauftragten Haase.“ Da klang mir eine Freundesstimme entgegen: „Gräfin, was wollens denn Sie beim Haase? Ach — Sie auch? Mich schickt Eisner in derselben Sache. Gott, wenn mans hindern kann: die Entente will halt den Erzberger net als Unterhändler.“ „Mir ist gesagt worden, die Entente würde dem General Grafen Montgelas als Waffenstillstands-kommissar Erleichterungen zugestehen. Wie stellt sich Eisner dazu?“ „Dös weiß i net. Aber dem is halt alles recht, was nicht ‚berliner Geist‘ atmet.“



Der Diener kehrte zurück. Ihm folgte Haase. „Wir kommen in gleicher Angelegenheit.“ Haase lehnte an einem Marmortisch unter dem Bild eines frühern Kanzlers und hörte mir zu. Doktor Muckle, der Gesandte Bayerns, bestätigte meine Worte. „Ich gehe zurück in die Sitzung“, sagte Haase. „Ich werde den andern Volksbeauftragten dies Alles vortragen. Aber, Gräfin, Sie kennen ja die Situation — ich werde mein Mögliches tun. Vielen Dank auch an Eisner.“

\*

Aus meinem Tagebuch:

11. Dezember 1918. Heute abend — jetzt ist zwar schon der zwölfte, also gestern abend waren Bülow, Stockhammern, Breitscheid und Frau, Adjutant Chellong und Frau, sehr niedlich, Hanßen, der dänische Abgeordnete, dessen ganzes Wesen einen befreiten Eindruck macht, Hauptmann Boelcke, Gerlach, Mr. Nypels, Correspondent des Daily Chronicle, bei uns. Gegen halb Zwölf ertönte das Telephon. Da bei dem Stimmengewirr nichts zu verstehen war, stellte ichs auf den Gang und bat Stockhammern, zu hören. was los sei. Er kehrte sehr verlegen zurück und bat den Fürsten heraus. Dann wurde ich gerufen. Es war die Waffenstillstandskommission. Der Waffenstillstandskommissar telephonierte äußerst erregt aus Trier, daß er und die gesamte Kommission im Hotel interniert sei. (In seinem Buche schreibt Erzberger, er habe nicht nach Berlin telephonieren können, da die Nacht vorher alle Drähte zerschnitten worden seien. Ein kleiner Lapsus des Gedächtnisses. Leicht verständlich.)

Was jetzt tun? Da ich Haase zuhause wußte, rief ich dort an. Oscar Cohn war am Telephon. Er erschrak furchtbar. Der Ernst der Situation war uns Allen klar: der deutsche Waffenstillstandskommissar interniert! Dann kam Haase und bat mich, sofort die Reichskanzlei anzurufen und den Volksbeauftragten Ebert zu orientieren. Ich rief an. Wurde erst mit einem Abgeordneten Schulz verbunden, dann mit Ebert persönlich. Langsam sagte ich dem Volksbeauftragten, daß der Waffenstillstandskommissar, Staatssekretär Erzberger, in Trier von der amerikanischen Besatzungsbehörde interniert worden sei.

Der Volksbeauftragte dankte mir sehr für die Benachrichtigung und fragte mich, ob es möglich sei, daß der Ministerialrat von Stockhammern zu ihm in die Reichskanzlei käme. Stockhammern flüsterte mir schnell zu: „Sagens ihm, daß ich ein Auto brauch.“ Ich sagte es ihm. Eine halbe Stunde später fuhr das Auto vor. Meine Gäste verabschiedeten sich.

\*

Einige Tage später klagte mir Herr von Stockhammern sein Leid. Die Waffenstillstandskommission wurde von den Entente-Kommissionen in Berlin weiter als quantité négligeable betrachtet, und im Rate der Volksbeauftragten war Mißtrauen erwacht. Erzberger beseitigte dieses aber, indem er sich um die Zusammenstellung einer reaktionären Truppe bemühte. Aus deren ersten Formationen rekrutierte Gustav Noske seine Jünger, die dann — nun, die alle Errungenschaften des fünften Oktober und neunten November 1918 vernichten konnten.

Spionage war eines der Mittel im Nachrichtendienst und, wenn man den Endeffekt besieht, nicht einmal das wesentlichste. Weit erfolgreicher war die Vernehmung der Gefangenen. Die Russen, selbst die intellektuellen unter ihnen, erzählten gern und viel, und der gute Wille wurde oft nur durch mangelhafte Intelligenz unwirksam gemacht. Dazu trat die Auffangung der Funksprüche, später auch der Ferngespräche, die ja zunächst von der Entente, dann auch von den Mittelmächten virtuos ausgebildet wurde. Die Funksprüche aufzufangen, war leicht, sie zu entziffern, war schwer. Hier hatte aber das Oberkommando der Ostfront merkwürdiges Glück. Ein Professor an der Universität K . . . , gebürtiger Rigaer, also des Russischen ganz und gar mächtig, erwies sich als eine Art von Genie in der Auflösung von Chiffren und hat der Kriegführung im Osten wesentliche Dienste geleistet. Dafür trug er auch eine schöne Phantasie-Uniform, eine Vorahnung der Uniformen der sogenannten „Spinatmajore“. Als Drittes erst trat die Spionage dazu, deren Anfangsbetätigung auf deutscher Seite vielfach Versuche mit untauglichen Mitteln waren. Der erste leibhaftige Spion, den ich in Tilsit sah, war ein verkrachter Student aus Riga, Lette mit deutscher Bildung, den man irgendwie an der Front aufgegriffen hatte, und dem verschiedentlich gelang, durch die Front zu gehen und wieder zurückzukommen. Man mußte mit seinen Nachrichten zufrieden sein, denn er bekam reichlich Geld und trat in tilsiter Kneipen als freigebiger „Landwirt“ auf. Später nahm ihn eine Kavalleriedivision in Nord-Kurland, die hier den Ordnungsdienst versah — und die einen Leutnant mit abenteuerlichen Ideen, übrigens den Schwiegersohn des Verlagsdirektors einer deutschnationalen berliner Zeitung, mit der Bildung einer „wildenen“ Geheimpolizei betraut hatte —, in ihre Dienste. Ich habe den Mann immer für einen Doppelspion gehalten, und auch der Nachrichtenoffizier selbst wird sich darüber klar gewesen sein; aber die Kavalleriedivision zog ihm deutsche Soldatenuniform an, gab ihm die Abzeichen eines Wachtmeisters und verlieh ihm zu Weihnachten sogar das Eiserne Kreuz. Das wurde dem Nachrichtenoffizier beim Armeekommando nun doch zu bunt, und zur Abwechslung zog man ihm die Uniform mit Tressen, Knöpfen und dem E. K. wieder aus und steckte ihn in ein Internierungslager. Nach einem Jahre freilich tauchte er in Mitau als Agent der Zentralpolizeistelle, der Spionage-Abwehr in der Etappe, doch wieder auf.

In Tilsit war der Betrieb noch zwergenhaft gewesen. In Schaulen, wo das A. O. K. saß, nachdem der Vormarsch zum Stehen gekommen war, vergrößerte er sich mit zunehmender Geschwindigkeit. Vorher war nur der Hauptmann L., ein langer magerer Mensch mit verwegener Nase und harten blauen Augen, deutschnational bis in die Knochen, aber abgesehen davon, daß er nun einmal nicht aus seiner Haut konnte, nicht der Schlechteste, mit einem Vizewachtmeister P., einem klugen, angenehmen Menschen, und dem Offizierstellvertreter M. in der Dienststelle ge-

wesen. Jetzt wurde P. Leutnant, blieb übrigens auch dann noch Mensch, und dazu kam von der berliner Zentrale der Leutnant Mr., denkbar unangenehmer Typ, übler Vertreter jener Art von Reserveoffizier, die den Offizier im Kriege viel verhaßter gemacht haben als die zwar beschränkten, aber doch nicht immer bössartigen aktiven Offiziere. Mr. war kleiner Forstbeamter in Kurland gewesen, seine Achselstücke hatten ihn aber großenwahnsinnig und zum gemeinen Menschenschilder gemacht. Schlimm war, daß er auf Hauptmann L. Einfluß gewann. Mit ihm zog eine seltsame Gesellschaft von abenteuerlichen Existenzen ein, die sich euphemistisch „Dolmetscher“ nannten, und eine Anzahl militärischer Dolmetscher. Da war Herr B., im Frieden russischer Korrespondent einer berliner Firma, jetzt von heimlichen Gerüchten umspinnen. Er sollte ein großes Bombenattentat im serbischen Hauptquartier vorbereitet haben. In Schaulen reüssierte er nicht und verschwand bald. Später ereilte ihn das übliche Schicksal: das Internierungslager. Dann kam ein Geiger P., nebenbei ein ausgezeichnete Künstler, dem man in der russischen Revolution die Kniee entzweigeschossen hatte, und schließlich kamen die „Lettenhüuptlinge“ L. und W., beide russische Revolutionäre von 1905, Unabhängigkeitskämpfer für Lettland, der eine im Balkankrieg serbischer Offizier, der andre aus Australien zurückverschlagen. Nun waren sie beide aus Russenhaß in deutsche Dienste getreten, wähnend, ein deutscher Sieg werde Lettland die Freiheit bringen. Diese beiden sozusagen bessern Leute hausten oben in unserm Hause mit zwei regelrechten Spionen: einem Polen, einem sehr üblen Burschen, der sich der Zivilbevölkerung gegenüber als Polizist aufspielte und schamlos erpreßte, und einem immerhin umgänglicheren Letten. Der Pole kam später, als er durch die Front gehen sollte, zurück und log, daß sich die Balken bogen, worauf man ihn abschob. Der Lette ging durch die Front und kam nie wieder. Erst nach einem Jahre konnte ich feststellen, daß er jetzt vergnügt bei den Russen in Rjeshiza saß und in der dortigen Spionageschule Spione dressierte. Die Gesellschaft in unserm Hause war also recht gemischt, und einer der kuriosesten Abende, die ich je erlebt habe, war der — Kaisergeburtstag des Jahres 1916, wo die beiden Lettenhüuptlinge Schnaps aufgetrieben und mich dazu eingeladen hatten. So etwas schlug man damals nie ab. Der lettische Agent spielte Balalaika dazu, und L. und M. schwärmten von dem freien ‚Latwija‘. Noch jetzt habe ich eine lange Denkschrift von L. darüber, der sich die Zeit mit solchen Dingen vertrieb.

Die beiden Letten hatten aber eine Sondermission. Man wollte das lettische Nationalgefühl für die Zwecke des Nachrichtendienstes ausnutzen. Aus den Gefangenendurchgangslagern wurden die Gefangenen lettischer Nationalität aussortiert, zunächst einmal gut behandelt und von L. und M. so lange bearbeitet, bis sie sich bereit erklärten, als „Zerstörungsagenten“ in deutsche Dienste zu treten. Dann kamen sie in ein besonderes Quartier, wo sie gewisse Freiheiten genossen. Sie erhielten besondere Anzüge, besseres Essen und wurden unter dem Oberbefehl von Leutnant Mr., der der Vater der ganzen gloriosen Idee war, im Sprengen ausgebildet. Es war eine Tragikomödie.

Leutnant Mr. gab ihnen eines Tages Gewehre und scharfe Munition. In Schaulen lag aber außer dem Armeeoberkommando nur ein Landsturmбатаillon, und das war danach. Eine Ueberumpelung des A. O. K. wäre also leicht gewesen, und als man hier von der Sache hörte und Lärm schlug, waren auch die Letten schon unruhig geworden. Es half nichts, als daß man mit ihnen verhandelte und sich gütlich mit ihnen einigte. Daß sie schließlich die Waffen auslieferten, war nicht das Verdienst jenes Leutnants Mr. Ein ander Mal hielt er Sprengübungen an der von Tilsit nach Schaulen führenden Chaussee ab und sprengte so vollendet, daß er sämtliche Telephonleitungen, die das A. O. K. mit der Etappe, den Nachbararmeen und der Heimat verbanden, zerstörte.

Wer im Kriege hohe Stäbe aus der Nähe kennen gelernt hat, wird sich vorstellen können, wie beliebt sich die Letten gemacht hatten. Aber wir atmeten alle erleichtert auf, als die große Expedition von statten ging. Einige Dolmetscher, gemeine Soldaten, Intellektuelle, die des Russischen mächtig waren und den Hauptteil auch der geistigen Arbeit im Nachrichtendienst leisteten, mit den beiden „Häuptlingen“ begleiteten die Schar, die nach Ausmerzungen aller Ungeeigneten geblieben war. Dabei ließ man die Häuptlinge unter Außerachtlassung aller Vorsicht die deutschen Stellungen wissen, verriet auch den Abenteurern, die man losschickte, allerhand, und dann verschwand die Horde im Dunkel der Nacht mit Sprengmunition, Gewehren, Dolchen und sonst noch schönen Dingen. Die Begleiter kehrten zurück, ein Dolmetscher bekam für bewiesene Tapferkeit das E. K., und lange hörte man nichts wieder von den Letten. Hin und wieder hieß es, sie hätten Brücken und Bahnen gesprengt, aber Sicheres erfuhr man nicht. Bis eines Tages russische Gefangene, die frisch von der Front kamen, vergnügt erzählten: ja, die Letten seien stramm in die russischen Gräben marschiert und hätten sich dort vorschriftsmäßig gemeldet. Und dann hätten sie Alles, aber auch Alles erzählt, was sie in Schaulen erfahren hatten. Und sie hatten sehr viel erfahren, sodaß wir den Russen die Mühe, Spione zu schicken, erspart hatten. Beim Nachrichtenoffizier war daraufhin der Teufel los, die Lettenhäuptlinge erlebten böse Tage, aber einstweilen hielten sie sich noch. Schließlich schaffte man erst L. in ein Internierungslager, und ein paar Wochen später auch M. Der ganze Schildbürgerstreich, zu dessen Ausführung der oberste Nachrichtenoffizier der Ostfront, vielleicht sogar Nicolai selbst seine Zustimmung gegeben hatte, hat ein kleines Vermögen in Goldmark gekostet.

Leutnant Mr. hielt sich übrigens auch nicht mehr lange. Nachdem der anständige Leutnant P. seinetwegen gegangen war, verdarb er es in Mitau mit irgendwelchen kurländischen Baronen, die ihn als kleinen Revierförster gekannt hatten, und denen er nun mit seinen Achselstücken imponieren wollte. Was seine Dummheiten nicht zuwege gebracht hatten, das erreichte eine Beschwerde der Barone — einer der seltenen Fälle, wo kurländische Barone Gutes erreicht haben. Mr. verschwand Knall und Fall. Niemand weinte ihm eine Träne nach. Sein Nachfolger war ein Oberleutnant v. J., borniert, aber Streber, Mann

mit besten Verbindungen und — leidhafter Neffe von Ludendorff. Mit ihm, der später die Leitung bekam, erhielt die ganze Arbeit eine neue Note. Aktiver Nachrichtendienst lag ihm nicht, weil seine Intelligenz dazu kaum ausreichte. So warf er sich auf das Büro. Unter ihm hat man später auch die Agentenbenutzung, die ihm unsympathisch war, bedeutend eingeschränkt. Dafür wurden jetzt Tabellen aufgestellt, Umdrucke gemacht, Karten gezeichnet, kurz: alle Anzeichen jener Zeit brachen herein, wo man manchmal hoffte, daß der Krieg von der Sintflut bemaßen, beschrieben und bedruckten Papiers ersäuft werden könne. Der Feldpolizei machte er in übertriebener Kommissigkeit das Leben sauer genug. Am ärgsten war, daß er nicht die geringste Urteilsfähigkeit besaß. Von mir war er fest überzeugt, daß ich Jude sei, und als die berühmte Judenzählung kam, wollte er mich absolut mitverbuchen. Worauf ich dann nicht nur meinen eignen sondern auch den Tauschein meines Vaters kommen ließ und meine rein arische Abstammung bewies. Gcglaubt hat er es wahrscheinlich doch nicht.

(Fortsetzung folgt)

## Sorrent von Theobald Tiger

Wie die Tage so golden verfliegen,  
wie die Nacht sich so selig verträumt —  
wenn am Abend bechiffonte Ziegen  
vor der Theke sich wogen und wiegen —  
wo der Sekt Gottbehüte noch schäumt . . .  
Wo im Schleier — ich danke, Herr Franke —  
junge Nuten den Beifox vollziehn . . .  
O du schimmernde Blüte der Panke!  
Sei begrüßt, du mein schönes Berlin —!

Und die Nacht, wenn bei Rotters sie toben,  
dem Claqueure der Handschuh zerplatzt —  
wenn Annoncen, so bilderdurchwoben,  
ihre Herren preisen und loben —  
wenn die Loge futtert und schmatzt . . .  
„Wat is denn det hier form Jestanke?  
Wer esst hier Käse? Ham Sien?“ . . .  
O du schimmernde Blüte der Panke!  
Sei begrüßt, du mein schönes Berlin —!

Wo mit müde verzogenen Lippen  
junger Gent kalten Schleichhändler frißt —  
wo Chauffeure die schweinernen Rippen  
in die fettige Brihsuppe stippen —  
wo der Fahrgast die Taxe vergißt . . .  
Da begrabt mich mit Efeugeranke,  
mit Ranunkeln und weißem Jasmin — —  
Hier leben? Mensch, welch Gedanke!  
O du schimmernde Blüte der Panke!  
Sei begrüßt, du mein schönes Berlin —!

# Von Rickelt bis Reinhardt

Bei Beginn der Delegiertenversammlung deutscher Bühnenangehöriger ersucht ihr Präsident Gustav Rickelt, umdräut von den Staatsstreichabsichten einer lärmfrohen Opposition, die Presse — für seine Gewerkschaft, nicht für sich — um das „Wohltollen“, das sie „von jeher so vortrefflich mit Licht und Schatten zu durchsetzen gewußt“ habe. Hier lassen sich Wippchen ernten; als ob solche Tagung nicht ohnehin sich erschreckend parlamentsähnlich abwickelte. Wer am zweiten Abend in den Zoologischen Garten entflieht, wo höchstens einmal ein Löwe brüllt, aber nicht anderthalbhundert biedere Schreiner Schnock, die sich stampfend, augenrollend und haareraufend für die dürftige Beschäftigung einer halben Saison zu entschädigen trachten: der stellt sich, leise weinend um die verlorene Zeit, zwei Fragen. Erste Frage: Ermessen diese Genossenschafter tatsächlich nicht, was für Nerven dazu gehören, sie zu leiten, welche Bärennatur ein Kerl haben muß, der die Kämpfe mit ihnen bestehen, der außer seinen ihre Interessen wahrnehmen und sie so gut, so wirksam, so nutzbringend wahrnehmen soll wie Rickelt? Es geht mir mit ihm, wie's mir immer mit Nissen gegangen ist: ich bin vor jeder Delegiertenversammlung gegen, auf und eine geraume Weile nach jeder für ihn. Das ganze Jahr über mögen die einzelnen Schauspieler einem erzählen, was dieser Rickelt zusammenfrevelt: sieht man sie dann wieder in Rudeln, so bewundert man nicht nur die Taktik, die er für sie, sondern billigt auch die Strategie, die er für ihre Bändiger hat. Denn, und das ist die zweite Frage: ermessen die Genossenschafter tatsächlich nicht, was aus ihnen würde, wenn sie sich von Rickelts Parole des Kompromisses lössagten und sich tollkühn und weltfremd anschlachten, „alle Macht den Schauspielern“ zu erobern? Diese Phrase schmetterte Rickelt selber wutentbrannt mir noch vor anderthalb Jahren entgegen, als ich, im Kultusministerium, von seinen geliebten Schauspielern feststellte, daß sie zu unsozial seien, und ohne ihre Despoten ein einziges Theater am Leben erhalten, und zu ungeistig, um aus eigener Kraft das Theater künstlerisch vorwärtsbringen zu können. Belehrt sie nicht, daß ihren Führer die tägliche Berührung mit der rauhesten Wirklichkeit aus einem Utopisten zu einem Realpolitiker gemacht hat? Glauben sie ernsthaft, bei einem Manne schlecht aufgehoben zu sein, dessen Namen kein Thespis anders als mit Schaum vor dem Munde ausspricht? Diese Thespisse insgesamt nannte ein Talmi-Talma „schöde Knechte des Gottes Mammon“ und weihte eine plätschernde Zähre den „Kammerherren“, seit deren Sturz sich die Situation für die „Arbeitnehmer“, von alters her schmählich, so wenig gebessert habe. Aber würde eine Verhundertfachung des einen Mammonsknechtes sie bessern? Den Kommunisten genügt ja nicht etwa, daß die Schauspieler das Theater leiten: in den Betriebsräten würden auch die Kulissenschieber taten, und so felsenfest ich überzeugt bin, daß keinem, beileibe keinem Mimen sein persönlicher Vorteil wichtiger ist als die Zukunft des deutschen Dramas — ist gewiß, daß die Kulissenschieber die gleiche Selbstlosigkeit beseelt? Ich möchte an einem kommunistisch regierten Theater einen Durchfall erleben, einen geschäftlich unsichern Monat, eine drohende Pleite. Wo der eine Mammonsknecht, in den meisten Fällen ein verdammt zäher Bursche, Ruhe bewahrt und es weiter probiert und irgendein Arrangement zu treffen versteht, da gäbe es Mord und Totschlag unter den hundert, für die nichts gilt als der Augenblickserfolg. Rickelts oder seines Systemes Hauptgegner hatte Pech mit einer Aktion: und schon sprang einer seiner Trabanten an den Rednertisch und rückte im Auftrag so und so vieler Lokalverbände von dem Idealisten Arnold Czempin entschieden ab — ein erhebendes Schauspiel. Gott verzeih mir Sozialisten und Antimilitaristen die Sünde: aber als Wallauer von seinem Vizepräsidentensitz in den Saal

hinunter donnerte: „Ich verbiete Ihnen . . .!“ und als man ihn nicht erschlug, sondern kuschte — da lobte ich, und durchaus nicht zum ersten Mal, den Widerstand gegen die Neigung, das Selbstbestimmungsrecht einem Völkchen zu verleihen, das vermutlich seine Munterkeit einbüßen würde, sobald es mehr zu verantworten hätte als die eigne Leistung. Verwischen wir nicht die Besonderheiten. Es handelt sich um Romantiker, die manche Rolle verkörpert haben, und die jetzt die Rolle des Proletariers lockt. Das ist ein falscher, ein schädlicher Ehrgeiz. Sie laden den Vorsitzenden der Ala zu sich und bejubeln ihn, weil er ihnen empfiehlt, sich mit den Transportarbeitern zu organisieren. Ich empfehle ihnen, mit Apollo und den neuen Musen einen Verein zu bilden, der kleiner wäre, aber die Homogenität für sich hätte. Die Beförderung von Dekorationen ist eine, die Menschengestaltung zwischen ihnen eine vollständig andre Sache. Jene unterliegt den profanen Gesetzen der Masse, diese dem heiligen Gesetz der Persönlichkeit. Hier, wenn nirgends sonst, ist Mehrheit der Unsinn. Einer sei Herrscher!

✱

Auf dem Weg aus dem Kaisersaal ins Lessing-Theater verließ mich nicht das Bild des Tribünenbesuchers, der um 1872 herum der Bassermann von Berlin war und heute — filmt. Das wäre ein Thema für die Delegiertenversammlung gewesen: dieser Zweig des Theaters, der allmählich zum Ast wird, und den anzusägen sich Keiner getraut, weil er selbst darauf hockt. Ein Antrag forderte, daß künftig Bewerber um eine Direktion auf ihren Geisteszustand zu untersuchen seien. Nichts überflüssiger als das. Die Bewerbung ist ja der strikte Beweis der Verrücktheit. Wer denn wäre im Vollbesitz seiner fünf Sinne und lüde sich auf, Inszenierungen zu verüben mit einem Ensemble, dessen Mitglied Herr Y in dem Augenblick zur Filmprobe aufbricht, wo das Mitglied Frau Z von der Filmprobe eintrifft, und das der Regisseur nicht einmal bei der Premiere vollzählig beieinander hat, sondern durch Gäste zu ergänzen genötigt ist — durch Gäste, die zufällig ein paar Vormittage frei gewesen, aber schon für die zweite Vorstellung nicht mehr zu haben sind! Aus diesem Grunde war mir nahegelegt worden, bei „Amphitryo“ meinen Widerwillen gegen jeden Premierenpöbel zu überwinden. Ob irgendeine andre Besetzung meinen Eindruck verhäßlicht hätte? Den hatte keineswegs die Darstellerschaft bestimmt. Ich war überrascht, bei Barnowsky ein geringeres Stilgefühl anzutreffen als achtzehn Jahre früher bei dem unfähigsten aller Theaterleiter, seinem Vorgänger Otto Neumann-Hofer, der zwar den Götterschwank des Molière der miserabelsten Truppe ausgeliefert, aber einen Dreiakter wie den „Eingebildeten Kranken“ dazugegeben hatte. Jetzt, auf daß der Uebermut leichtfertiger Grazie den Abend fülle, müssen ihr Ausstattungsbleigewichte angebunden, muß eine lange Pause in die Mitte gezwängt, muß von einem Orchester die Musik hineingetragen werden, die der Regisseur herauszuholen gehabt hätte. Zur zeitlichen Streckung kommt die räumliche. Der Bühne des Lessing-Theaters — zu umfangreich für Barnowsky, der seine große Zeit im Kleinen Theater gehabt, zu umfangreich für Molière, der Kammerspiele gedichtet hat — wird gar noch ein Podium vorgeklebt, das Martins Tribüne, Jeßners Treppe und Reinhardts Arena vereinigen will und nur dazu dient, daß die Schauspieler sich mit dem Parkett da gemein machen, wo grade kulturhistorische Distanz zu wahren geboten wäre, und daß sie wohl oder übel den Geist oder den Esprit des Librettos verplumpen, statt ihn aufs heiterste zu beschwingen. Sollte Molière zwischen Piautus und Kleist gestellt werden, also an seinen richtigen Platz, dann war die Aufgabe: seine plantastische Drastik von innen heraus zu befreien, nicht parodistische Klunker draufzusetzen, uns mit Kulissenwitzchen zu kitzeln und die

Keime von Tiefsinn und Schwermut zu knicken, die später im deutschen Mysterium so herrlich aufgeblüht sind. Eine Rettung wäre vielleicht gewesen, daß die Darsteller gegen den Regisseur gespielt hätten. Dazu waren sie leider nicht stark und nicht verwegen genug. Alkmene, ein pikantes neues Gesichtchen, schien Lampenlieber zu haben. Für Kleantis fehlte die Grüning. Götz hätte unter drei Figuren die Wahl gehabt. Loos tat gewissenhaft seine Pflicht. Ueber Roberts lacht man noch herzlicher, wenn er seine urkomischen Beine für einen Affen-trott nutzt und seiner scharfgen Kehle Gesang abverlangt. Auch Zeus ist ausgeliehen; und während man überlegt, was aus unserm Theater werden wird, das ein Stück von sieben Personen nicht mehr aus eignen Mitteln bestreiten kann, weil der Film die Schauspieler in den Stand setzt, jede Rolle, sogar eine dankbare, abzulehnen — währenddessen überhört man, was der Göttervater in Menschengestalt da oben zurechtklamoriert.

\*

Vierundzwanzig Stunden später ist derselbe Herr Janßen im Deutschen Theater Don Carlos; und es lohnt kaum, sich auf ihn einzulassen. Man lese über „Don Carlos“ die sieben Seiten in meinem „Max Reinhardt“ und die fünf Seiten im siebenten „Jahr der Bühne“ und vergleiche damit die neue Aufführung, deren Inszenierung, laut Programm, auf Max Reinhardt kommt. Da von achtzehn Mitspielern ihm nur drei verschuldet sind, so ist schlimmer als der Betrug, der am Publikum, das Unrecht, das gegen den Regisseur verübt wird. Wer ahnungslos vor diesen Torso gerät, der erfährt erstens nicht, was im „Don Carlos“ vorgeht, und schwört zweitens, daß der weltberühmte Herr Reinhardt ein lächerlich, ein gradezu rätselhaft überschätzter Mittelmurks sei. Wenn ungeziemende Firmierung die Methode sein soll, den sinkenden Anteil an Reinhardts Bühnen emporzupeitschen, so wird sich schnellstens zeigen, daß sie verkehrt ist. Keine Ungerechtigkeit. Es gibt ein paar Lichtblicke. Kühnes Domingo, der sich hoffentlich künftig ein paar Uebertreibungen schenken wird. Moissis Posa, der willkürlich schleppt, also willkürlich auch das passende Tempo einschlagen könnte. Und was ist mit Frau Fein? Sie gewährt mir die seltenste aller Genugtuungen für den Kritiker: daß ich sie nicht vergeblich so grausam hergenommen habe. Ihre ärgsten Manieren hat sie bezähmt — mit einem Fleiß, der freilich noch sichtbar ist: man fürchtet immer, daß sie im nächsten Augenblick wieder durchbrechen werden. Aber man ist ja für jeden Fortschritt dankbar. Dabei berechne ich wohl, wie sehr ihr ihre Umgebung erleichtert, angenehm aufzufallen. Auf Werner Krauß hingegen scheint diese Umgebung gedrückt zu haben. So schön die Aufgetautheit vor Posa ist: ich vermisse an den entscheidenden Punkten Format und seltsam oft Farbe und Variation. Braucht er, der sich seinerzeit im Wedekind-Zyklus auf eigne Faust bemerkbar gemacht hat, am Ende für einen Charakter wie Philipp Reinhardts Regie? Oder lähmt ihn, dessen Schauspielkunst ohne die überempfindlichsten Nerven nicht zu denken ist, schwerer als die Zufallsumgebung eines verlorenen Abends die allgemeine Graueit, die seit dem Weggang des Magiers auf seiner zauberbunten Schöpfung lagert? Am „Betrieb“ hat sich vorläufig wenig geändert. Es fehlt weiter nichts, als was bisher den Betrieb gerechtfertigt hat, trotzdem er, der Betrieb, es war, ders in seinem Wert beträchtlich verminderte. Die Genossenschafter, denen die Lohnkämpfe nicht das Urteil geraubt haben, mögen einmal die Gegenwart der Schumann-Straße an ihrer Vergangenheit messen. Wie es da heute aussieht, so ungefähr, aber hundertmal schlimmer wirds auf der kommunistischen Bühne ihrer Träume aussehen, bei der sie verhungern müßten, weil wir dabei hungern würden. Hier, wenn nirgends sonst, ist Mehrheit der Unsinn. Einer sei Herrscher!



# Unser Weg von Ernst Toller

Dem Andenken Kurt Eisners

Die Klöster sind verdorrt und haben ihren Sinn verloren,  
Sirenen der Fabriken überschallten Vesperklang,  
Und der Millionen trotziger Befreiungssang  
Verstummt nicht mehr vor klösterlichen Toren.

Wo sind die Mönche, die den Pochenden zur Antwort geben:  
„Erlösung ist Askese weltenferner Stille . . .“?  
Ein Hungerschrei, Ein diamantner Wille  
Wird an die Tore branden: „Gebt uns Leben!“

Wir foltern nicht die Leiber auf gezähnten Schragen,  
Wir haben andern Weg zu Gott gefunden,  
Uns sind nicht stammelndes Gebet die Stunden,

Das Reich des Friedens wollen wir zur Erde tragen,  
Den Unterdrückten aller Länder Freiheit bringen —  
Wir müssen um das Sakrament der Erde ringen.

---

## Wirtschaftszukunft von Wilhelm Rose

Reichsbankpräsident Havenstein hat im Steuerausschuß des Reichstags erklärt, das Reichsnotopfer müsse ohne Verzögerung und ohne Abschwächung eingetrieben werden. 147 Milliarden schwebende Schuld, die sich in diesem Jahre um 30 Milliarden vermehren wird. Die 10 Milliarden des Reichsnotopfers erleichtern die Lage nur wenig: er sei immer noch für eine Zwangsanleihe, die 20 Milliarden dazu bringen werde.

Tiefen Eindruck sollen die Ausführungen auf die bürgerlichen Redner gemacht haben, auch auf Helfferich, der, wie die andern, verstummte. Kann man an dessen Kampf gegen Erzbergers Steuerpläne denken, ohne zu lachen?

Daß aus unsrer verzweifelten Lage keine kapitalistische Wirtschaftspolitik herausführen kann, mußte dem nüchternen Beurteiler längst klar sein, als der Krieg sich zu unsern Ungunsten wendete. Mußte Helfferich klar sein, als seine Prophezeiungen sich als töricht erwiesen. Sein dilettantischer Hohn auf Englands kluge Steuerpolitik! Seine scheppernde Fanfare: „Wir werden das Bleigewicht der Kriegsschädigungen nicht durch die Jahrhunderte schleppen“!

Ob er und seine Freunde nun endlich zur Einsicht kommen werden? Endlich erkennen werden, daß ihre Politik uns um jede Erleichterung, um die schon im Friedensvertrag vorgesehene Aufhebung der Besetzung bringt? Nein, sie werden weiter lügen, von der erdolchten Front, vom Schlachten der Hennen, die die goldenen Eier legen. Alldeutscher Größenwahn scheint nicht heilbar zu sein.

Aber auch die Demokraten reden vom der „Ueberwindung des Marxismus“, von dem entlarvten Märchen der Mehrwerttheorie. Havenstein malt das Menetekel an die Wand; aber die Bürgerlichen könnens nicht lesen. Sie halten die bitterste Notwendigkeit, die je einem Volke erwachsen ist, für die Forderung eines kleinlichen Par-

teiegoismus. Sie haben Ohren und hören nicht; sie haben Augen und sehen nicht!

Wirtschaft ist heute von Politik, Politik von Wirtschaft nicht zu trennen. Politik soll uns retten. Außenpolitik, kraftvolle, meinen die Einen; pazifistische die klügern Andern. Die Einen vergessen, daß Deutschland nichts, aber auch gar nichts mehr zu bieten hat, keine militärische, keine politische, keine wirtschaftliche Macht. Die Andern, daß drüben Sieg und Kriegsgewinne die herrschenden Klassen allen menschlichen Gefühlen verschließen.

Einst haben Tausende von dem kraftvollen Lenker des stolzen Staatsschiffs geredet und geschrieben. Die Phrasen haben uns nichts geholfen, es sei denn in die Tinte — das Bild kann uns helfen, denn es ist treffend. Kraft und Antrieb gab die Wirtschaft, die Industrie vor allem: Maschinisten und Heizer im Staatsschiff. Die Wirtschaft hat versagt, schrankenlose Gewinn gier hat sie verwüstet. Schon im Kriege; schlimmer aber und deutlich sichtbar erst nach dem Zusammenbruch. Arbeitslosigkeit, Preisorgien, Valuta-Elend, Hunger und Not sind das Ergebnis unsrer Wirtschaft. ~~Da mag am Steuer stehen,~~ wer will: wenn die Maschinen versagen, gehorcht kein Schiff dem Ruder. So treibt Deutschland auf den Wogen. Auf dem Meer, das von dem Wüten eines fünfjährigen Weltkriegs in hohen Wogen rollt und immer wieder von Haß- und Rachestürmen aufgepeitscht wird. Ein steuerloses Wrack, eine Gefahr für die andern Schiffe, die sich sichern müssen. Ehe wir Außenpolitik treiben können, müssen wir Innenpolitik mit Erfolg getrieben haben.

Havenstein sagt, es gelte, die schwerste, kaum ausdenkbare Katastrophe von unsrer Wirtschaft, unserm Volk abzuwenden. Darin hat er recht; aber mit 30, ja mit 50 oder noch mehr Milliarden, die in das bodenlose Faß geworfen werden, ist keine Heilung möglich. Es hilft nichts, die Symptome zu kurieren: man muß die Krankheit an der Wurzel fassen. Der Preiswucher ist keine Fabel, der Mehrwert kein Märchen. Wir müssen sozialisieren, im Geiste von Marx und Engels. Nicht für einzelne Arbeitergruppen; das ist unmöglich und wäre ungerecht. Nein: für die Allgemeinheit. Rechtmäßig erworbenes Eigentum wird nicht angetastet; Vorrechte aber müssen fallen. Enteignet muß werden, wo's nötig ist. Was war der Krieg, der auch dies zur Folge hat? Genützt hat er einzig Denen, die jetzt über Unrecht jammern und schimpfen, Denen, zu deren Gunsten er enteignet hat, was nie und nimmer hätte enteignet werden dürfen: nicht allein Hab und Gut und Existenz — auch Arm und Bein und Auge und Ohr und Leib und Leben von Millionen und Abermillionen. Almosen für sie und ihre Hinterbliebenen? Nicht einmal Almosen gibts zur Genüge. Entsetzlich sind die Wunden, die dieser Krieg der Menschheit geschlagen; die fürchterlichste aber ist die Verhärtung der Herzen. Menschen schlemmen und tanzen in Leichenhäusern, Menschen stinken nach Parfüm und riechen die Verwesung nicht! Totentanz! Ich sehe sie grinsen und höre sie höhnen: Katastrophe? Abgrund? „Ein großes Volk wie das deutsche, kann gar nicht untergehen — es muß wieder lebensfähig werden!“ Nun ja: verschwinden kann solch ein Volk nicht — aber verlausen. Leben bleiben dann immer noch die Klugen, die auch im Unrat ihre Nahrung finden. Auf diese Weise mag Deutschland so lebendig werden, wie ein faulender Käse. Aber dann kann man nicht mehr: non olet sagen.

# Rundschau

## Kaiser und Jung

Ihr sagt: „Es ist entsetzlich, daß hier ein Dichter ins Gefängnis soll.“

Gewiß. Recht habt Ihr. Es ist entsetzlich. Aber es wäre viel schöner, wenn Ihr sagtet: „Es ist entsetzlich, daß ein lebendiger Mensch ins Gefängnis soll.“ Und es wäre noch schöner und noch richtiger, wenn Ihr das nicht nur im Falle Kaiser, sondern in jedem Falle sagtet. Denn es ist nicht nur im Falle Kaiser, sondern tatsächlich in jedem Fall entsetzlich, wenn ein lebendiger Mensch ins Gefängnis soll. Ob er ein Dichter ist oder nicht, das tut dabei gar nichts zur Sache. Der Fall Kaiser ist nicht schlimmer und nicht erschütternder als tausend Fälle, die jeden Tag und jede Stunde passieren. Nicht erst der Fall Kaiser sollte euch erschüttern, sondern die ganz simple Tatsache sollte euch jeden Tag erschüttern, die Tatsache, daß es Gefängnisse gibt.

Eine Tatsache, sagt Ihr, die man nicht ändern kann. „Muß es wirklich Gefängnisse geben?“ sage ich.

Einer der kleinen Sätze von Marx, die wie Dynamit wirken werden, an das Gebäude der heutigen Gesellschaft gelegt, einer dieser harmlosen kleinen Sätze lautet etwa so: „Jeder Mensch ist das Produkt seiner Veranlagung und der Verhältnisse.“

Gibt man das zu (und wer wollte es leugnen?), so fällt (neben manchem ändern) das Strafrecht des Staates in sich zusammen. Denn wer dürfte wagen, den Einzelnen zu „strafen“ für eine Tat, an der die Verhältnisse, also die Gesellschaft, das heißt: wir Alle irgendwie Schuld tragen, beteiligt sind? Das Strafrecht des Staates fiele fort, und an seine Stelle träte etwas ganz anderes, nämlich: die

Pflicht, zu schützen (und zwar die Gesellschaft vor dem Einzelnen so gut wie den Einzelnen vor der Gesellschaft und vor dem Einzelnen), und die Pflicht, zu erziehen und zu heilen (nämlich den „Verbrecher“, der nunmehr als moralisch Zerrütteter und Kranker anzusehen und zu behandeln wäre). Damit fiele der furchtbare, anmaßende und unmoralische Begriff der Strafe, damit fiele die Strafjustiz, damit fielen die Stratanstalten, die Gefängnisse und die Zuchthäuser. An ihre Stelle träten Heilanstalten und Kolonien, die mit dem Begriff des Strafvollzugs — wenn nicht alles, so doch sehr viel von dem Grauen verlören, das die Gefängnisse heute umwittert.

Es ist eine Schande, daß es Gefängnisse gibt! Das sollte die Lehre des Falles Kaiser, das sollte die Lehre eines jeden Strafprozesses sein.

*Hans Siemsen*

\*

Vor einigen Monaten wurde Franz Jung, ein führendes Mitglied der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschland, in der Nähe Berlins verhaftet, gefesselt nach Cuxhaven transportiert und dort in das Untersuchungsgefängnis des Amtsgerichts eingeliefert. Jung wird beschuldigt, schweren Schiffsraub begangen zu haben.

Die Sache verhielt sich so. Im April dieses Jahres ist Jung als Delegierter der K. A. P. D. auf dem cuxhavener Fischdampfer „Senator Schröder“ nach Alexandrowsk an der Murmanküste gefahren (und von dort mit der Bahn nach Moskau). Hamburger Matrosen hatten Jung auf dem Schiff installiert, weil sie meinten, daß der „Senator Schröder“ in russische Gewässer führe. Da sich jedoch während der Fahrt

herausstellte, daß der Dampfer Kurs auf Island nahm, veranlaßten die Matrosen eine Kursänderung des Schiffes, das dann eben in Alexandrowsk landete.

Es ist möglich, daß der Kapitän nicht grade im Salonton aufgefördert wurde, das Schiff, wie es ursprünglich den Matrosen beabsichtigt schien, auf Rußland zu steuern. Von einem Schiffsraub jedoch kann nicht im geringsten die Rede sein. Denn das Schiff wurde nicht geraubt, es bestand auch nicht die Absicht, es zu rauben. Von Jung ist meines Wissens alles für die Rückkehr von Schiff und Besatzung nach Deutschland getan worden. Jung selbst fuhr wieder nach Deutschland. Er zeigte sich ohne Scheu; ein Schiffsräuber würde sich jedenfalls anders verhalten haben.

Also nicht die Spur von eigen-nützigem Vorgehen. Schiff, Kapitän und Besatzung sind nicht zu Schaden gekommen. Das Schiff fährt wieder, wohin die Reederei es haben will, und nichts bleibt übrig als eine politische Delegiertenreise mit einem Schuß ins Revolutionsromantische.

Während jedoch fast die gesamte Presse den Dichter Georg Kaiser aus den Händen des Staatsanwalts in ein Sanatorium zu bringen sucht (was auch zu gelingen scheint und wogegen ich gewiß nichts einzuwenden habe), wird diesmal von politischen Gegnern die ganze „Objektivität“ des Rechts aufgerufen. Mit dem Verfahren gegen Jung soll eine politisch-romantische Tat ins Kriminelle gewandelt werden, damit der politische Radikalismus getroffen werde. Man führt mit kriminalistischen Mitteln einen politischen Prozeß. Das Berliner Tageblatt erklärt: „An der rechtlichen Beurteilung der Sachlage kann natürlich weder die Dichterqualität noch die politische Eigenschaft des Täters etwas

ändern.“ Die Dichterqualität Georg Kaisers jedoch änderte nach Ansicht des Berliner Tageblatts „die Sachlage“ sehr erheblich. Das nennt man Objektivität.

Es muß verhütet werden, daß Franz Jung, einer der edelsten Männer der deutschen proletarischen Revolution, wirklich ein Arbeiterliebling, ein Mann von einer ganz ungemeinen Uneigennützigkeit, von einer Uneigennützigkeit für die Sache und auch für den leidenden Einzelmenschen bis aufs letzte Hemd — daß dieser Mann kriminell behandelt wird, für eine Fahrt, die durchaus ideale Beweggründe hatte, und die auch mit schärfster Lupe nicht zu einem Verbrechen vergrößert werden kann.

Ich kenne Franz Jung seit Jahren. Er ist einer der besten Köpfe, eines der stärksten und wärmsten Herzen in der deutschen proletarischen Bewegung, ein Mensch, der nach seinen Schriften lebt. Es ist eine Pein, diesen Menschen im Untersuchungsgefängnis und gar vor der Gefahr einer Verurteilung zu wissen, und ich bitte Sie, lieber Herr Jacobsohn, diesen Brief in Ihrer ‚Weltbühne‘ als Protest gegen das Verfahren und gegen die Stellungnahme der bürgerlichen Presse zu veröffentlichen.

*Alfons Goldschmidt*

### Kind in Not

Berlin ruft seine Bevölkerung auf zu wohlthätigen Sammlungen für die armen und leidenden Kinder, und als Kampfruf sieht man aller Orten ein Plakat von einer so niederschmetternden und entsetzlichen Häßlichkeit, daß einem die schon zum Geben bereite Hand kraftlos versagt. Wenn die Herren, die die lobenswerte Aktion in Szene gesetzt haben, ihr Geschäft besser verstünden, so hätten sie ein Plakat gebracht, das nicht die Kinderhölle, sondern den

Kinderhimmel zeigt. Blühende gesunde Kinder auf grünen Wiesen, spielend und scherzend — da wäre den Leuten das Herz aufgegangen, und sie hätten gesagt: Ja, so sollen es die Kinder haben, und sie hätten das Geld auf den Tisch gelegt. Aber vor diesem abschreckenden Plakat frage ich jeden seiner normalen Sinne fähigen Mitmenschen: Wollen Sie die Verantwortung dafür tragen, daß der hier gezeigte rachitische, skrophulöse und verkrüppelte Wechselbalg mit Gewalt aufgepäppelt und am Leben erhalten wird? Was für eine Art von nützlichem Mitglied der menschlichen Gesellschaft soll wohl so ein unglückseliges Wesen abgeben? Ist nicht viel eher anzunehmen, daß es der Allgemeinheit dauernd zur Last fallen wird? Wir wollen gern dazu helfen, daß unterernährte Kinder wieder dicke Backen kriegen, aber die Gesundmachung solcher Kretins lehnen wir ab. Wem in aller Welt soll mit der Heranzüchtung unheilbarer Mißgeburten gedient sein? Den Eltern nicht, dem Staat ebenso wenig und dem armen Wurm selbst sicher am wenigsten — nein, was nicht leben kann, soll sterben. Goethe hat bekanntlich schon beklagt, daß die Rasse durch die falsche Sentimentalität, alles Kranke mit Gewalt am Leben zu erhalten, verschlechtert wird. Man vernichte dieses Plakat und lasse schleunigst ein andres herstellen.

*Peter Paul Schmitt*

### Die böhmische Nachtigall

Damals so wie heut . . .“  
Noch immer blasen pausbäckige Posaunisten im Finale des zweiten Aktes in ihre Tuthörner, daß einem angst und bange wird, noch immer weint Liebestragik und herzbrechendes Leid über die Bühne, und „Es ist

alles aus“ schmalzt der Tenor. Und Eine wogt mit dem Busen . . . Das ist halt eine wiener Operetten — da kannst nix machen.

Aber vergessen ist der Notenstrudel, die gerühmte Feinheit der Instrumentation, der gottbehütete Dialog und jene Witze, die uns die Haare zu Berge stehen lassen — vergessen ist alles, wenn in der „Spanischen Nachtigall“ die Massary auf der Bühne des Berliner Theaters steht, gleitet, schwebt, lächelt und die feinsten und diskretesten Mittel verschwendet. Verschwendet —? Pfeif auf das Stück. Diese Kunst ist Selbstzweck.

Ein kleiner Seitenblick lehrt uns und sie, daß es alles nicht so schlimm gemeint ist mit der Tragik, das letzte Raffinement des Tonansatzes, der Atemtechnik wird selbstverständlich gehandhabt, und ich kann mir ja nicht helfen: der Appetit kommt beim Zuhören, und ich habe eine unbändige Sehnsucht nach der Massary bekommen. Nach der richtigen, die nur in einigen tiefen Tönen andeutet, was sie alles könnte: da wäre eine Szene, wo der adelsstolze Beau das Gemach der Gouvernante betritt und sie nehmen will, selbstverständlich — und sie zieht nur um ein wenig die Augenbrauen hoch und sagt: „Ich fürchte, das wird nichts werden . . .“ Aber das ist eine andre Geschichte.

Was die „Spanische Nachtigall“ anbetrifft, so gibt die einzige Frau das Letzte, was künstlerischer Wille, Geschmack und feinste Technik der Sprache und des Gesanges herzugeben haben. Am schönsten — wie immer — die Augenblicke, wo aus Tiefen unterirdisch dustre Herkunft herausbricht — ein tiefer Kehlton, gefährlich und siegesgewiß: Mir machst du nichts vor — ich weiß doch — ich komme von unten —

Neben ihr harmloser Spaß und Unfähigkeit und der lange Ralph Arthur Roberts mit den Affenbeinen, der einen Trott hinlegt — à la bon coeur! Er hat Kugelenke, wo andre Menschen durchaus festgewachsen sind, wahr! immer die Grenze, meckert und schiebt einmal hinter seiner Dame her — feixend, unerhört gemein, fast niggerhaft geil. Und dabei im nächsten Augenblick liebenswürdig, spielerisch aufgelöst und eine wahre Augenfreude.

Ueber allen und allem aber: Sie. Im Bänkelduett ein paar Takte von so undeutscher Leichtigkeit, daß einem das Herz in Sehnsucht nach dem verlorenen Europa aufging. Ein Engländer, der hier zu Besuch war, sagte: „Man nimmt die Deutschen bei uns noch nicht gut auf. Aber wenn diese Frau herüberkäme...“ Und Eine sagte: „Ich finde, daß dieses Ehepaar zu dem augenblicklich Amüsantesten in Deutschland gehört.“

Die andre nicht minder schöne Hälfte wollen wir ein ander Mal betrachten. Inzwischen einen großen Korb voll gelber Rosen zu ihren Füßen. Sie hebt ihn und senkt schnuppernd den schwarzen Kopf hinein. Und schweigt. Und dann ein kleines spöttisches Lachen.

Sie ist, auf diesem Felde, unsre Einzige.

*Peter Panter*

### Der Republikanische Führer-Bund

beabsichtigt, den in den Lazaretten liegenden Schwerkriegsbeschädigten eine Weihnachtsfeier zu bereiten. Helft an diesem Liebeswerk, indem Ihr Geschenke und Geldspenden für diese Feier zur Verfügung stellt!

Zeigt den Aermsten der Armen, daß Ihr sie noch nicht vergessen habt. Sammelt für sie!

Geschenke und Spenden nimmt entgegen: Die Bundesleitung des R. F. B., Berlin NW. 6, Luisenstraße 31 b.

### Bemerkungen

In vino veritas! Jetzt, wo der Wein unerschwinglich ist — wo bleibt die Wahrheit?

\*

Es gibt Leute, denen es während und nach Beendigung des Krieges besser ging als zuvor. Man behauptet von ihnen, sie seien tüchtig.

\*

Erziehung genossen zu haben, bedeutet noch lange nicht: erzogen sein.

\*

Bedeutende Persönlichkeiten prophezeiten nach Kriegsausbruch einen baldigen ruhmvollen Frieden. Es ist nicht immer ein Nachteil, unbedeutend zu sein.

*Kläre Dreifuß*

### Liebe Weltbühne!

Zum Direktor des Wintergartens kommt ein Mann, der sagt: „Herr Direktor! Ich bin eine Sensation. Ich esse vor dem Publikum in zehn Minuten achtzig gekochte Eier.“ „Donnerwetter“, erwidert der Direktor, „das ist ja gar nicht möglich. So eine Nummer sind Sie?“ „Ja, hier sind meine Referenzen.“ „Hm“, meint der Direktor, „ich werde Sie nehmen. Aber ich mache Sie auf eins aufmerksam: wir haben sonntags zwei Vorstellungen.“ „Das kann ich machen“, antwortet der Mann. „Wenn ich nur zwischen durch so viel Zeit habe, eine Kleinigkeit essen zu gehen!“

# Antworten

**Sozialistische Parteien.** In der „Fackel“ vom November (554—556; zu beziehen vom Verlag der „Fackel“, Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3) schreibt Karl Kraus: „Ist es nicht die hoffnungsloseste und toteste aller Gewißheiten, unter einer Nation zu leben, die durch Schaden dümmmer wird? Die von dem furchtbaren Trugschluß der Dummheit vegetiert, daß, weil es einmal besser war, bevor es schlechter wurde, nicht die Schuldigen, sondern die Verschuldeten an der Entwicklung schuld seien? Daß an den Folgen des Brands die Feuerwehr schuld sei, weil sie nicht auch imstande ist, den Schaden zu ersetzen? Mit einem Wort, daß das Verlangen nach der Kaisersennel vom Kaiser befriedigt würde, der den Präsidenten um sie betrogen hat! Welch ein drückendes Bewußtsein, unter Menschen herumzugehen, deren Dummheit größer ist als ihre Not, und die nicht wissen und nicht spüren, nicht glauben und nicht verstehen, daß auf ein Jahrtausend hinaus alles, was es leider nicht mehr gibt und was es leider gibt, eine Kriegsfolge sei und die allerfurchtbarste die eigne geistige Ausgeronnenheit, die des plansten Zusammenhangs nicht mehr gewahr wird! Aber welche eine Politik, die an diesem Horizont ihre fata morgana etabliert und, um die Gläubigen nicht zu enttäuschen, ihnen das Blaue vom Himmel herunterlügt und durch Verleumdung aller Wahrheit und durch kriegsmäßige Ausschaltung aller Wirklichkeit immer das Prävenire spielen muß, damit die Dummheit nur ja nicht zur Besinnung ihrer selbst komme, weil doch schließlich einmal auch ein Kadaver die Natur nicht verleugnet. Welch eine Sticlucht von verdorbenem Christentum, in der eine Welt von Pfaffen, Mördern und Journalisten die Handelskette der Nächstenliebe schließt! Welch ein Qualm der geistigen Erbärmlichkeit, aus dem sich Tag für Tag Argumente gegen das moralische Einmaleins erdreisten, deren sich ein rechtschaffener Schurke der Vorzeit in den Geldsack hinein geschämt hätte! Welch ein Pierch der engen Herzen, die es nicht verwinden können, daß sie zu dreißig Millionen Toten auch noch den Adel und die Orden verloren haben sollen, und die darum unerschöpflich sind an jenen öden Gedankengängen einer selbstvergessenen Korruption, die nur die fremde sieht und den Republiken mindestens vom Vorwurf macht, daß jetzt öfter Regen als Kaiserwetter ist, oder daß man jetzt die Krawatten weniger elegant knüpft als ehemals die Galgenstricke, oder daß heutzutage ein Minister das Messer in seinen Mund steckt, was doch immerhin erträglicher ist, als wenn ers der Welt ins Herz stieße. So toll schiebt diese Höllenbande in ihr Verderben, daß sie den Teufel nicht Pfui! bei ihrem Empfang rufen hört. Was soll, wer noch Worte hat, dazu sagen, daß ein Führer dieser Walpurgishetze neulich die Frage gestellt hat, wie lange man denn noch mit der faulen Ausrede durchzukommen hoffe, an allem immer dem längst beendeten Krieg die Schuld zu geben? Bis zum jüngsten Tag! Denn nehmt alles nur in allem und dies Eine für ein Millionenfaches: vor dem salzburger Schwurgericht stand ein Knecht wegen Raubmordes an einer Häuslerin. Auf den Vorwurf des Vorsitzenden, daß er wegen hundertzwanzig Kronen ein Menschenleben vernichtet habe, sagte der Mörder: Ich habe im Krieg das Morden gelernt, so daß es mir zur zweiten Natur geworden ist. Ich habe auch keine Gewissensbisse mehr empfunden.“ Er stand für die Menschheit vor dem Schwurgericht; ihr ist der Weltkrieg zur zweiten Natur geworden, aber sie weiß es nicht so gut wie Jener, der sich noch an die erste erinnern kann. Er hofft mit der faulen Ausrede, dem längst beendeten Krieg die Schuld zu geben, durchzukommen. Quousque tandem? Bis die Lues dereinst dem Hirn der Welt entwichen ist mit einem frommen Wunsch für den nächsten Untergang!“ Daß nicht gleichgültig ist, wie die Wahlen zur Preussischen Landesversammlung ausfallen — das, sozialistische Parteien, glaubt Ihr doch wohl? Dann aber solltet Ihr

das Ergebnis minder stumpfsinnig zu beeinflussen trachten, als Ihr gewöhnt seid. Dann solltet Ihr aus diesen Flammensätzen ein glühendes Flugblatt machen und es in vielen, vielen Millionen Exemplaren durch Deutschland treiben. Das kostet Geld? Eure Wahlpropaganda kostet beträchtlich mehr und hat, da sie unpsychologisch und phrasenhaft ist, im günstigsten Falle die Wirkung, daß, wie in Sachsen, die Wähler zuhause bleiben. Während diese ‚Klarstellung‘ hier sie gegen die frechen Erfinder der Dolchstoßlegende vermutlich in die schnellste Bewegung setzen würde.

Hermann R. in Hamburg. Sie schreiben mir: „Kürzlich brachte eine hamburger Zeitung, und nicht etwa eine alldeutsche, sondern eine demokratische, die Meldung des W. T. B. aus Mainz, wonach das französische Kriegsgericht zwei seiner Soldaten wegen eines an einer deutschen Frau begangenen Sittlichkeitsverbrechens zur Degradation und zu acht und sechs Jahren Zuchthaus verurteilt hat. Ein normaler Mensch muß, wenn er das liest, zugeben, daß man sich eine gerechtere Justiz kaum denken kann, denn ob die deutsche Justiz, die ja bekanntlich nach Ansicht des Durchschnitts-Bourgeois die edelste, gerechteste und unbestechlichste der Welt ist, im gleichen Falle so streng vorgegangen wäre, das ist nach den Fällen Liebknecht, Luxemburg, Marloh, Landauer, Paasche, Mechterstädt und den andern zum mindesten zweifelhaft. Was aber tut die demokratische hamburger Zeitung? Um nur ja nicht den Franzosenhaß, den unausgesetzt anzufachen eine der Hauptaufgaben der bürgerlichen Presse ist, einschlafen zu lassen, versieht sie die Notiz mit der Ueberschrift: ‚Unter feindlicher Knute‘. Hurra! Die Philister, die sich mit der Lektüre der Zeitungsüberschriften begnügen, sind wieder einmal vor der Gefahr bewahrt worden, im Franzosen den Menschen zu erblicken.“ Man kann die Gefahr der Provinzpresse gar nicht überschätzen. Sie ist das A und O von Millionen Deutschen. Was gedruckt ist, wird geglaubt, und wärs der läppischste Widersinn.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlags Rütten & Loening in Frankfurt am Main und ein Prospekt des Verlags der Neue Merkur in München bei.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 968.  
Druck der Vereinsdruckerel G. m. b. H., Potsdam.

**AN DER LEIPZIGER-STRASSE**

**WASMUTH**

MARKGRAFENSTRASSE 31

**BÜCHER      GRAPHIK**

**KERAMIK - SILHOUETTES**

**JAPANISCHE HOLZSCHNITTE**

**DEZEMBER AUSSTELLUNG**



## Wien in Genf von Karl Rothhammer

Ein Diplomatenkongreß kann niemals schöpferisch wirken; genug, wenn er die offenbaren Ergebnisse der vorangegangenen kriegserischen Verwicklungen leidlich ordnet und sicherstellt.

Dieses Urteil Treitschkes, das im besondern auf den Wiener Kongreß gemünzt war, gilt auch heut noch für Alles, was wir an Zusammenkünften von Diplomaten oder diplomatisch angebügelter Volksvertretern in den letzten Jahren nach angeblichem Abschluß des letzten Weltkriegs erlebt haben. Gilt mit tragikomischer Treffsicherheit auch für Genf und den dort in Diskussionen krachenden Völkerbund. Damals wie heute und heute wie damals:

Durch eine kunstvoll abgewogene Verteilung der Länder und der Leute die Wiederkehr der französischen Uebermacht zu verhindern — in diesem einen Gedanken ging jetzt wie einst zu Utrecht die ganze Weisheit der Kabinette auf. Und wie damals Caron de Saint Pierre wähnte, aus der neuen, völlig willkürlichen Gestaltung der Länderkarte werde ein unabänderlicher Friedenszustand hervorgehen, so erwachte jetzt wieder der unmännliche Traum vom ewigen Frieden, dies sicherste Kennzeichen politisch ermatteter und gedankenarmer Epochen: viele treffliche Männer aus jedem Stande und jedem Volke gaben sich im Ernst der Hoffnung hin, daß die Weltgeschichte in ihrer ewigen Bewegung nunmehr stillstehen, vor dem Ratschluß des wiener Aeropags ehrfürchtig verstummen würde.

Ueber das Vollbart-Pathos des praeceptor borussiae (es tönt hinlänglich aus Herrn Kahls Bardentenor) und das kriegerische Geräusch des begeisterten Reichsadlerwärters hinweggehört — und die vollendetste Kritik des genfer Spektakels ist gegeben. Lassen wir Herz und Wunsch nicht den Verstand besiegen. Herr Pueyrredon hat durch seine kühne Erklärung, die der ‚Vorwärts‘ „Argentiniens Großtat“ genannt hat, Treitschke nur revidiert, und Herr Viviani, als er des Präsidenten Motta gläubige Naivität abdrosselte, hat, entflammt vom furor gallicus, nur bewiesen, daß in Genf Treitschkes Skepsis bereits lebhaftig vorhanden ist. Herr Viviani glaubt nicht an den Stillstand der Weltgeschichte; aber er möchte den Stillstand Deutschlands gesichert sehen. Die Identität der Ereignisse ist noch vollkommener aufzuzeigen:

Keine Rede mehr von den alten Rang- und Titelstreitigkeiten, von dem pedantischen Gezänk über Form und Farbe der Sessel; so berichtete Treitschke, um darzutun, wie der demokratische Gedanke auf dem Wiener Kongreß sich manifestierte, wie die perückten Diplomaten vom nachnapoleonischen Plebejer verdrängt worden waren. Ein Fortschritt. Es läßt sich nicht behaupten, daß insofern Genf wieder ein Rückfall — o nein: auch dort allerlei demokratische Behaglichkeit und das Recht des Alphabets dem des Rangunterschieds übergeordnet. Es war beinah gemütvoll, wie die Vertreter der Entente mit denen der kleinsten Exoten zusammensaßen. Aber Deutschland mußte vor der Tür bleiben. Und ängstlich horchte man nach Moskau hinüber.

Dem neuen Geschlechte lag die Angst vor den Schrecken der Revolution noch in allen Gliedern; mitten in die rauschenden Lustbarkeiten des Kongresses drangen unheimliche Nachrichten von dem italienischen Geheimbunde der Carbonari, von der dumpfen Gärung in Frankreich, von den Zornreden der enttäuschten preußischen Patrioten, von den Verschwörungen der Griechen und dem Heldenkampfe der Serben wider ihren türkischen Tyrann.

Das Chaos derartiger Luftgeräusche kollerte auch über Genf: Brandstiftung in Cork; serbisch-kroatische Spannung; russisch-polnischer Konflikt; Aufstand der tschechischen Legionäre; amerikanisch-japanisches Mißtrauen; die alldeutsche Hetzformel von den fünf Minuten, um die Deutschland die Waffen zu früh aus der Hand gelegt habe; die Drohungen, die nach dem Vorbild von Versailles und Spa nun auch als Hintergrund für die brüsseler Verhandlungen mit allen Kulissentricks des diplomatischen und journalistischen Fangballspiels aufgestellt werden. Schon heute darf man sagen, daß für eine Geschichtsbetrachtung, der die Jahrhunderte von der Aufteilung des Karolingischen Reichs durch weiland den Vertrag von Verdun bis zu dem nationalistischen Ringkampf um Elsaß-Lothringen und alledem, was hierzu gehört, eine Einheit sind, Genf in die dichteste Nachbarschaft des Kongreß-Wiens rücken wird.

Es ist peinlich, auf diese Weise mit dem Grafen Reventlow übereinzustimmen. Gottseidank gibt es da aber doch einen erheblichen Unterschied. Der U-Boot-Graf, der allwöchentlich in einem angeblich deutschen, aber verflucht nach Cowboy klingenden Käuderwelsch den Revancheleuten Lust macht, sieht das englische Imperium und die aus dessen Ansprüchen sich ergebende Politik im großen Ganzen richtig. Töricht und verhängnisvoll aber sind die Folgerungen, die er aus dieser Einsicht herleitet. Ein anscheinend unvergänglicher Fehler: einseitig die Hemmungen, die der fremde Imperialismus dem deutschen Aufbau und Aufstieg bereitet, wohl zu bemerken, aber zu übersehen, daß diese Hemmungen nicht aus der Welt gestoßen werden können, daß vielmehr nötig ist, sich mit ihnen abzufinden und die eigne Entwicklung daran zu kontrollieren. Nicht fünf Minuten zu früh hat das deutsche Volk die Waffen aus der Hand gelegt: fünfzig Jahre zu früh — wenn man schon Kriegspolitik treiben will, was wir hier durchaus nicht wollen — hat es sie in die Hand genommen. Tempo und Perspektive, woran es die Ideologen zumeist fehlen lassen, sind erforderlich, um den Weg von Wien nach Genf zu erkennen, und den andern, der von Genf zu unserm eigentlichen Ziel führt.

Inzwischen zeigt sich in den Vereinigten Staaten eine beachtenswerte Wirtschaftskrise, die vielleicht auch dort die Ueberzeugung von der Zusammengehörigkeit der einzelnen Teile des Erdballs fördern hilft, während in Rußland, wo die Einsiedlung des fremden Kapitalismus im besten Gange ist, die Erkenntnis von der bedauerlichen Unverwüstlichkeit der gegenwärtigen Weltwirtschaftsordnung erheblich zunehmen dürfte. An welcher Tatsache auch die roteste Grimasse der Phalanx von Lenin zu Sinowjew nichts ändern kann. Das fremde Kapital kommt, wird begrüßt,

befestigt, wird naturgemäß und geschichtsnotwendig nach den Gesetzen des Kapitalismus auch im bolschewistischen Rußland sich äußern und entfalten. Nach zehn Jahren werden dann die bolschewistischen Spätlinge uns vielleicht zu sagen wissen, ob das russische Volk unter dem fremden Kapitalismus besser gefahren ist, als wenn es dem russischen untertan geblieben wäre. Gemeinhin ist für die Völker, solange es deren in der politischen Arithmetik des Erdballs noch gibt, von Vorteil, daß die Geschichte der Moskowiten in Moskau, die der Franzosen in Paris und die der Deutschen in Berlin festgelegt werden. Das internationale Surrogat, ob es nun in Wien oder in Genf gebraut wird, hat bisher immer noch einen Katzenjammer erzeugt.

Die allgemeine Entwaffnung ist in Genf nicht verwirklicht worden — denn: die Welt sei immer noch voll Gefahren. Eia popeia: sollte nicht gerade die Bewaffnung die größte dieser Gefahren sein? England freilich weiß es bereits besser: es beginnt, den chemischen Krieg zu inszenieren, und sperrt zunächst einmal die deutsche Anilinfarbe auf zehn Jahre aus. In Genf brauste Jubel über Mottas Schlußwort: Friede auf Erden Allen, die guten Willens sind! Ist das nicht schon im Lukas-Evangelium zu lesen?

---

## Antisemitismus in Amerika von Meridionalis

Es ist wohl kaum allgemein bekannt, daß diese geistige Seuche, aus gewissen „Kulturländern“ der Alten Welt eingeschleppt, in letzter Zeit auch die Neue zu infizieren begonnen hat. Welche Kreise die vornehmlichsten Erreger und Träger dieses Bazillus sind, den selbst die verzwickten Quarantänemaßregeln von Long Island nicht an der Einwanderung hindern konnten, darauf weist die newyorker Zeitschrift „Nation“:

Die polnischen Imperialisten suchen ihre Verantwortlichkeit für Krankheit, Hunger und sinnlosen Krieg abzulenken, indem sie das Volk gegen seine jüdischen Mitbürger hetzen: die internationale Hochfinanz hat Wind gesät und nun erntet sie Sturm.

Das stimmt haarscharf mit der hier in Nummer 50 von einem Mann wie Claudio Treves vertretenen Anschauung zusammen, daß die jüdische Plutokratie, die der verblendete Zionismus so eifrig in Schutz und für sich in Anspruch nimmt, selbst den Ast absägen hilft, auf dem sie von Geburt angewachsen ist, und daß dagegen weder ihr platonisches Lamento noch ihre wohlfeile Wohltätigkeit hilft, solange sie sich selbst nicht dazu entschließt, durch Verzicht auf ihre kapitalistischen Methoden der Welt ein andres Gesicht und dem Geist sein Recht zu verschaffen. Es ist vielleicht die größte Kulturschande dieser geist- und schamverlassenen Zeit, daß Juden die festesten Stützen einer Güterverteilung sind, in deren Namen und zu deren Zwecken die unglücklichsten Brüder und Schwestern ihres unglücklichen Volkes unter den scheußlichsten Martern ihres Lebens und ihrer Ehre beraubt werden. Man kann nur annehmen, daß sich die semitischen Angehörigen der Hochfinanz beider Hemisphären dieses Zusammenhangs keinen Augenblick bewußt sind. Aber deshalb bleibt es doch grade eine Schmach, daß sie den zweifel-

los eminenten Verstand, den ihnen der Gott ihrer Väter verliehen hat, keinen Moment lang aus dem eingefahrenen goldenen Geleise bringen, um ihr unseliges Tun zu erkennen.

Diese sind nur Toren, denen schon noch einmal die Schuppen von den Augen fallen werden; und wenn nicht ihnen, so spätestens ihren Enkeln oder Urenkeln. Aber daß Einer ein ausgesprochener Arbeiterfreund sein kann — was allerdings seinem Millionenerwerb nicht abträglich war —, daß Einer auf eigne Faust mitten im Weltkrieg eine Friedensaktion zustande zu bringen versuchen konnte — was allerdings auch eine gute Geschäftsreklame war — und doch . . . Die „Nation“ schreibt:

Die Hauptverantwortlichkeit für das Wiederaufleben dieser mittelalterlichen Schmach (des Antisemitismus) in unsern Tagen auf amerikanischem Boden trifft Henry Ford. Der Name dieses Mannes ist dem kleinen Mann ebenso bekannt wie seine Automobilmарke; und der kleine Mann denkt bei sich, daß die Logik eines Multimillionärs ebensowenig ganz falsch sein könne wie die Mechanik seiner Fabrikate. Diese letzte Erfahrung jedoch bestätigt und brandmarkt ein für alle Mal den ethischen und intellektuellen Charakter des detroitischen Fabrikanten. Einst gab er sich als Pazifisten, rüstete ein „Friedensschiff“ aus und segelte damit los. Jetzt verrät er den Geist des Friedens und wirft eine andre Fackel in die bereits genügend lohende Welt.

Die Quelle von Herrn Fords Propaganda ebenso wie des englischen Pamphlets: „The Jewish Peril“ (Die jüdische Gefahr) und jenes andern, das anonym bei Putnam's Sons (in Amerika) unter dem Titel: „The Cause of World Unrest“ (Die Ursache des Weltunfriedens) herausgekommen ist, bildet jene bekannte alte Fälschung, die ein selbst wegen Fälschung aus dem Amt entlassener preussischer Postbeamter im Jahr 1868 wieder aufgewärmt hat. Eine russische Ausgabe von einem angeblichen Professor Sergej Nilus wurde 1905 als Programmwaffe während der russischen Revolution verwandt, und eine französische Uebersetzung gibts seit 1911.

Bei jeder großen Umwälzung der Menschheit seit den Tagen der Reformation war diese Fabel einer weltumfassenden jüdischen Verschwörung gegen die Sicherheit der Kultur und die verbrieften Interessen der Zeit eine handliche Waffe der Reaktionäre. Die Puritaner-Revolution in England wurde „Quäkern, Freidenkern und gottlosen Juden“ zugeschrieben, und viele französische Schriftsteller von 1797 bis 1883 suchten die französische Revolution mit freimaurerischen und jüdischen Verschwörungen zu erklären. Genau so wird die industrielle Revolution unsrer Tage jüdischen Verschwörern zugeschrieben. Die Technik der Reaktion, sei sie nun wirtschaftlicher oder politischer Natur, bleibt in allen Zeiten die gleiche. Ihre Quinfessenz bestand immer darin, die Aufmerksamkeit der Massen von einer wahren Gefahr zu eingebildeten Gefahren abzulenken und sie für ihre wahren Interessen blind zu machen, indem man ihre abergläubischen Aengste und Rassenvorurteile dagegen ausspielte.

Daß der amerikanischen Reaktion derlei jämmerliche Ablenkungsversuche der Volksstimmung neuerdings nötig erscheinen, beweist nur, daß es im Gebälk selbst dieser Hochburg des Kapitalismus bereits vernehmlich zu knistern beginnt. Amerika, du hast es besser? Amerika wird es vielleicht bald viel schlechter bekommen als das belächelte Europa. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, daß der menschliche Geist das Brett dort anbohrt, wo es am dicksten ist, um — ins Freie zu gelangen.

# Rund um München von Otto Graf

Im bayrischen Landtag hat Herr von Kahr erklärt, daß die Regierung mit dem Bamberger Programm der Bayrischen Volkspartei nichts zu tun habe.

Diese Behauptung des Ministerpräsidenten ist umso überzeugender, als er erstens Mitglied der Bayrischen Volkspartei ist und zweitens bei der feierlichen Verkündigung dieser Leitsätze in Bamberg präsiidierte. Nachdem die Legalisierung der bayrischen Separationsgelüste in Bamberg mißlungen war, blieb der Regierung Kahr ja gar nichts andres übrig, als das Mäntelchen nach dem Winde zu hängen und offiziell abzurücken.

Im gleichen Augenblick änderte sich auch Frankreichs Politik gegen Bayern. Der französische Gesandte Dard, der seine Aufgabe nicht hatte lösen können, wurde von München abberufen, und unmittelbar darauf traf die Note ein, welche die Entwaffnung der bayrischen Einwohnerwehren forderte.

Diese Maßnahme der französischen Regierung war übrigens auch noch dadurch gradezu herausgefordert worden, daß Kahr durch seine unkluge Orgesch-Demonstration (auf dem münchner Schützenfest) den militärischen Kreisen Frankreichs eine Handhabe gegen sich geliefert hatte.

Der Plan einer katholischen Donau-Konföderation, eines selbständigen süddeutschen Wirtschaftsstaates ist aber trotz alledem nicht aufgegeben. Drei Motive sind dafür maßgebend: die alte Abneigung gegen den protestantischen Norden; die vermeintliche bolschewistische Gefahr in Norddeutschland; die starke Stellung der Reaktion in Bayern. Diese umso mehr, als Bayern allmählich zum Mittelpunkt der Konterrevolution in Mitteleuropa geworden ist, zumal jetzt, nachdem der Wahlausfall in Oesterreich die Christlich-Soziale Partei ans Ruder gebracht hat.

Rheinland (wo Dorten die Geschäfte betreibt), Bayern, Oesterreich, Ungarn (man denke an das Wirtschaftsabkommen Bayern-Ungarn!) — diesen Komplex gilt es nun auch wirtschaftlich selbständig zu machen; unabhängig vor allem von der Ruhr-Kohle und vom Zugang zur Nordsee. Zu diesem Zweck wird ein Gedanke des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation wieder aufgenommen: Eroberung des Zugangs zur Adria.

Aus diesem Grunde setzt sich die Bayrische Volkspartei, vor allen le docteur Heim, so lebhaft ein für den Ausbau des bayrischen Kanalsystems; eines Kanalsystems, das, unmittelbar anschließend an das französische, Bayern die Saar-Kohle erschließen soll.

\*

Von drei Strömungen wird die bayrische Politik bestimmt. Am stärksten von der partikularistischen der Bayrischen Volkspartei. Und in diesem Zusammenhange ist die Tatsache bezeichnend, daß auch Schlesien, das heißt: der schlesische Großgrundbesitz seinen Vertreter zur bamberger Tagung der Bayrischen Volkspartei geschickt hatte.

Die partikularistische Strömung wird teilweise paralysiert durch die monarchistisch-preußische Bewegung der Deutschenationalen mit ihrem stark antisemitischen Einschlag.

Der Superlativ dieser nationalen Strömung heißt: Nationalbolschewismus. Er wird von einer kleinen, aber einflußreichen Gruppe von Offizieren verfochten. Ihr Einfluß ist immerhin so stark, daß Millerand durch sie zu der Bemerkung veranlaßt wurde, man müsse sie „aufs Maul schlagen“.

\*

Die Kulturpolitik der bayrischen Regierung erstreckt sich nach wie vor hauptsächlich auf den Kampf gegen das „lästige Ausländertum“. Selbstmörderische Stagnation scheint dem Triumvirat Kahr-Pöhner-Roth das Ideal zu sein. Davon, daß okultiertes Ausländertum jedem Lande so notwendig ist wie Sauerteig dem Brot, davon scheint die bayrische Regierung keine Ahnung zu haben. Wenn wir sie schon nicht zu erinnern wagen an die Rolle, die der Jude Disraeli in der englischen Politik gespielt hat, wenn Herr Kahr schon nicht weiß, daß die Iren Shaw und Wilde die englische Literatur aus den spät-victorianischen Niederungen herausgeführt haben, so könnte man — bescheidenmaßen — wenigstens verlangen, daß sie ahnen, was das „Ausländertum“ in der bayrischen Geschichte bedeutet.

Es ist amüsant, daß gleich neben dem Ministerium des fremdenwütigen Herrn Kahr die Theatiner-Kirche steht, die von dem Bologneser Barrelli entworfen, von dem Graubündner Zuccali fortgeführt und von Cuvilliés dem Ältern, einem Wallonen, zu Ende gebracht worden ist. Schleißheim entstand aus der Ideenwelt von Zuccali, Nymphenburg nach den Plänen des Viscardi.

Der Holländer Hubert Gerhard, der Schöpfer des Teufelstötters an der Michaelis-Kirche, und Peter Candid, ja höchstwahrscheinlich Max Emanuel selber, der sich als Generalgouverneur in Belgien herumtrieb — sie wären der Provinz-Sentimentalität des Herrn Kahr und seiner Hintermänner und deren Pfahlbürger-Motto: „München den Münchnern!“ zum Opfer gefallen.

Klenze, der Hildesheimer, der Erbauer der Propyläen, der Glyptothek, des Odeons, des Palais Leuchtenberg, der alten Pinakothek, des Königsbaus, der Allerheiligen-Hofkirche; Gärtner, der Coblenzer, der Architekt der Ludwigs-Kirche, der Staatsbibliothek, der Feldherrnhalle, der Südtiroler Defregger, der Wiener Schwind, der Düsseldorfer Cornelius, der Kölner Leibl, der Sachse Uhde — sie alle wären binnen acht oder vierzehn Tagen (armes München!) ausgewiesen worden.

Den besten Traditionen der bayrischen Wittelsbacher wird der Garaus gemacht von eben Jenen, die sich überzeugte Monarchisten wähnen. Das Schicksal der Stadt München, die man ehemals in einem Atemzug nannte mit Paris und Florenz, ist heute besiegelt.

\*

Die kluge und grausame Spinne aber webt weiter ihre Netze um törichte Opfer, und im Villenviertel Bogenhausen wird aus den Mitteln gläubiger Katholiken für Seine Eminenz den Nuntius Pacelli ein Palais gekauft.

# Politische Fälle von Staatssekretär Dr. Ramm

Wie schwer es ist, bei Dingen, die im politischen Leben als Kampfobjekte der Parteien dienen, die Wahrheit zu ergründen, namentlich dann, wenn es sich um Vorgänge handelt, die weit zurückliegen und mit dem Bekanntwerden neuer Tatsachen immer wieder eine andre Beurteilung zulassen, hat der sogenannte „Fall Augustin“ gelehrt. Grade darum erscheint es doppelt notwendig, in diesen Fällen die Wahrheit uneingeschränkt festzustellen. Da ich ohne mein Wollen in den Fall Augustin hineingezogen worden und dadurch in die Lage gekommen bin, nach fast allen Seiten hin genauen Einblick zu erhalten, will ich hier versuchen, die historische Wahrheit darzustellen und die notwendigen Schlußfolgerungen daraus zu ziehen.

Der „Fall Augustin“ weist zwei Abschnitte auf: erstens die Verfehlung selbst und zweitens die Folgen, die sich für Unbeteiligte an dieses Vorkommnis knüpfen. Ueber den ersten Teil, die Verfehlungen eines hohen Beamten in verantwortungsvoller Stellung, ist die Öffentlichkeit merkwürdig glatt hinwegbugsiert worden. Desto länger hält man sich bei dem zweiten Teil auf, aus dem einfachen Grunde, weil es einzelnen der Beteiligten notwendig erscheint, die Fäden möglichst zu verwirren.

Wie liegen denn in Wirklichkeit die Dinge?

Am fünfzehnten September und achten Oktober 1919 macht einer der Geschäftsführer der Ackerbaugesellschaft, Dr. Glock, dem Geheimen Regierungsrat Augustin zwei Geldzuwendungen von 1000 und 6000 Mark. In der Sitzung des Aufsichtsrats der Ackerbaugesellschaft führt Glock selbst hierüber folgendes aus:

Der ganz einfache Sachverhalt ist der, daß ich Dr. Augustin beziehungsweise seiner Frau etwas zukommen lassen wollte. Ich bin nicht erst seit meiner Tätigkeit im Reichsmarineamt, sondern schon seit elf Jahren mit Dr. Augustin befreundet und habe in dieser langen Zeit außerordentlich viel von ihm entgegengenommen. . . . Früher war Augustin in guten Verhältnissen, und ich war ein kleiner Beamter, der wenig verdiente. Nun haben sich die Verhältnisse gedreht: er hat bei den enorm gestiegenen Preisen, mit denen das Einkommen nicht Schritt gehalten hat, ein schlechteres Auskommen mit seinem Beamtengehalt, und ich bin dadurch, daß ich hier arbeite, etwas besser gestellt, eben persönlich und durch die Möglichkeit, etwas liquidieren zu können. Ich habe diesen Zusammenhang gelegentlich mit seiner Frau besprochen und zuerst scherzweise gesagt, daß ich ihr mal etwas zukommen lassen werde. Und ich habe schließlich auch Ernst gemacht. . . . Ich habe das getan und mit meinem Kollegen gesprochen und gesagt: Ich habe eine Zuwendung gemacht; wie wäre es denn, wenn wir es liquidieren auf Geschäftskosten? Mein Kollege hat mich natürlich sehr erstaunt angesehen, weil er keinen Zusammenhang sehen konnte. Ich habe ihm gesagt: Ich begründe das damit, daß wir Dr. Augustin, der immer sehr liebenswürdig war, indirekt allershand zu verdanken haben, natürlich nicht in seiner dienstlichen Eigenschaft. . . . Die 1000 Mark Sparkassenbuch bedürfen keiner weiteren Erklärung. Ich war Pate und habe mir überlegt, was ich schenken sollte.

Vorsitzender: Bei der Taufe war auch Dr. Hermes zugegen?

Dr. Glock: Er war auch da, damals war er noch nicht Minister.

Vorsitzender: Haben Sie das Geschenk von sich oder für die Ackerbaugesellschaft gemacht?

Dr. Glock: Ich habe das Geschenk von mir übergeben . . . Ich habe mir die Zahl überlegt und gedacht: man wird sagen, das ist ein Mann von der Ackerbaugesellschaft, ein Vertreter der Ackerbaugesellschaft. So habe ich ein Sparkassenbuch mit 1000 Mark übergeben. Ich habe mir gesagt, das sind doch Ausgaben, die uns zugute kommen und habe das hier liquidiert als Repräsentationskosten . . . Man muß das im Geschäftsleben mit andern Augen betrachten als vom behördlichen Maßstab.

Diese Zuwendungen sind also von Dr. Glock zunächst als persönliche Freundschaftsgeschenke bezeichnet worden. In Wahrheit hat aber Dr. Glock die beiden Summen später auf das Konto der Ackerbaugesellschaft gebucht. Dadurch wurde der Anschein erweckt, als sei die Ackerbaugesellschaft der bestechende Teil. Ganz gelegentlich erhält der Zweite Vorsitzende des Aufsichtsrats der Ackerbaugesellschaft, der der Regel nach nur ein oder zwei Tage der Woche in Berlin weilt, Kenntnis von dem Vorgang und macht mir als dem Ersten Vorsitzenden andeutungsweise davon die ersten Mitteilungen. Das war im April 1920, volle sechs Monate nach diesen Vorgängen selbst. Das Gespräch wurde damit eingeleitet, daß er mir, wie schon früher des öftern, die Mitteilung machte, er beabsichtige die berliner Tätigkeit im Interesse seines eignen Geschäftes in Hamburg aufzugeben. Tatsächlich ist er seit vier Jahren der eigentliche Leiter der Geschäfte der Landwirtschaftlichen Betriebsstelle für Kriegswirtschaft, der von dem Demobilisierungskommissar begründeten Maschinen- und Gerätebeschaffungsstelle für die Landwirtschaft und der Ackerbaugesellschaft und hat sich bei der erfolgreichen Bewältigung dieser enormen Arbeitslast große Verdienste erworben. Ich suchte ihn von seinem Vorsatz abzubringen, da ein Ersatz unter den gegebenen Umständen sehr schwer zu finden wäre. Nach den Gründen befragt, erwähnt er, unter anderm, die an amtlichen Stellen bestehende Bestechlichkeit. Ich widerspreche auf das Entschiedenste, nenne einige Namen, unter andern den Augustins als Muster der Ehrenhaftigkeit. Er sagt: „Bei Augustin rate ich zur Vorsicht.“ Ich frage: „Sie haben Verdachtsmomente? Dann bitte ich um volle Aufklärung.“ Er erwidert: „Die werde ich schaffen — vorläufig sehe ich selbst noch nicht klar.“ Nach kurzer Frist teilte er mir die genauen Daten mit.

Nun trat an mich, der ich durch diese Entdeckung aufs höchste überrascht war, die Frage heran: Was tun? Das Einfachste wäre eine amtliche Anzeige gewesen. Leider — so muß ich jetzt sagen — habe ich keine erstattet, sondern ich habe aus naheliegenden rein menschlichen Gründen den bekannten Privatbrief an den Minister Hermes geschrieben. Hauptsächlich deshalb, weil ich damals, ebenso wie in der vorausgegangenen Zeit, Hermes schützen wollte. Dies wird mir von der Gegenseite nicht geglaubt; trotzdem muß ich es sagen, weil es der Wahrheit entspricht. Inzwischen war auch die unstatthafte Verwendung der Gelder der Ausgleichskasse für die Bedürfnisse des Ernährungsministeriums erfolgt. Ich war überzeugt, daß auch diese Verwendung dem Einfluß Augustins zuzuschreiben sei. Das machte in mir den Wunsch rege, mit dem Minister Hermes, dessen intimes Verhältnis zu Augustin mir bekannt war, den Fall persönlich zu besprechen und ihm zu sagen, er müsse sich von Augustin trennen, da ihm dieser verhängnisvoll werden würde. Dies ist die Entstehungsgeschichte meines Briefes an Hermes. Und damit wurde ich persönlich in die Affäre verwickelt.



Ich schreibe nun den Brief vom siebenten Mai an Hermes. Gleich darauf reiste ich nach Ostpreußen. Wenn der Brief nicht am siebenten Mai geschrieben wäre, könnte er nur nach meiner Rückkehr von Ostpreußen geschrieben sein. Die Rückkehr erfolgte am fünfzehnten, am sechzehnten war Sonntag, der Brief konnte also erst am siebzehnten geschrieben sein. Hermes hätte ihn dann also am achtzehnten erhalten. Am achtzehnten früh war aber Hermes schon beim Minister Braun und bei mir. Hermes hat sich darüber beklagt, daß der von mir in dem Brief angekündigte Besuch noch nicht erfolgt sei, er habe es daher vorgezogen, selbst zu mir zu gehen. Wie stimmt das?

Auch in dem Briefwechsel zwischen mir und Hermes wird stets der Brief vom siebenten Mai genannt. Hermes hatte mich gebeten, von dem „vertraulichen“ Brief Gebrauch machen zu dürfen. Ich erbat den Brief zurück und ließ Abschrift herstellen. Plötzlich hieß es, bei dem Brief müsse ein Versehen vorgekommen sein: der Anfang des Briefes stimme nicht mit dem Datum überein. Ich ließ mir die Abschrift kommen. Der Anfang lautete: „Am zehnten abends mußte ich mit dem Herrn Minister nach Ostpreußen reisen, konnte daher zu meinem Bedauern an der am elften stattfindenden Sitzung des Stickstoffdünger-Ausschusses nicht teilnehmen.“ Nun wurde ich selber irre und glaubte, den Brief nach Rückkehr von der Reise geschrieben zu haben. Anfang Dezember wurde mir aber dann ohne jeden Zusammenhang mit diesen Vorgängen das Portobuch vorgelegt. Die Abrechnung war am achten Mai als richtig bescheinigt. In der zweitletzten Zeile stand das Porto für einen Brief an Hermes verbucht. Ich habe nur Einen Brief an Hermes geschrieben. Nunmehr stand fest, daß der Brief am siebenten geschrieben und vor dem achten abgegangen war. Zunächst kam die Vermutung auf, daß der Brief nachträglich abgeändert worden sei; diese Vermutung wird sich nach dem jetzigen Stand der Dinge nicht als zutreffend erweisen.

Der Brief ist also jedenfalls vor der Reise geschrieben. Als ich ihn schrieb, stand ich mitten in den Reisevorbereitungen und unter dem Eindruck, daß er in die Hand von Hermes erst gelange, wenn ich mich bereits auf der Reise nach Ostpreußen befand. Die Erklärung, die mein Vertreter an meiner Stelle in der Sitzung abgeben sollte, habe ich diesem schon am sechsten Mai übergeben. So erklärt es sich ganz ungezwungen, wenn ich am siebenten Mai geschrieben habe: „Am zehnten abends mußte ich . . .“, konnte daher zu meinem Bedauern an der am elften stattfindenden Sitzung . . .“, und weiter unten: „Um all diesen Anklagen die Spitze abzubrechen, habe ich meinen Vertreter in meinem Namen eine dementsprechende Erklärung abgeben lassen.“ Ich habe also Hermes davon unterrichtet, was während meiner Abwesenheit geschehen sei. Tatsächlich hat mein Vertreter die Erklärung garnicht abgegeben. Das erfuhr ich sofort nach meiner Rückkehr und hätte demgemäß nicht mehr geschrieben: „ich habe abgeben lassen“.

Die ganze Briefgeschichte ist nur aufgekommen, weil bewiesen werden sollte, daß Hermes, als er am zwanzigsten die Verfügung wegen der Ernennung Augustins zur Leitung einer Abteilung zeichnete, den Inhalt des Briefes noch nicht kannte. Heute steht fest, daß er ihn jedenfalls am achtzehnten gehabt hat, denn an diesem Tage war er mit dem Brief bei mir, am zwanzigsten unterzeichnete er das Konzept der Verfügung, durch die Augustin zum Leiter der neuen

Abteilung „Erzeugung“ ernannt wurde. In der Plenarsitzung des Reichstags vom sechsten Dezember 1920 legt Hermes diesen Brief als stummen Zeugen für die Wahrheit seiner Aussagen auf den Tisch des Hauses nieder.

Hermes kommt nun am achtzehnten Mai zu mir. In der Besprechung, die ich mit ihm habe, teile ich ihm die festgestellten Tatsachen mit und erwähne ganz nebenbei das Gespräch, das ich über die Bestechlichkeit des Beamtentums mit dem Stellvertretenden Vorsitzenden der Ackerbaugesellschaft gehabt. Ich tue das einzig und allein zu dem Zweck, Hermes davon zu überzeugen, wie fest ich an die Ehrenhaftigkeit Augustins geglaubt hatte. Hermes aber konstruiert daraus den Fall Ramm. Dabei kommt ihm die Beurteilung, die das Beamtentum anscheinend in der Öffentlichkeit erfährt, zu Hilfe. Alte Beamte werden demnach beurteilt wie abgearbeitete Pferde. Zum Dank für ihre jahrzehntelange Arbeit traut man ihnen jede Schlechtigkeit und jede Dummheit zu. Hermes sagt: „Ramm hat seine Leute in der Ackerbaugesellschaft zur Bestechung angestiftet.“ Nachdem ich also den schwarzen Plan ausgeheckt habe, weiß ich nichts Eiligeres zu tun, als ihn sofort vor der Ausführung in allen Einzelheiten einem Reichsminister mitzuteilen. Das Verhalten des Beamten war also schlecht und dumm. Beides wird ihm ohne weiteres zuge-  
traut; es ist ganz selbstverständlich, daß er die Schlechtigkeit und Dummheit begangen hat, so selbstverständlich, daß man ihn garnicht vorher zu hören braucht, bevor er abgeurteilt wird. Ich habe von jeher die größte Hochachtung vor der Urteilsfähigkeit und dem Gerechtigkeitssinn deutscher Parlamentarier gehabt und habe sie noch. Dieser Fall gab mir aber doch zu denken.

Erst im Herbst dieses Jahres, als der Fall Augustin in die Öffentlichkeit gelangte, muß Hermes das Bedenkliche seiner Handlungsweise bewußt geworden, muß er zu der Erkenntnis gekommen sein, daß für ihn selbst unbequeme Schlußfolgerungen aus diesen Zusammenhängen gezogen werden könnten. Denn jetzt beginnen die Versuche, den klaren Sachverhalt zu verschleiern. Der Hauptausschuß des Reichstags behandelte den Fall Augustin. Minister Hermes gab eine Darstellung, die den Eindruck erwecken mußte, als hätte ich im voraus von der geplanten Bestechung gewußt und sie zum mindesten stillschweigend gebilligt. Ganz ähnlich drückte sich der Reichsernährungsminister auch am sechsten Dezember im Plenum des Reichstags aus, obgleich ihm die oben festgelegten Daten bekannt waren. Aus den Aeußerungen der Abgeordneten, die den Ausführungen des Ministers Hermes folgten, ist zu erkennen, daß Hermes tatsächlich die Wirkung hervorgerufen hat: Lieber und Ramm haben Glock zur Hergabe der Geschenke an Augustin angestiftet, um diesen dann später zu fassen. Da ich die diesbezüglichen Aeußerungen des Ministers im Plenum persönlich mit anhören konnte, bin ich gewiß, daß Hermes die Absicht hatte, bei den Mitgliedern des Hauptausschusses und des Plenums eine solche Ueberzeugung zu wecken. Wenn dem aber so ist, so muß der Minister seinerseits ebenso davon überzeugt gewesen sein.

Also: der Reichsernährungsminister ist am achtzehnten Mai zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Vorsitzende der Ackerbaugesellschaft, zugleich Staatssekretär im Preußischen Landwirtschaftsministerium, und der Großkaufmann Carl Lieber, Stellvertretender

Vorsitzender des Aufsichtsrats der Ackerbaugesellschaft, an der das Reich mit Kapital beteiligt ist, einen Angestellten der Gesellschaft angestiftet haben, einem Beamten des Reiches Geldgeschenke zuzuwenden. War es da nicht Pflicht des Ministers, von dieser Ueberzeugung Gebrauch zu machen und sofort Anzeige bei der Staatsanwaltschaft gegen mich und den Stellvertretenden Vorsitzenden zu erstatten? Diesen selbstverständlichen Schritt hat Hermes nicht getan, sondern so lange stillgeschwiegen, bis der Fall Augustin von andrer Seite in die Oeffentlichkeit getragen wurde. Der Schluß liegt nahe, daß Hermes seine besondern Gründe wenigstens zu dem Versuch hatte, über den Fall Augustin mit Stillschweigen hinwegzugehen.

Diese Vorgänge veranlassen mich, einen zweiten Fall, in dem ich als Ankläger auftreten mußte, aus längst vergangener Zeit zum Vergleich heranzuziehen. Auch dieser Fall zeigt, daß die Rolle des Anklägers neben der des Angeklagten nicht beneidenswert ist. Sein Schicksal reizt nicht zur Nachahmung. Man wird mir zum vorliegenden Fall sagen: Das hättest Du eben anders machen müssen. Richtig. Die Gründe, warum ich es aber so gemacht habe, sind oben von mir angeführt. In einem frühern Fall bin ich anders verfahren. Ich hatte einen ungetreuen Rechnungsbeamten, der staatliche Gelder unterschlagen hatte, durch eine schriftliche und dienstliche Anzeige bei Gericht zur Rechenschaft gezogen. Er hat ein paar Wochen Gefängnis erhalten. Ich habe den Schaden aus eigner Tasche gedeckt, weil ich dem Fiskus verantwortlich war. Bei Gericht wurde mir gesagt: „Wenn der Fiskus seinen Rechnungsführern solche Hungerlöhne bezahlt, muß man sich nicht wundern, daß sie sich Eingriffe in die Kasse zuschulden kommen lassen.“ Ich habe die fiskalischen Löhne nicht festgesetzt. Der gerichtlich vereidigte Sachverständige für Buchführung erklärte mir in der Verhandlung: „Sie können von Glück sagen, daß der Angeklagte Ihnen gegenüber ein Geständnis abgelegt hat. Bei dem ganz unbrauchbaren fiskalischen Rechnungssystem hätte man ihm nicht das Geringste nachweisen können.“ Ich habe auch das fiskalische Rechnungswesen nicht erfunden. Es kam die Ernte. In der Nacht nach dem Tage, wo die letzte Fuhre der im ganzen über 900 Fuhren betragenden Ernte rascheldürr eingebracht war, stand die ganze lange Scheunenreihe in Flammen; sie war an dem Westgiebel der letzten Scheune, auf dem der Wind stand, angesteckt worden und stand, die ganze große Scheunenreihe, binnen fünf Minuten in Flammen. Es war ein herrliches Feuer. Alle Dampfspritzen von Groß-Berlin waren am Platze. Die Feuerversicherung war ausreichend. Aber die Wirtschaft im nächsten Jahr ohne Korn und Stroh und die Fuhrenleistungen für den Neubau! Kurz vor Ausbruch des Feuers war der ungetreue Rechnungsführer, der längst nicht mehr am Orte wohnte, in nächster Nähe des Brandplatzes gesehen worden. Wer wagt es, die Anklage zu erheben? Man soll Niemand Unrecht tun! Ich kann mir nicht helfen: zur Wiederholung reizen diese beiden Fälle, bei denen das eine Mal dieser, das andre Mal jener Weg eingeschlagen wurde, wahrlich nicht. Und doch . . .

Die Männer, die die Kriegezeit und die seither verflossenen Jahre im Getriebe des Geschäftslebens mitgemacht haben, wundern sich über nichts mehr. Aber für mich ist die Bestechlichkeit eines hohen Beamten, in den allgemein das größte Vertrauen gesetzt wurde, nur

ein weiteres Merkzeichen und ein Vorgang, den ich bisher nicht für möglich gehalten hätte. Als neu — in Deutschland wenigstens — wird man vielleicht bezeichnen können, was sich daran angeknüpft hat: Wer solchen Unterschleifen auf die Spur kommt, und wen sein Pflichtgefühl zwingt, die Anklage zu erheben, der kann sicher sein, daß ihm der rote Hahn aufs Dach gesetzt wird. Diese Tatsache scheint mir keineswegs geeignet, dem Umsichgreifen des Unheils Einhalt zu gebieten. Und doch wäre das im Allgemeininteresse auf das Äußerste erwünscht, bevor es zu spät ist.

---

## Spionage von Andreas Ziesenitz

### III.

Neben der Hauptstelle hatte der Nachrichtendienst noch zwei nach der Front vorgeschobene Stellen. Hier wurden die Gefangenen vernommen, wenn sie frisch von der Front kamen. Von hier aus wurden auch die meisten Agenten durch die Front gebracht. Mit diesen Stellen arbeiteten auch die dicht hinter der Front verteilten Beamten der Feldpolizei zusammen.

Eine Stelle lag in Mitau, für uns die ergiebigste, lange Zeit von einem bayrischen Oberleutnant Mnz., der seine Jugend in Riga verbracht hatte, geleitet. Er war von Hause aus Jurist; seine „Begabung“ hatte ihn aber mehr auf den Offiziers- als auf einen akademischen Beruf gewiesen. Einen großen Teil seiner Zeit widmete er der praktischen Erotik, was ihm später allerdings schlecht bekam. Da das Malheur natürlich kein Geheimnis blieb, freute sich, was ihm nicht grün war, also alles vom Feldweibel abwärts. Die wirkliche Arbeit besorgten die militärischen Dolmetscher.

Die andre Stelle lag gegenüber Dünaburg. Hierher war der eigentliche Chef der Geheimen Feldpolizei abkommandiert, Hauptmann Lz., also mein Brotherr, dem die Spionage-Abwehr zu langweilig geworden war. Das erschien nicht verwunderlich, denn positiv hatte die Feldpolizei, noch dazu viel zu sehr für den aktiven Nachrichtendienst in Anspruch genommen, bis dahin wenig geleistet. Nur um die Bühne zu füllen, blieb ich mit zwei Beamten, Ordonnanz und einem estnischen Kriegsgefangenen als Mädchen für Alles zurück. Schließlich wurde Hauptmann Lz. beurlaubt, um nicht zurückzukehren. An seine Stelle trat im Nachrichtendienst ein — *horribile dictu!* — jüdischer Offizierstellvertreter, der es aber nicht lange aushielt, und in der Leitung der Feldpolizei ein Leutnant Sch., der nie erfuhr, wie er zu diesem schönen Posten gekommen war, der aber die Abwehr, von leichten alkoholischen Exzessen hin und wieder behindert, überhaupt erst entwickelte.

In dem einen Jahr 1916 sind an der Front der 8. Armee, also zwischen dem Meere und Dünaburg, rund 100 russische Spione gefangen worden. Wohl hatte man auch früher gelegentlich Spione gefaßt; aber das waren glückliche Zufälle, nicht das Ergebnis systematisierter Recherche. Und die meisten Spione, die es waren, hatte man nicht als solche erkannt. Immerhin hatte man durch Einführung der sogenannten Memel-Sperre Versuche zu einer Personenkontrolle gemacht. Jedermann, der östlich der Memel wohnte, hatte einen Paß mit seiner Photographie

und seinem Fingerabdruck bei sich zu tragen. Und wehe dem Panje, der ihn nicht bei sich hatte! In Mitau sah man später an der Innenseite der Korridortüren kleine Schilder: „Hast du deinen Paß bei dir?“, die den Hinausgehenden mahnen sollten. Immerhin war unsre Arbeit bis Weihnachten 1915 Dilettanterei. Erst dann begannen die Russen in großem Maße Frontspionage zu treiben. Mag sein, daß schon vorher mancher Agent als harmloser Rückwanderer die Front gekreuzt und die ahnungslosen Truppen im Graben mit wehleidigen Lügen getäuscht hat. Jedenfalls setzte der eigentliche Spionage-Betrieb ganz überraschend ein. Und merkwürdigerweise begann er mit dem Verwerflichsten, was man sich denken kann: mit der Entsendung von Halbwüchsigen und Kindern. Es waren meist Handelsschüler, die sich aus Abenteuerlust zu diesem Dienst hatten bereit finden lassen, Rigaer, die deutsche Erziehung genossen hatten, die aber, als sie gefaßt wurden, kaum ahnten, in welche Gefahr sie sich begeben hatten, und die sie noch durch Lügen vergrößerten. Es macht in diesem Falle den deutschen Dienststellen Ehre, daß sie die Kinder samt und sonders dem Kriegsgericht entzogen. Freilich auch aus Selbstsucht; denn man verwandte sie fast alle im eignen Dienst, einige als Doppelagenten, indem man sie mit fingierten Nachrichten zurückschickte. Einer, Alfred Mk., der den Weg durch die Front wohl sechsmal genommen hat, kam später als Abwehragent und Dolmetscher zur Feldpolizei. Einmal wurde er zwischen den Fronten angeschossen; im übrigen spielte er eine kuriose Rolle. Daß er in deutsche Dienste getreten war, war seinem Auftraggeber, dem Oberstleutnant Dimitrieff, nicht verborgen geblieben, und zwischen den Nachrichtensoffizieren hüben und drüben bildete sich, während man bemüht war, zu verschleiern und auszukundschaften, auch ein regelrechter Nachrichtenaustausch heraus. Jedenfalls bestellte der mitauer Dolmetscher eines Tages dem Russen einen Glückwunsch zur Beförderung, und der Russe bedankte sich mit einem Kompliment für das E. K. I, das der Deutsche gleichzeitig bekommen hatte.

Als eine Art Geisel für Alfred Mk. blieb sein zwölfjähriger Bruder Rudi Mk. bei uns. Er hat recht gewandt Spione, die noch leugneten, überführen helfen. Bei der ersten Ueberführung, die ich mitmachte, war das gradezu dramatisch. Der Agent, den man an der Front gefaßt hatte, war ein Bauernjunge von kaum achtzehn Jahren, der aber verbissen leugnete. Darauf sperrte man Rudi Mk. mit ihm in dieselbe Zelle, und der mußte ihm Angst vorheucheln und ihm erzählen, daß er gleichfalls als Kundschafter geschickt sei. Nun schüttete auch der andre sein Herz aus. Worauf der Kleine das verabredete Zeichen gab. Bei der nächsten Vernehmung leugnete der Agent wieder. Selbst als ihm der vernehmende Beamte auf den Kopf zusagte: Der und der hat dich geschickt, dort hast du gewohnt, und so viel Rubel hast du bekommen — selbst da leugnete er noch. Es war nötig, daß man den Jungen herbeiholte und die beiden konfrontierte. Da fing der arme Kerl an, zu zittern, machte noch einen Versuch, zu lügen, und klappte dann zusammen. Das Geständnis erleichterte ihm das Herz aber gründlich, denn bei Zigaretten

und einem Glas Bier wurde er sehr gesprächig und begann bei der Protokollaufnahme sogar, zu singen. Zehn Tage später lebte er nicht mehr.

Merkwürdige Erscheinungen unter den Spionen waren die Spreng-Agenten, die die Russen Partisanen nannten. Ihre organisierte Entsendung begann um Weihnachten 1915. Der Leiter dieses Dienstes, von dem die Russen sich besondere Erfolge versprachen, war der Oberstleutnant Terechow in Minsk, dem in Riga ein Kapitän Grigory unterstand. Terechow, dem eine Anzahl Schlepper zur Verfügung standen, arbeitete ganz skrupellos. Sein Hauptvertrauensmann war ein Litauer, Antanaitis, ein Mann von anrüchiger Vergangenheit, dem das Gefängnis nicht fremd war, und der hier allerhand Beziehungen angeknüpft hatte, die er jetzt ausnützte, denn er hatte seine Leute zum Teil aus dem Gefängnis und aus dem Zuchthaus. Die Gewähr, verzweifelte Kerls zu haben, hatte Terechow also. Diese Leute wurden alle mit Revolver und Dolch, viele mit Pyroxilinkapseln ausgerüstet. Sie sollten, wenn sie auf Posten stießen, möglichst nur von dem Dolch Gebrauch machen. Auch Kompaß und Taschenlampe bekamen sie mit. Ihre Sprengarbeit sollten sie möglichst in der Weihnachts- und Neujahrsnacht verrichten. Die Front sollten sie zum Teil in der Gegend des großen Tirulsumpfes vor Tuckum zurückschreiten, zum Teil sollten sie die Front auf dem Umwege über den Rigaischen Meerbusen umgehen. Diese Spreng-Agenten wurden wohl ausnahmslos gefaßt. In Tuckum liegen sie alle in einer Reihe auf dem sogenannten Spionenfriedhof.

#### IV.

Im Laufe des Jahres 1916 verfeinerte sich die Spionagemethode der Russen an der Dünafont ganz verblüffend. In derselben Frontbreite, in der auf deutscher Seite ein Nachrichtenoffizier mit zwei Hilfsstellen arbeitete, arbeiteten auf der russischen Seite unter einem Chef, dem Grafen Kronhjelm, in Riga der Oberstleutnant Dimitrieff, der freilich auch Abwehr betrieb, der Kapitän Peeka, der interessanteste unter unsern Gegnern, und ein Marinennachrichtenoffizier, bei der anschließenden Armee Nachrichtenoffiziere in Kreuzburg, Jakobstadt und Dünaburg. Zu allen diesen gehörten vorgeschobene Stellen und Agentenquartiere in großer Zahl. Nicht nur, daß die Russen die Organisation so breit angelegt hatten: sie aasten auch gradezu mit Menschen. Nur dank dieser Unbekümmertheit, mit der immer wieder Agenten losgesandt wurden, ganz gleich, ob sie zurückkamen oder nicht, waren wir über alle Einzelheiten so gut unterrichtet. Freilich bemühten sich die Russen um die Ausbildung der Agenten und um die Geheimhaltung ihrer eignen Angelegenheiten mit großer Sorgfalt.

Die Anwerbung der Agenten geschah unter allen möglichen Vorwänden. Oft spiegelte man ihnen vor, daß sie durch Eintritt in den Kundschafterdienst vom Militärdienst befreit würden; ja, die Schlepper fingen ihre Opfer regelrecht auf dem Wege vom Bahnhof zum Musterungslokal ab. Es kam auch vor, daß sich Freiwillige fanden. Allerdings erfolgte solch freiwilliges

Angebot kaum je aus patriotischen Motiven, sondern fast nur aus Gewinnsucht. In einem einzigen von den vielen Fällen waren patriotische Gründe zu vermuten: bei einem lettischen Offizier, der als Spion gekommen war; aber der benahm sich beim Verhör so kläglich und leugnete jedes Motiv dieser Art, daß er sich alle Chancen vor dem Gericht, das doch schließlich Kameradengericht war, verdarb und zum Tode verurteilt wurde. Ein andres Motiv war ausschlaggebender: der Wunsch, in die Heimat, die hinter den deutschen Linien lag, zu kommen; und wenn die Schlepper bei ihren Werbungsversuchen diesen Wunsch bei einem Opfer spürten, dann hatten sie gewonnenes Spiel. Der merkwürdigste Fall der Art war ein lettisches Bauernmädchen, das an der Front gefaßt wurde, und dessen mangelnde Intelligenz ebenso wie der geringe Geldbetrag, den sie bei sich führte, aufhielten. Trotzdem gestand sie, von Dimitrieff geschickt worden zu sein. Das Rätsel löste sich sehr schnell. Sie war von Heimweh gepackt worden und deshalb zu Dimitrieff gegangen, der sie zunächst einfach hinauswarf. Sie kam aber immer wieder, und schließlich übernahm er sie unter der Bedingung, daß sie sein Bett teile. Das hatte sie denn auch treu und brav getan, und Dimitrieff hatte ihr, als ihm das keinen Spaß mehr machte, ein paar Rubel in die Hand gedrückt und sie an die Front schaffen lassen. Daß sie Nachrichten bringe, hatte er garnicht verlangt. Als Gefangene hatte sie sich zunächst geschämt, das einzugestehen. Sie kam törichterweise vor Gericht, und das sprach sie frei. Der Gerichtsherr aber bestätigte das Urteil nicht, so daß sie aufs neue vor Gericht kam. Sie wurde erneut freigesprochen, und das Urteil wurde wieder nicht bestätigt. Erst beim dritten oder vierten Male ließ man den Freispruch gelten. Man war da manchmal von fast sadistischer Hartnäckigkeit.

Hatte der vom Schlepper Angeworbene einmal Ja gesagt, so hatte er damit seine Freiheit verloren. Er wurde sofort in ein Agentenquartier geschafft und dort von der Außenwelt abgeschnitten. Schon der Transport in dieses Quartier erfolgte meist in verschlossenem Auto, sodaß der Agent nicht einmal wußte, wo er sich befand. Sein Zimmer war stets verschlossen, die Fenster von außen mit lichtdurchlassendem Papier beklebt, sodaß er nicht hinaussehen konnte. Gab es beim Quartier einen Garten oder einen Hof, so war die Benutzung stundenweise genau geregelt. Selbst sein Name wurde ihm genommen. Er erhielt einen andern, bei dem nur die ersten Buchstaben mit den wirklichen übereinstimmten. Besdeliga bekam also etwa den Namen Besabotni. Außer dem Wärter, der ihm das Essen und die Löhnung — mit Pflegegeld damals zweieinhalb Rubel täglich — bringt, und dem Agentenlehrer kommt Niemand zu ihm. Denn der Spion muß nun erst regelrecht ausgebildet werden. Wenn die Nachrichten, die er bringt, Wert haben sollen, so müssen sie schon von ihm selbst gewertet werden können. Es ist Laienanschauung, zu glauben, daß einzig die Beschaffung von Aufmarsch- und Angriffsplänen Zweck der Spionage ist. Auf die feindlichen Absichten kann man aus andern Kennzeichen schließen. Die Feststellung einiger Regimentsnummern auf den Achselklappen erlaubt Rückschlüsse auf die Anwesenheit ganzer

Divisionen, die in Reserve gehalten werden; Beobachtung der Bahnstrecke erlaubt genaue Rückschlüsse auf Truppenverschiebungen und im Zusammenhang damit auf feindliche Angriffsabsichten. Das sind ein paar Beispiele, die sich beliebig vermehren lassen. Deshalb bringt der Agentenlehrer seinem Schüler die Kenntnis der Abzeichen der feindlichen Armee bei, zeigt ihm Abbildungen, die er sich einprägen muß, lehrt ihn die Zusammensetzung der Truppenkörper und die Stärke der Einheiten. An Modellen und Bleisoldaten wird ihm der Ausbau der Front und die Hintereinanderstaffelung der Truppen — Fronttruppe, Stab, höherer Stab, Armeeoberkommando — erläutert und ihm gezeigt, wie er sich durchschleichen soll. Ausreden, falls er gefaßt wird, werden ihm eingepaukt, vor bestimmten Gefahrenpunkten, besonders vor den Abwehrstellen, wird er gewarnt. Gerät er in die Nähe einer marschierenden Truppe, so soll er schnell vom Wege treten, die Hose herunterziehen und eine unumgängliche Beschäftigung markieren. Dabei werden ihn die Soldaten gewiß nicht stören; er soll sich aber genau die Achselklappennummern merken. Wo viele Automobile halten, befinden sich höhere Kommandostellen. Nähert er sich ihnen, so soll er hausieren, mit irgendwelchen Dingen zur Küche gehen, sich aber nicht mit Geld bezahlen lassen, sondern Brot erbitten. Das Einwickelpapier soll er nicht fortwerfen, sondern aufheben; vielleicht steht eine wichtige Nachricht darauf. Macht er sich Notizen, so soll er sie nicht verstecken, sondern so halten, daß er sie im Augenblick der Gefahr sofort wegwerfen kann. Beim Durchschreiten der Front, das stets in der Nacht erfolgt, soll der Agent eine Tanne vor sich her tragen. Zuckt ein Scheinwerfer auf, so soll er sofort aufrecht stehen bleiben: der Schatten der Tanne wird ihn schützen, wenn ihn der Lichtkegel trifft. Ist er glücklich durch die deutsche Stellung gekommen, soll er auch wohl als Signal eine Hütte in Brand stecken. Streichhölzer und ein Fläschchen Benzin gibt man ihm mit.

Daß die Agenten in ihrer Abgeschiedenheit bald verlangten, losgelassen zu werden, ist nur erklärlich. Zuweilen gab man ihnen, um die Abenteuerlust aufzustacheln, noch entsprechende Lektüre, den Grafen von Monte Christo, Conan Doyle und ähnliche Sachen. Die Fahrt zur Front ging wieder unter besondern Vorsichtsmaßregeln vor sich. Der Agent bekam eine mit Papier beklebte Autobrille aufgesetzt, die ihm erst abgenommen wurde, wenn er vor dem russischen Drahtverhau stand. Dann zeigte man ihm die Richtung, in der er marschieren mußte, empfahl ihm wohl, wenn er gefaßt werde, zu sagen, er sei von den Armierungsarbeiten ausgerissen und dann — fiel der Unglückliche, wenn er überhaupt lebend das Niemandsland passierte, fast stets den deutschen Truppen in die Hände, wurde schnell zur nächsten Feldpolizeistelle geschafft, hier und vom Nachrichtenoffizier verhört, und wenn er dabei nicht ganz besonderes Glück zeigte, indem man ihn in deutsche Dienste nahm, dann war sein Leben nach wenigen Tagen ausgelöscht. Zurückgekommen sind nur wenige. Aber die geringe Erfolgsquote scheint die russischen Nachrichtenoffiziere nie gekümmert zu haben.

(Schluß folgt)



## Der alte Gamaschenknopf von einem Stabsoffizier

Es war im Jahre 1901. Voll der löblichen Absicht, das Evangelium der geheiligten Majestät Wilhelms des Zweiten mit gepanzerter Faust im fernen Osten zu verkünden, saßen wir, aus Mangel an Zuhörern für unsre Predigten müßig, in Peking, der alten Kaiserstadt, und vertrieben uns die Zeit mit Besichtigung ihrer Sehenswürdigkeiten. Eines schönen Tages durchstreiften wir, so etwa zwanzig Offiziere und Beamte, den Kaiserpalast in der Verbotenen Stadt, unter Führung mehrerer Palastbeamten, und gelangten schließlich auch in den Thronsaal. Einsam und verlassen stand der reichgeschnitzte, mit goldenen Drachen verzierte Thronessel auf seiner Estrade, und wir umringten ihn stumm, und mäßig interessiert. Nur ein kleiner dicker Mann mit einem Spitzbauch, blondem, schlecht gepflegtem Vollbart und durchgeschwitztem Kragen näherte sich dem Sessel, setzte sich mit seinen durchaus nicht hochwohlgeborenen vier Buchstaben auf den Thron des Kaisers von China und ließ sich von einem Bekannten photographieren. Alles war unangenehm berührt, das Wort „ekelhaft“ fiel ziemlich laut, und nur die anwesenden Chinsin verzogen keine Miene, aber ihre Gedanken konnte man sich ja ungefähr vorstellen. Warum fühlten wir uns damals eigentlich verletzt? Warum soll sich nicht irgendein Eindringling auf einen geschnitzten Stuhl setzen, der doch schließlich ein Stuhl und nichts andres ist? Was hierbei beleidigte, war die taktlose Profanation eines Gegenstandes, der für eine große Anzahl Menschen immerhin eine gewisse Ehrwürdigkeit hatte.

An diese Geschichte mußte ich denken, als kürzlich bei der Hohenzollern-Debatte des Reichstags der Abgeordnete Hermann Müller Wilhelm den Ersten einen „alten Gamaschenknopf“ nannte. Selbst wenn Herr Müller aus dem Studium der Biographie Wilhelms des Ersten die Ueberzeugung gewonnen haben sollte, daß sein Urteil richtig sei, so war es eine verblüffende Ungeschicklichkeit, dem Gehege seiner Zähne dieses vorschnelle Wort entnehmen zu lassen — so kurze Zeit vor den Wahlen. Er hat damit nur die „Geschäfte seiner politischen Gegner besorgt und ihnen einen billigen und dankbaren Agitationsstoff verschafft, denn der alte Kaiser Wilhelm ist nun einmal populär, und man täte, wo Politik und Persönlichkeit seines Enkels der Angriffspunkte so viele bieten, grade als Sozialist gut, ihn in Ruhe zu lassen. Ich möchte die sozialistische Lehre mit einem Gral vergleichen, einem weithin leuchtenden heiligen Gefäß, das allen Gläubigen Erlösung und Heil bringt. Jeder Tag müßte in dieser Zeit, wo der Mittelstand unaufhaltsam verelendet, der Partei der Armen und Enterbten tausende von Anhängern zuführen, wenn sie gütig, duldsam und weitherzig wäre, und wenn sie genug politisches Zartgefühl hätte, um nicht mit Stöcken in den Bruchstücken zertrümmerter Idole herumzustochern. Aber Priester waren ja oft kleinlich, zänkisch, rechthaberisch und verbohrte, und zu verbrennen ist viel einfacher, als die Herzen zu gewinnen.

Was ist ein Gamaschenknopf? Ein Mensch, der verständnislos und beschränkt den Sinn einer Sache in ihren Aeüßerlichkeiten sieht, und dessen Horizont nicht weiter reicht als die Wände

seiner Schreibstube. Nun, der alte Kaiser, der von dem frühern Kanzler des Deutschen Reiches, also von hoher Stelle so genannt wird, war sicherlich nicht genial und hätte die Bezeichnung „der Große“, die ihm nach dem Tode sein Enkel aufoktroierte, wohl selbst unwillig abgelehnt, so wie er sich gegen alles pompös feierliche und theatrale Wesen sein Leben lang verwahrt hat. Bekannt ist, wie unangenehm ihm die Zeremonie der Krönung in Königsberg war. Als Schmettow, der Führer der berühmten Kürassier-Attacke von Mars-la-Tour, sich nach Friedensschluß in Berlin bei dem obersten Kriegsherrn meldete und dazu seinen von sieben Kugeln durchbohrten Helm aufgesetzt hatte, ließ ihn der sonst immer freundliche Monarch schroff abfallen. So etwas liebte er nicht. Ähnlich ging es einem Oberst, den er sogar von Potsdam her gut kannte, am siebzehnten August 1870. Von den drei Bataillonen seines Regiments war nur eins am sechzehnten im Feuer gewesen und hatte ziemlich starke Verluste gehabt. Der König traf, als er das Schlachtfeld abritt, erst die beiden intakten Bataillone und dann einige hundert Meter weiter das dritte samt seinem Regiments-Kommandeur, der sich beim König meldete mit den Worten: „Euer Majestät, das sind die Trümmer meines Regiments.“ „Bitte, reiten Sie einige Minuten auf dieser Straße, dann werden Sie zwei komplette Bataillone Ihres Regiments finden“, war die sehr trockene und bestimmte Antwort des Königs. Man tat unter ihm seine Pflicht, ohne viel Wesens davon zu machen. Das Pathos hatte damals gar keinen Anwert, und der klügste Offizier der alten Armee hieß: der große Schweiger. Ueber der ganzen Epoche Wilhelms des Ersten liegt eine gewisse Nüchternheit, eine durchaus preußisch-norddeutsche Einfachheit, die in ihrer Auswirkung duldsamer und lebenswürdiger war als der aufdringliche Phrasenschwall der Ära Wilhelms des Zweiten. Damals galt als selbstverständlich, ein anständiger Mensch zu sein, darüber wurde gar kein Wort verloren, und etwas Steifheit und Ehrbarkeit stand dieser Zeit besser als die naßforsche Emporkömmelingswirtschaft der Vorkriegsjahre, die wir Alle nur zu genau kennen.

Dieser Gamaschenknopf Wilhelm der Erste bewährte in hohem Maße diejenige Eigenschaft, die für jeden Menschen in leitender Stellung wohl die wichtigste, die entscheidende ist: nämlich den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen. Wer das kann, dem ist klar, was er selbst nicht kann; er schätzt sich und damit die Andern durchaus richtig ein; er ist nicht eitel, sondern sachlich; er hat vielleicht keinen großen Verstand, aber umsomehr Lebensklugheit; und er hat Selbstvertrauen genug, um auch mit genialen Kraftnaturen arbeiten und diese unter einander ausgleichen zu können. Bismarck und Moltke sind nur denkbar unter dieser leichten und doch sichern Führung, dieser bescheidenen Zurückhaltung, die trotzdem wußte, was sie wollte.

Der alte Kaiser hatte eine Schwäche: das war die Armee. In ihrer Reorganisation war er nicht etwa kleinlich, sondern, im Gegenteil, ausgesprochen großzügig; wenigstens fanden das damals die preußischen Abgeordneten. Den sogenannten Gamaschendienst kannte er allerdings auch genau und bewies darin sogar eine gehörige Pedanterie. Das hatte er von seinem

Vater geerbt, der, wie Marwitz berichtet, 1807 in Tilsit sich damit beschäftigte, neue Uniformen für seine Garde nach russischem Muster zu entwerfen. Andre Menschen sammeln Briefmarken und Münzen: Wilhelm der Erste kannte alle Uniformen der preußischen und der deutschen Armee und zwar von Anfang an; niemals aber wurde durch diese Liebhaberei irgend Jemand zu Ausgaben veranlaßt und niemals in irgendein Ressort hineingefuscht, wie es später Mode wurde.

Daß ein Sozialist in Wilhelm dem Ersten den Mann sieht, unter dem das Sozialistengesetz entstand, überhaupt den politischen Gegner, ist begreiflich. Grade gegen seine Gegner sollte man aber gerecht sein — aus Selbstachtung. Und grade ein Sozialist sollte nach einer Zeit des Größenwahns, der Verschwendung und der Attrappenanbeterei eine Zeit der schlichten Arbeit, der Sparsamkeit und des innern Gehalts nicht schmähen, sondern anerkennen und wieder heraufzuführen trachten.

---

## Mechterstädt von Theobald Tiger

Justitia spricht:

Reicht mir Frottiertuch und Pomadentiegel!  
Putzt mir die Wage! Ist die Binde weiß?  
Mein Richtschwert! Licht vorm großen Spiegel!  
Den Puder! Ist das Badewasser heiß?

Deck zu den Flitter und das Lotterbett —  
Heut schmink ich mich für Mechterstädt!

Wie haben wir gelacht! Wir sofften lustig  
und waren wie die Strandhaubitzen voll.  
Die braven Burschenschafter — ja, das wußt ich,  
daß so ein deutscher Bursche fechten soll.

Reserveoffizier von A bis Z —  
Heut schmink ich mich für Mechterstädt!

Spektakel links. Recht peinlich, die Geschichte.  
Das Strumpfband, Mädchen! Zittert deine Hand?  
Die ganzen Jungens, die ich heute richte,  
sie sind in tiefster Seele mir verwandt.

Wie oft griff mir solch Bursch in das Korsett —  
Heut schmink ich mich für Mechterstädt!

Mein Herz — o Wunder! — fühle rechts ich schlagen.  
(So wars auch, als man mich zu Paasche rief.)  
Die fünfzehn Roten! Warum soll ich klagen?  
Gib mir für heute einen hohen Kragen:  
das — hup — das hebt mir. Ich bin objektiv.

Il y a des juges . . . Na, bin ich adrett?  
Heut tanze ich für Mechterstädt —!

# Wiener Theater von Alfred Polgar

Georg Kaisers kubistisches Drama „Gas“ — es gibt nur Kanten und Flächen — ist ein Spiel von geistiger und sprachlicher Intensität. „Gas“ ist die Kraft, die den seelenzermalmenden Mechanismus der Welt treibt. Köpfe sind tätig, diese Kraft zu errechnen, Hände, sie zu erzeugen. Wie das Gas „explodiert“ — nicht weil die Rechnung falsch, die Erzeugung verfehlt war, sondern weil die Dämonie der Materie es so will —, zürnen die Hände dem Kopf. Aber in dem Herrn der Gas-Mache, in dem „Milliärdärssohn“, hat die Explosion den Erlösergedanken wacherüttelt: die Menschen aus den Fluch-Bezirken des Tuns und Habens in die selige Zone des Seins zu führen. Keine Fabrik mehr, kein Gas, keine Explosion, sondern das Idyll auf grüner Flur. (Die paradiesische Welt, wie sie der Dichter träumt, sieht ein wenig bilderbuchschön aus. Jericho-Trompete bläst er besser als Schalmey.) Gegen solche Erlösung wehrt sich in geschlossener Reihe. Alles, was dem Ideal der Macht dient, Alles, was sich nur als Zahnrad im Getriebe der Welt zu fühlen vermag und deshalb die eigne Existenz als sinnlos empfindet, wenn dieses Getriebe sich zu heiligem Frieden beruhigte. Höchstes Glück der Erdenkinder ist nicht, wie der Milliärdärssohn meint, das „Sein“, sondern: die Funktion. Der Ingenieur will rechnen, der Arbeiter arbeiten, der Schreiber schreiben. (Explosionen sind Geschäftsspesen.) Das Mittel wurde ihnen Zweck des Lebens. Und der neue Mensch, der gegen solche Usurpation sich empörte, ist noch nicht erschienen. Des Milliärdärssohns Tochter erklärt sich, zum Ende des Stückes, willens, ihn zu gebären.

Es ist ein großer Ausklang: kalt und dekorativ gleich mancher andern Hoch-Geste, die dem Pathos des Spiels aufgesetzt ist. Das Motiv „Mensch, sei Mensch“ hat ja seinen musikalischen Wert, aber es ist, seien wir ehrlich, doch eine recht kitschige Melodie, der reine C-dur-Dreiklang. Wir sind der erhabenen Anrufe (wie der großen Abstrakta) furchtbar müde. Sie riechen nach Chloroform, und es wird uns übel, wenn man uns mit ihnen übers Hirn wischt. Sonderbar, wie Vieles in der (bekanntlich: geballten) Diktion Kaisers nur kristallisierte Phrase, wie oft die Knappheit blanke Protzerei eines Redseligen, und wie Vieles wiederum ganz künstlich gedehnt scheint. Der dritte Akt (die Sitzung) ließe sich zur Gänze streichen, ohne daß im geistigen oder mechanischen Gefüge des Dramas der kleinste Riß kläffte. Dessenungeachtet ist „Gas“ das Werk eines Dichters, der von der Verstrickung der Erdgeborenen ins Menschliche und Sachliche seine Vision hat, Welten, wenn auch nicht umzureißen, so doch zu umreißen versteht, und das Stück Garn aus dem Knäuel von Menschen und Dingen, das ihm zwischen die Finger kommt, kunstvoll zu verweben weiß.

Der Aufführung im wiener Deutschen Volkstheater (Regie: Direktor Bernau) glückte Eindruck des Ueberdimensionierten. Menschen und Kulisse gerieten so wirklich-unwirklich, wie es der Stil des Werkes erfordert. Herr Klitsch spielt den Milliärdärssohn. Er ist schön intensiv, aber nur und immer intensiv.

Im Buch hat die Figur nicht nur diesen einen Ton, sondern mancherlei Zwischen- und Uebertöne, sogar ein Tönchen von Humor. Mit der Posaune ganz alleine macht man solche Sachen nicht.

\*

\*

„Die Flamme“ heißt ein Theaterstück von Hans Müller. Sie brennt im Blute eines Freudenmädchens, das, in die bürgerliche Sphäre hinübergerettet, von Heimweh nach den unbegrenzten sexuellen Möglichkeiten gepeinigt wird. Andererseits bliebe es aber ganz gerne bei Ferdinand, dem geliebten jungen Komponisten, der ein Stübchen hat, Talent, eine seelenvolle Mama mit Umhängtuch, einen herben Freund und einen Idealismus, einen erstklassigen, süß-trauten, kunstversponnenen Idealismus, wie er im Büchel von Hans Müller steht. Dem Dilemma entflieht das Mädchen durch Fenstersturz. Zu solchem Entschluß trägt noch der Umstand bei, in dem es sich befindet. Dem Kinde soll, so sagt die Arme, erspart werden, gleichen Lebens-Leidensweg gehen zu müssen wie sie. Sonderbar, daß ihr Niemand zu bedenken gibt, das Kind müsse ja nicht durchaus ein Mädchen, es könne doch ein Knabe sein und dieser brauche sich garnicht zu prostituieren, sondern könne, zum Beispiel, Dramatiker werden und unter dem Strich der Zeitungen gehen. Solches Zuspruchs jedoch entbehrend, flieht Anna, wie gesagt, in den Tod. Die tragisch Schicksalsformel ihres Seins faßt sie zuvor in die Worte: „Ich bin a Hur.“ Ein Diktum, das in seiner Mischung von Ergebung, Trotz, Einsicht und Unsensibilität Wohlgefallen der Hörer erregt, indes der Ausruf, mit dem Annerl den zweiten Akt beschließt: „Ich bin a Mutter“ durch seine verlogene, Tiefgefühl schmarotzende, auskalkulierte Schlichtheit Aerger weckt. So wie etwa Hans Müller, wenn er in seinem Drama zu verstehen gibt: „Ich bin a Dichter“, auch den ruhigsten Hörer zum Griff nach dem Hausschlüssel verleitet, indes er, wenn er zu verstehen gibt: „Ich bin a Theaterstückmacher“, der anerkennenden Zustimmung Aller, die einen Puff von der Bühne und ein Puff auf der Bühne zu schätzen wissen, sicher sein kann.

Frau Ida Roland hat sich da einen sehr großen und starken Erfolg erspielt. Ihre Herzenstöne entbehren wohl des echten, warmen Timbres, aber ihre Ausbrüche sind ein schönes Schauspiel, interessant durch das Neben- und Ineinander dumpfer und greller Farben, durch die Kunst, Bewegungen zu einem pathetischen Ornament innerer Bewegung aneinanderzuschließen, und durch die hohe Geschicklichkeit, mit der die Lötstelle zwischen Natur und Technik unkenntlich gemacht erscheint.

\*

\*

\*

Die Neue Wiener Bühne spielt „Präsident Stopper“, bereits die vierte der Jargon-Komödien, mit denen Armin Friedmann dieser Bühne alljährlich zu Kassenerfolg verhilft. Es sind heitere Stücke mit eigentümlich fetter und gewürzreicher Zubereitung. Wem nicht übel wird, dem bekommt's.

## Beethoven-Feiern von Gisella Selden-Goth

Ich kann nicht finden, daß sie grade einem zwingenden Bedürfnis Rechnung trugen. Das viele Feiern hat einen Beigeschmack von verstimmender Betriebsamkeit. Auch eine sehr vorzügliche, aber in keiner Hinsicht ungewöhnliche Aufführung des „Lieds von der Erde“ segelte kürzlich unter der Flagge einer „Gustav-Mahler-Feier“ in den günstigen Kassenrapport ein. Die Feier wurde wiedergefeiert, als sich erwies, daß ihr in Berlin noch verschiedene Leute gegen Entgelt beizuwohnen gedachten und Philharmonie samt Orchester just noch für einen Abend frei waren. Solche Dinge provinzialisieren die berliner Musiksitten ebenso wie die Ankündigungen von „Meisterkonzerten“ und von Wiederholungen, die „auf allgemeines Verlangen“ oder „infolge beispiellosen Erfolges“ angesetzt werden, oder die Kampfrufe neuzeitlicher Dirigenten im Annoncenteil der Tagesblätter.

Aber ich wollte ja von den Beethoven-Feiern sprechen. Sie erschienen mir in vielen Fällen mehr als Etikette, unter der sich gangbare Ware noch gangbarer zu machen suchte, denn als Ausdruck innerer Hingabe an das Andenken eines Großen. Wie bequem waren alle diese Programme, wie „saßen“ sie, keiner Studien und Proben mehr bedürftig, wie sicher füllten sie den Saal! Man wurde die Empfindung nicht los, die man im Lauf der letzten berliner Musikjahre oftmals gehabt hat: daß an Beethovens Schöpfungen Raubbau getrieben wird. Ununterbrochen kreisen jede Saison die Zyklen seiner Symphonien und Quartette. Die ausführenden Künstler haben sich an ihm müde interpretiert, die Orchester schläfrig geprobt. Zehnmals im Jahr grüßt die Neunte von den Litfaß-Säulen. So wird das Außerordentliche zum Alltäglichen, und keine richtige Feststimmung kommt mehr auf.

Im Zeichen Mahlers vereinigte jüngst Amsterdam zwei Wochen lang eine verzückte, verbrüderete Gemeinde. Mit den größten Mitteln und nach sorgsamster Vorbereitung wurde das Bild dieses Schaffenden in durchdachter Steigerung und einer Vollständigkeit entrollt, wie es einer „Feier“ geziemt. Eine Beethoven-Feier von gleicher Abrundung und Vollkommenheit verbieten schon die technischen Schwierigkeiten. Immerhin hätte sich wenigstens der Versuch gelohnt, diesen Gedenktag für Manche zum Erlebnis zu gestalten. Etwa durch eine Monumentalaufführung der „Missa solemnis“ von sämtlichen berliner Chören im Großen Schauspielhaus, wobei die Dimensionen dieser ungeheuerlichen Theaterfehlgeburt endlich einmal künstlerischen Zwecken gedient hätten. Oder warum nicht einmal die C-dur-Messe, das Oratorium „Christus am Oelberg“ auf ihre vielleicht unterschätzten Werte hin prüfen? Das Ballett „Prometheus“ als interessante Seltenheit hervorholen? Die „Ruinen von Athen“ nach den Ideen einer neuen Inszenierungskunst vollständig auf die Bühne des Opernhauses stellen, als anregende Studienstunde für Jene, denen Eroica und C-moll-Symphonie das tägliche Brot sind?

Ich möchte blasphemisch nicht einmal scheinen. Keineswegs gegen die Motiviertheit, die Notwendigkeit, Beethoven Allen, auch den Aermsten im Geiste immer näher und näher zu bringen,

möchte ich Einspruch erheben; nur gegen das anspruchsvolle musikalische Pharisäertum, das sich mit diesem Bestreben dapiert. Solcher „Feiern“ bedarf dieser Große nicht. Wir feiern ihn alljährlich und alltäglich durch das Bewußtsein, wie sehr er uns angehört, wie seine Erscheinung heute, hundertundfünfzig Jahre, nachdem sie in die Welt getreten, einen nicht wegzudenkenden Teil unsres künstlerischen Glaubensbekenntnisses bildet. In der ganzen geistigen Geschichte der Menschheit ist uns kaum Einer vertrauter geworden als der taube Riese, der, seines Gottes voll, unsterbliche Einfälle vor sich hin brummend und singend, mit struppigem Haar in Schnee und Regen durch die Straßen von Wien hastete. Wir kennen ihn in- und auswendig, seine großen seelischen und kleinen wirtschaftlichen Nöte, seine wilde Begeisterung und seinen kindischen Stolz, seinen undankbaren Neffen und seine unsterbliche Julia. Und wir kennen seine Werke Note um Note, wie die keines andern Musikers vor oder nach ihm. Ist nicht sonderbar, daß just er, der als Erster Menschlichkeit in Musik umsetzte, aus dessen Werk der Deutsche den Begriff der Tiefe in der Tonkunst hergeleitet hat, uns heute klarer, rätselloser; ausgeschöpfter erscheint als Mozart, dessen göttliche Welten wir in ihrer Weite noch immer neu entdecken müssen? Als Johann Sebastian Bach, dessen harmonische und seelische Zusammenhänge mit dem Empfinden der Gegenwart sich unserm schauernden Erstaunen täglich intensiver aufdrängen?

Manche schönen Momente gab es freilich doch in diesen beethovengesättigten Wochen. Eine stille Stunde in der Staatsbibliothek, wo die Schätze der Beethoven-Sammlung, für ein Mal aus dem Dunkel ängstlicher Hut ans Tageslicht gebracht, zu andächtigen Betrachtern sprachen, wo man in den krausen Schriftzeichen der Skizzenbücher und Konversationshefte von Freude und Leid eines kämpfenden Menschen las. Eine andre Stunde in der Universitäts-Aula, wo das Milieu des herrlichen Barock-Raums, die feierliche Stimmung talargeschmückter akademischer Würdenträger und schönheitshungriger Studentengesichter ihre Wirkung nicht verfehlten; trotzdem herzlich schlecht Musik dazu gemacht wurde. Die Hochschule schickte ihren neuorganisierten Chor ins Treffen. Man merkte den jungen Musikern an, wie begeistert sie ihre ‚Missa solemnis‘ sangen, wie eifrig sie ihrem Dirigenten-Lehrer zu folgen suchten. Aber welcher Hörer dachte nicht voll Wehmut an Siegfried Ochsens wunderbares Instrument, dessen Vollkommenheit nie hätte zerstört werden dürfen! Auch dem Chor der Staatsoper wäre zu der Festaufführung der Neunten etwas gepflegteres Studium zu wünschen gewesen. Das Soloquartett ließ sich seine traditionelle Unzulänglichkeit selbst bei dieser Gelegenheit nicht nehmen; Mucks überlegenes, zackiges Dirigieren wirkte kalt. Nur Busonis unsagbar durchgeistigte und vollendete Darstellung des Es-dur-Konzertes goß ihren Glanz über den Abend. Eine Woche vorher hatte ich an derselben Stelle von Furtwänglers Aufbau der Fünften einen starken Eindruck gehabt. Hingegen lag über Nikischs Eroica etwas wie Müdigkeit der Routine. Ist man Jahre lang nicht dagewesen, so spürt man doch einen Hauch der Erschlaffung über diesen längst nicht mehr kritisierten Konzerten.

Einige Wochen lang wird wohl noch so weiter musiziert werden. Wie wäre es dann mit einer Schonzeit für Beethoven? Bis zu seinem hundertsten Todestag?

---

## Ich liebe Deutschland von Hans Siemsen

Ja, ich liebe es mehr als irgendein andres Land der Erde. Aber es sind nicht die Alpen, die ich am meisten liebe, obwohl sie schön und groß und gewaltig sind. Der Himalaya ist gewiß noch größer. Es ist auch nicht der Rhein, den ich am meisten liebe, obwohl er ein schöner und großer Strom ist; der Mississippi ist gewiß noch größer. Und es ist nicht Berlin, das ich am meisten liebe, obwohl es eine große Stadt und, wie alle großen Städte, lebendig, reiz- und gefahrvoll ist. Paris ist gewiß noch reizvoller, größer und schöner.

Es sind nicht die lieblichen sanften Täler mit kleinen Flüssen und kleinen Städtchen, es sind nicht die sanften Gebirge und schönen Wälder, die ich an Deutschland am meisten liebe — ach wie sehr! Flüsse gibt es ja auch in Spanien, Wälder gibt es ja auch in Rußland. Und sind nicht die Flüsse und Inseln in Japan und Java schöner als alle Flüsse und Inseln bei uns?

Die deutsche Landschaft, die ich am meisten liebe, liebe ich nicht, weil sie schön und seltsam und lieblich, sondern weil sie von alledem nichts ist. Ich weiß auch nicht, ob Jemand, der weit herkäme, von Rußland, von Spanien, von Frankreich oder aus Japan, ich weiß nicht, ob ein Fremder die Landschaft, die ich meine, lieben würde. Er würde sie vielleicht verachten. Ich liebe sie. Es ist meine Heimat.

Es ist die arme, norddeutsche Ebene, die dürrtige Wiese, das einfache Feld, ein wenig Heide, ein wenig Wald und die Kartoffelfelder vor den Toren der Stadt.

Wenn im Süden der Frühling kommt, dann bricht aus der reichen Erde ein Ueberfluß von Blumen und Blüten hervor; wie ein wilder, überreicher, üppiger Paradiesgarten wird das Land. Hier im Norden kommt der Frühling spät und zaghaft. Wo soll er anfangen? Wo seinen Fuß hinsetzen? Die Erde ist schwarz und naß von all dem geschmolzenen Schnee und all dem Regen. Ganz leise wird sie ein wenig grün. Und die Bäume, die schwarz und kahl sind, werden grün. Nur an den Spitzen mit kleinen, stacheligen Knospen. Und eines Tages ist der Himmel blau und spiegelt sich blau und zart in den schwarzen Pfützen und Gräben. Und weiße, kleine Wolken, weiß und grau, wehen in Fetzen darüber hin, von dem Wind gejagt, der über die Felder und Wiesen vom Meer kommt.

Das ist der Frühling bei uns in Norddeutschland. Arm und armselig. Schön? Nein — aber rührend. Das ist die Landschaft, die ich am meisten liebe, unter deren Armut ich leide, die ich verspottete, und nach der ich mich sehne, wenn ich wo anders, wenn ich in schönern Ländern bin. Das ist die Landschaft, zu der ich immer aus allen Ländern, aus Frankreich, aus Algier, aus Japan und Java und aus all meinen Träumen zurückkehren will — wie man nach Hause zurückkehrt.



# Rundschau

## Pogrome in der Ukraine

Was ist ein natürlicher Tod gegen einen Tod durch Menschenhand, durch die Hand eines Mörders! Was ist aber ein Tod durch Menschenhand gegen ein Todesurteil, bei dem der zu Tötende den Vorgang der Aufhebung seiner Existenz sieht, bei dem er sieht, wie die Hölle der Vernichtung ihren Schlund auftut und wie das finstere Nichts ihn anblickt!

Kann man ein Wort finden, um das seelische Zappeln Desjenigen auszudrücken, der zum Schlachten gefesselt wird, der seine Gefährten vor sich hingemordet liegen sieht und nun wartet, daß der Henker mit demselben Messer in der Hand an ihn herantritt?

Gibt es Einen, der mit den Lippen, mit der Feder oder mit dem Griffel das Zappeln ausdrücken könnte des lebendig Begrabenen vor dem Begräbnis, bei dem Begräbnis seiner Gefährten und in dem Augenblick, wo er selbst begraben wird?

Läßt sich wiedergeben, was vorgeht im Herzen einer Mutter, wenn sie neben ihrem Sohne steht, der vor der Hinschlachtung gebunden wird oder lebendig begraben werden soll, und zusehen muß, wie man auf seine offenen Augen Haken von Erde wirft?

Die Boten des Satans haben diese Erde (das Land der Ukraine) zu einer Höllenkammer gemacht, und Ermordung von Menschen und Vergewaltigung von Frauen ist ihr Tagewerk.

Man tötet die Menschen nicht mehr so, wie es in der guten alten Zeit zu geschehen pflegte, wo man sie durch Erschießen oder Erhängen, in Zorn, Streit oder aus Raubgier umbrachte, sondern man schlachtet sie. Das Schlachten, das in allen Kulturländern nur

noch für Tiere üblich ist, ist in der „Wiege der nationalen Gleichberechtigung“ eine Einrichtung auch für Menschen geworden. Juden werden geschlachtet, wie man Ochsen und Böcke schlachtet. Man bringt sie auf den Viehhof, fesselt Greise und Kinder, wetzt das Messer und sticht sie mit Ruhe und Kaltblütigkeit ab, und ihr Blut mischt sich mit dem Blut der Rinder und der Böcke.

Wie auf der ganzen Welt kein Mensch von sich glaubt, daß er nicht sterben wird, so hofft in der Ukraine kein Jude, dem Martertod zu entrinnen.

Man steckt dem Vater ein Schwert in die Kehle, legt ihn der Länge nach hin und befiehlt dem Sohn, ihn zu peitschen. Man legt den Sohn der Mutter auf den Schoß und zwingt den Vater, ihn zu töten. Man zieht die Mutter nackt aus und zwingt sie, mit eignen Händen ihren lebenden Sohn zu begraben. Man wirft auch Viele zusammen lebendig in ein Grab, und dieses muß von den Opfern selbst vorher geschaufelt werden. Man tritt zu einer Familie ein und verlangt, daß sie einen aus ihrer Mitte als Opfer hergebe. Man schändet Frauen, Mädchen, Kinder auf den Straßen und Höfen bei Tageslicht, Bräute vor ihren Verlobten, Frauen vor ihren Ehemännern, Töchter vor ihren Müttern und Mütter vor ihren Töchtern. Man martert sie und schwächt sie, bis sie ihren Geist aushauchen, und mißbraucht sie selbst dann noch, wenn sie erkaltet sind. Auf ein Mädchen, das sich ihrer Ehre wehrte, wurde ein Hund losgelassen, daß er sich zu ihr tue.

Eltern gibt man das Blut ihrer Kinder zu trinken, die eben vor ihren Augen getötet worden sind und die noch zappeln. Viele haben

getrunken, sind wahnsinnig geworden und gestorben. Andre weigerten sich und sind getötet worden. Viele haben sich selbst umgebracht, und das Blut der Väter floß mit dem Blute der Kinder zusammen.

Ganze Gemeinden sind wahnsinnig geworden. Scharen von Menschen laufen nackt umher, unzählige halten sich in den Wäldern verborgen. An jedem Kreuzweg liegen verlassene Kinder. Die Zahl der Opfer ist ungeheuer; ich glaube nicht, daß man während des ganzen Krieges in diesen Städten so viel Vieh geschlachtet hat.

Bei euerem Leben, Europa und Amerika, wo seid Ihr? Wo seid Ihr, Menschen, die diese Weltteile bewohnen? Ein ganzer Stamm wälzt sich in seinem Blute; er wird mit Feuer und Eisen ausgerottet, mit einer Grausamkeit verfolgt, wie sie in der Geschichte noch nicht dagewesen ist. Und du, heilige Zivilisation, bist verstummt! Du läßt Tieren Schutz angedeihen, eiferst gegen Mißhandlung von Küchlein, und vor deinen Augen werden Menschen geschlachtet, und du bewahrst — Neutralität.

\*

Dies ist ein Auszug aus dem Bericht, den „ein Entronnener“ in der hebräischen Vierteljahrsschrift „Hatekupha“ gegeben hat.

Stern über der Schlucht

Der Verlag Erich Reiß bringt eine kleine Novelle von einem (oder einer) bislang unbekannten und vermutlich pseudonymen Fried Kalser heraus, die zum Schönsten, Reifsten und Vollendetsten gehört, was man seit langem gelesen hat. Eine ganz einfache Liebesepisode zwischen zwei Leicht-Tuberkulösen. Aber schon der außerordentliche Takt, die eminente Kunst, mit der dieses Moment der Krankheit, ohne

eigentlich mit einem direkten Wort ausgesprochen zu werden, von der ersten bis zur letzten Zeile gegenwärtig bleibt, wie es um die ganze Geschichte eine vor Erregung zitternde, ständig bis zum Reißen geladene Atmosphäre schafft, spricht in hohem Grade für das formale Können dieses gewiß jungen Dichters (männlichen oder weiblichen Geschlechts). Daß er jung ist, vielleicht nicht altersjung, aber herzensjung im allerbesten und -reinsten Sinn, davon legt der drängende Rhythmus, die atemlos fliegende Glut sowohl des pragmatisch Erzählten, wie des psychisch Erzählerischen Zeugnis ab. Aber es ist herrlich, und an die größten Vorbilder aller epischen Kunst, Kleist, Merimée, Meyer, gemahnend, wie die flammend hervorstürzende Lava der Gefühle zu festen, klar konturierten sprachlichen Gebilden gerinnt. Die ganzen letzten Errungenschaften des Handwerks von Hofmannsthal bis Sternheim sind aufgenommen, verarbeitet, zu einem gleichsam bronzenen, nämlich harten und doch biegsamen Stil legiert. Die generationelle Geschichte zweier schicksalhaft aus Nacht und Nacht auf einander zueilender, nach der Erfüllung wieder in Nacht und Nacht zurücksinkender Seelen wird klar, ohne daß irgendetwas erklärt würde; die Epik wird lyrisch, ohne Lyrik zu werden; Landschaft Symbol und nicht Selbstzweck. Eine schöne Hoffnung ist dieses kleine Buch, nicht nur für seinen Dichter, sondern auch für die deutsche Dichtung. Es beginnt wieder zu dämmern über dem dunklen Gekribbel der letzten Zeit, über den Krämpfen der Ehrgeizigen (nach Nietzsches Wort), der ehr- und formlosen Nichtskönnern. Es scheinen wieder Sterne über der Schlucht

Harry Kahn

Wo hast du dich denn . . ?

S. J. fragte mich, welches Stück aus dem Buche „Wo hast du dich denn herumgetrieben?“ von Hans Siemsen (bei Kurt Wolff in München erschienen) die „Weltbühne“ abdrucken solle. Nach der Lektüre wollte ich ihm antworten: Alle.

Das ist eines von den ganz entzückenden Büchern, deren es so wenige gibt. Victor Auburtin kann dergleichen und René Schickele und Julius Meier-Graefe und Fritz Stahl (nun schießt mich nicht ab — der Mann ist, Kritik hin, Kritik her, einer der charmantesten Schriftsteller!) — so Wenige können es. Was?

Das Fluidum übertragen. Die leisen Nuancen der Zunge übertragen. Einen Lufthauch begreiflich machen. Feinstes Schaumgebäck . . . Die Meisten backen Schrippen.

Dies ist ganz deutsch, und — trotz Paris, dem Hans Siemsen vieles verdankt — unfranzösisch, ungallisch. Es ist alles filigrandünn und so unendlich charmant, wie es nur Einer fertig bekommt, der selbst reizvoll ist. Liebe und Ironie liegen auf den beiden Wagschalen, und der Zeiger steht leise schwankend in der Mitte. Manchmal wiegt die Liebe schwerer . . .

Wie soll ich aufzählen? Die Geschichte von dem dicken Provinzmann aus Versailles steht in dem Büchlein, dem „gros bourgeois de Versailles“, der immer zu Louise Poret kommt, mit dem Strauß kommt er, frohgeschwellt — aber Louise Poret liegt ermordet vor ihrem Bett, und der dicke Mann fährt dem Kriminalkommissar, der ihm die Tür öffnet, mit dem Strauß neckend ins Gesicht . . . „Coucou . . .!“ Und reizende kleine Buchbesprechungen und Erzählungen und Versonnenheiten — und man sieht wieder, wie alles in der Literatur auf dem Menschen steht: manche dieser Seiten könnten —

könnten! — bei dem verdammten Zuckerbäcker, dem Jungnickel, stehen — aber da stehen sie nicht. Denn dieser Hans Siemsen ist ein anständiger Schriftsteller.

Was ganz und gar aus den bitterernsten Seiten „Potsdam oder Döberitz?“ hervorgeht, die im August 1918 geschrieben sind. Das ist gar nicht der himmelblaue Poet — das ist ein Deutscher, der aufbegehrt gegen seinen Unteroffizier. Also gegen den Gott dieses Landes, wo fast alle heimliche, sehnstichtige, verhinderte Unteroffiziere sind. Und unvergessen sei dies treffliche Wort: „Denn nicht der Krieg ist das letzte Verbrechen, nicht der Krieg ist die scheußliche Sünde, nicht der Krieg die tiefste Erniedrigung des Menschen — die äußerste Gemeinheit ist das Militär.“

Und weil er sein Privatdeutsch hat — ein leicht bekümmelter Arbeiter in Meudon stellt fest: „Le soleil c'est le roi de l'univers . . .!“ und Siemsen übersetzt: „Der Sonn“, sagt er, „das ist der König der Welt“ — deshalb und weil es ein entzückendes Büchelchen ist, kommt mein Wedeln noch hoffentlich früh genug, daß Ihrs unter manchen Weihnachtsbaum legen könnt.

Peter Panter

### Liebe Weltbühne!

Das Direktorium der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte hat Formulare mit folgendem Text: „Für den Angestellten . . . sind hier für die Zeit vom . . . bis . . . keine Anträge eingegangen. Wie wir jetzt erfahren haben, ist er in dieser Zeit bei Ihnen als . . . beschäftigt gewesen. Wir ersuchen daher um unverzügliche Einsendung der fälligen Beiträge.“ Wird dieses Formular an Behörden gesandt, so wird zwischen „daher“ und „um“ handschriftlich eingefügt: „ergebenst“.

# Antworten

Justizrat Dr. Rosenberg in Essen. Sie schreiben mir: „Hans Delbrück leugnet in den Nummern 47 und 49 der ‚Weltbühne‘, daß der Weltkrieg von den Zentralmächten mit Vorbedacht geplant sei, glaubt, für diese seine Ansicht eine deutsche Einheitsfront aufstellen zu können, und behauptet, daß auch Kautsky die Diplomaten der Zentralmächte von der Absicht, ‚vorsätzlich den Weltkrieg entfesselt zu haben‘, freispreche. Diesen Ausführungen Delbrücks kann nicht scharf genug widersprochen werden. Kautsky hat klipp und klar gesagt, daß die deutschen und oesterreichischen Machthaber den Krieg gewollt, sich zu diesem Zweck in Potsdam verschworen und die nach dem oesterreichischen Ultimatum einsetzenden Friedensbemühungen sabotiert haben. Delbrück hat überdies in seiner Erwiderung: ‚Kautsky und Harden‘, worin er die volle Schale seines Spottes über den Historiker Kautsky auszuschütten vermeint, die Richtigkeit dieser Darstellung Kautskys, daß Deutschland und Oesterreich den Krieg mit Serbien trotz dem Risiko eines Krieges mit Rußland gewollt hätten, selbst zugegeben (auf den Seiten 11, 15 und 20). Freilich versteht Delbrück, wenn er jetzt von der Entfesselung des Weltkrieges spricht, nicht, was man gemeiniglich darunter versteht: den im Jahre 1914 ausgebrochenen Krieg schlechthin, sondern ganz speziell den Krieg der Zentralmächte gegen die ganze Welt. Natürlich hat selbst Bethmann Hollweg, der seine entsetzliche Blutschuld nach wie vor gut zu ertragen scheint, keinen gleichzeitigen Krieg mit England, Italien, Amerika und all den andern Staaten gewollt. Ihm hätte der Krieg mit Serbien, und wenn es so kam, mit Rußland und Frankreich genügt. Aber daß die Zentralmächte den Krieg mit der ganzen Welt gewollt, hat auch Niemand behauptet, auch der Versailler Friedensvertrag nicht. Sowohl in dem Bericht der Entente-Kommission für die Feststellung der Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges wie in der Antwort der Alliierten auf die Denkschrift der vier unabhängigen Deutschen ist selbstverständlich nur die Rede von der Verantwortlichkeit für den Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Serbien sowie zwischen Deutschland und Rußland. Und Delbrück selbst, einer der vier unabhängigen Deutschen, bemüht sich in seiner Denkschrift, nachzuweisen, daß die Zentralmächte unschuldig seien, weil Oesterreich die serbischen Aspirationen habe niederschlagen müssen, und weil Rußland unnötig und zuerst mobilisiert habe.“ Was alles Grelling Hans Delbrück zu erwidern hätte, muß nicht noch einmal gedruckt sein: es steht ja in seinen Büchern und hat zum Teil ja auch hier gestanden. Nach Delbrücks Aussage dreht sich der Streit zwischen ihm und seinen Gegnern um „die Behauptung des Versailler Friedensvertrages, daß Deutschland ‚vorsätzlich‘ den Weltkrieg entfesselt habe“. Keineswegs, gibt Grelling zur Antwort, dreht sich darum der Streit. Sondern darum, ob ihn die Mittelmächte „tatsächlich durch ihre Handlungen unabwendbar gemacht“ haben. Aber weiter: ich habe jetzt den Versailler Friedensvertrag nach der Behauptung durchsucht, daß Deutschland „vorsätzlich“ den Weltkrieg entfesselt habe — und finde diese Behauptung nirgends. Der genaue amtliche Wortlaut des Versailler Friedensvertrages sagt in der Einleitungsformel, daß die alliierten und assoziierten Mächte gleichfalls den Wunsch haben, „an die Stelle des Krieges, in den sie nach einander unmittelbar oder mittelbar verwickelt worden sind, und der in der Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Serbien vom achtundzwanzigsten Juli 1914, in den Kriegserklärungen Deutschlands an Rußland vom ersten August 1914 und an Frankreich vom zweiten August 1914 sowie in dem Einfall in Belgien seinen Ursprung hat, einen festen, gerechten und dauerhaften Frieden treten zu lassen“. Teil VIII, der die Wiedergutmachung be-

trifft, beginnt mit dem Artikel 221. „Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären, und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.“ Ich kann hier nichts von „Vorsatz“ entdecken. Delbrück wird erstens auf das Wort „Urheber“ weisen. Wenn ich in meiner Wohnung ein brennendes Streichholz fallen lasse, und wenn dadurch das Haus in Flammen aufgeht: so bin ich ohne Zweifel der Urheber dieses Brandes, und doch wird mich Niemand beschuldigen, ihn „vorsätzlich“ gestiftet zu haben. Delbrück wird zweitens auf das Wort „Angriff“ weisen. Daß Deutschland und seine Verbündeten angegriffen haben, wird ja wohl Delbrück selbst nicht bestreiten. Einen Krieg erklären und zum Angriff vorgehen ist aber ganz und gar nicht das Selbe wie: „vorsätzlich den Weltkrieg entfesseln“. Man schlittert hinein, und schließlich bleibt einem nichts übrig als: Offensive. Es wäre freundlich und dankenswert von Hans Delbrück, der schon so viel Papier und Porto an mich gewandt hat, mir nun auch noch zu verraten, aus welcher Stelle des Versailler Friedensvertrages er die vorsätzliche Entfesselung des Weltkriegs durch Deutschland herausgelesen hat.

**Hamburgischer Correspondent.** Am Abend des dreizehnten Dezember zielt dein Feuilleton eine Spalte des Titels: ‚Siegfried Jacobsohn u. a.‘ Man erfährt nicht, ob „u. a.“ „unter anderm“ oder „und andres“ oder „und andre“ bedeutet. Dahingegen liest deine unverwöhnte Gefolgschaft plötzlich siebzehn gescheite, wahre und gutgeschriebene Zeilen, diejenigen nämlich, die ich in einer ‚Antwort‘ der Nummer 44 ‚Bilderbuchfabrikanten‘ gewidmet habe: dem General Dickhuth-Harrach und seinem Verleger J. F. Lehmann. Sachlich ist wider diese Zeilen nichts vorzubringen. Also versuchst du’s andersherum. „Am selben Tage wie diese Anpöbelung erhielt der Verlag J. F. Lehmann von der Inseratenabteilung der ‚Weltbühne‘ gez. Schönlink (von wem denn sonst?) eine Aufforderung, das Buch von General Krauß ‚Die Ursachen unsrer Niederlage‘ in der ‚Weltbühne‘ anzuzeigen.“ Die Ironie der Parenthese — „von wem denn sonst?“ — verrät dich. Man sucht Keinen hinter dem Busch, hinter dem man nicht selber gestanden hat. Du würdest garnicht auf die Vermutung kommen, daß der gez. Schönlink wohl ein Strohmann von Jacobsohn sein wird, wenn du nicht wüßtest, wie das Inseratengeschäft der meisten Tagesblätter von deinem Range geführt wird. Hätte mein Verlag deinem Verlag am ersten Dezember ein Inserat gegeben, so wäre vierzehn Tage später schwerlich ein Angriff auf mich erfolgt. In meinem Betrieb wird — man geniert sich, diese Selbstverständlichkeit auszusprechen — so gearbeitet, daß ich völlig unbekümmert um die Möglichkeit, Inserate zu kriegen oder mir zu verschmerzen, redigiere, und daß die Inseratenabteilung niemals ahnt, was in einem Heft drin stehen wird, ja, es nachweisbar erst später erhält als die Oeffentlichkeit. Diesem besondern Fall nun habe ich nachgeforscht, und da ergibt sich — was mich keineswegs überrascht —: daß nicht einmal deine tatsächlichen Angaben stimmen. „Am selben Tage erhielt . . .“. Meine ‚Antwort‘ an die ‚Bilderbuchfabrikanten‘ ist am achtundzwanzigsten Oktober erschienen. Der Brief an den Verlag J. F. Lehmann ist — laut Kopie, laut Postbuch und laut Ankündigung jenes Werkes von General Krauß im Buchhändler-Börsenblatt, auf die hin er verfaßt wurde — wann abgegangen? Am fünfundzwanzigsten November. Da du deine Informationen nur vom Verlag J. F. Lehmann haben kannst, so freut und beruhigt mich, daß zwischen dessen Praktiken und der Tendenz seiner Bücher, die von der Verleumdung leben, daß das deutsche Volk die Front erdolcht habe, keinerlei Widerspruch besteht. Er fälscht sogar

Daten, um einen Gegner zu verdächtigen. Denn die Differenz von einem Monat ist ja nicht ohne Belang. Wenn ein Verlag die Offerte, ein Buch in einer Zeitschrift zu inserieren, an demselben Tage erhält, wo die Zeitschrift ein andres Buch des Verlages „verreißt“, so verstehe ich, daß er sich bedroht fühlt: Achtung — dort mußt du schnell inserieren, sonst wird das neue Buch genau so behandelt! In diesem Fall aber, wie in jedem ähnlichen und unähnlichen, würde Herr Schön-lank beschwören: erstens, daß er niemals mit mir — und außer mir kümmert sich Keiner um die Redaktion meines Blattes — über die Absicht, an J. F. Lehmann zu schreiben, gesprochen hat; zweitens, daß er am fünfundzwanzigsten November nach der Lektüre des Buchhändler-Börsenblatts an diesen Verlag, wie an die und jene Verlage auch, die übliche Offerte gerichtet hat; drittens, daß ihm von der Kritik, die ich am achtundzwanzigsten Oktober an dem Bilderbuch des Generals Dickhuth-Harrach geübt hatte, nichts bekannt gewesen ist. Er hat die Gedankenlosigkeit begangen, als Leiter der Inseraten-abteilung eines pazifistischen Blattes an den berüchtigsten Chauvinisten-Verlag Deutschlands heranzutreten; und dergleichen wird ihm nie wieder passieren. Ach, wie wenig Platz für Text hätte meine Zeitschrift, wenn ihr Inseratenteil nach deiner Methode, H. C., ausgebaut würde! Solange sie aber noch reichlich Beiträge hat, rat ich dir: Halte dich ganz und einzig an sie und erspare dir alle Kommentare, die mich kompromittieren sollen und höchstens dich kompromittieren. Neulich hattest du's richtig und schön gemacht. Da erschien ein Aufsatz der ‚Weltbühne‘ in deiner Mittagsausgabe an bevorzugter Stelle: als Leitartikel. Der Name des Autors war weggelassen, keine Chiffre von ihm war übriggeblieben, kein Zeichen und kein Gänsefuß deutete an, daß diese treffliche Ware durchaus nicht aus deinem Laden stammte. Was geschieht? Der eine Leser der Nummer, der einen Kopf hat, schüttelt ihn lachend und gönnt sich den Spaß, das Gericht in Bewegung zu setzen. Das stellt fest, daß dein Mittagsblatt — trotzdem sich wie du nennt und den Titel ‚Hamburgischer Correspondent‘ in denselben Lettern wie du druckt und überhaupt in jeder Beziehung aussieht wie dein Morgen- und Abendblatt — nicht bei dir wohnt. Was tut das! Auf meinen Antrag geht das Gericht eine Tür weiter. Und da stellt sich heraus, daß der Redakteur, der jene Nummer gezeichnet hat, garnicht existiert, daß das Delikt kein Mensch verantwortet, und daß ich die Kosten zu tragen habe. Dieses Gewerbe, mein Blättchen, treibe in Frieden weiter. Drucke mir ohne Quellenangabe nach, was dir irgend gefällt. Bei der merkantilen Veranlagung, die du mir nachrühmst, ist sicher, daß ich mich hüten werde, deinetwegen noch einmal Geld zu verlieren. Nur verunstalte nicht den Nachdruck durch eigne geistige Leistung. Dazu brauchts eine höhere Kapazität. Und mit der werde ich mich — vielleicht — in einer Woche befassen, wo ich nicht zerschnitten und wieder zusammengenäht werden muß.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

### Mitteilung

**D**ie Druckpreise sind schon am ersten November 1920 wieder erhöht worden. Wir haben den Unterschied zwei Monate allein getragen, müssen aber zum ersten Januar 1921 den Vierteljahrespreis um 1 Mark, also auf 25 Mark erhöhen. Verlag der Weltbühne

---

**D**ieser Nummer ist ein Prospekt des Verlags Der neue Merkur in München eingeklebt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Postscheckkonto: Berlin 11 958.  
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Der deutsche Quark von Karl Rothhammer

Getreter Quark wird breit — nicht stark.“ Es gibt kein besseres Leitwort für das Jahr 1920 der sogenannten deutschen Politik. Und wenn noch ein andres Kennzeichen gewünscht wird: das Weihnachtsgeschäft war seit denkbaren Zeiten nicht so schlecht wie dieses Jahr. Mein Zigarrenhändler hat in den entscheidenden Tagen des vorigen Dezember mehr als siebzehntausend Mark eingenommen und diesmal knapp zehntausend; also weniger als die Hälfte. Die Warenhäuser standen leer: eine schlichte Puppe kostete mindestens zwanzig, ein kleiner Gummiball acht Mark. Solche Daten sind entscheidender als die meisten Noten, die so reichlich aus der Hand des Herrn Simons flattern, entscheidender auch als die zahllosen Vorlagen und Anträge, die den Parlamenten Deutschlands — wie viele haben wir deren eigentlich noch, inbegriffen den Reichswirtschaftsrat und die verschiedenen Zentral-Arbeiter-Räte? — Gelegenheit zu schrecklich aufgeregten Redewebungen geben. Es geht uns schlecht. Aber immerhin: wir leben noch. Es wird uns vielleicht noch schlechter gehen; aber, falls Jemand auf unsern Kadaver wartet, dem dürfte die Zeit doch lang werden. Das Trottoir rollt. Der Quark fließt. Von Spa über Genf nach Brüssel, von Bauer über Kapp zu Fehrenbach, vom roten Ruhrrevier über Orgesch zum drohenden Eisenbahnerstreik: Aller guten Dinge sind drei, sagte die Jungfrau, als sie den Dritten nahm. Nichts wäre unangebrachter, nichts verhängnisvoller, als die Tiefkurve deutscher Geschichte, die zu durchleben wir das verdrießliche Vergnügen haben, pathetisch zu betrachten: ruppig, rippig paddelt das Karussellpferd Germania im Schunkeltrab, wobei nur seltsam, aber doch symptomatisch ist, daß die Zuschauer jenseits der Grenzen, deren Sitzplätze nebenbei auch recht schlecht gepolstert sind, das Häckselelend beinahe noch für ein Streitroß halten. Jeder, der aus dem Ausland zurückkehrt, berichtet staunend von dem Respekt, den sie draußen trotz alledem vor Deutschland haben.

Und das ist schließlich die Hauptsache. Der Weltenkater faucht riesengroß. Keinem geht es eigentlich gut, und Alle tragen mehr oder weniger an den fünfunddreißig Millionen Menschen, die teils durch Heldentod, teils durch Blockade oder andern Dreck während des letzten Weltbebens zugrunde gegangen sind. Diese fünfunddreißig Millionen Menschen kapitalisiert, als Produzenten und Konsumenten in Rechnung gesetzt — und der Begriffsstützigste wird zum mindesten ahnen, warum sowohl im kapitalistischen Amerika wie im bolschewistischen Rußland die Krisen einander jagen. Die komische Hilflosigkeit der gesamten Weltlage wird durch Episoden am köstlichsten illustriert: Griechenland hat seinen Konstantin wiederbekommen; Ungarn bereitet einem Habsburger den Weg; Bayern putzt die Kronen; Moskau scharwenzelt vor Dollar und Sterling; kommunistische Sprengtrupps wollen die sozialistische Mehrheit im berliner Rathaus vertobacken; am Bosphorus steigt wieder der

Halbmond; und Trotzki befiehlt ganz im Stil großrussischer Zaren nach der Niederringung des Herrn Wrangel gegen Litauen und Polen neuen Aufmarsch. In Deutschland schwanken die Wahlziffern, und wenn sich Mehrheiten ergeben, suchen sich diese vom Regieren zu drücken. Die Sozialisierung stolpert über die Furcht vor sich selber, und im Kampf gegen den Schleichhandel schreckt den gehobenen Teil der Arbeiterschaft die Frage der eignen Speisekammer. Wilson verschwand spurlos; als Bourgeois-Hanotaux-Viviani verkleidet, blieb die französische Gloire krampfhaft lächelnd an die imperialistische Sphinx, den Ueberproletarier Lloyd George, gelehnt. Es blieben auch Helfferich und Stresemann und die Rhachitis der deutschen Zuweniggeborenen. Cassel, Halle, Hannover, Nürnberg und nochmals Nürnberg: die Parteien haben gesprochen und getrunken. Herr Stegerwald gründete eine neue Zeitung; das Zentrum bleibt dennoch Turm. Kann man sich vorstellen, wie lustig einmal nach tausend Jahren die Vernünftigen sein werden, wenn — nach dem Vorbild der Frage aus Schöttlerts „Weltgeschichte in einer Stunde“: „Ja, möchten Sie denn leben, ohne zu wissen, wann die Schlacht bei Faesula war?“ — Jemand ihnen zumutet: Ja, möchten Sie denn leben, ohne zu wissen, wann die „große Zeit“ war? Wir haben nun einmal das Vergnügen, ein überaus gleichgültiges Kapitel der Weltgeschichte durchaltern zu müssen. Charakteristikum: d'Annunzio, Erzberger, Liebknecht werden Mittelpunkte.

Trösten wir uns metaphysisch. Lesen wir bei Spengler: „Eine Kultur wird in dem Augenblick geboren, wo eine große Seele aus dem urseelenhaften Zustande ewig-kindlichen Menschentums erwacht, sich ablöst, eine Gestalt aus dem Gestaltlosen, ein Begrenztes und Vergängliches aus dem Grenzenlosen und Verharrenden. Eine Kultur stirbt, wenn diese Seele die volle Summe ihrer Möglichkeiten in der Gestalt von Völkern, Sprachen, Glaubenslehren, Künsten, Staaten, Wissenschaften verwirklicht und damit wieder ins Urseelentum zurückkehrt.“ Da wir uns aber nicht überflüssig strapazieren möchten und monarchische Erinnerungen nicht unvorteilhaft sein sollen, außerdem wichtige Beiträge zur Seelenkunde des zweiten Wilhelm für erste noch im dritten Bismarck-Band verschlossen sind, enthüllen wir unsre und des letzten deutschen Kaisers Männertugend durch ein Wort, das ihm anscheinend zum Verhängnis geworden ist, das aber richtig verstanden im Ekelbrei der Gegenwart Schnaps oder für die Sylvesternacht Punsch sein kann — das Wort: „Wer nur auf Gott vertraut und feste um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut.“ Heißt das Ludendorff? Nein, vielmehr: Ueberwindung des Kollektivgötzen. Uns narrt Kollektivwahn. Der Zusammenschluß der Interessenten ließ den Wert der Persönlichkeit gleichgültig werden, zugleich deren Pflichten, Opfer, Beispiel. Verbandssatzungen und Parteibureau ließen Gewissen einschlafen. Pseudomajestätisches Wir muß sich in tausendfältiges Ich wahrhafter Dienstbereitschaft auflösen. Am Einzelnen, an dem Helden des Schraubstocks, der Retorte, der Denkfeder wird eine Welt genesen, deren Massenträgheit sich in Sekten flagelliert.



# Die Liquidation des Bolschewismus <sup>von</sup> E. Hurwicz

Das Ende des Jahres fällt zusammen mit einem zweifellos bedeutsamen Wendepunkt in der ganzen russischen Frage — der durch Wrangels Besiegung gekennzeichnet ist — und drängt so zu einer abschließenden Umschau.

Eine der neuerdings hierher gelangten Nummern der „Prawda“ (248) sagt zu der Niederlage der „Weißen“:

Ihre Information über Sowjet-Rußland war stets so falsch, daß sie schließlich selber in irrtümliche Vorstellungen mit hineingezogen wurden. Alle diese moskauer Aufstände, Besetzung des Kreml durch Rebellen, Eroberung von Tomsk durch Konterrevolutionäre, unzählige Meutereien und der übrige Unsinn, von dem die antibolschewistischen Zeitungen strotzten — all das steckte auch die Führer des Wrangelschen Werks selbst an. Den Nachrichten über Fortschritte in diesem oder jenem Wirtschaftszweige wurde kein Glaube geschenkt. Dafür aber wurde jedes unsinnige Gerücht von Allen aufgegriffen. Das floßte den Weiß-Gardisten ein unangebrachtes Selbstvertrauen ein und beschleunigte ihre Niederlage.

In der Betonung des „unangebrachten Selbstvertrauens“ der „Leiter des Wrangelschen Werkes“ irrt sich das offiziöse bolschewistische Organ in bezug auf Wrangel selbst und seine nächsten Gehilfen. Bekannt ist Wrangels Warnung, „in Moskau die Glocken läuten zu hören“, und ebenso bekannt ist seines Außenministers, Peter Struves, Voraussage, daß, ohne ausreichende Hilfe der Westmächte, die Krim-Armee der Roten Armee nicht werde standhalten können. Aber in bezug auf das große antibolschewistische Publikum — das russische wie das westeuropäische — und gar manchen Politiker — den russischen wie den westeuropäischen — ist die Betonung der großen Kraft politischer Illusionen auch in den Augen Desjenigen, der selbst nicht auf bolschewistischem Boden steht, zweifellos gerechtfertigt. Seit geraumer Zeit führe ich ein ziemlich genaues Verzeichnis der Faktoren, auf die abwechselnd, vorübergehend oder dauernd, die Hoffnung der Liquidation des Bolschewismus gesetzt wurde und zum größten Teil auch heute noch gesetzt wird. Und was für eine bunte Reihe politischer Kombinationen ergibt sich hier! Ich will an dieser Stelle nur einen Teil, den wichtigsten, dem kritischen Nachdenken der Leser unterbreiten und ihn selber kurz durchgehen.

Da haben wir: erstens die Theorie der innern wirtschaftlichen Entwicklung; zweitens die Theorie des Außenhandels; drittens die Theorie der Hebung der Volksenergie durch die Aufhebung der Blockade; viertens die Theorie der Bauernaufstände; fünftens die Evolutionstheorie.

Die erste Theorie setzte schon ein, als in Sowjet-Rußland eine Reihe eingreifender wirtschaftlicher Maßnahmen — wie Wiedereinführung des Akkordsystems, Streikverbot, Verlängerung des Arbeitstages, Militarisation der Arbeit und dergleichen mehr — ergriffen wurden, die eine schroffe Abkehr vom Räte-System im Sinne der Selbstbestimmung der Arbeiter darstellten. Die politischen Illusionisten sahen in alledem, anscheinend mit Recht, den Anfang der Liquidation des Bolschewismus als solchen. Aber in diesen beiden Wörtchen „als solchen“ lag zu-

gleich auch eine Begrenzung der Hoffnungen. Und bald stellte sich heraus, daß die Abbröckelung des wirtschaftlichen Räte-Systems noch lange nicht das Ende des politischen Bolschewismus bedeutet, und daß überhaupt die Führer des Bolschewismus sich durch eine Paradoxie des Geistes auszeichnen, die ihnen erlaubt, in ihrem Machtbereich die einander widersprechendsten Elemente nicht nur zu vereinigen, sondern auch in dialektischer Selbstbehauptung zu rechtfertigen, wie eben erst Lenin in der „Krasnaja Gazeta“ (Rote Zeitung) beispielsweise die Konzessionen an Amerika und England, die doch offenbar auch Konzessionen an den Kapitalismus darstellen, als „Sieg des Bolschewismus“ ausdeutet, mit dem der Kapitalismus als mit einem unbesiegbaren Gegner Verträge eingehen müsse. Durch diese „authentische Interpretation“ erledigt sich gleichzeitig auch die zweite Theorie, die von der Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen mit Rußland eine Unterminierung des Bolschewismus erwartet. Diese Auffassung muß obendrein das — sehr wahrscheinliche — Gegenteil widerlegen, daß die dabei vorausgesetzte Besserung der wirtschaftlichen Gesamtlage Rußlands nicht die Position der bolschewistischen Regierung stärken wird.

Verwandt mit dieser Auffassung ist die dritte Theorie, die auf die endgültige und vollständige Aufhebung der wirtschaftlichen Blockade Rußlands große Hoffnungen auch hinsichtlich der Liquidation des Bolschewismus setzt. Zu dieser Hoffnung bekennen sich viele Anhänger der Sozialrevolutionäre, einer Partei, die unter den russischen Oppositionsparteien heute die bedeutendste Rolle spielt. Die russische Volksenergie, so argumentieren sie, ist schon physisch erschöpft. Wie kann ein völlig gelähmtes Volk gegen seine Regierung aufstehen? Ernähret es erst, und dann wird auch seine aktive Opposition erstarken! Aber auch diese Theorie erscheint doch kaum plausibel. Der volle Bauch ist in der Geschichte wohl noch nie ein Hort des Revolutionismus gewesen. Gewiß: das russische Volk ist zur höchsten Aktivität — aber, extrem, wie es nun einmal veranlagt ist, ebenso zur vollsten Passivität, schon im psychischen, nicht nur im physischen, Sinne fähig. Und es hat gegenwärtig und seit geraumer Zeit allen Anschein, als seien diese beiden Fähigkeiten deutlich verteilt: die erste auf die Bolschewiki, die zweite auf die übrige Bevölkerung. Die russische Zeitung „Swoboda“ schildert, wie sich fünfzig Verhaftete von fünf Rotgardisten widerstandslos exekutieren lassen: der zu Erschießende nimmt seinen Tod als Verhängnis hin, tritt, sich bekreuzigend und zitternd, an den Baum und läßt sich hinrichten. Diese völlige, fast den Eindruck einer Hypnotisiertheit — durch „höhere Gewalt“ — machende Passivität ist höchst kennzeichnend.

Freilich: es gibt in Rußland noch Menschen, die sich empören und die widerstehen — das sind die Bauern, und darauf gründet sich eine eigne, die vierte Theorie, die die Befreiung Rußlands von den Bolschewiki durch die Bauernaufstände erhofft. Diese Theorie erfreut sich ziemlich starker Verbreitung, ganz besonders unter der Partei der Sozialrevolutionäre (ihr in Prag erscheinendes Organ heißt: „Wolja Rossij“), deren Programm sich ja von je her auf das Bauerntum, als „die“ soziale

Klasse Rußlands stützte, und die nunmehr dem Bauerntum auch die Rettermission zuschieben. Indessen — wann und weswegen empören sich die Bauern? Etwa gegen den Bolschewismus? Der Bolschewismus ist ihnen recht, solange er sie in Ruhe läßt. Sobald er ihnen aber mit Requisitionen zusetzt — ja, dann empört sich der Bauer. Aber daraus irgendwelche hochpolitische Konsequenzen zu ziehen, ist Leichtsinn. Der Bauer ist zutiefst apolitisch. Daß er ein unheilbarer „Kleinbürger“ ist, mußten die Bolschewiki nach verschiedenen mißglückten Versuchen offiziell zugeben. Aber dieser Sachverhalt spricht offenbar ebensosehr gegen die Bolschewiki wie gegen die Sozialrevolutionäre, die immer noch glauben, der echte Sozialist im Bauern werde gegen den falschen Sozialismus der Bolschewiki aufstehen.

Die Niederlage Wrangels und damit das Ende aller Versuche, Sowjet-Rußland militärisch niederzuzwingen, läßt heute Viele an die fünfte Theorie: der natürlichen, friedlichen Evolution des Bolschewismus, das heißt: seiner innern Umwandlung zu mäßigeren Formen der Regierung und Verwaltung glauben. Mag sein — in Zukunft. Heute merkt man nichts davon. In „eingeweihten“ Kreisen bereitet man sich schon auf eine Koalition der Bolschewiki mit den alten Bundesgenossen: den Sozialrevolutionären vor. Darauf aber antwortete die Sowjet-Regierung mit — Androhung von Repressalien gegen die Sozialrevolutionäre. Der Sinn dieser Tatsache wird nur wenig dadurch geändert, daß sie auf Ausstreuungen der Agenten Burtzeffs über angebliche Verschwörungen der Sozialrevolutionäre beruht.

Ja, der Sieger ist ungen nachgiebig — eine alte Tatsache. Birgt aber nicht der Konfliktstoff in dem Verhältnis von Polen zu Rußland neue Möglichkeiten: wer vermag das zu sagen?

Alle Anzeichen sprechen für die Dauerhaftigkeit des russischen Bolschewismus.

---

## Die Schuldfrage von ans Schwann-Schneider

Wir behaupten aber und stellen unter Beweis, daß alle Völker Europas, sei es zu Lande, sei es zur See, den gleichen politischen Ideen huldigten (denen der Macht), und daß alle deshalb gleich die Schuld an dem Weltunglück tragen, das durch einseitiges Urteil Deutschland einseitig aufgebürdet werden soll.“ Also sprach Bernhard Dernburg im Berliner Tageblatt.

„Ueber den Zeitpunkt weiterer Mitteilungen aus unserm Material die Entscheidung zu treffen, behalten wir uns je nach der Rolle, die Sie noch zu spielen gedenken, vor . . .“ Also heißt es in einem Brief der München-Augsburger Abendzeitung an Professor Friedrich Wilhelm Foerster!

Was das mit einander zu tun hat? Eine Kleinigkeit: nämlich daß die „berufenen“ Vertreter des deutschen Volkes keine Ahnung davon haben, worum es sich eigentlich handelt, und daß der innerlich berufene Vertreter des deutschen Geistes — Freiwillig ist. Er soll, er darf nicht reden, und wenn er doch — nun, dann weiß man ja von Liebknecht, Luxemburg, Landauer, Eisner, Paasche und all den Andern her, wie's gemacht wird.

Nein, sie haben wirklich keine Ahnung. Sonst würden sie die Schuldfrage nicht mit Hilfe der Akten klären wollen. Akten sind schöne Dinge, brave Dinger, besonders wenn sie staubig und nicht ganz vollzählig sind. Schön ist auch eine Stoppuhr mit Sekundenzeiger, die mir genau sagt, daß diese und diese Depesche 3 Uhr 15½ abgegangen ist, woraus der unfehlbare Schluß gezogen werden kann, daß alles getan worden ist, daß wir völlig unschuldig sind, und daß die Andern . . . Aber noch schöner dünkt mich der gesunde Menschenverstand. Und der hat trotz allen Akten schließlich doch recht. Der sagt uns, daß ein Staat von der Macht und dem Ansehen des Vorkriegs-Deutschland die Schuld und Verantwortung trägt, wenn alle Bemühungen, die internationalen staatlichen Beziehungen auf eine andre Grundlage als die des Schwertes zu stellen, im Haag sabotiert wurden. Der sagt uns, daß Deutschland die Schuld und Verantwortung trägt, wenn eine korrupte Bundesbrüder-Regierung ein solch hanebüchenes Ultimatum verfaßte wie das an Serbien. Der sagt uns, daß Deutschland die Schuld und Verantwortung trägt, wenn nicht Ruhe eintrat, als die serbische Regierung trotz der beispiellosen Demütigung das Ultimatum bis auf zwei Punkte hinuntergewürgt hatte. Der sagt uns, daß Deutschland die Schuld und Verantwortung trägt, wenn alle Vermittlungsvorschläge in den Wind geschlagen und nur „pro forma“ weitergegeben wurden, bis die Lawine ins Rollen kam. Der sagt uns, daß es ein Verbrechen war, wie man die Welt zum Kuschen bringen wollte, und daß es ein Verbrechen ist, das deutsche Volk auch heute noch nicht aus seinem narkotischen Schlaf erwachen zu lassen, es immer wieder und wieder durch die Verkündigung unsrer Unschuld zu betören und immer wieder und wieder zu verhindern, daß man uns Deutschen Vertrauen entgegenbringt. Die Wahrheit begehren wir, nichts als die Wahrheit, selbst wenn sie am Anfang schmerzlich berührt. Nur durch die Wahrheit, durch ein mannhaftes Bekenntnis kommen wir aus diesem Sumpf von Lüge heraus.

\*

Man müßte verzweifeln, wenn es nicht noch Menschen wie Foerster gäbe. Sie allein sind die Träger tiefster Vaterlands- und dadurch höchster Menschheitsliebe. Von Foerster ist ein Buch erschienen: „Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland“ (im Verlag Friede durch Recht zu Stuttgart). Lests! Alle! Alle, die Ihr die Schuldfrage vom universalen, psychologischen Standpunkt aus behandelt zu sehen wünscht. Alle, die Ihr verzweifelt ob der Lügenatmosphäre, die uns immer noch einhüllt. Alle, die Ihr wirklich ehrlich um das Problem der Schuld ringt. Alle, die Ihr wirklich ehrlich euerm Volke helfen wollt. Alle, die Ihr einen Blick in die Zukunft werfen wollt. Alle, die Ihr mit der Welt da draußen wieder zusammenarbeiten wollt. Jedem wird dieses persönliche Buch etwas geben, und Ihr werdet es dann nicht mehr gar so verwunderlich finden, wenn die Pazifisten grade Friedrich Wilhelm Foerster auf dem Stuhl des Reichspräsidenten sehen möchten. Denn Keiner in Deutschland hat einen solchen moralischen Kredit für sein Land im Ausland wie Foerster.

## V.

Die allmählich immer genauer werdende Kenntnis der Systematik und des Personenkreises der russischen Spionage bewirkte bei der deutschen Abwehr je länger je mehr das Gefühl der Bekämpfung bestimmter Persönlichkeiten, deren Studium man sich mit einer gewissen Liebe widmete. Der Kampf selbst wurde dadurch — ich kann es nicht anders nennen — kavaliermäßig. Das war in erster Linie der Fall, wenn es sich um Lahmlegung der Arbeit des begabtesten der russischen Nachrichtenoffiziere: des Kapitäns Andreas Peeka handelte.

Peeka war Lette, in einem kleinen Nest an der Aa, gar nicht weit von Mitau geboren. Durch Zufall erfuhren wir, daß seine Mutter noch hinter der deutschen Linie wohnte, und es gelang auch, sie ausfindig zu machen. In der Vernehmung, in der wir sie, um etwas aus ihr herauszuholen, schamlos belügen mußten, zeigte sie sich als eine nicht unbelesene, kluge, charaktervolle Frau, die aus ihrem Haß gegen den deutschen Eroberer kein Hehl machte. Erst in einem Zornanfall lieferte sie uns die Tatsachen, die wir wissen wollten. Mir hat selten eine Frau so imponiert wie diese, die sich dicht hinter der Front täglich mit ein paar Kartoffeln behelfen mußte. Der Sohn hatte in Mitau und Wilna das Gymnasium besucht, war Offizier geworden, hatte dann aber seinen Abschied genommen: da er gleichzeitig die Tochter eines Buschwächters, also eines Waldhüters geheiratet hatte, liegt der Schluß nahe, daß diese Mißheirat ihn dazu veranlaßt hat. Seine Frau war aber wohlhabend, denn er begann jetzt von ihrem Gelde das Studium der Medizin. Hier oder schon früher ist Peeka der lettischen nationalistischen Bewegung nahe getreten, und das wurde der Grund, warum man ihn heranzog, als die russische Regierung um die Liebe der Letten warb und sogar eigne Letten-Bataillone — aus denen übrigens die lettischen Leib-Bataillone Lenins hervorgegangen sind — einrichtete.

Peeka hat die lettische Bewegung dem Nachrichtendienst nutzbar gemacht. Er war damit der Gegenpol zu unsern Letten-Häuptlingen, die das Selbe für Deutschland mit so kläglichem Ausgang versuchten. Ob er glaubte, seinem Volk wirklich zu nützen, indem er es rücksichtslos für die Ziele der russischen Politik einsetzte, oder ob er Allrusse war und seinen Landsleuten nur eitel blauen Dunst vormachte? Ich glaube, daß er Fanatiker seines Volkes war: anders ist das Vertrauen, das er in lettischen Kreisen tatsächlich genoß, nicht zu verstehen. Seine Persönlichkeit muß zwingend gewesen sein, denn über die lettischen Organisationen konnte er ohne weiteres verfügen. Suchten junge Letten beim lettischen Verein Arbeit, so wies man sie, falls sie geeignet schienen, stets an Peeka, der sich so sein Material aus den zugetriebenen Leuten aussuchen konnte. Seine Energie, seine besondere Findigkeit, die oft schon wie Tüftelei wirkte, seine zähe Bauernschlauheit, die auch eine scheinbar mißlungene Arbeit immer wieder aufnahm, ließen ihn sein Tätigkeitsfeld immer mehr erweitern. Die höhern Dienststellen gewährten ihm jede

Unterstützung, wozu wohl seine politischen Verbindungen in Petersburg beitrugen. Die Verfeinerung des Spionage-Betriebes war fast ausschließlich auf ihn zurückzuführen. Seine Agenten wurden nicht nach Schema gedrillt, sondern er versuchte, aus jedem die Möglichkeiten seiner Begabung herauszuholen. Er appellierte an ihr Nationalgefühl, zeigte ihnen gelegentlich Weiber, benutzte abwechselnd Zuckerbrot und Peitsche.

Wie er überhaupt auf Verschleierung seines Wirkens bedacht war, so kannten ihn auch die Agenten meist nur unter dem Decknamen „Schlemm“. Vermutlich hatte er noch mehrere Namen. Die von ihm gesandten Spione bekamen individuelle Ausreden für den Fall, daß sie gefangen werden sollten, in den Mund gelegt; ja, man konstruierte ihnen fingierte Geständnisse, die sie erst nach anfänglichem Leugnen ablegen sollten; im äußersten Notfall stellte man ihnen sogar anheim, sich von den Deutschen als Doppelagenten verwenden zu lassen, erwartete aber von ihrem Patriotismus, daß sie nur für die Russen arbeiten würden.

Die Rückkehr der Spione wurde nicht stets verlangt. Im Gegenteil sollten sie oft als sogenannte „Residenten“ in dem von den Deutschen besetzten Gebiet zurückbleiben. Zur Uebermittlung von Nachrichten sollten sie sich dann der Kriegsgefangenenpost bedienen: Die Briefe sollten unter beliebigem Namen nach Riga, Postfach 380, gesandt werden oder an Frau Zena in Dorpat, in Wahrheit Peekas Frau. Um die deutsche Zensur zu umgehen, waren verschiedene Codes von verblüffender Einfachheit ausgearbeitet worden, die nach und nach alle in unsern Besitz kamen. Nur wenige waren nach bekannten Systemen, etwa nach Buchstabenzählmethoden ausgearbeitet. Meistens arbeitete Peekas mit Deckworten und Sätzen, die einen geheimen Sinn hatten. Wenn etwa der Kriegsgefangene Timofei Orechow an seine Frau, Riga, Postfach 380, schrieb: „Unser Nachbar Piotr schuldet mir noch 63 Rubel — bitte, mahne ihn!“ so hieß das: „Das Infanterieregiment 63 ist von Tuckum nach der Dünaburger Front gegangen.“ Hieß es aber: „Ich schulde dem Nachbar Pietr noch 63 Rubel“, so bedeutete das umgekehrt, daß das Regiment 63 von Dünaburg nach Tuckum gegangen war. Dieses einfache Beispiel verdeutlicht die Methode, die sich natürlich je nach der Fähigkeit der Agenten komplizierte. Die Hauptsache war, daß die Zahlen, die die Regimentsnummern bezeichneten, im Text stets plausibel erschienen. Mit solchen einfachen Mitteln hat man im Kriege viel mehr gearbeitet als mit Geheimtinten und ähnlichen romantischen Mittelchen. Das Raffinierteste, was ich erlebt habe, war die Versendung von Hohlsaumtaschentüchern, bei denen die Nähte als Morsezeichen genäht waren und so Nachrichten übermittelten. Das Unangenehmste für die Zollbeamten war der Trick, Nachrichten in kleine Kapseln zu stecken und diese Kapseln in den — After von Hunden, die man beim Grenzübertritt mitnahm, zu verbergen.

Für das Durchschleichen durch die Front hatten die Russen sich allmählich regelrechte Wege ausgesucht. Zunächst war der Weg über die See beliebt, dann aber die durch den Tiwulsumpf von Tuckum, wo die Stellungen, der Bodenbeschaffenheit wegen,

nur schwach besetzt waren. Genau so gab es Einfallspforten an der Front von Jakobstadt. Dazwischen zog sich die Frontlinie an beiden Seiten der Düna hin, so daß die Agenten hier Boote zum Uebersetzen gebrauchten. Das Boot wurde von den Russen an einem Strick gezogen. Die Spione bekamen hier gelegentlich aufgeblasene Gummiballonets mit, die sie bei Beschießungen als eine Art Floß benutzen konnten. Im allgemeinen haben aber solche Tricks nichts geholfen.

## VI.

Je mehr die russische Spionage verfeinert wurde, umso ausgreifender wurde auch die deutsche Abwehr. Die Vermutung liegt nahe, daß auch die deutsche Spionage sich vervollkommnete. Dem war aber durchaus nicht so. Dem Ehrgeiz einzelner Dolmetscher, die für ihre Pfleglinge Peekas Methode verwandten, setzte der Nachrichtenoffizier, in der Hauptsache wohl aus Unfähigkeit, daneben aber auch aus Abneigung gegen den Spionen-Betrieb überhaupt, passiven Widerstand entgegen. Schließlich beschränkte sich der ganze Agentendienst im Wesentlichen auf die Verwendung von Doppel-Agenten, die, wenn sie sonst schon als „Schwein“ bezeichnet wurden, mit vollem Recht als Doppel-Schwein gelten konnten.

Jedenfalls wuchs die Tätigkeit der Abwehr bei der achten Armee so gewaltig wie bei keiner andern Armee im Osten, und der Feldpolizeidirektor war entsprechend stolz. Ich habe schon erzählt, daß rund hundert Spione in dem einen Jahr an der Front gefangen wurden. Zum großen Teil waren das letzten Endes gleichgültige Menschen, aus Dummheit oder Habgier zu Spionen geworden, deren Schicksal nicht weiter Eindruck machte. Nur wurde eben die Menge der Fälle, das fast mechanische Fangen, Verhören, Geständnis, Gericht, Todesurteil auf die Dauer unerträglich. Einige Schicksale heben sich doch von der Masse ab.

Es kam ja selten vor, daß ein Agent seinem Schicksal entging. Die einzige Möglichkeit bestand darin, daß er sich bereit erklärte, Doppel-Agent zu werden. Das hat mich in keinem Fall mehr gefreut als bei dem Bruder der Frau Jandahl, einer jungen, hübschen, galanten, geschiedenen Lettin, die unsre Nachbarin war; sie hatte zu einem der Nachrichtenoffiziere einmal Beziehungen gehabt, man hat ihr wohl auch heimlich guten Rat gegeben, kurz: sie erreichte, daß ihr Bruder, der an der Front abgefangen war, aufgefordert wurde, Doppel-Agent zu werden. Und dann dressierte sie ihn, bis er sich dumm genug anstellte, um für untauglich gehalten und in ein Gefangenenlager abgeschoben zu werden. Sie selbst hat freilich nicht lange Freude daran gehabt. Als die Bolschewisten in Mitau saßen, hat man die junge Frau, die noch abenteuerliche Schicksale durchgemacht hatte, ohne Gericht und Urteil erschossen.

Ein Trost war es immer, wenn man Unschuldige bekam. Im Winter trieb an der kurländischen Nordküste eine Eisscholle mit einem ältern Manne an, der sich als Seehundjäger von der Insel Runö im Rigaischen Meerbusen entpuppte. Runö ist ein ganz kleines Nest mit schwedischer Bevölkerung, das länger als ein halbes Jahr durch das Eis von der Mitwelt abgeschnitten war. Von seinem Pastor erzählt man daher in Kurland, er habe

seine Zeitungslektüre so eingerichtet, daß er die Zeitungen der Eiszeit jedes Jahres erst am entsprechenden Tage des folgenden Jahres lese und so in diesen sechs bis sieben Monaten an jedem Tag etwas Neues habe. Dorthier kam nun der Seehundsjäger in einem Anzug, der, ebenso wie Mütze und Schuhe, aus Seehundsfell war, mit Harpune und selbstgefertigter Vorderladerflinte. Die Kavalleriedivision in Nordkurland nahm ihm seine Waffen als „Museumsstücke“ ab und schickte ihn dann mit dem seltsamsten Begleitschein, den ich je gesehen, nach Mitau: „Harmloser Mann, bitte gut in wollene Decken verpacken, da nur leicht gekleidet. Gut behandeln!“ In Mitau wurde der Gast, der gewisse kulturferne Gebärden mit einer großen Weltkenntnis — er war als Seemann weit herumgekommen — merkwürdig vereinigte, mit Halloh begrüßt. Er mußte zwar eine Nacht im Gefängnis zubringen, was ihm so furchtbar ankam, daß er in Tränen ausbrach, dafür tröstete ich ihn aber mit Tabak. Dann erzählte er sein Abenteuer. Er war mit Kameraden auf das Eis zur Seehundsjagd gegangen und unversehens in einen Schneesturm geraten. Der Sturm hatte die Scholle, auf der er sich befand, losgebrochen und ins Meer getrieben. Er hatte schon mit seinem Ende gerechnet, als die kurländische Küste in Sicht kam. Er bettelte bei uns so lange, bis man ihm erlaubte, zurückzukehren, aber man gab ihm einen Agenten mit. Das hat ihn später den Russen verdächtig gemacht, die ihn im Sommer verhafteten und fortschleppten.

Ähnliches Glück hatte ein Lettenmädchen, die spionageverdächtig erschien. Sie sollte zu einem Letten, der als Spion galt, Beziehungen unterhalten haben und bei der Vernehmung wollte man von ihr den Grad der Beziehungen wissen. „Gestehen Sie nur, daß er Ihr Bräutigam ist!“ „Is nich mein Bräutigam.“ „Aber Sie sind doch wiederholt gesehen worden, wie Sie sich mit ihm unterhielten.“ „Jawoll, hab ich mit ihm gereddet.“ „Na also — dann ist er doch Ihr Bräutigam.“ „Is er nich. Bräutigam is nicht, mit was ich rede. Bräutigam ist, mit was ich schlafe!“ Sie wurde auf der Stelle freigelassen.

\*

Ich habe mich bemüht, alles Dies ganz schlicht und sachlich zu erzählen, ohne anklagendes Pathos. Ich könnte gegen viele von den Leuten, die ich habe erwähnen müssen: deutsche und russische Offiziere, Agenten, Schlepper, Werber manches bittere Wort sagen. Ich will es nicht. Mein Gott, wo sind heute diese Leute? Die Russen vielleicht verdorben und gestorben, die Deutschen des bunten Rockes und damit des Glanzes entkleidet — die Andern, nun, ihr Schicksal wird sie so oder so ereilen. Nein, die Dinge sollen für sich selbst sprechen, sollen beweisen, daß Spionage und Krieg unzertrennlich zusammen gehören, daß, wer das Ethos des Krieges predigt, auch die Fäulnis der Spionage verteidigt. Das alte Götzenbild thront trotz Niederlage und Revolution immer noch auf dem Altare, Foch und Clemenceau haben ihm ein neues und wiederum farbiges Kleid machen lassen. Unter dem Flitter aber sitzt der Dreck, der Dreck der gemeinen Gewalt, der Lüge, des Gifts, der Heuchelei und — der Spionage.



## Wohlanständige Wohltätigkeit von Ignaz Wrobel

Ihr kennt Alle den deutschen Sammelunfug. Wofür wird gesammelt? Für die Erhaltung des Deutschtums in Nieder-Honolulu; für ein Bismarck-Wöchnerinnenheim an der Oberspree; für die vertriebenen Mitglieder des Kegelklubs Ludendorff in der Oberlausitz; für weiß der Teufel was. Und Viele geben. Was geschieht mit dem Geld?

Vor dem Kriege lebte in Paris ein Fräulein Hedwig Bürke als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin. Sie hatte es nicht leicht, sich durchs Leben zu schlagen. In Paris lernte sie eine Größe bei einem deutschen Hilfsverein kennen, eine Frau K. Diesem Inbegriff aller germanischen Tugenden gab Fräulein Bürke aus der Gefangenschaft einen Brief nach Deutschland mit, als Frau K. Frankreich verlassen konnte. Die K. beging hier eine strafbare Handlung: sie öffnete den Brief. Der Brief war an den katholischen Seelsorger von Fräulein Bürke gerichtet; er enthielt, was die K. erwartet hätte, einige unfreundliche Äußerungen über die Tätigkeit des deutschen Hilfsvereins. Der Hilfsverein in Paris arbeitete so, wie die „bessern“ Auslandsdeutschen gemeinhin arbeiten, wenn sie sich in Rudeln vereinigen — unter Anwendung aller deutschen Untugenden, als da sind: Kriechen nach oben; Treten nach unten. Fräulein Bürke kehrte im Dezember 1915 nach Deutschland zurück.

Die K. war inzwischen tätig gewesen. Sie hatte hier in Berlin sämtliche in Betracht kommende Stellen gegen Fräulein Bürke mobil gemacht. Erfolg: die Gesuche des Fräulein Bürke wurden überall abgeschlagen. Insbesondere ihr immer wiederholtes Gesuch um Beschaffung einer Schreibmaschine, damit sie wieder arbeiten könne. Aber wozu Details . . .

Der Fall ist kein Einzelfall. Ich habe mit Fräulein Bürke lange und oft verhandelt, ich habe ihre Arbeiten über das Wirken dieser Fürsorgestellen gelesen, und ich habe gelesen, was Schwester Henriette de Matringe-Arendt über diesen Skandal geschrieben hat. Mein Eindruck ist der: In den kommunalen Fürsorgestellen wird schematisch, also herzlos gearbeitet. Bei den privaten Fürsorgestellen glaube ich eine deutliche menschliche und politische Tendenz zu erkennen. Insbesondere sind noch aus dem Kriege her manche Stellen des Roten Kreuzes mit ungeeigneten Personen besetzt. Darunter befinden sich adlige Damen, deren schrankenloser Egoismus nur durch ihre Hochnäsigkeit übertriften wird. Verhalten, Ton und Manieren der Fürsorgedamen, des untersuchenden Arztes: unsachlich, hart, undiszipliniert. Menschliche Tendenz: Kriecher werden bevorzugt. Politische Tendenz: Monarchisten und Bigotte werden bevorzugt. (Gespräch in einer Fürsorgestelle: „Herr Dryander . . .“ „Bitte: Herr Geheimer Konsistorialrat Dryander.“) Das hält zusammen wie die Kletten, betrachtet vertriebene Auslandsdeutsche und Hilfesuchende als unangenehme Eindringlinge und bildet sich ein, die Unterstützungsmittel flößen als Gnade aus eigener Machtvollkommenheit in die Taschen von Lumpenproletariern. Das nationale Solidaritätsgefühl, von dem diese Kreise sonst überquellen, wenn es gilt, andre Menschen in den Tod zu schicken, ist ausgelöscht.

Vertraulich. Armendirektion. Abteilung für Flüchtlingsfürsorge. Geschäftsnummer B. 142 A. Fl. An die Volksspende für die vertriebenen Auslandsdeutschen, Berlin W. 62, Kleist-Straße 43.

Anliegend übersenden wir die beiden uns Zuständigkeits halber überwiesenen Befürwortungsgesuche für Fräulein Bürke, ergebenst wieder zurück. Wir bemerken, daß wir Fräulein Bürke eine laufende Unterstützung von 60 Mark gewähren, aber nicht gewillt sind, ihr zur Anschaffung einer Schreibmaschine etwas zu geben. Wegen dieser Schreibmaschine wendet sich Fräulein Bürke schon seit zwei Jahren oder auch schon länger an alle möglichen Stellen und Persönlichkeiten. Fräulein Bürke gehört überhaupt in die Klasse der hysterischen Querulanten. Unsre Akten sind voll von Gesuchen an die verschiedensten Herren Reichskanzler, den Prinzen Max von Baden, Herrn Kommerzienrat Manasse, Herrn Bürgermeister Reicke und so weiter. Sie befindet sich, wie unsre Prüfungen ergeben, jetzt wohl zweifellos in bedürftigen Verhältnissen. In der deutschen Kolonie in Paris hat sie sich aber, wie wir von verschiedenen Seiten zuverlässig gehört haben, eines recht schlechten Rufes erfreut . . . Die Anschaffung einer Schreibmaschine halten wir aber, noch dazu bei den heutigen hohen Preisen für durchaus unangebracht, da Fräulein Bürke unsrer Ansicht nach garnicht in der Lage sein kann, sie nutzbringend zu verwenden. Sie kann, zum Beispiel, eine Hand wegen rheumatischer Schmerzen kaum gebrauchen, so daß sie jedenfalls frühere mit Schreibmaschine geschriebene Gesuche nur mit kleinen Anfangsbuchstaben schreiben konnte. Wir sind im übrigen der Ansicht, daß die Schreibmaschine zu einem erheblichen Teil wohl dazu benutzt werden würde, um neue Gesuche an alle möglichen Persönlichkeiten loszulassen.

So viele Sätze, so viele Unrichtigkeiten. Fräulein Bürke hat nie an den Reichskanzler und nie an den Prinz Max von Baden geschrieben. Fräulein Bürke hat sich nicht an Herrn Manasse gewandt. Der schlechte Ruf beruht auf einer Verleumdung und ist nicht bewiesen. Fräulein Bürke ist, wie ich selbst festgestellt habe, fähig, ordentliche Schreibmaschinenmanuskripte herzustellen. Die Vermutung, sie würde die gewährte Schreibmaschine nur zur Anfertigung neuer, also unbequemer Gesuche benutzen, ist eine unsachliche Unterstellung und eine Vermutung, nach der die Armendirektion Niemand gefragt hat.

Querulantin? „Warum schreien Sie so? Sie liegen auf der Folter? Aber es ist gesellschaftlich nicht fein, so zu schreien!“ Man stelle sich nur einmal vor, welche Nervenkraft, Selbstüberwindung und Geduld dazu gehört, sich von Stelle zu Stelle schicken zu lassen, immer wieder auf sachlich nicht begründete Ablehnung zu stoßen, herausgeworfen zu werden, man stelle sich nur vor, wie geknickt das bißchen Menschheitsstolz durch solche Besuche wird, und man denke daran, daß dieser Feldzug um das nackte Leben nicht von einem sattten und ausgeruhten, sondern von einem zermürbten Menschen geführt werden muß. Querulantin?

Ich würde es bedauern, wenn nun etwa der Tschin in verbissener Rechthaberei auf seinem falschen Schein bestehen bliebe. Er hat sich geirrt, hat Unrecht getan und kann nichts Besseres und Schöneres tun, als es wieder gut zu machen.

Ihr aber, die Ihr Wohltätigkeit unterstützt, seht danach, wer sie ausübt!

# Max Liebermann als Politiker von Julius Bab

Wenn der deutsche Bürger diese Ueberschrift liest, so denkt er bestimmt: Max Liebermann hat ein bolschewistisches Manifest unterzeichnet oder doch wenigstens ein nationalistisches — denn was anderes als den Zank der Parteien kann er sich unter Politik nicht vorstellen. Nein: Max Liebermann hat nichts getan, was in dem bei uns üblichen Heugabel-Sinne der Interessenkämpfe oder Ideologien „Politik“ wäre.

Aber das Wort Politik hat doch eigentlich einen viel weiteren und höhern Sinn. Es ist die Kunst, die Notwendigkeiten des Tages ohne Gewalt nach einem zeitlosen Willen zu leiten. Es ist, nach Moritz Heimanns wundervollem Wort, „die Kunst, zwischen Journalismus und Chiliasmus hindurchzusteuern in kluger Fahrt“. Es ist die Wahrheit, die hinter der heute am schändlichsten mißbrauchten Phrase steht: Herrschaft des Geistes über die Wirklichkeit. Echte Politik ist eine Kategorie der Weltgestaltung so gut wie Religion, Kunst und Wissenschaft: Ueberwindung von Reibungen der menschlichen Gegebenheiten, Harmonisierung durch geistreiche Organisation. Und das Wertkriterium der echten Politik liegt darin, daß sie weder bequem noch gewalttätig ist, weder opportunistisch noch utopistisch. Alles beim Alten lassen kann jeder Philister, und alles Lebendige kurz und klein schlagen um einer Idee willen kann jeder Literat (der nichts Besseres ist). Aber nur der Politiker kann Gegebenheiten lebendig und heil in eine neue und fruchtbarere Form überführen und ein (wohlabgegrenztes) Stück Geist in Wirklichkeit übertragen.

Erste Voraussetzung eines erfolgreichen Politikers ist also: gründlichste, respektvollste Kenntnis und Würdigung des gegebenen Materials. Daraus ergibt sich, daß Max Liebermann seinen Befähigungsnachweis als eminenter Politiker nicht auf dem Gebiet der Verfassungs- oder Wirtschaftskämpfe erbracht hat, sondern auf dem Gebiet der Malerei: ein Stück Organisation, dessen politische Vorbildlichkeit dadurch nicht geringer wird, daß sein Objekt Maler und Bilder, nicht Staatsbürger oder Kohlenbergwerke waren.

Max Liebermann stand als Künstler ein halbes Jahrhundert lang in der Opposition. Er brachte in den achtziger Jahren nach Deutschland eine neue Kunst, deren Zusammenhang mit dem umgestaltenden Geist der Zeit zu fühlbar war, als daß ihn der offizielle Beherrscher Deutschlands und die ganze von ihm beherrschte offizielle Meinung nicht hätten ablehnen müssen. Denn diese waren auf Gedeih und Verderb in ihrer ganzen Existenz der romantischen Tradition oder besser: einem tollen Potpourri der romantischen Traditionen verbunden. Liebermann stand als Führer der Sezession viele Jahrzehnte im Kampf gegen die Akademie der Künste, die den Anteil des Staates an der bildenden Kunst ausdrückt. Trotzdem er zweifellos der weltberühmteste deutsche Maler war, erfuhr er offizielle Ehrungen so wenig und so spät wie möglich. Noch sein siebzigerster Geburtstag trug sich unter regster Teilnahmslosigkeit der kaiserlichen Behörde zu.

Da kam die Revolution, und die Republik machte Liebermann zum Präsidenten der Akademie. Aber nun war der mehr als Siebzigjährige selbstverständlich nicht mehr der Führer der Jugend. Es gab seit mehr als einem Jahrzehnt die neue Generation, die auf das Entschiedenste gesonnen war, Liebermanns Impressionismus zu überwinden. In dem Augenblick also, wo der große Meister der Freilichtmalerei zum Repräsentanten der deutschen Kunst öffentlich bestellt wurde, hatte er rechts neben sich jene Akademieprofessoren, die nicht dem Lebensalter, aber der Kunstgeschichte nach eine viel ältere Generation darstellten, und links eine Jugend, die ihn nicht ungern zum alten Eisen geworfen hätte.

In dieser Situation erwuchs dem Präsidenten Max Liebermann die schwierige politische Aufgabe, in der Akademie eine Ausstellung zu organisieren, die ein möglichst günstiges und möglichst umfassendes Bild der gegenwärtigen deutschen Kunst liefern sollte. Das Bequemste und Unpolitischste wäre gewesen, radikal zu sein: man ist Impressionist, folglich ist die impressionistische Malerei die einzig gute, ja im Grunde die eigentlich wahrhaft existierende Malerei. Man stellt also nur Bilder des eignen Glaubens aus und erhält somit zwar nicht eine wirklich umfassende, nationale Repräsentation — aber einen großen Skandal, dauernden Unfrieden und Schädigung der Kunst, des Staates und ihres wechselseitigen Verhältnisses. So hätte doch — Hand aufs Herz! — die Lösung dieses Problems durch einen alldeutschen oder auch bolschewistischen „Politiker“ ausgesehen! Daß zu solchem Verhalten Max Liebermann nicht dumm genug war, darüber darf sich eigentlich Niemand gewundert haben. Die Bewunderung fängt erst an bei dem außerordentlichen Können, mit dem er den entgegengesetzten Weg genommen hat, allen drei Generationen vollkommen gerecht geworden ist und, was die Höhe des Niveaus und die Geschlossenheit des Eindrucks anbelangt, die seit vielen Jahren weitaus beste berliner Ausstellung geschaffen hat.

Die Kunst jedes großen Politikers beginnt mit dem Verzicht auf das Unmögliche. Resignation ist eine Kraft, die das politische Genie in genau dem gleichen Grade nötig hat wie Enthusiasmus. Hätte Liebermann den Eindruck einer genialen, ungeheuer vielseitigen, idyllischen und monumentalen, realistischen und phantastischen Malerei erzwingen wollen: es wäre bestenfalls ein Haufen interessanter Versuche, wahrscheinlich ein Durcheinander alter und neuer Dilettantismen, durchsprengt mit verlorenen Kunstwerken — ein Chaos geworden. Liebermanns erste und entscheidende Tat war, daß er erkannte: diese drei Generationen haben nur auf einem stofflich eng umgrenzten Gebiet alle drei wahrhaft Zulängliches geleistet: eine Ausstellung von Niveau, die alle drei zu Worte kommen läßt, kann deshalb im Wesentlichen nur eine — Porträt-Ausstellung sein! Und das ist denn diese Ausstellung (ohne die herbe Notwendigkeit auszuspaunnen) tatsächlich geworden: sie besteht zu neun Zehnteln aus Porträts. Aber diese Begrenzung grade begründet ihr künstlerisches Niveau: hätte man die Professoren Kampf und Schlichting oder gar Vogel, Schulte, Pfannschmidt und Hildebrandt mit

großen Kompositionen losgelassen, es wäre furchtbar gewesen — als Porträtisten dagegen liefern sie Bilder, die zum Teil von wirklicher künstlerischer Qualität, zum Teil doch wenigstens erträglich sind. Und wenn hier die Lebenskraft des Stoffes den konventionellen Formalismus der Akademiker auffrischt, so tut das Porträt bei den Neusten, die sich sonst in fürchterlicher Freiheit erdreusten, die umgekehrte Wirkung: es hält die grenzenlos schweifende Willkür mit wohlütigem Naturzwang in gewissen Schranken. Hätte man Krauskopf und Kohlhoff mit ihren großen Kompositionen losgelassen — es wäre wieder der übliche „interessante“ Probiersalon geworden, der uns schon bekannt ist bis zur äußersten Langweiligkeit. So aber wurden es ganz einfach: eigenartig gute Bilder. Und was die Impressionisten angeht, so hätte diese mittlere Generation außer im Porträt noch in der Landschaft Bedeutendes zeigen können; aber mit ihren freien Kompositionen wäre es schon gar nichts gewesen. Nun läßt Liebermann auch die große landschaftliche Kraft seiner Generation hier ganz zurücktreten und erreicht dadurch eine hohe Geschlossenheit und geschlossene Höhe der Ausstellung.

Ist planvoller Verzicht, kluge Umgrenzung des Möglichen die erste Weisheit des Politikers, so heißt seine zweite: nicht zu dogmatisieren. Liebermann macht also keine „reine“ Porträt-Ausstellung; ein paar Landschaften, ein paar Stilleben, ganz vorsichtig sogar ein paar Kompositionen (von denen mir freilich nur eine ganz kleine von Claus Richter Gewicht zu haben scheint) sind eingestreut. Dies bricht den charakteristischen Wert der Einstellung auf das Porträt nicht, sondern es sichert und hebt ihn. Liebermann hatte das Prinzip gefunden, wie man eine gute Ausstellung machen konnte, eine wirklich gute, ohne das Daseinsrecht der alten Herren von der Akademie oder der expressionistischen Jugend zu kränken oder gar das der impressionistischen Altersgenossen. (Denn die schwächlich-edle Pose der völligen Selbstpreisgabe ist heute sogar ein besonders beliebtes Laster des politischen Dilettanten — die Welt-Achtung des echten Politikers, wie jedes grade gewachsenen Geschöpf, beginnt mit Selbst-Achtung.) Die Praktizierung dieses als richtig festgestellten Prinzips hieß nun in diesem Fall: die ausgewählten Bilder eindrucksvoll hängen. Und auch das ist geschehen. Aus allen drei Generationen verwandte Stücke lehrreich nebeneinanderzuhängen, das war leicht, und müßte in pedantischer Anwendung sogar sehr ermüden. Aber viel wichtiger als diese seltenen Verstandeswirkungen sind die Gefühlswirkungen, die erreicht werden: durch die Umwelt gewinnen ganz bekannte Gesichter plötzlich ein neues Gesicht. Porträts von Kampf und Schlichting, selbst einige von Schulte erhalten, der üblichen Oelbilderparade entrissen, einzeln zwischen impressionistische Meisterwerke gehängt, wie durch Ansteckung eine lebendige Klarheit, Festigkeit und Helle, daß man staunt. Und Porträts von Krauskopf und Kohlhoff wirken, aus dem Tumult ihrer gewohnten Säle entführt, hier plötzlich so ruhig, klar und ernst, daß man erschüttert ist. Und wo dann doch das schlechthin Unmögliche verlangt wird (Herr Kiesel ist nun einmal Mitglied der Akademie!): mit welchem Takt sind da die ausgetuschten Photographien auf die

Seite gehängt — das wirkt nicht grade als Brückierung des Malers, aber man kann doch völlig mühelos an den Bildern vorbeisehen. Nirgends Gewalt, nirgends herausgeschrienes Prinzip, nirgends betonte Rechthaberei — überall ein möglichst reibungs- und schmerzloses Erreichen des Bestmöglichen: Politik.

Wenn der Grund mit einer so reinen Hingabe an alles sachlich Richtige gelegt ist, dann darf ohne Schaden an den Spitzen und Ausläufern des Gebäudes auch ein wenig persönliche Laune walten; und ich glaube allerdings, ein behaglich ironisches Lächeln dieses klügsten heut lebenden Berliners zu sehen, wenn Max Liebermann hie und da neben einen gar zu steifen Greis einen höchst ungebärdigen Jüngling hängt und sie sich gegenseitig ironisieren läßt. Und dann ist da der Fall Lovis Corinth. Corinth ist ja Liebermanns Altersgenosse, auch Impressionist von Anfang — aber in seiner schlächterhaften Monumentalität ist dieser Ostpreuße das äußerste Gegenteil zu der leidenschaftlich-nüchternen Geistigkeit dieses Juden. Und seit der Spaltung der Sezession ist Corinth auch offiziell der Gegner Liebermanns. Was tut nun das Genie eines Politikers in sachlich verantwortlicher Position mit einem Feinde? Corinth ist der am weitaus stärksten vertretene Maler der ganzen Ausstellung! So viele wirklich gute Bilder sind von ihm seit langen Jahren nicht gezeigt worden. Aber siehe da — aber allerdings — ja wirklich: es erweist sich, daß die Bilder Corinths immer stärker, wertvoller sind, je älter sie sind. Die wenigen aufgehängten Liebermanns sind jüngsten Datums und von strahlender Kraft. Dieser Triumph ist vielleicht gar nicht beabsichtigt, aber das Genie triumphiert eben auch ohne Absicht. Es braucht weder Selbstsucht noch Güte, um seine Stellung in der Welt zu behaupten: es braucht nur Sachlichkeit! (Ganz wie jenes politische Genie, das Shaw in seinem Caesar gezeichnet hat.) Für den wertvollen Menschen ist die einfache, sachliche Hingabe an alle Werte der Welt zugleich die kräftigste Art von Selbstdurchsetzung. Der Konflikt zwischen Selbstsucht und Sachlichkeit ist das Problem der Schwächlinge. Deutlicher als irgendwo sonst in der Welt tritt beim großen Politiker die unendliche Weisheit des Wortes ins Licht, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Für den Maler Max Liebermann beweist der Politiker Max Liebermann das in der stärksten Weise: weil er als Organisator nie an sich, sondern nur an die Sache gedacht hat, wird der kunstgeschichtlichen Situation gemäß der ganz sparsam vertretene Maler Liebermann hier doch der heimliche Mittelpunkt.

Der unverbesserliche politische Spießbürger wird nun aus alledem wahrscheinlich herausgelesen haben, daß ich es für gut hielte, wenn man morgen Max Liebermann zum Reichskanzler machte. Dann hat er mich nicht im mindesten verstanden. Aber für einen unendlichen Segen allerdings würde ichs halten, wenn die hauptberuflichen Organisatoren unsres sozialen Lebens annähernd so viel innerlichste Sachkenntnis, reine Hingabe an die Wirklichkeit und genialen Takt aufzubringen vermöchten, wie ihn der Maler Liebermann bewiesen hat bei der Organisation dieser Bilder-Ausstellung, die noch für sehr viel mehr als für Kunstausstellungen vorbildlich ist.

# Orska und Zuckmayer

Wie Schwamm und Schimmel breiten die beiden Bindelbands sich über die Bühnen Berlins. Die feuchte Verpestung ist schon so weit vorgeschritten, daß wir Reiniger mit aufgekrepelten Hemdsärmeln, die wir den Modergeruch nicht scheuen, kaum mehr auf einen Erfolg unsrer Arbeit hoffen. Wer hilft, wo unsre natürlichen Bundesgenossen uns im Stich lassen? Reinhardt ist dem Rotters zunächst einmal ganz gewichen. Er wird wiederkehren, gewiß, sobald er nicht länger zusehen darf, wie seine drei Häuser ertragsunfähig werden; aber wenn sein smarter Amerikanismus sich den Methoden des Mühlenhamms nicht gewachsen fühlte — welche Geschäftspraktiken wird er in anderthalb, in drei Jahren vorfinden! Altman hat sich die Sache noch bequemer gemacht: er hat seine unscharfe geistige Physiognomie und sein bißchen künstlerisches Gewissen den Sklarzen des Theaters verhökert — denen auch zuzutrauen ist, daß sie eines Tages, um den störenden Widerspruch zwischen ihren Bilderinseraten und den Kritiken zu beseitigen, den Verlag der wichtigern Zeitungen auf ähnliche Weise an sich bringen wie das Kleine Theater, nämlich einfach, indem sie die Anteile oder Aktien aufkaufen. Aber das Tier des Waldes hat gegen das schlauere, gefräßigere und unbedenklichere außer den beiden Mitteln: Flucht und Verbündung ein drittes: Mimicry. Es ist das Mittel Meinhards und Bernauers. Die trennen säuberlich Theorie und Praxis. Meinhard erholt sich von der Grübelelei über das ‚Ende des Bühnendramas‘ bei der Inszenierung schlechter Schwänke und schlechterer Operetten; und Bernauer wendet die Ferien an eine ‚Philosophie der reinen Schauspielkunst‘, die Spielzeit an die viel philosophischere Ausbeutung unreiner Schauspielkunst. Die Trennung wird wohl aufrecht erhalten bleiben. Dafür haben sie jetzt in der Praxis entschlossen den letzten Schritt getan. Sie haben erkannt, daß es kassentechnisch falsch und obendrein stillos ist, über die Rotterin unter den Schauspielern zu verfügen und sie durch irgendwelchen Regie-Ehrgeiz, und wär' er nur auf die exakte, geschmackvolle, funkenlose Vereinigung der Sachlichkeit Brahms und der Farbenfreudigkeit Reinhardts gerichtet, an der unbegrenzten Auswirkung ihres Anreißertums zu hindern. ‚Salome‘, weder von Meinhard noch von Bernauer hergerichtet, würde so, wie sie geht und steht und lastet und langweilt, für Residenz- und Trianon-Theater ein Schmuckstück sein. Eine dicke rotbraune Tünke mit grellgrünen und gelben Klecksen dazwischen. Türme, Treppen, Teppiche, Thronessel und Trabanten, um eine Riesenfächerpalme gruppiert und überglutet von feenhafter oder magischer Nachtbeleuchtung. Aida in der Provinz. Orient-Bazar; dessen Stimmung eigentlich erforderte, daß zu dem Tanz der sieben Schleier ein Grammophon quietschte. Das heißt: die Nichtachtung Oscar Wildes übertreiben. Wie er die Selbstzerstörung einer sinnlich überreifen Welt gemalt hat: das schien uns vor achtzehn Jahren der ungeheuern geschichtlichen Situation zu entsprechen und durchaus geeignet und würdig, als Zuschauer einer Theatervorstellung Stefan George und Melchior Lechter, Leistikow und Corinth, d'Albert und Strauß zu vereinigen. Seitdem hat dieser Strauß durch seine Musik erreicht, daß uns der nackte Text seines Dichtergenossen nicht mehr wie ein entsetzlicher, blutvoll heißer Fiebertraum bannt, sondern als einer der effektreichsten Einakter neuerer Dramatik unterhält. Im Theater der Königgrätzer Straße nicht einmal das. Kein Zweifel, daß sogar dieser Einakter wieder um eine Stufe zu heben wäre, wenn man versuchte, die szenekünstlerische Entwicklung, die Reinhardt damals begonnen hat, nach den Gesetzen einer andern Zeit weiterzutreiben. Man könnte, zum Beispiel, die Bühne, die Reinhardt damals in die Wollust einer impressionistischen Romantik getaucht hat, auf die schwarz-weiße Linienkunst Aubrey Beardsleys stellen. Man könnte die leitmotivfreudige Bibelsprache rhythmisch bewältigen. Man könnte

mancherlei. Aber hier kann man nichts von alledem, sondern einzig, was man um keinen Preis sollte: dem Wilde den Stil Pilotys antun und eine Salome, um derentwillen schade ist, daß Nathanael Sichel keinen Marktwert mehr hat. Das Blatt Orska würde um Millionen von Exemplaren Hindenburg schlagen. Mit Pupillen, die Atropin vergrößert haben mag, blickt dieser Besetzungsfehler abwechselnd zu Jochanaan hoch und ins Publikum hinunter. Dafür, daß sie winterlich dicht bekleidet kommt — wie die Mamme Herodias, die ihr nicht gut, aber immerhin besser anstünde, wenn sie denn schon beschäftigt werden muß —, und dafür, daß sie auch beim Schleiertanz auffallend viel unentschleiert läßt: dafür hält sie schadlos durch eine Schauspielkunst, die aus Lodz und Lemberg stammt und dort nicht früher wieder anlangen wird, als bis Berlin die Seuche der Rotterei hinter sich hat. Vor zehn Jahren hätte die Schülerin einer Schülerin der Durieux stolz die Armschlängeleien verschmäht, die vor zwanzig Jahren der Meisterin aus den Bedingungen ihres Körpers und den Bestrebungen solcher Künstler wie Isadora Duncan und Gordon Craig entsprungen, enttanzt waren. Heute drücke man damit Erwartung und Verführung aus, und man ist nicht etwa eine talent- und seelegemiedene Ensemblevernichterin, sondern die sicherste reichshauptstädtische Attraktion für ein Publikum von Kriegslieferanten und Revolutionsgewinnlern.

\*

Außer Flucht, Verbündung und Mimicry gibts noch ein Mittle, gegen die Rotterei, das simpelste von der Welt, sobald es der Himmel auf sie herabgeschickt hat: das Ingenium zu bezwingender Kunstübung. Es ist das Mittel des Staatstheaters, für das es freilich leichter anwendbar ist als für ein Privattheater, weil der Unterschied zwischen zehn und zehneinhalb Millionen Defizit in Papier nicht erheblich ist. Für diesen Unterschied brauchte ein Spieljahr sich nicht einmal auf Einen Carl Zuckmayer zu beschränken. Wofern ein zweiter vorhanden ist. Die dreiundzwanzig unmerklich verbundenen Szenen des ‚Kreuzwegs‘ klingen ziemlich einzigartig. Es macht nichts für ihre Gesamtheit, daß diese und jene Wendung anklingt — anklingt an die schönsten poetischen Tonfälle jüngster Vergangenheit. Ein dreiundzwanzigjähriger Dichter, der keine Ahnen hätte, wäre eine Abnormität und keine Hoffnung. Aber die meisten Verse dringen eigen und voll und wie zum ersten Mal aus erregter Brust. Fest, steinig, männlich und dennoch jünglingshaft in der jauchzenden Daseinsfreude, die über alle Not triumphiert. Was heute die größte Seltenheit ist: eine Ekstase ohne Hysterie; verwurzelt, bodenständig, pantheistisch Käfern und Blumen und Moosen verwandt. Von dieser geliebten, mit jeder Faser umspannten Erde schwingt Sehnsucht sich in die Wolken, knüpft ein Band von unten nach oben, weiß aus Instinkt, in frommer Einfalt des Gemüts, wieviel darauf ankommt, daß das Band hält, und ist stark genug, ein Weltgefühl zu verkünden ohne Predigerei, ohne Wink mit dem Zaunpfahl, ohne Benutzung der abgegriffenen aktivistischen Floskeln. Dabei ist tröstlich in der Reife die Unreife, in der Sicherheit, die Unsicherheit, in der Klugheit der Mangel an Altklugheit. Immer wieder nach wuchtigem An- und Einsatz wird dieser junge Dichter ratlos und zag. Die Worte, eben noch quaderhaft wie für Orgelmusik gefügt, vertropfen ihm plötzlich, und wir empfinden, daß er empfindet, höhern Mächten zwar verbunden, aber ihnen untertan und zur Demut verpflichtet zu sein.

Die dreiundzwanzig Szenen sind in vier Akte gefaßt, heißen Schauspiel und ergreifen Besitz von der Bühne — wenngleich nicht anspruchsvoll, so doch mit dem Anspruch, an des Zuschauers Seele in der Art zu rütteln, wie ers von dramenähnlichen Gebilden gewöhnt ist. Eine Bedingung des guten, des besten Dramas scheint mir erfüllt: man langweilt sich nicht, keinen Augenblick. Es ist fortwährend Bewegung, mindestens eine wie im ‚Käthchen von Heilbronn‘. Sogar



die Intrigantin Kunigunde, durchwachsen von einem elbischen Wesen Gerhart Hauptmanns, taucht auf. Was aus den Sturzbächen wunderbar melodeiender Verse greifbar hervortritt, ist ein Drama, sind Dramen der Erlösung: Erlösung durch Revolution, durch Liebe, durch Tod. Wutruf und Blutgesang schallen vom Tal, aus der tausendköpfigen Schar erwachter Sklaven empor zum Joch. Wiederum spricht nicht gegen Zuckmayer, daß man hier an die Weber und Florian Geyer denkt, wie anderswo an den Narr in Christo Emanuel Quint und Pippa und die Versunkene Glocke. Aber es spricht für Hauptmann, für seine Lebenskraft, daß eine der leuchtendsten Verheißungen des Nachwuchses voll ist von seinen Gesichtern und Figuren, und sein wohlthätiger Einfluß hilft erklären, warum es in den zwei Dutzend abgerissener, jagender, unsubstanzieller Auftritte keine Phrase gibt. Dank dieser Phrasenlosigkeit vermißt den pragmatischen Zusammenhang immer nur der Verstand, nie das Gefühl, das von der Echtheit des dichterischen Gefühls angerührt und von der lyrischen, vielfach gebethalt gesteigerten Sprachgewalt über die Dunkelheiten hinweggerissen wird. Schwer, in zuverlässiger Gliederung die Geschehnisse zu erzählen dieser schweifenden Mädchen und unerschlossenen Frauen, dieser tosenden Rebellen und irrenden oder irren Propheten — schwer, aber auch ganz überflüssig. Entscheidend ist nicht, was sie tun, sondern was verzückt aus ihnen schreit: eine brennende Gier nach Befreiung von allen Banden der Dumpfheit und Stumpfheit, der Knechtschaft und Kälte, des Leibes- und Herzenshungers. Der Titel ist unklar? Am Kreuzweg geht es hinab und hinauf, und Jedem wäre die Wahl gelassen, wenn ihn nicht Leidenschaft, Angst, Besessenheit, Hörigkeit, Rausch, Brunst und Inbrunst geheimnisvoll in den Klauen hätte. Dieses Pandaemonium meistert erstaunlich und unwiderstehlich Carl Zuckmayer, dessen Name nicht zur Berühmtheit geschaffen ist, aber ihr kaum entrinnen wird.

Das Staatstheater steht selber am Kreuzweg. Heut erwirbt sich ein hohes literarisches Entdeckerverdienst wie die Freie Bühne, und nächste Woche spielt es Hans Müller. Es hat die Wahl; aber es sollte sie auch treffen. Der Charakterlosigkeit muß an wenigstens einer Stelle unbeugsamer Charakter entgegengesetzt werden: sonst ist der Siegeszug der Rotterei unaufhaltsam. Je unglaublicher war, daß grade von dieser Bühne das Heil kommen werde, desto eiserner halte man's jetzt fest. Den Glücksfall, daß zwei Regisseure wie Jeßner und Berger beisammen sind, und daß Jeßner offenbar frei ist von der Eitelkeit Reinhardts, der seinerzeit den Valentin weggegrault hat — diesen seltenen Glücksfall nutze man bis zum äußersten aus. Dem Zuckmayer hätte Berger rationalistisch beikommen können. So verworren sind schließlich die Vorgänge doch nicht, daß ein Versuch zur Entwirrung aussichtslos wäre. Aber Berger hatte erfaßt, daß sie unnötig ist. Er verließ sich auf Rudolf Bambergers Auge und auf sein Ohr. Eine Hütte hatte über sich kein Dach, sondern das Firmament, dessen Sterne von den Hüttenbewohnern begehrt werden. An einem Gefängnis war charakteristisch die Freiheit, in die es führte. Ueberall war die Höhenrichtung vor jeder andern bevorzugt. Und nun wurde nicht getrachtet, die Gestalten hauptmännisch zu entwickeln, sondern hymnisch zu beschwören. Mit Recht. Denn da alle kleine Zuckmayers sind, war wichtiger, als sie zu unterscheiden, sie in den einen großen oder zur Größe bestimmten Zuckmayer zusammenbrausen zu lassen. Wenn ich Decarli heraushebe, so geschieht es, um meine Freude zu bekunden, daß er zur Bühne zurückgefunden zu haben scheint; und wenn ich Kraußneck heraushebe, so geschieht es, um ihm zu danken, daß er auf seine alten Tage seine unvergleichliche Sprechkunst noch vertieft und verfeinert hat — nicht, weil die Umgebung hinter den Beiden beträchtlich zurückgeblieben wäre. In der Gesamtheit lag der Zauber. Und der war hinreißend.

# Wirtschaftsrückblick von Ricardus

Eine beliebte Phrase kluger Geschäftsleute lautet: „Es kommt immer anders, als man denkt.“ Man kann das Wort verschieden auslegen. Gewöhnlich sind es aber die optimistischen Naturen, die Anwendungen zur Besorgnis damit verscheuchen. Dazu war in den beiden Revolutionsjahren oft Anlaß. Eigentlich sind wir zu keiner Stunde aus den Fährnissen herausgekommen. Die Valuta entwickelte sich über die Maßen unheilvoll und machte den soliden Kaufmann nolens volens zum Spekulant. Die Kapitalbedürfnisse in Handel und Gewerbe nahmen phantastische Formen an. Die Haltung der Arbeiterschaft schien eine Zeitlang unsre Industriekapitäne zur Verzweiflung zu treiben. Die Kostenmisere war abgründig. Vom Eisenbahnverkehr ist zu sagen, daß er in der ersten Revolutionszeit entsetzlich schlecht funktionierte.

Gestehen wir ruhig ein, daß sich schon allerlei gebessert hat, daß manches tatsächlich anders gekommen ist, als man erwartet hatte. Für die industrielle Produktion hat der Faktor „Arbeit“ wieder einen höhern Grad von Berechenbarkeit erhalten. Die Leistungen der Eisenbahnen steigen merklich. Und bei der Kohlenklemme ist mit einiger Zuversicht auf eine schnellere Besserung zu hoffen, als noch vor Jahresfrist gemeinhin angenommen wurde.

Eine der großen Ueberraschungen der Nachkriegszeit war das Ausfuhr-Geschäft. Wenn man bedenkt, welch eine sinnlos feindliche Stimmung sich nach glaubwürdigen Zeugnissen noch lange nach dem Waffenstillstand in den Handelskreisen der Weststaaten gegen Alles geltend machte, was den Stempel des Deutschtums trug, dann muß die rasche Wiedergewinnung so vieler seit fünf Jahren unzugänglich gebliebener Absatzmärkte immerhin einiges Erstaunen wecken. Zwar war der Güterschwund in der Welt während des Krieges und auch das durch die kriegsmäßige Umstellung der Erzeugung und die langwierigen internationalen Verkehrsstörungen bewirkte Mißverhältnis zwischen Angebot und Bedarf in manchen Ländern so erheblich, daß man immerhin mit einem — wenn auch begrenzten — Aufleben des deutschen Fabrikaten-Exports rechnen durfte, nachdem die formalen Voraussetzungen dafür geschaffen waren. Was die chinesische Mauer des Hasses aber so schnell abbauen half, war die beispiellose Verschlechterung der deutschen Währung und die dadurch hervorgerufene vorteilhafte Einkaufsmöglichkeit in Deutschland.

Unsre mangelhafte Statistik konnte den massigen Warenstrom gar nicht erfassen, der durch das Loch im Westen bis in die ersten Frühjahrsmonate 1920 hinausging, und wird daher immer nur ein sehr unvollkommenes Abbild von diesem Hochbetrieb geben. Ebenso wenig davon, was alles an kostspieligen Luxus-Importen (Tabakfabrikate, Seidenstoffe, Chocolate) seit Aufhebung der Blockade dem gierig nach den lang entbehrten Genüssen greifenden deutschen Konsum geboten wurde.

Man weiß, wieviel Mühe und Scharfsinn die deutschen Behörden aufbieten mußten, um das Loch im Westen zu stopfen, und welch umfangreiches System der Ausfuhrkontrolle und Preisprüfung seit Ende 1919 errichtet wurde, um den durch die Valuta-Lage bedingten Verschleuderungsmöglichkeiten entgegenzuwirken. Unsre Ausfuhrbehörden und Ausfuhrstellen sind zwar der Schleuderei abhold. Auch die anständige deutsche Geschäftswelt ist bestrebt, sich den Valuta-Verhält-

nissen der Auslandsmärkte möglichst anzupassen, das heißt: draußen nicht auffallend zu unterbieten. Aber am Export sind heutzutage Kreise beteiligt, die von geschäftlicher Tradition sich im geringsten nicht beschwert fühlen. Zudem ist der Außenhandel ganz allgemein bei den schnell fluktuierenden Verhältnissen und der manchmal noch recht unzulänglichen Uebersicht der Weltmärkte so beschaffen, daß es auch geschäftstechnisch gar keine einfache Sache ist, in der Preisgestaltung immer grade das konkurrenzmäßig Richtige zu treffen.

So lange der intensive Warenhunger rings in der Welt anhielt und die Nachkriegs-Hochkonjunktur überall für einen schwunghaften Gang der Geschäfte sorgte, fiel die deutsche Konkurrenz draußen, die den Verbrauchern erklärlicherweise recht willkommen war, der Industrie der fremden Staaten nicht so unangenehm auf. Der Konsum jagte allen Waren nach, Preisunterschiede spielten eine nebensächliche Rolle. Inzwischen aber hat die Weltkrise diesseits und jenseits des Ozeans eingesetzt. Der Absatz ist an vielen Stellen ins Stocken geraten, die Zahlungs- und Kreditschwierigkeiten mehren sich. In den großen Rohstoffstaaten sitzt man auf mächtigen Vorräten von Baumwolle, Wolle, Metallen und weiß sie nicht loszuwerden. Die Kaufkraft des Publikums ist überall erlahmt. Es erwirbt nur, was es dringend braucht, sodaß der Kleinhandel und durch ihn wiederum der Großhandel leblos ist, ebenso wie die Fabrikindustrie in einer Reihe wichtiger Zweige Einschränkungen und Entlassungen vornehmen muß, und was der Anzeichen einer kritischen Situation mehr sind. In einer solchen Situation spürt man den deutschen Wettbewerb verschärft, zumal bei uns die Umstellung von der Kriegs- auf die Friedensproduktion und auf die spezifischen Erfordernisse der neuen Zeit schon so weit durchgeführt ist, daß wir, auch fabrikatorisch betrachtet, wieder durchschnittlich recht anständige Leistungen aufweisen können.

Darum ertönen jetzt lauter und lauter die Entrüstungsrufe über deutsches „Dumping“ sowohl in neutralen wie in ehemals feindlichen Ländern. Der Wettbewerb des niedergeschlagenen Deutschland ist ein Faktor, an dem auch, die mächtigen Siegerstaaten nicht achtlos vorübergehen dürfen. Mit der Gesetzgebungsmaschine möchte man gar zu gerne dieser unliebsamen Konkurrenz Schranken ziehen, die nach der langen Kriegspause sachte wieder angebahnten weltwirtschaftlichen Verknüpfungen mehr oder weniger abschnüren, einen neuen — wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich gegen Deutschland gerichteten — protektionistischen Apparat in Bewegung setzen.

Es wäre falsch, gegen diese Bewegung gleichgültig zu bleiben. Der Anschluß an die Weltwirtschaft ist eine Lebensfrage für Deutschland. Freilich: jene Gegenwehr ist nicht unbegreiflich, solange die Verschiedenheit zwischen hoch- und gering-valutarischen Ländern wirkliche erhebliche Unterschiede der Produktionskosten schafft. Hierbei zieht die Industrie der hochvalutarischen Länder machtmäßig leicht den Kürzern, wenn die deutschen Unterbietungen sich nicht innerhalb jener Grenzen halten, die vom Standpunkt unsrer allgemeinen Wirtschaftspolitik als wünschenswert zu bezeichnen wären. Der Deutsche vermag ja, wo sich darum handelt, Kunden zu gewinnen, gehörig zu unterbieten. Er muß zwar die meisten seiner Roh- und Hilfsstoffe für teures Geld von draußen beziehen. Aber er hat, im Vergleich zum Preisstand auf dem Weltmarkt, noch billige Kohlen und vor allem billige Arbeitslöhne. Das sind gewichtige Vorteile bei der Kalkulation

für die Ausfuhr. Auch die Belastung des deutschen Betriebs mit Zinsen oder Dividenden ist vielfach noch recht vorteilhaft, weil der Schuldner bei niedergehender Valuta ja allgemein den Vorzug genießt, alte Goldschulden mit schlechtem Papier verzinsen zu dürfen.

Trotz alledem wäre es namentlich von der Entente ein schwerer Fehler, zu differenzieller Behandlung deutscher Waren sich verleiten zu lassen; das wäre schon um deswillen ein Fehler, weil dann die deutsche Ware umso stärker nach den noch ungehemmt zugänglichen Märkten gedrängt würde. Behutsame Besserung unsrer Valuta ist vonnöten. Alles, was geeignet ist, uns von dieser Richtung abzudrängen, sollten die ehemaligen Gegner vermeiden. Nicht allein, weil die Valuta ein untrüglicher Gradmesser des wirtschaftlichen Gesundheitszustandes und damit auch der Wiedergutmachungsmöglichkeiten ist, sondern auch weil jene Dumping-Erscheinungen in dem Maße verschwinden werden, wie die Marktgeltung der deutschen Währung sich hebt.

---

## Sylvester von Theobald Tiger

Was fange ich Sylvester an?  
Geh ich in Frack und meinen kessen  
blausanen Strümpfen zu dem Essen,  
das Herr Genraldirektor gibt?  
Wo man heut nur beim Tanzen schiebt?  
Die Hausfrau dehnt sich wild im Sessel —  
der Hausherr tut das sonst bei Dressel —,  
das junge Volk verdrückt sich bald.  
Der Sekt ist warm. Der Kaffee kalt —  
    Prost Neujahr!  
    Ach, ich armer Mann!  
Was fange ich Sylvester an?

Wälz ich mich im Familienschoße?  
Erst gibt es Hecht mit süßer Sauce,  
dann gibts Gelee. Dann gibt es Krach.  
Der greise Männe selbst wird schwach.  
Aufsteigen üble Knatschgerüche.  
Der Hans knutscht Minna in der Küche.  
Um Zwölf steht Rührung auf der Uhr.  
Die Bowle —! („Leichter Mosel“ nur —).  
    Prost Neujahr!  
    Ach, ich armer Mann!  
Was fange ich Sylvester an?

Mach ich ins Amüsiervergnügen?  
Drück ich mich in den Stadtbahnzügen?  
Schrei ich in einer schwulen Bar:  
„Huch, Schneeballblüte! Prost Neujahr —!“  
Geh ich zur Firma Sklarz Geschwister —  
(Nein, nein — ich bin ja kein Minister!)  
Bleigießen? Ists ein Fladen klein:  
Dies wird wohl Deutschlands Zukunft sein . . .  
    Prost Neujahr!  
    Helft mir armem Mann!  
Was fang ich bloß Sylvester an —?

(Einladungen dankend verboten.)

# Rundschau

Michael Hainisch

Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts flogen auf meines Vaters, eines ehrsamten, wiener Rechtsanwalts, Schreibtisch von Zeit zu Zeit schmucklose Blätter nieder, die zur Teilnahme an sozialistischen Abenden, nach Muster der englischen „Fabian Society“, einluden. Unterfertiger waren: Engelbert Pernerstorfer, den nicht lange darauf der Druck der Verhältnisse ins sozialdemokratische Lager trieb; Ludo Hartmann, der oesterreichischen Volksbildung Organisator und Reformator; der kluge Sozialpolitiker Doktor von Fürth; der Gutsbesitzer Michael Hainisch.

Diese Abende, aus Gründen der Polizeizensur auf geladene Gäste beschränkt, waren nun merkwürdig genug. Regelmäßig stand ein bürgerlicher Redner auf, der dem kämpfenden Proletariat seine Reverenz machte, ebenso regelmäßig erwiderte ein sozialdemokratischer Sprecher, der die Huldigung mit einer kräftigen Verurteilung des reaktionären Bürgertums erwiderte.

Dies der äußere Hergang der Abende, der uns junge Studenten von damals zu Spott und Widerspruch herausforderte. Der Ernst der Unternehmung lag darin, daß zu einer Zeit, wo soziale Bewegung oft mit Zügellosigkeit und Radau zusammengeworfen wurde, bürgerliche Männer den Versuch machten, das Verständnis für die wirtschaftlichen Probleme des vierten Standes bei ihren Klassen-genossen zu erwecken.

In jenem Kreise sah ich den Doktor Michael Hainisch aus Gloggnitz am Semmering zum ersten Mal. Wer, als Aesthetiker, diesen Mann erschaut hat, vergißt ihn nimmermehr. Dieses edle Ebenmaß der Züge, männlich ernst und doch von Milde erhellt;

dieses stolze Schreiten, das ebenso das eines Edelmannes wie eines freien großen Bauern sein kann — nehmt Alles nur in Allem: die Verkörperung des guten Geistes, der dennoch im deutschen Volke Oesterreichs lebt.

Seine Werke sind nicht zu mir gekommen. An ihre Bedeutung glaube ich nicht, da bei der Armut an Originalen in der deutschen Oekonomie auch Hainisch seinen Ruhm gefunden hätte. Aber sein Leben war sein Werk! Welcher Entschluß eines jungen, seiner Begabung gewissen Mannes im damaligen Oesterreich, sein Amt, ich glaube: es war im Unterrichtsministerium, hinzuwerfen, als nur der Versuch gemacht wurde, den Ausdruck der freien Gesinnung ein wenig einzudämmen! Welcher Entschluß für Einen, der im besten Sinne des Wortes „politisch“ war, jeder politischen Partei fernzubleiben in einem Lande, wo Zugehörigkeit zu einem Klüngel allein Anspruch auf Rang und Ehren zu geben scheint!

Er aber ging ohne Amt und ohne Beglaubigung durch eine Partei ins Volk. Förderte die oekonomische Bildung, das Volksbibliothekswesen als Führer, zuletzt — und das bleibt mir das Liebste an ihm — der Bauern seiner Heimat. „Er hat eine Musterwirtschaft am Semmering gegründet“, rühmt die Mutter, die edle Marianne Hainisch, Führerin der oesterreichischen Frauenbewegung, von ihm, und „seine Kühe geben doppelt so viel Milch wie die Kühe auf andern Gütern“. Also unter den Millionen Oesterreichern, die Alles vom Staate, vom Ausland, von Andern erwarten, einer, der aus eigener Kraft Mehrwert schafft.

Ob seine Sendung gelingen wird? Das Experiment, eine wirk-

liche Begabung an den ihr gebührenden Platz im Staate zu stellen, ist noch nicht so oft gemacht worden in Oesterreich, als daß mans nicht mit gespanntem Interesse verfolgen sollte. Wird er, der aufrecht biedere Landmann den Raubpolitikern der Entente die Spitze bieten können? Wir Oesterreicher stecken in den Eisen, in denen die Füchse — unsre Regenten und Regierer — gefangen werden sollten. Welchen Preis verlangt der Imperialismus der Weststaaten für unser Leben? Und wenn wir ihn erfahren: werden wir ihn zahlen können oder wollen? Diese und ähnliche Fragen müßte ein Präsident, der nicht nur Repräsentationsfigur sein will, sich vorlegen.

Und Mitarbeiter suchen. Nicht aus den Parteien, die heute bei uns wirklich mehr denn je „alter Plunder“ sind. Der Präsident wähle seine Mitarbeiter unter den Intellektuellen dieses Landes, den wenigen selbständigen Köpfen Oesterreichs, die Jeder kennt und Keiner in den Dienst dieses Staates bislang zu stellen wagte, die unbekant und unbeamtet ihre Ideen in das Volk streuten und nicht befleckt sind von dem Schmutz der Parteien, Männer, die aufrecht ihres Weges gegangen sind zum Wohl des Volkes, unbekümmert um Dank und Ehren, wie der Doktor Michael Hainisch.

*Fritz Telmann*

### Musik und Gesinnung

Da liegt ein revolutionsrotes Heft mit einem großen Fragezeichen auf dem Titelblatt: „Politisch-Künstlerisch-Radikal?“ Unter dem Fragezeichen steht ein Mann aus dem Volke, breitbeinig, stier-nackig; mit Schurz und Spaten, wie sich der Autor: Herr Adolf Weißmann das Volk vorstellt. Trotz seinen muskulösen Armen starrt der Mann gelähmt vor Entsetzen auf ein Etwas, das in vier-

eckigem Rahmen offenbar ein Bild darstellen soll. Ein Bild, das ‚Hammelgekröse‘ oder ‚Das Erdbeben‘ heißen könnte. Zwischen Mann und Bild ist eine Tafel aufgerichtet: Die Kunst dem Volke. Doch ohne Fragezeichen.

Kein Mensch würde vermuten, daß dieses Heft von Musik handelt. Und doch will unter dem roten Deckblatt der Musikkritiker der B. Z. am Mittag einen Irrtum aufklären und, „von künstlerischem Reinlichkeitsbedürfnis genötigt“, gewisse Dinge feststellen, die — wie er sich etwas kühn ausdrückt — „auf der Hand in der Luft liegen“. Welche sind diese merkwürdig placierten Dinge, was zunächst der aufzuklärende Irrtum? Daß Jene, deren künstlerisches Schaffen radikal ist, sich verpflichtet glauben, auch politisch die Umstürzler zu spielen. Und nicht wissen, daß, wer Neues, wirklich aus sich heraus Neues schafft, Aristokrat ist und sich nur an die Aristokratie der Verstehenden wendet; niemals an die Masse.

Ein Irrtum, gewiß. Viel mehr irrt aber, wer annimmt, daß der wahre Künstler seine Arbeit überhaupt mit Gesinnung verquicket. Er schafft bewußt nur für einen Einzigen: für sich selbst. Verständnis freut ihn, wo immer es ihm entgegentritt; er braucht es auch als Anregung, als Nervenreiz. Doch grade, weil seine Werke in Aufrichtigkeit geboren werden, kann er sie nicht unter Augenzwinkern nach rechts oder nach links in die Welt setzen und Programm aus ihnen schroten. Das ist Sache der Halbgenies, die in Schlagworten den Stützpunkt für Etwas suchen, das nicht ganz fest in ihnen steht. Bach, Mozart, Beethoven schrieben nie für das Volk. Es fand sich schon zu ihnen, als die Zeit dafür kam. Sie wollten auch

nicht „vorwärts“; bedachten nicht bei jedem Schritt, wohin er führe. Sie wollten einfach ausdrücken, was in ihnen, nur in ihnen lebte. Es ist nämlich auch ein Irrtum, an einen Fortschritt der Kunst zu glauben. Sie kennt keinen; es gibt in ihr nur ein Auf und Ab in ewigem Wechsel. Die Zeiten, da Künstler lebten, die sich ganz gefunden hatten, nennen wir Höhepunkte dieser Wellenbewegung.

An großen Begabungen fehlt es auch jetzt nicht. Mahler zählt zehn Jahre nach seinem Tode nicht minder zu den Lebenden als Strauß, Schönberg, Busoni und Schreker. Wie stellt sich Weißmanns Büchlein zu diesen Erscheinungen? Mit der heute auch im Musikreferat des Tages überhandnehmenden rückgratlosen Leisetreterei, die sich nie zu der Courage aufschwingt, ein klares, eignes Urteil zu formen. Motto: „Man hat sich schon so oft blamiert.“ Da lobe ich mir Andre, zum Beispiel: Paul Bekker. Der hat sein ganzes kritisches Gewicht für Franz Schreker eingesetzt und sagt vorbehaltlos: „Ich glaube, daß Dieser ein Großer ist; stehe hier und kann nicht anders.“ Solches Sich-Exponieren erzwingt auf jeden Fall Respekt. Wer sich aber mit keiner Ueberzeugung herauswagt, redet um die Sache herum, erwähnt, beleuchtet, sucht Beziehungen zum Zeitlichen nachzuweisen, und entwickelt einen aufs Persönliche gerichteten Spürsinn, der Manches erfahren läßt, nur nicht das Eine: ob der Schreiber die Musik vom Abend vorher, über die zu berichten sein Amt ist, gut oder schlecht findet. Was sagt Weißmann von Strauß? „Dieser erste lebende Musiker fühlt den Bruch in sich selbst.“ Ich bin sicher, daß er nichts dergleichen fühlt. Er schuf die ‚Frau ohne Schatten‘ gewiß mit

derselben Ueberzeugtheit wie seinerzeit die ‚Salomé‘. Und wenn Viele den Weg vom frühern zum spätern Werk als einen absteigenden empfinden, sucht er selbst sicherlich nicht bewußt den allzu leichten Erfolg. Verschiedene Begabungen kulminieren in verschiedenen Lebensaltern; selten ist, daß, wie bei Goethe, ihre Potenz sich mit fortschreitenden Jahren stetig steigert. Der aber, dem Echtheit — Urmusik, wie Weißmann sagt — gegeben ist, kann schwächer werden, doch kaum falsch. Kann sich absprechende Urteile über sein Werk gefallen lassen, doch von seinem Beurteiler jene Achtung fordern, die ihn mit Analysen seiner Gefühle wie seines Innenlebens überhaupt verschont.

Sonst empfindet ja Weißmann auch, daß Richtung, Programm, Partei in der Musik zu bekämpfen sind, daß große Kunst durch Einseitigkeit nicht erpreßt werden kann und die Echtheit des Genies zeitlos und jenseits aller Schlagworte gedeiht. Das sind die „Ergebnisse“, zu denen er „gemeinverständlich in die Weite wirkend“ gelangen will. Es ist nichts gegen sie zu sagen. Aber man fragt sich doch, an welche Klasse von Lesern sich diese Schrift wendet. Dem Musiker gibt sie nichts, für den Politiker bewegt sie sich zu sehr auf dem Boden einer schwankenden Aesthetik. Und der Titelblattmann aus dem Volk versteht sie nicht.

Ueberhaupt: Es wird in letzter Zeit viel zu viel über Musik geschrieben. Wer etwas Fachliches, Forschendes, Kenntnisbereicherndes zu sagen hat, tut es mit Berechtigung. Aber Musik als Erscheinungsform mit bildender Kunst, Politik, Wirtschaft, also mit Dingen, die ihr fern liegen, immerzu in Beziehungen zu brin-

gen, ist vom Uebel. Denn sie ist sich selbst das Maß aller Dinge und nur durch sich selbst zu wägen und zu fassen. Nicht mit Worten: der größte Stilist kann auch die simpelste Melodie nicht beschreiben. Beschreiben läßt sich allenfalls ihr Schicksal, ihre Wirkung. Geschieht das mit dem Einsatz von Geist, Wissen, Kunstgefühl und höchster Schreibvirtuosität, so entstehen Musikdarstellungen wie die von Oscar Bie. Beschreiben kann zuweilen auch ein Dichter das Werden von Musik. Wie Arthur Schnitzler, der von Georg Wergenthin (im „Weg ins Freie“) einmal sagt, daß er die Lampe einschaltet und mit einem Notenblatt vor sich „ein Unbegreifliches gewähren läßt. Dann, bei grauendem Morgen die Feder hinlegt, beruhigt, wie Einer, dem niemals mehr im Leben etwas Uebles begegnen kann“.

Weißmann ist weder Oscar Bie noch Arthur Schnitzler. Sein „Virtuose“, seine „Prima Donna“, haben den Reiz und Wert kulturgeschichtlicher Portraits. Seine rote Broschüre ist überflüssig.

*Gisella Selden-Goth*

### Kleine Entgegnung

Peter Paul Schmitt hat in Nummer 51 gegen das ausgezeichnete Plakat von Matejko „Kinder in Not“ gesagt: so ein rhachitisches Unglückswurm erweckte kein Mitleid, sondern Entsetzen. Man hätte an die Mauern lieber ein Blatt pappen sollen mit blühend gesunden Kindern, die auf grünen Wiesen spielen und scherzen.

Das ist falsch. Jeder Propaganda-Fachmann weiß, daß Sentimentalität eine der wichtigsten Zugmittel für die Werbetätigkeit ist. Vor einem solchen Plakat des Glücks verwechselt das Publikum unfehlbar die Darstellung mit dem Los der Kinder, die es unter-

stützen soll. Und denkt: Also es geht ihnen gut!

Soll man, mein Herr Spartaner, die durch Ludendorffs Schuld Unterernährten einfach totschiessen? Daß aus dieser Generation selbst bei der größten Unterstützung keine gesunde Rasse mehr zu machen ist, wissen wir leider. Aber man muß doch helfen. Und dazu scheint nach meinen Erfahrungen dieses gute Plakat sehr geeignet.

Wir wollen es hängen lassen.

*Peter Panter*

### Kleine

#### Bordellgeschichte

Ein Mädchen in einem triester Bordell, nicht mehr ganz jung und sehr schmal, trug an ihrer Brust eine weiße Rose. Diese Rose verlieh der Dirne — war es der Kontrast? — unsagbare Zartheit. Ein Kellner, der sonst mit öffentlichen Mädchen gewiß ganz anders umging, bat um die Blume. Das Mädchen sah ihn an und schüttelte den Kopf: „Nein.“

Da wurde aus dem Käufer lebendiger Ware ein Werber um die Gunst eines Mädchens. Eine Rose, nicht gleich verschenkt, hat das Wunder bewirkt.

Ich habe den Kellner gefragt, wodurch ihn das nicht einmal hübsche Mädchen so heftig angezogen habe. Es war ungefähr dies: Das halbverblühte, stille Mädchen mit der weißen, jungen Rose, die sie dem Gast verweigerte, von dessen Gunst sie doch abhing —: das ergriff ihn, ohne daß er sich der Ursache bewußt wurde.

Nicht nur Schönheit, nicht nur das Fleisch, nicht nur Frivolität — auch irgendeine heimliche Zartheit kann entzücken. Und eine Dirne kann feiner sein als ihr Besucher und ihm, der Fleisch sucht, eine Ahnung von dem geben, was Erotik ist.

Und eine Bordellgeschichte kann Moral haben. *Hans Natonek*



# Antworten

**Hans K.** Sie schreiben mir: „In Nummer 47 beschäftigt sich Polgar mit den Grausamkeiten der oesterreichischen Militärärzte. Warum in die Ferne schweifen? Auch bei uns sind die faradischen Ströme zur Erweckung der Vaterlandsliebe während der großen Zeit angewendet worden. Im Sommer 1917 wurde ich zur Behebung von nervösen Störungen, welche ein im Felde erworbener Typhus zurückgelassen hatte, in das Festungslazarett III zu Warschau eingeliefert. Als ich dort auf die erste Untersuchung wartete, hörte ich aus dem Ordinationszimmer ein Gebrüll, so unmenschlich und grauenhaft, daß ich glaubte, selber die Besinnung zu verlieren. Die Töne gingen in ein klagendes Geheul über, das mit Flüchen vermischt war. Schließlich öffnete sich die Türe, und mehrere Wärter schleppten ein Paket hinaus, einen alten, grauen Landsturmmann, der dort ‚behandelt‘ worden war. Wie mir der recht intelligente Sanitätsgefreite später verriet, hatte man den ‚Pantostat‘ zur Anwendung gebracht, eine Elektrizitäts-Maschine, welche die denkbar höchsten Ströme hervorbrachte. Das völlig ‚neue Verfahren‘ wurde damals grade ausprobiert und zwar, wie mir der Gefreite sagte, ‚nur bei Proleten‘. Man scheute sich doch, ‚Gebildete‘ einer solchen Tortur zu unterwerfen. Insbesondere körperliche Schwächezustände wollte man auf diese Weise beheben, um einen höhern Prozentsatz des ‚vorhandenen Menschenmaterials‘ wieder ‚kv‘ zu machen. Jener alte Mann ist damals allerdings nicht geheilt worden, seine Beine blieben weiter bewegungslos, so wie sie das dankbare Vaterland von der Front ins Lazarett geschickt hatte, und auch in andern Fällen hatte nach meinen Erkundigungen die ‚Kur‘ keinen Erfolg. Aber nicht nur in Warschau wurde diese moderne Folter gebraucht. Nach den glaubwürdigen Angaben der Opernsängerin Frau H. F. (deren Adresse ich auf Wunsch mitteile) ist im ‚Lazarett zu Wildbad im Sommer 1917 ein junger und kräftiger Soldat durch Anwendung des ‚Pantostat‘ zu Tode gefoltert worden. Die Angelegenheit wirbelte damals viel Staub auf, zumal der Vater des Getöteten eingehende Nachforschungen anstellte, welche dann auch die hochehrerliche Folge hatten, daß der behandelnde Arzt — in ein andres Lazarett versetzt wurde. Es ist wohl überflüssig, hinzuzufügen, daß auch dieser Patient ein ‚Prolet‘ gewesen ist.“ Und ebenso überflüssig, zu beteuern, wie fest überzeugt man von vorn herein sein konnte, daß das kriegführende Deutschland sich sehr energisch verbeten hätte, in irgendeiner Beziehung von Oesterreich übertrumpft zu werden.

**Mann mit deutschem Gemüt.** Ein Verlag in Parchim zeigt ein Gedenkblatt: „Auf den Tod meines Sohnes“ an, das man sich in die Stube hängen soll. „Das Blatt erscheint zugleich mit einer Abänderung, sodaß es auch auf den gefallenen Gatten Bezug haben kann. In diesem Falle bitten wir Ausgabe B zu bestellen.“ Für angetraute Stiefzwillinge wird eine Ausgabe C, für leichte Etappenkranke eine Ausgabe D hergestellt.

**Hans Delbrück.** Ich hatte in dem Vertrag von Versailles die Beschuldigung, daß Deutschland „den Weltkrieg vorsätzlich entfesselt“ habe, nicht gefunden und Sie das vorige Mal um Angabe der Stelle gebeten. Sie schreiben mir nun: „Es ist Ihnen ergangen wie den meisten Deutschen, die den Vertrag von Versailles immer noch nicht genau genug kennen. Die Einleitungsformel und der Artikel 231, den Sie anführen, sind allerdings so vorsichtig gefaßt, daß auch Ihre Auslegung vielleicht als nicht ausgeschlossen erscheint. Die Worte aber, die ich zitiert habe, stehen in dem Ultimatum vom sechzehnten Juni, durch das uns die Unterzeichnung abgezwungen wurde. Hier heißt es in der Mantelnote: das Verbrechen des Krieges, der am ersten August 1914 ausbrach, habe Deutschland bewußt (consciemment) begangen, um sich die Hegemonie in Europa zu sichern, und in dem

Abschnitt über 'die Verantwortlichkeiten' (Teil 7) wird gesagt: daß die Reihe der Ereignisse, welche den Krieg auslösten, vorsätzlich durch die Machthaber in Wien, Budapest und Berlin angezettelt und ins Werk gesetzt worden sei (*délibérément ourdie et exécuté*). Als Motiv dieser Politik wird angegeben das Streben nach der Universalherrschaft (*domination universelle*); um diese zu erlangen, habe man Europa in einen allgemeinen Krieg gestürzt (*eh plongeant l'Europe dans une guerre universelle*). Diese Sätze sind die moralische Basis des Friedens, gegen den alle Deutschen und alle Pazifisten der Welt eine Einheitsfront bilden müssen. Auch Herr Kautsky hat, zwar nicht in seiner ersten, aber in seiner zweiten Schrift, 'Delbrück und Wilhelm der Zweite' bekannt und wörtlich geschrieben: 'Ich war sehr überrascht, als ich Einblick in Akten bekam. Meine ursprüngliche Auffassung erwies sich mir als unhaltbar. Deutschland hat auf den Weltkrieg nicht planmäßig hingearbeitet, es hat ihn schließlich zu vermeiden gesucht.' Unter dem 'Weltkrieg' versteht Kautsky, ganz ebenso wie ich, nicht etwa bloß den spätern Krieg mit der ganzen Welt, sondern schon den Krieg mit Rußland und Frankreich.' Während Grelling Wert darauf legt, noch einmal hier festgestellt zu sehen, daß sich nicht darum handelt, ob die Mittelmächte 'den Weltkrieg vorsätzlich entfesselt' haben, sondern 'in erster Linie darum, ob sie ihn tatsächlich unabwendbar gemacht haben, ob sie — wie es in dem Bericht der Entente-Kommission heißt — vorsätzlich daran gearbeitet haben, die vielen vermittelnden Vorschläge der Ententemächte auf die Seite zu schieben und ihre wiederholten Bemühungen um die Verhinderung des Krieges zunichte zu machen.' Diese Auffassung teilt Hans Schwann-Schneider, der in seinem Aufsatz über die 'Schuldfrage' klipp und klar den Gegensatz zwischen den Foerster, Grelling, v. Gerlach und den Delbrück, Montgelas, Dernburg formuliert. Die Welt hat den Streit längst entschieden. Die Berufungsinstanz ist das Weltgericht.

Dr. Karl K. in Berlin. Auf einem stillen Ort der Staatsbibliothek finden sich die folgenden Verse: „Was ist Deutschlands höchste Pflicht, wills nicht lang im Staube wohnen? Brot und Arbeit seinen Treuen, seinem Pöbel blaue Bohnen.“ Darunter: „Wenn es euch an Kohlen mangelt, dann verbrennt berliner Luden, werlet unter eure Kessel Proletarier und Juden.“ Auf dem gleichen Ort der Universitätsbibliothek: „Um den Juden auszuroden, schneide man ihm ab die Hoden, doch den weiblichen Semiten wolle man . . . .“ Unmöglich zu drucken, was hier punktiert ist. Die Verfasser und Anschreiber dieser Poeme werden einmal preußische Richter, Verwaltungsbeamte, Lehrer und Geistliche. Ihre Berufstätigkeit ist hiernach zu werten.

S. W. in Berlin. Sie sprechen in einer Zuschrift an mich die Notwendigkeit aus, daß England endlich einmal den Unterschied zwischen Volk und O. H. L. einsieht. Ich wünschte das auch. Aber wenn ein Land von deutschen offiziellen Vertretern fast immer nur die mensurnarbenbedeckten Helden des reaktionären Paukbodens und Offiziere in einem Zivil kennen gelernt hat, das ihnen so übertrieben kantig sitzt wie ihre sogenannte Weltanschauung! Und wenn ein Land immer wieder erkennen muß, daß der gesamte deutsche Verwaltungsapparat, und besonders die Rechtsprechung, in den Händen von Menschen ist, die den anerkannten Sittlichkeitsprinzipien der Welt fortwährend zuwiderhandeln! Sie haben ihr eignes: das deutsche. Ein Unterschied zwischen der O. H. L., deren Vertreter und Gesinnungsgenossen noch heute an allen maßgebenden Stellen hocken, und dem Volke ist freilich vorhanden: Die O. H. L. hat die Macht, und das Volk ist ohnmächtig.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.

Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.